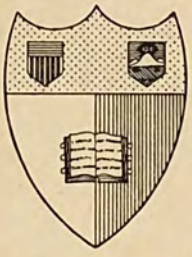
HX
6
N485



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
JACOB H. SCHIFF
ENDOWMENT FOR THE PROMOTION
OF STUDIES IN
HUMAN CIVILIZATION
1918

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 206 802

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Heinrich Cunow

*

Einundvierzigster Jahrgang
Erster Band

Stuttgart 1923
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Inhalts-Verzeichnis

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezenſion, die Zahlen geben die Seiten an)

I. Zeitgeſchichte

A. Politiſche Zeit- und Streitfragen

1. Allgemeines

Barth, E., Um die Meerengen. A . . 25
Cunow, H., Das Gift, das zerſtört. A 221
— Das Ergebnis der Londoner Miniſterkonferenz. A 266
— Der Bruch d. Verſailler Friedensvertrags. A 329
— England, Amerika und der franzöſiſche Einfall in d. Ruhrgebiet. A 315
Engelhardt, Viktor, Die Verteilung der Partei- u. Gewerkſchaftsfunktionäre auf die Berufsgruppen. A 470
Fehlinger, H., Emigration and Immigration. R. 239
Hamburger, E., Republik und Kreisblattpreſſe. A. 177
Janſſon, W., Die neutralen Kriegsgewinne. A. 106
Israel, W., Die große Koalition. A 316
Kampffmeyer, P., Intime Aufſchlüſſe über die Vorgeſchichte des Weltkriegs. A 217
Karſen, Fritz, Georg Burckhardt, Geſchichte des Kultur- und Bildungsproblems. R 486
Laufkötter, Fr., Rauſchenberger, Die ſtaatsrechtl. Bedeutung v. Staatsſtreich und Revolution. R 90
Müller-Brandenburg, H., Betrachtungen zu den »Urſachen des Zuſammenbruchs«. A 341
— Die deutſchvölkiſche Bewegung. A 488
Rauſch, B., Die Saarpolitik Frankreichs. A 393 429
Red., Der türkiſch-griechiſche Krieg. N 24
S.-J., J., Außenpolitiſche Rundſchau. A 19 88 139 185 236 289 321
Sommer, Br., Sachwerte und Reparationsproblem. A 270

2. Amerika

Red., Die Kohlenreſerven d. Vereinigten Staaten. N. 96
— Die landwirtſchaftliche Bevölkerung d. Ver. Staaten Amerikas. N 456

3. Deutſchland

Barth, Erwin, Die Abwehrfront an der Ruhr. A 461
Dill, H., Nicht Föderalismus, ſondern Reichszerſtörung. A 121
Fehlinger, H. F., Johnſon, The German Mind. R. 328
Illge, R., Die ſächſiſchen Landtagswahlen. A 75
— Das Ergebnis der ſächſiſchen Landtagswahlen. A 145
M., H., Ludwig Bendix, Das Streikrecht der Beamten. R 483
— Adolf Lobe, Die Geſetzgebung des Reichs und der Länder zum Schutze der Republik. R 483
Red., Überzeitarbeit in der deutſchen Induſtrie. N 120

4. England

Cunow, H., Die Regierungskriſe in England. A 49
— Vor Neuwahlen in England. A 97
— Die Parlamentswahlen i. England und ihre Bedeutung für die engliſche Politik. A 169
Red., Die engliſche Genoſſenſchaftspartei. N 424
Schapira, Henriette, Die landwirtſchaftlichen Produktivkräfte der britiſchen Dominien. A 54 77

5. Finnland

Grkp., Von der Goltz, Meine Sendung in Finnland und im Baltikum. R 327
— Söderhjelm, Der rote Aufruhr in Finnland im Jahre 1918. R . . . 327

6. Frankreich

Cunow, Heinr., Poincarés politiſche Taktik. A 457
Grotkopp, W., Frankreichs Zoll- und Außenhandelspolitik nach dem Krieg. A 173
Rauſch, B., Die Saarpolitik Frankreichs. A 393 429
Steiner-Jullien, J., Die Arbeiterbewegung Frankreichs. A 403

7. Japan

Red., Japans Handelsmarine. N . . 264

8. Rußland

Hurwicz, E., Krupp in Sowjetrußland. A 378
Laufkötter, Fr., Jul. Braunthal, Vom Kommunismus z. Imperialismus. R 69
— Die Tſcheka. R. 387
O., Ruſſiſche Finanzen. A 6
Red., Der Rückgang der ſüdruſſiſchen Metallinduſtrie. N . . . . . 2(
— Induſtrie und Arbeit in Rußland. N 3(
— Das ruſſiſch-kommuniſtiſche Produktionsexperiment. N . . . . . 3(

B. Wirtschaftspolitik und -lage

1. Zur Wirtschaftsentwicklung

Fehlinger, H., Drury-Witte, Wissenschaftliche Betriebsführung. R . . 144
— Fr. Söllheim, Das Taylorsystem für Deutschland. R 144
Kolar, K., Die Donau und ihre Bedeutung im europäischen Wirtschaftsverkehr. A 356
Sch., M., Der Tonnengehalt der Welthandelsflotte. N 72
Schöttler, W., Zur Frage der Sozialisierung. A 287

2. Volkswirtschaft, politische Ökonomie

F., H., Hans Lage, Vereinheitlichung industrieller Produktion. R . . . 486
Heichen, A., Proletarisierte Völker und Volkswirtschaften. A 1
Hohoff, Die Volkswirtschaftslehre des Thomas von Aquino. A . . . 31
— Zur Kritik der subjektiven Wertlehre. A 81
Laufkötter, Fr., G. Schmoller, Walter Rathenau und Hugo Preuß. R . . 47
— A. Striemer, Wirtschaftliches Denken. Volkswirtschaftliche Vorträge. R 68
— Emil Haemig, Über den Begriff der Sozialwirtschaft. R 94
— Pickhan, Grundzüge der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. R 116
— Ziegler, Einführung in die Volkswirtschaft. R 116
— Potthoff, Die innere Verflechtung der deutschen Wirtschaft. R . . . 116
— L. Seyler, Leitfaden zum Studium der Wirtschaftsgeschichte. R . . . 190
— Diehl, Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardos Grundgesetzen d. Volkswirtschaft und Besteuerung. R 358
Müller-Zinn, Fr., Der Nahrungsspielraum Deutschlands nach dem Weltkrieg. A 137
Schöttler, W., Über Goldlöhne. A . . 136
Tarnow, Fr., Noch etwas über Goldlöhne. A 380

3. Finanzpolitik

Tanow, H., Markkurs u. Wirtschaftskrise. A 297
Heichen, A., Aktive Währungspolitik. A 102
— Die Beteiligung des Sparkapitals am Sachwertbesitz. Das Auersche Sparbankprojekt. A 301
— Eine Arbeiterbank. A 366
Kranold, H., Überlegungen zur Wiedergutmachung u. Stabilisierung. A 309 348
Landauer, K., Gegen die Goldanleihe. A 29
— Inflationismus? A 193
Red., Um das Gold der Reichsbank. A 126
— Schwebende Schulden d. Deutschen Reichs. N 168

4. Genossenschaftswesen

Hüpeden, Th., Die Arbeiterversicherung und das Kreditbedürfnis der Konsumvereine. A 280
Laufkötter, Fr., R. Wilbrandt, Konsumgenossenschaften. R 164
Müller, Das deutsch. Genossenschaftswesen. R 164
Müller, Aug., Kulemann, Genossenschaftsbewegung. R 325

5. Agrarfrage

Marchionini, Karl, Landagitation. A 249
Red., Über den Stand der bayerischen Agrarwirtschaft. N 72

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz

1. Allgemeines

Fehlinger, H., Die internationale Arbeiterorganisation und die deutsche Sprache. A 202
— Die internationale Vereinbarung über den Achtstundentag für die Industrie. A 258 284
— Wages Changes in Various Countries. R 295
Flatow, G., Braun, Die Konzentration der Berufsvereine der deutschen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. R 263
Hoch, G., Jahresberichte der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten u. Bergbehörden. A 15
Laufkötter, Frz., Der Achtstundentag in Theorie und Praxis. A 465
Ortskrankenkassen, Hauptverband d., Zu dem Aufsatz: »Die Arbeiterversicherung und das Kreditbedürfnis der Konsumvereine«. N 359
Red., Ein bedeutsames Nachschlagebuch. N 216
Wissell, R., Die deutsche Sprache auf der Internationalen Arbeitskonferenz. A 256

2. Rechtsreform

Flatow, G., Schlichtung in Arbeitsstreitigkeiten. A 130
— Jacobi, Gewerbe- und Arbeiterrecht. R 388
Lehmann, H., Der Entwurf eines Gesetzes über die unehelichen Kinder und die Annahme an Kindes Statt. A 318 452
Schöttler, W., Der Entwurf eines Stillegungsgesetzes. A 209

3. Wohlfahrtspflege, Gesundheitswesen

Lehmann, H., Bericht über die Tätigkeit der Bezirksfürsorge des Stadtkreises Guben. N 48
— Reitzenstein, Ehe und Prostitution. R 167
— Tagung der Berufsvormünder. A 212

4. Wohnungspolitik

Ellinger, A., Der Zusammenbruch der Bautätigkeit. A 241
Thimm, A., Die »Bergmannswohnungen«. A 156

II. Geschichte und Theorie des Sozialismus

Arbeiterbewegung

1. Geschichte des Sozialismus

Grotkopp, Wilh., Det Danske Socialdemokratis Historie. R 91
Horn, R., Der erste Deutsche Reichstag und die Sozialdemokratie. A 64
Kampffmeyer, P., Marx als Weltrevolutionär im Jahre 1848. A . 425

2. Theorie des Sozialismus

Dietzgen, E., Kapitalismus u. Sozialismus nach neumarxistischer Orientierung. A 370 407
Heichen, A., Proletarisierte Völker und Volkswirtschaften. A 1
Israel, W., Kautskys Kampf mit sich selbst. A 147 198
— In eigener Sache. N 296
Rausch, B., Innere Wandlungen der Sozialdemokratie. A 334
Red., In eigener Sache. N 239

3. Arbeiterbewegung

Laufkötter, Fr., Internationale Gewerkschaftsbewegung. Anhang V: Erster Tätigkeitsbericht d. J. G. B., Anhang VI: Erhebung über den Achtstundentag. R 93
Marchionini, K., Landagitation. A . 249
Schulz, F. O. H., Schärfster Klassenkampf. A 246
Seyler, L., Zwing, Geschichte der deutschen Gewerkschaften. R 70
Steiner-Jullien, J., Die Arbeiterbewegung Frankreichs. A 403

III. Bildungswesen, Philosophie, Literatur und Kunst, Jugend

1. Bildungswesen

Bahlke, H., Die Volksschule i. Volksstaat. A 161
Laufkötter, Fr., Geistige Befreiung der Arbeiterklasse. R 117
Vorländer, K., Philosophieunterricht. A 111
Wegscheider, H., Fritz Karsen, Deutsche Versuchsschulen der Gegenwart. R 481

2. Philosophie, Religion

Dietzgen, E., Auch eine kleine philosophische Betrachtung. A 142
Engelhardt, V., Rudolf Steiner als Typus moderner Religiosität. A 151
— Der religiös-soziale Typus. A . . 225
— Die geistigen Arbeiter. A 352
Fehlinger, H., Fischbach, Allgemeine Staatslehre. R 424
Israel, W., Boehm, Begriffsbildung. R 188
— Philosophische Betrachtungen. A 37
Marck, S., Rudolf Kjellén † A . . . 231
— Schulze-Sölde, Der einzelne und sein Staat. R 46
Neumann, E. W., Kant, Vermischte Schriften. R 95
Peiser, W., Praktische Dialektik. A 260
S., B., Kittel, Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen. R 166
Sternberg, K., Israel, Substanzbegriff und Energieproblem in der modernen Physik. R 22
Vorländer, K., Aristoteles, Lehre vom Schluß. Politik. R 116
— Philosophische Literatur. R . . . 421

3. Literatur, Kunst und Musik

Blumenthal, W., Thomas Mann und seine Werke. A 479
Bromme, W., v. Sien, Taian. R . . 191
— Julie Vogelstein, Lily Braun. R . 487
Fehlinger, H., Martin Braeß, Musikanten und Sänger im Reich der Tiere. R 488
Guttmann, A., Neue Wege der Operette. A 39
K., J., Bock, Der Elfenbeiner. R . . 264
Kl., J., Wassermann, Mein Weg als Deutscher und Jude. R 94
— Thoma, Die Dachserin. R 96
— v. Molo, Im Zwielicht der Zeit. R 96
— Karrilon, Am Stammtisch »Zum faulen Hobel«. R 238
— Bruch, Liebeswunder. R 239
— Berend, Bruders Bekenntnis. R 359
— Heinrich Vogeler, Friede. R . . . 488
— John Jönsson, Der Zufall. R . . . 488
Kliche, J., Neue Klassikerausgaben. R 45
— Karl Henckells Gesammelte Werke A 63
— Marcuse, Gerhart Hauptmann und sein Werk. R 143
— Heinrich Vogeler. A 234
— Zwei niederdeutsche Erzähler. A 293

Kliche, J., Viebig, Unter d. Freiheitsbaum. R 295
— Neurath, Der Preußenkaplan. R 391
— Sudermann, Das Bilderbuch meiner Jugend. R 455
L., Thomas, Gib meine Jugend mir zurück. R 216
— Jugend heraus! R 359
— Paquet, Delphische Wanderung. R 358
Lehmann, H., Richet, Der Mensch ist dumm. R 191
Leſſen, L., Schweizer Erzähler. A . . 385
ln., Grötzſch, Der Zauberer Brufu. R 144
n., Böse, Das Volkslied für Heim und Wanderung. R 456
Quenzel, K., Neues z. Kleist-Problem. A 418
Sch., M., Schneiders Bühnenführer. R 390
Schipfmann, M., Heinemann, Goethekalender. R 389
— Kähler, W., Der Frauen Hausschatz. R 389
Wachenheim, H., Filmluſt und -leid. A 447 475
Weichert, R., Gerhart Hauptmanns Drama und das jüngſte Theater. A 84

4. Frauen

Lehmann, Henni, Die Frauenfrage auf dem Augsburger Parteitag. A 12
— Siebe und Prüfer, Henriette Goldſchmidt. R 119

5. Jugend

Lehmann, Henni, Kurt Bondy, Die proletariſche Jugendbewegung in Deutſchland. R 485
L., Korn, Die Arbeiterjugendbewegung. R 324

IV. Geſchichte, Länder- u. Völkerkunde, Naturwiſſenſchaften

Cunow, H., Aus den Memoiren des Grafen Alfred von Walderſee. A 273
— Pariſer Kaffeehausleben während der großen Franzöſiſchen Revolution. A 413 442
— Kornerup, Peru, das Land der Inkas. R 455
— Fuhrmann, Reich der Inka. R . . 455
Engelhardt, V., Sternberg, Die politiſchen Theorien in ihrer geſchichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart. R 215
Fehlinger, H., Wood, The Discovery of Australia. R 45
— Supan, Leitlinien der allgemeinen politiſchen Geographie. R 71
— Bürger, Kolumbien. R 118
— Chirol, India Old and New. R . . 167
— Rivers, Essays on the Depopulation of Melanesia. R 192
— Wißler, The American Indian. R 192
— v. Luſchan, Völker, Raſſen, Sprachen. R 391
Gerth, K., Hardenberg und die Franzöſiſche Revolution. A 183
Grkp., Vogel, Politiſch. Geographie. R 423
S., B., L. M. Hartmann, Weltgeſchichte in gemeinverſtändlicher Darſtellung. R 189
Schoen, M., Naturwiſſenſchaft und Arbeiterſchaft. A 61
— Linke, Der ewige Kreislauf des Werdens. R 118
Vorländer, K., Zur Kenntnis der Antike. A 206
— Fichte, Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Franzöſiſche Revolution. R . . . 421

Autoren-Verzeichnis

(Die Zahlen geben die Seiten an)

1. Artikel

Bahlke, H., Die Volksſchule im Volksſtaat 161
Barth, E., Um die Meerengen 25
— Die Abwehrfront an der Ruhr. R 461
Blumenthal, W., Thomas Mann und ſeine Werke 479
Cunow, H., Die Regierungskriſe in England 49
— Vor Neuwahlen in England 97
— Die Parlamentswahlen in England und ihre Bedeutung für die engliſche Politik 169
— Das Gift, das zerſtört 221
— Aus den Memoiren des Grafen Alfred von Walderſee 273
Cunow, H., Das Ergebnis der Londoner Miniſterkonferenz 265
— Markkurs und Wirtſchaftskriſe . 297
— Der Bruch des Verſailler Friedensvertrages 329
— England und der franzöſiſche Einfall in das Ruhrgebiet 361
— Pariſer Kaffeehausleben während der gr. Franzöſ. Revolution . 413 442
— Poincarés politiſche Taktik . . . 457
Dietzgen, E., Auch eine kleine philoſophiſche Betrachtung 142
— Kapitalismus u. Sozialismus nach neumarxiſtiſcher Orientierung 370 407
Dill, Hans, Nicht Föderalismus, ſondern Reichszerſtörung 121

Ellinger, A., Der Zusammenbruch der Baukätigkeit 241
Engelhardt, V., Rudolf Steiner als Typus moderner Religiosität ... 151
— Der religiös-soziale Typus 225
— Die geistigen Arbeiter 352
— Die Verteilung der Partei- u. Gewerkschaftsfunktionäre auf d. Berufsgruppen 470
Fehlinger, H., Die internationale Arbeitsorganisation und die deutsche Sprache 202
— Die internationale Vereinbarung über den Achtstundentag für die Industrie 258. 284
Flatow, G., Schlichtung in Arbeitsstreitigkeiten 130
Gerth, K., Hardenberg und die Französische Revolution 183
Grotkopp, W., Frankreichs Zoll- und Außenhandelspolitik nach d. Krieg 173
Guttmann, Neue Wege der Operette 39
Hamburger, E., Republik und Kreisblattpresse 177
Heichen, A., Proletarisierte Völker und Volkswirtschaften 1
— Aktive Währungspolitik 102
— Die Beteiligung des Sparkapitals am Sachwertbesitz. Das Auersche Sparbankprojekt 301
— Eine Arbeiterbank 366
Hoch, G., Jahresberichte der preußischen Gewerbe-Aufsichtsbeamten und Bergbehörden 15
Hohoff, W., Die Volkswirtschaftslehre des Thomas von Aquino 31
— Z. Kritik d. subjektiven Wertlehre 81
Horn, R., Der erste Deutsche Reichstag und die Sozialdemokratie ... 64
Hüpeden, Th., Die Arbeiterversicherung und das Kreditbedürfnis der Konsumvereine 280
Hurwicz, E., Krupp in Sowjetrußland 378
Janssen, W., Die neutralen Kriegsgewinne 106
Illge, R., Die sächs. Landtagswahlen 73
— Das Ergebnis der sächsischen Landtagswahlen 145
Israel, W., Philosoph. Betrachtungen 37
— Kautskys Kampf mit sich selbst 147 198
— Die große Koalition 316
Kampffmeyer, P., Intime Aufschlüsse über die Vorgeschichte des Weltkriegs 217
— Marx als Weltrevolutionär im Jahre 1848 425
Kliche, J., Karl Henckells Ges. Werke 67
— Heinrich Vogeler 234
— Zwei niederdeutsche Erzähler ... 293
Kolar, Karl, Die Donau und ihre Bedeutung im europäischen Wirtschaftsverkehr 356
Kranold, H., Überlegungen z. Wiedergutmachung u. Stabilisierung 309 348
Landauer, K., Gegen die Goldanleihe 29
— Inflationismus? 193
Laufkötter, Franz, Der Achtstundentag in Theorie und Praxis 465
Lehmann, Henni, Die Frauenfrage auf dem Augsburger Parteitag . 12
— Tagung der Berufsvormünder .. 212
— Der Entwurf eines Gesetzes über die unehelichen Kinder und die Annahme an Kindes Statt 318 452
Lessen, L., Schweizer Erzähler 385
Marchionini, K., Landagitation ... 249
Marck, S., Rudolf Kjellén † 231
Müller-Brandenburg, H., Betrachtungen zu den »Ursachen des Zusammenbruchs« 341
— Die deutschvölkische Bewegung .. 438
Müller-Jinn, Fr., Der Nahrungsspielraum Deutschlands nach dem Weltkrieg 137
Peiser, W., Praktische Dialektik .. 260
Quenzel, K., Neues zum Kleistproblem 418
Q., Russische Finanzen 6
Rausch, B., Innere Wandlungen der Sozialdemokratie 334
— Die Saarpolitik Frankreichs 393 429
Red., Um das Gold der Reichsbank 126
S.-J., J., Außenpolitische Rundschau 19 88 139 185 236 289 321
Schapira, Henriette, Die landwirtschaftlichen Produktivkräfte der britischen Dominien 54 77
Schoen, M., Naturwissenschaft und Arbeiterschaft. A 61
Schöttler, W., Der Entwurf eines Stillegungsgesetzes 209
— Zur Frage der Sozialisierung .. 287
— Über Goldlöhne 306
Schulz, F. O. H., Schärfster Klassenkampf 246
Sommer, Bruno, Sachwerte und Reparationsproblem 270
Steiner-Jullien, J., Die Arbeiterbewegung Frankreichs 403
Tarnow, Noch etwas über Goldlöhne 380
Thimm, A., »Bergmannswohnungen« 156
Vorländer, K., Philosophie-Unterricht 111
— Zur Kenntnis der Antike 206
Wachenheim, H., Filmlust u. -leid 447 475
Weichert, R., Gerhart Hauptmann und das jüngste Theater 84
Wissell, R., Die deutsche Sprache auf der Internation. Arbeitskonferenz 256

2. Rezensionen

Aristoteles, Lehre vom Schluß (Vorländer) 116
— Politik (Vorländer) 116
Bendix, Ludwig, Das Streikrecht der Beamten (H. M.) 483

Berend, A., Bruders Bekenntnis (Kl.) 359
Bock, A., Der Elfenbeiner (J. K.) . . 264
Boehm, K., Begriffsbildung (Israel) 188
Bondi, Kurt, Die proletarische Jugendbewegung in Deutschland (Henni Lehmann) 485
Böse, H., Das Volkslied für Heim und Wanderung (n.) 456
Braeß, Mart., Musikanten u. Sänger im Reich der Tiere (H. Fehlinger) 488
Braun, K., Die Konzentration der Berufsvereine der deutschen Arbeitgeber und Arbeitnehmer (Flatow) 263
Braunthal, J., Vom Kommunismus zum Imperialismus (Laufkötter) . 69
Bruch, M., Liebeswunder (Kl.) 239
Burckhardt, Gg., Geschichte d. Kultur- und Bildungsproblems (Karsen) . 486
Bürger, O., Kolumbien (Fehlinger) . 118
Chirol, V., India Old and New (Fehlinger) 167
Diehl, K., Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und Besteuerung (Laufkötter) . . 358
Drury-Witte, Wissenschaftliche Betriebsführung (Fehlinger) 144
Fichte, Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französ. Revolution (Vorländer) 421
Fischbach, O. G., Allgemeine Staatslehre (Fehlinger) 424
Francke, E. und W. Lotz, Die geistigen Arbeiter. 2. Teil: Journalisten und bildende Künstler (Engelhardt) . . 352
Fuhrmann, Reich der Inka (Cunow) 455
Goethe, J. W., Gesamtausgabe (Kliche) 45
Goltz, v. d., Meine Sendung in Finnland und im Baltikum (Grkp.) . . 327
Grötzsch, Der Zauberer Buruku (In.) 144
Haemig, K., Über den Begriff der Sozialwirtschaft (Laufkötter) . . . 94
Hartmann, L. M., Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. 6. Band: Reformation und Gegenreformation (B. S.) 189
Heine, H., Gesamtausgabe (Kliche) . 45
Heinemann, Goethekalender (Schipfmann) 389
Hinrichs, Aug., Romane (Kliche) . . 293
Hirth, Th., Verschiedene Schriften (Vorländer) 206
Henckell, Karl, Gesammelte Werke (Kliche) 67
Ingenieris, J., Prinzipien der biologischen Psychologie (Vorländer) . 421
Israel, Dr. W., Substanzbegriff und Energieproblem in der modernen Physik (Sternberg) 22
Jacobi, E., Gewerbe- und Arbeiterrecht (Flatow) 388
Joel, K., Die philosophische Krisis der Gegenwart (Vorländer) 421
Johnson, F., The German Mind (Fehlinger) 328
Jönsson, John, Der Zufall (J. Kliche) 488
Kähler, W., Der Frauen Hausschatz (Schipfmann) 389
Kant, J., Vermischte Schriften (Neumann) 95
Karrilon, A., Am Stammtisch »Zum faulen Hobel« (Kl.) 238
Karsen, F., Deutsche Versuchsschulen der Gegenwart (Wegscheider) . . 481
Kautsky, K., Die proletarische Revolution u. ihr Programm (Israel) 147 198
Kittel, Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen (B. S.) 166
Korn, K., Die Arbeiterjugendbewegung (L.) 324
Kornerup, E., Peru, das Land der Inkas (Cunow) 455
Kulemann, W., Genossenschaftsbewegung (Müller) 325
Lage, Hans, Vereinheitlichung industrieller Produktion (H. F.) 486
Lamm, M., Swedenborg (Vorländer) 421
Libanius, Apologie des Sokrates (Vorländer) 421
Linke, F., Der ewige Kreislauf des Werdens (Schoen) 118
Lobe, Adolf, Die Gesetzgebung des Reichs und der Länder zum Schutze der Republik (H. M.) 483
Luschan, F. v., Völker, Rassen, Sprachen (Fehlinger) 391
Marcuse, L., Gerhart Hauptmann und sein Werk (Klische) 143
Molo, W. v., Im Zwielicht der Zeit (Kl.) 96
Morel, E. D., Das Gift, das zerstört (Cunow) 221
Müller, A., Das deutsche Genossenschaftswesen (Laufkötter) 164
Neurath, Der Preußenkaplan (Kliche) 391
Paquet, Delphische Wanderung (L.) 388
Pickhan, H. A., Grundzüge der allgemeinen Volkswirtschaftslehre (Laufkötter) 116
Potthoff, H., Die innere Verflechtung der deutschen Wirtschaft (Laufkötter) 116
Rauschenberger, W., Die staatsrechtliche Bedeutung von Staatsstreich und Revolution (Laufkötter) . . . 90
Reitzenstein, F. v., Ehe und Prostitution (H. L.) 167
Richet, Ch., Der Mensch ist dumm (Lehmann) 191
Rivers, W. H. R., Essays on the Depopulation of Melanesia (Fehlinger) 192

Rolfes, E., Aristoteles Lehre vom Beweis (Vorländer) 421
Ruseler, G., Romane (Kliche) 293
Scheffel, V., Gesamtausgabe (Kliche) 46
Schmidt, R., Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen (Vorländer) 421
Schmoller, Gust., Walter Rathenau und Hugo Preuß (Laufkötter) ... 47
Schneiders Bühnenführer (M. Sch.) 390
Schöttler, W., Der Nahrungsspielraum Deutschlands nach dem Weltkrieg (Müller-Zinn) 137
Schultheiß, H., Stirner (Vorländer) 421
Schulze-Sölde, W., Der einzelne und sein Staat (Marck) 46
Seger, G., Die geistige Befreiung der Arbeiterklasse (Laufkötter) 117
Seyler, L., Leitfaden zum Studium der Wirtschaftsgeschichte (Laufkötter) 190
Siebe, J., und J. Prüfer, Henriette Goldschmidt (Lehmann) 119
Sien, O. A. v., Taian (Bromme) ... 191
Sinzheimer, L., Die geistigen Arbeiter, 1. Teil: Freies Schriftstellertum und Literaturverlag (Engelhardt) 352
Söderhjelm, H., Der rote Aufruhr in Finnland im Jahre 1918 (Grkp.) 327
Söllheim, Fritz, Taylorsystem für Deutschland (Fehlinger) 144
Sternberg, K., Die politisch. Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart (Engelhardt) 215
Striemer, A., Wirtschaftl. Denken. Volkswirtschaftl. Vorträge (Laufkötter) 68
Sudermann, H., Das Bilderbuch meiner Jugend (Kliche) 455
Supan, A., Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie (Fehlinger) 71
Thoma, L., Die Dachserin (Kl.) 86
Thomas, Th., Gib meine Jugend mir zurück (L.) 216
Thomas, Viktor, Das Erkenntnisproblem (Israel) 57
Viebig, K., Unter dem Freiheitsbaum (Kliche) 295
Vogel, W., Politische Geographie (Grkp.) 423
Vogeler, Heinrich, Friede (Kl.) ... 488
Vogelstein, Julie, Lily Braun (W. Bromme) 487
Waldersee, Graf A. v., Memoiren (Cunow) 273
Wassermann, J., Mein Weg als Deutscher und Jude (Kl.) 94
Wiinblad, E. und A., Andersen, Det Danske Socialdemokratis Historie (Grotkopp) 91
Wilbrandt, R., Konsumgenossenschaften (Laufkötter) 164
Wißler, C., The American Indian (Fehlinger) 192
Wood, G. A., The Discovery of Australia (Fehlinger) 45
Ziegler, W., Einführung in die Volkswirtschaftslehre (Laufkötter) ... 116
Zwing, K., Geschichte der deutschen Gewerkschaften (Seyler) 70
*** Jugend heraus! (L.) 359
*** Die Tscheka. Russische Hilferufe an das Weltgewissen (Laufkötter) 387
*** Jahresberichte d. preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten u. Bergbehörden (Hoch) 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 1 | Ausgegeben am 6. Oktober 1922 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Proletarisierte Völker und Volkswirtschaften

Eine Ergänzung der Mehrwertlehre

Von Artur Heichen

»Je freier die Konkurrenz durch die Beseitigung aller ‚Monopole', desto rascher konzentriert sich das Kapital in den Händen einer industriellen Feudalität, desto rascher wird die kleine Bourgeoisie ruiniert, desto schneller unterjocht das Land des Kapitalmonopols, England, die umliegenden Länder seiner Industrie. Hebt die ‚Monopole' der französischen, deutschen, italienischen Bourgeoisie auf, und Deutschland, Frankreich, Italien sinken herab zu Proletariern gegenüber der alles absorbierenden englischen Bourgeoisie. Den Druck, den der einzelne englische Bourgeois ausübt auf den einzelnen englischen Proletarier, denselben Druck wird dann die gesamte englische Bourgeoisie ausüben über Deutschland, Frankreich und Italien, und wer namentlich darunter leidet, wird die kleine Bourgeoisie dieser Länder sein.«

Diese Sätze schrieb 1848 Karl Marx in der »Neuen Rheinischen Zeitung«. Und Friedrich Engels schrieb in der gleichen Zeitung Neujahr 1849: »Das Land aber, das ganze Nationen in seine Proletarier verwandelt, das mit seinen Riesenarmen die ganze Welt umspannt hält, das mit seinem Gelde schon einmal die Kosten der europäischen Restauration bestritten hat, in dessen eigenem Schoße die Klassengegensätze sich zur ausgeprägtesten, schamlosesten Form fortgetrieben haben — England scheint der Fels, an dem die Revolutionswogen scheitern, das die neue Gesellschaft schon im Mutterschoß aushungert. England beherrscht den Weltmarkt. Eine Umwälzung der nationalökonomischen Verhältnisse in jedem Lande des europäischen Kontinents, auf dem gesamten europäischen Kontinent ohne England, ist der Sturm in einem Glase Wasser. Die Verhältnisse der Industrie und des Handels innerhalb jeder Nation sind beherrscht durch ihren Verkehr mit anderen Nationen, sind bedingt durch ihr Verhältnis zum Weltmarkt. England aber beherrscht den Weltmarkt, und die Bourgeoisie beherrscht England.«

Vor sieben Jahrzehnten wurden diese Sätze geschrieben, aber sie sind noch heute — mit gewissen Modifikationen natürlich — zeitgemäß. Von dem speziellen historischen Hintergrund abgelöst und in ein einfacheres Deutsch übertragen, besagen sie etwa so viel: Es gibt nicht nur Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse zwischen den Klassen innerhalb der einzelnen Kulturvölker, sondern solche Abhängigkeitsverhältnisse bestehen gleicherweise im internationalen Rahmen zwischen ganzen Völkern und Staaten selbst. Es gibt ausbeutende und ausgebeutete, unterdrückte Völker. Es gibt bourgeoise Nationen, und es gibt proletarische Nationen. Es gibt Klassen und Klassenkampf nicht nur in jedem einzelnen Volke, sondern ebenso auch zwischen den Völkern selbst. Die regionalen, geographisch-politischen Grenzen sind mitunter sehr oft soziale Grenzen, sind Klassenscheiden. Freilich, bis zum Ausbruch des Krieges ist das wenig in die Erscheinung getreten. Im Zeitalter des Imperialismus war die internationale politische und ökonomische Einordnung der zivilisierten Völker (die Kolonialvölker müssen bei dieser Betrachtung

selbstverständlich ausscheiden) eine verhältnismäßig immer noch demokratische, obgleich die mitteleuropäische Nationalitätenfrage wenig zweckmäßig »gelöst« war. Der Weltkrieg hat nun zwar die Nationalitätensplitter »befreit«, wenn auch oft auf eine absonderliche Art, aber er hat jene ökonomische und politische Demokratie zwischen den Völkern und Staaten von Grund auf erschüttert. Die Völker und Staaten wurden dergestalt umgeschichtet, daß heute beispielsweise die effektive durchschnittliche Lebenshaltung des amerikanischen Volkes mindestens dreimal so groß, die des englischen Volkes vielleicht zweimal so groß und die des französischen Volkes noch immer erheblich höher ist als die des deutschen Volkes. Trotz aller pazifistischen Allüren, die an dieser Stelle nicht verkleinert werden sollen, ist beispielsweise der englische Arbeiter mit der Nutznießer dieser Entwicklung geworden. Darüber darf die schlechte Wirtschaftslage in England, dürfen die großen Arbeitslosenziffern nicht hinwegtäuschen. Heute leben die Siegervölker zu einem beträchtlichen Teil von dem Mehrwert, den das deutsche Volk erzeugt oder erzeugt hat oder in Zukunft erzeugen wird. Auch dem englischen und französischen Arbeiter fließen solche Mehrwert-Partikel, die nicht er, sondern sein deutscher Klassengenosse erzeugt hat, zum Verzehr zu. Kein internationaler Kongreß und keine internationale Klassensolidarität kann diesen Tatbestand verdunkeln. Bisher ist von ihm jedenfalls noch niemals die Rede gewesen, obgleich die deutschen Arbeiterführer die Pflicht hätten, das Pochen der Arbeiterführer der Entente auf die moralische Verpflichtung Deutschlands zu Reparationen — eine Verpflichtung, die, wenn sie gewisse Grenzen nicht überschreitet, keineswegs geleugnet werden soll — zu beantworten mit dem Hinweis auf die Divergenzen und übergroßen Unterschiedlichkeiten in der Lebenshaltung der einzelnen Völker. Ein Vergleich zwischen dem durchschnittlichen Lebensstandard der deutschen Arbeiterklasse einerseits und der englischen Arbeiterklasse andererseits würde zu diesem Zwecke vollkommen genügen. Der amerikanische Arbeiter soll schon gar nicht in Betracht gezogen werden, weil sein Lebensstandard schon vor dem Kriege ein höherer war als der seines europäischen Klassengenossen, und weil er noch jetzt zum Teil von den akkumulierten Kriegsgewinnen lebt, die Amerika durch Kriegslieferungen erzielt hat, die nunmehr als Schulden der Assoziierten an Amerika zu Buche stehen und die — auf dem Umweg über die Reparationszahlungen Deutschlands — in einer späteren Zeit getilgt werden sollen. Auch Amerika ist somit indirekt an deutschen Mehrwertleistungen interessiert und beteiligt.

Solche Unterschiedlichkeiten und übergroßen Differenzierungen in der Lebenshaltung der einzelnen Völker konnten natürlich nur entstehen, indem auf dem Umweg über die sogenannte »Alleinverantwortlichkeit Deutschlands am Weltkrieg« die Tilgung und Beseitigung der Kriegsschäden einseitig den besiegten Völkern aufgebürdet wurden. Jene Kriegsschädenüberwälzung hatten nun keineswegs etwa, wie anfänglich viele Sozialisten glaubten, die Kapitalisten der betroffenen Länder gleichsam unter sich auszumachen, während das Proletariat mit verschränkten Armen als unbeteiligter Dritter zuschauen konnte. Daß solche Illusionen in den Köpfen der deutschen Arbeiterschaft spukten, zeigt die Formel, die man in den ersten Nachkriegsjahren recht häufig hören konnte: Der Kapitalismus hat den Krieg verschuldet, die Kapitalisten sollen ihn auch bezahlen. Es war nur die praktische Schluß-

folgerung dieser Auffassungen, wenn man die »Erfassung der Sachwerte« forderte, um auf diese Weise das Reparationsproblem zu »lösen«. Wohlgemerkt — die Forderung nach einer »Erfassung der Sachwerte« als innerpolitische Forderung, als Forderung steuerlicher Gerechtigkeit ist durchaus berechtigt, hat ihren guten Sinn und ist durchführbar, sobald wir wieder eine stabile Währung haben und sobald das Reparationsproblem einigermaßen befriedigend gelöst ist. Wird diese Parole vorzeitig ausgegeben — und da die Fusion zwischen der S. P. D. und der U. S. P. vollzogen ist, muß man befürchten, daß das der Fall sein wird —, muß sie zu einem eklatanten Mißerfolg führen. Eine vorzeitige »Erfassung der Sachwerte« ist entweder ein Ding der Unmöglichkeit, oder sie wäre eine Verräterei gegen das eigene Volk, für die die Sozialdemokratie ihre Quittung sicherlich später einmal erhalten würde. Die »Erfassung der Sachwerte« selber ergibt niemals Devisen, sondern nur Papiermarkbeträge, mag man nun an eine Goldhypothek oder an Sondersteuern auf Sachwerte denken. Man würde also vor der Aufgabe stehen, diese Papiermarkbeträge in reparationsfähige Devisen zu verwandeln. Das könnte aber nur auf dem Wege des Warenexports, also der Ausfuhrsteigerung erfolgen. Man stände auf diese Weise wieder am Anfang aller Dinge und vor dem gleichen Problem, wie es sich auf jeden Fall — mit und ohne Erfassung der Sachwerte ergeben hätte. Eine effektive Erfassung der Sachwerte, eine Mobilisierung solcher Werte wäre nur auf dem Umweg über die Gratisaktien möglich gewesen. Die deutschen Aktiengesellschaften hätten ihr Kapital um eine bestimmte Quote vermehren müssen, und diese Aktien wären entweder an internationalen Finanzplätzen gegen Golddevisen verkauft oder — das wäre der wahrscheinlichere Weg gewesen — wären der Reparationskommission zur Gutschrift auf Reparationskonto übergeben worden (ein ähnliches waren die Pfänderforderungen Poincarés) und von dieser wiederum den Kapitalisten der Ententeländer überliefert worden.

Auf diese Weise wäre die Verfügungsfreiheit über einen erheblichen Teil der deutschen Produktionsmittel in die Hände der Ententegläubiger und des Ententekapitalismus übergegangen. Wenn ausgerechnet Sozialisten, wie es wirklich manchmal bedenklicherweise den Anschein hatte, ihre Hände dazu gereicht hätten, um die Verfügung über die heimatlichen Produktionsmittel fremden Kapitalisten in die Hände zu drücken, um deutsches Volksvermögen einem mehrwerthungrigen Gegner auszuliefern, dann wäre das eine Ironie der Weltgeschichte, wäre das vielleicht die heroische Tat eines entäußerungsfähigen Pazifismus, wäre aber auch ganz einfach ein Verrat an den Interessen der Volksgesamtheit gewesen, ein Verrat, der nach historischer Logik nicht hätte straflos bleiben können. Solche »roten Lakaien der Entente« sind leider zahlreich genug am Werke gewesen — das muß ausgesprochen werden, selbst wenn es mißfällt, nicht etwa, um jetzt zur Zeit der Fusion beider sozialistischer Parteien alte Wunden aufzureißen, sondern um zu verhindern, daß solches Lakaientum gegenüber der Entente in die neue Gesamtpartei eindringt und sie rechts und links diskreditiert. Die Forderung der »Erfassung der Sachwerte« wird wieder aktuell werden, aber unter anderen Verhältnissen. Mit der Reparationsfrage selber hat sie nichts zu tun. Reparationen sind aus dem Volkseinkommen, nicht aus dem Volksvermögen zu zahlen — so ist der Begriff der »Leistungsfähigkeit«

Deutschlands zu interpretieren. Aus diesem Einkommen darf so viel gezahlt werden, daß dem deutschen Volke eine erträgliche Lebenshaltung verbleibt, die von der anderer Völker nicht zu sehr absticht. Erst Brot, dann Reparationen! sagte der Reichskanzler mit Recht. Und mit dem gleichen Recht erhob Leipart die Forderung, daß die Reparationen mit dem Achtstundentag in Einklang zu bringen seien. Leider ist die Begrenzung der Leistungsfähigkeit Deutschlands in diesem Sinne von seiten der deutschen Gewerkschaften reichlich spät erfolgt. Und auf dem letzten internationalen Gewerkschaftskongreß ist ein solches Wort, das von weittragender internationaler Bedeutung wäre, meines Wissens überhaupt noch nicht gefallen. Wieviel an Reparationen Deutschland zahlen kann, das hängt doch letztlich davon ab, bis zu welchem Grade das deutsche Volk und in erster Linie wieder die Arbeiterschaft, die den größten Teil des Volkes repräsentiert, überhaupt gewillt und gesonnen ist, sich Konsumeinschränkungen gefallen zu lassen. Hier liegt der Schlüssel des Reparationsproblems, das hat vor mehr als Jahresfrist kein anderer deutlicher zum Ausdruck gebracht als Mac Kenna. Produktivitätssteigerungen, die die Ansprüche an den Konsum entlasten könnten, erfordern erfahrungsgemäß längere Zeiträume!

Der Mehrwert in proletarisierten Volkswirtschaften

Ausbeutungsverhältnisse bestehen also nicht nur zwischen den einzelnen Klassen, sondern ebenso auch zwischen den einzelnen Völkern. Unter dem Regime der Friedensverträge und der Reparationen und im Zeitalter schwankender Papierwährung erscheint diese »Ausbeutung«, wenn man das so nennen will, in folgender Gestalt. Die deutsche Volkswirtschaft produziert Mehrwert, der nicht neuer Kapitalakkumulation und nicht dem Luxuskonsum der herrschenden Klassen dient, sondern der an fremde Volkswirtschaften abfließt und sich dort über alle Bevölkerungsklassen in einer Weise ergießt, die hier nicht zu untersuchen ist. Dieser Mehrwert erscheint unter verschiedenerlei Form:

1. In Gestalt der Reparationen, die friedensvertraglich geregelt sind. Dabei ist eine besondere Form jener verschleierte Mehrwert, der sich ergibt, wenn deutsche Sachleistungen mit einem zu niedrigen Preis auf Reparationskonto gutgebucht werden (zum Beispiel die Reparationskohlen, die nur zum deutschen Inlandspreis angerechnet werden) oder wenn deutsches liquidiertes Eigentum, das auf dem Wege über die Clearingzahlungen errechnet wird, im Ausland von seiten der Entente verschleudert worden ist.

2. In Gestalt indirekter Substanzverluste beim Außenhandel, die eine Folge der Währungsschwankungen, eine Folge des Auseinanderklaffens zwischen der inneren Kaufkraft des Geldes und dem valutarischen Außenwert unserer Reichsmark ist. Veranschlagt man die statistisch erfaßte Ausfuhr und Einfuhr zusammen mit zirka 8 Milliarden Goldmark, und rechnet man, daß wir in den letzten Jahren unseren Import wegen des Hochstandes gewisser Valuten mit vielleicht 20 Prozent überzahlt, dagegen unsere Ausfuhr um zirka 30 Prozent zu billig abgegeben haben, so resultierte hieraus ein funktioneller Verlust in unserem Außenhandel um zirka 4 Goldmilliarden jährlich. Sollte der Verlust tatsächlich nur 3 oder $2^1/_2$ Milliarden betragen, ist die Schädigung für

unsere Volkswirtschaft noch immer schlimm genug. Freilich hat Deutschland durch den Export von Marknoten, Markforderungen und Markeffekten (es werden Ziffern von zusammen zirka 80 bis 120 Milliarden Papiermark genannt) auch Gewinne insofern erzielt, als diese in den Händen des Auslandes befindlichen Markbestände durch das Sinken der Markvaluta eine stetige Entwertung erfuhren. Aber der Gewinn, den Deutschland auf diese Weise in der Zeit vom Waffenstillstand bis zur Gegenwart erzielen konnte, kann sich nach meiner Berechnung im Maximum auf jährlich nur zirka eine halbe Goldmilliarde belaufen und verändert jene Zahl von $2^1/_2$ bis 4 Milliarden nicht sehr wesentlich. Erst jetzt fängt man an, zu erkennen, daß der deutsche Außenhandel in der Zeit seit dem Waffenstillstand bis in die Gegenwart hinein, wenn auch im letzten Jahr gemildert durch eine wirksam werdende Außenhandelskontrolle, das gigantischste Verlustgeschäft gewesen ist, das die Weltgeschichte jemals sah. Der Gesamtverlust in jenen vier Jahren, selbst unter Abzug von zirka $4^1/_2$ bis 2 Milliarden Goldmark Gewinn aus dem Markexport, kann auf zirka 10 Milliarden Goldmark veranschlagt werden. Die funktionellen Störungen unserer Zahlungsbilanz infolge der Währungsschwankungen erweisen sich also noch verhängnisvoller als die eigentlichen Reparationszahlungen selbst, obwohl die Währungsschwankungen in der Hauptsache erst ein Ergebnis des Reparationssystems sind. Jetzt wird manches erklärlich. Reparationszahlungen und jene Außenhandelsverluste zusammen haben jene Blutleere in dem Körper unserer Volkswirtschaft erzeugt, deren Symptom die herrschende Geld- und Kapitalknappheit und Kreditnot ist. Die liquiden Teile unseres Volksvermögens sind gleichsam aus dem Körper der deutschen Volkswirtschaft ausgeblasen und ausgepumpt worden und in fremde Volkswirtschaften übergegangen. Kapitalwanderungen und Mehrwertwanderungen!

3. Der Mehrwert, der ins Ausland fließt, erscheint in einer dritten Form als Substanzverlust bei Kapitalübertragungen an das Ausland in der Form, die man als Überfremdung und Ausverkauf bezeichnet. Überfremdungserscheinungen sind an sich schon ein Zeichen beginnender oder in Fluß befindlicher Proletarisierung einer Volkswirtschaft. Das Eigentum und der Besitz und die Verfügungsgewalt über bestimmte Produktionsmittel geht in die Hände des Auslandes über. Aber diese Eigentumsübertragung ist, und das ist das Wesentliche, mit erheblichen Substanzverlusten für die heimische Volkswirtschaft verknüpft, mit Verlusten, die das heimische Volksvermögen mindern, seinen zukünftigen Ertrag schmälern und die hinwiederum dem Ausland als unbezahlter Mehrwert zuwachsen. Hierbei ist vor allem an den Übergang von Aktien und von Häusern und Grundbesitz ans Ausland zu denken. Die deutschen Aktien stehen heutzutage — wegen der in Deutschland herrschenden Kapitalknappheit und wegen der allgemeinen Verarmung — außerordentlich niedrig in ihrem Börsenwert, ja sie repräsentieren, wie man berechnen kann, heute vielleicht nur den sechsten bis zehnten Teil des wahren inneren Goldwerts, den sie in späteren Jahren unter normalen Verhältnissen doch wieder einmal erreichen müssen. So kann das Ausland gegenwärtig für ein Spottgeld deutsche Aktien erwerben (und es hat diese Gelegenheit längst ergriffen) mit der ziemlich sicheren Aussicht, dabei späterhin große Spekulationsgewinne zu

erzielen. Mit diesen Spekulationsgewinnen wird die deutsche Zahlungsbilanz, wird die Kapitalbildung und die Lebenshaltung zukünftiger Generationen belastet, wenn diese Effekten nach Deutschland zurückfließen. Ich gehe nicht so weit wie der professionelle Schwarzmaler Gothein, der annimmt, daß sich bereits ein Drittel des gesamten deutschen Aktienbesitzes in den Händen des Auslandes befindet. Nein, so schlimm stehen die Dinge noch nicht, aber man sollte den Umfang des Aktienverkaufs auch keineswegs unterschätzen. Nicht minder wichtig sind die Substanzverluste beim Übergang von Haus- und Grundbesitz ans Ausland. Der sozialpolitischen Beschränkung der Mietpreisbildung halber wird der deutsche Haus- und Grundbesitz gegenwärtig außerordentlich niedrig bewertet. Auch diesen Umstand hat sich das Ausland in großem Maßstab zunutze gemacht und Haus- und Grundbesitz (namentlich in Großstädten und im besetzten Gebiet) in großen Mengen an sich gebracht. Diese Teilhaberschaft des valutastarken Auslandes an der deutschen Sozialpolitik ist wenigstens in der Form, wie sie bisher erfolgt ist, außerordentlich bedenklich und beeinträchtigt den Wert der künstlichen Mietpreisbeschränkung in hohem Grade.

Der Lohn in der proletarisierten Volkswirtschaft

In der gewöhnlichen kapitalistischen Volkswirtschaft kommt von dem »vollen Arbeitsertrag« (A) der Gesamtprofit (P) in Abzug, der hinwiederum zum weit überwiegenden Teil für Ergänzung und Erweiterung der Wirtschaft und zum kleineren Teil dem Luxuskonsum der herrschenden Schichten dient. Die Formel für den Lohn (L) heißt also:

$$1.\ L = A - P$$

In der proletarisierten Volkswirtschaft treten dazu noch dreierlei verschiedene Abzüge hinzu, die den oben aufgeführten Mehrwertformen unter 1 bis 3 entsprechen. Es handelt sich um einen Abzug, der dem kopfmäßigen Anteil des Arbeiters an den Reparationen und Kontributionen unter 1 entspricht, also gewissermaßen um die Reparationsrate (R), ferner zweitens um jene »Außenhandelsverluste« bei schwankender Währung (W) und drittens um die »Überfremdungssubstanzverluste« (U). Die Formel für den Lohn in einer proletarisierten Volkswirtschaft lautet nunmehr

$$2.\ L = A - P - (R + W + U)$$

R + W + U ist die Gesamtsumme des Mehrwerts, die sich zwischenstaatlich gewissermaßen auf Wanderung befindet und die von den proletarischen in die »bourgeoisen« Volkswirtschaften fließt.

Russische Finanzen

Eine größere amtliche Mitteilung über das russische Budget der ersten neun Monate des Jahres 1922 und über die Grundsätze der russischen Finanzpolitik überhaupt findet sich im Ergänzungsheft vom 4. August 1922 zu den »Informations Sociales« (Vol. III, Nr. 3), die das Internationale Arbeitsamt des Völkerbundes in Genf fortlaufend herausgibt. In Deutschland sind diese Veröffentlichungen bekanntlich zu beziehen durch das Amt Berlin NW 40, Scharnhorststraße 36, das von der Genfer Zentrale auch zu

diesem Zweck eingerichtet ist. Meines Wissens ist diese Veröffentlichung in der deutschen Öffentlichkeit noch nicht bekannt, trotzdem sie sehr belehrende Einblicke in das Finanzwesen der Sowjetrepublik erlaubt. Sie wurde von der russischen Kommission auf der letzten Haager Konferenz als Beilage zum Protokoll der zweiten Sitzung der zweiten nichtrussischen Unterkommission (Schulden) überreicht. Das Nachfolgende ist möglichst wörtlich nach dem in den »Informations« veröffentlichten Original übersetzt.

I. 1. Art der Aufstellung des Budgets. Das Budget der russischen Republik wird vom Kommissariat der Finanzen aufgestellt. Dieses erhält die Kreditanträge der übrigen Kommissariate und der Regierungsabteilungen, prüft sie, streicht sie zusammen und arbeitet dann einen Voranschlag aus, den es dem Rate der Volkskommissare unterbreitet. Der letztere prüft ihn und legt ihn dem Zentralen Exekutivkomitee zur Genehmigung vor.

Der Voranschlag für die ersten neun Monate des Jahres 1922 (vergl. Tabelle III) ist vorläufig, denn das nächste fiskalische Rechnungsjahr wird am 1. Oktober 1922 beginnen und zwölf Monate dauern.

Das Budget ist in Goldrubeln aufgestellt, um den Berechnungen eine festere Grundlage zu geben, was unmöglich wäre, wenn die Ziffern in Papierrubeln ausgedrückt sein würden, weil diese besonders in der Vergangenheit einem starken Kurswechsel unterworfen waren und noch heute sind. Die Art der Umrechnung des Goldrubels in Papierrubel geschieht folgendermaßen: Zu Beginn eines jeden Vierteljahres setzt das Kommissariat der Finanzen auf Grund der statistischen Angaben, über die es verfügt, den Kurs des Goldrubels in Papierrubel für die nächsten drei Monate fest. Nach diesem Kurs werden sowohl die Einnahmen wie die Ausgaben umgerechnet. Für die ersten sechs Monate des laufenden Jahres wurde der Kurs monatlich festgestellt. Die Feststellung für ein Quartal findet zum ersten Male für die Zeit vom Juli bis September statt.

2. Einnahmen. Augenblicklich ist das russische Budget weder unter »Einnahmen« noch unter »Ausgaben« in ein ordentliches und in ein außerordentliches getrennt. So steht die außerordentliche und direkte Personalabgabe, deren Ertrag zur Bekämpfung der Hungersnot bestimmt ist, unter den ordentlichen Einnahmen. Ebenso aber auch die Ausgaben zur Bekämpfung der Hungersnot.

a) Ertrag der Staatsunternehmungen. Für das Budget 1922 sind unter dieser Rubrik folgende Einnahmen vorgesehen (in Millionen Goldrubel):

Transporteinnahmen	295,8
Domänen und Staatshandel	67,0
Verstaatlichte Industrien	66,0
Zurückerstattung der Vorschüsse, die der Staat den vertrusteten Unternehmungen gewährte	150,9
Zusammen	579,7

Diese Ziffer umfaßt nicht allein die Geldeinnahmen, sondern auch Naturallieferungen. Indessen wird die Naturallieferung allmählich durch die Geldzahlung ersetzt.

b) Die Landsteuer soll für die ersten neun Monate des Jahres 1922 319,2 Millionen Goldrubel bringen. Sie wird in Naturalien, in Gestalt von Landesprodukten erhoben, die die Bauern liefern.

c) Die Verbrauchsabgaben, die gegen Ende 1921 wieder eingeführt wurden, sollen 80 Millionen Goldrubel erbringen. (Die Tabelle für die Einzelheiten fehlt noch.)

d) Die direkten Steuern bestehen gegenwärtig in drei Hauptabgaben: a) Die Handels- und Industriesteuer, die von Unternehmungen aller Art (privaten, genossenschaftlichen und vertrusteten) erhoben wird. b) Die provisorische Steuer zur Bekämpfung der Hungersnot, die nur für ein Jahr eingezogen wird. c) Die Einkommensteuer, die soeben eingeführt wurde und mit deren Erhebung im Herbst begonnen wird.

c) Die im Fragebogen der nichtrussischen Kommission erwähnten Kontributionen sind seit 1920 vollständig aufgehoben.

f) Die Zölle erscheinen wieder im Budget, weil ein großer Teil der eingeführten Waren für Privatorganisationen bestimmt ist.

g) Der Umfang jeder Emission wird im voraus durch einen Sonderausschuß des Rates der Volkskommissare bestimmt. Folglich kann das Kommissariat der Finanzen keinerlei Konversionskurs für den Goldrubel bestimmen, der etwa eine Vermehrung der Emissionen in Papierrubeln über die Höhe hinaus, die der genannte Sonderausschuß der Volkskommissare festgesetzt hat, herbeiführen würde.

3. Ausgaben.

a) Verwaltungs- und militärische Ausgaben. Die Antwort auf diese Frage liefert die Tabelle III.

b) Die produktiven Kommissariate sind: 1. Finanzen. 2. Ackerbau. 3. Lebensmittelversorgung. 4. Oberster Wirtschaftsrat. 5. Auswärtiger Handel. 6. Verkehrswege. 7. P. T. T. Ihre Kredite sind in der Tabelle III aufgezählt.

4. Das Defizit wird gedeckt:

a) dadurch, daß der Konversionskurs des Goldrubel in Papierrubel so stark als möglich herabgedrückt wird;

b) durch die Ausgabe von Anleihen. Die erste sogenannte »Getreideanleihe« wurde soeben ausgegeben und hat 20 Millionen Goldrubel, den Wert von 10 Millionen Pud Getreide erbracht; eine zweite solche Anleihe folgt im Herbst;

c) durch die Ausgabe von Papiergeld. Der Betrag jeder Emission wird für jedes Vierteljahr durch eine besondere Kommission des Rats der Volkskommissare im voraus bestimmt.

5. Kann man eine Vermehrung dieser Einnahmen erwarten? Die Tabelle IV (die im Original noch fehlt) zeigt die ständige Zunahme der Erträge seit 1921. Sobald mehrere Abgaben auf den Verbrauch und auf das Einkommen, die bereits zum Gesetz erhoben, aber noch nicht organisiert sind, zu laufen beginnen, wird sich die Lage noch beträchtlich verbessern.

II. Umlauf der Kreditmittel.

1. Geldumlauf.

a) Welchen Wert hat der Goldrubel? Der Goldrubel, der dazu dient, das Budget festzustellen und den Ertrag gewisser Steuern und Taxen zu bestimmen, ist eine Rechnungseinheit wie der Goldfrank, der der internationalen Postverrechnung dient. Sein Preis in Papierrubeln auf dem Moskauer Markte schwankt beträchtlich, denn die Spekulation macht einen starken Unterschied zwischen gemünztem Gold und Goldbarren. Das erstere wird mit einem Aufschlag von ungefähr 30 Prozent bezahlt. Der amtliche Preis für Gold jeder Art wird durch die Staatsbank bestimmt, die das Monopol für alle Geschäfte im Geldwechsel und mit Edelmetallen besitzt. Er beruht auf dem Preis des Goldbarren. Daraus ergibt sich ein gewisser Unterschied zwischen diesem Preis und demjenigen des spekulativen Marktes. Mitte Juni kostete ein Goldstück von 10 Rubel auf dem Markte 18 Millionen Papierrubel, während ihn die Bank mit etwa 12 Millionen festgesetzt hatte.

b) Da der Goldrubel heute entweder ein Goldstück oder eine Rechnungseinheit ist, wird die Frage nach seiner Sicherung nicht praktisch. Was die Noten betrifft, die die Staatsbank ausgeben wird, so werden die Einzelheiten der Ausgaben und der Sicherheit für diese Noten in einer besonderen Denkschrift ihre Darlegung finden (auch diese Denkschrift fehlt noch im vorliegenden Abdruck).

c) Betrag des Umlaufs in Gold- und Papierrubel. Es ist unmöglich, auch nur annähernd den Betrag der Goldmünzen zu schätzen, die sich im Umlauf befinden. Sicher hat ein beträchtlicher Teil des russischen Goldvorrats das Land verlassen, und der Rest wird im allgemeinen versteckt. So bleibt nur ein unbedeutender Betrag auf den Märkten der Hauptstädte im Umlauf. Der Wert der Emissionen in Papiergeld ist in der nachfolgenden Tabelle I angegeben.

d) Das Verhältnis zwischen dem Sowjetrubel, dem alten Rubel und den verschiedenen auswärtigen Geldsorten. Unter dem 17. Juni hat die Staatsbank folgende Kurse für den Rubel in der Ausgabe für 1920 festgesetzt: Pfund Sterling 1080, amerikanischer Dollar 230, kanadischer Dollar 210, 1 Papierfrank 20, 1 Goldfrank 43, 1 schwedische Krone 56, 100 deutsche Mark 88, 100 polnische Mark 6, 100 estnische Mark 50, 100 lettische Rubel 80, ein 10-Rubel-Goldstück 1200, Goldbarren à 1 Zolotnik 480, Platinbarren à 1 Zolotnik 1680.

e) Wie und von wem wird dieses Verhältnis bestimmt? Durch die Staatsbank, die den Kurs des Goldbarrens zur Grundlage nimmt. Die Spekulation bezahlt einen Aufschlag auf gemünztes Gold und verlangt für den Goldwechsel ein höheres Agio. Der Unterschied ist etwa 25 bis 30 Prozent.

f) Ist eine Gold- oder andere Metallreserve vorhanden und wie hoch ist ihr Betrag? Die Metallreserve besteht in Gold, Platin und Silber. Im Februar 1922 war sie in zwei Teile geteilt, von denen der eine eine unangreifbare Reserve für den Staat darstellte und der andere für den Außenhandel benutzt wurde. Ferner hat sich die Staatsbank auf dem Wege des Ankaufs im freien Markt einen gewissen Vorrat von Gold und fremdem Geld gesichert, der zur Deckung der Staatsnoten dienen wird, die sie demnächst ausgibt.

g) Mitteilungen über die Geschäfte der Staatsbank. (Diese Mitteilungen sollen erst später gegeben werden.)

h) Mitteilungen über die gesetzlichen Bestimmungen, die den Geldverkehr regeln. Lange Zeit gab es keine Geldwechselgeschäfte mehr in Rußland, denn die Verstaatlichung des Außenhandels führte dahin, in den Händen des Staates alle verfügbaren Geldmittel zu konzentrieren. Auf dem privaten Markte, der während dieser Zeit bestand, wurden lediglich gewisse Wechselgeschäfte mit auswärtigen Banknoten gemacht, die in der Hauptsache von den auswärtigen Vertretungen in Moskau herrührten. Nach der Schaffung der Staatsbank erlaubte eine Verfügung die Ansammlung fremden Geldes, der Edelmetalle usw. im Besitz Privater, behielt aber der Bank das Monopol der Geschäfte mit diesem Geld und Metallen vor. Die Bank betrieb diese Geschäfte sehr lebhaft, wußte Beziehungen zu dem Ausland zu gewinnen und wurde ermächtigt, vom Ausland Anweisungen zu übernehmen, die heute in Moskau in fremdem Geld ausgezahlt werden können und über die der Empfänger frei verfügen kann. Zugleich wurden Privatpersonen, private und halb staatliche Unternehmungen ermächtigt, Handelsgeschäfte mit dem Ausland zu treiben. Infolgedessen steigt der Umfang des Geldverkehrs auf den russischen Märkten fortwährend.

Tabelle I. Monatlicher Umlauf des Papiergeldes in Milliarden Rubel.

Jahr	1917	1918	1919	1920	1921	1922
Januar	—	1,9	4,1	35,2	130,3	12021,9
Februar	—	1,4	3,8	32,8	189,3	18832,1
März	—	3,0	5,8	47,6	198,5	26945,6
April	—	4,2	5,9	47,1	230,5	45893,2
Mai	—	2,5	11,4	62,9	205,1	65000,0
Juni	—	3,0	8,5	61,2	224,8	85000,0
Juli	—	2,6	12,1	68,9	461,0	—
August	—	2,3	13,8	70,6	702,6	—
September	—	2,8	22,0	93,9	1023,7	—
Oktober	—	2,8	21,9	117,6	1950,3	—
November	2,6	3,0	22,4	132,8	3365,0	—
Dezember	2,3	4,0	32,5	173,0	7694,2	—
Zusammen	4,9	33,5	164,2	943,6	16375,3	253692,8

Umlauf des Papiergeldes am 1. Juli 1922: 271236 Milliarden Rubel.

Budget-Voranschlag für Januar bis September 1922[1]

Tabelle III.

Einnahmen

	In Goldrubel (vor dem Krieg) zu bezahlen in Geldzeichen	Proz.	In Goldrubel zu bezahlen in Metall oder fremd. Devisen	Proz.
Direkte Steuern	39000000	3,8	—	—
Indirekte Steuern	80076900	8,1	—	—
Zölle	5908000	0,6	150000	0,1
Transportmittel aus P.T.T.	295876725	29,8	—	—
Domänen und Staatshandel	35110230	3,5	32059821	25,5
Lebensmittel, Gebrauchsartikel u. Rohstoffe	319277043	32,2	—	—
Verstaatlichte Industrien	66500000	6,7	—	—
Wiedereinnahmen von Auslagen, die der Staat gemacht hatte	150950250	15,2	100000	0,1
Verschiedenes	773920	0,1	—	—
Ankauf von Gold und Platin	—	—	15000000	11,9
Aus der Goldreserve des R.S.F.S.R.	—	—	78446907	62,4
Zusammen	993473068	100,0	125756728	100,0
Überschuß der Ausgaben über die Einnahmen	138552041	—	—	—
Zusammen	1132025109	100,0	125756728	100,0

Ausgaben

	In Goldrubel (vor dem Krieg) zu bezahlen in Geldzeichen	Proz.	In Goldrubel zu bezahlen in Metall oder fremd. Devisen	Proz.
Zentrales Exekutivkomitee	3884759	0,3	—	—
Rat des Volkskommissariats und der Arbeit und der Verteidigung	967851	0,1	—	—
Kommissariat der auswärtigen Angelegenheiten	1684261	0,1	2343117	1,9
Kommissariat des Innern	36149433	3,2	310000	0,3
- der Nationalitäten	633306	0,06	—	—
- der Justiz	4885340	0,4	—	—
- des öffentlichen Unterrichts	37871855	3,4	1164	0,0
- der Volkshygiene	25084928	2,3	21642	0,02
- - Arbeit	2393270	0,2	—	—
- der sozialen Wohlfahrt	404291	0,04	—	—
Direktion der Statistik	4036278	0,4	—	—
Kommissariat der landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeitsüberwachung	2704190	0,2	89540	0,1
Kommissariat der Finanzen	105978196	9,4	33168594	26,4
- - Landwirtschaft	37172624	3,3	403405	0,3
- - Lebensmittelversorgung	188440875	16,6	51225000	40,7
Oberster Wirtschaftsrat	94694064	8,4	4108300	3,3
Kommissariat des auswärtigen Handels	4578088	0,4	788288	0,6
- der Verkehrsmittel	259401538	22,9	27989650	22,2
- - P.T.T.	23624868	2,1	431250	0,3
- des Krieges	185690610	16,4	4845217	3,8
- der Marine	26327310	2,3	—	—
Verbündete und autonome Republiken	85411156	7,5	31560	0,03
Zusammen	1132025109[2]	100,0	125756728[2]	100,0

[1] Tabelle II und IV, die im Text erwähnt sind, fehlen im Abdruck der »Informations«. Der Übersetzer.

[2] Die Zusammenfassung der Summen in der zweiten und vierten Spalte ergibt 1132019091 und 125756727.

Soweit der Wortlaut der amtlichen russischen Mitteilung. Bei dem außerordentlich lückenhaften und provisorischen Charakter derselben lassen sich meine Bemerkungen sehr kurz fassen. Bestätigt wird die völlige Umkehr der Sowjetregierung auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik, von der man schon weiß. Sie hat die zwei Jahre lang ohne Erfolg geübte streng monopolistische Richtung aufgegeben und erlaubt nicht nur wieder die Ansammlung von Geld und Edelmetall, sondern auch den Geld- und Warenhandel Privater mit dem Ausland. Kostbar ist der an diese Mitteilung gehängte Schlußsatz in seiner lapidaren Kürze und Beredsamkeit: »Infolgedessen nimmt der Umfang des Wechselgeschäfts, das auf den russischen Märkten abgeschlossen wird, fortwährend zu.« Auch die finanztechnischen und budgetären Mittel, mit denen die Sowjetrepublik arbeitet, nähern sich wieder denjenigen der kapitalistischen Staaten. Der Voranschlag für 1922, wie er oben wiedergegeben ist, schließt mit einem ungeheuren Defizit von 138 Millionen Goldrubel ab. Die verhältnismäßig höchste Ausgabe ist für das Transportwesen mit fast einem Drittel der Ausgaben zu leisten. Danach folgen sofort die Kriegs- und Militärausgaben für Landheer und Marine, die aber offenbar nicht bloß unter diesen ausdrücklichen Bezeichnungen, sondern auch unter anderen Titeln zu suchen sind. Sie verschlingen mindestens den fünften Teil aller Ausgaben. Erst an dritter Stelle stehen die Ausgabensummen für die Nahrungsversorgung des Landes, von denen man annehmen sollte, daß sie die erste Stelle einnehmen würden. Auffallend sind sodann die vielen größeren und kleineren Summen für öffentliche Gesundheitspflege, soziale Fürsorge, Statistik, Arbeitsaufsicht, Obersten Wirtschaftsrat (der allein 94 Millionen Goldrubel braucht) und ähnliche stark spezialisierte Sozialverwaltungen, über deren Leistungen Erhebliches kaum bekannt geworden ist. Auf der Einnahmeseite springt vor allem ins Auge der höchste Posten des Voranschlags für vereinnahmte Nahrungsmittel und Rohprodukte mit 319 Millionen Goldrubel in 9 Monaten. Er stellt den Ertrag der Landsteuer vor, den die Bauern in Naturalien zu zahlen haben. Durch ihn bekommt das ganze Budget einen stark naturalwirtschaftlichen Charakter. Diese Art der Steuererhebung ist sicher ein außerordentliches Zugeständnis gewesen an die russischen Bauern, durch deren Stillhalten sich ja wohl die Sowjetrepublik in der Hauptsache erhält. Welche finanz- und verwaltungstechnischen Notwendigkeiten und Belastungen sich aus diesen riesigen Naturalleistungen für den Staat ergeben, wird nicht gesagt. Auch die erste regelrechte Anleihe, die nach der behaupteten Abschaffung der barbarischen Kontributionen ausgeschrieben wurde, ist ja eine Anleihe in Getreide und hat nochmals 10 Millionen Pud Korn eingebracht. Eine zweite Anleihe dieser Art soll im Herbst ausgeschrieben werden. Näheres über die öffentlichen Manipulationen mit diesen kolossalen Lebensmittelposten zu erfahren, wäre sehr interessant. Bezeichnenderweise soll an Stelle der Naturallieferung immer mehr die Barzahlung treten. In zweiter Linie rangieren die Einnahmen aus dem Transportwesen usw. mit 295 Millionen Goldrubel, zu deren Erläuterung jede Angabe fehlt. Als Ausgabe für Transportwege stehen übrigens 284 Millionen Goldrubel auf der Gegenseite. Als Erträge der Domänen, des verstaatlichten Handels und der nationalisierten Industrien (welche?) sind rund 133 Millionen Goldrubel aufgeführt, denen als Ausgaben für die Verwaltung des auswärtigen Handels und des Ackerbaus

zusammen nur 41 Millionen Goldrubel deutlich bezeichnet gegenüberstehen. Aus direkten Steuern, die nur in einer Gewerbe- und einer Einkommensteuer bestehen, sollen 39 Millionen Goldrubel eingehen, aus den seit Ende 1921 wieder eingeführten Verbrauchssteuern aber nicht weniger als 80 Millionen, wozu noch 5 Millionen aus Zöllen kommen. Allein die ausdrücklich als »indirekt« bezeichneten Abgaben betragen also nach der eigenen Aufstellung der Sowjetregierung das Doppelte der direkten Steuern. Und auf den Einwand, daß diese indirekten Steuern von 85 Millionen in einem Budget, das mit 1,1 Milliarden abschließt, keine allzu große Rolle spielen, antwortet die Sowjetregierung selbst in ihren Erläuterungen damit, daß auch die Verbrauchsabgaben ihren beabsichtigten Höchstertrag noch lange nicht erreicht hätten! Als eine finanzielle Erscheinung, die den ganzen Stand des russischen Wirtschaftslebens wie in einem Brennpunkt widerspiegelt, mag schließlich die Tatsache hervorgehoben werden, daß am 1. Juli dieses Jahres in Rußland nicht weniger als 271236000 Milliarden Rubel Papiergeld umliefen. Professor Keynes hat kürzlich auf der Überseewoche in Hamburg den deutschen Notenumlauf als eine »Inflationsorgie« bezeichnet. Darf man da nicht die russische Überschwemmung mit Papierrubeln ein höllisches Bacchanal mit Notengeld nennen? O.

Die Frauenfrage auf dem Augsburger Parteitag

Von Henni Lehmann

Man hat diesmal davon abgesehen, einen eigenen Frauentag nach Augsburg zu berufen — begreiflich in Anbetracht der Höhe der jetzigen Delegationskosten. Das hatte zur Folge, daß die Erörterungen über die tatsächlich von Frauen zu leistende Arbeit in den Hintergrund traten, während über die von den sozialistischen Parlamentsmitgliedern im Interesse der Frauen geleistete Arbeit das große Referat der Genossin Johanna Reitze berichtete. Als Vorzug muß gelten, daß sich diesmal die Frauen zahlreicher als sonst an der allgemeinen Diskussion beteiligten, also die Frauenauffassungen in einer Reihe von Fragen auf dem Parteitag stärker zur Geltung kamen und somit die Gemeinschaft der besonderen Frauen- und der allgemeinen Parteiinteressen deutlicher sichtbar wurde. Als Nachteil empfinden wir Frauen, daß die Zahl der weiblichen Vertreter auf dem Parteitag sich vermindert hatte. Kaum ein Zehntel der Delegierten bestand aus Frauen. Einzelne Bezirke hatten überhaupt keine Frau delegiert. Diese Tatsache ist nicht dazu angetan, das Interesse der Frauenkreise für die Partei zu gewinnen. Und doch kann der Wert der Frauenpropaganda schon wegen ihres Einflusses auf die künftigen Wahlen gar nicht hoch genug angeschlagen werden.

Wie im Vorjahr wurde wieder dringend die Forderung nach Anstellung von Parteisekretärinnen laut. So manche Schwierigkeiten sich dieser Forderung in finanzieller Hinsicht auch entgegenstellen, unterliegt es doch keinem Zweifel mehr, daß nur eine hauptamtlich als Sekretärin tätige Frau die Frauen zu erfassen und festzuhalten vermag. Die Parteisekretäre vermögen dies nicht. Das muß immer wieder mit aller Schärfe hervorgehoben werden. Ist die Anstellung von Parteisekretärinnen unmöglich, dann bedeutet dies, daß wir einstweilen auf die Gewinnung uninteressierter oder von anderer

Seite beeinflußter proletarischer Frauenkreise in größerem Maßstab verzichten müssen. Demgegenüber steht die zielbewußte Frauenpropaganda der Rechtskreise und des Zentrums. Die deutschnationale Abgeordnete Paula Müller-Otfried schrieb in den Tagen des Augsburger Parteitags, sie sei früher eine Gegnerin des Frauenwahlrechts gewesen, weil sie davon einen starken Stimmenzuwachs für das Zentrum und die Sozialdemokratie befürchtet habe. In bezug auf letztere Befürchtung habe sie sich erfreulicherweise getäuscht. Das gibt zu denken.

Die über die Art der Frauenpropaganda auf dem Parteitag gepflogenen Erörterungen, ob man die Frauen in den Betrieben organisieren solle, ob es angezeigt sei, zunächst menschlich mit ihnen Fühlung zu gewinnen und sie allgemein zu interessieren, ohne eigentliche politische Parteiagitation und ohne Gebrauch des vielfach auf Vorurteile stoßenden Wortes »Sozialdemokratie«, ob man ferner den Frauen praktische Erfolge zeigen oder ob man sie gefühlsmäßig erfassen müsse — alle diese Erörterungen scheinen mir mehr oder minder müßig zu sein; denn sie sind nicht schematisch zu beantworten. Die Lösung wird individuell und lokal ganz verschieden sein müssen. Aber gerade darum lassen sie sich nicht nebenbei erledigen. Es muß ein ganzer Mensch mit seinem ganzen Können sich einsetzen. Schließlich geht es auch hier nicht nur um den praktischen Erfolg, sondern um ethische Grundforderungen des Sozialismus, der als Ziel wirtschaftlicher Befreiung die geistige Hebung der proletarischen Massen anstrebt. Niemand ist aber mehr als die Frau innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft in das geistige Proletariat hinabgedrückt worden.

Das ausgezeichnet fachkundige und von persönlicher Wärme erfüllte Referat von Johanna Reitze beschäftigte sich vorwiegend mit legislatorischen Fragen und berührte sich darin zum Teil mit dem Referat des Genossen Saenger zur Justizreform und den späteren Ausführungen des Reichsjustizministers Radbruch. In bezug auf die das Familienrecht betreffenden Änderungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs stellten sich alle drei Redner wesentlich auf den Boden meiner Ausführungen in der Neuen Zeit. In einem nicht bedeutungslosen Punkte kann ich mich jedoch mit dem Genossen Saenger nicht einverstanden erklären — nämlich wenn er bezüglich des Unterhalts, den der uneheliche Vater dem Kinde zu gewähren hat, den veralteten Standpunkt des Bürgerlichen Gesetzbuchs festhält, daß dieser Unterhalt *nach dem Stande der Mutter* zu bemessen sei, und nur insoweit eine Verbesserung einfügt, als die Verhältnisse des Vaters *mit* berücksichtigt werden sollen. Dem Kinde müssen stets die bestmöglichen Aufzuchts- und Erziehungsbedingungen geschaffen werden. Dies ist aber nicht der Fall, wenn der Unterhaltsbeitrag des Vaters grundsätzlich nach dem Stande der Mutter bemessen wird, die meist die gesellschaftlich schlechter gestellte, die Minderbemittelte ist. Der Unterhaltsbeitrag ist vielmehr zu bemessen nach dem Stande des *besser* gestellten Elternteils. Die verschwindend geringen Fälle, in denen ein vermögendes Mädchen ein Kind von einem armen Manne hat, kommen gar nicht in Betracht. Eine zu hohe Belastung des Vaters scheitert hier ohnehin am Unvermögen der Leistung. Wenn weiterhin Saenger als Normalform für das eheliche Güterrecht die Gütergemeinschaft *oder* die Gütertrennung ansieht, so möchte ich betonen, daß mir die Gütertrennung verbunden mit Errungenschaftsgemeinschaft als das Zweckmäßigste erscheint.

Johanna Reitze hob hervor, daß es bezüglich der Landarbeiterinnen und der Hausangestellten nicht gelungen sei, den achtstündigen Arbeitstag durchzusetzen. So sehr wir grundsätzlich auf dieser Forderung bestehen müssen, so können wir doch objektiv uns nicht verhehlen, daß ihre allzu schematische Durchführung den Bedingungen des Lebens nicht gerecht wird. Für den Bergarbeiter, der unter Tage arbeitet, erscheint eine achtstündige Arbeitszeit überlang. Bei der Landarbeit macht dagegen unter Umständen die Wiederung eine besondere Anspannung der Kräfte nötig, zum Beispiel wenn in nassen Sommern in den kurzen Pausen zwischen den Regengüssen Heu oder Getreide geborgen werden muß. Ebenso läßt sich im Einzelhaushalt — das weiß jede Hausfrau von sich selbst — eine für alle Tage ganz gleichmäßige Einteilung der Arbeit nicht durchführen. Demgemäß kann man sich mit der getroffenen gesetzlichen Regelung, auch wenn sie nicht allen Wünschen entspricht, abfinden.

Von großer Bedeutung scheint mir die Vorbereitung eines Heimarbeiterinnengesetzes. Bei der großen Zahl von Textilarbeiterinnen, die wir in Deutschland haben und die zum großen Teil auf Stücklohn im eigenen Hause arbeiten, ist eine Regelung der Heimarbeit dringend erforderlich. Auch für die Spielwarenindustrie ist sie von Belang. In der Textilindustrie und im Bekleidungsgewerbe sollte man besonders der Vergebung der Arbeit durch Zwischenmeister Aufmerksamkeit schenken, die den Stücklohn häufig nicht unerheblich herabdrückt. Frankreich ist für das Bekleidungsgewerbe mit einem Heimarbeiterschutzgesetz vorangegangen, das einen Mindeststücklohn vorsieht in zwei Dritteln der Höhe des Lohnes der Durchschnittsarbeiterin.

In Augsburg wurde ferner die sehr schwierige Frage der Beschäftigung der im Gastwirtschafts- und Schankgewerbe tätigen Frauen gestreift. Die mitgeteilten Zustände waren teilweise geradezu skandalös; doch dürfte es wenig Gebiete geben, auf denen es schwieriger ist, einen Erfolg zu erzielen. Schon die bürgerliche Frauenbewegung (insbesondere Katharina Jellinek-Heidelberg) hat sich intensiv mit dieser Frage beschäftigt. Es ist sogar die Forderung gestellt worden, Frauen die Betätigung in den beiden genannten Gewerben ganz zu untersagen. Das ist ein Beweis dafür, daß man an eine Sanierung nicht glaubt. Die Forderung ist sicher zu weitgehend; Frauen sind besonders geeignet für die Arbeit der Bedienung in Gasthäusern, Restaurationen, Cafés usw. Ihnen diesen Beruf zu nehmen, erscheint mir nicht zulässig. Doch ist die Besserung der eingerissenen Mißstände schwer, weil sie eng verknüpft sind mit der Frage der Prostitution und der Alkoholfrage. Am erfolgreichsten dürfte eine zielbewußte energische Arbeit der Berufsorganisationen der Gasthausangestellten, Kellner usw. die vorhandenen Mißstände einschränken können. Ob weitergehende gesetzgeberische Maßnahmen oder schärfere Anwendung bestehender gesetzlicher Bestimmungen Erfolg versprechen, wäre zu untersuchen.

Recht erhebliche Fortschritte sind auf dem Gebiet der Wochenhilfe zu verzeichnen. Die Anregung, auch hier gleitende, dem Index entsprechende Teuerungszulagen vorzusehen, ist beachtenswert.

Zu kurzen Erörterungen gab auch die Zulassung von Frauen zu den Gerichten verschiedener Art Anlaß. Für proletarische Frauen wird in absehbarer Zeit außer etwa der Tätigkeit in Gewerbe- und Kaufmannsgerichten nur die Mitwirkung in den Laiengerichten als Schöffen oder Geschworene in

Betracht kommen. Der Beruf des gelehrten Richters setzt eine langjährige Vorbildung voraus, die bisher nur Angehörige bürgerlicher Kreise sich angeeignet haben dürften. Es liegt im Interesse auch der proletarischen Frauen, daß solche vorbereiteten Frauen künftig im richterlichen Beruf mitwirken, insbesondere bei Vormundschaftssachen, Eherechtssachen und gewissen Strafsachen, vor allem bei Strafverhandlungen gegen Jugendliche und über Sittlichkeitsdelikte. Hierfür bringen Frauen psychologische Eignungen mit, die meines Erachtens dem Manne abgehen. Mangelndes psychologisches Verständnis ist eine der Hauptursachen, die den Richterstand so unbeliebt gemacht haben. In weitem Ausmaß wird dagegen für proletarische Frauen die Mitwirkung als Schöffen und Geschworene in Betracht kommen. München hat Kurse zur Vorbereitung für diese Ämter eingerichtet. Welcher Art diese Kurse sind, wurde nicht mitgeteilt. Es dürfte sich um ein Bekanntmachen mit Rechtsbegriffen allgemeiner Natur handeln, deren Kenntnis wohl nützlich sein kann; noch nützlicher aber wäre vielleicht eine Kenntnis der Methoden des Strafvollzugs, damit Klarheit darüber herrscht, was die Strafe im Einzelfall bedeutet. Durch ein gewisses Maß von Kenntnissen werden die Laienrichter unabhängig werden — und das ist wünschenswert — von der Rechsbelehrung, die ihnen der gelehrte Richter vor der Urteilsfällung zu erteilen hat. Wünschenswert ist auch sicher eine starke Beteiligung proletarischer Frauen an den Laiengerichten, aber man sei vorsichtig bei der Auswahl der Frauen, die man vorschlägt. Es hängen Menschenschicksale davon ab. Keinesfalls ist es angängig, wie leider manchmal bei Besetzung von Posten verschiedener Art der Fall ist, aus dem Grundsatz heraus: »Es muß eine Frau dabei sein« irgendeine eben bequem erreichbare Frau auf die Liste der zum Richteramt Vorzuschlagenden zu setzen. Besser keine Frau, als eine ungeeignete!

Damit bin ich in gewissem Sinne zum Ausgangspunkt meiner Ausführungen und der in Augsburg über die Frauen in der Sozialdemokratie gepflogenen Besprechungen zurückgekehrt. Zweck dieser Zeilen war, einiges Wesentliche aus den die Frauen speziell betreffenden Fragen hervorzuheben und zu beleuchten. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet die Fülle des Stoffes.

Jahresberichte der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden für 1921

Von Gustav Hoch (Hanau a. M.)

Reichlich spät sind in diesem Jahre wieder die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden in Preußen über das Vorjahr erschienen. In dieser Beziehung wenigstens sollten die Störungen der Kriegs- und Revolutionszeit endlich überwunden sein: es muß möglich sein, die Herausgabe so vorzubereiten, daß der Bericht Ende Januar bereits im Buchhandel zu haben ist.

Allerdings umfaßt der Band nicht weniger als 1027 Seiten. Jedoch enthält der größte Teil, nämlich über 900 Seiten, nur die einzelnen Berichte; und die können und müssen bereits am 31. Dezember des Berichtsjahres druckfertig vorliegen, so daß am 2. Januar mit dem Satz begonnen werden kann. Der Anhang mit den Zahlen über die Tätigkeit und den Tätigkeitsbereich der Aufsichtsbeamten für ganz Preußen und die Sachübersicht könnten, wenn es gar nicht anders geht, später

erscheinen. Insbesondere fragt es sich, ob nicht die Zusammenstellung der Zahlen für die Reichsausgabe der Jahresberichte aus allen deutschen Ländern zurückgestellt werden sollte. Die Zahlen nur für ein einzelnes Land haben nur geringen Wert; erst in der Zusammenstellung für das ganze Reich erlangen sie ihre volle Bedeutung.

Die Forderung, daß die Jahresberichte möglichst schnell nach dem Ende des Berichtsjahres erscheinen, ist notwendig, damit der Inhalt der Berichte in der Beratung der Haushaltspläne des Reiches und der einzelnen Länder verwertet werden kann. Im Preußischen Landtag wurde der betreffende Teil des Landeshaushalts in zweiter Lesung vom 13. bis 17. März beraten. Dabei erstreckte sich die Verhandlung auch auf die Gewerbeaufsicht — auf den Inhalt der Berichte ging aber kein Redner ein, offenbar, weil die Berichte zu spät erschienen sind.

In Preußen waren während des letzten Jahres in der Gewerbeaufsicht 279 Beamte tätig. Außerdem waren am 31. Dezember 1921 insgesamt 10 Hilfsbeamte aus dem Arbeiterstand und im Vorbereitungsdienst 20 Gewerbereferendare beschäftigt. Unter den 279 Beamten waren 43 Gewerbepflegerinnen. Die Aussprache im Preußischen Landtag betraf die Forderung des Haushaltsplans, daß zu den schon im vorigen Jahre vorhanden gewesenen 12 Stellen des Gewerbeaufsichtsdienstes für Personen aus Arbeiterkreisen noch 24 solche Stellen hinzukommen; 12 dieser Stellen sollen besonders für Personen aus den Angestelltenkreisen bestimmt sein. Bei dieser Gelegenheit sprach der Handelsminister Siering die Hoffnung aus, daß im nächsten Jahre wieder etwa 24 solche Stellen eingerichtet werden können.

Ein solcher Ausbau der Gewerbeaufsicht in Preußen ist in der Tat notwendig. Die Aufsichtsbeamten haben viel zu wenig Betriebe besichtigt; die Handelsbetriebe sind fast ganz vernachlässigt worden. Und zwar durchweg, weil den Beamten die notwendige Zeit dazu fehlte. Auch sonst bedarf die Gewerbeaufsicht wirklich der Mitarbeit jener Personen. Der Inhalt der Berichte, die Erkenntnis und Beurteilung der Arbeits- und Arbeiterverhältnisse genügt nicht immer.

In einem freilich zeichnen sich die jetzigen Berichte vorteilhaft vor denen bis zum Jahre 1914 aus: offenkundige Gehässigkeit gegen die Arbeiterschaft und die Arbeiterbewegung tritt uns nicht mehr entgegen. Nur in einem Bericht, dem über den Regierungsbezirk Düsseldorf, fällt eine Stelle auf, die hier angeführt werden muß. Es wird dort berichtet: In den Schneidereibetrieben und Putzmachereien, die unmittelbar für weibliche Privatkundschaft arbeiten, wird über Schwarzarbeit geklagt. Nach Mitteilung verschiedener Betriebsleiter kommen die Arbeiterinnen morgens müde und abgespannt zur Arbeit, weil sie bis in die Nacht hinein Privatarbeiten ausführen. Damit hängt die wachsende Neigung zum »Krankfeiern« zusammen. Zumal vor den Feiertagen, wenn die Geschäfte mit Arbeit überhäuft sind, »melden sich die Arbeiterinnen krank, um dann unter gleichzeitigem Bezug des Krankengeldes Arbeiten für ihre eigene Privatkundschaft herzustellen«.

Die Aufsichtsbeamten müssen wissen, daß ein solcher Mißbrauch der Krankenversicherung unzulässig ist und daß die Krankenkassen verpflichtet sind, dagegen einzuschreiten. In wieviel Fällen haben die Krankenkassen solchen Mißbrauch festgestellt? Darüber wird nichts berichtet. Haben die Beamten es nicht für nötig gehalten, die zuständigen Krankenkassen auf die Vorgänge aufmerksam zu machen? Solange das nicht geschieht und solange die Krankenkassen nicht festgestellt haben, daß in bestimmten Fällen solche Vorgänge erwiesen sind, können für einen vorurteilslosen Beobachter die Angaben jener Betriebsleiter nichts als Anschuldigungen sein, deren Richtigkeit erst bewiesen werden muß.

Diese Art zu berichten ist aber, das sei noch einmal betont, erfreulicherweise nur eine vereinzelte Ausnahme. Dagegen stoßen wir noch immer viel zu oft auf solche Berichte, die wichtige Erfahrungen nur oberflächlich würdigen.

Eine der Fragen, die gegenwärtig besonders wichtig sind, ist die, wie wir die Ergiebigkeit der gemeinsamen Arbeit steigern können. Die Gewerbeaufsicht kann auch

hier dadurch segensreich wirken, daß sie auf die Umstände hinweist, die fördernd oder hemmend sind, und ferner anregt, wie die fördernden Umstände weiter ausgebaut, die hemmenden mehr und mehr eingeschränkt werden können. Die Berichte der Gewerbeaufsicht in Preußen jedoch enthalten sehr wenig, was diesem wichtigen Zwecke dienen kann. Eine der wertvollsten Mitteilungen hierüber bringt der schon erwähnte Bericht über den Regierungsbezirk Düsseldorf. Erfreulich ist es — heißt es da —, feststellen zu können, daß — trotz der vielen Hemmungen des Wirtschaftslebens mit ihren schädigenden Rückwirkungen auf Unternehmer- und Arbeiterschaft — der Arbeitswille doch allenthalben weiter gewachsen ist. Die Betriebsleiter waren mit Eifer und Umsicht am Werke, die Wettbewerbsfähigkeit ihrer Unternehmungen gegenüber dem Ausland durch technische und organisatorische Verbesserungen und Herstellung von Qualitätsware zu erhöhen; und sie fanden dabei wirksame Unterstützung durch die Arbeiterschaft. In dem vorjährigen Bericht ist — an der Hand von Zahlen aus einem Werke der Großeisenindustrie — der Einfluß der kürzeren Arbeitszeit auf die Güterherstellung besprochen: die Arbeitsleistung war beträchtlich gefallen. Die Zahlen aus demselben Werk aber für das letzte Jahr lassen, wie im Bericht nachgewiesen wird, eine bemerkenswerte Besserung erkennen. Am günstigsten sind die Ergebnisse in den Walzwerken: hier stieg das Ergebnis, ausgerechnet für den einzelnen Arbeiter im Monatsdurchschnitt, von 5,42 Tonnen im Jahre 1920 auf 8,02 Tonnen im November 1921 und erreichte damit 95 Prozent der Leistung vom Jahre 1913. Ein sicheres Urteil darüber, welchen Einfluß der Achtstundentag auf die Arbeitsleistung ausübt, haben die Gewerbeaufsichtsbeamten in diesem Bezirk noch nicht gewonnen: Die Betriebsleiter weisen im allgemeinen auf Grund ihrer bisherigen Erfahrungen fast durchweg die Möglichkeit ab, daß ohne weiteres in acht Stunden dieselbe Arbeitsleistung wie in zehn Stunden erreicht werden könne. Was aber — heißt es dazu in dem Bericht — im Einzelfall *durch verbesserte Arbeitsmethoden und technische Einrichtungen* erreicht werden kann, zeigt die Tatsache, daß es einer Geschwindigkeitsmesserfabrik trotz Verminderung der Zahl der beschäftigten Arbeiter von 200 auf 80 gelungen ist, mit teilweiser Anwendung des Taylorverfahrens und Vervollkommnung der Arbeitsmaschinen die Arbeitsleistung auf fast das Dreifache zu steigern.

Der letzte Fall hätte ausführlicher behandelt werden müssen. Die Ergiebigkeit der gemeinsamen Arbeit kann am ehesten und stärksten dann gesteigert werden, wenn nicht nur die Arbeiter immer wieder zu mehr Arbeit angetrieben werden, sondern wenn auch die Arbeitsart nach jeder Richtung verbessert wird. Hieran fehlt es nur zu oft. Für manche Unternehmer ist es bequemer, sich über die Arbeiter zu entrüsten, als für bessere Roh- und Hilfsstoffe, für zweckmäßigere Arbeitseinteilung und leistungsfähigere Maschinen zu sorgen. Deshalb wäre es zu begrüßen, wenn die Gewerbeaufsichtsberichte vorbildliche Einrichtungen mitteilten und dadurch die rückständigen Betriebe auf die bisher vernachlässigten Pflichten aufmerksam machten. Solche Mitteilungen sind nur verschwindend selten zu finden. In den meisten Berichten wird fast ausschließlich das Verhalten der Arbeiter behandelt und dabei mehr oder weniger deutlich gerügt, daß sich die Arbeiter nicht immer für eine längere Arbeitszeit und für Stücklohn begeistern. Und doch zeigen die Mitteilungen mancher Berichte darüber, wie die Arbeiter ihre freie Zeit verwenden, daß der Achtstundentag schon jetzt einem großen Teil der Arbeiter zum Segen gereicht. Erst durch die Beschränkung der Arbeitszeit auf acht Stunden ist es vielen Arbeitern möglich, sich die nötige leibliche und geistige Erholung nach der Arbeit zu gönnen, sich nach dem Einerlei der Arbeit in ungesunden Räumen einmal aufzufrischen durch die Freude an dem Leben und Blühen in Garten und Feld, sich mit den Fortschritten von Kunst und Wissenschaft bekannt zu machen, sich um ihre Familie, um ihre gewerkschaftliche und politische Bewegung zu bekümmern. Deshalb müssen die Arbeiter dem Geschrei nach Beseitigung des Achtstundentags

mißtrauisch gegenüberstehen; und dort, wo angeblich wichtige Gründe für eine andere Regelung der Arbeitszeit sprechen, muß der größte Wert darauf gelegt werden, daß diese Gründe allen beteiligten Arbeitern unterbreitet werden, daß die Einwände dagegen als unberechtigt nachgewiesen und so die Arbeiter von der Notwendigkeit und der Nützlichkeit einer anderen Regelung überzeugt werden. Statt dessen heißt es auch in so manchen der Gewerbeaufsichtsberichte nur, daß mehr Arbeit verlangt werden müsse und auch die Arbeiter selbst davon in dem größeren Verdienst Vorteil hätten. Damit allein überzeugt man einen erfahrenen, denkenden Arbeiter nicht, da er weiß, daß schließlich dort nicht immer der höchste Verdienst ist, wo am längsten gearbeitet wird, daß vielmehr oft das Verhältnis umgekehrt ist.

Selbst die Angaben über die Lohnverhältnisse sind meistens wenig befriedigend. Noch nicht einmal wird die Lohnhöhe verglichen mit den Kosten der Lebenshaltung in dem betreffenden Bezirk; und doch ist der Vergleich unentbehrlich, um die Löhne sachgemäß würdigen zu können.

Bezeichnend ist ferner eine Stelle des Berichts über den Regierungsbezirk Merseburg. Dort ist angeführt, zu welchen Tätigkeiten die Arbeiter ihre freie Zeit verwenden. Dann heißt es weiter:

> Dagegen sind besondere Bestrebungen zur geistigen Fortbildung nirgends hervorgetreten. Die vielfach bestehenden Volkshochschulkurse werden weniger von den Arbeitern als von dem bürgerlichen Mittelstand besucht. Ebenso halten sich die Arbeiter zum Beispiel von den Volksbildungsabenden vollständig fern, die in einer größeren Stadt von unparteiischer Seite veranstaltet werden und allgemeinverständlich gehaltene Vorträge aus allen Gebieten des geistigen Lebens und der Kunst bringen; wogegen die von den Gewerkschaften vereinzelt ins Leben gerufenen populärwissenschaftlichen Vorträge im allgemeinen gut besucht werden.

Also zunächst: nirgends sind besondere Bestrebungen zur geistigen Fortbildung hervorgetreten; am Schlusse dagegen: gut besucht sind die Bildungsveranstaltungen der Gewerkschaften. So widerlegt sich der Bericht selbst. Wenn die Volkshochschulkurse und »unparteiischen« Vorträge keinen Anklang bei den Arbeitern gefunden haben, so braucht die Schuld daran nicht immer die Arbeiter zu treffen. Gewiß sollten die Arbeiter jede günstige Gelegenheit zur Weiterbildung ausnutzen; aber nicht jede »gutgemeinte Wohltat« auf diesem Gebiet ist ohne weiteres das richtige Mittel zur Weiterbildung der Arbeiter. Darüber sollte man kein Wort mehr zu verlieren brauchen.

Im übrigen bringen die Berichte eine Fülle wertvoller Beiträge zur Erkenntnis der Arbeitsverhältnisse. Es genügt aber kein kurzer Auszug, sondern wer die Zeit dazu hat, muß die Berichte selbst durcharbeiten; es wird sich lohnen. Hier nur eine Probe aus der Antwort, die der Bericht über die Stadt Berlin auf die Frage gibt, welchen Beschäftigungsarten sich die Arbeiterinnen nach ihrer Ablösung durch männliche Arbeitskräfte zugewendet haben. So viel kann, wird dort ausgeführt, als Tatsache gelten, daß viele Arbeiterinnen sich zu ihrer früheren Tätigkeit in der Konfektions- und Wäschenäherei zurückgefunden haben. Dazu waren allerdings viele zunächst nicht mehr imstande: ihre Hand war der Näherei durch die schwere Fabrikarbeit entwöhnt worden; nur allmählich haben sich manche wieder angepaßt. Andere Arbeiterinnen haben durch die Munitionsarbeit gesundheitliche Schäden und namentlich Frauenleiden davongetragen; sie konnten ebenfalls die alte Tätigkeit nicht wieder aufnehmen. Besonders auffällig ist dabei, daß infolge der Nachtbeschäftigung und der Arbeit in den Sprengstoffabriken das Augenlicht vieler Frauen gelitten hat; nach dem Ergebnis der ärztlichen Untersuchung konnten diese Arbeiterinnen nicht wieder eingestellt werden. Ein beträchtlicher Teil, hauptsächlich Personen im Alter von vierzig Jahren und darüber, blieb deshalb arbeitslos und fiel der Erwerbslosenfürsorge anheim.

Endlich sei ein Beleg für den — Segen der »freien Wirtschaft« im Gegensatz zu einer von den Gegnern als ganz widersinnig hingestellten sozialistischen Regelung angeführt: In der Textilindustrie der Regierungsbezirke Gumbinnen und Allenstein konnte dank einer zeitweilig regen Ablieferung von Flachs eine größere Zahl von Arbeitern eingestellt werden. Leider hielt die Ablieferung nicht in der erwünschten Weise an, so daß am Schlusse des Jahres wieder Entlassungen notwendig erschienen. Die Abnahme der Ablieferung begann mit der Aufhebung der Zwangswirtschaft am 1. August 1921. Der Flachs fiel seit diesem Zeitpunkt an die Spekulation und den Kettenhandel. Einerseits konnte die Industrie hierdurch vielfach nicht mehr unmittelbar von dem Landwirt kaufen, sondern mußte hohe Spekulationspreise zahlen; andererseits erhielt der Landwirt von dem Unterhändler häufig nicht den ihm billigerweise zustehenden Preis. Die Fertigwaren wurden also unnötig verteuert; und die Landwirtschaft legte weniger Wert auf den Flachsanbau, und der beginnt denn auch bereits zurückzugehen.

Derartige Erfahrungen haben wir vorausgesagt und deshalb die Ablösung der Kriegszwangswirtschaft nicht durch die freie Ausbeutungswirtschaft, sondern durch eine sachgemäße Regelung von unten auf gefordert, durch das planmäßige Handinhandarbeiten der Hersteller und der Verbraucher der Waren unter Vermeidung jeder unnötigen Verschleppung und Verteuerung. Je länger die jetzige Wirtschaft währt, um so unerträglicher wird sie, um so unvereinbarer mit dem Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens. Wir müssen die Wege zu einer wirklichen freien Wirtschaft finden: die Wege heraus aus der freien Ausbeutungswirtschaft in eine freie Versorgungswirtschaft durch und für das ganze arbeitende Volk. Dazu leisten die Arbeiter in den Fabriken eine wichtige Pionierarbeit: sie müssen sich den entscheidenden Einfluß erringen auf die Regelung der Arbeit zum Wohle der Gesamtheit und damit auch zum Vorteil für jeden einzelnen von uns. Aber auch die Gewerbeaufsicht kann dazu beitragen, indem sie die Verhältnisse in den Fabriken gründlich erforscht, Mißstände aufdeckt, Verbesserungen empfiehlt und alles sonst tut, um den Arbeitern den Vormarsch auf dem richtigen Wege zu erleichtern. Mögen die Gewerbeaufsichtsbeamten dieses Ziel stets vor Augen behalten.

Außenpolitische Rundschau

Die außenpolitische Wirkung der Einigung — Die kriegspolitische Auswertung der Spaltung — Die Folgen der Spaltung in Deutschland — Die Folgen der Spaltung der Internationale — Die Voraussetzungen der Internationale — Die Internationale und der Krieg

Die Einigung der Partei wird zweifellos nicht allein sich innenpolitisch auswirken, sondern auch außenpolitisch von weittragender Bedeutung sein. Man kann mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß die Spaltung der Internationale nicht eingetreten wäre, wenn sich die Partei in Deutschland nicht gespalten hätte oder wenn sie sich unmittelbar nach der Revolution geeinigt hätte. Man mag über die geschichtliche Notwendigkeit — Notwendigkeit im Sinne des geschichtlichen Werdens — der Spaltung der Partei während des Krieges geteilter Meinung sein; daß diese Spaltung nach dem 9. November für die politische Entwicklung wie für die Machtstellung der Partei und der Arbeiterschaft verhängnisvoll gewesen ist, darüber dürfte es kaum noch Meinungsdifferenzen geben. Es wird in Deutschland aber wohl nur wenige geben, die die verhängnisvolle Wirkung dieser Spaltung in internationaler Beziehung in ihrer ganzen Tragweite ermessen.

* * *

Mehr als vier Jahre wurde die ganze Welt systematisch nationalistisch vergiftet. Wie der deutsche Große Generalstab sich der Artikel von Clémenceau und Gustav Hervé bediente, so dienten die Schriften von Bernhardi, Chamberlain, die Reden

Haases und Ledebours der Kriegspropaganda der Entente. Und als der Krieg zu Ende war, aber die Spaltung andauerte, da holten sich die Imperialisten der Entente, die den Nachweis führen wollten, daß die Revolution des 9. November nur eine »Camouflage«, nur die Vortäuschung einer Revolution gewesen wäre, ihre stärksten Argumente aus der Polemik, die die Spartakisten und die Unabhängigen gegen die Mehrheitssozialdemokraten führten. Bald galt es im Ausland als eine ausgemachte Sache, daß Scheidemann und Ebert nur die Platzhalter Wilhelms II. seien.

Dieses Vorurteil übertrug sich auch auf die sozialistischen Parteien des Auslandes. Die versuchten internationalen Konferenzen, die geheimen Zusammenkünfte einiger Persönlichkeiten während des Krieges waren ein völlig ungenügender Ersatz für die gegenseitige Aufklärung durch internationale sozialistische Korrespondenzen. Auch die sozialistische Presse war während des Krieges ausschließlich auf die vergiftete Kriegspropaganda der offiziösen und ausgehaltenen Depeschenbureaus angewiesen. Es war also ganz natürlich, daß die »Scheidemänner« bei den sozialistischen Parteien des Auslandes den denkbar schlechtesten Ruf hatten. Das hat sich zwar heute bereits erheblich geändert, aber deutliche Spuren sind davon zurückgeblieben. Und wie sollten die sozialistischen Parteien des Auslandes nach alledem nicht vom tiefsten Mißtrauen gegen die Sozialdemokratie erfüllt sein, da doch in Deutschland selbst eine sozialistische Partei bestand, an deren Spitze Sozialdemokraten wie Kautsky und Haase standen, die gegen die Sozialdemokratie den schärfsten Kampf führte! So führte die Spaltung in Deutschland unvermeidlich zur Spaltung der Internationale.

* * *

Den müßigen Streit, ob und unter welchen Umständen die Diktatur eine geschichtliche Notwendigkeit ist, auch auf die Internationale zu übertragen, wirkt einfach lächerlich; denn welche internationale Aktion kann mit den Mitteln der Diktatur geführt werden? Und welche sozialistische Partei, auch wenn sie theoretisch die Diktatur ablehnt — praktisch wird sie sie unter Umständen ebenso ausüben müssen, wie sie die Sozialdemokratie nach dem 9. November ausgeübt hat —, wird eine andere sozialistische Partei deshalb im Stich lassen, weil diese, durch die geschichtlichen Umstände gezwungen, sich nicht weigert, mit der Diktatur zu regieren? Haben nicht alle sozialistischen Parteien und alle Gewerkschaften sich vorbehaltlos und energisch selbst auf Seite der Bolschewiki gestellt, als Sowjetrußland durch Polen angegriffen wurde? Welche Vorwürfe man auch gegen die Politik der einen oder der anderen sozialistischen Partei erheben mag, solange und sobald es sich um eine Arbeiterpartei mit sozialistischen Zielen und demokratischen Mitteln handelt, ist die Weigerung, mit ihr international zusammenzuarbeiten, die Verneinung der Internationale selbst.

Die Spaltung der Internationale bedeutet in weit höherem Maße eine Lahmlegung, als die Spaltung innerhalb eines Landes die Lahmlegung des Einflusses der Arbeiterschaft bedeutet. Denn international wirkt die Arbeiterschaft in erster Linie durch die moralische Wucht ihres einheitlichen Zusammenstehens. Durch die Spaltung wird aber diese Wucht aufgehoben. Deshalb war der Sozialismus bei der geschichtlichen Gestaltung der letzten vier Jahre abwesend. Sie vollzog sich ohne ihn, somit gegen ihn. Wenn man sich des verhältnismäßig großen Einflusses erinnert, den die sozialistischen Parteien, besonders in Frankreich und Belgien, während des Krieges und noch einige Zeit nach dem Kriege hatten, dann kann man ungefähr ermessen, wie groß der Einfluß der Internationale gewesen wäre, wenn es — eine wirkliche Internationale gegeben hätte.

* * *

Diese retrospektiven Erwägungen sind notwendig, weil es sich jetzt darum handelt, aus der Vergangenheit zu lernen, wenn wir an den Wiederaufbau der Inter-

nationale gehen. Wir haben gesehen, daß die Gewerkschaften schließlich durch die Nichterfüllung der Aufgaben der sozialistischen Parteien gezwungen wurden, selbst zu versuchen, diese Aufgaben zu erfüllen. Als Praktiker des Kampfes, nicht angekränkelt von des Gedankens Bläße, packten sie frisch zu, ohne sich lange über Programme und Prinzipien zu streiten.

Es soll damit keineswegs der Wert der Theorie und die Bedeutung der theoretischen Bahnbrecher verkannt oder herabgesetzt werden. Aber wir sollten daraus lernen, daß das Gebiet der internationalen Aktion keine politische Kinderstube ist, in der uns, nachdem sich unsere Gelehrten einig zu werden versucht haben, die reine Lehre des Sozialismus gepredigt wird. Darin lag die Schwäche der Internationale vor dem Krieg, und darin liegt die Stärke der Amsterdamer Internationale, so wenig die Gewerkschaften sich auch als politische Exekutivorgane eignen mögen. Die Internationale hat nur eine Bedeutung und besteht überhaupt nur, *sobald und soweit sie handelt.*

* * *

Nun mag man dagegen einwenden, daß ein gemeinsames Handeln nur möglich ist, wenn sich Menschen mit gleichen Zielen und Absichten zusammenfinden. Daß also vor einer Aktion eine theoretische Klärung unerläßlich ist. Das erstere ist ohne weiteres zu bejahen; es versteht sich von selbst. Die Notwendigkeit der theoretischen Klärung für die internationale Aktion ist aber nur ein logischer Trugschluß. Noch nie ist diese Klärung so weit getrieben worden wie in der Internationale vor dem Kriege. Und doch war diese Internationale in Wirklichkeit unfähig zu jeder ernsthaften Aktion. Die Gewerkschaftsinternationale hat sich mit theoretischen Erwägungen überhaupt nicht abgegeben, obwohl doch zum Beispiel zwischen den Gewerkschaftern Italiens, Englands, der Tschechoslowakei, wie innerhalb der Gewerkschaften jedes dieser drei Länder zweifellos große theoretische und praktische Divergenzen bestehen. Und doch wird niemand die Aktionsfähigkeit der Amsterdamer Internationale bestreiten. Es kommt eben in erster Linie nicht auf die theoretische Klarheit, sondern auf den *Aktionswillen* und die *Aktionsfähigkeit* an.

* * *

Man sei also bei Aufstellung der Grundsätze der Internationale — und als notwendig betrachtetes Übel werden wir sie schon mit in den Kauf nehmen müssen — so sparsam wie nur irgend möglich und beschränke sich auf die Aufzählung solcher Grundsätze, über die sich alle sozialistischen und demokratischen Arbeiterparteien einig sind. Man sei aber um so mehr auf die *Schaffung von Aktionsmitteln*, auf die Pflege der Aktionsfähigkeit der Internationale bedacht.

Es kann natürlich nicht die Aufgabe dieser kurzen Betrachtungen sein, die verschiedenen Aktionsmöglichkeiten, die Mittel, sie zu realisieren, hier aufzuzeigen und im einzelnen zu begründen. Das wird die Praxis weit besser tun als alle Erwägungen, mögen sie auch aus der Praxis geschöpft sein, es klarzulegen vermögen. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß die Organe, durch die die sozialistischen Parteien der einzelnen Länder wirken, auch in der Internationale *gemeinsam wirken müssen*. Das sind vor allem die *Parteiexekutiven*, die *Parlamentsfraktionen* und die *Presse*. Besonders auf dem Gebiet der gegenseitigen Verständigung und des gemeinsamen Handelns der Parlamentsfraktionen und der Presse ist es notwendig, daß freie Bahn geschaffen wird. Internationale Konferenzen zwischen Vertretern der Parteiexekutiven, der Parlamentsfraktionen und der Presse tun es nicht. Es handelt sich vielmehr um ein praktisches, *tägliches* Zusammenarbeiten, für das ein schnell arbeitender Nachrichtenaustausch die unerläßliche Vorbedingung ist.

* * *

Es kann sich dabei auch keineswegs darum handeln, alle Ansichten unter einen Hut zu bringen und Vorschriften zu erlassen, wie die verschiedenen Parteien ihre Tätigkeit zu gestalten haben. Die tägliche Nutzanwendung aus den erhaltenen Nachrichten hat jede Partei selbst zu ziehen, sofern es sich nicht um bestimmte Aktionen handelt, die gemeinsam beschlossen wurden. Die Übereinstimmung der täglichen Praxis wird sich unvermeidlich von selbst ergeben, sofern dafür gesorgt ist, daß volle Klarheit über die politische und wirtschaftliche Entwicklung in den verschiedenen Ländern besteht — und soweit in den verschiedenen Ländern die Entwicklung der Arbeiterparteien gleichmäßig fortgeschritten ist. Denn wir dürfen nie vergessen, daß einer kleinen Partei nicht möglich ist, was eine große Partei zu tun vermag, ganz abgesehen von der Verschiedenheit der politischen und wirtschaftlichen Reife der bürgerlichen Parteien. Wir würden in den grundlegenden Fehler der Bolschewiki verfallen, wenn wir alle diese Umstände außer acht ließen.

* * *

Es gehört eigentlich nicht mehr in den Rahmen dieser Beobachtungen, wenn hier noch schließlich — und gewissermaßen im Widerspruch mit dem Vorausgesagten — auf die Notwendigkeit hingewiesen wird, mit dem inneren Widerspruch, an dem die Internationale gescheitert ist, von vornherein aufzuräumen: die Stellung der sozialistischen Parteien zum Kriege.

Ob und wieweit die Internationale unter dem Zwang einer geschichtlichen Entwicklung stand, als sie gleichzeitig den Krieg verwarf und den Verteidigungskrieg billigte, kann hier unerörtert bleiben. Vor 1914 konnte die Stellung der sozialistischen Parteien zum Kriege als konsequent erscheinen; im Kriege und seit dem Kriege haben wir aber alle gelernt, daß hier praktisch ein Widerspruch klafft, der nicht zu überbrücken ist. Es kann sich heute in Wirklichkeit nur darum handeln, entweder die diplomatische Tradition uns zu eigen zu machen — den »Frieden mit den Mitteln des Krieges« aufrechtzuerhalten«, solange es eben »geht«, und wenn es nicht mehr geht, mit denselben Mitteln »wiederherzustellen« — oder aber die Berechtigung jedes Krieges und somit aller Kriegsmittel abzulehnen. Auf diesen Standpunkt hat sich die englische Arbeiterpartei auf ihrem letzten Kongreß mit erdrückender Mehrheit gestellt. Denselben Weg haben die Gewerkschaften eingeschlagen. Wenn die Internationale wieder zu neuem Leben und zur Tat erstehen wird, dann wird für sie der geschichtliche Augenblick gekommen sein, das erlösende Wort zu sprechen. J. S.-J.

Literarische Rundschau

Dr. Walter Israel, **Substanzbegriff und Energieproblem in der modernen Physik.** Eine erkenntnistheoretische Studie über Robert Mayer, Hermann v. Helmholtz und Max Planck. Berlin 1922, Verlagsanstalt Artur Collignon. 96 Seiten.

Bekannt sind die verdienstvollen Bemühungen des Neukantianismus, eine philosophische Grundlegung der modernen Naturwissenschaft vorzunehmen. Dieses Ziel verfolgt auch die vorliegende Schrift, welche sich ganz und gar in neukantischem Fahrwasser befindet, speziell in dem der sogenannten »Marburger Schule«. Der Autor selbst weist gleich in seinem Vorwort ausdrücklich darauf hin.

So ist es denn von vornherein klar, daß er die Substanz nicht etwa im dinglichen, ontologistischen Sinne irgendeiner Wesenheit nimmt, sondern im rein logischen Sinne einer Kategorie, eines Begriffs. »Die Substanz als Begriff wird« — in Anbetracht des unendlichen Progressus, den alle Erkenntnis darstellt — »zum Terminus ihrer Funktion. Substanz und Funktion werden zu Begriffen, die nichts als Termini eines besonderen Standpunktes sind, eines Ausgangspunktes des Denkens,

der sich durch die Wahl des Systems, welches es zu betrachten gilt, ergibt«. Unter dem Gesichtswinkel dieser gleichsam programmatischen Erklärung geht der Verfasser daran, die methodische Verwendung des Substanzprinzips im Zusammenhang mit dem Energieprinzip bei Mayer, Helmholtz und Planck zu untersuchen.

In bezug auf Mayer hat freilich der Neukantianismus dem Autor schon sehr vorgearbeitet, besonders Alois Riehl mit seiner wichtigen, auch von Israel berücksichtigten, im Festheft zu Christoph Sigwarts 70. Geburtstag erschienenen Abhandlung über »Robert Mayers Entdeckung und Beweis des Energieprinzips«. So bieten denn gerade Israels Ausführungen über Mayer relativ weniger Selbständiges, Originales als seine übrigen Darlegungen. Interessant ist immerhin Israels Hinweis darauf, daß in Mayer ein starker religiöser Trieb lebendig war, der ihn aber nicht verhinderte, zwischen dem auf dem Gemüt, Gefühl beruhenden Glauben und dem auf den Verstand, das Denken sich gründenden Wissen streng zu unterscheiden.

Auch Helmholtz ist bereits von seiten der Philosophie betrachtet und gewürdigt worden. Wieder ist vor allem Riehl zu nennen, dessen Aufsatz über »Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant« in dem Gedächtnisheft der »Kant-Studien« zu Kants hundertstem Todestag enthalten ist. Nichtsdestoweniger findet sich bei Israel manches Beachtenswerte. So betont er, daß man den Blick auf Helmholtz' Gesamtentwicklung richten müsse, da man dann erkennen werde, daß der Geist der kantisch-kritischen Methodik in seiner Forschungsarbeit durchgängig wirksam sei. Freilich bestreitet Israel keineswegs, daß Helmholtz sich in der zweiten Epoche seiner Entwicklung, deren Beginn der Verfasser übrigens im Gegensatz zu Wundt und in Annäherung an Königsberger bereits auf das Jahr 1855 ansetzt, äußerlich Kant entfremdet habe, wie seine Lokalzeichentheorie beweise; allein Israel bemerkt, daß erstlich Helmholtz zum Schlusse wieder eine Wendung in der Richtung auf Kant mache und daß zweitens — wie schon gesagt — der kantische Kritizismus innerlich dem Helmholtzschen Vorgehen dauernd zugrunde liege.

Israels wertvollste Leistung ist nun aber der Abschnitt über Planck, schon darum, weil er hier Neuland betritt. Planck selbst ist in der ersten Epoche seiner Entwicklung, welche die Zeit von 1885 bis 1889 umfaßt und welcher sein bedeutendes Werk über »Das Prinzip der Erhaltung der Energie« angehört, der Meinung, daß er methodisch an dem nicht sehr kritischen Empirismus und Positivismus Ernst Machs orientiert sei. Allein schon Kant hat gesagt, daß es gar nicht schwierig sei, einen Autor besser zu verstehen, als er sich selbst verstand. So sucht denn Israel zu zeigen, daß Planck in Wahrheit im kantisch-kritischen Sinne arbeite und daß er, sofern er dies nicht tue, auf Abwege gerate. Als Beispiel für den letzteren Fall wird Plancks wenig stichhaltiger Angriff auf Mayers Begründung des Energieprinzips angeführt. Im Hinblick auf die zweite Epoche der Entwicklung Plancks behauptet Israel einen innigen Zusammenhang zwischen dem Planckschen und dem kantisch-kritischen Verfahren; es ist dies die Epoche, die vor allem Plancks »Vorlesungen über die Theorie der Wärmestrahlung« und damit die Quantentheorie bringt. Der Substanzbegriff des Quantums ist bei Planck, wie Israel darlegt, nicht gleich dem des Atoms oder Elektrons ein letzter Haltepunkt für das Denken zwecks Herstellung von Relationen; es wird vielmehr bewußt eine bestimmte Anzahl von mannigfachen Bewegungen, nämlich Schwingungsvorgängen eines Strahls, als Einheit herausgenommen, und diese Einheit wird künstlich vom Denken geschaffen, indem nur die Wahrscheinlichkeit, das heißt der Mittelwert aller Schwingungen für die Anknüpfung weiterer Beziehungen von Wichtigkeit ist.

Hier möge nicht unerwähnt bleiben, daß Israel in einer anderen Schrift, welche »Zur wissenschaftlichen Fortbildung des Sozialismus« betitelt und an eben dieser Stelle (40. Jahrgang, 1. Band, Heft Nr. 22, S. 523) von Karl Vorländer angezeigt worden ist, auf die Verwandtschaft des geschichtswissenschaftlichen Substanzbegriffs mit dem physikalischen Substanzbegriff des Quantums hingewiesen hat. Auch die

geschichtswissenschaftlichen Substanzbegriffe (Wirtschaft, Armee usw.), die das autonome Denken setzt, sind Israel zufolge nicht letzte Einheiten; sondern sie enthalten »eine Zusammenfassung aller Wahrscheinlichkeiten eines besonderen Gebiets«. Nichtsdestoweniger wünscht Israel keineswegs, die Prinzipien naturwissenschaftlicher Begriffsbildung einfach auf die historischen Wissenschaften zu übertragen; denn er ist sich durchaus darüber klar, daß in den Geschichts- im Gegensatz zu den Naturwissenschaften eine Beziehung auf sittliche Werte stattfindet, daß — um mit dem von Israel mit Recht so sehr verehrten Hermann Cohen zu sprechen — die Ethik die Logik der Geisteswissenschaften ist.

So sucht Israel für die Natur- wie für die Geschichtswissenschaften den Standpunkt des kantischen, speziell neukantischen Kritizismus durchzuführen, und hierin liegt das Verdienstliche seiner Arbeiten. Zu erwägen würde nur sein, ob er bei der Aufspürung von Zusammenhängen mit dem Kritizismus nicht bisweilen zu weit geht, ob er immer hinreichend auseinanderhält, was bei den von ihm behandelten Autoren und in ihren Werken wirklich vorhanden ist und was nach Israels kritizistischer Überzeugung vorhanden sein soll. Dr. Kurt Sternberg

Notizen

Der Türkisch-Griechische Krieg treibt die ohnehin nicht sehr stabilen wirtschaftlichen Verhältnisse Griechenlands einer katastrophalen Krisis entgegen. Da der größte Teil der männlichen Bevölkerung unter den Waffen steht, wurde die Feldbestellung in diesem Jahre stark vernachlässigt. Während unter normalen Verhältnissen Griechenland bei intensiver Bewirtschaftung in der Lage wäre, seinen Bedarf an landwirtschaftlichen Produkten aus Eigenem zu decken, ist es jetzt genötigt, große Mengen Brotgetreide aus dem Ausland einzuführen und dadurch seine Handelsbilanz stark passiv zu halten. Es liegen bis jetzt die Zahlen der Aus- und Einfuhr bis April 1922 vor, denen in nachfolgender Übersicht zum Vergleich die Zahlen der Monate Januar bis April des Jahres 1921 gegenübergestellt sind:

	1921			1922		
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr-überschuß	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr-überschuß
	in Millionen Drachmen					
Januar . . .	127,9	43,9	84,0	158,8	83,5	75,3
Februar . .	122,5	47,0	75,5	166,6	101,2	64,4
März . . .	161,4	43,6	117,8	220,4	101,3	119,1
April . . .	127,3	50,6	76,5	124,1	82,0	42,1

Der durchschnittliche Einfuhrüberschuß der ersten vier Monate des Jahres 1922 zeigt gegenüber den gleichen Monaten im Jahre 1921 zwar eine gewisse Abnahme, doch ist mit Rücksicht auf die landwirtschaftlichen Unterlassungen infolge der Mobilisation mit einem erheblichen Steigen des Einfuhrüberschusses zu rechnen.

Die Entwertung der griechischen Zahlungsmittel schreitet rapide fort und konnte bisher durch die einschneidenden Maßnahmen der Finanzverwaltung nicht aufgehalten werden. Von Interesse auch für deutsche Finanzpolitiker, die an ähnliche Maßnahmen für Deutschland denken, dürfte die Feststellung sein, daß auch die Einrichtung einer Devisenzentrale der wilden Spekulation mit ausländischen Zahlungsmitteln nicht Einhalt zu gebieten vermochte, da neben dem offiziellen Devisenverkehr, der eine gewisse Rationierung hochwertiger Devisen handhabt, ein Devisen-Schleichhandel blüht, der die üppigsten Spekulationsblüten treibt, so daß beispielsweise 1 Pfund Sterling im freien Handel anstandslos mit 170 Drachmen bezahlt wird, während es bei der Devisenzentrale nur 105 Drachmen kostet.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2 | Ausgegeben am 13. Oktober 1922 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Um die Meerengen

Von Erwin Barth

Berlin, 5. Oktober 1922

Um die Meerengen. Dem Unkundigen mag es ein Buch mit sieben Siegeln sein, daß sich England bis an den Hals in den türkisch-griechischen Streit begeben hat und warum es wegen ein paar Fetzen Land, die die Türkei von ihrem früheren Besitzstand wieder haben will, im Orient zum Kriege rüstet und die Hilfe seiner Dominien für diesen Feldzug anruft. Trotz alles Rätselhaften muß in ihm doch der Gedanke lebendig werden, daß hier tatsächlich tiefste Lebensinteressen Englands berührt worden sind, weil sonst die englische Aufregung unverständlich bliebe. Und so ist es.

Die Türkei ist im Weltkrieg gemeinsam mit den mitteleuropäischen Mächten unterlegen. Genau wie für die europäischen Mächte wurde für die Türkei in Sèvres ein Friedensdiktat zurecht gemacht, das sie anerkennen sollte, obwohl sie dadurch völlig in Stücke gerissen wurde. Die alliierten Mächte hatten vorher gemeinsam mit der Türkei Waffenstillstandsbedingungen festgesetzt, die formell bis heute noch Gültigkeit haben, da die türkische Nation unter Führung von Mustafa Kemal dem Zwangsfrieden ihre Anerkennung verweigerte. Es folgte der Griechisch-Türkische Krieg. Die Alliierten mußten zugeben, daß der Vertrag von Sèvres durch die Waffen zerstört wurde. Sie stehen heute also de facto als Waffenstillstandsgegner gegen die Nationaltürken; aber sie stehen nicht mehr in der alten Einmütigkeit zusammen. Die außereuropäischen Mächte der Alliierten haben an der Regelung der orientalischen Angelegenheiten nur ein sehr schwaches Interesse. Italien und Frankreich stehen offenbar den Türken sogar sympathisch gegenüber. Nur England zeigt sich nervös. Darum hat es auch die Führung in der Orientfrage fast selbständig in die Hände genommen und ist, nachdem Griechenland sich geopfert hat, höchstpersönlich in die Arena gestiegen. Die Weiterbehandlung der türkischen Angelegenheiten ist also trotz des Fortbestehens der Allianz nur noch ausschließlich von englischen Machtinteressen dirigiert. Die Frage von Krieg oder Frieden im Orient ist eine englisch-türkische Sache. Darum ist es gut, daß man untersucht, warum England sich in das große Wagnis eines eventuellen Krieges mit den Türken begibt und warum die Herstellung des Friedens im Orient so große Schwierigkeiten macht.

Was historisch zum englisch-türkischen Konflikt, in dessen Mittelpunkt die Meerengenfrage steht, zu sagen ist, habe ich bereits vor etlichen Wochen in meinen Artikeln über den englisch-russischen Gegensatz in Zentralasien dargelegt.

* * *

Die Meerengen sind ein System von eng zusammengedrückten Gewässern, die die beiden größten Binnenmeere des alten Kontinents, das Mittelländische Meer und das Schwarze Meer verbinden. Sie bilden die scharfe Tren-

nungslinie zwischen Europa und Asien. Der Umstand, daß sie an mehreren Stellen nur ein Kilometer und weniger Breite haben und daß ihre Küstenlandschaft sich vorzüglich zur Anlegung von Befestigungen eignet, bewirkt, daß diese Straßen mit Leichtigkeit gesperrt werden können. Solange das Schwarze Meer vollkommen von türkischem Gebiet umgeben, also gewissermaßen ein türkisches Binnengewässer war, hatten die Meerengen als Wasserverkehrswege nur wirtschaftliches Interesse. Ihre Entdeckung für die Weltpolitik datiert seit dem Vorstoß der Russen unter Peter dem Großen und namentlich Katharina II. an die Nordufer des Schwarzen Meeres und seit dem um dieselbe Zeit entstandenen russisch-englischen Interessengegensatz in Zentralasien.

Solange Rußland noch nicht der hervorragendste Anlieger am Schwarzen Meer geworden war, solange die russischen Stöße gegen die englische Herrschaft keinen anderen Weg als über die ebenso unendlichen wie unwirtlichen Flächen des Herzens Kleinasiens hatten, war die Beunruhigung Englands um seinen wichtigsten Kolonialbesitz verhältnismäßig gering. England und Rußland waren durch die zentralasiatischen Staaten weit auseinandergehalten. In den ersten Zeiten hatte Rußland für maritime Betätigung nur das weitabliegende und meist zugefrorene Nördliche Eismeer zur Verfügung. Es suchte einen Ausweg zu einem offenen Meere. Unter Peter dem Großen erzwang es sich eine Öffnung zur Ostsee. Aber von da aus brauchte England nichts zu fürchten, weil es einen Stoß Rußlands zur See unmittelbar an seinen Küsten in von Natur aus überlegener Position erwarten konnte. Eine Seemacht, wie es England infolge seiner Lage ist, und noch dazu eine, die wertvolle Besitzungen in allen Ozeanen hat, streckt in Wirklichkeit ihre Grenzen über alle Meere hinweg. Als Rußland Schwarze-Meer-Macht geworden war, war ihm durch die Meerengen hindurch die Möglichkeit gegeben, in dem Machtbereich Englands zur See, ins Mittelländische Meer und darüber hinaus in den Atlantischen Ozean vorzudringen. Rußland, das zu Lande seine imperialistischen Ziele nach dem Osten nur unter allergrößten Schwierigkeiten verfolgen konnte, hatte also Gelegenheit, durch Entwicklung seiner Seemacht den Weg zu Englands verwundbaren Stellen abzukürzen. Seit nun gar der Suezkanal gebaut und eine beinahe gerade Linie der Verbindung zwischen England und Indien hergestellt war, bemühte sich England mit bewunderungswürdigem Eifer, diesen Weg fest in seine Hände zu bekommen. Gibraltar, Malta, Zypern, Suez, Ägypten, Hedschas, Aden sind die englischen Etappenstützpunkte dieses Weges nach Indien. Daß sich England eine Beunruhigung dieses Indienwegs durch Rußland nicht gefallen lassen wollte, ist verständlich.

Die übergroße Mehrzahl der kriegerischen Aktionen Rußlands hatte das Ziel, an das Mittelmeer zu gelangen. Aber England verstand es meisterhaft, alle Verwicklungen durch die Ausspielung fremder Staatsinteressen gegen Rußland immer wieder zur Schaffung starker Riegel in den Meerengen auszunutzen. Zuerst erreichte England ein Verbot für Rußland, überhaupt Schiffe im Schwarzen Meer zu unterhalten, später das Verbot einer russischen Kriegsflotte im Schwarzen Meer und erst, als auch dieser Standpunkt nicht mehr haltbar war, erreichte es eine Sperrung der Meerengen gegen die Durchfahrt fremder Kriegsschiffe, die in Wirklichkeit aber nur eine Sperre gegen russische Kriegsschiffe sein sollte und war. Das ist die Meerengenfrage.

Bis zum Ausbruch des Weltkriegs blieben für russische Kriegsschiffe die Meerengen gesperrt. Im Jahre 1917 brach Rußland unter der Last des Krieges völlig zusammen. Damit war der gefährlichste Widersacher Englands gegen die englischen Interessen in Asien, so mußte man annehmen, erledigt. Für England ergab sich daraus eine radikale Wendung in seiner türkischen Politik. Bisher hatte es die Türkei immer gestützt, weil die selbständige Türkei als Besitzer der Meerengen ein gar nicht zu bezahlender Damm gegen die russischen Ausdehnungsbestrebungen war. Es ließ sich nun dazu verleiten, die Zerstückelung der Türkei zu betreiben und die Meerengen nebst bestimmten Küstenstrichen der Verwaltung des Völkerbundes zuzuschanzen, in dem England die Hauptrolle, Rußland aber gar keine Rolle spielte. Diese Politik erwies sich als ein schwerer Rechenfehler, sobald die Angoratürken als neue Kriegsmacht aufstanden und von Sowjetrußland, das sich bald zu außenpolitischer Aktivität wieder erholt hatte, die sich ganz in den Geleisen der alten zaristischen Orientpolitik bewegte, kräftige Unterstützungen erfuhren. Das Blatt hatte sich gewendet: Während England früher mittels der Türkei gegen Rußland stand, stand jetzt Rußland mittels der Türkei gegen England. Der englische Vortrupp, die Griechen, ist von der antienglischen Front zermalmt worden. England konnte nun der direkten Auseinandersetzung mit den nationalistischen Türken nicht mehr ausweichen.

England rüstete fieberhaft zum Kriege, zu einem Kriege möglicherweise, in dem mehr oder minder deutlich hinter der Türkei als Rückendeckung Rußland und die mohammedanischen Staaten Asiens stehen. Die Ausmessungen eines solchen kriegerischen Unternehmens und erst recht dessen Ausgang lassen sich schwer voraussagen. England hat jedenfalls durch seine Rüstungen und seinen Hilferuf an die Dominien die Schwere der Gefahren zugegeben. In den letzten Tagen schien es, als ob die diplomatische Beilegung des Konflikts nicht mehr möglich wäre. Zur Zeit der Niederschrift dieses Aufsatzes geht jedoch ein Aufatmen durch die Blätter, ist es doch zu einer Konferenz zwischen den Angoratürken und den Engländern in Mudania gekommen. Namentlich in England ist eine große Erleichterung bemerkbar. Wie schwer England an der Drohung des offenen Konflikts zu tragen hat, beweist, daß es in den letzten sechs Wochen an der New Yorker Börse eine Entwertung seines Geldes um genau 10 Prozent erlitten hat.

Man darf sich nicht vortäuschen, daß die Konferenz von Mudania schon eine Regelung der Angelegenheit bringen wird. Diese Konferenz ist nichts anderes als eine erneute Waffenstillstandskonferenz zwischen der Türkei und England. Vielleicht kommt der Waffenstillstand zustande. Vielleicht! Dann aber beginnen erst die eigentlichen Schwierigkeiten, von denen man nicht weiß, ob sie England ohne jede Gefährdung seines Prestiges auf diplomatischem Wege wird beheben können.

Der Kern der Friedensfrage ist für England die Meerengenfrage. Sicher scheint es zu sein, daß vorläufig der Status der Vorkriegszeit, der für England ja außerordentlich günstig war, wieder erreicht wird. England sieht die Gefahren, darum hält es heute scharf an der Internationalisierung des Meerengengebiets fest. Die eigentliche Friedenskonferenz, die tatsächlich nur die Bedeutung einer neuen Meerengenkonferenz hat, soll in Venedig stattfinden, wobei die Türken dem Gesamtchor der Alliierten allein gegenüberstehen sollen. Es steht beinahe außer Frage, daß sich die Türkei darauf nicht ein-

lassen wird. Die Türkei ist heute nicht mehr der Besiegte von ehedem, sondern der Sieger in einem harten Kriege gegen Griechenlands Soldaten und Englands Kriegsausrüstung. Ihr Selbstbewußtsein ist gestärkt, und sie läßt sich kein Diktat gefallen.

Die nationalen Forderungen der Türkei durchkreuzen Englands machtpolitische Absichten in der Meerengenfrage. Die Türken verlangen die Rückgabe Thraziens mit dem heiligen Adrianopel. Von dieser Forderung können sie gar nicht mehr zurück. Der Besitz Thraziens schließt aber auch den Besitz der Halbinsel Gallipoli ein, die die Dardanellen im Westen flankiert. Kurz, die türkischen Forderungen erheischen die Wiederherstellung der Meerengen als türkische Gewässer. Selbst wenn England in diesem Punkte nachgeben wollte, bliebe noch immer die eigentliche Meerengenfrage übrig. Darin ist der Rechtsstandpunkt der Türken für die Engländer erneut ungünstig. Nach der Kenntnis der Persönlichkeit Mustafa Kemals, der nicht nur ein großer Soldat, sondern auch ein Staatsmann von Format ist, der wiederholt Proben einer glänzenden staatsmännischen Logik abgelegt hat, wird er sich auf den korrekten Standpunkt stellen: Die Meerengen sind türkisches Gewässer. Da sie gleichzeitig Verbindung zwischen zwei großen Binnenmeeren sind, haben sie internationales Interesse, und zwar sowohl für die Staaten, die im Mittelländischen Meer, als auch für die Staaten, die im Schwarzen Meer Schiffahrt treiben.

Rußland als die maßgebende Schwarze-Meer-Macht muß an dieser Konferenz beteiligt werden. Es dringt selbst darauf. Die russischen Noten an England — es sind ihrer drei — sprechen offen aus, daß Rußland jeder Abmachung über die Meerengen, die ohne seine Mitwirkung erfolgt, Anerkennung und Achtung versagen wird. Diese Haltung Rußlands ist für die Türken ein Anlaß mehr, im eigenen Interesse die Beteiligung Rußlands an der Konferenz zu fordern. Da England davon zunächst noch nichts wissen will, und da ferner auch Frankreich sich aufs heftigste gegen die Beteiligung Rußlands an irgendeiner Konferenz sträuben wird, nach Lage der Dinge aber die Türkei den Anspruch Rußlands stützen muß, braucht man sich keine große Hoffnung auf eine rasche Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse zu machen. Die Lage Englands ist sehr schwierig, und gegenüber Rußland hat es nicht mehr die diplomatischen Waffen, die in früherer Zeit wirksam waren. Das heutige Rußland kann mit der Drohung einer kriegerischen Verwicklung und mit den Folgen daraus nicht mehr geschreckt werden. So viel Kraft gibt es in ganz Europa nicht mehr, als daß Rußland sich davor fürchten müßte.

Für England gibt es nur zwei Wege der Lösung: entweder den diplomatischen mit allen Konsequenzen, aber ohne einstweiliges Risiko, oder den Austrag durch Waffengewalt mit all seinen Gefahren. Auf dem ersten Wege muß es seine bisherige Meerengenpolitik aufgeben und durch großmütigen Verzicht auf seine Machtpolitik allen Sonderinteressen zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer entsagen. Wenn das unter voller Wahrung des Prestiges geschehen soll, muß dieser Verzicht mit der Geste hundert- oder noch besser hundertundzwanzigprozentiger Freiwilligkeit geschehen. Dadurch würde die Türkei und naturgemäß die Welt des Islam in einem sehr hohen Maße ausgesöhnt werden und vielleicht sogar zu Freundschaft bereit sein.

Rußland wäre dann vorläufig für die englischen Meerengeninteressen keine Gefahr mehr. Bis Rußland wieder seetüchtig wird, hat es gute Weile, und inzwischen kann ja wieder Rat werden. Auf diesem Wege ist es möglich — allein möglich —, wie es scheint, die Teilnahme Rußlands an der Orientkonferenz, die ja dann keine Meerengenkonferenz mehr ist, zu umgehen. Vielleicht kostet diese Geste, die auch ein großes Entgegenkommen an Rußland bedeutet, den Engländern die »Freundschaft« Frankreichs. Aber es scheint, als wenn England sich beeilen muß, wenn es den Anschluß nicht verpassen will, und daß es insbesondere die Verstärkung seiner Truppen und Seestreitkräfte auf türkischem Gebiet einstellen muß; sonst wird der Zündstoff gehäuft und die Explosion begünstigt.

Auf den zweiten Weg der kriegerischen Verwicklung kann sich England eigentlich nur drängen lassen, wenn es von allen guten Geistern verlassen ist. Ein englisch-türkischer Krieg setzt die Streitkräfte Rußlands in Bewegung und entflammt vielleicht den ganzen Islam zu offener Englandfeindlichkeit. Es ist dann leicht möglich, daß der ganze Balkan in Brand gerät und der Weltkrieg noch einmal in ein entscheidendes, für die englische Herrschaft entscheidendes Stadium gerät.

Die Chancen eines solchen Krieges sind für England durchaus nebelhaft; er *kann* glücken, er kann aber auch der englischen Weltherrschaft einen nie wieder gutzumachenden Stoß versetzen.

Gegen die Goldanleihe!

Von Dr. Karl Landauer

Das von Tausenden in Deutschland empfundene Bedürfnis nach einer aktiven Wirtschaftspolitik ist ein Zeichen unseres Lebenswillens und somit eines der nicht sehr zahlreichen erfreulichen Symptome, die der Chronist in unserer gegenwärtigen Lage zu verzeichnen hat. Aber die Sehnsucht nach Aktivität kann auch irreführen. Sie bringt die Gefahr mit sich, daß die Zwangsläufigkeiten unterschätzt werden, die gerade in der Wirtschaft einen so überaus breiten Raum einnehmen.

Die Valutakatastrophe des August hat stärker als je den wirtschaftlichen Lebenswillen des deutschen Volkes sich auflehnen lassen gegen den Gedanken, daß unser Schicksal bestimmt sein soll durch den Mechanismus des Weltgeldmarktes. Aus dieser Stimmung, deren Fehlen geradezu als Anzeichen unrettbaren Zusammenbruchs unserer seelischen Widerstandsfähigkeit gedeutet werden müßte, ist die Forderung einer Goldmarkanleihe des Reichs geboren und rasch aufgegriffen worden. Auch in den Reihen der Sozialdemokratie hat sie, wie mehrere Äußerungen auf dem Augsburger Parteitag und schon vorher zeigen, einflußreiche Anhänger gewonnen. Die Gesamtlage macht es verständlich, daß auch kritisch und ruhig denkende Parteigenossen über dem Gefühl der Erlösung aus der vollständigen Passivität die nüchterne Durchdenkung der neugefundenen Parole vernachlässigt haben.

Die Massen, die das Wort von der Goldanleihe vernehmen, gewinnen sicherlich zum größeren Teil die Vorstellung, daß dies ein Mittel sei, um dem Reich wertbeständige Zahlungsmittel, »Goldwerte« zur Verfügung zu stellen. Man muß deshalb zunächst einmal klar aussprechen, daß die Gold-

anleihe sich von einer anderen Anleihe des Reiches nicht dadurch unterscheiden würde, daß die dem Reiche zugeführten Zahlungsmittel wertbeständig wären, sondern daß den Gläubigern des Reiches wertbeständige Schuldtitel ausgehändigt würden: Das Reich würde nicht Gold erhalten, aber es würde die Verpflichtung übernehmen, in Gold zurückzuzahlen und zu verzinsen. Selbstverständlich wissen das die Verteidiger der Goldanleihe selbst, und sie haben es auch offen erklärt; aber die Suggestion des Wortes »Goldanleihe« ist so groß, daß diese einfache Wahrheit im Bewußtsein der Vielen bislang nicht recht durchdrang.

Die ungeheuren Nachteile des Planes für die Reichsfinanzen sind offensichtlich. Zu den untragbaren äußeren Goldschulden würden auch noch innere Zins- und Tilgungsleistungen in Gold treten, während an dem Zustand, daß die Papiermarkeinnahmen des Reiches sich bei weitem nicht im Maße der Geldentwertung steigern, nichts geändert würde. Wie kommt man angesichts dieser Sachlage überhaupt dazu, die Idee zu befürworten?

Zweierlei hört man als Gründe für die Goldanleihe: Erstens die Ansicht, das Reich könne mit Hilfe des ihm zugeflossenen Anleihebetrags die Valuta stabilisieren. Es ist eine tieftraurige, aber unerläßliche Pflicht, gegenüber allen Rufen nach einer »aktiven Währungspolitik« (sobald dieses Wort im Sinne *direkter* Geldwertregelung verstanden wird) immer wieder erklären zu müssen: Solange äußere Reparationslasten in nennenswertem Umfang bestehen, ist jeder Versuch einer Stabilisierung der deutschen Valuta hoffnungslos. Sind dagegen die Reparationslasten abgebaut und ist dadurch, vielleicht auch durch Anwendung anderer und sicherlich schmerzlicher Mittel die Ausgleichung der deutschen Wirtschaftsbilanz erreicht, dann wird aller Voraussicht nach der Goldvorrat der Reichsbank ausreichen, um die Stabilisierungsmaßnahmen durchzuführen. Sollte er aber der Ergänzung durch Papiermarkeinkünfte bedürfen, dann wird es wahrscheinlich weit zweckmäßiger sein, diese auf dem Wege einer Vermögensabgabe (Sachwertbesteuerung!) oder, wenn dies nicht durchsetzbar ist, einer zweiten Papiermarkzwangsanleihe zu beschaffen. Immerhin ließe sich eine Goldmarkanleihe in einem Augenblick, wo nach menschlichem Ermessen keine weitere Geldwertsenkung eintreten wird, eher rechtfertigen als heute, wo wir mit jeder in wirtschaftlichen Dingen überhaupt erreichbaren Sicherheit vorhersagen können, daß trotz der deutsch-belgischen Regelung, unaufhaltbar durch unser eigenes Tun, die Mark im Laufe des nächsten Jahres im Binnen- und Außenwert weiter zurückgehen wird. Wird doch, von allem anderen abgesehen, der dem Reich zugeflossene Papiermarkbetrag in wenigen Monaten sehr wahrscheinlich so entwertet sein, daß er für die Kauffähigkeit des Reiches in bezug auf Devisen nichts mehr bedeutet!

Andere Anhänger des Goldanleihegedankens wissen einen besseren Grund für ihre Forderung zu nennen: Sie sagen ganz richtig, daß keineswegs immer, wenn inländische Unternehmer ausländische Valuta kaufen, Spekulation im eigentlichen Sinne getrieben werde. Vielmehr gehe solcher Ankauf oft aus dem Wunsche nach wertbeständiger Anlage vorübergehend frei gewordenen Betriebskapitals hervor. Wenn ein Fabrikant oder Händler heute für einige Wochen oder Monate Geldkapital in seinem Betrieb frei bekomme, was auch bei allgemeiner Kapitalknappheit immer wieder eintreten kann, so würde er ein zuweilen nicht tragbares Risiko der Entwertung auf sich

nehmen, wenn er dieses Geld auf sein Bankkonto einzahlen wolle. Als wertbeständige Kapitalsanlage biete sich ihm aber nur (unmittelbarer oder durch Aktien vermittelter) Sachwertbesitz oder »Edelvaluta«. Die letztere Anlageform sei nun für kurzfristige Anlagen technisch weit besser geeignet und werde deshalb in derartigen Fällen heute sehr oft gewählt, zum Schaden des Markkurses, da Valutaankauf für Anlagezwecke den Preis der fremden Devisen noch weiter in die Höhe treibt. Deshalb sagen die Anhänger der Goldanleiheidee: »Wenn wir in Reichsschuldscheinen, die auf Gold lauten, den Unternehmern ein wertbeständiges Anlagepapier zur Verfügung stellen, dann wird das vorübergehend Anlage suchende Kapital vom Valutenmarkt abgelenkt und damit der Druck auf die Reichsmark vermindert.«

Es soll nicht bestritten werden, daß diese Wirkung eintreten kann, ganz sicher erscheint sie freilich nicht; aber der Vorteil wäre zu teuer erkauft. Die Last des Risikos, das die verhältnismäßig leistungsfähige deutsche Privatwirtschaft von sich abwälzt, würde die schwache Staatswirtschaft völlig erdrücken. Darum müßte der Plan der Goldanleihe auch dann abgelehnt werden, wenn zur Befriedigung jenes berechtigten Anlagebedürfnisses kein anderes Mittel sich finden ließe.

So aber verhält es sich gar nicht. Es läßt sich sehr wohl eine unter staatlicher Aufsicht stehende Stelle schaffen, die Einzahlungen entgegennimmt, sich dafür in Form von Aktien mittelbaren Sachwertbesitz verschafft und an diesem ihre Einleger beteiligt. Die Einzelheiten mögen schwierig sein, lösbar ist die Aufgabe sicher, und wenn auf diesem Wege dem Bedürfnis nach einer Möglichkeit kurzfristiger wertbeständiger Anlage Genüge getan wird, so trifft die Reichsfinanzen kein Risiko.

Den Gedanken der Reichsgoldanleihe aber sollte man begraben. Er ist eine Versuchung, man könnte beinahe sagen, eine Falle, die unsere drangvolle Lage gerade den tatkräftigen Geistern stellt. Seine Verwirklichung würde wahrscheinlich alle Gesundungsmöglichkeiten für die Reichsfinanzen verschütten und damit das unwiderrufliche Ende aller Aussichten auf den wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands bedeuten.

Die Volkswirtschaftslehre des Thomas von Aquino

Von W. Hohoff (Paderborn)

Aristoteles stellt nicht nur den Höhepunkt dar, bis zu welchem in Griechenland der Entwicklungsgang der Philosophie führte; er erscheint nicht nur durch die Universalität seines Geistes, welche eine ungewöhnliche Tiefe der Spekulation mit einem ausgebreiteten, die gesamten Kenntnisse seiner Zeit umfassenden Wissen vereinigt, als einer der bedeutendsten Männer aller Zeiten, er hat auch wie kaum ein anderer auf die späteren Jahrhunderte einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Den Scholastikern war er der »Philosoph« schlechtweg, der Meister der Schule. Seine Physik und seine Logik, seine metaphysischen, anthropologischen, ethischen und politischen Aufstellungen bildeten die traditionellen Bestandstücke der gelehrten Bildung.

Bezeichnet Aristoteles den spekulativen Höhepunkt des antiken Geistes, so Thomas von Aquino den spekulativen Höhepunkt des christlich-mittelalterlichen Geistes. Den Grundbau, welchen jener in der philosophischen

Wissenschaft legte, hat dieser noch genauer fundamentiert und weiter ausgebaut mit der Macht eines nicht bloß reproduktiven, sondern produktiven kongenialen Geistes und sich so als der »christliche Aristoteles« erwiesen, wie der heilige Augustinus vordem als der »christliche Plato«.

Seine große wissenschaftliche Bedeutung ist denn auch in neuester Zeit von Männern wie Ihering, Sombart, Kohler, Aschley und anderen offen anerkannt worden. Ihering gesteht, daß Thomas schon das realistisch-praktische und gesellschaftliche wie auch das historische Moment des Sittlichen erkannt habe. In einem Briefe an mich vom 30. Januar 1884 schrieb der große Jurist: »Die Zitate, die Sie aus Thomas von Aquino im Literarischen Handweiser 1884, Nr. 2 mitteilen, haben mich mit wahrem Staunen erfüllt; ich könnte mich ihrer als Motto für die Hauptsätze meiner Theorie bedienen.« Und in einer längeren Anmerkung zur zweiten Auflage seiner Schrift »Der Zweck im Recht« (2. Band, S. 116) heißt es: »Die Grundgedanken, um die es mir zu tun war, finden sich schon bei jenem gewaltigen Denker in vollendeter Klarheit und prägnantester Fassung ausgesprochen.«

Was die wichtigsten Fragen der Volkswirtschaftswissenschaft betrifft, so stimmt Thomas mit Marx in ganz überraschender Weise überein. Albert der Große und sein größerer Schüler, der Aquinate, sind meines Wissens die ersten, die klar und bestimmt sagen, wenn man ihr Latein in die Sprache der modernen ökonomischen Wissenschaft übersetzt: Die Wertgrößen aller Produkte stehen in demselben Verhältnis wie die Arbeit und Auslagekosten (labor et expensae) der Produzenten.[1] Da aber die Auslagekosten sich natürlich auch schließlich wieder in Arbeit auflösen, so folgt, daß die Arbeit allein den Wert bestimmt.[2]

Die Ungunst der Zeitumstände, die es dem Stagiriten unmöglich gemacht hatte, die Analyse des Wertes zu Ende zu bringen, wirkte während des ganzen Mittelalters noch fort. Der Begriff der menschlichen Gleichheit besaß keineswegs schon damals »die Festigkeit eines Volksvorurteils«; und noch weniger war damals schon »die Warenform die allgemeine Form des Arbeitsprodukts«.

Es herrschte vielmehr noch immer die Naturalwirtschaft vor, in welcher der Gebrauchswert im Vordergrund, das heißt vor dem Tauschwert steht. Tatsächlich hat das gesamte Mittelalter gleichwohl, der gesunden Vernunft und dem größten aller Kirchenlehrer folgend, sich bemüht, überall, wo es praktisch möglich war, nach dem Maßstab der Arbeit die Höhe des Wertes zu bestimmen.

Ich kann hier des beschränkten Raumes wegen nicht auf alle Aufstellungen des Aquinaten in betreff des Wertes eingehen; nahezu erschöpfend habe ich es in meiner Abhandlung in der »Monatsschrift für christliche Sozialreform« getan. Aber einige besonders wichtige Sätze seien doch noch kurz

[1] Albertus Magnus, Comment. in Libros Ethicorum. Ed. Borgnet, Paris 1891, VII, S. 353. — Thomas Aquino, Ethic. V, lectio 9. Ed. Parmensis XXI, S. 172, 173. — Vergl. auch Hohoff, Die Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik, 1908, S. 158 ff., und Monatsschrift für christliche Sozialreform, 1893, 9. Heft, S. 431 ff.

[2] Locke, welcher heute noch fast allgemein als Urheber der sogenannten »Arbeitstheorie« gilt, sagt genau so wie Thomas: Der Wert ist Effekt der Arbeit und der Auslagekosten (labour and expenses). Desgleichen erklärt er ganz wie Thomas: Der Wert ist »Quantität«, nicht Qualität.

erwähnt. Thomas sagt in Übereinstimmung mit allen Vertretern einer objektiven Werttheorie, daß alle Waren als Werte sich auf eine und dieselbe Einheit reduzieren lassen und daß diese Einheit eben auch die Ursache und das Maß des Warenwertes sein muß.[3] Nur durch diese Einheit werden die Waren »kommensurabel«, an einem gemeinsamen Maßstab meßbar. Ferner sagt er ganz wie Marx:[4] »An und für sich betrachtet, ist Kauf und Verkauf eingeführt worden zum gemeinsamen Nutzen beider Teile, des Käufers wie des Verkäufers, weil der eine der Sache des anderen bedarf und umgekehrt. Was aber des gemeinsamen Nutzens wegen eingeführt ist, darf nicht mehr zur Bedrückung des einen als des anderen gereichen. Deshalb muß nach Gleichheit der Sache der Vertrag unter ihnen geschlossen werden. Die Quantität (das heißt der Wert, die Wertgröße) einer Sache aber, die zum Gebrauch der Menschen dient, wird gemessen nach dem gegebenen Preise. Wenn daher der Preis die Größe des Wertes der Sache übersteigt oder umgekehrt die Sache den Preis, so wird die Gleichheit der Gerechtigkeit aufgehoben werden. Darum ist es an sich (secundum se) ungerecht und unerlaubt, teurer zu verkaufen oder billiger zu kaufen, als die Sache wert ist.«

Weiter sagt er: »Alle anderen Dinge haben aus sich selbst (ex se ipsis) irgendeine Nützlichkeit (utilitatem), das Geld aber nicht.« Das heißt: Geld als solches hat keinen Gebrauchswert, sondern nur Tauschwert. Nun werden aber im Austauschverhältnis alle Waren dem Gelde gleichgesetzt; als Werte sind alle Waren gleich einer gewissen Quantität Geld. Also wird bei der Wertbestimmung der Waren von ihrer Nützlichkeit oder ihrem Gebrauchswert abstrahiert, muß davon jeder vernünftige Denker mit logischer Notwendigkeit abstrahieren, um den Begriff und das Wesen des Wertes, der durch das Geld numerisch meßbar ist, zu finden. Nicht die Nützlichkeit ist das gemeinsame Gleiche in den Waren, wenn man sie als Werte, das ist Tauschwerte, Geldwerte betrachtet. Die Nützlichkeit ist das gemeinsame Gleiche, was sie zu Gebrauchswerten macht. Die Nützlichkeit kann nicht der Maßstab des Tauschwertes sein, wenn sie auch eine unerläßliche Voraussetzung oder Bedingung desselben ist. Geld ist nicht das Maß der Nützlichkeit, sondern des Wertes. Denn das Maß muß, wie Thomas treffend bemerkt, gleichartig sein mit dem Gemessenen.[5]

Das Geld hat demnach als solches keine Nützlichkeit, es ist bloßer Wertrepräsentant, bloßes Tauschmittel, reiner Tauschwert. Die Nützlichkeit oder der Gebrauchswert kann also kein konstitutives Element des Tauschwertes sein. Als Tauschwerte sind die Waren Geldwerte und enthalten kein Atom Gebrauchswert (non habent aliquam utilitatem). Als Gebrauchswerte können sie nicht dem Gelde gleichgesetzt, nicht durch Geld gemessen werden, denn das Geld hat keinen Gebrauchswert. Von dieser Einsicht hängt in der politischen Ökonomie alles Weitere ab.

* * *

Daß nach thomistischer Lehre nur die Arbeit Wert erzeugt, folgt mit unerbittlicher Konsequenz auch aus dem, was der Aquinate über das Recht

[3] Vergl. Hohoff, Warenwert und Kapitalprofit, 1902, S. 23 ff.
[4] »Kapital«, 2. Auflage, I, S. 141 f. — Volksausgabe 1914, I, S. 114 f.
[5] Sum. theol. 1. qu. 3, art. 5 ad 2. — 1, 2; art. 19, 4 ad 2: »Mensura oportet esse homogenea mensurato.«

des Eigentums sagt. Seine gelegentlichen Bemerkungen über das Institut des Privateigentums (denn ex professo hat er nirgends über dasselbe gehandelt), sind im wesentlichen folgende: Nach dem Naturrecht ist alles allen gemeinsam. Aber der Gemeinbesitz führt zu großen Unzuträglichkeiten, Streit, Trägheit usw. Darum ist durch das positive menschliche Recht die Besitzesteilung eingeführt, weil sie notwendig geworden war. Das menschliche Recht kann aber trotzdem dem natürlichen und göttlichen Recht nicht derogieren, darf ihm nicht unbedingt widersprechen. Es muß vielmehr so beschaffen und gestaltet sein, daß es damit materiell im Einklang steht, wenn es auch formell etwa differiert. Daher darf der Privateigentümer andere an dem Gebrauch der Dinge, die er besitzt, nicht in ungerechter Weise hindern.

In betreff der sogenannten »äußeren« Güter hat der Mensch eine zweifache Befugnis: einmal die der wirtschaftlichen Besorgung und Verwaltung (potestas procurandi et dispensandi); und insofern ist es erlaubt, daß man privates Eigentum besitzt. Die zweite Befugnis aber, die dem Menschen in betreff der äußeren, materiellen Güter zusteht, ist der Gebrauch (usus) oder die Benutzung dieser Güter, und insofern darf man jene Dinge nicht als eigene betrachten, sondern als gemeinsame.

Nach dem Naturrecht gehören die gesamten Naturgegenstände allen Menschen gemeinsam. Alle haben in gleicher Weise Anrecht auf die Gaben und Güter der Natur. Wenn nun auch die Institution des Sondereigentums notwendig oder ratsam geworden ist infolge des Sündenfalls und der dadurch verursachten Unordnung und Unvollkommenheit der meisten Menschen, so darf doch das menschlich-positive Eigentumsrecht nicht mit dem Naturrecht in Widerspruch treten; es hat dasselbe zu respektieren, soweit irgend möglich. Es mag dasselbe ergänzen, den Zeitverhältnissen adaptieren, aber es kann es nicht annullieren. Es darf das Naturrecht nicht ignorieren und noch weniger mit demselben kontrastieren in unversöhnlicher Weise. Denn jedes Gesetz, das dem Naturrecht widerstreitet, ist prinzipiell eine Corruptio legis.

Wenn der eine zuviel besitzt, so der andere zuwenig. Das Eigentumsrecht ist nicht zugunsten und zum Vorteil der einen und zum Nachteil der anderen eingeführt, sondern zum allgemeinen Besten (pro communi utilitate), zum gemeinsamen Nutzen aller ohne Ausnahme. Was aber zum gemeinsamen Nutzen eingeführt ist, darf den einen nicht mehr beschweren als den anderen. Wenn also der Besitzende für den Naturstoff, der ihm nichts gekostet hat, vom Nichtbesitzenden etwas verlangt, oder wenn er für einen Gegenstand, der ihm bloß zwei Stunden Arbeit gekostet hat, den Ertrag von drei oder mehr Stunden durchschnittlicher Arbeit fordert, lediglich auf Grund seines Eigentumsrechts, so ist das ein Mißbrauch desselben, aber durchaus keine natürliche, notwendige und berechtigte Konsequenz des Privateigentumsrechts. Es wäre eine Verletzung der Gleichheit, welche die Gerechtigkeit heischt. Es würden dann nicht Äquivalente, nicht gleiche Werte ausgetauscht, sondern der eine gewänne, was der andere verlöre. Nach unseren heutigen, total falschen Eigentumsbegriffen, die dem altheidnischen römischen »privativen«, ausbeuterischen Rechte entnommen sind, finden das fast alle, selbst Geistliche wie Franz Hitze und Georg Hatzinger, ganz in der Ordnung, es sei das eine Konsequenz des »heiligen« Eigentumsrechts. Wer das leugne, der leugne das siebte Gebot, welches das Eigentumsrecht sank-

tioniere, und das tue die Marxsche Werttheorie, also sei sie irrig. Das Eigentum verliere ja seinen ganzen Wert, wenn es nicht das Recht auf arbeitslosen Rentenbezug gäbe.

Diese Ansicht steht in schroffstem Gegensatz zu der Lehre des heiligen Thomas. Er ist ganz wie Marx der Meinung: Das Eigentum ist berechtigt, insoweit es notwendig ist, aber es soll nicht ausbeuterischen Charakter haben. Freilich scheint er zu glauben, daß es für alle Zeiten notwendig und berechtigt sei. Ebenso auch die Sklaverei. Der katholische Theologe Professor Hilgenreiner sagt darüber:

Wir sehen, überall erscheint Aristoteles und wieder Aristoteles. Kein anderer spricht aus Thomas, wenn dieser über Sklaverei redet. Und sollten wir es nicht als eine Wirkung aristotelischer Anschauungen betrachten müssen, wenn Thomas an eine Beseitigung der Sklaverei so wenig denkt wie an eine Abschaffung des Privateigentums?... So ist denn die Sklaverei auf eine Stufe mit dem Sondereigentum gestellt und jenen Institutionen angereiht, welche sich als unmittelbare Konsequenzen natürlicher Verhältnisse ergeben.... Aristoteles hat dem Aquinaten jene Sklaventheorie diktiert, die ihn an das Ideal einer völligen Aufhebung der Sklaverei nicht einmal denken läßt.

Aus der reichen Fülle seines vornehmlich theologischen und philosophischen Wissens fallen gar manche Strahlen, deren Licht an der Sonne der christlichen Wahrheit entzündet war, und darum für alle Zeiten den Weg zu erhellen vermögen, aber auch Strahlen, die durch die Atmosphäre des mittelalterlichen Wirtschaftslebens gefärbt und gebrochen sind und daher unmöglich als verläßliche Leuchte für unsere geänderten Zeiten dienen können. War das Zeitalter des englischen Lehrers auch eine im Grunde vom christlichen Geiste bewegte Zeit, so war es doch andererseits nur eine Zeit des Wachsens und Werdens, der Jugendentwicklung für jene Völker, auf deren Schultern insbesondere die damalige Wirtschaftsordnung ruhte. Dieser Charakter des Mittelalters reicht in seinen Konsequenzen sogar auf dem politischen und kirchenrechtlichen Gebiet weiter, als man gemeiniglich anzunehmen gewöhnt und geneigt ist, um so mehr auf dem der sittlichen Ordnung in seinen Details mehr entrückten Felde der wirtschaftlichen Tätigkeit. Eine gerechte Abschätzung der mittelalterlichen Autoritäten wird also namentlich auf dem wirtschaftlichen Gebiet auf dieses Merkmal der Zeit Rücksicht zu nehmen haben.

In der Neuen Zeit, Jahrgang 1891, 1. Band, S. 806 sagt Friedr. Engels:

Ebenso wie Thomas von Aquino zu seiner Zeit hielt auch Marx das Privateigentum für eine notwendige Bedingung einer gewissen Zeit, allein — und das ist gerade der Unterschied zwischen der christlichen und der neueren wissenschaftlichen Geschichtsauffassung — der persönliche Besitz war nicht eine notwendige Konsequenz der Sünde, sondern der herrschenden Produktionsweise.

Beides läßt sich meines Erachtens recht wohl miteinander vereinbaren.

Ein anderes Mal sagt Engels:

Wenn der preußische Staat uns schlecht vorkommt, aber trotz seiner Schlechtigkeit existiert, so findet die Schlechtigkeit der Regierung ihre Berechtigung und Erklärung in der entsprechenden Schlechtigkeit der Untertanen. Die Preußen hatten die Regierung, die sie verdienten. (Feuerbach, S. 3.)

Daraus folgt mit logischer Konsequenz der Schluß: Das unvollkommene Eigentumsrecht und die unvollkommene Produktionsweise finden gleichfalls ihre Berechtigung und Erklärung in der entsprechenden Unvollkommenheit der Produzenten, der Menschen. Die Unvollkommenheit, Verderbtheit, Schlechtigkeit der Menschen ist das Prius, das Primäre, ist die Ursache; die Unvollkommenheit der wirtschaftlichen und rechtlichen Zustände ist die Folge.

Was aber ist die Ursache der Schlechtigkeit der Menschen, wenn nicht die Sünde und die daraus entspringende Habsucht, Selbstsucht, Egoismus, Mammonismus?

In der von der Münchener theologischen Fakultät zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts preisgekrönten Abhandlung »Die Eigentumslehre nach Thomas von Aquino und dem modernen Sozialismus«, die 1898 in stark erweiterter Gestalt im Verlag von Herder in Freiburg als Buch erschien, sagt der jetzige Professor Franz Schaub gleich auf der ersten Seite: »Seine (Thomas') Aufstellungen sind nicht die Privatmeinung eines einzelnen mittelalterlichen Gelehrten, sondern allgemein-kirchliche Lehre«, und S. 3 heißt es: »Es fragt sich nun, ob auch die thomistische Eigentumslehre im besonderen katholische Lehre ist. Diese Frage muß unbedingt bejaht werden.«

Diese Sätze sind auch vom streng katholischen Standpunkt eine ganz maßlose, lächerliche Übertreibung. Schaub gesteht S. 62 selbst: »Wo die Ausführungen von Thomas als mangelhaft oder für unsere Zeit als ungenügend erscheinen, da hindert nichts, sie zu ergänzen und zu vervollständigen. Nicht Repristination, sondern Anschluß an die Leistungen der Vergangenheit und Weiterführung derselben ist unser Streben. Damit folgen wir ganz den Intentionen von Thomas selbst.«

In den zahlreichen Werken des Aquinaten werden fast alle wichtigen Grundfragen, auch der weltlichen Wissenschaften, behandelt oder berührt. Thomas war nun zwar ein Denkriese wie Aristoteles, aber er war doch auch nur ein Mensch und ein Kind seiner Zeit. Er war durchaus nicht unfehlbar, sondern irrtumsfähig wie jeder Gelehrte. In seinen Schriften finden sich daher nicht bloß »mangelhafte« und »ungenügende«, sondern auch irrige und falsche Aufstellungen. Einen »Vorwurf« wird dem großen Denker freilich kein Vernünftiger daraus machen, er wird ihm die Achtung und Beachtung schenken, die ihm gebührt, aber auf das Recht und die Pflicht wissenschaftlicher Kritik auch ihm gegenüber nicht verzichten und nicht verzichten dürfen.

Der Verfasser (Schaub) stellt die sozialpolitischen und ökonomischen Lehren des heiligen Thomas nicht unbefangen, nicht vorurteilslos und unparteiisch dar. Er trägt vielmehr seine eigenen Anschauungen in den berühmten Scholastiker hinein. Er liest ihn durch seine eigene gefärbte Brille und interpretiert und deutet ihn nach seiner eigenen vorgefaßten Meinung. Und diese seine Meinung ist nicht das Resultat selbständigen Denkens und Forschens, sondern seine sozialökonomische Auffassung ist ihm anerzogen, und zwar hauptsächlich von liberalen Professoren.

Man hat von der Bibel bekanntlich gesagt, sie sei das Buch, in dem jeder seine Dogmen suche und finde. Ähnlich geht es auch den Werken des Thomas. Bücher sind tote Dinge und können sich gegen Mißverständnisse und Mißdeutungen nicht wehren. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Thomas war ein Mann des Geistes; von denen, die heute über ihn schreiben und auf ihn sich berufen, sind leider nur zu viele Männer des Buchstabens.

Wenn sich in betreff des Wertproblems bei Thomas einzelne ungenaue, schiefe und selbst irrige Sätze oder Wendungen finden, so ist das historisch begreiflich und verzeihlich. Wenn aber heute talentvolle Leute gerade an diese schwachen Stellen sich festklammern und darin wissenschaftliche Vor-

züge und ewige Wahrheiten zu sehen wähnen, so ist das schwerer erklärlich und unverzeihlich.

Mit Recht sagt Hermann Schell: »Man darf den Kern des Thomismus nicht in seinen zeitgeschichtlich bedingten Mängeln sehen und ihn in dieser seiner mittelalterlichen Form verewigen wollen.« (Apologie des Christentums, 1907, I, 3, S. XIII.)

Die thomistische Eigentumslehre ist nach Schaub »identisch mit der katholischen, die Aufstellungen des heiligen Thomas sind nach ihm überhaupt allgemein-kirchliche Lehre«. Indes wer zuviel beweist, beweist gar nichts. Ganz genau mit demselben Recht oder Unrecht müßte Herr Schaub und alle, die ihm beipflichten, konsequenterweise behaupten, auch die thomistische Lehre von der Sklaverei sei identisch mit der katholischen, allgemein-kirchlichen Lehre; auch sie sei unfehlbare, unwandelbare, ewige Wahrheit; die Aufhebung der Sklaverei sei unmöglich, dem natürlichen und göttlichen Recht widersprechend. Die Lehre von der Sklaverei wird daher weislich mit keinem Wort berührt, obgleich sonst doch von allen möglichen, vom eigentlichen Thema sehr entfernt liegenden Dingen die Rede ist.

Die Rechtsphilosophie des Thomas[6] hat uns entzückt, als wir sie rein und ungetrübt im Original lasen. Die subjektiv gefärbten Darstellungen ihrer modernsten Interpreten können in uns nur Gefühle entgegengesetzter Art bewirken.[7]

Philosophische Betrachtungen

Von Dr. Walter Israel

Viktor Thomas (ein Pseudonym, hinter dem sich eine interessante politische Persönlichkeit verbirgt) veröffentlicht ein Buch »Das Erkenntnisproblem« (1921, Verlag J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 194 Seiten. Preis gebunden 192 Mark). Das Buch ist selbst für den Andersdenkenden nicht uninteressant, da Thomas es versteht, seinen Standpunkt konsequent zu vertreten. Sein Gesichtspunkt läßt sich deutlich wie ein roter Faden durch all seine Darlegungen hindurch erkennen.

Thomas sieht in der Philosophie Josef Dietzgens einen Höhepunkt philosophischer Erkenntnis. Er unternimmt den Versuch, den Pfad aufzuzeigen, der von den Griechen zur Dietzgenschen Philosophie führt. Nicht auf alle seine Ausführungen kann hier eingegangen, nur einiges Charakteristische soll aus dem Ganzen herausgegriffen werden.

Es sei von vornherein gesagt, daß ich über Dietzgen und seine Bedeutung im Rahmen der Geschichte der Philosophie anders urteile; zweifelsohne wird

---

[6] Professor Jos. Kohler sagt von ihr: »Mit Thomas war eine Höhe der Behandlung gewonnen, der gegenüber das Naturrecht bis zu Hegels Zeit lediglich einen Rückschritt bedeutet.« (Holtzendorff, Enzyklopädie der Rechtswissenschaft, 6. Auflage, I, S. 4, Note 1.) Ähnlich Otto Gierke, Deutsches Genossenschaftsrecht, III, S. 610.

[7] Verhältnismäßig objektiv, gründlich und darum beachtenswert ist die Schrift von Dr. Edmund Schreiber »Die volkswirtschaftlichen Anschauungen der Scholastik seit Thomas von Aquino«, 1913, 246 Seiten. Gewissermaßen contre coeur gesteht der Verfasser wiederholt offen, daß die thomistische Scholastik einen entschieden antikapitalistischen Geist zeige (S. 202, 209, 228 f. und öfter).

Dietzgen von Thomas überschätzt; ich verweise auf meine ausführlichen Darlegungen im »Firn« (Heft 13, 14, 15 in diesem Jahre). Auch die Geschichte der Philosophie selber beurteile ich anders als Thomas. Aber alles in allem — dies sei festgestellt — muß anerkannt werden, daß Thomas zwar einseitig, aber weitgehend die Geschichte der Philosophie durchgearbeitet hat und daß es ihm fast überall gelingt, den Faden, der zu Dietzgen führt, aufzuzeigen (von Einzelheiten sei hier abgesehen), und so eine eigenartige geistreiche geschichtliche Studie geschrieben hat.

Thomas — mit der Erläuterung der griechischen Naturphilosophie beginnend — weist auf den Unterschied zwischen diesen Spekulationen über die Natur und der modernen Naturwissenschaft hin. Jene »steuert von vornherein auf die qualitative Einheit los«. Anders ausgedrückt: die Alten fragten nach dem Urstoff oder nach dem ewig Seienden, die Wissenschaft sucht den gesetzlichen Zusammenhang des Geschehens festzustellen. Wir lernen die Ansichten Heraklits wie Parmenides' kennen und werden zu Demokrit hingeführt. Nach Demokrit verursacht die Bewegung der Atome das Mannigfaltige der Erscheinungen. Thomas zitiert Demokrits Ausspruch: »Nur in der Meinung besteht das Süße, in der Meinung das Bittere, in der Meinung das Warme, das Kalte, die Farbe; in Wahrheit besteht nichts als die Atome und der leere Raum.« Nach Thomas ist mit diesem Satze Demokrits die Einheitlichkeit der Welt erkenntnistheoretisch zerstört: »Ein Teil der Wirklichkeit sinkt in der Erkenntnis auf die Stufe des Unwirklichen herab.«

Eine konsequente Folgerung, wenn man einem kritisch gefärbten, in Wahrheit psychologisch vorgehenden spekulativen Naturmonismus huldigt. Versteht man jedoch unter »Erkenntnisse« und »Theorie der Erkenntnis« nicht das gleiche, sucht man den erkenntnistheoretischen Gehalt der Lehre Demokrits zu erforschen, so zeigt sich, daß ihm das Atom die Substanz ist, dessen mannigfaltig-funktionales Verhalten ohne den Raum nicht denkbar ist. Es erhellt ferner, daß unter diesem »Meinen« nicht ein solipsistisches Denken des Anaxagoras gemäß seinem bekannten Satz »Aller Dinge Maß ist der Mensch usw.« verstanden werden kann. Gerade mit diesen Worten wird Demokrit zum Vorläufer moderner Psychologen. Eines Locke erinnert man sich. Unschwer erkennen wir in den Farben usw. die »sekundären Qualitäten« wieder. Aber rein erkenntnistheoretisch würde der Satz nur besagen, daß das Denken das Mannigfaltige der Erscheinungen unter bestimmten Begriffen zusammenfaßt — erfaßt gemäß dem Gesichtspunkt der jeweiligen Betrachtung. Dies letztere bedeutet, daß der Gesichtspunkt ein vom Denken vorgeschriebener ist. Das Denken vermag zum Beispiel die Erscheinung »Tisch« vom physikalischen, künstlerischen, technischen usw. Standpunkt aus zu betrachten und so dieser wirren Erscheinung einen Inhalt gemäß dem selbst gewählten Standpunkt zu geben. Daß man nur vorhandenen, sagen wir »gegebenen« Erscheinungen einen Inhalt im Denken und durch das Denken geben kann, ist eine Selbstverständlichkeit, die keiner Spintisierung bedarf. Allerdings etwas Wahres ist es doch um das Zerstören der Einheit der Erkenntnis. Der Grund liegt im Ontologisieren des Begriffs Atom wie des Raumes.

Doch verlassen wir diesen kleinen Exkurs in die Kritik, da wir sonst bei Behandlung fast jedes Denkers kritisch zu den Thomasschen Ausführungen Stellung nehmen müßten. Dies gilt im besonderen für das Kapitel »Be-

griffsphilosophie«. Die Sophisten und Sokrates wie Plato rubriziert er unter diesem Namen.

Thomas führt uns dann weiter über die Zeit der Begründung der modernen Naturwissenschaft zu den großen Systematikern wie zum Empirismus. Hier ist der Punkt erreicht, an dem wir Thomas' Einstellung am klarsten feststellen können. Baruch Spinoza — dem wir bei aller Verehrung nicht die Bedeutung zuerkennen können, die Descartes und Leibniz besitzen — ist nach Thomas der Denker, »dem die Ehre gebührt, der erkenntnistheoretischen Forschung eine neue Bahn gewiesen zu haben«. Wir wundern uns über diesen Satz zunächst und glauben, Descartes müßte gemeint sein. Doch schnell erinnern wir uns, daß für Thomas »erkenntnistheoretische Forschung« nicht das gleiche ist wie für den wissenschaftlichen Philosophen. Hören wir ihn selber: Spinozas »Erkenntnisbegriff sprengt von vornherein die Grenze des individuellen Geistes, sei es das schöpferische Vernunft-Ich des Rationalismus oder die ‚leere Tafel' des Empirismus.... Wie der menschliche Körper ein Teil der Natur ist, so betrachtet Spinoza auch den erkennenden menschlichen Geist gleichfalls als Naturform.... Somit erhält jene Tendenz, die Erkenntnis dialektisch-materialistisch, das ist naturmonistisch zu fassen ... durch Spinoza ihre erste konsequente Durchführung.«

Also die Metaphysik eines Spinoza, seine »naturmonistischen« Spekulationen sind für Thomas das Neue einer »erkenntnistheoretischen Forschung«. Eigenartig. Aber nun läßt sich die Thomassche Behandlung der Dietzgenschen Philosophie voll verstehen.

Die spekulativen naturmonistischen Schriften — nicht etwa die zu seiner Zeit durchaus bedeutende, heute überholte Schrift »Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit« — und im besonderen »Das Akquisit der Philosophie« Josef Dietzgens haben es Thomas angetan. Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß der Standpunkt Viktor Thomas' ein teils kritisch gefärbter, teils psychologisch-physiologischer Naturmonismus ist, der in seiner Darstellung und in seiner Überzeugungsstärke interessant ist, der aber letzten Endes Spekulation ist und bleibt.

Neue Wege der Operette

Von Dr. Alfred Gutkmann

I

Zwei Lockmittel ziehen die Menschen unserer Zeit in Massen an: Operette und Film. Während unsere ernsthaften Arbeiterkonzerte nicht mehr in so großen Scharen besucht werden wie früher — so daß viele konzertveranstaltende Organisationen nicht mehr auf ihre jetzt so hohen Kosten kommen —, kann man zu Kinos und Operettentheatern kaum Plätze bekommen. Den Gründen hierfür nachzugehen, lohnt sich; sie hängen aufs engste mit den Kriegs- und Revolutionserlebnissen der Massen und unserem derzeitigen Elend in wirtschaftlicher und seelischer Hinsicht zusammen. Die gesamte geistige Struktur der Arbeiterschaft ist durch diese Ereignisse so verändert, daß nicht mehr so große Kreise wie früher die innere Sammlung finden, um ernsthafte Kunstgenüsse in sich aufzunehmen; denn dazu gehört eine starke geistige und seelische Konzentration. Vertiefung in Kunst ist nur in starker aktiver Mitarbeit zu erwerben.

Über den Film und seine Bedeutung für unser kulturelles Leben werde ich in einem späteren Artikel schreiben; heute sei von der Operette die Rede, die dem Ohr

und Auge viel Lustiges und Ablenkendes bietet, so daß ein an der Volksbildung Interessierter sich nicht hochmütig abwenden und naserümpfend von dem »Kitsch« reden darf. Wenn selbst Arbeiter trotz der hohen Eintrittspreise der Operettentheater das Geld opfern, um sich und den Ihren einen heiteren Abend zu erkaufen, so muß dem Rechnung getragen werden.

Ich will daher versuchen, die Operette — diese seltsame Mischung aus komischer Oper, Singspiel, Ballett, aktueller Revue, Posse und Varieté — in ihrem Wesen näher zu erklären. Wenn ihre Entwicklungslinien dargelegt sind, kann man besser »gut« und »schlecht« unterscheiden und so zu einer Beratungsmöglichkeit gelangen.

II

Was ist denn eine »Operette«? Zu deutsch: eine »kleine Oper«. Also eine Abart der bekannten (hier schon ausführlich besprochenen) Form, eine ins Niedrige übersetzte Oper. Sie ist es nach der sprachlichen und musikgeschichtlichen Erklärung wirklich. Aber wenn wir, weiter in der Geschichte zurückgreifend, es erkenntnistheoretisch auffassen, dann zeigt uns eine Parallele einen allgemein menschlichen Sinn: die alten Griechen, große Künstler und Philosophen, pflegten nach den Tragödien, die tiefste seelische Erschütterungen brachten, zum Abschluß der Festspiele Komödien und Satyrspiele aufzuführen, um durch das befreiende Lachen die Menschen wieder ins seelische Gleichgewicht, zum Alltag hinüberzuleiten. Der Mensch späterer Zeiten bedurfte nach den großen Musiktragödien eines Gluck, eines Wagner ebenfalls eines Gegengewichts. So erklärt sich — zugleich mit allgemeinen zeitgeschichtlichen Zusammenhängen (1860 bis 1870!) — das Entstehen der sogenannten »klassischen Operette«. Diese große Zeit der Operette wird durch die Namen Johann Strauß, Jacques Offenbach, Franz v. Suppé (und noch ein paar andere) gekennzeichnet. Sie stellt nicht nur den Beginn der neuen Operette, sondern zugleich einen Höhepunkt in formaler und inhaltlicher Beziehung dar.

»Die Fledermaus«, das Meisterwerk von Johann Strauß (aus der Wiener Musikerdynastie der »Walzer-Sträuße«) ist wohl jedem Musikinteressierten bekannt. Hier haben die alten Gesellschaftstänze, der Walzer, die Polka, der Galopp ebenso wie Lied, Scherzlied, Arie, Parodie, Couplet höchste künstlerische Vollendung gefunden. Daneben die komplizierten Formen der Mehrstimmigkeit, wie sie in der Oper üblich sind und vor allem als Aktschlüsse ihre traditionelle Rolle spielen. So finden wir hier nicht nur entzückende Duette und Terzette, sondern vor allem das große Walzerfinale, das sich auf der Melodie »Brüderlein und Schwesterlein« aufbaut. Solch ein humorsprühendes Ensemble steht an der Seite der Aktschlüsse der besten komischen Opern, an die diese Operette ja direkt anknüpfte, indem sie ihre Handlung aus der Sphäre des »Kostümstücks« in die Gegenwart mit Gesellschaftstoilette und Frack übertrug und doch verstand, die schwebende Heiterkeit des alten Wien der Biedermeierzeit zu wahren.

Ganz anders ist jene Kunstform der Operette, die der rheinländische, aber im Paris der Kaiserzeit des kleinen Napoleon lebende Jacques Offenbach schuf (der auch als ernsthafter Opernkomponist berühmt ist, vor allem durch sein letztes Werk »Hoffmanns Erzählungen«). Er schuf die Form der parodistischen Operette. Das tragische Drama vom Raub der Helena, dem Anlaß für den zehnjährigen Trojanischen Krieg, ist seit dem alten Homer der Gegenstand ungezählter künstlerischer Werke gewesen und auch als Oper verkont worden. Bei Offenbach ist alles auf den Kopf gestellt: der unglückliche Gatte der schönen Helena, König Menelaos, wird als Trottel dargestellt. Sein erschütternd komisches Auftrittslied mit einer ebenso grotesken wie originellen Melodie beginnt:

Bin Menelaus der gute, laus der gute, laus der gute
Mann der Helena.
Mir ist fürchterlich zumute,
Betrogen werd' ich ja usw.

Jedermann versteht und billigt es, wenn der elegante und skrupellose Prinz Paris diesem Idioten Hörner aufsetzt. Achilles, der Held unserer Jugend, ist ein unsagbar alberner Kraftmensch, der weise Oberpriester Kalchas mogelt im Kartenspiel. Kurz: alles, was aus der antiken Heldensage als bewunderungswert erscheint, wird hier erbarmungslos parodiert. Dazu eine burleske Musik, vermischt mit sinnlich-lockenden oder elegant-schmeichelnden Melodien, sofort ins Ohr fallend und doch keineswegs einfach oder etwa gar leicht nachzusingen, sondern ausgezeichnet erfunden und eigenartig geformt.

Fast noch stärker wirkt das zweite Werk dieser Art »Orpheus in der Unterwelt«. Wurden in der »Schönen Helena« Könige und Helden karikiert, so werden hier Dichtung und Musik sowie die gesamte Götterwelt verspottet. Auch hier ist das Thema des Originals eine tief erschütternde Sage: die vom großen Sänger Orpheus, der als erster Lebender zu seiner früh verstorbenen Gattin Eurydice in die Unterwelt drang und Pluto, den Gott des Hades, durch seine Bitten erweichte, daß er ihm die Gattin wiedergab. Nur eine Bedingung mußte erfüllt werden: wenn der Schatten ihm zur Oberwelt folgte, durfte Orpheus sich nicht umwenden, ehe sie das Tageslicht erblickt hätten. Voll Sorge, ob Eurydice ihm folge, vergaß er das Gebot und verlor nun erst unwiederbringlich die Gattin. Auch dieser Stoff ist von vielen Künstlern immer wieder neu geformt worden. In Offenbachs frecher Parodie ist der Held des Dramas ein lebenslustiger Schürzenjäger, dem seine abwechslungsbedürftige Gattin ebenbürtig ist; nur die Rücksicht auf das Konservatorium, das er leitet, und auf die öffentliche Meinung hindert die beiden, sich scheiden zu lassen. Als also der elegante Höllenfürst und Tenor Pluto mit List und Gewalt Eurydice entführt, könnte das Stück schon zu Ende sein, da der Ehekonflikt so zu beiderseitiger Zufriedenheit gelöst wäre. Aber die öffentliche Meinung erscheint in Person und verlangt von Orpheus, daß er die Gattin aus der Unterwelt zurückhole. Doch als dies mit Hilfe des obersten Gottes Jupiter gegen seinen Wunsch fast schon gelungen ist, wird er durch die Rivalität zwischen Jupiter und Pluto wieder von Eurydice befreit, da beide die pikante Schönheit für sich behalten wollen. Und Jupiter entscheidet, daß für seinen Privatgebrauch eine neue Auflage der Götterlehre gedruckt wird, in der die Ereignisse anders darzustellen seien! (Wer denkt da nicht an unsere Gegenwart?) So bleibt an der Götterwelt und an der Ehe der Menschen kein gutes Haar: aus der Tragödie wird eine Posse. Hier ist die Fülle der amüsanten Musikstücke, der wundervollen Melodien, aparten Harmonien und pikanten Rhythmen noch größer. Auch viele Orchesterwitze — wie das Erklingen der Marseillaise, als im Olymp einmal eine Palastrevolution ausbricht, oder Verspottung der sanften Schalmei, wenn Pluto, als Hirt verkleidet, ein Lied singt, oder die Leierkastenklänge des Liedes »Als ich noch Prinz war von Arkadien« — würzen die Partitur.[1]

Ebenfalls in das Gebiet der Persiflagenoperette fällt »Die schöne Galathee« von Franz v. Suppé, der auch noch zahlreiche Operetten anderer Art geschrieben hat. (Aber gerade diese sei genannt, weil ihre Wirkung auf unser Arbeiterpublikum in Berlin von uns vielfach erprobt worden ist.) Die Sage erzählt, daß der Bildhauer Pygmalion sich in seine Galathee-Statue so verliebte, daß Venus sich seiner erbarmt und den Marmor zum Leben erweckt habe. Unsere Operetten-Galathee, ebenfalls lebendig geworden, entpuppt sich sogleich als eitles, liederliches, hysterisches Frauenzimmer, bändelt mit dem hübschen Atelierdiener an, läßt sich vom reichen Kunsthändler Mäcenas, der als Börsianer in Tracht, Sprache und Gesang manschelnd trefflich charakterisiert wird, mit Geschenken überhäufen und treibt

[1] Wer sich genauer über beide Werke informieren will, sei auf die Hefte der »Volksbühne« verwiesen. Dort findet sich im 15. Jahrgang, Heft 6/7, und im 19. Jahrgang, Heft 7/8 eine ausführliche Besprechung des ersten Werkes durch Kurt Eisner, des zweiten durch den Verfasser dieser Zeilen.

ihren Schöpfer so zur Wut, daß er sie am Ende mit dem Hammer erschlagen will; da verwandelt sie Venus wieder zur Statue, und Mäcenas kauft sie Pygmalion ab. Auch hier wieder eine ganz anders geartete meisterhafte Musik, kunstvoll und doch scheinbar sehr einfach, die so gut ist, daß oftmals berühmte Opernkräfte die Partien dieser Operette gesungen haben.

Alle diese Werke geben sehr viel Gelegenheit zum Extemporieren, das heißt zum Einfügen von Witzen und Versen, die Anspielungen auf aktuelle zeitgenössische Ereignisse von politischer oder lokaler Bedeutung (also ganz abseits von Zeit und Ort der Handlung) enthalten, und werden so von der Regie oder erfindungsreichen Solisten ausgenutzt. War es ursprünglich die »Zukunftsmusik« eines Wagner, dessen Tannhäuser in einer Sängerkampf-Parodie verspottet wurde — oder die geschichtlichen Ereignisse aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts —, so werden heute Richard Strauß oder die Schieber oder die »Sipo« hineingezogen. Oder im Volksoperettentheater in Berlin tritt vor Beginn der Ouverture zur »Schönen Helena« der »König der Könige» Agamemnon vor den Vorhang und erzählt den Inhalt der Sage und der Parodie in lustigen Versen, um so die großenteils unerfahrenen Besucher in den Geist des Stückes einzuführen. In ganz anderer Form hat Reinhardt in seinem Zirkus, dem sogenannten »Theater der Fünftausend« mit dem Meister des Extempores Pallenberg als »Jupi«, mit Waßmann, Clewing und erstklassigen Kräften eine als Regieleistung fabelhafte Aufführung herausgebracht, die manche schon verstaubte Stelle durch Inszenierung, bezaubernde Farbenballetts, Beleuchtungseffekte, kurz durch das ganze Drum und Dran seiner raffinierten Regiekunst mehr verdeckt, als es eine populäre Aufführung kann.

Auf diesen Fundamenten ruht die neue, jahrzehntelang die Bühne beherrschende »klassische Operette«. Die Entwicklung unserer gesamten Kultur, besonders der Musik, brachte zunächst zwar nur unwesentliche Änderungen der Nachfolger jener großen Meister zuwege, führte aber um die Jahrhundertwende zu neuen Formungen der Operette.

III

Eine Anzahl von bedeutenden Musikern, voller guter Schulung als Fachleute, voller Ideen, mit alter Kulturkenntnis neue Gewinne der Harmonik, Rhythmik, Orchesterfarbigkeit zu verbinden und auch dem Auge wie dem seelischen Abwechslungsbedürfnis der Menschen entgegenzukommen, deren Lebenstempo anders geworden war als in der ruhig-beschaulichen Zeit von Anno dazumal, trat auf den Plan. Da kam Paul Lehar mit seiner »Lustigen Witwe«, die in irgendeinem sagenhaften Balkanstaat spielte. In sehr geschickter Weise verknüpfte er die Rhythmen slawischer Musik und Volkslieder oder volkstümlicher Weisen jener Länder mit der guten alten deutschösterreichischen Formung. Außer den alten Gesellschaftstänzen wurden zahlreiche neuere Tänze eingefügt, die nicht nur getanzt, sondern auch zugleich gesungen wurden. Neben dem sentimentalen, langsamen Walzer finden wir nun komische Tänze und Nationaltänze fremder Länder. So entstand die neue Form der sogenannten »Wiener Tanzoperette«. In den Werken eines Lehar, eines Fall, eines Strauß vibrieren die alten und neuen Rhythmen, die durch Erfahrung erprobten Formen stehen neben neuen Versuchen, Experiment steht bei Routine.

Zeitlich an der Spitze marschiert Oskar Strauß — nebenbei bemerkt weder Mitglied der Wiener »Walzer-Strauß«-Familie noch mit Richard Strauß verwandt. Bekannt wurde er als musikalischer Leiter des einstmals bahnbrechenden Wolzogenschen »Überbrettls« und vor allem durch seine Vertonungen des Bierbaumschen Liedes vom »Lustigen Ehemann«, der mit seiner Frau tanzt, und durch seine Musik zu Liliencrons »Die Musik kommt«. Er hat zum Beispiel eine reizende Operette geschrieben (die leider heute schon wieder verschwunden ist), eine Vertonung des Shawschen Stückes vom tapferen Praliné-Soldaten, ein literarisch

hochstehendes und musikalisch wertvolles Werk. Auch andere seine Operettenbühnenstücke, zum Beispiel »Der Walzertraum«, entstammen seiner Feder. Der große Publikumserfolg eines Gilbert ist ihm auf diesem Gebiet bisher versagt geblieben.

Oskar Strauß wird an Popularität übertroffen durch den liebenswürdigen Leo Fall, der u. a. mit seiner »Dollarprinzessin«, »Spanischen Nachtigall« und dem »Lieben Augustin« außerordentliche Erfolge erzielt hat. Auch er beherrscht alle Formen glänzend vom Couplet bis zum Ensemble. Wie er zum Beispiel das Walzerlied »Und der Himmel hängt voller Geigen« zu einem richtigen Finale, einem mehrstimmigen Aktabschluß ausgestaltet, das ist schon eine Kunst, wie sie sonst die Meister der Oper pflegen. Auch in der »Spanischen Nachtigall«, deren Thema bei aller Lustigkeit manche ernsthafte, ja tragische Züge hat, kommt nicht nur der Durchschnittsbesucher, sondern auch der künstlerisch empfindende Mensch auf seine Kosten.

Für den musikalisch gut ausgebildeten Hörer bieten die Operetten von Eduard Künneke, die auch die Massen entzücken, wohl das meiste. Musikalische Feinheiten, psychologische Vertiefung, eine blendende Beherrschung aller Mittel des Satzes, Fülle von musikalischen Einfällen, hervorragende Farbigkeit des Orchesters, meisterhafte Verwendung der Singstimmen (denn eine Tenormelodie hat ganz andere Bedingungen als ein Gesang des Bariton), Gefühl für die Bühnenwirksamkeit, kurz alles vereinigt dieser Meister der neuen Operette wie kein zweiter. Sodann hat er vorzügliche Librettoverfasser, die sich sogar an klassische Stoffe wie das (auch von Kleist behandelte) Thema des Amphitrion wagen (»Die Ehe im Kreise«), ein Moment, das — wie ich schon früher bei der Besprechung der neuen Wege der Oper auszuführen Gelegenheit hatte — von größter Bedeutung ist. So vereinigt er die Gunst der Menge und die Freude der Kenner, die seine Partituren studieren können, auf seine Operetten, von denen »Der Vetter aus Dingsda«, »Wenn Liebe erwacht«, »Die Ehe im Kreise« zu seinen Hauptwerken zu rechnen sind, die auch zur Kategorie der »Serienstücke« mit über 100 Aufführungen hintereinander gehören. Freilich ist Voraussetzung für die Aufführung solcher Operetten, daß das Theater eine Reihe von hervorragenden Sängern und Darstellern hat; denn diese Musik stellt keineswegs geringe Ansprüche an musikalisches und stimmliches Können der Darsteller.

Jedenfalls kann der Besuch aller Operetten, die von Künstlern wie Strauß, Fall, Künneke herrühren, empfohlen werden. Natürlich gibt es noch ein paar weitere (so etwa Jarno mit der »Förster-Christel«).

IV

Nun gelangen wir aber zu Bezirken, an deren Grenzen Warnungstafeln aufgestellt werden müßten. Dabei handelt es sich um Operetten, die in den letzten Jahren zum Teil mehr als hundertmal aufgeführt wurden und wohl auch — bei vielen Lesern dieser Blätter beliebt sind. Vielleicht der fruchtbarste und zugleich einer der talentvollsten unter den mit Vorsicht zu genießenden Komponisten ist Jean Gilbert. Ihm gelingt am leichtesten das, was man einen »Schlager« nennt. Eine solche Allerweltsmelodie ist scharf umrissen, leicht faßlich, gut nachzusingen und vollkommen wertlos. Sie wird eine Saison oder zwei bis zur Bewußtlosigkeit bei jedem »Tanzvergnügen« heruntergehämmert, im Musik-Café abgedroschen, in allen Gassen gehauen, um dann schließlich völlig zu entschwinden. Wer kennt oder singt heute noch die einstmals grassierende »Gigerlkönigin«? Sind die herrlichen Schlagermelodien »Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht« oder der »Augenstern Puppchen« (der so internationale Bedeutung erlangt hat, daß einst auf einsamem See im abgelegensten Lappland freundliche Landeseinwohner, mit denen man sich in der Sprache nicht verständigen konnte, durch das Singen dieses herrlichen Stückes uns Deutschen eine Aufmerksamkeit erweisen wollten!) heute noch

beliebt? Solche Melodien, die einander sehr ähneln und auch das gemeinsam haben, daß sie bei jedem künstlerisch empfindenden Zuhörer Widerwillen erregen, sind es, die den Volksgeschmack und das ganze Niveau unseres öffentlichen Musizierens so herabdrücken und die Urteilsfähigkeit unerfahrener Menschen über das, was in der Musik gut und schlecht ist, so völlig verwirren.

Und darum ist der Ruhm eines Gilbert (ich hätte auch andere, etwa einen Bromme, einen Hirsch usw. als Typus nennen können, wähle aber gerade diesen begabten Komponisten) eine solche Gefahr für unsere Musikkultur. Er ist der Held des Publikums — auch aus unseren Reihen! —, er heimst Millionen für seine Werke ein, die er mit leichter Hand in ein paar Wochen herunterschreibt. Und große und bedeutsame Musiker unserer Zeit sind den Massen unbekannt oder — hungern gar. Man muß es anerkennen: Gilbert kann viel. Und gerade darum spreche ich von ihm! Wie er, gleich den vorher genannten Komponisten, Soli und Ensembles schreiben kann, wie er das Couplet, das Orchester beherrscht, das läßt auch den Musiker oft überrascht und erfreut aufhorchen. Aber der Erfolg hat ihn zum Vielschreiben und Hinter-der-Menge-herlaufen veranlaßt. Er weiß, daß es der Schlager ist, den man bei ihm sucht. Und so findet er ihn. Ob das nun ein Walzerlied oder ein Modetanz ist, bleibt sich gleich. Dem verdorbenen Geschmack eines großen Publikums kommt Gilbert nur zu sehr entgegen. Wenn er der genialen Fritzi Massary ein Stück »auf den Leib schreibt«, so fristet es durch die blendende Darstellungskunst dieser Frau ein langes Bühnenleben, zumal wenn noch am selben Theater ein Musiker, Darsteller, Regisseur und Groteskkänzer vom Range eines Ralf Arthur Roberts wirkt. So ist der Erfolg der »Prinzeß Olala« nur ein Erfolg der Aufführung, während zum Beispiel die »Braut des Lukullus« künstlerisch weit höher steht und unbedingt hörenswert ist.

Andere Stücke dieses Genres verzichten überhaupt auf jede wirkliche Handlung und wollen nur noch irgendwelche Texte oder Situationen »unter Musik setzen« — wie ein hübsches, altes Wort das nennt.

Das ist das Reich der »Revue«, einer aus Frankreich stammenden Form, die sich auch in Deutschland leider breit gemacht hat. Solche »Rückblicke« auf das verflossene Jahr bringen in mehr oder weniger geistreicher Form — oft ohne jeden Versuch einer durchgehenden Bühnenhandlung — politische und wirtschaftliche Ereignisse der letzten Monate, Sensationen und Skandalchronik, Zoten und (bis vor ein paar Jahren!) Patriotismuskitsch schlimmster Art auf die Szene. Die Vorgänge sind oft nur ein Kuddelmuddel, um dem Komiker Gelegenheit zu saftigen Couplets, der Sängerin zum Tanzlied zu geben, den Tenor einen süßen Walzer singen zu lassen und — die Hauptsache! — möglichst wenig bekleidete, aber um so hübscher gebaute junge Mädchen in den verschiedensten Kostümen (soweit man so etwas noch Kostüme nennen kann) vorzuführen und sie dazu etwa im Chor singen zu lassen: »Wir sind die Garde, die sich nie ergibt.« Hier haben Schneider, Beleuchtungstechniker, Friseur das große Wort zu reden. Wichtiger als die Kehlen der Sänger sind die Kniekehlen der Damen. Was man zu hören bekommt, ist nicht im entferntesten so reizvoll wie das, was man sieht. So spielt der Komponist nur die Rolle eines Hilfsarbeiters. Auch da ist sein Gebiet noch scharf umgrenzt: gewisse Musikstücke sind dafür nötig und müssen eben geliefert werden. Vor allem wartet das Publikum auf den neuesten Tanz. Ob das nun Foxtrott oder Affentrott oder Shimmy ist oder wie diese Niggertänze sonst heißen, ist gleichgültig und in jedem Jahre verschieden. Dies Publikum ist ja dort auch gar nicht eingestellt auf das Hören von Musik. Es wird erst aufmerksam, wenn der Schlager beginnt. Und wenn dann gar der Text im Zwischenakt mit einem Projektionsapparat auf den Vorhang geworfen wird und die Kapelle die Musik dazu spielt, dann singt das Publikum begeistert ein so schönes Lied mit wie in dem »American Girl« (dem »amerikanischen Mädel«), das hier in Berlin und wohl auch sonst in Deutschland ein Serienstück war:

Zeig' mir mal dein Muttermal!
Wo es sitzt, ist ganz egal.
Meiner Augen heißer Strahl
Sucht das verwünschte Muttermal.
Ach, beende meine Qual,
Ach, zeig' mir mal dein Muttermal.

Und das Theater ist, selbst auf den teuersten Logenplätzen, ausverkauft, so oft das Stück auch gegeben wird; Männlein und Weiblein, Greis und Backfisch singen jubelnd dies schamlose Lied. Wirklich, wo sie sich im Schmutz finden, da verstehen sie sich gleich. Und wer nicht singen kann, der grinst wenigstens verständnisinnig. Hier aber hört der Spaß auf! Wie unsere Jugend mit diesen Schweinereien verdorben wird, das kann der Verantwortungsbewußte nicht ertragen. Wenn solche Stücke gar noch von Bildungsorganisationen empfohlen oder sogar vermittelt werden (wie ich es erlebt habe), so möchte man alle Hoffnung aufgeben, daß es uns gelingen kann, auf dem Gebiet der Musik als Volk wieder eine Kultur zu erringen, wie wir sie einmal hatten.

Es ist darum wichtig, daß alle an unserer Arbeit Interessierten sich klarmachen, welche Werte auf dem Spiele stehen, wenn man gedankenlos alles laufen läßt. Die Operette kann ein Kulturfaktor sein. Sie kann aber auch eine gefährliche Seuche auf geistigem Gebiet werden. Diese Gefahr zu bekämpfen, ist die Sache unserer Bildungsorganisationen. Ihr dienen auch diese Darlegungen, in denen versucht wurde, die Entwicklungslinien der neuen Operette nachzuziehen.

Literarische Rundschau

G. A. Wood, **The Discovery of Australia.** 16 und 541 Seiten. London 1922, Macmillan & Co.

Araber, Inder, Chinesen und Malaien betrieben in Süd- und Ostasien schon in weit zurückliegenden Zeiten den Seehandel, der einträglich und dank der wechselnden Panatwinde auch nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Von den gewohnten Routen wichen sie jedoch nicht ab, so daß ihnen der Australkontinent unbekannt blieb. Die Portugiesen, die als erste europäische Seefahrer nach dem fernen Osten kamen, hielten sich ebenfalls an die herkömmlichen Schiffahrtswege. Erst die Holländer versuchten, da sie an der asiatischen Südküste keine Besitzungen hatten, auf näheren Wegen vom Kap der Guten Hoffnung nach Indonesien zu kommen. Das gab Anlaß dazu, daß im Jahre 1611 Hendrik Brouwer zufällig die Westküste Australiens entdeckte. Später kamen noch mehrere Holländer, darunter Tasman, an Australiens Küsten, aber für das wenig einladende Land interessierte man sich nicht sehr; es bot keinen Anreiz zu wirtschaftlicher Ausbeutung, so daß es lange unerforscht und herrenlos blieb. Wirklich in den Gesichtskreis Europas trat es erst nach den Fahrten von Cook, Banks, Baß und Flinders. Diese Geschichte der Entdeckung Australiens schildert Professor Wood ausführlich; ja es hätten vielleicht sogar manche Einzelheiten und Nebensächlichkeiten übergangen werden können. Von seiner Breite abgesehen, ist jedoch das Buch ein schätzenswerter Beitrag zur Kolonialgeschichte. Beigegeben sind zahlreiche kleine Karten zur historischen Geographie. H. Fehlinger

---

Neue Klassiker-Ausgaben. Der alte Verlag J. G. Cotta in Stuttgart bringt eine neue Goethe ausgabe auf den Markt, eine durch Eduard von der Hellen besorgte Auswahl in 15 Bänden, von denen die ersten fünf bereits vorliegen. Sie umfassen die Gedichte, die epischen Jugendarbeiten, die verschiedenen Vers- und Prosadramen und den »Faust«. Die Ausgabe soll eine möglichst volkstümliche werden, aus welchem Grunde der Herausgeber auch auf den sonst vielfach üblichen,

häufig ermüdenden kommentarischen Ballast verzichtet hat. Doch hätten wir immerhin gewünscht, daß der Ausgabe ein kurzer biographischer Lebensabriß Goethes vorangestellt worden wäre. Statt dessen gibt der Herausgeber nur eine achtzehnseitige Einleitung zu den Gedichten. Davon abgesehen, scheinen uns Reihenfolge, technische Anordnung des Stoffes und Ausstattung, besonders was den Leineneinband, Papier und Druck betrifft, in jeder Beziehung solid und vornehm. Die weiteren zehn Bände sollen nach und nach erscheinen, und zwar in Abteilungen zu je fünf Bänden.

Bei Hesse & Becker in Leipzig ist eine neue fünfbändige Gesamtausgabe Heinrich Heines erschienen. Die Herausgeber sind Karl Quenzel, Paul Beyer und K. H. Wegener. Hier ist alles irgendwie Erreichbare von Heine vereinigt, der Text ist genau nachgeprüft und die neueste Heine-Forschung auf das sorgfältigste berücksichtigt. Dazu kommt noch ein nützliches Namensverzeichnis am Schlusse der Ausgabe. Die Biographie des Dichters schrieb Beyer. Sie ist einfach, verzichtet auf den mancherlei unkontrollierbaren Familienklatsch, den die Heine-Ausgaben so häufig aufweisen, und wird dem Lyriker und Trommler des deutschen Vormärz, vom Gegenwartsstandpunkt aus gesehen, völlig gerecht. Quenzel und Wegener teilten sich in die Einleitungen zu den verschiedenen Abschnitten. Mit der ganzen Art und Methode kann man einverstanden sein, und wer ein Bedürfnis nach dem ganzen Heine hat, der wird gut tun, sich die neue Ausgabe in der Buchhandlung vorlegen zu lassen. Sie steht in innerer und äußerer Beziehung auf achtbarer Höhe und ist sowohl in Leinen wie auch in Halbleinen käuflich.

An weiteste Kreise wendet sich auch die in der bei Bong & Co. (Berlin) erscheinenden »Goldenen Klassikerbibliothek« kürzlich herausgekommene, drei starke Bände umfassende Scheffelausgabe. Unserer Zeit scheint dieser romantische Sänger und Sager ein wenig fremd, doch weiß man zur Genüge, daß sein Schaffen und seine Schöpfungen noch immer in den verschiedensten Schichten stille Freunde haben; selbst in unserer verwässerten Gegenwart, in der der Stoff im Glase trauriger und trostloser ist als jemals. Außerhalb seines »Ekkehard« und einiger kleinerer Sachen erscheint uns der frische Schwarzwaldsohn in der Hauptsache als glänzendes Formtalent, und manches, was in der umfangreichen Ausgabe Platz gefunden hat — es sei nur auf die einen ganzen Band füllenden verschiedenen Episteln und Reisebilder verwiesen —, wird eben nur den geschworenen Scheffelfreunden als Literatur von Gehalt gelten. Den umfassenden, plaudernd-familiär gehaltenen Lebensabriß schrieb Karl Siegen; nach dessen Tode besorgte Max Mendheim das Weitere. Die technische Aufmachung der Bongschen Klassikerausgaben ist bekannt.

J. Kliche

W. Schulze-Sölde, **Der einzelne und sein Staat.** 1922, B. G. Teubner Verlag. 196 Seiten. Preis geheftet 40 Mark.

Der an Stirners Schrift »Der einzelne und sein Eigentum« anklingende Titel des Buches bringt dessen Tendenz in der Staatsphilosophie zum Ausdruck. Auf einem strengen ethischen Individualismus soll hier der Staat gegründet werden. Es gibt für den Verfasser Sittlichkeit nur auf der Grundlage des einsamen, auf sich selbst gestellten und gegen die anderen isolierten Einzelgewissens. Nicht ebenso aber isoliert sich der einzelne gegen den Staat, der nicht die Summe der vielen anderen ist und dessen Allgemeinheit nicht die ebene Fläche des allen Gemeinsamen, sondern der scharf umrissenen Gipfel als Symbol der Sendung und Berufung des Staates ist, »der als sittliche Gemeinschaft gleichsam durch einen Überschuß der Sittlichkeit des einzelnen entsteht«. Der einzelne sucht die nur naturhafte Volksseele zu gestalten gemäß den Anforderungen seines eigenen Gewissens und zum sittlichen Kosmos des lebendigen Staates zu bilden. Gegenüber allen transpersonalistischen Staatstheorien seit Aristoteles wird betont, daß der einzelne »früher« als sein Staat ist, daß er nicht bloß Teil eines Ganzen ist, sondern ein Teil, der selber ein

Ganzes darstellt. Hierbei wird die sogenannte organische Staatstheorie nicht unzutreffend, wenn auch mit einer gewissen Überwertung des Bildes vom Staatsorganismus kritisiert; es wird dem platonischen Staate der moderne Gedanke der freien Berufswahl gegenübergestellt und auch gegen Hegel, freilich unter Verkennung des individualistischen Moments in seinem Staatsabsolutismus, polemisiert.

Der warme Ton, mit dem die sittliche Aufgabe des Staates verfochten wird und die ethischen Forderungen entgegen der mehr oder minder imperialistischen Staatsphilosophie früherer Zeiten auch auf die Haltung der Staaten nach außen ausgedehnt werden, wirkt auf den Leser. Dennoch ergeben sich in der Durchführung mannigfache Schwierigkeiten für den extrem individualistischen und die historischen und soziologischen Realitäten zugunsten der ethischen Konstruktion vernachlässigenden Standpunkt des Verfassers. Der »lebendige« Staat, der unmittelbar aus der Ausdehnung des Einzelgewissens auf eine Gemeinschaft entspringt, ist nicht der geschichtlich empirische Staat eines positiven Rechts. Dieses ordnet vielmehr erst nach dem Verfasser das gesellige Beieinander der Menschen im Raume. Es ist auf die vielen einzelnen bezogen und nicht Ausdruck der sittlichen Gemeinschaft. Das Ich soll der Grund des Staates und das Du der Grund des Rechtes sein; spielt aber nicht das Du bereits eine zentrale Rolle in der sittlichen Gemeinschaft? Wie stehen ferner die reine Staatsidee, die mit der sittlichen Gemeinschaft zusammenfällt, und der empirische Rechtsstaat zueinander? Ist die Idee der rechtsfreien Gemeinschaft überhaupt noch als Staat zu bezeichnen? Auch soll im aprioriischen Wesen des Rechtes die Zwangsgewalt nicht gesetzt sein, erst das in die Erfahrung eingetretene Recht benötigt diese. Wenn aber das Recht von vornherein gesellschaftsbezogen vom Verfasser gedacht wird, so ist dieser Erfahrungsbezug und mit ihm die Zwangsgewalt des Rechtes mitgesetzt.

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich beim Übergang zu den Problemen des zwischenstaatlichen Lebens. Wenn hier der Krieg der Staaten geradezu als Folge des innerstaatlichen Rechtes, das die Wirtschaft der Staaten zur Blüte und Expansion bringt und damit Konfliktsmöglichkeiten schafft, bezeichnet wird, so rächt sich in dieser merkwürdigen, das Verhältnis von Wirtschaft und Recht auf den Kopf stellenden Konstruktion das Unbeachtetlassen der materiellen Grundlagen des staatlichen Lebens. Vollends ist die durchgeführte Analogie des einzelnen und seines Staates für das Leben der Völker, nach der, wie der sittliche einzelne seinen Staat, auch der gerechte und selbstlose einzelne Nationalstaat den Weltstaat gründen muß, ein wenig verstiegen und nebelhaft.

Der Wert des Buches liegt trotz der Einwände in der Selbständigkeit und Energie, mit der hier die eigentlichen Grundfragen der Rechts- und Staatsphilosophie durchdacht werden.

Dr. S. Marck

Gustav Schmoller, **Walter Rathenau und Hugo Preuß.** Die Staatsmänner des neuen Deutschland. München und Leipzig 1922, Verlag von Duncker & Humblot. 42 Seiten. Preis gebunden 15 Mark.

Der Verlag hat es für angezeigt erachtet, die beiden in »Schmollers Jahrbuch« von 1916 bezw. 1917 enthaltenen Aufsätze des verstorbenen Wirtschaftslehrers, Soziologen und Staatsmanns als Sonderdruck herauszugeben, da es Dokumente sind, die verdienen, aus der Abgeschiedenheit einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift nachdrücklich herausgehoben zu werden. Die beiden Männer, denen die Aufsätze gewidmet sind, haben einen hervorragenden Anteil gehabt an der Neugestaltung unseres nachrevolutionären Deutschlands, weshalb es von Interesse ist, das Urteil Schmollers über sie kennen und bewerten zu lernen. Schmoller, der zweifellos einer der bedeutendsten Geister des alten Regimes war, besaß die Begabung, die Welt mit den Augen aller Parteien und sozialen Gruppen von unten her betrachten zu können. Er befand sich in dem folgenschweren Irrtum, daß das wilhelminische Deutschland konstitutionell regiert werde, während davon in Wirklichkeit gar keine

Rede sein konnte, und aus diesem Gesichtswinkel heraus nahm er Stellung zu der Schrift Rathenaus »Von kommenden Dingen« und der Schrift von Preuß »Das deutsche Volk und die Politik«. Es berührt heute, nachdem das alte Deutschland zusammengebrochen ist, sehr eigentümlich, die sachliche, aber ablehnende Kritik zu lesen. Für Schmoller sind die Hoffnungen und Ziele Rathenaus zu wenig bestimmt, zu wenig faßbar, seine politisch-organisatorischen Begriffe zu nebelhaft, da er »das Beste, was Deutschland hat, sein Beamtentum, nicht genug kennt und zu wenig würdigt«, und da er, »ein Geist ersten Ranges mit einer Fülle von Anregungen und Gedanken, unser deutsches Staatswesen doch nicht vollständig und von innen heraus versteht«. Schmoller nennt Rathenau »den größten sozialpolitischen Schriftsteller unserer Tage«, der aber bislang nicht gezeigt habe, wie seine hohen Ideale sittlicher Reform praktisch durchzusetzen seien.

An der Schrift von Preuß tadelt Schmoller, daß der Verfasser, als orthodoxer Demokrat, einen mißverständlichen Gegensatz konstruiere zwischen Obrigkeitsstaat und Volksstaat und die innere Notwendigkeit einer Entwicklung zur Identität von Staat und Volk betone, die aber eine Unmöglichkeit sei und bleibe.

Zweifellos waren die Schmollerschen Anschauungen Illusionen, aber sie waren die Illusionen eines Geschlechts, das in der Atmosphäre des Obrigkeitsstaats aufgewachsen war. Noch heute sind sie nicht überwunden. Ein Vergleich zwischen den Gedanken und Forderungen Rathenaus und Preuß' und der Kritik Schmollers ist sehr lehrreich, weshalb der vorliegende Neudruck der Schmollerschen Artikel als Auffrischung überwundener Gedankengänge immerhin seinen Wert hat. Vorteilhafter wird es allerdings sein, die Schriften von Rathenau und Preuß selbst zu studieren und daraus Anregungen zu schöpfen. Franz Laufkötter

Notizen

Bericht über die Tätigkeit der Bezirksfürsorge vom 1. April 1921 bis 31. März 1922 im Stadtkreis Guben. Der Bericht enthält allerlei Bemerkenswertes, das zum Teil auch Anregung für Ausgestaltung der Wohlfahrtsarbeit in anderen Bezirken gibt. Guben (41 000 Einwohner) ist in vier Pflegebezirke geteilt. Jeder erhielt eine sozial und gesundheitlich geschulte Fürsorge. Die Spezialfürsorge der verschiedenen Fürsorgezweige wurde dabei durch einheitliche Familienfürsorge ersetzt — eine Einrichtung, die, wie ein Vergleich mit Berlin zeigt, Ersparnisse ergeben hat. In Berlin entfällt eine beamtete Kraft auf 6000, in Guben auf 10 000 Menschen. Für Mütter- und Säuglingsfürsorge ist wesentlich, daß das Standesamt von jeder erfolgten Entbindung der Bezirksfürsorge Nachricht gibt. Bei der Schulspeisung wurden entgegen der Gepflogenheit vieler Orte die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kinder stark berücksichtigt. Bei der Untersuchung wurde festgestellt, daß 78 Prozent aller Kinder unter Normalgewicht hatten. Von den gespeisten Kindern waren 9 Prozent Kinder berufsloser Witwen, 49 Prozent von Arbeitern, 40 Prozent aus dem Mittelstand, 2 Prozent von höheren Beamten und Fabrikanten. Die Kosten der Speisung konnten durch Beiträge der Teilnehmer gedeckt werden; diese betrugen zunächst 1,50 Mark, ab 15. November 2 Mark für die Woche. Die Bezirksfürsorge erledigte auch die Aufgaben des Jugendamts. Von besonderem Interesse ist dabei die Feststellung, daß die Außenbezirke mit günstiger Wohnungslage, Siedlungen usw. nicht einmal die Hälfte der Jugendgericht- und Polizeifälle aufweisen wie die Bezirke der Innenstadt, ein Beweis dafür, wie bedeutungsvoll die Wohnfrage für die sittliche Entwicklung der Jugend ist. Auch auf dem Gebiet des Prostituiertenwesens war die Fürsorge anscheinend überraschend erfolgreich. Endlich sei noch hervorgehoben, daß die Stadt 10 000 Mark in den Haushaltsplan einstellte, um jungen Mädchen mit Volksschulbildung die Möglichkeit wohlfahrtspflegerischer Ausbildung zu geben und Kräften aus unbemittelten Volksschichten den Zugang zur Wohlfahrtsarbeit zu ermöglichen. Henni Lehmann

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3 | Ausgegeben am 20. Oktober 1922 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Regierungskrise in England

Von Heinrich Cunow

Die Orientkrise hat zu einer schweren Erschütterung der Stellung des englischen Ministerpräsidenten geführt. Von den verschiedensten politischen Seiten wird der Rücktritt des englischen Premierministers mit der Begründung gefordert, daß seine Politik Englands Ansehen und Machtstellung im Orient aufs schwerste geschädigt habe und deshalb der Moment für Lloyd George gekommen sei, seinen Platz zu räumen und Parlamentsneuwahlen anzusetzen. Trete jetzt der bisherige Leiter des Gesamtministeriums zurück, so ermögliche das noch die durchaus notwendig gewordene Klärung der englischen Parteiverhältnisse, während anderenfalls mit weiteren Wirrungen gerechnet werden müsse. Besonders ist in England aufgefallen, daß selbst der einflußreiche »Observer« (Beobachter) sich diesem Rufe nach Lloyd Georges Rücktritt angeschlossen hat. Zwar hat dieses Blatt schon im März dieses Jahres, als von dem rechten Flügel der Unionisten ein Vorstoß gegen Lloyd George unternommen wurde, diesem den Rücktritt nahegelegt; aber seitdem hatte das Blatt sich wieder mehr und mehr mit der Georgeschen Politik ausgesöhnt und dessen Haltung verschiedentlich gestützt.

Man ist weder auf der konservativen noch auf der altliberalen Seite mit Lloyd Georges Behandlung der indischen Frage und mit seiner Orientpolitik zufrieden, die die Türken und Russen einander in die Arme getrieben, das englische Prestige in Kleinasien geschädigt und die Moslems in Nordindien wie in Mesopotamien gegen die englische Herrschaft aufgestachelt hat. Vornehmlich wird aber Lloyd George von den Liberalen und den Arbeiterparteilern vorgeworfen, daß er im östlichen Mittelländischen Meer eine durchaus persönlich-eigenmächtige Politik getrieben habe, die England höchstwahrscheinlich in einen neuen Orientkrieg gestürzt hätte, wenn nicht General Harington, der Führer der englischen Truppen, in seinen Verhandlungen mit Kemal Pascha eine kluge diplomatische Mäßigung bewiesen und die ihm von London zugegangenen scharfen Instruktionen mit großem Geschick in versöhnlichem Sinne ausgelegt hätte. Daß im englischen Kabinett eine starke Kriegsstimmung vorhanden sei und Lloyd George selbst diese Stimmung teile, beweise der von ihm nach dem entscheidenden Siege der Türken erlassene Aufruf mit seiner Aufforderung an die englischen Dominien, dem Mutterland in den bevorstehenden Kämpfen Hilfe zu leisten — ein Aufruf, der nichts als eine gellende Kriegsfanfare sei. Schon vor dem »Observer« hatte denn auch der »Manchester Guardian« erklärt, daß zwar die drohende Kriegsgefahr abgewendet scheine, daß aber demnächst ernstlich geprüft werden müsse, wodurch sie heraufbeschworen sei und wer dafür die Verantwortung trage.

Noch schärfer ist angesichts der sich im englischen Kabinett zeigenden Kriegslust die englische Arbeiterpartei vorgegangen. Sie hat sich nicht mit der Drohung begnügt, die zu einem neuen Kriege Drängenden zur Verantwortung ziehen zu wollen, sondern durch ihren Generalrat (National Joint Labour Council) folgende öffentliche Kundgebung erlassen:

Der Generalrat ist überzeugt, daß die gegenwärtigen Ereignisse keinerlei Anlaß zu einem Kriege bieten, denn alle grundlegenden Fragen könnten auf der Konferenz geregelt werden. Aber die Kriegspartei im Schoße der englischen Regierung setzt ihre Tätigkeit fort, besonders durch Veröffentlichungen in der Presse, wodurch das Land in Unruhe und Aufregung versetzt wird. Die Kriegsdrohungen, die besonders in der Kundgebung der Regierung vom 1. Oktober enthalten sind, dürfen keinen Anlaß zur Aufregung geben, denn sie entbehren jeder Grundlage. Der Generalrat verurteilt diese verbrecherische Tätigkeit und warnt das Publikum vor ihr. Infolgedessen fordert er die völlige und endgültige Einstellung dieser unglückseligen Stimmung. Er fordert die sofortige Demission der Regierung, die für diese Politik verantwortlich ist. Eine Regierung, die im Ausland diskreditiert ist, kann die englischen nationalen Interessen nur schädigen; sie ist unfähig, das Land auf irgendeiner bedeutenden internationalen Konferenz zu vertreten. Der Generalrat fordert daher die sofortige Demission des Kabinetts und die Wahl eines neuen Parlaments.

Er sieht in diesen beiden Maßnahmen das einzige Mittel, um die Stellung Englands wieder zu heben, und das nicht nur im Orient, sondern gegenüber allen gegenwärtigen Problemen der inneren und äußeren Politik.

Lloyd George ist dadurch in eine prekäre Lage geraten, zumal auch von verschiedenen Blättern des Asquithschen Liberalismus die Forderung des Rücktritts des Ministerpräsidenten und der Ausschreibung von Neuwahlen erhoben wird; doch müßte Lloyd George nicht Lloyd George sein, wenn er sich nicht sofort ohne Rücksichtnahme auf Freund und Feind mit anerkannter demagogischer Geschicklichkeit zur Wehr gesetzt hätte. In Deutschland gilt er vielfach, hauptsächlich in anglophilen liberalen Kreisen, als großer, weitblickender Staatsmann; in England, das in seiner politischen Geschichte manchen wirklichen Staatsmann großen Stils aufzuweisen hat, wird er weit weniger als großer Staatsmann betrachtet, und wer ihn in historisch gebildeten englischen Kreisen mit jenen Führern aus Englands stolzer Vergangenheit in Parallele stellen wollte, würde auf ein mitleidiges Lächeln stoßen. Nie hat Lloyd George über die allernächste Zukunft hinausgeschaut und im voraus kommende Probleme in ihrer Eigenheit erkannt, noch hat er sich jemals weitreichende ferne Ziele gesteckt und diesen mit Beharrlichkeit im Wechsel der Tagesereignisse nachgestrebt; aber er ist ein äußerst geschickter politischer Manager, der sich schnell in eine Situation hineinzufinden und dieser entsprechend mit demagogischem Geschick seine Maßnahmen zu treffen weiß. So ist denn auch Lloyd George die Antwort auf die Kundgebung der Führer der Arbeiterpartei nicht schuldig geblieben. Er hat sofort auf telegraphischem Wege das bisher geheim gehaltene Protokoll einer Besprechung veröffentlichen lassen, die er am 21. September mit dreißig Mitgliedern des Generalrats der englischen Gewerkschaften in der Downingstreet gehabt hat. Danach hat der englische Premierminister damals ausgeführt, es müßten strenge Maßnahmen gegenüber der Türkei in Aussicht genommen werden, weil sie das einzige Mittel seien, einem Kriege vorzubeugen, besonders um dessen Übergreifen

nach Europa zu verhüten. Mündliche Proteste nutzten nichts. Sollten Konflikte vermieden werden, müßte gegen die Türken scharf vorgegangen werden. England habe Griechenland kein Sixpencestück und keinerlei Waren für sein asiatisches Abenteuer geliefert; im Gegenteil, England habe Griechenland, bevor es nach Smyrna ging, gesagt, es tue dies auf eigene Kosten und eigene Verantwortung. Auf die Zusage der Türken, daß die Meerengen frei bleiben, könne man sich nicht verlassen; zur Kontrolle des Völkerbundes hingegen könne man Vertrauen haben. Dieser müsse auch darüber entscheiden, ob man die Meerengen befestigen müsse, um ihre Freiheit zu sichern. Die englische Regierung wolle Türken und Griechen durchaus gleichmäßig behandeln. Deshalb gestatte sie keinem, die neutrale Zone zu verletzen.

Was Lloyd George mit dieser Veröffentlichung bezweckt, ist klar. Er will dadurch beweisen erstens, daß die englischen Gewerkschaftsführer noch vor kurzem mit seiner Orientpolitik einverstanden gewesen seien und deshalb der Generalrat der Arbeiterpartei keinen Anlaß habe, sich mit einer so scharfen öffentlichen Erklärung gegen diese Politik zu wenden; zweitens, daß er die Kriegsdrohungen gegen die Türken nur gebraucht habe, um diese von einem weiteren Vorrücken abzuhalten und die Übertragung des Kampfes auf die Balkanhalbinsel zu verhindern; drittens, daß er nichts anderes erstrebe als völlige Freiheit der das Mittelländische mit dem Schwarzen Meer verbindenden Meerengen, und zwar, wie es in dem erwähnten Geheimprotokoll heißt, im besonderen Interesse Rußlands und Rumäniens (diese zärtliche Fürsorge Lloyd Georges für Rußland ist geradezu rührend — nur zeigt die Sowjetrepublik dafür wenig Verständnis, hat doch der russische Rat der Volkskommissare dem zwischen Krassin und Urquhart, dem Leiter der Russo-Asiatic Consolidated Company, abgeschlossenen Konzessionsvertrag die Bestätigung mit der Begründung versagt, daß die jüngste Tätigkeit der englischen Regierung die Anerkennung der Gleichberechtigung Sowjetrußlands im nahen Osten und im Schwarzen Meer völlig vermissen lasse).

Wie wenig es sich in Wirklichkeit für die Lloyd Georgesche Regierung tatsächlich um die Freiheit der Handelsschiffahrt in den Meeresengen handelt, hat kürzlich H. N. Brailsford, der neue Chefredakteur des »New Leader« (Neuer Führer) der erweiterten Fortsetzung des »Labour Leader«, offiziellen Organs der Independant Labour Party (Unabhängigen Arbeiterpartei) in seinem Blatte treffend dargelegt. In diesem »The Freedom of the Straits« (Die Freiheit der Wasserstraßen) überschriebenen Artikel heißt es:

Die Freiheitsphrase ist nichts anderes als eine Rauchwolke. Sie hat zwei Bedeutungen. Die eine besagt, daß die Meerengen jederzeit den Zweck eines offenen Hochwegs des Welthandelsverkehrs haben sollen. Die Freiheit der Meerengen für Kauffahrteischiffe in Friedenszeiten ist niemals bestritten worden, seit Rußland im achtzehnten Jahrhundert die Küste des Schwarzen Meeres erworben hat. Dieses Minimum der Freiheit steht der ganzen Welt zu ohne Verträge, ohne Unterhandlungen und Drohungen. Aber wir haben das Recht, etwas mehr zu verlangen, und vornehmlich haben das die vier Völker, die an den Küsten des Schwarzen Meeres wohnen. Es muß möglich sein, daß auch in Kriegszeiten wenigstens neutrale und freundschaftliche Schiffe die Meerengen unbehindert benutzen können. Im Jahre 1911, als Italien seinen imperialistischen Krieg gegen die Türkei führte und Tripolis an sich riß, blockierte es den Ausgang der Dardanellen, und die Tür-

ken schlossen hierauf aus Vorsicht diese. Man kann sie deswegen schwerlich tadeln; aber der russischen Schiffahrt im besonderen erwuchs daraus eine große Schädigung. Sie führte zur Wiederbelebung des Verlangens nach Konstantinopel, das im weiteren, auf russischer Seite, zum Anlaß des großen Krieges wurde. Hier ist eine wirkliche Beschwerde vorhanden, die nach Abstellung schreit. Die Meerengen müssen sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten frei sein. Die Türken denken nicht im geringsten daran, dieser Forderung zu opponieren; und es liegt offenbar auch im Interesse Rußlands und Bulgariens, auf ihr zu bestehen. Die Küsten der Meerengen müssen daher entmilitarisiert werden, und eine internationale Autorität — in diesem Falle kann das nur der Völkerbund sein — muß die Wasserstraßen überwachen und das Recht haben, ihr Veto einzulegen, wenn irgendeine Macht das Freiheitsprivilegium bedroht. Wenn diese das ist, was mit der Freiheit der Meerengen gemeint ist, dann ist es gut; aber dann war nicht nötig, auch nur den geringsten unserer kleinen Kreuzer auszusenden, um sie zu erzwingen.

Brailsford führt dann aus, daß von den vornehmlich an der Frage interessierten Mächten unter Freiheit der Meeresengen jedoch gewöhnlich etwas ganz anderes verstanden werde, nämlich das Recht, ungehindert Kriegsschiffe durch die Dardanellen zu senden, ein Recht, das Rußland mehrfach gefordert, dem aber England früher opponiert habe.

»Hier«, so sagt Brailsford, »liegt der wirkliche Schwerpunkt der Frage. Downing Street (der Sitz des englischen Auswärtigen Amtes) wünscht ‚Freiheit', aber eine recht herrliche Freiheit, eine oberherrliche Freiheit: die ‚Freiheit', nach Belieben Kriegsschiffe durch die Meerengen zu schicken. Dieser Freiheit erfreut sich ja die englische Regierung schon seit dem Waffenstillstand, und sie hat diese Freiheit mit mehr Unternehmungsgeist als Erfolg ausgiebig dazu benutzt, russische Häfen zu blockieren. Sie hat sie ferner dazu benutzt, französische Truppen und britische Munition den Denekin und Wrangel zur Stärkung zu senden; sie hat sie dazu benutzt, um Batum und die Petroleumquellen von Baku zu okkupieren, und sie hat sie ferner dazu benutzt, die Absichten ihres griechischen Klienten zu begünstigen, dessen Kriegsschiffe kürzlich (am 25. September) vor Konstantinopel ankerten. Wenn England die Berechtigung hat, in dieser Weise die Meerengen zu benutzen, dann ist es die herrschende Macht im Schwarzen wie im Mittelländischen Meer (the predominant Power in the Black Sea, as it is in the Mediterranean)....

Wahrscheinlich wird Downing Street antworten: ‚Wohl, wir fordern die Freiheit für unsere Kriegsschiffe, die Meerengen sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten zu durchfahren; aber wir begehren für uns kein Sonderprivilegium; wir streiten für das Recht der Kriegsschiffe im allgemeinen, und was wir gewinnen, wollen wir mit Frankreich, mit Italien, mit Griechenland und sogar mit Rußland teilen.' Man erkennt kaum in diesem simpel-gemütvollen Altruismus die gewöhnliche Gesinnung Downing Streets wieder. Von welchem Nutzen ist denn dieses ganze Privilegium für eine schwächere Seemacht? ... Selbst wenn das Arrangement des Vertrags von Sèvres bestehen bleibt und die Bewachung der Meerengen durch den leichtbelehrbaren Völkerbund den Hauptmächten der Alliierten anvertraut wird — welchen Wert würde für Frankreich und Italien die Mitbeteiligung an dieser Aufgabe haben? Unsere überlegene Seemacht überschattet völlig die ihrige, und bei der ersten ernstlichen Meinungsverschiedenheit, bei dem ersten Auftauchen einer Kriegsgefahr würden die Schiffe dieser Mächte aus der Nachbarschaft ihres Mitüberwachers flüchten und Unterschlupf in heimischen Gewässern suchen.«

Der Artikel kennzeichnet so trefflich den Wert des Geredes Lloyd Georges von der Freiheit der Meerengen, daß man kaum annehmen kann, die

Führer der englischen Arbeiterpartei werden sich durch die Veröffentlichung des Geheimprotokolls in ihrer Haltung zur Georgeschen Orientpolitik beeinflussen lassen. Jedenfalls zeigt aber die Tatsache, daß der englische Ministerpräsident ohne Skrupel zur Bekanntgabe des Geheimprotokolls greift, wie wenig er geneigt ist, sich von der Arbeiterpartei Vorschriften machen zu lassen und auf deren Wunsch zurückzutreten. Der einstige ehrgeizige kleine Walliser Advokat, der es durch zähe Energie und geschickte Anpassung an jeweilige politische Strömungen zum englischen Premierminister und Diktator gebracht hat, fühlt sich viel zu sehr im Besitz der Macht, als daß er den Wünschen der Führer der Arbeiterpartei oder selbst den Ratschlägen seiner engeren Freunde einfach nachgibt. Er wird nur dann vorzeitig (die Parlamentsauflösung ist erst im Spätherbst nächsten Jahres fällig) von seinem Posten zurücktreten und neue Wahlen ausschreiben, wenn er zu der Überzeugung gelangt, daß die Situation seiner Wiederkehr günstig ist und er darauf rechnen darf, im neuen Parlament eine sichere Mehrheit zu finden. Zu dieser Überzeugung ist er aber allem Anschein nach bisher noch nicht gelangt, und so wird er vorläufig auf dem Turmseil der hohen englischen Außenpolitik mit der ihm eigenen Jongleurgeschicklichkeit balancieren und die Gelegenheit suchen, einige große Reden zu halten, in denen er dem englischen Publikum Liebenswürdigkeiten sagt und in politischer Ethik macht. Inzwischen ist dann der 14. November herangenaht und damit die Wiedereröffnung des Parlaments, dem man zur Ablenkung ja sofort einige neue politische Probleme vorsetzen könnte.

Sehr zustatten kommt Lloyd George in der jetzigen Lage, daß weder die konservativen Unionisten noch die Koalitionsliberalen einen geeigneten Ersatzmann haben, der die Regierungsgeschäfte zu übernehmen und sich in dem jetzigen Durcheinander durchzusetzen vermag. Es geht den englischen Unionisten in gewissem Sinne wie bei uns den Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei, die auch gern den jetzigen Reichspräsidenten absägen möchten, aber in ihrer Mitte nicht den Mann finden, der ein derartiges Ansehen und eine derartige Autorität besitzt, daß man ihn mit Aussicht auf Erfolg bei der nächsten Reichspräsidentenwahl dem gewesenen Sattlermeister entgegenstellen könnte. Was soll aus den nach allen Richtungen auseinanderstrebenden, die verschiedenartigsten, widersprechendsten Interessengruppen umfassenden Regierungsblock werden, wenn Lloyd George geht? War er doch bisher die eigentliche Eisenklammer, die dieses lose Massengefüge zusammenhielt. Schon bei dem Vorstoß der Rechtsunionisten gegen Lloyd George im Februar-März dieses Jahres stellte sich heraus, daß man in England, dem vielbewunderten parlamentarischen Musterland, keinen Mann fand, den man der verworrenen weltpolitischen Lage gewachsen erachtete, so daß schließlich selbst die konservativen Führer Lloyd George fast anflehten, doch zunächst weiterzuregieren.

Das aus dem Kriege hervorgegangene England ist ein ganz anderes als das des alten Gladstone und der gracious queen. Die Hoffnungen, die man dort zu Anfang des Krieges auf die Unterdrückung der deutschen Wirtschaftskonkurrenz und auf eine Stärkung der englischen Weltherrschaft setzte, haben sich in keiner Weise erfüllt. Der Krieg hat die nordamerikanische Union zur ersten Finanzmacht erhoben, die in Mittel- und Südamerika England ein Wirtschaftsterrain nach dem anderen abgräbt, und auf dem euro-

päischen Kontinent hat England sich in Frankreich einen politischen Rivalen geschaffen, der stetig an Machtdünkel gewinnt und dessen Ansprüche — wie jetzt wieder im Orient — sich England immer weiter nachzugeben gezwungen sieht. In Indien, im Euphrat- und Tigrisgebiet wie auch in Ägypten wächst der Widerstand der unterjochten einheimischen Völkerschaften gegen die ihnen aufgezwungene englische Herrschaft, während zugleich in Kanada, Australien und Südafrika das Selbständigkeitsstreben der Bevölkerung stetig zunimmt. Längst betrachten diese Dominions sich nicht mehr als abhängige Tochterstaaten eines Mutterlandes, sondern als souveräne befreundete Mächte Großbritanniens, deren politisches und wirtschaftliches Interesse ihnen eigene Wege vorschreibt.

Der Lahmlegung der deutschen Wirtschaft ist nicht, wie man einst vielfach hoffte, ein glänzendes Aufsteigen des englischen Wirtschaftslebens gefolgt, sondern es hat im Gegenteil der wirtschaftliche Niedergang Mitteleuropas auch England mit in seinen Bann gezogen und den Verlust wichtiger Absatzgebiete, die Einengung verschiedener Produktionszweige, Arbeitslosigkeit und eine riesige Steigerung der Staatsausgaben für sogenannte soziale Zwecke zur Folge gehabt.

Wie in Deutschland, vollzieht sich auch in England — teilweise freilich aus anderen Gründen — eine völlige Umschichtung des Mittelstandes und damit zugleich eine neue Interessenumgruppierung. Immer neue politische und wirtschaftliche Probleme tauchen auf, deren Lösung in den einzelnen Gruppen in den verschiedensten Richtungen gesucht wird. Und zu dieser Unsicherheit in den Lagern der bürgerlichen Parteigruppen gesellt sich die Befürchtung, daß bei den kommenden allgemeinen Wahlen die Arbeiterpartei, die sich nach und nach eine festere Organisation geschaffen hat, eine beträchtliche Anzahl von Parlamentssitzen gewinnen und damit einen entscheidenden Einfluß auf die englische Regierung gewinnen könnte.

Für Deutschland wäre es entschieden am besten, wenn die englischen Neuwahlen möglichst bald stattfinden würden; denn es ist ziemlich sicher mit einer beträchtlichen Mandatszunahme der Arbeiterpartei und der Asquithschen Liberalen zu rechnen, und wenn unter letzteren sich auch viele frankophile Politiker befinden, ist doch mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß die aus den Wahlen hervorgehende neue Koalitionsregierung den französischen Machtansprüchen schärfer entgegentreten und mehr zur Rücksichtnahme auf die Wirtschaftslage Mitteleuropas geneigt sein wird als die jetzige Lloyd Georgesche Regierung.

Die landwirtschaftlichen Produktivkräfte der britischen Dominien

Von Dr. Henriette Schapira

I

Die vier großen britischen Dominien, Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika (von dem fünften, und historisch ältesten, Neufundland, sei hier abgesehen, weil es vorwiegend ein Land der Fischerei, der Schiffahrt und des Bergbaus ist), müssen trotz ihrer eifrigen Industrialisierungspolitik heute noch als reine Agrarstaaten bezeichnet werden, deren weltwirtschaft-

liche Bedeutung auf ihrer landwirtschaftlichen Produktion beruht. Neben Indien und den Vereinigten Staaten haben diese Dominien während des Krieges am meisten zur Versorgung Englands mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen beigetragen, und zwar Kanada in erster Linie als Weizenlieferant, die übrigen drei, unter denen Australien an der Spitze steht, als Fleisch- und Wollproduzenten.

Kanada

Kanada erstreckt sich nördlich der Vereinigten Staaten, von der atlantischen bis zur pazifischen Küste des nordamerikanischen Kontinents, über 84 Längengrade. Die größte Entfernung von Osten nach Westen beträgt 3400 Meilen, von Norden nach Süden 1800 Meilen. Fast ein Drittel dieses großen Gebiets, dessen Bodenfläche derjenigen Europas beinahe gleichkommt, ist noch unerforscht. Das gilt für den nördlichen Teil des Landes, in den sogenannten Nordwestterritorien. In den letzten Jahren sind hier Petroleumquellen, Gold- und Minerallager gefunden worden; höchstwahrscheinlich aber wird dieses nördliche Gebiet, das einen ausgesprochenen Tundracharakter trägt, für die Landwirtschaft nur wenig in Betracht kommen, obwohl nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte die Weizenanbaugrenze immer weiter nach Norden vorrückt.

Der natürliche Reichtum Kanadas umfaßt Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, große Waldflächen und Wasserkräfte. Seine weltwirtschaftliche Bedeutung aber liegt vor allem in der Weizenproduktion. Heute, wo Rußland, früher der zweitgrößte Weizenproduzent der Welt, vorläufig ausgeschaltet ist, steht Kanada an dritter Stelle der weizenerzeugenden Länder. An erster stehen die Vereinigten Staaten, an zweiter Indien; um die dritte wetteifern Kanada und Argentinien, aber in den letzten zwei Jahren hat die kanadische Ernte die argentinische übertroffen. Sehr möglich ist es, daß Kanada als Weizenexporteur die Vereinigten Staaten einmal überflügeln wird, da es noch ganz dünn bevölkert ist und die Bevölkerungsziffer der Vereinigten Staaten in absehbarer Zeit nicht erreichen wird. Die Einwanderung zeigt seit dem Weltkrieg einstweilen noch einen Rückgang. Doch ist eine Zunahme der Bevölkerung unbedingt nötig und wird auch von der kanadischen Regierung erstrebt, um die Landwirtschaft intensiver zu gestalten; denn der Ackerbau braucht noch viel mehr Hände. Gerade die sogenannten Prärieprovinzen, Manitoba, Saskatchewan und Alberta, auf die 90 Prozent der kanadischen Weizenernte entfallen, sind noch sehr dünn bevölkert. Die relativ größte Bevölkerungsziffer weist der industrialisierte Osten und insbesondere die Provinz Prince Edward Island mit einem Bevölkerungsdurchschnitt von 42,91 pro Quadratmeile auf. Die Provinz Saskatchewan dagegen, die über 30 Prozent der Weizenernte hervorbringt, hat nur eine Bevölkerungsdichte von 1,95 pro Quadratmeile. Eine Zunahme der Bevölkerung bis zu einer gewissen Grenze muß also die Produktivität und zugleich den verfügbaren Exportüberschuß steigern. Auch der Anbau als solcher kann noch bedeutend intensiviert werden, was schon aus den relativ niedrigen Ziffern der Durchschnittserträge hervorgeht. In den Jahren 1914 bis 1918 betrug der durchschnittliche Weizenertrag 17,0 Bushel pro Acre gegen 28,4 für Deutschland, 31,6 für England, 36,7 für die Niederlande und 42,3 für Dänemark. Einstweilen kommt man in der kanadischen Kornkammer ohne Düngung aus. Die Prärieprovinzen bilden einen Ausläufer der Prärien der Vereinigten

Staaten. Dieser Boden zeichnet sich durch Reichtum an Stickstoff und humusbildender Materie aus. Von den darauf wachsenden Weizensorten gilt Manitoba hard Nr. 1 wegen ihres hohen Eiweißgehalts als die beste der Welt.

Aus der Statistik sehen wir, daß Kanada trotz seiner aktiven Teilnahme am Weltkrieg seine Landwirtschaft durchaus nicht vernachlässigt hat, sondern daß seine Weizenausfuhr gerade in dem kritischen Jahr 1915/16 ganz bedeutend gestiegen ist und noch bis zum Waffenstillstand die Vorkriegsziffern übertraf.

Anbauflächen und Ernten[1]

	Fläche in Acres	Durchschnittsertrag in Bushels	Gesamtertrag in Bushels
1. Weizen			
1914	10293900	15,67	161280000
1915	15109415	26,05	393542600
1916	10369709	17,10	262781000
1917	14755850	15,75	233742850
1918	17535902	11,00	189075350
1919	19125968	10,00	193260400
1920	18232374	14,50	263189300
2. Hafer			
1914	10061500	31,12	313078000
1915	11555681	40,24	464954400
1916	10996487	37,30	410211000
1917	13313400	30,25	403009800
1918	14790336	28,75	426312500
1819	14952114	26,25	394387000
1920	15849928	33,50	530709700

Getreideausfuhr in 1000 Bushel

	Weizen und Weizenmehl	Hafer		Weizen und Weizenmehl	Hafer
1913/14	133050	35618	1917/18	155235	29206
1915/16	289795	63509	1919/20	89467	18484

Der freie Getreidehandel wurde für die Dauer der Kriegsjahre aufgegeben. Die Weizenausfuhr geschah zunächst durch die Wheat Export Company, deren Sitz in London war, bis die kanadische Regierung im Jahre 1918 die Kontrolle über den Ein- und Verkauf und die Ausfuhr der Weizenernte übernahm. Dieses Wheat Control Board wurde nach dem Kriege im Sommer 1919 erneuert. Private Händler durften weiter bestehen, aber nur durch Vermittlung des Board Handel treiben. Der Verkauf von Weizen an die Mühlen und der Mehlverkauf nach dem Ausland fiel auch unter die Kompetenz des Board. Diese Maßnahme wurde durch die Getreidepolitik der Vereinigten Staaten hervorgerufen, wo eine großzügige Kontroll- und Kreditorganisation für den Weizenhandel geschaffen und ein Einfuhrverbot für den kanadischen Weizen erlassen worden war. Im Sommer 1920 erfolgte dann die Freigabe des kanadischen Weizenhandels, die Wiedereröffnung der Getreidebörse, kurz die Rückkehr zu den Vorkriegsverhältnissen. Seitdem hat sich die Getreidemarktlage unter dem Einfluß der allgemeinen Tiefkonjunktur wesentlich geändert. Der kanadische Farmer litt

[1] Diese und alle folgenden Kanada betreffenden statistischen Tabellen sind entnommen aus »The Canada Year-Book«, Ottawa 1920.

seit dem Herbst 1920 unter der Verbilligung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse auf dem Weltmarkt; dazu kam 1921 die neue hochprotektionistische Politik der Vereinigten Staaten, deren Notstandstarifgesetz auf die Einfuhr des kanadischen Weizens prohibitiv wirkte. Ein weiteres Hindernis für den Absatz lag in den hohen Eisenbahnfrachtsätzen, die erst in den letzten Wochen unter dem Drucke der aus Farmerkreisen heraus betriebenen Agitation herabgesetzt worden sind.

Diese Umstände haben dazu geführt, daß die Farmerpartei die Wiedereinführung des Weizenkontrollamts verlangt, um sich vor den Preisschwankungen und dem Mangel an Absatz zu sichern. Ihre Forderungen sind in dem Ende vorigen Jahres gewählten neuen Parlament noch nicht durchgedrungen; bei der Regierung, bei den Banken und der Industrie, die diese Notstandsmaßnahme der Kriegszeit als zu kostspielig und zu sozialistisch für die Gegenwart ansehen, findet die Agitation der Farmer wenig Anklang. In einzelnen Provinzen, wie zum Beispiel Saskatchewan, ist aber bereits ein Gesetz zur Schaffung eines Weizenkontrollamts angenommen worden, so daß es nur als eine Frage der Zeit gelten kann, daß die Forderungen der mächtigen Farmerinteressen in ganz Kanada zum Siege gelangen.

Von den übrigen Getreidearten liefert Hafer den größten Überschuß für die Ausfuhr. In der Haferproduktion steht Kanada an zweiter Stelle, nach den Vereinigten Staaten, deren Anbauflächen und Ernten allerdings fast dreimal so groß sind. Gerste und Roggen spielen dagegen eine untergeordnete Rolle. Wichtiger ist der Flachsanbau, der hauptsächlich zur Produktion von Leinsaat, zum anderen der Produktion der Flachsfaser dient. Letztere wird teils in Ontario verarbeitet, teils nach den Vereinigten Staaten und neuerdings in steigendem Maße nach Irland ausgeführt. Zucker bleibt Einfuhrartikel trotz zunehmender Erzeugung von Rüben- und Ahornzucker. Sehr ausgedehnt ist die Obstzucht, namentlich von Äpfeln; die Ausfuhr von frischem, getrocknetem und eingemachtem Obst hat sich in den letzten Jahren verzehnfacht.

Im Vergleich zur Weizenproduktion hat die Viehzucht Kanadas nur sekundäre Bedeutung. Am höchsten ist der Bestand an Rindvieh und Milchkühen, der wiederum zur Entwicklung der Molkereiproduktion geführt hat.

Viehbestand

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
1915	2996099	6066001	2038662	3111900
1917	3412749	7920940	2369358	3619382
1919	3667369	10085011	3421958	4040070
1920	3400352	9477380	3720783	3516678

Seit dem Kriege hat eine größere Ausfuhr von lebendem Rindvieh eingesetzt, der aber die englische Regierung neuerdings einen Riegel vorschob, indem sie aus hygienischen Gründen die Einfuhr von kanadischem Vieh nach England verbot. In der Herbstsession des englischen Parlaments soll diese Maßnahme indessen nach langer Agitation aufgehoben werden.

Nach der Rindviehzucht kommt die Schafzucht, die 1915 12 Millionen, 1919 und 1920 24 Millionen Pfund Wolle lieferte. Diese Produktion deckt aber erst zur Hälfte den Bedarf der kanadischen Wollspinnereien. Im übrigen halten sich Ein- und Ausfuhr von Rohwolle ziemlich die Wage.

Im Anschluß an die Viehzucht muß die Geflügelzucht erwähnt werden, deren Gesamtziffer sich für 1920 auf 30½ Millionen Stück belief, zum anderen die Pelztierzucht. Die Pelztiere, unter denen die Silberfüchse hervorragen, werden in Farmen gezüchtet. In Wäldern sind einzelne Pelztierarten wie Nerz, Hermelin, Wiesel usw. sehr verbreitet.

Im ganzen betrachtet, befindet sich die kanadische Landwirtschaft in aufsteigender Richtung. Es fehlt noch an Kapital und Arbeit zur Erschließung und vollen Ausnutzung ihrer Produktivkräfte. Der natürliche Reichtum Kanadas und die fortschreitende Industrialisierung der Vereinigten Staaten lassen es als das für die Landwirtschaft hoffnungsvollste Gebiet des nordamerikanischen Kontinents erscheinen.

Australien

Der Australische Bund (Commonwealth of Australia), der aus den Staaten Neusüdwales, Viktoria, Queensland, Tasmanien, Südaustralien, Westaustralien und dem nördlichen Territorium besteht, ist das zweitgrößte der britischen Dominien. Seine Bodenfläche nimmt außer dem ganzen australischen Kontinent auch die Nachbarinsel Tasmanien ein und beträgt drei Viertel der europäischen Bodenfläche. Der größere Teil des Landes liegt in der gemäßigten Zone. Die für die Landwirtschaft fruchtbarste Gegend liegt im Osten und Süden, während in der Mitte und im Nordwesten sich weite Wüstenstrecken finden. Im Ackerbau steht Weizen an der Spitze. In größerem Abstand folgen Heu, Hafer und Mais. Diese vier Produkte nehmen zusammen 90 Prozent der Anbaufläche ein, Weizen allein etwa 50 Prozent.

Getreideanbaufläche und Ernten[2]

	Anbaufläche in Acres	Ertrag in Bushels	Durchschnittsertrag pro Acre
1. Weizen			
1910/11	7372456	95111983	—
1915/16	12484512	179065703	14,34
1917/18	9774658	114733584	11,74
1919/20	6419299	45975805	7,16
1920/21 (vorl. Ziffer)	9054584	144243734	—
2. Hafer			
1910/11	676688	15428456	—
1915/16	721644	16538979	22,92
1917/18	615800	10387431	16,87
1919/20	6068520	12559366	11,75

Ausfuhr von Weizen und Weizenmehl in Bushels

1915/16	1917/18	1919/20
35969195	41685922	108360358

Als Weizenproduzent steht Australien weit hinter Kanada zurück; in dem Jahrzehnt 1909/18 machte seine Weizenproduktion 2,7 Prozent der Weltproduktion und 13,1 Prozent der Weizenproduktion des Britischen Reiches aus. Auch der Durchschnittsertrag ist in Australien viel geringer als in Kanada und hat außerdem seit der Rekordernte von 1915/16 um 50 Prozent abgenommen, was durch die Dürre der letzten Jahre erklärt wird. Für die Versorgung der Welt mit Weizen spielt aber Australien eine bedeutende

[2] Diese und alle folgenden Australien betreffenden Tabellen sind entnommen dem »Official Year-Book Commonwealth of Australia«, Melbourne 1921.

Rolle; seit 1915/16 ist die Ausfuhr trotz der verhältnismäßig schlechten Ernten auf das Dreifache angewachsen. Der Hauptabnehmer ist wiederum England; außerdem wird Weizen und Weizenmehl nach Frankreich, Ägypten, Italien, Südafrika und den Vereinigten Staaten ausgeführt. Ähnlich wie in Kanada, aber noch viel durchgreifender wurde der Weizenaußenhandel während des Krieges staatlich kontrolliert, und dieses System des kollektiven Ein- und Verkaufs ist auch bis auf die Gegenwart beibehalten worden. Als zwingender Grund zu dieser Organisation wirkte ursprünglich der durch den Krieg verursachte Mangel an Frachtraum. Das australische Weizenkontrollamt hatte somit die doppelte Aufgabe, den einzelnen Staaten im Verhältnis zu dem von ihnen gelieferten Ausfuhrüberschuß an Weizen Frachtraum zuzuweisen und die Ernte aufzukaufen und zu verschiffen beziehungsweise für den Inlandsbedarf zu verteilen, wobei alle Landwirte gleichmäßig Anteil an dem Erlös der Ernte haben sollten. Das Wheat Control Board, in welchem die einzelnen Staaten, die Landwirte und die Weizenexporteure vertreten sind, setzt die Verkaufspreise fest und schießt den Farmern bei Ablieferung des Weizens einen gewissen Betrag durch Vermittlung der Banken vor. Dieses System wurde nach Friedensschluß trotz der Handelskrise aufrechterhalten, ohne daß sich ein nennenswerter Protest dagegen erhob — vielleicht weil Australien seiner ganzen politischen Entwicklung und sozialen Struktur nach für kollektivistische Neuerungen empfänglicher ist als Kanada. Nur ist seit 1921 ein teilweiser Austritt einzelner Staaten aus dem gemeinsamen Pool und Bildung eigener Pools erfolgt.

Von den übrigen Getreidearten liefert nur Hafer größere Ausfuhrüberschüsse. Die Maisproduktion genügt durchschnittlich zur Deckung des eigenen Bedarfs; etwaige Aus- oder Einfuhrüberschüsse hängen allein von dem Erfolg oder Mißerfolg der Ernte ab. Das gleiche gilt auch für den Kartoffelbau. Das Heu, das im Gegensatz zu den meisten europäischen Ländern nicht Wiesen-, sondern meist Weizen- oder Haferheu ist und dessen Anbaufläche diejenige des Hafers übertrifft, eignet sich wegen seines Volumens nicht für Ausfuhrzwecke.

Der Anbau von Zuckerrohr beschränkt sich in der Hauptsache auf den Staat Queensland; Anfänge der Zuckerrübenproduktion finden sich ferner in Viktoria. Australien muß aber noch den größten Teil seines jährlichen Zuckerkonsums aus Java und den Fidschi-Inseln einführen. Bemerkenswert ist, daß die australische Regierung seit 1915 auch die Zuckerrohrernte zu festgesetzten Preisen aufkauft und neben dem eingeführten Zucker zur Verteilung gelangen läßt. Bedeutende Ausfuhrartikel liefern noch Obstzucht und Weinbau. Die Weinproduktion könnte noch viel mehr gesteigert werden, aber einmal fehlt der Ansporn einer Inlandsnachfrage, da man in Australien wenig Wein konsumiert, und für die Ausfuhr sind die australischen Weinsorten im Ausland noch zu wenig eingebürgert. Die Weinausfuhr geht zum größten Teil nach England und Neuseeland. Eine starke Zunahme zeigt in den letzten Jahren die Ausfuhr von Marmeladen und getrocknetem Obst.

Von Textilpflanzen werden Flachs und Baumwolle angebaut, ersterer fast ausschließlich in Viktoria. Der Anbau war vor dem Kriege wegen der billigen Konkurrenz des russischen Flachses zurückgegangen; als sich aber 1917 die Knappheit in der Flachsversorgung fühlbar machte, setzte die australische Regierung auf Englands Anregung Garantiepreise für die Flachsprodu-

zenten fest. Es gelang auch tatsächlich, die Anbaufläche zu vergrößern. Die Regierung läßt jetzt zahlreiche Experimente ausführen, auf Grund deren man den Flachsanbau auch in den anderen Staaten Australiens einzuführen hofft. Baumwolle wird vorläufig in kleinem Umfang in Queensland gepflanzt, aber die Boden- und Klimaverhältnisse werden als sehr günstig für eine erweiterte Produktion angesehen, die ebenfalls vom Staate durch Garantierung von Mindestpreisen gefördert wird.

Neben der Weizenproduktion bildet die Viehzucht die größte Stärke der australischen Landwirtschaft, was schon aus den Ziffern des Schafbestandes hervorgeht.

Viehbestand

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
1910	2165866	11744714	92047015	1025850
1915	2377047	9931416	69257189	753693
1917	2497903	11839138	84965012	1169365
1919	2421201	12711067	75554082 .	695968

Rind- und Hammelfleischausfuhr (Gefrierfleisch)

	Rindfleisch in Libre	Hammelfleisch in Libre
1915/16	114676104	38343628
1917/18	180249301	19175310
1919/20	121078911	246971346

Butter-, Käse- und kondensierte Milchproduktion in Libre (Pfund)

	Butter	Käse	Kondensierte Milch
1915	137672313	15829326	26977000
1917	200497014	27430805	56188045
1919	165648791	26196272	66359102

Wollproduktion in Libre (Pfund)

1915/16	550578541	1918/19	657911710
1916/17	547632674	1919/20	663249164
1917/18	573693252		

Die Schwankungen, die der Viehbestand im Laufe der Jahre zeigt, sind in den Dürren von 1915 und 1919 begründet. Solche Perioden werden aber in der Regel sehr bald überwunden. Den weitaus bedeutendsten Zweig der australischen Viehzucht stellt die Schafzucht dar; daneben spielt aber die Rindviehzucht eine hervorragende Rolle. Die Ausfuhr von lebendem Vieh ist verhältnismäßig gering; dagegen hat sich die Ausfuhr von Gefrierfleisch in den letzten Jahrzehnten sehr entwickelt. Die Rindviehzucht wird für Schlachtzwecke am erfolgreichsten in den Tropengegenden, für Molkereizwecke in der gemäßigten Zone betrieben. Der durch den Weltkrieg hervorgerufene große Heeresbedarf an Fleisch- und Milchkonserven hat zu dem Aufschwung der Gefrierfleisch- wie der Molkereiindustrie wesentlich beigetragen.

Die Schafzucht ist die älteste und größte Quelle des nationalen Reichtums, und zwar auf Grund der Wollproduktion, in der Australien an der Spitze aller Länder der Welt steht. Die Ausfuhr von Schafhäuten und Gefrierfleisch tritt gegen die Bedeutung der Wollerzeugung gänzlich zurück. Fast die ganze Wollschur wird nach Übersee ausgeführt. Vor dem Kriege gingen etwa 40 Prozent nach England; der Rest verteilte sich auf Frankreich, Deutschland, Belgien und die Vereinigten Staaten. Der Krieg brachte auch

für den australischen Wollhandel eine Umstellung in Richtung einer Sozialisierung des Vertriebs mit sich. Ende 1916 wurde ein Abkommen mit der englischen Regierung getroffen, worin diese sich verpflichtete, die australische Wollschur zu einem Einheitspreis von $15^1/_2$ Pence für das Pfund Schweißwolle aufzukaufen und den aus dem Wiederverkauf erzielten Reingewinn mit den australischen Produzenten zu teilen. In Australien wurden nunmehr an Stelle der üblichen Wollauktionen Abschätzungen durch einen Wollausschuß vorgenommen. Das Abkommen mit der englischen Regierung lief ein Jahr nach Friedensschluß, am 30. Juni 1920 ab, und im Herbst wurden die Wollversteigerungen in Australien wieder aufgenommen. Da aber inzwischen die allgemeine Handelskrise eingetreten war, stockte der Absatz, und die Preise sanken, um so mehr als die englische Regierung noch große unverkaufte Wollvorräte in Händen hatte. Anfang 1921 kehrte man daher wiederum zu einer gemeinsamen Organisation des Wollhandels zurück durch Gründung der British-Australian Wool Realisation Association, die ihren Sitz in Melbourne und eine Filiale in London hat und deren Anteile unter die australischen Wollzüchter verteilt sind. Dieser Organisation, die vorläufig bis zum 30. September 1922 bestehen soll, gelang es größtenteils, die aufgehäuften Vorräte abzustoßen. Die inzwischen eingetretene allgemeine Besserung des Textilmarktes hat ihr diese Aufgabe wesentlich erleichtert.

(Schluß folgt)

Naturwissenschaft und Arbeiterschaft

Von M. Schoen (Leipzig)

Vor kurzem fand in Leipzig die Hundertjahrtagung der deutschen Naturforscher und Ärzte statt. Auch die sächsische Regierung hatte dazu ihre Vertreter entsandt, ja der Ministerpräsident, Genosse Buck, veranstaltete sogar einen besonderen Empfangsabend, der, wie es scheint, von einem Teil der Kongreßbesucher als ein Symbol der Zusammenarbeit zwischen Hand- und Geistesarbeitern aufgefaßt worden ist. So bezeichnete zum Beispiel der zweite Geschäftsführer der Tagung, Professor Dr. O. Wiener, der bekannte Leipziger Physiker, den Empfang durch den aus dem Arbeiterstand hervorgegangenen Minister als die dargebotene Hand der Arbeiterschaft, in welche die Naturforscher gern einschlügen. Das eine dürfte jedenfalls feststehen: den geringsten Prozentsatz reaktionär-monarchistischer Akademiker stellen wohl die Naturwissenschafter, ganz im Gegensatz zu den Ärzten, Historikern und anderen Kategorien. Diese Erscheinung ist nicht etwa darin begründet, daß die Naturwissenschafter von sich aus freier veranlagt sind, sondern dürfte wohl daraus erklärt werden können, daß die Dinge, mit denen die Naturwissenschafter sich beschäftigen, und die Methoden der Naturforschung das Aufkommen einer ausgesprochen reaktionären Gesinnung, wenn nicht verhindern, so doch sehr erschweren. Wohlverstanden sind hier unter Naturwissenschaftern diejenigen gemeint, die ihren Beruf mit Liebe und Neigung betreiben, nicht aber jene gelegentlich vorkommende Gattung von Oberlehrern, die, weil nun einmal ein akademischer Beruf zum »guten Ton« gewisser Gesellschaftskreise gehört, ohne Hingabe ein naturwissenschaftliches Handwerk betreiben, ohne vom Geist der Naturwissenschaften einen Hauch verspürt zu haben.

Die Naturwissenschaften sind revolutionär. Wessen Bundesgenossen könnten sie in dieser Eigenschaft besser sein als die des seiner weltgeschichtlichen Mission bewußten Proletariats! Jeder Fortschritt in der Erkenntnis der Naturzusammenhänge äußert sich als ein Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, sehr oft als ein revolutionärer Akt von größter Bedeutung. Das moderne Zeitalter in der Geistesentwicklung der abendländischen Kulturmenschheit beginnt mit

den naturwissenschaftlichen Großtaten eines Kopernikus, eines Kepler und Galilei. Durch sie wird der Weg freigemacht von der geistigen Gebundenheit des Mittelalters zur neuzeitlichen geistigen Befreiung. Es ist richtig, daß auch mit und nach diesen Männern bedeutende Menschen aufgetreten sind, die von den revolutionären Großtaten der Naturforschung nichts wußten oder nichts wissen wollten. Aber an ihnen kann man sofort die mittelalterliche geistige Gebundenheit feststellen. Man denke nur an Luther, der in vielen Dingen noch tief im Mittelalter steckte. Wie ganz anders tritt uns dagegen einer jener Menschen entgegen, die von der neuen Wahrheit ganz erfaßt worden sind, etwa der große Märtyrer der Neuzeit: Giordano Bruno. Man kann ruhig behaupten: ohne Kopernikus kein Bruno. Mit Recht sagt deshalb Alois Riehl in seinem Buche »Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart«, daß man »in der Geschichte der Wissenschaft nur mit einer vorkopernikanischen und einer kopernikanischen Ära rechnen« sollte. Und welche Bedeutung die gewaltigen Leistungen der obengenannten großen Naturforscher speziell für das moderne klassenbewußte Proletariat besitzen, das erhellt aus einem Satz des Genossen Dr. W. Israel, der unlängst in dieser Zeitschrift[1] veröffentlicht worden ist, in dem klar und deutlich Kepler und Galilei als »die Väter der ökonomischen Geschichtsauffassung« bezeichnet werden.

Es würde natürlich hier zu weit führen, wollte man durch zahlreiche weitere Beispiele, die dem Verfasser zur Verfügung stehen, die geisterrevolutionierende Wirkung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse belegen. Es mag in diesem Zusammenhang nur darauf hingewiesen werden, welch befreiende Wirkung von der Entwicklungslehre nach den verschiedensten Richtungen ausgegangen ist. Nach und nach sind alle Wissenschaften von den Gedankengängen der Entwicklungslehre befruchtet worden; und ich möchte behaupten, daß die marxistischen Lehren, die letzten Endes doch Entwicklungslehren sind, sich nicht so leicht durchgesetzt hätten, wenn der durch die Naturwissenschaften in die Welt geworfene Gedanke der Entwicklung alles Seienden die Geister nicht entsprechend vorbereitet hätte. Man stelle sich doch nur einen Augenblick vor, die marxistische Lehre sollte an ein in mittelalterlichen Gedankengängen wurzelndes Proletariat herangebracht werden, um sofort den Widerspruch zu erkennen.

Zurzeit befinden sich verschiedene Zweige der Naturwissenschaften — man denke nur an die Physik und Biologie — in starker Gärung. Es ist zweifellos, daß auch diese Vorgänge sich bald revolutionierend auswirken werden. Zum Teil haben sie schon damit begonnen.

Diese revolutionäre Bedeutung der Naturwissenschaften haben reaktionäre Mächte frühzeitig erkannt. Als die Mächte der »Heiligen Allianz« über die Französische Revolution äußerlich gesiegt hatten, da gingen sie daran, auch ihre geistigen Wurzeln auszurotten. Sie hatten erkannt, welch große Rolle die Naturwissenschaft in der großen Französischen Revolution gespielt hat — mittelbar wie unmittelbar —, und so hieß es, ihr entgegenzutreten. Die Beschäftigung mit der Mathematik und den Naturwissenschaften wurde für gottlos, revolutionär und vaterlandsfeindlich erklärt, der Naturforscher mit Mißtrauen betrachtet. Und vom Standpunkt der Reaktionäre mit Recht, waren es doch die Naturforscher, die beispielsweise 1822 mit ihrer Naturforscherversammlung ein Organ schufen, das die Einheitsidee im deutschen Volke fördern sollte, und der Hauptgründer dieser Einrichtung, Lorenz Oken, ein bedeutender Zoologe, galt in den Augen der damaligen Machthaber mit Recht als politisch höchst anrüchig. Welcher Wind damals im Deutschland »der Gottesfurcht und frommen Sitte« wehte, das ersieht man aus der Tatsache, daß mancher der auf der ersten Tagung in Leipzig Erschienenen es für geraten hielt, seine Teilnahme daran geheim zu halten. In jener Zeit konnte denn auch ein Johannes Schultze den charakteristischen Satz prägen: »In einer einzigen Zeile des Kornelius Nepos steckt mehr Bildungswert als in der ganzen Mathematik.«

[1] Siehe die Neue Zeit, Nr. 3 vom 14. April 1922, S. 63.

Auch die moderne proletarische Freidenkerbewegung ist durchaus ein Kind der Naturwissenschaft. Sie ist ohne die letztere gar nicht denkbar. Ich wage zu behaupten, daß ein Proletarier erst dann endgültig für die bürgerliche Welt verloren ist, wenn er nicht nur durch die gewerkschaftliche und politische Organisation der Arbeiterschaft hindurchgegangen, sondern auch von der freigeistigen Arbeiterbewegung innerlich erfaßt worden ist. Trotz mancher Mängel, die der heutigen proletarischen Freidenkerbewegung anhaften, ist es zweifellos, daß diese die geistig fortgeschrittenste und sicherste Truppe des modernen Proletariats darstellt. Und die Freidenkerbewegung ist sich ihrer Ableitung von den Naturwissenschaften voll bewußt. Sie ist es, die mit dem größten Interesse und der größten Aufmerksamkeit die neuesten Erkenntnisse und Ergebnisse der Naturforschung verfolgt und diese für ihre Bewegung auswertet.

Doch noch in ganz anderer Weise werden die Naturwissenschaften für das Proletariat bedeutsam. Die Naturwissenschaften haben die moderne Technik ermöglicht, und diese ist wieder ohne das moderne Proletariat nicht denkbar. Nicht die heutige Technik hat das Proletariat geschaffen, sie bedingt aber den Gegensatz, der heute zwischen der hohen Wertung des modernen Arbeiters als Arbeitskraft und seiner sozialen Stellung besteht. Man hat gerade in diesen Tagen des Naturforscherkongresses in Leipzig die Arbeiterschaft gefeiert, mit deren Hilfe es möglich sei, eine derartige Feinindustrie zu schaffen, wie sie die gleichzeitig stattgefundene Ausstellung »Industrie und Wissenschaft« bewiesen habe. Mit Recht! Gerade die heutige Elektrotechnik mit ihrer Unzahl von Apparaten, die Feinmechanik, die großartigen optischen Werkstätten sind ein schlüssiger Beweis für die Gemeinschaft zwischen Naturwissenschaft, Technik und modernem Proletariat. Ich betone ausdrücklich: »modernem Proletariat«, wie es sich beispielsweise bei uns entwickelt hat; denn ein Proletariat schlechthin, wie es beispielsweise das russische ist, kennt diese Verknüpftheit und Bedingtheit noch nicht. Es ist ein Proletariat des Gefühls, das an das Mitleid appelliert, nicht ein Proletariat des Verstandes, wie das west- und mitteleuropäische. So ist der heutige beruflich geschulte Proletarier, der seine soziale Unentbehrlichkeit erkennende Arbeiter, letzten Endes auch auf diesem Gebiet mit der Naturwissenschaft verknüpft.

Endlich hat aber die Naturwissenschaft auch für die praktische Lebensgestaltung des modernen Proletariers ihre Bedeutung. Hier befinden wir uns auf einem Gebiet, wo die Arbeiterschaft fast noch ganz im Banne bürgerlicher Gedankengänge steckt. Erst die proletarische Jugendbewegung versucht schüchtern, einen neuen Lebensstil zu schaffen, der, größtenteils unbewußt, teilweise naturwissenschaftlichen Wurzeln entspringt. Gemeint sind hierbei in erster Linie die sogenannten angewandten Naturwissenschaften wie etwa die Lehren der modernen Hygiene. Ein wirklich allseitig naturwissenschaftlich orientierter Arbeiter, der die Bedeutung der Naturwissenschaften für das moderne Proletariat richtig erkannt hat, wird sein Heim ganz anders gestalten als ein in alten Bahnen trottender. Er wird in erster Linie nach Licht, Luft, Sonne, Reinlichkeit verlangen und sich nicht mit jeder Spelunke begnügen. Wenn er seine Wünsche, wie heutzutage großenteils, nicht praktisch befriedigen kann, dann wird in ihm ein ideeller Stachel wirksam sein, der ihn vor der »verdammten Bedürfnislosigkeit« des primitiven, unorganisierten Proletariers bewahrt. Er wird mit seinen gleichgerichteten Klassengenossen bestrebt sein, bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Auch zum Tabak- und Alkoholgenuß wird er, wie das die heutige Proletarierjugend schon tut, eine kritischere Stellung einnehmen. Und daß schließlich die Kenntnis der Befruchtungsvorgänge und der modernen Rassenbiologie dem modernen Proletarier in seinem Kampfe um neue Lebensnormen nicht von Schaden sein wird, dürfte ebenfalls feststehen.

Die zuletzt gemachten Ausführungen mögen dem einen oder dem anderen Leser unter den heutigen Verhältnissen reichlich utopistisch vorkommen. Es handelt sich für mich aber darum, zu zeigen, daß im weltgeschichtlichen Kampfe des modernen Proletariats um neue Gesellschafts- und Lebensformen die Naturwissenschaften einen

wichtigen Bundesgenossen stellen, dessen Bedeutung in gewissen Kreisen der Parteigenossenschaft noch nicht genügend gewürdigt wird. Man sollte bei Beurteilung der Bildungsfaktoren des sozialistischen Proletariers die Naturwissenschaften nicht zu gering einschätzen. Das könnte sich unter Umständen bitter rächen. Soziologische und naturwissenschaftliche Bildung: das sind die beiden Grundpfeiler der Bildungsarbeit des modernen Proletariats.

Der erste Deutsche Reichstag und die Sozialdemokratie

Von Robert Horn

Vom altgermanischen Volksstaat der reinen Demokratie sind wir im Laufe von fast zwei Jahrtausenden durch die deutsche Reichsverfassung vom 11. August 1919 zu einer parlamentarisch und rein demokratisch gemischten Republik gelangt. Der Artikel 1 der am 14. August 1919 verkündeten Verfassung lautet: »Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.« »Die Staatsgewalt« — so heißt es weiter im Artikel 5 — »wird in Reichsangelegenheiten durch die Organe des Reiches auf Grund der Reichsverfassung, in Landesangelegenheiten durch die Organe der Länder auf Grund der Landesverfassungen ausgeübt. Ein solches Organ des Reiches ist der durch das gesamte Volk in freier Abstimmung gewählte Reichstag. Die Abgeordneten sind die Vertreter des ganzen Volkes.«

Im Vergleich zu heute ist es politisch interessant, rückschauend zu betrachten, wie vor einem halben Jahrhundert die Körperschaft, die sich den Namen »Deutscher Reichstag« zugelegt hatte (besser: zugelegt erhielt), zusammensetzte, wie sie arbeitete und was für Rechte oder Pflichten ihr zugewiesen waren. Welcher Art war das Getriebe des Deutschen Reichstags, des e r s t e n, der von 1871 bis 1874 tagte, und wie war die Haltung der seinerzeit schwachen, in mehrere Richtungen gespaltenen Sozialdemokratie ihm und dem »Reich« gegenüber? Vieles, was damals geschah, beinahe das meiste, um was in jener Zeit gekämpft und gerungen wurde, ist inzwischen überholt, ist nicht mehr des Weiterverfolgens wert oder inzwischen erreicht worden. Unnötig, darauf hinzuweisen, daß gerade der Weltkrieg Hemmnisse, die als fast unübersteiglich galten, beseitigt hat — freilich unter welch furchtbaren Opfern!

Unter Glockengeläute und Kanonendonner wurde am 3. März 1871 der erste Deutsche Reichstag gewählt. Viele sahen der neuen deutschen Volksvertretung hoffnungsfreudig entgegen. Sollte doch nach dreiundzwanzigjähriger Unterbrechung dieses deutsche Parlament nach dem Ausspruch seines Gründers bestimmt sein, »neben der Macht und Herrlichkeit des Reiches nach außen die Freiheit und die Wohlfahrt der Nation nach innen« zu begründen. Aber mit wie geringen Machtmitteln war dieser erste Deutsche Reichstag ausgestattet, und wie wenig sind diese im Laufe seines kaum 47 Jahre währenden Daseins verbessert worden! Es war August Bebel, der in dem von ihm verfaßten Bericht über die parlamentarische Tätigkeit des Deutschen Reichstags und die Sozialdemokratie 1871 bis 1874 aussprach:

> »Aber das durch Blut und Eisen mühsam zusammengeschweißte Reich ist kein Boden für die bürgerliche Freiheit, geschweige für die soziale Gleichheit. Staaten werden mit den Mitteln erhalten, durch die sie gegründet wurden. Der Säbel stand als Geburtshelfer dem Reich zur Seite, d e r S ä b e l w i r d e s i n s G r a b b e g l e i t e n. Toren sind, die von Schöpfungen der monarchischen Gewalt die ‚Freiheit' erwarten, noch größere Toren sind die, welche von der auf der Klassenherrschaft und dem Säbelregiment beruhenden Staatsgewalt die Pflege wirklicher Volkswohlfahrt erwarten.«

Was jetzt auch der jüngste Parteigenosse weiß, weil er es miterlebt hat — im Jahre 1874, als der angeführte Satz niedergeschrieben wurde, haben recht wenige deutsche erwachsene Männer ihm geglaubt: nur 101 927, das heißt nur 3 Prozent

der abgegebenen Stimmen zum ersten Reichstag fielen auf die Parteien der Sozialdemokratie. Bei dem überwiegenden Teil der Bevölkerung hatte der Siegesrausch von 1870/71 seine Wirkung getan. Man sah in den »Siegern« zugleich die Verteidiger der »Freiheit« und die Verfechter des »Volkswohls«. Unter seinen 382 Mitgliedern zählte dieser Reichstag nicht weniger als 11 Fürsten und Prinzen, 34 Grafen und etwa 103 Freiherren, Barone und Männer mit dem schönen »von« vor ihrem Namen — fast die Hälfte der »Volksvertretung«, wie man sieht. Dazu kam eine stattliche Anzahl mehr oder minder von der Regierung abhängender Hof- und Staatsbeamten, darunter hundert von Pensionen lebende alte Herren und Militärs. Diese Volksvertretung hatte nur beratende Stimme, bestenfalls war sie ein Kontrollorgan. Die aus ihren Beratungen hervorgegangenen Gesetzesbestimmungen wurden erst dann geltendes Gesetz, wenn die Regierung ihnen ihre Zustimmung gab. Verweigerte die Regierung diese, dann waren die Beschlüsse nichts anderes als Makulatur. Allerhöchstens war ein »moralischer Druck«, wie man dies so nennt, möglich. Bezeichnend für das politische Leben in Deutschland war, daß einzig und allein nur wegen seiner ablehnenden Haltung zu den Militärforderungen der Deutsche Reichstag mehrmals der Auflösung verfiel. Über ihm stand als Vertretung der Regierungen bekanntlich der Bundesrat mit seinen 58 Stimmen, in dem Preußen nicht nur wegen seiner 18 Stimmen, sondern mehr noch infolge einer Reihe von Vorschriften und seines Einflusses den Ausschlag gab. Bei Meinungsverschiedenheiten über Militärwesen und Marine genügten zu deren Beseitigung Preußens Stimmen übrigens allein, was vielleicht weniger bekannt geworden ist.

Wie Bebel in seinem im Auftrag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zusammengestellten Tätigkeitsbericht erwähnt, wurde alles, selbst die wichtigsten Gesetzentwürfe, mit fliegender Eile durchberaten, so daß die große Mehrzahl der Abgeordneten in den seltensten Fällen eine genaue Kenntnis von dem besaß, worüber sie beschloß. Dabei herrschte das schlimmste Fraktions- und Cliquenwesen. Die einzelnen Fraktionen kamen regelmäßig hinter verschlossenen Türen zusammen, berieten die Tagesordnung der folgenden Sitzung und verständigten sich mit ihren nächsten Gesinnungsgenossen, in der Regel auch durch Abmachungen hinter den Kulissen mit den Ministern. Zu diesem Zweck wurden vornehmlich die »Samstag-Abende« des Fürsten Bismarck benutzt, wo der Wein gut, das bayerische Bier vortrefflich und die Zigarren ausgezeichnet gewesen sein sollen. Man trat dann mit fertigen Beschlüssen und Gesetzen am nächsten Sitzungstag in die Öffentlichkeit; ein Schauspiel, dem das deutsche Volk zusah, zu dem es eingeladen wurde, Beifall zu klatschen, und bei dem es die Kosten bezahlen mußte.

Und der Hauptinhalt der Beratungen dieser ersten deutschen »Volksvertretung« nach dem Revolutionsjahr 1848? Blättert man die alten Berichte durch, liest man die Reden oder schaut man nach den Entschließungen aus — dann sieht man, in der Hauptsache beschäftigte sich der Reichstag von 1871 bis 1874 mit Angelegenheiten, die die Wehrmacht betrafen, mit Militärvorlagen und mit Einrichtungen der Marine. Gewiß war natürlich, daß man sich nach dem Kriege von 1870/71, in dem es, wie man damals schätzte, an toten und invaliden Soldaten und Unteroffizieren 120 000, an ebensolchen Personen im Offiziersrang 5000 gab, zunächst mit einem Invalidengesetz beschäftigte. Witwen und Waisen hatte der Krieg genug hinterlassen. Aber wie hat man sich mit diesen Opfern befaßt, und wie ist ihnen der »Dank des Vaterlandes« abgestattet worden? Aus dem Milliardentopf des geschlagenen Frankreichs gab man denen, die ihre Familien in Sorge hinterlassen hatten oder die als Krüppel heimkehrten, soweit sie »Gemeine« waren, nur mit dürftiger Hand. Anders den Offizieren und den »hervorragendsten Heerführern«. Am 2. März 1872, dem Jahrestag der Ratifikation des Versailler Vertrags, verteilte Wilhelm I. nicht weniger als 4 Millionen Taler an diese.[1] Der neue, der

[1] Es waren 23 Feldmarschälle und Generäle, darunter zwei fürstliche und ein Staatsmann (Delbrück), dazu ein König (Ludwig II. von Bayern), letzterer »zur

erste Reichstag wurde über die Verteilung kaum gefragt. Dagegen bewilligte der Reichstag für die gesamten etwa eine Million betragenden Reservisten und Landwehrmänner des deutschen Heeres ebenfalls nur vier Millionen Taler. Überdies erhielt Bismarck neben dem Fürstentitel »als Geschenk des Königs von Preußen« aus dem herzoglich lauenburgischen Dominialvermögen Güter im damaligen Wert zwischen 2 und 3 Millionen Talern. Sämtliche Offiziere der Armee vom General bis zum Leutnant »durch kaiserliche Gnade« sogenannte »Retablissementsgelder« von 80 bis 5000 Taler. Der erste Deutsche Reichstag schwieg sich zu dieser Geld- und Güterverteilung in der Hauptsache aus.

Er hatte anderes zu tun; denn bald begann das abgekartete Spiel um die erste deutsche Militärvorlage. Man war im Reichstag ohne weiteres bereit, das von dem Kriegsminister v. Roon verlangte Pauschquantum für 1872 zu bewilligen, doch begnügte sich die Mehrheit damit nicht. Sie erklärte sich bereit, diesem »Pauschquantum« gleich auf drei Jahre, bis zum Januar 1874, zuzustimmen, »wenn die Regierung damit einverstanden sei«. Auf dieses Anerbieten *ihrer* Volksvertreter sagte diese selbstverständlich nicht »nein«. Unbelästigt durch irgendwelche Kontrolle konnte also die Militärverwaltung nach Belieben einige Jahre weiter wirtschaften.

Europa wurde ein einziges großes Heerlager. Das Wettrüsten begann. Alle Anstrengungen der Staaten waren nur darauf gerichtet, durch die besten Kanonen und die größte Zahl gedrillter Untertanen sich zu überbieten. Anfangs Februar 1873 — so stellte ein Berliner amtliches Blatt fest — »waren alle Kriegsministerien mit Arbeiten überhäuft, und in allen Militärwerkstätten wurden die Hämmer geschwungen, als gelte es eine Mobilmachung vorzubereiten«.

Um Militär, Militärwesen, Militärstrafgesetze, Militärbauten drehten sich unmittelbar und mittelbar fast alle Beratungen. Der weitaus größere Teil der Reichseinnahmen und ein Teil der Einnahmen der Einzelstaaten wurden denn auch durch das verstärkte Militärsystem verschlungen. Die Erträgnisse der Zölle und Verbrauchssteuern, die überschüsse der einheitlich eingerichteten reichsdeutschen Post- und Telegraphenverwaltung wurden zur Unterhaltung des Reichsheeres und zu Wohnungsgeldzuschüssen für die Offiziere verwendet. Wohl hat der erste Reichstag das Maß- und Münzwesen neu gestaltet, aber auch das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872 geschaffen. Der Schutz der arbeitenden Schichten stand nicht auf den Tagesordnungen dieses Gesetzgebungsabschnitts. Dagegen fiel der Betrag der französischen Kriegsentschädigung in fabelhaft kurzer Zeit den militärischen Anforderungen und neuen Rüstungen zum Opfer.

Bewundernd stehen wir heute vor der Tatkraft der wenigen Männer aus unseren Reihen, die es unternahmen, in einer solchen Körperschaft nicht nur zu arbeiten, sondern auch sie im Laufe der Entwicklung und der Zeit für sich und die von ihnen vertretene Klasse der arbeitenden Bevölkerung zu erobern. Wie Bebel über die Schwierigkeiten dachte, die damals den Abgeordneten der aufstrebenden Partei der Sozialdemokratie im Deutschen Reichstag erwuchsen, zeigt einer der Schlußabsätze in seinem Parlamentarischen Bericht:[2]

> »Wir geben uns keinen Illusionen hin, wir glauben nicht, daß das allgemeine Wahlrecht ein Heilmittel oder eine Wünschelrute ist, durch welche das arbeitende Volk das Glück sich herbeiführen kann. Wir glauben auch nicht, daß es ihm unter den heutigen Verhältnissen gelingen wird, eine Zahl von Vertretern durchzusetzen, welche imstande ist, die Machtverhältnisse umzugestalten. Und dennoch muß

Verteilung«. Mehrere der sonst noch bedacht gewesenen Fürstlichkeiten haben anständigerweise die »Dotation« nicht angenommen.

[2] Der erste Deutsche Reichstag wurde am 23. Januar 1873 geschlossen; die Neuwahlen zum zweiten fanden am 10. Januar 1874 statt. Die Stimmenzahl der Sozialdemokraten stieg auf 351 670, das heißt über 6 Prozent aller abgegebenen Stimmen, die Zahl der Abgeordneten auf 10.

das arbeitende Volk das angeführte Mittel als das einzige benutzen, welches ihm augenblicklich gegeben ist, um seine Stimme zu erheben, für seine vorenthaltenen Rechte einzutreten und von der Tribüne des Reichstags herab zu den Millionen zu reden, die leider noch in unseliger Verblendung und naiver Unwissenheit die Fesseln nicht sehen, mit denen sie geschmiedet sind, und sich selbst zum Werkzeug ihrer eigenen Unterdrückung hergeben.«

Karl Henckells Gesammelte Werke

Von J. Kliche

Fast vier Jahrzehnte sind vergangen, seit ein junges Literatengeschlecht in Berlin die »Kritischen Waffengänge« und die »Modernen Dichtercharaktere« in den Tag warf. Und so reich die deutsche Dichtung in ihren verschiedensten Zeitepochen auch gewesen ist: wenn Dichten jemals mit helloderndem Tageskampf identisch war, so war es in jener Zeit des neuen Sturmes und Dranges, in jener Epoche der rücksichtslosen Kampfansagung an das Traditionelle, Hergebrachte, Veraltete. Mit hohen Schwärmeridealen zogen sie aus, die Hart und Holz, die Arendt und Conradi und all die anderen von der gleichen Couleur; und wenn auch ihre Streiche zuweilen einen Unschuldigen trafen — wer nie zu weit gegangen, ging niemals weit genug.

Von den drei Herausgebern der »Modernen Dichtercharaktere« kennen wir heute nur noch Karl Henckell, damals Philosophiebeflissener an der Berliner Universität. Hermann Conradi, ein starkes, vielversprechendes Talent, ist früh gestorben, und Wilhelm Arendt, ein damals fraglos Überschätzter, geht längst bedeutungslose Wege. Allesamt aber kamen die knapp zwei Dutzend Beiträger der »Modernen Dichtercharaktere« aus gut bürgerlichem Lande, keineswegs den rauhen Not- und Elendsbezirken Berliner Proletarierstuben. Dennoch packten einige von ihnen mit sicherem Griffe den sich aufdrängenden sozialen Stoff. Besonders ward Karl Henckell der Sänger der Not und der Sorge, der harten Arbeit und des verlorenen Glückes. Lange Zeit. Freilich, zwischendurch hat er auch andere Lieder gesungen. Solche von Lenz und Liebe, von Blumen und Sternen. Zwischen Jahre des Kampfes flossen Liebe, Kunst und Natur; doch immer blieb er ein Dichter. Wer's bezweifelt, der besehe sein Lebenswerk, das der nun stark auf die Sechzig Zugehende soeben in vier prächtigen Bänden im Verlag von J. Michael Müller in München der deutschen Öffentlichkeit unterbreitet.

Vierfach ist das Werk dieses wegbereitenden Lebensbejahers gegliedert. In das Buch des Lebens und in das des Kampfes, in das der Liebe und der Natur und in das der Kunst. Dem ersten Buche hat der jetzt in München lebende Dichter lose gehaltene biographische Vorbemerkungen beigegeben. In ihnen finden wir das, was Lexika und Literaturgeschichten uns seit langem sagen, daneben manche Beleuchtung des Zeitgeistes seiner und unserer Tage. Zukunfthoffend heißt es von unserer durch den Krieg in elendige Bahnen gewiesenen Zeit: »Das Ideal der Freiheit, wie es so manchen meiner Kampfgesänge leidenschaftlich durchdringt, hat nicht Schiffbruch gelitten, das Gestade von Neuland taucht wieder im Nebel auf. Wir wollen wie das Heimchen sein, das an Bord des ‚Kolumbus' auch der irre gewordenen Bemannung in tiefster Verzagtheit die Nähe der gesuchten Erde verkündet.«

Karl Henckells Schaffen blühte in manchen Jahren abseits des Lärmes der Tage und der Straßen, und zuweilen mochte es scheinen, als ob dieser einstige prächtige Sänger unserer Maifeste, als ob dieser Spott- und Zornesdichter still und geruhsam in einem Lebenskünstlerwigwam säße, allwo nach des seligen Magisters Hauff schönem Wort alter Wein ein gutes, geselliges Ding ist. Indes wer die durch den Meister selbst gesichtete vierbändige Ausgabe aufmerksam durchsieht, der findet, daß Karl Henckells Muse wohl häufig und lange dem Liebesfrühling und der Natur-

schwelgerei huldigte (im edelsten und reifsten Sinne), daß aber immer noch die »Trutznachtigall« und der Geist des Steinklopferliedes aus seinem früheren »Poetischen Skizzenbuch«, seinem lyrischen Konfirmationsbrevier, wie es der Dichter selbst nennt, lebendig waren. Überdies hat der Dichter erst in diesen Tagen aufs neue seine sozialistische Weltanschauung kundgetan, und zwar auf eine Umfrage hin in dem kürzlich erschienenen »Neue-Welt«-Kalender.

Den proletarischen Genießer des Henckellschen Lebenswerks wird wohl in der Regel am stärksten das Buch des Kampfes fesseln. Stehen doch in diesem alle jene Gedichte, die Henckell als einen sozialen Lyriker starken Ausmaßes zeigen; sind doch aus diesem Buch (beiläufig dem umfangreichsten der Sammlung) die Melodien der sozialistengesetzlichen Jahre und ihrer Folgezeit am stärksten und lebendigsten vernehmbar. Hier spricht ein Ankläger und Kämpfer, ein Mitfühler und Erbarmer zu uns. Leben und Zeitgeist pulst uns auch aus dem Buche des Lebens entgegen, nicht ohne Ironie und Spott gegen mancherlei mehr oder minder offizielle Dinge einer zu Grabe gegangenen, nein zu Grabe getragenen Zeit. Interessant ist das Buch der Kunst. Hier gibt der Dichter einen lebensprühenden Überblick über die mit Geisteswaffen und Künstlertum fechtenden Zeitgenossen und -gefährten seiner Zeit.

Sollen wir noch das Buch der Liebe und der Natur erwähnen? Den Eros, den der Dichter glutvoll besang, die Rosentage, die das Leben gelegentlich jedem beut? Es scheint nicht vonnöten. Karl Henckells Werk ist längst Volksgut geworden. Doch noch eines ist zu erwähnen: die fast einzigartige Ausstattung, die das gesammelte Werk erhalten hat. Nicht weniger als neunundvierzig in den verschiedensten Reproduktionsarten hergestellte Vollbilder und zahlreiche, bisher unbekannte Faksimiles zieren die vier Bände. Alles Bilder, Widmungen oder Verse vertonungen von zeitgenössischen Persönlichkeiten, zu denen unser Dichter in irgendwelcher Beziehung stand. Die besten Namen sind darunter. Diese Beigaben sollen »die wechselseitigen Zusammenhänge zeitgenössischen Kunstschaffens, wie sie in meinem (Henckells) Fall zutage traten, sinnvoll und anregend beleuchten«.

Karl Henckells Dichtung war immer Kulturstreben, war immer wahre Freiheitssuche, Leben und Weltklang, und so erhebt sich auch das vierfach gestaffelte, sorgfältig ausgewählte Gesamtwerk des Dichters über das Zwiespältige des Heute und Gestern. Dessen ist sich der Dichter bewußt, und auch der Betrachter fühlt es. Der Achtundfünfzigjährige selbst aber denkt noch nicht an ein Zurückstehen: am Schlusse des vierten Bandes spricht er in einem kurzen prosaischen Nachwort von neuem Leben und neuer Arbeit. Von der Absicht, auch weiterhin in Vers oder Prosa »den Dingen wesensgemäßen Ausdruck zu verleihen. Unbekümmert um die flüchtigen Launen der Mode und die brombeerbilligen Sprüche der Superklugen«.

Literarische Rundschau

A. Striemer, **Wirtschaftliches Denken.** Berlin 1922, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Preis M. 22.50.

A. Striemer, **Volkswirtschaftliche Vorträge.** Im gleichen Verlag erschienen. Ausgabe für Referenten. Preis 36 Mark, Textbuch für Hörer 12 Mark.

Die Flut der volkswirtschaftlichen Literatur wächst, trotz der hohen Druckkosten, beängstigend an, und der arme Kritiker erstickt fast in den Büchern, die der Besprechung harren. Der Verfasser der vorliegenden beiden Schriften, der Leiter der Betriebsrätezeitung, versteht es erfreulicherweise, dem Thema manche neue Seiten abzugewinnen. In der ersten Schrift, die er ein Lesebuch zur Einführung in die Volkswirtschaftslehre nennt, behandelt er in Form von einzelnen Artikeln allerlei interessante Themen. Die Darstellung hat den Vorzug, daß sie nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die geistig-seelische und die sozialsittliche Seite der behandelten Fragen heranzieht und daß sie durch ihre Form auch einen ästhetischen Genuß ge-

wahrt, weil sie sich über das Niveau eines trockenen Aneinanderreihens wirtschaftlicher Begriffe erhebt. Der Verfasser versteht es, Theorie und Praxis miteinander zu verbinden, er verfügt über einen flüssigen, leicht lesbaren Stil, und er gibt Anregungen, die zum Nachdenken und zu Auseinandersetzungen veranlassen.

Das zweite Büchlein enthält das Gerippe von sechs volkstümlichen Vorträgen über volkswirtschaftliche Themen, die den Stoff nicht erschöpfen, die aber die Zuhörer oder Leser anregen sollen, sich eingehender mit den Fragen zu beschäftigen, damit sie einen Einblick bekommen in die Großartigkeit und Vielseitigkeit der entfalteten menschlichen Wirtschaft. Durch ein solches Eindringen in das Wirtschaftsleben werden sie gefeit sein gegen Schlagworte und Phrasen, sie werden erkennen, wie einfach und leicht die Theorie, wie vielseitig und schwer aber die Praxis im Wirtschaftsleben ist. Wenn ein Referent es versteht, dies Gerippe mit Fleisch und Blut zu erfüllen, so vermag ihm das Büchlein wesentliche Dienste zu leisten. Aber auch Neulinge werden daraus manchen Nutzen ziehen und manche Anregung zum Weiterstudium schöpfen. Franz Laufkötter

---

Julius Braunthal, **Vom Kommunismus zum Imperialismus.** Bilder aus dem bolschewistischen Georgien. Wien 1922, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung. 64 Seiten. Preis geheftet 10 Mark.

Der Verfasser dieser Schrift hat im Auftrag des Internationalen Gewerkschaftsbundes Amsterdam in Gemeinschaft mit dem georgischen Sozialdemokraten Wladimir Kandareli eine größere Menge von Arzneimitteln, die aus den Sammlungen der europäischen Arbeiter angekauft worden waren, von Wien nach Tiflis gebracht und sich bei dieser Gelegenheit vom 30. März bis 22. April 1922 in Georgien aufgehalten und umgesehen. Um die Verhältnisse des durch die russischen Bolschewiki eroberten und vergewaltigten Landes kennenzulernen, hat er sich an die maßgebenden Kommunisten, an die Vertreter der Menschewiki, der Unabhängigen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, der Sozialrevolutionäre usw. gewandt und sich auch von den Arbeiterdeputationen verschiedener Betriebe sowie von zahlreichen Privatpersonen unterrichten lassen, um ein möglichst geschlossenes Bild über die wirtschaftliche, soziale, kulturelle und politische Lage Georgiens zu gewinnen. Aus diesen Unterredungen, aus der persönlichen Anschauung, aus allerlei Dokumenten, Zeitschriften und Zeitungen hat er Eindrücke geschöpft, die er in seiner Schrift wiedergibt. Daß dabei der Bolschewismus sehr schlecht wegkommt, ist nicht die Schuld des Verfassers, der unparteiisch genug ist, den verantwortlichen Männern, die das georgische Volk entrechtet und unterdrückt haben, nicht den guten Glauben abzusprechen, *der aber aus innerster Überzeugung heraus ein vernichtendes Urteil über die Praxis des Bolschewismus fällt.* Dabei verwahrt er sich entschieden dagegen, daß die Anklage, die er gegen den Bolschewismus richtet, eine Anklage sei gegen die russische Revolution, den russischen Sozialismus, die russische Arbeiterklasse, »weil es nicht wahr ist, daß der Bolschewismus der Ausdruck dieser drei Faktoren ist. Er ist nur eine der mannigfachen Formen des Sozialismus und der Revolution und, wie ich glaube, nicht die fruchtbarste und weniger mit der Arbeiterklasse verbunden als irgendeine«. Darum übt er unerbittliche Kritik.

Braunthals Büchlein ist eine Anklageschrift, in der sachlich, aber scharf das wahre Gesicht des Bolschewismus enthüllt und das traurige Schicksal des georgischen Volkes geschildert wird. Sie wirkt geradezu empörend und aufpeitschend und ist sehr wohl geeignet, das Gewissen des westeuropäischen Proletariats zu schärfen. Man lese nur die Kapitel: »Wie Georgien bolschewistisch wurde« — »Der allgemeine Verfall« — »Die Lage der Arbeiterklasse« — »Die Freiheit im Stacheldrahtzaun«, und man wird innerlich erschüttert werden ob des Elends, das die bolschewistische Mißwirtschaft über das unglückliche Georgien gebracht hat. Das Buch ist gewidmet dem Andenken des Vaters der georgischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei

Sylvester Dschiblatze, den namenlosen Blutzeugen der sozialistischen Bewegung Georgiens, den Tausenden Genossen, die den Kerkern getrotzt, dem georgischen Proletariat, das unter dem Bolschewismus leidet. Es verdient eine Massenverbreitung, da es einen Einblick gewährt in den Abgrund des bolschewistischen Fanatismus und da es imstande ist, unseren Klassengenossen von links die Augen zu öffnen. Franz Laufkötter

---

Karl Zwing, **Geschichte der deutschen freien Gewerkschaften.** Jena 1922, Volksbuchhandlung G. m. b. H. 171 Seiten.

Wem es nicht möglich ist, sich die umfangreichen und daher auch sehr teuren Werke von Kulemann »Die Berufsvereine« oder »Die Gewerkschaftsbewegung« von Nestriepke oder das noch nicht vollständig erschienene Werk von Müller-Braun anzuschaffen, der greife getrost zu dem vorliegenden Buche von Karl Zwing. Er wird hier, kurz zusammengedrängt, eine gute Geschichte der deutschen freien Gewerkschaften finden. Schon wer des Verfassers früher erschienene Schrift über »Gewerkschaftliche Probleme« gelesen hat, wird die neuere Schrift dieses erfahrenen Gewerkschafters begrüßen. Vor allem ist die Übersichtlichkeit des ganzen Werkes zu loben. Eingeteilt in eine Vorgeschichte und fünf Entwicklungsperioden (1866 bis 1878, 1879 bis 1889, die Zeit des Sozialistengesetzes, 1890 bis 1914 und Krieg, Gegenwart, Ausblick) wird hier von kundiger Feder der Aufstieg der deutschen Gewerkschaftsbewegung geschildert.

Der jüngeren Generation besonders zu empfehlen ist das Studium der Zeit bis zum Schlusse des Sozialistengesetzes, damit sie auch hier die Zähigkeit und den Mut der alten, heute leider vielgeschmähten Gewerkschaftsführer kennen- und besser schätzen lernen. Im Gegensatz zu Nestriepke, der in seinem sonst ausgezeichneten Werke mehrfach zu unhaltbaren Urteilen kommt, enthält sich Zwing jeder Werturteile, abgesehen von einigen vergleichenden Anmerkungen, und zeigt damit, wie eine objektive Darstellung sein muß. Wir älteren Gewerkschafter erleben gleichsam nochmals alle inneren Kämpfe um die einzelnen Fragen mit, wie zum Beispiel die Streitigkeiten über die Organisationsformen, über die Einführung der Erwerbslosenunterstützung, über die Kampfmethoden und Kampfmittel, über das Verhältnis zur sozialdemokratischen Partei und den Genossenschaften, über die internationalen Beziehungen und schließlich auch über die zu den Angestelltenverbänden einzunehmende Stellung. Jeder, der sich ein Urteil über die Gewerkschaftsbewegung erlauben will, muß notwendig diese geschichtliche Entwicklung beachten, wenn anders er nicht zu einem schiefen Ergebnis kommen will. Ebenso wichtig ist natürlich auch die neuere Entwicklung der Nachkriegszeit und die gegenwärtige Periode.

Was dieses Buch besonders wertvoll macht, ist der Abdruck aller wichtigeren Dokumente und Beschlüsse, die sich auf die Gewerkschaften beziehen. Beginnend mit der Lassalleschen Beurteilung des »ehernen Lohngesetzes« in seinem »Offenen Antwortschreiben« und der berühmten Stellungnahme von Karl Marx zu den Gewerkschaften auf dem Genfer Kongreß 1866, enthält die Schrift alle auf Ziele und Zwecke der freien Gewerkschaften Bezug nehmenden Entschließungen bis zum Zehnten Kongreß 1919 in Nürnberg. Sie kann somit auch als gute Unterlage für Vorträge und Kurse angewandt werden. Ferner bietet das statistische Material eine Übersicht über die zahlenmäßige Entwicklung der einzelnen Verbände, der geführten Kämpfe und der ausbezahlten Unterstützungen. Auch die sozialpolitische Tätigkeit der Gewerkschaften und ihrer Sekretariate sowie die geleistete Bildungsarbeit finden eingehende Würdigung. Im Anhang wird überdies noch eine Chronik der Gewerkschaftskongresse gegeben, so daß man alles in allem sagen kann, der Verfasser wie der Verlag verdienen Anerkennung. Letzterer besonders wegen der soliden Ausstattung und dem verhältnismäßig geringen Preis (55 Mark für das gut geheftete Exemplar). Dem Buche ist die weiteste Verbreitung, vor allem ein Platz in jeder Arbeiterbücherei zu wünschen. L. Seyler

Alexander Supan, **Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Berlin 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. VIII und 199 Seiten.

In die zweite Auflage seiner »Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie« hat der inzwischen verstorbene Verfasser nur einen kleinen Teil des Textes der ersten Auflage übernommen, doch sind die Grundlagen des Buches die gleichen geblieben. Es ist aus der Überzeugung heraus entstanden, daß die einseitige morphologische Entwicklung die Geographie ihrem innersten Wesen immer mehr entfremdet und daß die politische Geographie auf neue Fundamente gestellt werden muß. Zwar herrscht in Deutschland nicht jenes große Maß von Unkenntnis der politischen Geographie, das man im Ausland in der Regel antrifft, doch ist es auch bei uns notwendig, dieser Wissenschaft mehr Beachtung zu zollen als bisher. Als Einführung in das Studium ist Supans Buch trefflich geeignet. Nach einer einleitenden Orientierung über den Staat und die politische Geographie unterrichtet es über Gestalt, Größe und Lage der Staaten, ihre physische, völkische und wirtschaftliche Struktur, Verkehr und Wirtschaft und über wirtschaftspolitische Möglichkeiten. Die während des Weltkriegs und durch die Friedensverträge aufgetauchten politischen Probleme finden volle Würdigung. Wenn deshalb die »Leitlinien« eine mehr aktuelle Färbung bekamen, als es sonst bei theoretisch-geographischen Werken der Fall ist, so gereicht ihnen das nur zum Vorteil.

Von den Faktoren der politisch-geographischen Gestaltungen, die Supan behandelt, sei als Beispiel der Gegensatz zwischen der Territorial- und der Nationalpolitik herausgegriffen. Bestimmend für die zwischenstaatlichen Beziehungen und die Staatsgrenzen war bis in die jüngste Vergangenheit nur die Territorialpolitik, deren Ziel Landerwerb an sich ist. Erst spät ist mit ihr die Nationalpolitik in Wettstreit getreten, welche vom Selbstbestimmungsrecht der Völker ausgeht. Die neuesten Friedensverträge haben dieses Prinzip — trotz des überall stark gesteigerten Nationalbewußtseins — im allgemeinen nicht anerkannt, für sie war vielmehr ein auf wirtschaftliche Vorteile ausgehender Pseudonationalismus vom Eroberertypus ausschlaggebend, der nur ein Ableger des Territorialismus ist. Bei Ziehung der neuen Staatsgrenzen wurde wohl von der Erwartung ausgegangen, daß die mit fremdsprachigen Mehrheiten zusammengeworfenen (vorwiegend deutschen) nationalen Minderheiten bald von den ersteren aufgesaugt werden können. Ob hochentwickeltes Nationalgefühl das zumeist verhindern wird (S. 124) oder ob die Minderheiten über kurz oder lang dem Aufsaugungsprozeß zum Opfer fallen werden (S. 130), ist jetzt schwer vorauszusagen. Eine ausnahmelose Zusammenlegung politischer und sprachlicher Grenzen ist freilich auch weder rätlich noch möglich, was unter anderem am Beispiel Finnlands gezeigt wird. Überdies sind die nicht den Sprachgrenzen folgenden politischen Grenzen keineswegs stets Machtgrenzen, sondern manchmal »Eigenschaftsgrenzen«: »Möge das Volk auch hüben und drüben dieselbe Sprache sprechen, möge es auch sonst gemeinsame Züge aufweisen, die sich auf dauernde Berührung ... zurückführen lassen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß hüben und drüben verschiedene Gesetze gelten« usw. Die Sprache allein macht eben nicht nationale Gemeinschaft aus. Supan schließt: »Die Politik der Zukunft wird also immerhin bis zu einem gewissen Grade Territorialpolitik bleiben, aber geläutert und in Schranken gehalten durch die Nationalpolitik.«

Bei Behandlung der übernationalen Verbände wird die Meinung vertreten, daß internationale Organisation gegen die Staatsidee verstoße, aber doch zu verwirklichen sei, insofern sie mit den Staatszwecken vereinbar oder neutral ist. Die Behauptung, der Weltkrieg habe endgültig die Berechtigung der »Roten Internationale« widerlegt, denn wenn sie eine wirkliche Macht wäre, hätte der Krieg nicht kommen können, entbehrt der Begründung.

Beachtenswerte Gedanken finden sich in dem Abschnitt über die wirtschaftliche Struktur der Staaten in ihrer Beziehung zur völkischen, doch müssen wir uns hier mit einem Hinweis begnügen. H. Fehlinger

Notizen

Über den Stand der bayerischen Agrarwirtschaft gibt das »Statistische Jahrbuch für Bayern« (Jahr 1921) bemerkenswerte Aufschlüsse. Es geht daraus hervor, um wieviel die Anbaufläche und deren Ertrag an landwirtschaftlichen Produkten im Jahre 1920 gegenüber dem letzten Friedensjahr 1913 zurückgegangen ist. Die Anbaufläche betrug für

	1913	1920
Kartoffeln	375041 Hektar	320180 Hektar
Hafer	502315 »	445330 »
Gerste	374496 »	328292 »
Winterspelz	60851 »	33824 »
Roggen	562442 »	474380 »
Weizen	287868 »	281993 »

Zusammengefaßt ergeben diese Zahlen in der Zeit von 1913 bis 1920 einen Rückgang der Anbaufläche für Wintergetreide von 849 157 auf 752 727 Hektar, für Sommergetreide von 938 815 auf 811 092 Hektar.

Aber auch der durchschnittliche Ernteertrag eines Hektars Anbaufläche ist gegen das letzte Vorkriegsjahr beträchtlich zurückgeblieben. Auf 1 Hektar Anbaufläche entfielen

	1913	1920
Winterweizen	1,74 Tonnen	1,37 Tonnen
Sommerweizen	1,47 »	1,24 »
Winterroggen	1,70 »	1,17 »
Sommerroggen	1,27 »	0,90 »
Sommergerste	1,87 »	1,38 »
Hafer	1,87 »	1,29 »

Den Ursachen dieses Rückganges nachzuforschen, ist hier nicht der Ort. Von intensivster Bodenbewirtschaftung, wie sie in dieser Zeit unbedingt erforderlich ist, kann jedenfalls nicht die Rede sein.

Der Tonnagegehalt der Welthandelsflotte stellte sich nach Lloyds Register am 30. Juni dieses Jahres auf rund 56 722 000 Bruttoregistertonnen. An dieser Summe sind die einzelnen Länder wie folgt beteiligt (in 1000 Bruttoregistertonnen): Großbritannien 19 053, Vereinigte Staaten von Amerika 12 506, Japan 3325, Frankreich 3303, Holland 2613, Italien 2600, Norwegen 2337, Britische Dominien 2201, Deutschland 1783, Spanien 1137, Schweden 996, Dänemark 944, Griechenland 653, andere Länder 3301. Im Bau befinden sich Schiffe von insgesamt rund 3 780 430 Bruttoregistertonnen. An dieser Summe sind unter anderem beteiligt die Werften von Großbritannien mit 1 919 504 Tonnen, Deutschland (einschließlich Danzig) mit 545 000, Italien (einschließlich Triest) mit 285 671, Frankreich mit 243 290, Holland mit 226 318, Vereinigte Staaten von Amerika mit rund 150 623, Japan mit rund 115 512, englische Dominien mit 49 960 Tonnen. Beachtenswert ist die Reihenfolge der einzelnen Staaten in den obigen beiden Aufstellungen. Deutschlands Handelsflotte ist infolge des Krieges und dessen unglücklichen Ausganges an die neunte Stelle gerückt, während England noch immer mit einem großen Vorsprung vor den Vereinigten Staaten von Amerika an der Spitze marschiert. In der Neuschaffung von Schiffsraum führt ebenfalls England, dem aber schon an zweiter Stelle Deutschland folgt. Auffallend ist die jetzige geringe Schiffsbautätigkeit in Amerika — besonders deshalb, weil in der nordamerikanischen Union während des Krieges und in den ersten Friedensjahren sich eine fieberhafte Schiffsbautätigkeit entfaltete, die auf den Ehrgeiz der Amerikaner schließen ließ, die englische Handelsflotte zu überflügeln. M. Sch.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4 | Ausgegeben am 27. Oktober 1922 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die sächsischen Landtagswahlen

Von Richard Illge (Leipzig)

Unter dem alten Reichstagswahlgesetz vor dem Kriege mit der Einteilung der Wählermasse in Einzelwahlkreise ließen die verhältnismäßig oft stattfindenden Ersatzwahlen die Stimmung der Wähler und ihre Wandlung seit den voraufgegangenen allgemeinen Wahlen ziemlich genau erkennen. Man konnte aus dem Ausfall dieser Ersatzwahlen auf das voraussichtliche Ergebnis der in fernerer oder näherer Zeit zu erwartenden allgemeinen Wahlen schließen — wie heute noch in England und Frankreich. Unter dem nach der Revolution für die Wahlen zum Reichstag und zu den Landesparlamenten eingeführten Verhältniswahlsystem fällt dieser Gradmesser für die Stimmung der Wähler weg, da an die Stelle eines verstorbenen oder aus anderen Gründen aus dem Parlament ausgeschiedenen Abgeordneten der erste der nichtgewählten Kandidaten auf der Parteiliste tritt. Unter dem Verhältniswahlsystem wird es seltener vorkommen als unter einem Wahlsystem der alten Ordnung, daß ein Parlament ein natürliches Ende erlebt, wenigstens so lange nicht, als wir solche unsicheren und unruhigen politischen Zustände haben wie seit der Revolution in Deutschland. Da sind es denn die Wahlen in den Ländern, Kreisen und Gemeinden, die aushilfsweise als Stimmungsbarometer der öffentlichen Meinung dienen müssen. Leider hat sich bei den Wahlen der letzten Zeit gezeigt, daß die Zahl der sozialistischen Stimmen vielfach hinter vorhergegangenen Wahlen zurückgeblieben ist, während die bürgerlichen Parteien eine nicht unbeträchtliche Vermehrung ihrer Stimmenzahlen buchen konnten. Das konnten wir besonders bei der letzten Landtagswahl in Braunschweig beobachten, ebenso auch bei den kürzlich in Thüringen vorgenommenen Kreis- und Gemeindewahlen, also in zwei Ländern mit sozialdemokratischen Regierungen. Die reaktionäre bürgerliche Presse zieht daraus die Folgerung, daß die Wähler, die sich nach den ersten Wahlen im Reiche und in den Ländern in großen Scharen für die Sozialdemokratie entschieden hatten, sich immer mehr von dieser abwendeten, weil sie erkannt hätten, daß die Sozialdemokraten nicht in der Lage seien, ihre Versprechungen einzulösen und dem Volk in seiner Not zu helfen.

Um solche Ausstreuungen als das zu erkennen, was sie sind, braucht man nur darauf hinzuweisen, daß die Regierungen in den Ländern nur in den ihnen von der Reichsverfassung gesteckten Grenzen zu wirken vermögen und in den wichtigsten Fragen von der Reichspolitik abhängig sind. Wir weisen hier nur auf die Schul-, Steuer-, Wohnungs- und besonders die Ernährungspolitik hin. In der Reichsregierung aber und im Reichstag hat die Sozialdemokratie gerade in diesen wichtigen Fragen die bürgerliche Mehrheit gegen sich. Jedenfalls schöpfen die bürgerlichen Parteien aus dem Ausfall der letzten Wahlen Hoffnungen, für die die am 5. November dieses

Jahres in Sachsen stattfindenden Landtagswahlen eine Hauptprobe liefern sollen. Es ist deshalb angebracht, einen Blick auf die Vorgänge in Sachsen zu werfen und zu prüfen, inwieweit die bürgerlichen Hoffnungen berechtigt sind.

Leider muß gesagt werden, daß die Entwicklung der Wahlverhältnisse in Sachsen kein günstiges Bild liefert. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 machten von den 2 889 573 Wahlberechtigten 2 425 464 oder 84 Prozent von ihrem Stimmrecht Gebrauch. Die Sozialdemokratie vereinigte damals auf ihre Listen 1 111 753 Stimmen oder 46 Prozent; die Unabhängige Sozialdemokratie erhielt 342 038 Stimmen oder 14 Prozent. Beide sozialdemokratischen Parteien hatten also 60 Prozent der Wähler hinter sich. Vorher, bei den Reichstagswahlen am 12. Januar 1912, hatten von 100 Wählern, die von ihrem Stimmrecht Gebrauch gemacht hatten, 55 sozialdemokratisch gewählt. Das Ergebnis im Januar 1919 hätte noch besser sein können, wenn man bedenkt, daß in den der Gewerbeaufsicht unterstellten Betrieben 1919 368 703 erwachsene männliche und 146 071 weibliche Arbeiter über 21 Jahre gezählt wurden und daß man die wahlberechtigte eigentliche Arbeiterschaft ohne die Angestellten und Beamten auf mindestens 750 000 bis 800 000 Köpfe schätzen kann. Bei den 14 Tage nach der Reichstagswahl vorgenommenen Wahlen zur Volkskammer ging die Wahlbeteiligung sogar von 84 auf 75 Prozent zurück. Die sozialdemokratischen Wahlstimmen sanken auf 891 804 oder von 46 auf 41,5 Prozent; die unabhängigen Stimmen waren auf 306 718 gefallen, im Gesamtverhältnis hatten sie sich aber von 14,1 bei den Wahlen zur Nationalversammlung auf 14,3 Prozent bei der Landtagswahl gehoben. Gleichwohl hatten die beiden sozialdemokratischen Parteien im Landtag, da sie von 96 Mandaten 55 (42+13) besaßen, eine sichere Mehrheit. Zu einer Regierung der beiden sozialdemokratischen Parteien kam es jedoch nicht, weil die Unabhängigen den Mehrheitssozialdemokraten unannehmbare Bedingungen stellten. Die sozialdemokratische Fraktion unternahm deshalb für sich allein die Regierungsbildung, die möglich geworden war, weil bei der Wahl des Ministerpräsidenten die demokratische Fraktion und die Deutsche Volkspartei für den sozialdemokratischen Kandidaten stimmten. Bei den Abstimmungen wurde die Mehrheit für die sozialdemokratische Minderheitsregierung in der Folge zum Teil durch die beiden sozialdemokratischen Parteien zum Teil durch die Sozialdemokratische Partei und die bürgerlichen Parteien gebildet. Nicht selten blieb aber auch die Regierung in der Minderheit. Bei der Abstimmung über den Haushalt des Gesamtministeriums im Sommer 1920 gaben die Unabhängigen und die Demokraten Mißtrauenserklärungen gegen die Regierung ab. Die Regierung wäre damals durch die Haltung der Unabhängigen gestürzt worden, wenn nicht die Demokraten ihre Erklärung unter der Bedingung der Aufnahme in die Regierung zurückgezogen hätten. So kamen wir in Sachsen zur ersten Koalitionsregierung mit den Bürgerlichen.

Bei den Reichstagswahlen am 6. Juni 1920 erlebte die Sozialdemokratie einen Sturz auf 581 778 Stimmen oder 24,2 Prozent der Gesamtstimmen. Die Unabhängige Sozialdemokratie aber überholte die sozialdemokratische Stimmen mit 609 484 oder 25,3 Prozent. Die beiden Parteien hatten also zusammen nur 49,5 Prozent der Gesamtstimmen aufgebracht. Bei den für

Monate später, am 14. November, vorgenommenen Landtagswahlen hob sich die sozialdemokratische Stimmenzahl etwas, und zwar auf 586 844 oder 28,3 Prozent. Die Unabhängigen hatten — es war nach dem Spaltungsparteitag in Halle — zwei Listen aufgestellt; der rechte Flügel erzielte 286 835 (13,9), der linke 60 108 (2,9) Stimmen, zusammen also 346 943 Stimmen. Der rechte Flügel erhielt demnach 13, der linke 3 Abgeordnete. Außerdem waren noch abgegeben worden 117 280 (5,7 Prozent) kommunistische Stimmen, auf die 6 Abgeordnete entfielen. Die Abgeordneten des linken unabhängigen Flügels vereinigten sich mit den Kommunisten, deren Fraktion somit 9 Mitglieder zählte. Die unabhängige Fraktion war zurückgegangen von 15 auf 13 Mitglieder. Die sozialdemokratische Fraktion war von 42 auf 27 Mitglieder gefallen. Die drei sozialistischen Gruppen zählten zusammen (27+13+9) 49 Mitglieder, sie hatten also 1 Stimme Mehrheit.

Da die Kommunisten es ablehnten, sich an der Regierungsbildung zu beteiligen, unternahmen die beiden sozialdemokratischen Parteien für sich die Bildung der Regierung, die, da beide Parteien nur über 40 Abgeordnete verfügten, nur dadurch möglich wurde, daß die Kommunisten für den sozialdemokratischen Ministerpräsidenten stimmten. Die sozialdemokratische Regierung ruhte also auf einer ebenso unsicheren Grundlage wie die sozialdemokratische Regierung der Volkskammer. Die Aussichten für die neue Regierung und das neue Parlament waren daher die denkbar ungünstigsten. In der Sitzung vom 10. Dezember wurde die Wahl des Ministerpräsidenten vorgenommen. Die bürgerlichen Parteien erklärten sich ohne Ausnahme gegen die Wahl des sozialdemokratischen Kandidaten für den Ministerpräsidentenposten, weil diese Wahl eine sozialistische Regierung bedeute, die von der Gnade der Kommunisten abhängig sei. Der kommunistische Redner gab dagegen für seine ausschlaggebende Neunmännerfraktion die Erklärung ab, daß die Kommunisten bereit seien, für eine sozialdemokratische Regierung zu stimmen, wenn sie entschlossen sei, eine »rein-sozialistisch-proletarische« Politik zu treiben. Ihr Ziel sei, »die Verfassung mit allen Mitteln zu stürzen und zum Sturze der Verfassung die Massen des arbeitenden Volkes aufzurufen«.

In der Aussprache über die Programmrede des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten führte der kommunistische Redner aus, die Macht liege heute auf der Straße; es handle sich nur darum, wer sie ergreife und organisiere; die Kommunisten würden der Bourgeoisie die kommunistische Wirtschafts- und Weltanschauung aufzwingen durch die Diktatur des Proletariats. Und von *dieser* Partei mit ihrer durch und durch unklaren Politik hing die Existenz der Regierung und des Parlaments ab! Die Lage der Regierung war um so ungesicherter, als die Mitglieder der Regierung und der beiden sozialdemokratischen Fraktionen die Herren Kommunisten nicht im Zweifel darüber ließen, daß sie eine sozial*demokratische* Politik machen würden, soweit eine solche überhaupt im Rahmen der Reichsverfassung möglich sei.

Zu dieser unsicheren kommunistischen Regierungsstütze kam aber noch, daß die Regierungsmehrheit selbst mit den kommunistischen Stimmen nur *eine* Stimme betrug. Die bürgerlichen Parteien hielten geschlossene Disziplin. Da von der sozialdemokratischen Fraktion drei (mittlerweile verstorbene) Mitglieder längere Zeit fehlten, verwandelte sich nur zu oft die sozialistisch-kom-

munistische Mehrheit in eine Minderheit. Regierungsvorlagen und sozialdemokratische Anträge wurden abgelehnt und bürgerliche Anträge angenommen. Die Regierung geriet so aus einer Krise in die andere. Indes konnte sie sich immer noch halten, solange die Kommunisten mit den Sozialdemokraten stimmten. Die fortgesetzten Blamagen der kommunistischen Fraktion veranlaßten jedoch die kommunistische Zentrale in Berlin auf Befehl von Moskau, die Fraktion unter Aufsicht zu stellen und ihr die einzuschlagende Politik vorzuschreiben. Wie töricht die Kommunisten verfuhren, mag durch ein Beispiel illustriert werden. Als es zur Abstimmung über das Gehalt des Justizministers kam, lehnten es die Kommunisten mit den bürgerlichen Parteien ab. Damit wäre die Regierung aufgeflogen, wenn nicht die Kommunisten die Erklärung abgegeben hätten, daß es *nicht* ihre Absicht gewesen wäre, dem Justizminister das Mißtrauen auszudrücken; sie hätten *für* das Ministergehalt, aber *gegen* das Justizkapitel stimmen wollen. Das war Unsinn, weil mit dem Justizhaushalt auch das Gehalt des Justizministers abgelehnt worden wäre. Durch diese Erklärung war aber jedenfalls die Krise vertagt. Als nach einer Ferienpause die Abstimmung wiederholt wurde, stimmten die Kommunisten für das Justizkapitel und unmittelbar darauf auch für den Gesamthaushaltsplan. So retteten die Kommunisten die Regierung in den entscheidenden Abstimmungen. Gleichwohl war einige Tage später das Schicksal der Regierung besiegelt. Es hatte den besonderen Zorn der Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei erregt, daß die Sozialdemokraten für die Feier des 9. November und des 1. Mai eintraten. Die dahingehenden Anträge wurden abgelehnt. Es wurde aber auch der Antrag der Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei, den Landtag aufzulösen, abgelehnt, weil die Demokraten zunächst einen weniger schroffen Antrag stellten. Die Deutschnationalen und die Deutsche Volkspartei leiteten nun das Volksbegehren auf Auflösung des Landtags ein und erzielten auch die dazu verfassungsmäßig notwendige Stimmenzahl. Die Regierung legte darauf eine Vorlage vor über das Volksbegehren auf Auflösung des Landtags. In der Vollsitzung des Landtags am 15. September wurde ein bürgerlicher Antrag auf sofortige Auflösung des Landtags mit 53 bürgerlichen und *kommunistischen* Stimmen gegen 39 sozialdemokratische Stimmen angenommen. Darauf erklärte der Präsident den Landtag für aufgelöst. Es wurde so durch die Schuld der Kommunisten verhindert, daß das wichtige Gesetz über die Reform der Gemeindeverfassung sowie das Gesetz über die Pflichten der Beamten und Lehrer und das Arbeitnehmerkammergesetz, wie die reaktionäre Presse jubelnd feststellte, verabschiedet werden konnten. Damit ist die Kreuz- und Querpolitik der Kommunisten für immer gekennzeichnet.

Die Regierung hat den Termin für die Landtagswahlen, wie schon oben gesagt, auf den 5. November anberaumt. Die geeinigte Sozialdemokratie führt den Wahlkampf mit dem Ziel auf eine rein sozialdemokratische Mehrheit. Die Aussichten, dieses Ziel zu erreichen, sind in dem industriellen Sachsen durchaus günstig. Wie oben gezeigt wurde, sind bei den Reichstagswahlen 1920 für die Unabhängige Sozialdemokratie 609 484 Stimmen gezählt worden. Bei den Landtagswahlen, die einige Monate später stattfanden, ging die Stimmenzahl der Unabhängigen auf 286 835 zurück. Von dem mehr als 300 000 Stimmen betragenden Verlust sind den Kommunisten noch nicht

100 000 Stimmen zugeflossen. Es sind also mindestens 200 000 unabhängige Wähler der Urne ferngeblieben. Zu dieser Wahlverdrossenheit der unabhängigen Wähler hat neben der Spaltung auf dem Hallenser Parteitag nicht wenig das abstinente Verhalten der Unabhängigen bei der Regierungsbildung nach der Reichstagswahl beigetragen. Die Gründe für diese Verdrossenheit sind jetzt beseitigt. Und da die beiden sozialdemokratischen Parteien im Landtag in einer festen Arbeitsgemeinschaft zusammengearbeitet haben, darf angenommen werden, daß die unabhängigen Wähler wieder geschlossen zur Wahl gehen. Dann würden, die Wahlziffern der letzten Landtagswahl zugrunde gelegt, die beiden Parteien (Mehrheitssozialdemokratie 586 844, Unabhängige 286 835+100 000) mindestens eine Million Stimmen aufbringen. Die Mehrheitssozialdemokratie hatte mit ihren Stimmen 27 Mandate erhalten, die Unabhängige Sozialdemokratie 13 Mandate und würde es gut auf 22 oder 23 Abgeordnete bringen können. Wenn auch noch die Einigung, wie man doch hoffen darf, das Ihrige zur Wahlbeteiligung beitragen wird, dann müßten die Wahlen der geeinigten Sozialdemokratie eine unbedingt sichere Mehrheit bringen, die nicht nur unabhängig von den bürgerlichen Parteien wäre, sondern auch von den Kommunisten, die es diesmal kaum auf die alte Stimmenzahl bringen dürften. Sollten aber die Wahlen diese Rechnung zunichte machen, dann steht jedenfalls das eine fest, daß das kommunistische Experiment nicht wiederholt werden darf.

Die landwirtschaftlichen Produktivkräfte der britischen Dominien

Von Dr. Henriette Schapira (Schluß)

II

Neuseeland

Neuseeland besteht aus zwei nahe beieinander liegenden Südseeinseln, die sich durch ein gemäßigtes Klima und hohe Fruchtbarkeit des Bodens auszeichnen. Es ist das kleinste unter den britischen Dominien und liegt am weitesten entfernt, an der äußersten Peripherie der Kulturwelt. Nichtsdestoweniger erfreut es sich wirtschaftlich und sozial einer sehr hohen Kulturstufe, was in der Hauptsache auf die rein angelsächsische Zusammensetzung seiner Bevölkerung zurückzuführen ist.

Für die Versorgung der Welt mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen liefert Neuseeland Schafwolle, Rind- und Hammelfleisch und Molkereiprodukte. Als Getreideland muß es unter die Zuschußgebiete gerechnet werden. Die größte Anbaufläche unter den Getreidearten nehmen Weizen und Hafer ein, die beide hauptsächlich auf der südlichen Insel angebaut werden. Hafer liefert sogar Überschüsse für die Ausfuhr, die aber ganz unregelmäßig und nie sehr bedeutend ausfallen. Weizen reicht knapp zur Deckung des Inlandsbedarfs aus. Es sind auch wenig Aussichten vorhanden, hier jemals größere Ausfuhrüberschüsse zu erzielen; denn die Bodenfläche ist gering, besteht zum größten Teil aus Weideland, und die Durchschnittserträge für Weizen sind schon ungewöhnlich hoch für ein junges Kolonialland (27 bis 28 Bushel pro Acre). Diese Erscheinung ist bei Neuseeland weniger eine Folge intensiver

Anbaumethoden als vielmehr der Fruchtbarkeit des Ackerbodens. Eine Steigerung der Produktivität ist somit noch möglich, wird sich aber zugleich mit einer Zunahme der Bevölkerung vollziehen müssen, so daß die Weizenproduktion bestenfalls nur zur Deckung des steigenden Inlandskonsums ausreichen wird. Während des Krieges hat die neuseeländische Regierung zwecks Förderung des Weizenanbaus den Farmern Mindestpreise garantiert und setzt diese Politik noch heute fort. Nennenswerte Erfolge sind hier aber nicht zu verzeichnen.

Vom Standpunkt der Weltwirtschaft ist Neuseeland in erster Linie ein Land der Viehzucht und, ebenso wie Australien, speziell der Schafzucht und der Wollproduktion. Sowohl die nördliche wie die südliche Insel besitzen vorzügliches natürliches Weideland. Daneben wird auch viel Gras gesät, so daß 1920 mehr als 16 Millionen Acre, dreimal soviel wie in Australien, mit englischem Gras angebaut waren.

Die Schafzucht steht hinsichtlich der Woll- wie der Fleischproduktion auf einer hohen Stufe. Die Zahl der Schafe ist in den letzten zehn Jahren ziemlich stabil geblieben; sie bewegt sich zwischen 24 und 26 Millionen und entspricht somit ungefähr derjenigen Englands. Die Wollproduktion dagegen übertrifft die des Mutterlandes um etwa das Doppelte, da die neuseeländische Schafzucht verhältnismäßig reicher an Wollschafen ist.

Viehbestand[3]

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
1911	404284	2020171	23996126	348754
1916	371331	2417491	24788150	297501
1918	378050	2869465	26538302	258694
1920	346407	3101945	23914506	266829

Ausfuhr von Gefrierfleisch in Zentnern

	Rindfleisch	Hammelfleisch	Lammfleisch
1913	260880	1092692	901146
1915	716289	1244399	1120682
1917	1008689	1228696	838569
1919	805512	680732	277822
1920	576044	2097678	1070340

Butter- und Käseausfuhr in Zentnern[4]

	Butter	Käse		Butter	Käse
1913	372256	611663	1917	254397	885751
1915	420144	817258	1919	345818	1572355

Wollproduktion in Libre

1913	202177078	1917	169634079
1915	215536137	1919	265083924

Nur 3 bis 4 Prozent der Rohwolle werden im Inland verarbeitet. Die weitaus größte Produktionsmenge wird nach Übersee, das heißt fast ausschließlich nach England ausgeführt. Die Wollausfuhr macht über ein Drittel des Gesamtwerts der neuseeländischen Warenausfuhr aus. Während des Krieges war kein Abkommen mit der englischen Regierung notwendig, um

[3] New Zealand Official Year-Book, Wellington 1920.
[4] Siehe a. a. O.

ihr die neuseeländische Wollschur zu sichern. Die Ausfuhr ging nach wie vor nach England; nur wurden die Verkäufe statt mit den privaten Händlern mit dem Zentralwollausschuß in London abgeschlossen. Eine Organisation des neuseeländischen Wollhandels ist erst im Sommer 1921, zwei Jahre nach Friedensschluß, unter dem Druck der bereits geschilderten Wollkrise ins Leben gerufen worden. Dieses sogenannte New Zealand Wool Committee besteht aus Vertretern der Regierung, der Farmer und der Wollhändler; es setzt Mindestpreise und die jeweiligen Höchstmengen für den Verkauf fest.

Sozialisierungstendenzen in bezug auf den Außenhandel sind in Neuseeland nach dem Kriege überhaupt sehr stark geworden. Sie zeigen sich vor allem in der zweiten Hauptkategorie seiner Viehzuchterzeugnisse, der Fleisch- und Molkereiproduktion. In der Gefrierfleischindustrie steht Hammelfleisch, wie ein Vergleich der Ausfuhrziffern zeigt, im Vordergrund. Die Ausfuhr von Rindfleisch ist kaum halb so groß und hat in den letzten Jahren abgenommen, weil die Rindviehzucht immer mehr mit Rücksicht auf die äußerst lohnende Molkerei betrieben wird, die unter den günstigen natürlichen Produktionsbedingungen eine reiche Zukunft besitzt. Um die Krise zu überwinden, unter der diese nach der Wolle wichtigsten Ausfuhrartikel Neuseelands gegenwärtig leiden, sollen nun ein Fleisch- und ein Molkereipool zur Verringerung der Produktions- und Transportkosten und zur Beeinflussung der Marktlage gebildet werden. Für Fleisch ist schon ein Gesetz vom Parlament verabschiedet worden, nach dem die Fleischausfuhr durch einen Ausschuß von Vertretern der Produzenten und der Exporteure betrieben wird. Eine ähnliche Zwangsorganisation im Wege der Gesetzgebung wird von einigen Farmern für die Ausfuhr von Butter und Käse gefordert. Es ist möglich, daß diese Forderungen trotz der starken Gegenagitation der Londoner Lebensmittelimporteure durchdringen werden. Die neuseeländische Regierung bemüht sich aber nicht nur auf handelspolitischem Wege, sondern durch eine eifrige Siedlungspolitik, Errichtung eigener Musterfarmen und landwirtschaftlicher Versuchsstationen sowie durch finanzielle Unterstützung der Viehzüchter und Molkereiproduzenten, die landwirtschaftlichen Erträge nach Möglichkeit zu steigern.

Südafrikanische Union

Die Südafrikanische Union, die aus den Provinzen Kapland, Natal, Transvaal und Oranje besteht, gehört zu den fruchtbarsten Gebieten des afrikanischen Kontinents. Ihr natürlicher Reichtum liegt, wie bei Neuseeland, in der Viehzucht. Als Ackerbauland liefert Südafrika große Exportüberschüsse nur in der Maisproduktion. Auch Hafer wird, allerdings in bescheidenen Mengen, ausgeführt. Sehr verbreitet ist das sogenannte Kaffernkorn, eine Art Durrah, das aber hauptsächlich als Viehfutter im Lande selbst verwertet wird. Für Weizenanbau sind die Boden- und Klimaverhältnisse wenig geeignet, so daß Südafrika im ganzen unter die Getreideeinfuhrgebiete zu rechnen ist.

Die Hauptstärke der landwirtschaftlichen Produktion bildet die Schafzucht. Südafrika ist eines der Hauptproduktionsgebiete der Welt für Merinowolle. Fast die ganze Wollschur wird ausgeführt, da die Verarbeitung im Inland erst in den letzten Jahren versucht wird und über einen sehr bescheidenen Anfang noch nicht hinausgekommen ist.

Viehbestand[5]

	Pferde	Rindvieh	Schweine
1911	719414	5796944	1081600
1918	781022	6851924	1043224
1919 (abgerundet)	800000	7300000	1124007

	Wollschafe	Landschafe
1913	28327907	7480093
1915	25943806	5490274
1918	25058718	4855317
1919 (abgerundet)	25800000	5000000

	Wollausfuhr in Libre
1913/14	174053755
1915/16	148192286
1917/18	116827008
1918/19	175108954

	Ziegen	Mohairausfuhr in Libre
1913	11355036	17355882
1915	8918272	17304378
1918	8018871	19645884
1919 (abgerundet)	8842270	—

	Strauße	Ausfuhr von Straußfedern in Libre
1913	776313	1023307
1916	399028	452080
1918	314265	108924

Vor dem Kriege ging die südafrikanische Wolle fast ausschließlich nach England und wurde von dort aus weiter verteilt. Während des Krieges begann eine direkte Ausfuhr nach Japan und den Vereinigten Staaten, und seit dem vorigen Jahre werden Verhandlungen mit Deutschland zwecks Kreditierung größerer Mengen Wolle geführt. Neben Schafwolle wird Mohair, die Wolle der Angoraziegen, in größeren Mengen gewonnen und nach Bradford, dem Zentrum der englischen Wollindustrie, ausgeführt. Trotzdem auch Rindvieh-, Schweine- und Geflügelzucht, die allerdings erst in den Jahren nach dem Burenkrieg wieder in die Höhe gegangen sind, hohe Ziffern aufweisen, hat Südafrika bis zum Ausbruch des Krieges Fleisch, Speck, Eier, Butter und Käse aus Übersee eingeführt. Die Schwierigkeiten der Zufuhr während des Weltkriegs haben fördernd auf die Eigenproduktion dieser Güter gewirkt. Die Einfuhr ist seit 1914 erheblich zurückgegangen, Produktion und Ausfuhr sind dagegen gestiegen. Eine Eigenart der südafrikanischen Viehzucht bilden die Straußenfarmen. Der Rückgang der Straußzucht und der Straußfedereinfuhr seit 1913 beruht teils auf Überproduktion, zum größten Teil aber auf dem Nachlassen der Nachfrage nach Luxusartikeln während der Kriegsjahre. Seit 1919 ist eine Wiederbelebung zu verzeichnen.

Weitere Ausfuhrartikel Südafrikas sind Wein, frisches und getrocknetes Obst und unter den Holzarten in erster Linie Wattlerinde und daneben Wattlerindenextrakt. Deutschland war vor dem Kriege der Hauptabnehmer der südafrikanischen Wattlerinde. In den letzten Jahren ist man in Ermangelung dieses Absatzes selbst zur Extraktgewinnung übergegangen. Zuckerrohr wird in Natal und Zululand abgebaut. Der Ertrag reichte bis jetzt nicht ganz zur Deckung des Inlandsbedarfs aus, aber die steigende Tendenz der Produktion läßt darauf schließen, daß Südafrika in Zucker wie in Fleisch, Butter, Käse usw. in Zukunft ein Ausfuhrland werden kann.

[5] Official Year-Book of the Union of South Africa, Pretoria 1920.

Südafrika ist noch ein sehr junger Staat, der außerdem seit den Golderentdeckungen in Transvaal vornehmlich als das Land des Goldbergbaus angesehen wird. Aus diesen beiden Umständen läßt sich die noch ungenügende Entwicklung seiner landwirtschaftlichen Produktivkräfte erklären. Ein Getreideüberschußgebiet wird es voraussichtlich auch künftig nur in Mais bleiben; die Viehzucht aber bietet noch reiche Entwicklungs- und Verwertungsmöglichkeiten.

* * *

In der Entwicklung der Agrarpolitik der britischen Dominien während der letzten Jahre mag dem deutschen Betrachter neben der starken Sozialisierungstendenz auch die Tatsache auffallen, daß die Produzenten in Kanada und Neuseeland nach dem Kriege die Wieder- beziehungsweise die Neueinführung einer staatlichen Handelskontrolle und Poolorganisation für ihre Hauptausfuhrartikel verlangen, während in Deutschland bekanntlich die Rückkehr zum freien Handel gerade von den landwirtschaftlichen Produzenten am wärmsten begrüßt wurde, die allen staatssozialistischen Maßnahmen der Kriegszeit die stärkste passive Resistenz geleistet hatten. Man darf nämlich nicht übersehen, daß die Agrarpolitik Englands und der britischen Dominien während des Krieges bei strengster Staatskontrolle doch immer auf den Schutz des Produzenten durch Garantierung von Mindestpreisen, Organisation des Absatzes und Verminderung der Produktionskosten hinauslief, während die deutsche Regierung durch Festsetzung von Höchstpreisen in erster Linie den Konsumenten schützen wollte. Dieser Unterschied in der wirtschaftspolitischen Einstellung: Steigerung der Produktion durch Förderung der Produzenten in den angelsächsischen Ländern — Sicherung einer möglichst gleichen Verteilung der vorhandenen Vorräte und Schutz des Konsumenten in Deutschland — ergibt sich aus der gänzlich verschiedenen weltwirtschaftlichen Situation der beiden kriegführenden Gruppen. Während England trotz Frachtraumknappheit und Unterseebootkrieg mit dem Weltverkehr in ständiger Berührung blieb und die Wirkung des Krieges auf seine Lebensmittelversorgung durch Steigerung der Produktion im Inland und in den Kolonien wettmachen konnte, war es Deutschland in seiner erzwungenen Autarkie nicht möglich, durch Förderung der Agrarproduzenten eine Steigerung der Produktion zu erreichen, da in Ermangelung jeder Auslandskonkurrenz die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse wucherartig in die Höhe gegangen wären, ohne daß eine genügende Steigerung der Produktion hätte eintreten können.

Zur Kritik der subjektiven Wertlehre

Von Wilhelm Hohoff

Zu einer mehr oder weniger modifizierten, *subjektiven*, psychologischen Werttheorie bekennen sich unter dem Einfluß der Kantschen Philosophie fast alle neueren Bourgeoisökonomen, zum Beispiel Schmoller, Wieser, Böhm-Bawerk, Philippovich, Diehl, Liefmann usw.

Dagegen ist die Marxsche Werttheorie mit vollstem Recht eine streng *objektive*. Wenn man die subjektivistischen Werttheoretiker und die Grenznutzler, die auch dazu gehören, liest, so sollte man wirklich glauben, sie lebten bei den Botokuden oder sonstigen unzivilisierten Völkern, die weder Warenproduktion noch Handel,

sondern nur gelegentlichen, zufälligen Austausch kennen und nicht in der kapitalistischen Welt Londons, Paris', Wiens usw., so primitiv naive, vorsintflutliche Meinungen und Vorstellungen hegen diese modernsten Herren Ökonomen. Die Wilden schätzen allerdings den Wert und Preis der Dinge »psychologisch« ganz nach ihren augenblicklichen, individuellen, rein persönlichen zeitweiligen Bedürfnissen und Gelüsten und taxieren daher den Wert von Nahrungsmitteln vor der Mahlzeit höher als nach derselben, den Wert der Betten oder Hängematten am Morgen viel niedriger als am Abend,[1] geben mehr für einen Gebrauchsgegenstand hin, wenn sie gut als wenn sie schlecht »bei Kasse« sind.

Die heutigen Ökonomen tun wahrhaftig so, als ob stets und überall die Produzenten Güter herstellten zunächst und hauptsächlich für ihren eigenen persönlichen Bedarf und dann den etwaigen Überschuß an andere Leute veräußerten. Die praktischen Geschäftsmänner, die Herren Fabrikanten und Unternehmer kümmern sich natürlich keinen Deut um solche Kindereien. Sie nehmen keinerlei Notiz von den hochgelehrten Salbadereien der amtlichen Vertreter der Wirtschaftswissenschaft. Und sollte einmal der eine oder andere von ihnen eines der verbreitetsten und gepriesensten Lehrbücher der politischen Ökonomie in einem müßigen Augenblick zur Hand nehmen und das Anfangskapitel vom »Wert« lesen, so wird er nichts von dem schwer gelehrt klingenden pseudopsychologischen und pseudophilosophischen Gerede verstehen, oder aber, wenn er es wirklich einmal kapieren sollte, das Buch bald hohnlachend auf die Seite werfen, denkend, das sei ja nichts als »scholastischer« Unsinn, graueste Theorie, die mit dem faktischen Wirtschaftsleben in unversöhnlichem Widerspruch stehe und an die zu glauben dem jüngsten »Stift« oder Lehrling nicht im Traum einfalle. Denn der moderne Produzent weiß sehr gut, daß Wert und Preis *ganz anders* zustande kommen, als die neunmalweisen Professoren ihnen mit ernstester Miene vorphantasieren. Er ist ein rationell und rechnerisch vorgehender Mann; er hält sich an seine praktische Erfahrung, an die Wirklichkeit und tatsächlichen Verhältnisse. Er läßt die Theoretiker ruhig perorieren und dozieren, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, ihnen zu widersprechen. Er schüttelt höchstens den Kopf zu dem Quark und schert sich weiter nicht im geringsten darum, sondern geht seine eigenen Wege. Er weiß ganz genau, wie er »kalkuliert« und kalkulieren muß, wenn er bestehen, prosperieren und einen anständigen Kapitalgewinn machen soll. Darum berechnet er aufs sorgfältigste und exakteste, wieviel er für Produktionsmittel, Rohstoff, Arbeitslohn ausgeben muß und ausgegeben hat, fügt soundso viel Prozent »Generalunkosten« hinzu und schlägt darauf dann noch den »landesüblichen Kapitalprofit«. Hat er so den Wert festgestellt, so setzt er den Preis demgemäß in sein Preisverzeichnis. Er rühmt sich dessen, daß er »*feste* Preise« habe und verkauft darum seine Waren in der Regel keinen Pfennig teurer oder billiger, es sei denn, er stehe dicht vor dem Bankrott oder die »Konjunktur« sei gar zu verlockend günstig.

Hielten sich die neueren Ökonomen, wie sie irrig glauben und behaupten, an die empirische Erfahrung und die Tatsachen des Geschäftsbetriebs, so müßten sie sich offenbar zur »Produktionskostentheorie« der klassischen Ökonomen bekennen und nicht selbst an subjektive »Hirngespinste und Phantome« glauben, wie sie Ricardo und Marx fälschlich vorwerfen.

Nachdem sie im Kapitel, worin sie vom Wert handeln, denselben rein subjektivistisch zu bestimmen versucht haben, fallen sie alle später sofort in die alte Kostentheorie zurück in dem richtigen Gefühl, daß sie mit ihrer subjektiven Theorie nichts weiter anfangen und erklären können. Eine Ausnahme macht nur Robert Liefmann.

---

[1] Vergl. Theodor Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. 1859 bis 1877. 6. Band, I, S. 351. Labat erzählt zum Beispiel von den Karaiben, daß sie am Morgen ihre Hängematten leichter und billiger verkaufen als gegen Abend. (Nouv. voyages aux isles de l'Amérique. 1724. I, 2, 18.)

der allein aus seiner subjektivistischen Prämisse mit logischer Konsequenz die Folgerungen zieht und damit für alle nüchtern denkenden Leser die subjektive Theorie ad absurdum führt, zugleich damit aber auch die »moderne Philosophie«, denn mit Recht kann er sich rühmen, daß seine Theorie mit dieser in Einklang stehe.

Ricardo bemerkt einmal mit Recht, daß der Käufer im allgemeinen und im regelmäßigen Geschäftsbetrieb nicht den geringsten Einfluß auf den Preis der Waren auszuüben vermag. Die modernen Ökonomen dagegen sagen, bei der Eigenwirtschaft für den persönlichen Gebrauch oder Bedarf der Familie gehe die subjektive Wertschätzung zwar von dem aus, der die Produkte herstellt, bei der Tauschwirtschaft für den Verkauf dagegen von dem, der sie eintauscht oder kauft. Man sollte meinen, die fraglichen Ökonomen hätten, wenn sie in ihrer Studierstube über den Wert schreiben oder vom Universitätskatheder herab darüber Vorlesungen halten, momentan ihrem Verstand den Laufpaß gegeben oder ihn, für diese Zeit wenigstens, völlig verloren, der ihnen erst wiederkomme, wenn sie praktisch und faktisch in eigener Person Einkäufe machen wollen. Dann wird keiner der gelehrten Herren versuchen, in einer Buchhandlung oder in irgendeinem anderen Kaufladen selbst den Preis zu bestimmen. Sie wissen dann sehr wohl, daß reelle Geschäfte feste Preise haben und nicht mit sich »handeln« lassen.

Die Waren gehen preisbestimmt in den Verkehr ein. Wie männiglich bekannt, hängt oder klebt an jeder Ware ein Papierzettel, auf dem ihr Preis, der längst vorher »ausgeworfen« ist, vermerkt steht. Das würde ja ein nettes endloses Debattieren und Feilschen geben, wenn jeder einzelne Käufer oder Verkäufer durch seine »subjektive Schätzung« den Preis bestimmen wollte. Da wäre denn doch der jüngste Kommis dem unpraktischen Professor und den unerfahrenen jüngeren Damen, die weder den Wert der Ware noch den des Geldes richtig zu schätzen wissen, weit überlegen und könnte den angeblich den Preis selbst festsetzenden Käufer ganz niedlich »hereinlegen«.

Wo noch kein Kapitalismus und wenig oder keine Warenproduktion zu finden ist, wie zum Beispiel in abgelegenen ländlichen Bezirken, im größten Teil Rußlands, der Türkei usw., da feilscht und schachert man oft stundenlang um den Preis, nicht aber im modernen Geschäftsbetrieb. Als siebenjähriger Knabe habe ich einmal zugesehen, wie ein kleiner jüdischer Händler einem Bauernburschen für einen Filzhut ordinärster Sorte zuerst 3 Taler abforderte, allmählich unter den heiligsten Beteuerungen, daß er den größten Schaden dabei habe, immer um 50 Pfennig mit seiner Preisforderung herunterging, bis er ihn schließlich für 1 Taler wegschlug. Der Jude hatte nun doch noch 15 Groschen an dem Hut verdient, der junge Bursche aber jubelte hinterher, daß er ein brillantes Geschäft gemacht, 2 bare Taler verdient und den Juden gehörig übers Ohr gehauen habe.

Das war indes zur Zeit des Krimkriegs und in einem kleinen Ackerstädtchen, das 10 bis 20 Stunden weit von der nächsten Eisenbahnstation entfernt lag. Ähnlich machen es ja auch heute die sogenannten »Wahren Jakobs« der Jahrmärkte; sie fordern anfänglich 20 Mark und gehen herunter bis auf 50 Pfennig. Allein unsere Professoren schreiben ihre berühmten Lehrbücher der politischen Ökonomie, ihre dicken Grundrisse der Wirtschaftswissenschaft und ihre gelehrten Abhandlungen über den »Wert« doch nicht für kleine Leute, die auf solcher altmodischen Stufe stehen, sondern für moderne, sehr aufgeklärte, fortgeschrittene und gerissene Großindustrielle und Großhändler und solche, die es werden möchten.

Alle vom subjektivistischen Standpunkt gegen die Ricardo-Marxsche Arbeitswertlehre erhobenen Einwendungen sind völlig hinfällig. Auch die des »größten, genialsten und gründlichsten aller Marxwiderleger«, Böhm-Bawerk.

Auf ihre langatmigen, scharfsinnig schillernden Argumentationen im einzelnen näher einzugehen, hieße nutzlos und zwecklos Zeit, Papier und Druckerschwärze vergeuden.

Gerhart Hauptmanns Drama und das jüngste Theater

Von Richard Weichert, Direktor des Schauspielhauses zu Frankfurt a. M.

Der herannahende sechzigste Geburtstag Gerhart Hauptmanns (am 15. November 1922) hat eine sehr stattliche Zahl von größeren und kleineren Werken hervorgerufen, in denen Hauptmann als Dichter und Dramaturg, als Charakter- und Milieuschilderer, als Regisseur und Theaterfachmann, als Politiker und Volkserzieher, als Philosoph und Mensch geschildert wird. Einen hervorragenden Platz nimmt unter diesen Werken das soeben von Dr. Ludwig Marcuse herausgegebene, im Verlag von Franz Schneider (Berlin und Leipzig) erschienene, vornehm ausgestattete Buch »Gerhart Hauptmann und sein Werk« ein. Es bietet nach einem Huldigungsgedicht Fritz v. Unruhs 24 Essays hervorragender Schriftsteller, Gelehrter und Theaterfachmänner nebst einer Porträtradierung von Professor Emil Orlik, einer Abbildung der Jahrhunderthalle in Breslau und sechs Szenenbildern aus den »Webern« und »Florian Geyer«. Mit Zustimmung der Verlagsfirma bringen wir daraus den nachfolgenden Aufsatz des Intendanten Richard Weichert in Frankfurt a. M. zum Abdruck. Die Redaktion.

Eine andere Generation als die der »Brahmzeit« sitzt im heutigen Theater vor dem dramatischen Lebenswerk Gerhart Hauptmanns: gewandelter Zeitgeschmack bei Regisseur, Darsteller und Publikum. »Es gibt kein Drama im letzten Sinne ohne den Regisseur, der es inszeniert, den Schauspieler, der es spielt, und den Zuschauer, der es aufnimmt.« Wie besteht Hauptmann vor dieser dreifachen Neueinstellung? Wie wirkt er auf uns Heutige, Jüngere? Die Antwort ist einfach: Man hat von »Ibsen- und Strindberg-Dämmerung« gesprochen und damit ein Erblassen der Werke, ein Nachlassen unmittelbarer Wirkung andeuten wollen, man kann dem Jubilar Hauptmann nichts Schönerers sagen, als daß er lebendigster Besitz ist, ja daß einige seiner Dramen heute tiefer, eindringlicher zu uns sprechen als in den Uraufführungen durch Otto Brahms Künstlerschar. Vor einem Werke wie »Friedensfest« hat Siegfried Jacobsohn diesem Empfinden neuen Beglücktwerdens einmal schönen Ausdruck gegeben; wie er sprach, sprechen wir Theatermenschen heute huldigend auch: »Dieser Haupmann! Man glaubt, ihn in- und auswendig zu kennen. Und wenn man dann eines seiner alten Dramen wieder liest, so entdeckt man, daß man zwar gewußt hat, wie weit es über die Erde, aber nicht, wie weit es unter die Erde reicht, wie fest es im Humus wurzelt, wie unaufhörlich es also wächst, Schößlinge treibt, Kronen ansetzt, dürre Zweige und faules Laub abstößt, kurz: sein Gesicht verändert!« Nicht nur wir (Genießende und reproduzierende Gestalter) sind gewandelt, nein, die Dramen selbst verändern ihr Gesicht. Seine Werke dunkeln nach, Verworrenes wird klar, Dunkles hellt sich auf, keines rückt ferner, zerbröckelt, im Gegenteil, manches Verkannte erstrahlt ungeahnt neu; so setzte sich »Florian Geyer« durch, wurden »Die Jungfern vom Bischofsberg« Theatererfolg, fanden »Pippa« und »Armer Heinrich« willigere Herzen als früher.

Das Theater von heute erobert sich neu das bestürzend reiche Lebenswerk dieses Dichters, wenn auch die Art der Gestaltung wesentlich abweicht von der Form des Brahms von 1890. Es heißt die historischen Verdienste dieses

Getreuen nicht mindern, wenn wir sagen, der sogenannte »Hauptmannstil« dieses Regiedramaturgen und seiner schauspielerischen Helfer hat nur einen Teil dieser Dramen erschöpfend gestalten können, es gibt heute Werke Hauptmanns, die noch zu erobern sind! Es heißt Aufgabe und Sinn unserer heutigen Theaterbewegung verkennen, wenn verlangt wird, aus falscher Pietät heraus die Brahmtradition als sakrosankt zu übernehmen, also gewissermaßen historisch zu spielen. Wir sehen die Werke anders, sind anders eingestellt und spielen sie deshalb anders. Daß Hauptmanns Dramen, geformt von Darstellern und Regisseuren mit neuem rhythmischem Gefühl, heute so gespielt »herrlich wie am ersten Tag« wirken, beweist die Größe dieses Dramatikers, der fern jeder programmatischen Richtung ewig gültige, zeitlose Menschlichkeit gestaltet hat. Hauptmann, als dramatischer Szenenarchitekt umstritten, reißt als Schöpfer menschlich leidender Kreatur immer wieder hin. So ist es kein Wunder, daß ihm die heutige Darstellergeneration, durch Reinhardts glühende Farbigkeit und durch die Ekstase des Expressionismus geschritten, huldigt und immer wieder um seine Gestalten ringt, legt doch jede seiner Figuren Zeugnis ab von seiner Menschenbildnergewalt. Der Dramatiker Hauptmann ist vor allem Menschengestalter; so trifft er mühelos den Schauspieler als Verbündeten, denn Menschengestaltung ist ja nun doch einmal allem modischen Geschwätz zum Trotz die Grundaufgabe der Schauspielkunst. Wie sehr ihm das Drama vor allem Tragik des Einzelschicksals ist, zeigen evident schon die Titel; fast immer der Mensch als Mittelpunkt: Florian Geyer, Griselda, Gabriel Schilling, Crampton, Elga, Henschel, Rose Bernd, Hannele, Pippa, Michael Kramer, Schluck und Jau usw. Man halte dagegen Sudermanns aufreizende Etikettierungen: Ehre, Heimat, Glück im Winkel, Sodoms Ende, Schmetterlingsschlacht, Johannisfeuer.

So zweifellos Brahm-Lessings Szenenphantasie vor manchem Werk versagte, es im Gesamtton verfehlte, Zwischentöne nicht heraushörte, so vorbildliche Einzelgestaltungen sind in die Theatergeschichte unvergänglich eingegangen. Die wesentlichen Gestalter des Brahmschen Hauptmann-Ensembles haben instinktiv schon damals mehr als Lebenswirklichkeit gegeben; sie sind heute so »modern« wie damals; wir huldigen Else Lehmann, Rudolf Rittner, Oskar Sauer, heute wie damals; solche Seelenschauspieler, um ein Wort Alfred Kerrs aufzugreifen, können in jede heutige Hauptmann-Inszenierung gestellt werden. Else Lehmanns Genie im Gipfeln und Erfassen des Wesentlichen, Rittners geballte Knappheit und Sauers rhythmische Seelenmusik erfüllten Forderungen heutiger Schauspielkunst. Instinktiv haben auch gerade diese drei Darsteller gespürt, daß Hauptmann nie reiner Naturalist im programmatischen Sinne war, zeigte doch schon die Lyrik der Liebesszene im Erstlingswerk, wieviel mehr er war als objektiver Schilderer der Alltagswirklichkeit, wieviel ihn trennt von seinen heute vergessenen, damals rivalisierenden Mitläufern.

Diese Erkenntnis, daß Hauptmann durchaus nicht auf »naturalistischen Stil« festgelegt werden kann und darf, zwingt zu einer von Brahm abweichenden Inszenierungsart. Man wird gemäßigten Realismus bei Friedensfest, Rose Bernd, Einsame Menschen, Biberpelz gelten lassen, aber andere Werke sehen wir stilistisch völlig abweichend von Brahm; mit dem Hauptmannstil jener Epoche waren Geyer, Schluck und Jau, Pippa, Michael

Kramer nicht zu bewältigen. Diesen Werken kommt das rhythmische Theater von heute näher; Brahms norddeutsche Nüchternheit war zu karg für Pippas poetische Phantastik, und ganz verkannt hat man Hauptmanns Sprache, als man sie konversationell-natürlich, alltagshaft, zerdehnt, zerhackt um ihren Rhythmus brachte. Hier speziell liegt unsere heutige Aufgabe: Hauptmanns scheinbare Prosa rhythmisch zu beflügeln, ist ja noch fast ungelöst. Ich bin gewiß, daß, so rhythmisch gegliedert, Michael Kramer ein wunderherrliches Bühnengedicht werden kann; ich zweifle nicht, daß, so gesprochen, der alte Wann in der Pippa aufhorchen wird, und zweifle nicht, daß die wehe Trostlosigkeit des vierten Geyer-Aktes schmerzvolle Lyrik werden kann. Völlige sprachliche Neuformung wird für die Inszenierung Hauptmannscher Werke im Sinne des jüngsten Theaters erste Forderung sein müssen! Die Totenrede des alten Kramer, äußerlich in Prosa geschrieben, ist aufzulösen in freie Rhythmen, die ähnlich zuerst in einigen Sätzen der Weber auftauchen, dann in Rose Bernd ganze Reden in erregten Affektsmomenten durchdringen. Damit fällt auch jener üble Provinzhauptmannstil in sich zusammen, der in schleppenden Pausen, stummen Spieleinlagen, pantomimischen Lückenfüllern seine Aufgabe sieht. Hauptmanns persönliche Neigung als Regisseur zur Breite kann nur er selbst sich leisten, weil seine Details erfühlt und gefüllt sind; das schleichende Schlepptempo der nuancierenden Provinzspielordner darf sich auf ihn nicht berufen. Wie stark sich die Wirkung der dramatischen Kurve steigern läßt durch freiwilligen Verzicht auf alles ablenkende szenische und darstellerische Beiwerk, erwies mir meine Mannheimer Henscheleinszenierung, die den sonst immer durch Einfälle und Statisterie belebten Wirtshausakt ganz auf Wort und Dynamik stellte. Verzicht auf üppiges Detail wird Forderung auch für den Darsteller, auch für das szenische Bild werden müssen. Unsere Schauspielergeneration, durch Neuromantik und Expressionismus hindurchgegangen, ist auf der Suche nach einem »neuen Pathos«.

Dies über den Realismus Hinausgekommensein wird sich auch für Hauptmann als wertvoll erweisen. Man mag gegen modischen Expressionismus manches sagen, er hat uns aber endlich wieder Mut zum Klange des Wortes und Mut zur einprägsamen Geste gegeben und die falsche Scheu vor gehobenem Ausdrucksüberschwang weggefegt; damit uns die Möglichkeit bietend, Hauptmanns Menschen zu intensivieren ins Große, über das Einzeldasein hinausragend. Meister des naturalistischen Dramas hat man Hauptmann genannt, aber sehr geirrt, wenn man ihn auf Arno Holz' theoretische Formel des Naturalismus festlegen zu können meinte. Die wirklich großen Wegbereiter des Naturalismus, ob Flaubert oder Zola, ob Hauptmann, Tolstoi oder Ibsen, wuchsen in ihrem Werk (um feinsinnige Ausführungen von Max Freyhaus unserem Thema nutzbar zu machen) kraft ihres dichterischen Dämonions über bloße Abschilderung der Dinge, wie sie sind — aller Theorie zum Trotz —, souverän hinaus. Regisseur und Darsteller dürfen deshalb das »Irrationale zwischen dem wirklichen Geschehen« nicht überhören; das erklärt Fehlings Berliner Rattenerfolg, gab dieser Vorstellung den seltsam phantastischen spukhaften Unterton; so gelang dieser Inszenierung Weise: das ganze Scheunenviertel stand zugleich da! In jedem Hauptmanndrama tönt auch immer die Subjektivität des Dichters mit, immer hört man aus dieser Wirklichkeitsdichtung, wähle sie gegenwärtiges oder historisches

Thema, die mitfühlende Seele dieses Schöpfers, der gerade im Gestalten des Leides und der Sehnsucht menschlicher Kreatur Meister ist. So hat Kerr mit Recht als Hauptmanns Grundzug »Sehnsucht« erkannt, so hat man ebenso mit Recht empfunden, wie nahe der Dostojewskiwelt seine tragischen Menschen verwandt sind. Nicht eigentlich Kämpferische, vielmehr Versinkende, Hinabgleitende, Zerbrechende; man denke an Johannes Vockerat, Henschel, Crampton, Geyer, Schilling. Die Schmerzenspoesie dieser verblutenden Adelsmenschen (Adel der Seele) wird im Darsteller Melodie werden müssen, realistischer Räusper- und Spucknuance die Hysterie, Krankheit, Säuferwahn oder Greisenhaftigkeit »chargiert«, nicht erreichbar.

Während Felix Holländer noch ganz treu im Sinne Brahms das Hauptmannerbe verwaltete (sein Michael Kramer, Fuhrmann Henschel, Pippa tanzt, Ratten, Rose Bernd hatten typischen Brahmton), hat Reinhardt einige der Dramen um- und dadurch neugestaltet. Seine Phantastik brachte die shakespearisierende Vagabundenromantik von Schluck und Jau zum Erklingen; in München gelang ihm Hannele; dem Biberpelz gab er herbere possenhaftere Züge als Brahm; seine heutigen Platzhalter bei Holländer haben den Hauptmannzyklus weiter ausgebaut, hatte ja Reinhardt unvergleichliche Raummöglichkeiten: Kammerspiele, Deutsches Theater, Großes Schauspielhaus hinterlassen. Von diesen neueren Versuchen hat mancher überrascht. Karlheinz Martin gelang es, die »Weber« und »Geyer« (für beide Werke wünschte ich mir das Kammerspielhaus) zur Massenwirkung aufzupeitschen; der Russe Iwan Smith brachte es fertig, durch konsequentes Festhalten eines zwischen Lachen und Weinen übermütig schwankenden jugendlichen Grundtons »Die Jungfern von Bischofsberg« fürs Theater zu erobern, die bei Brahm völlig versagten. Auch die »Provinz« hat manches Verdienst: vor Berlin gewann der Geyer in Mannheim und Frankfurt reinen Sieg, Pippa ist szenisch ungemein apart in Düsseldorf neu erstanden, München und Dresden formten Schluck und Jau, Dresden hob Indipohdi, elegisches Alterswerk, aus der Taufe, in Wien gab Heine Pippa reizvoll szenischen Einfall; man sieht: Hauptmann ist Besitz des gegenwärtigen Theaters. Der kommende Winter wird hoffentlich zu neuen Versuchen ermuntern: es sind noch zu erobern »Kaiser Karls Geißel«, »Kramer«, und es ist für manches ältere Werk unsere neue Raumkunst noch dienstbar zu machen. So sehr ein Versuch Wendhausens bei den »Einsamen Menschen« scheitern mußte, weil dies Milieu vom philiströsen behaglichen Bürgertum 1890 nicht losgelöst werden kann, weil es (man denke daran, daß dies Drama in Japan gespielt und verstanden wird!) wohl ins Zeitlos-Allgemeingültige gehoben werden kann, aber niemals dem falschen zeitlich modischen Expressionismus der schiefen Fenster und Türen ausgeliefert werden darf, so sehr glaube ich, daß neues szenisches Gewand einigen der romantischen Werke neues Leuchten geben wird. Der altmodische Illusionszauber bisheriger Dekorationsmalerei hat die »Versunkene Glocke« gehemmt, den »Armen Heinrich« bedrückt. Da sind noch reiche Möglichkeiten unausgeschöpft. Will man nicht einige der realistischen Milieudramen historisieren, also »zurückspielen«, wie der Theaterjargon es nennt, so sind auch da fruchtbare Experimente möglich, die kurz angedeutet sein mögen, als Anregung weitergegeben. Man denke sich den Biberpelz schauspielerisch in der satirischen Malerart George Grosz' angepackt, man denke sich Hannele in ganz schlicht primitiver holzschnitthafter

Schwarzweißmanier gestaltet, das Friedensfest in die verschwimmenden Umrisse Munchs getaucht, die Pippa in César Kleins expressionistischer Manier rhythmisch-szenisch gerahmt, die Ratten in der Liniensprache der Stiche Daumiers; man sieht aus wenig andeutenden Beispielen, wie nah uns Hauptmann ist, wie sehr er unserem Theater von heute Aufgabe von nicht zu erschöpfendem Reiz ist.

Hauptmann besteht die Prüfung des großen Dichters: je tiefer man in sein Werk eindringt, je reicher erscheint es; immer neue Züge entdeckt man; es spricht zu uns, wie es zur Generation von 1890 und 1900 sprach; es spricht anders zu uns, aber nicht minder ergreifend, nicht minder beseelt; er ist schönster deutscher geistiger Besitz, dieser Schlesier Gerhart Hauptmann; er besitzt den in der Welt heute so »raren Artikel«: Herz! Ein Herz, dem ein Gott gab zu sagen, was Leid ist. Wir huldigen ihm!

Außenpolitische Rundschau

England als französischer Erbfeind — Der Weg zur Entente cordiale — Die Umkehr Englands — Die französische Gegenoffensive — Die englische Schlappe — Die Umstellung Frankreichs gegenüber Sowjetrußland und Deutschland — Unsere österreichische Zukunft

Bis zur Neubildung des Deutschen Reiches »mit Blut und Eisen« bestand die traditionelle Kontinentalpolitik Englands in der Schiedsrichterrolle zwischen den zwei vorherrschenden Kontinentalmächten: Frankreich und Österreich. Trotz der größeren Ausdehnung der österreichischen Hausmacht war es durch die innere Schwäche dieses Kolosses bedingt, daß England öfter auf seiten Österreichs gegen Frankreich als umgekehrt intervenieren mußte, um das Schaukelspiel des kontinentalen Zweimächtegleichgewichts aufrechtzuerhalten. Und deshalb galt in Frankreich bis 1870 und selbst noch darüber hinaus England als der »Erbfeind«. Und deshalb war es in Frankreich eine Tradition, der auch Napoleon I. treu blieb, durch eine Vereinigung oder zum mindesten eine Verständigung mit Österreich die englische Vormachtstellung als Schiedsrichter Europas zu untergraben, wenn möglich zu vernichten.

* * *

Man muß sich dieser Vergangenheit erinnern, will man in den Kern des anglo-französischen Zwiespalts eindringen, der seit Versailles unter den verschiedensten Formen immer wieder und immer schärfer hervortritt. Man darf aber nicht vergessen, daß zwischen dieser Vergangenheit und der Gegenwart die größten Verschiebungen auf dem europäischen Kontinent eintraten: das Vordringen Rußlands durch die Teilung Polens; die Verdrängung Österreichs durch Preußen-Deutschland; die Verdrängung der diplomatischen Hausmachtpolitik der Dynastien durch die imperialistische Politik des Kapitalismus, die fälschlich als Demokratisierung ausgegeben wurde; die immer mehr als europäische Militärdiktatur, dann als Weltmachtpolitik sich gebärdende Außenpolitik Deutschlands nach dem Abtreten Bismarcks, die zusammen mit der österreichischen Altersschwäche dem Weltkrieg die Wege bahnte; die Entente cordiale zwischen Frankreich und England als eine Folge des Übergreifens des »europäischen Gendarmen« Preußen zur Rolle des Allerweltsgendarmen, diese »herzliche Verständigung« in allen seit Jahrhunderten strittigen Fragen zwischen Frankreich und England; die Fortsetzung dieser Politik durch eine Verständigung zwischen England und Rußland in Persien, die implizite Rußlands »Rechte« auf die Dardanellen anerkannte (denn alle diese mehr oder weniger »herzlichen« Verständigungen bestanden in der gemeinsamen Aufteilung fremder Länder oder in der Regelung voraussichtlicher Erbschaften); schließlich der

Weltkrieg mit seiner Auslöschung Österreichs und Deutschlands als Militärmächte und Faktoren im Schachspiel der Machtdiplomatie, mit der Verdrängung der Türkei aus Europa und ihrer Reduzierung auf Anatolien, mit der Verdrängung Rußlands aus dem modernen Europa, mit der Aufrichtung der Alleinherrschaft Frankreichs auf dem Kontinent, gestützt auf die Parvenüstaaten, die durch die Verträge von Versailles, Saint-Germain und Sèvres geschaffen worden sind.

* * *

Die englischen Politiker hatten sehr schnell, aber zu spät begriffen, daß sie über das Ziel hinausgeschossen hatten. Seit drei Jahren ist die englische Politik unablässig bemüht, die Hegemonie Frankreichs wieder zu beseitigen. Die englische Diplomatie nimmt dabei die verschiedensten Formen an und bedient sich oft ganz entgegengesetzter Mittel, die aber doch alle, als Ganzes genommen, auf dasselbe Ziel hinsteuern: die Wiederherstellung des kontinentalen Gleichgewichts. So ist die »antipolnische« Haltung Englands zu verstehen. So sind die Versuche Englands, mit Rußland ins Geschäft zu kommen, das heißt Rußland wieder zum europäischen Faktor zu machen, zu deuten. So ist die progriechische Politik Englands aufzufassen, die darauf hinauslief, aus Griechenland einen von England abhängigen Machtfaktor in Kleinasien zu machen. So sind die Versuche Englands zu erklären, den Vertrag von Versailles zugunsten Deutschlands und zuungunsten Frankreichs zu revidieren. Das ist der Kern der »pazifistischen« Politik Englands, die den Krieg in Kleinasien nährte, zugleich aber durch die Konferenzen von Washington und Genua, durch den Völkerbund und die Versuche einer Landabrüstung die Vorbeugung von Kriegen anstrebte. England ist aber durch Versailles und die Entente cordiale innerlich wie äußerlich zu unfrei, um diese Politik mit Beharrlichkeit durchführen zu können. Deshalb kam immer wieder der »Umfall«, die Verständigung mit dem imperialistischen Frankreich. * * *

In Frankreich hat man von Anfang instinktiv das englische Spiel durchschaut. Rein gefühlsmäßig, aus alten Erinnerungen schöpfend, hat man dort gleich, nach Versailles begriffen, daß die englische Politik nur eine — vom Standpunkt der Machtpolitik — antifranzösische sein kann. Und wenn auch die unmittelbare Beschäftigung der französischen Politik in der Befestigung ihrer Hegemonie, in der Niederhaltung Deutschlands bestand, die Zielrichtung ihrer Politik war nunmehr gegen England gerichtet. Dieser Umschwung ist eine der Ursachen, weshalb der so gefeierte proenglische Clémenceau unmittelbar vor seiner Wahl zum Präsidenten der Republik plötzlich und nach außen scheinbar grundlos in die Versenkung verschwand, ohne daß sich eine Hand für ihn rührte.

Die Deutschenhetze hat in Frankreich längst der Englandhetze Platz gemacht. Nicht etwa, daß wir den Franzosen jetzt mit einem Male sympathisch erscheinen würden: noch sind die Erinnerungen der letzten fünfzig Jahre frisch in aller Gedächtnis, noch starren die Ruinen Nordfrankreichs direkt zum Himmel; aber wir sind ihnen nicht mehr direkt im Wege, wenn wir ihnen auch nicht ungefährlich erscheinen.

Was die Franzosen — oder sagen wir genauer und richtiger: die imperialistisch-militaristischen Kreise und deren Nachläufer — gegen England aufbringt, ist das Gefühl, daß England ihnen überall bei der Ausnutzung des Sieges den Weg verstellt, sie zu behindern, zu binden, zu bevormunden sucht. Und nichts ist den Franzosen empfindlicher und widerwärtiger als Schulmeisterei.

* * *

Bis Briand war die Politik Frankreichs gegenüber England eine defensive, mehr auf die Wahrung des Errungenen mit dem Ziel der Verständigung bedachte, als auf eigene Verstärkung und Schwächung Englands, gleichgültig wie dieser diplomatische Kampf früher oder später enden mag. Seit Poincaré-Barthou ist die Politik Frankreichs gegenüber England zur diplomatischen Offensive übergegangen.

Frankreich hat jetzt auch in der Türkei die Rolle Deutschlands übernommen: die des militärischen Ratgebers. Es hat systematisch auf die Zerstörung des Vertrags von Sèvres, auf die Zurückdrängung Griechenlands, auf die Stärkung der Türkei hingearbeitet.

Das Resultat ist bekannt: England hat bis zuletzt versucht, dem Geschick zu trotzen; aber es stand allein. Weder Italien noch Jugoslawien, am allerwenigsten Bulgarien oder gar das angeblich befreite Ägypten waren bereit, für England die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen, indem man den griechischen Falschspielern zu Hilfe eilte. Die höchst prekäre innerpolitische Situation gestattete der englischen Regierung aber nicht, selbst Krieg zu führen, zumal der Appell an die Kolonien vergeblich war. Lloyd George mußte nachgeben, was natürlich sein Prestige nicht erhöht hat, dagegen Poincaré in Frankreich zum populären Manne machte. Selbst der immer geschäftige Tardieu bleibt bescheiden im Hintergrund, während Favre in der Kammer das Wort von der deutsch-französischen Verständigung aussprechen konnte, ohne des Landesverrats bezichtigt zu werden.

* * *

Auf der gleichen Linie liegt die Entsendung des Bürgermeisters von Lyon und Führers der Radikalen Herriot nach Sowjetrußland. Die Verweigerung der Ratifizierung des Urquart-Vertrags kann mit der Annäherung Frankreichs an Rußland in Verbindung gebracht werden. Frankreich stellt seine Politik gegenüber Sowjetrußland um, und dieses ist entschlossen, die anglo-französische Konkurrenz auszunutzen. Und wenn Rußland zur Dardanellenkonferenz zugezogen wird, obwohl es noch gar nicht anerkannt ist, so ist auch hier die antienglische Politik Frankreichs erkennbar. Es gilt, England aus den Dardanellen wieder zu vertreiben — was freilich nicht leicht sein wird.

* * *

Der immer noch mysteriöse Antrag Bradbury an die Reparationskommission, der, wie immer er auch in Wirklichkeit aussehen mag, jedenfalls auf eine finanzielle Entlastung hinausläuft, ohne Deutschland von der Kontrolle der Alliierten zu befreien, ist sozusagen ein diplomatischer Gegenzug Englands. Bei Niederschrift dieser Zeilen würgt der Quai d'Orsay an dem Antrag herum. Man will zwar Deutschland schwach und unter französischer Kontrolle erhalten, aber die neueste Phase der französischen Politik gegenüber Deutschland, die von der Offensive gegen England diktiert wird, lautet: »Keine Brüskierung Deutschlands; zeigen wir den Deutschen, daß sie mit uns ebenso gute Geschäfte machen können wie mit den Engländern und daß wir schließlich und endlich auch keine Menschenfresser sind.« Daher die Verträge mit Stinnes und anderen deutschen Kapitalisten, daher die Geneigtheit, sogar die Mitarbeit der deutschen sozialen Baubetriebe nicht abzulehnen, daher seit einigen Monaten schon die Passivität der Militärkommissionen, die sonst ihre Noten über uns regnen ließen.

* * *

Wird man in Deutschland diese Atempause endlich ausnutzen und dem Spiel mit dem deutschen Volke, das die Schwerindustrie und die Banken und in deren Gefolge das Heer der kleinen Spekulanten und der Agrarier nun schon drei Jahre treiben, ein Ende machen? Oder will man warten, bis wir wie Österreich finanziell und wirtschaftlich ausgeplündert sind und dann zum Hohn noch als Verschwender unter Kuratel gestellt werden? Wird man weiter unter dem Terror der »Sachverständigen« die Dinge in den allen sichtbaren Abgrund laufen lassen? J. S.-J.

Literarische Rundschau

Walther Rauschenberger, **Die staatsrechtliche Bedeutung von Staatsstreich und Revolution.** Leipzig 1922, Verlag von Felix Meiner. Preis M. 7.50.

Der Verfasser behandelt die zeitgemäße Frage nach dem Recht der deutschen Revolution und der daraus entstandenen deutschen Republik. Er geht davon aus,

daß in den Reihen der Staatsrechtslehrer gegensätzliche Meinungen bestehen über die rechtliche Wertung einer Staatsgründung bezw. einer gründlichen Umwandlung der Staatsform und kommt zu dem Ergebnis, daß eine Staatsgründung ein tatsächlicher Vorgang sei, der jenseits des Rechts liege und deshalb rechtlich nicht begründet werden könne. Ein Staatsgründer besitzt die souveräne Gewalt, auf die er ganz allein sich stützt, und darum ist es sinnlos, zu fragen, ob sich die Staatsgründung auf rechtmäßigem oder unrechtmäßigem Wege vollzogen habe. Der tatsächliche Besitz der höchsten Gewalt, nicht der Rechtsgrund, ist entscheidend, der eigene Wille der Staatsmacht ist die höchste und letzte Instanz für die Entschließungen. Wollte man bei einer Staatsgründung nach dem Rechtstitel fragen, so würde wohl kaum einer der Staaten vor dem Richterstuhl des Rechts bestehen können, weil sie wohl alle durch einen Gewaltakt entstanden sind.

Wie mit einer Staatsgründung, so verhält es sich auch mit einer Staatsumwälzung, die sich durch eine gewaltsame Revolution vollzieht. Hier reißt der Faden der rechtlichen Betrachtung ab, es entsteht ein Einschnitt im Rechtsleben, die zur Herrschaft gelangten neuen Gewalten entnehmen ihre Existenzberechtigung nicht mehr dem alten Rechte, das untergegangen ist, sondern der reinen Tatsächlichkeit, der Tatsache, daß sie sich durchgesetzt haben. Eine jede politische Revolution ist eine Unterbrechung des Rechtslebens, sie beseitigt mit Gewalt die bisherige Staats- und Rechtsordnung, sie setzt einen neuen Staat, ein neues Recht, eine neue Ordnung an die Stelle der alten. Sie ist hierzu gezwungen, weil eine Volksgemeinschaft ohne eine staatliche Organisation nicht bestehen kann, die ihren sichtbaren Ausdruck in der Verfassung findet. Die nach der Novemberrevolution gewählte Nationalversammlung, die die Reichsverfassung schuf, war das rechtmäßige Organ des neuen Staates, der deutschen Republik, da die Organe des alten Staates abgedankt hatten und verbraucht waren, sie war die Schöpferin einer neuen Staats- und Rechtsforderung, da die alte zusammengebrochen war. Dadurch, daß sie die Anerkennung der weit überwiegenden Mehrheit der Staatsbürger und Staatsbürgerinnen fand, verloren ihre Beschlüsse und Maßnahmen den Charakter der Rechtswidrigkeit. Das Recht, die Ordnung, von der aus gesehen sie rechtswidrig sind, geht unter, die alte Rechtsordnung hat das Feld geräumt und ist von der Bühne abgetreten, eine neue Ordnung tritt an ihre Stelle. Zwischen der alten und der neuen Staatsgewalt bleibt ein rechtsleerer Raum. Wenn ein Volk zu einer Macht wird, die die bisherige Fürstenmacht überragt, so ergreift es die Staatsgewalt und begründet einen neuen Volksstaat an Stelle des Fürstenstaats.

Die kleine, aber inhaltreiche Schrift verdient die wärmste Empfehlung. Besonders notwendig wäre es, wenn die Gegner der Republik und der Reichsverfassung sie gründlich studieren wollten, damit sie erkennen, daß ihre Auffassung von der gegenwärtigen Staats- und Rechtsordnung auf einem Irrtum beruht. Die deutsche Republik ist nicht etwa eine Rechtswidrigkeit und eine Unterbrechung des alten Rechtszustandes, die man in der Hoffnung auf eine baldige Wiederherstellung des alten monarchischen Staates mit innerem Widerstreben ertragen müsse, sie steht auf einem neuen Rechtsboden und beruht auf der tatsächlichen Existenz, die mindestens ebenso berechtigt ist wie der alte Staat, der unter den Stürmen der Revolution zusammengebrochen ist und damit seine Existenzberechtigung verloren hat.

Franz Laufkötter

Det Danske Socialdemokratis Historie. Fra 1871 til 1921 Festskrift i Anledning af 50—Aaars Jubilaeet von E. Wiinblad og Alsing Andersen. Kopenhagen 1921, Socialdemokratiets Forlag »Fremad«. 2 Teile (352 und 365 Seiten).

Als in den Julitagen 1921 die dänische Sozialdemokratie ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, wurden Wiinblad und Andersen beauftragt, in einer Festschrift zu schildern, wie sich die Partei allmählich zu einem machtgebietenden Faktor in Dänemark entwickelt hat. Das Buch ist leider keine Geschichte der Sozialdemokratie ge-

worden, wie sie Mehring für Deutschland geschrieben hat. Man vermißt fast überall ein Eingehen auf letzte prinzipielle Fragen, was ja auch kaum der Denkweise der dänischen Sozialdemokratie entsprechen würde. Für alte Parteigenossen soll es ein Nachschlagewerk sein, um Erinnerungen aufzufrischen, für die Jugend soll es das sein, was früher die Bücher über »Wilhelm und seine Zeit« der deutschen Jugend geben sollten. Das Buch »forkaeller«, erzählt, und beweist so wieder, daß man viel sagen kann, ohne Wesentliches zu sagen, es ist, wie es selbst angibt, eine Festschrift und als solche zu bewerten. Ein anderer Geist, eine andere Einstellung, als wir es durch die deutsche sozialistische Literatur gewohnt sind, tritt uns hier entgegen. Man fragt sich beim Lesen immer wieder, wie ist es möglich, daß sich in unserem Nachbarland eine ganz anders eingestellte Sozialdemokratie entwickeln konnte? Dies zu untersuchen, kann hier nicht meine Aufgabe sein; man beachte nur, um einige Beispiele anzuführen: 1890, ja schon 1888 wurde offiziell ohne Vorbehalt das Paktieren mit dem radikalen Bürgertum gebilligt, 1910 ein regelrechtes Wahlbündnis abgeschlossen; gegenüber dem Monarchen wurden stets die Höflichkeitspflichten beachtet usw. Und trotz alledem — oder vielleicht gar wegen dieser Einstellung? — besteht heute keine kommunistische Bewegung in Dänemark, wo vielmehr die revisionistische Partei mit ihrem marxistisch-kollektivistischen Programm vollkommen im Tageskampf aufgeht, weit entfernt davon, auf wissenschaftliche Fragen Wert zu legen. Und deswegen lohnt es sich, dies Werk zu lesen, dessen Bedeutung als Festschrift anerkannt werden muß.

Die geschickte Anordnung der Abbildungen zeigt, daß die Verfasser der Jugend und den Fernstehenden den ethischen Gehalt der Bewegung darlegen sowie die Erfolge und die historische Bedeutung bildlich veranschaulichen wollten. Wenn man das Werk wegen der fremden Sprache, in der es abgefaßt ist, nur als »Bilderbuch« betrachten kann, wird man schon zu einer Anerkennung dessen kommen, was die Partei geleistet hat, und somit auch des Werkes. Zuerst schildert uns das Buch nach einem kurzen Überblick über die Bewegung im Ausland das Auftreten des früheren Offiziers Louis Pio und die Zeit der Gründung unter Berücksichtigung der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung. Gerade dieser Abschnitt gibt sehr wertvolles Material. Besonders behandelt wird neben der weiteren Entwicklung der Partei im ersten Band die allgemeine politische Lage in der Zeit vom ersten Ministerium der Linken (1901) bis zur Gegenwart, als es der Partei glückte, eine Forderung nach der anderen durchzudrücken. Wie sehr die Partei von liberalen Ideen beeinflußt ist, zeigt sich oft, zum Beispiel in den kurzen Ausführungen über Nordschleswig. Ein tieferes Eingehen auf das Problem vermißt man leider im Abschnitt über Sozialisierung. Am Schlusse des ersten Bandes wird der Wortlaut des Programms von 1919 gegeben. Der zweite Band behandelt einige spezielle Punkte. In dem über 200 Seiten langen Abschnitt über die »Eroberung der Kommunen« merkt man besonders, wie die Partei ganz aufgegangen ist im Tageskampf, mit welcher Liebe sie sich eingesetzt hat für die Erringung sozialer Vorteile, wie Bau neuer Schulen, Kranken- und Armenhäuser. »Die schönste Einleitung für das Jubiläumsjahr war« (S. 17), daß die Partei die 1917 eroberte absolute Mehrheit in Kopenhagen 1921 erweitern konnte. Der Abschnitt über die fast nur auf Erringung materieller Vorteile eingestellte dänische Gewerkschaftsbewegung ist trotz deren hervorragender Leistungen der schlechteste des Werkes. »Weil die Schilderung des Lebens selbst mehr besagt als theoretische Erörterungen« (S. 209), beschränkte man sich hier leider auf alte Streikgeschichten, Angabe von Daten und Lebensschilderungen der Führer! Kaum erfährt man, wie es den Gewerkschaften glückte, den Achtstundentag durchzusetzen. Es folgen noch kurze Kapitel über das Genossenschaftswesen (31 Seiten!), Arbeitergesang und -sport sowie die Bewegung auf Färöer, Island und unter den Dänen in Amerika. Ein ausführliches Register fehlt leider. Trotz der Schwächen sollte man in Deutschland an dieser Festschrift nicht vorbeigehen, denn wir können noch manches lernen von unseren dänischen Freunden.

Wilhelm Grotkopp (Kiel)

Die internationale Gewerkschaftsbewegung. Anhang V (April 1922): **Erster Tätigkeitsbericht des Internationalen Gewerkschaftsbundes** (Juli 1919 bis Dezember 1921), vorgelegt dem Ordentlichen Kongreß in Rom, April 1922. Anhang VI: **Erhebung über den Achtstundentag.** Schriftleitung und Verwaltung: Amsterdam, Vondelstraat 61.

Das erste Heft schildert einleitend die Arbeit, die seit dem Amsterdamer Kongreß vom Jahre 1919 geleistet worden ist, um die Gewerkschaftsinternationale wieder aufzurichten und lebensfähig zu machen. Die zu überwindenden Schwierigkeiten lagen darin, daß nicht nur zwischen den verschiedenen Völkern noch starke Gegensätze bestanden, sondern daß auch die verschiedenen Richtungen in der Arbeiterbewegung der einzelnen Länder scharf aufeinanderplatzten. Die Einigungsbestrebungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, und der erste Bericht des Internationalen Gewerkschaftsbundes stellt mit Genugtuung die Tatsache fest, daß »es nicht die Politiker und Diplomaten, nicht die Künstler und Gelehrten, nicht die offiziellen Kulturträger, sondern daß es unsere Gewerkschaftsinternationale gewesen ist, die als erste Weltorganisation nach dem Kriege die Brüderschaft aller Völker in die Tat umsetzte, die erfolgreich bestrebt war, den Haß zwischen den Völkern auszulöschen, die Folgen des Krieges so schnell wie möglich zu überwinden und die Grundlagen eines wahren Weltfriedens zu legen«. Diese Solidarität der Arbeiter wurde geschmiedet unter dem Widerstand der offiziellen Regierungsvertreter der Siegerstaaten. Eine der wichtigsten Forderungen war die Zulassung Deutschlands und Österreichs zum Internationalen Arbeitsamt, um »jeden Stachel zu beseitigen, durch den das Gift des Krieges noch weiter im sozialen Organismus nachwirken könnte«. Der Bericht weist auf die zwar langsame, aber stetige Entwicklung des internationalen Gedankens hin, die unter anderem in der Tatsache zutage tritt, daß die Zahl der angeschlossenen Mitglieder von 17 Millionen, die in Amsterdam gezählt wurden, auf 24 Millionen, die in London (November 1920) vertreten waren, angewachsen ist.

Nach einem warmen Nachruf für Karl Legien, den der internationale Sekretär Jan Oudegeest (Holland) geschrieben hat, wird berichtet über die innere Gliederung und die finanzielle Lage des Gewerkschaftsbundes, über die soziale Gesetzgebung der verschiedenen Länder, die Aktionen des Internationalen Gewerkschaftsbundes (Boykott gegen Ungarn, Hilfe für Wien und das hungernde Rußland, Krieg dem Kriege), die Stellung zu den anderen sozialistischen Internationalen (Moskau gegen Amsterdam) und über den Wiederaufbau Europas. In einem Anhang werden die Protokolle über die Sitzungen des Verwaltungsrats des Internationalen Arbeitsamts (Washington, Paris, London, Genua, Genf und Stockholm) veröffentlicht. Der Bericht, der außerordentlich interessante Einzelheiten bietet, kommt zu dem Ergebnis: »Trotz des Hasses, mit dem uns die Regierungen gewisser Länder, die Unternehmer und ein Teil der sogenannten revolutionären Arbeiter verfolgen, trotz der mancherlei Torheiten, die rings um uns her auf wirtschaftlichem und organisatorischem Gebiet begangen werden, trotz der mannigfachen Widerstände, die wir Tag für Tag überwinden müssen, können wir feststellen, daß unsere Internationale in kurzer Zeit der Sammelpunkt für die organisierten Arbeiter aller Länder, denen es ernstlich um den Machtzuwachs der Arbeiterklasse zu tun ist, geworden ist.« Dieser Stolz ist berechtigt, was am deutlichsten zutage tritt, wenn man die Entwicklung verfolgt, die der internationale Gedanke in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat — einstmals ein Internationalismus des Gefühls und der Theorie, heute ein Internationalismus des Willens und der Praxis.

Das zweite Heft gibt eine Erhebung wieder über die Frage, wie weit der Achtstundentag bezw. die Achtundvierzigstundenwoche durchgeführt worden ist, ob von seiten der Regierungen, der Parlamente oder der Unternehmer Versuche gemacht worden sind, die Arbeitszeit zu verlängern, und ob diese Versuche Erfolg gehabt haben.

Die Antworten, die von den Organisationen der verschiedenen Länder eingelaufen sind, bieten interessantes Material und spiegeln die Macht der Arbeiterorganisationen wider. Es ergibt sich daraus, daß in den meisten Ländern der achtstündige Arbeitstag teils gesetzlich festgelegt, teils faktisch durchgeführt worden ist, daß aber überall das Bestreben in Unternehmerkreisen zutage tritt, diese Errungenschaft zu beseitigen, ein Bestreben, das bislang noch wenig Erfolg gehabt hat.

Franz Laufkötter

Jakob Wassermann, **Mein Weg als Deutscher und Jude.** Berlin, Verlag S. Fischer. 126 Seiten.

Jakob Wassermann gehört zu den Erzählern, denen nicht das bloße Erzählen Selbstzweck ihres Schaffens ist, sondern die in ihren Büchern jeweils ernsteren Problemen nachgehen. Was Wassermann in dem vorliegenden Buche gibt, das ist in seinem Titel klar ausgedrückt. Er spricht von den mancherlei ungünstigen Erfahrungen, die er, der Jude, auf seinem Lebensweg machte. Von den völlig unberechtigten und ungerechten Anfechtungen und Achtungen, die er erfuhr, und er sucht dann den Dingen an die Wurzel zu gehen, die alten Rassenfeindschaftsrätsel zu lösen. Indes kommt auch Wassermann über Persönliches nicht hinaus, und absolut Neues erfährt man auch aus diesem Buche nicht. Zudem wissen wir, daß trotz all dieser völkischen Achtung oder wie man es sonst nennen will, sowohl in Österreich als auch in Deutschland nicht zuletzt die jüdischen Schriftsteller sich in sehr erfolgreicher Weise durchgesetzt haben, ja auf dem Gebiet der Belletristik und des Journalismus recht häufig zu gefeierten Größen wurden. Diese Tatsache resultiert zweifellos aus einem tüchtigen Können und vor allem aus einem sicheren Blick für das Notwendige und Gangbare. Wassermann ist bescheiden und aufrichtig; er begnügt sich nicht mit bloßem Erfolg, er will tiefer sehen, er versucht, besonders den deutschen Landsleuten ins Gewissen zu reden. Und er will den Wert des Juden als Mensch und Bürger den fortgeschrittenen Zeitgenossen durch die Feststellung beweisen, daß Juden häufig die »Jakobiner der Epoche« sind, daß sie »in bezug auf Bildung, Kunst, Forschung und Idealismus an der Tete des Volkes marschieren«. Das alles mag mehr oder weniger stimmen, wird aber gerade in unserer Zeit eine vernünftige Loyalität eines gewissen Teiles des deutschen Volkes gegenüber den jüdischen Mitbürgern nicht auslösen. Es gilt hier das alte Wort: Und wenn du mit Engelszungen redetest....

Das Buch ist interessant als menschliches Zeitdokument, als der Schrei eines gequälten Herzens, als Appell an die völkische Vernunft und zu einem guten Teil auch als Mahnruf an die eigenen Glaubens- und Rassegenossen, bei denen man nach Wassermann besonders in Österreich die »bürgerliche Abgeschliffenheit« und die »soziale Unauffälligkeit« zuweilen vermißt, was bei dem Dichter gelegentlich eine »tiefe Scham« hervorrief. Bei aller Hochachtung vor dem schöngeistigen Schaffen Wassermanns — sein »Kaspar Hauser«, sein »Gänsemännchen«, sein »Christian Wahnschaffe« sind beachtenswerte Leistungen —, aber was will er denn persönlich? Zwar verflucht ihn Adolf Bartels noch immer, aber Ernst v. Wolzogen, der von Jahr zu Jahr sich arischer gebärdet, hat erst neulich in seinen Erinnerungen betont, daß ihm Jakob Wassermann stets als ein vorbildlicher junger deutscher Mann gegolten habe. Im Gegensatz zu allen anderen Juden, die ihm begegnet seien. Diese anderen haben es freilich längst aufgegeben, an die Vernunft derer um Adolf Bartels und Ernst v. Wolzogen in beschwörenden Worten zu appellieren. Kl.

Emil Haemig, **Über den Begriff der Sozialwirtschaft.** Kritischer Beitrag zur theoretischen Nationalökonomie. Zürich 1922, Verlag der Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins. 62 Seiten. Preis gebunden 2 Franken.

Die Gedankengänge, die der vorliegenden wissenschaftlichen Arbeit des Züricher Privatdozenten für Soziologie zugrunde liegen, drehen sich im wesentlichen um

eine Überwindung der landläufigen Nationalökonomie: Das Bewußtsein, das der Mensch von seinem Leben und Handeln gewinnt, ist ein Bewußtsein der Lebensgemeinschaft, der er angehört. Unter allen Betätigungsweisen des Menschen sind die wirtschaftlichen Handlungen die, die die größte Beachtung finden. Die Beantwortung der Frage nach dem Wesen des wirtschaftlichen Lebens und Handelns ist das Grundproblem der theoretischen Nationalökonomie. Da aber die wirtschaftliche Betrachtungsweise nicht die einzige Art und Weise ist, worin der Mensch von seinem Leben und Handeln ein Bewußtsein gewinnt, da vielmehr das menschliche Leben auch als geistiges und sittliches Leben aufzufassen ist, muß die Nationalökonomie auch auf diese weiter reichenden Äußerungen des gesamten kulturellen Lebens Rücksicht nehmen. Es handelt sich deshalb für sie um die sämtlichen Zusammenhänge des menschlichen Lebens als einer Arbeits- und Wirkensgemeinschaft, also um eine Sozialphilosophie, die die Sozialwirtschaft zu ihrem Gegenstand hat. Alle individuellen Wirkungsweisen sind stets an andere Wirkungsweisen gebunden, so daß ein innerer Zusammenhang unter den wirtschaftenden Menschen und Gruppen besteht. Hierbei spielt die Gewöhnung eine wichtige Rolle, die die Anteilnahme des einzelnen an der Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft regelt. Das soziale Leben ist der Inbegriff aller aus der unlösbaren Zugehörigkeit des Einzelmenschen zur Lebensgemeinschaft hervorgehenden wechselnden und gegensätzlichen Beziehungen und Betätigungsweisen. Die Grundtatsache alles wirtschaftlichen Lebens ist die Teilnahme aller am gemeinsamen Leben. Wohl muß es Führer und Wegweiser geben, aber sie sind an die Tasache der Gefolgschaft gebunden, weil sie nur führen können, wenn sie von den anderen verstanden werden. Der Möglichkeit nach ist jeder einzelne zur Führerschaft berufen, und in diesem Sinne ist alles staatliche, wirtschaftliche, rechtliche und soziale Leben demokratisch, weil keiner herrscht, sondern alle dem gemeinsamen Leben dienen und sich dadurch gegenseitig helfen. Oberster Grundsatz aller wahren Staats- und Wirtschaftspolitik kann also einzig und allein nur der demokratische Grundsatz der Heranziehung aller zur aktiven Teilnahme am gemeinsamen Leben sein.

In diesem Bekenntnis zur Demokratie klingt die kleine, aber inhaltreiche Schrift aus, die es wert ist, gelesen und durchdacht zu werden. Sie ist nicht leichtverständlich geschrieben, aber bei gründlicher Durchdringung erschließt sich das Verständnis auch für den sozialphilosophischen Neuling. Franz Lauf köfter

---

Immanuel Kant, **Vermischte Schriften.** Mit Einleitung, Anmerkungen, Personen- und Sachregister neu herausgegeben von Karl Vorländer. Philosophische Bibliothek, 50. Band. Leipzig 1922, Verlag von Felix Meiner. LI und 324 Seiten. Preis geheftet 105 Mark, gebunden 140 Mark.

Von Kants Schriften wird gemeinhin nur sein Hauptwerk »Die Kritik der reinen Vernunft« und die Friedensschrift »Zum ewigen Frieden« genannt. Von seinen übrigen Büchern, wie die »Kritik der praktischen Vernunft« und die »Kritik der Urteilskraft« sowie die »Anthropologie« und die »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« hört man herzlich wenig. Im Verhältnis zu seinem Hauptwerk noch unbekannter sind seine kleineren Schriften, Kants Nachlaß, Aufsätze und Briefe. Es ist daher äußerst verdienstvoll vom Verlag sowohl wie vom Herausgeber, im Rahmen der »Philosophischen Bibliothek« Kants unbekanntere Schriften einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen.

In dem vorliegenden Band »Vermischte Schriften« glaubt man den Kant der »Kritik der reinen Vernunft« kaum wiederzuerkennen, so lebendig ist der Stil und so erfrischend die Sprache. Ob wir mit Kant über Ethik oder Erkenntnistheorie, über die »Verschiedenen Rassen der Menschen« oder über die »Krankheiten des Kopfes«, über »Pädagogik« oder »Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie« philosophieren, die Lebendigkeit der Sprache macht es, daß man den Zeilen mit größtem Interesse folgt. Die »Bruchstücke aus Kants Nachlaß«, die

den Abschluß des Buches bilden, sind das Beste, was in diesem Band Aufnahme gefunden hat. Von der Einleitung, die von jeder der in diesem Bande vereinigten Schriften eine kurze Entstehungsgeschichte gibt, läßt sich ebenfalls nur Gutes sagen. Sie gibt einem, was man von Vorländer zu erhalten gewohnt ist: Genauigkeit und Sachverständnis. Ernst Wilh. Neumann

---

Walter v. Molo, **Im Zwielicht der Zeit.** Bilder aus unseren Tagen. München, Verlag A. Langen. 176 Seiten.

Walter v. Molo hat sich durch seinen Schiller-Roman und durch die belletristische Preußentrilogie unter den deutschen Erzählern der Gegenwart einen sehr geachteten Namen gemacht. In dem vorliegenden Buche gibt er zweiunddreißig Novellen und Skizzen gutgeschauter und feinpointierter Art, Schicksale und Stimmungen leichter und schwererer Natur, die im Laufe der Jahre für Genießer knapper literarischer Feinkost geschrieben wurden. Es sind fesselnde Geschichten, die der Erholung und Abwechslung suchende Leser nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird, schon der starken Bildkraft wegen nicht, mit der Molo zu arbeiten versteht. Kl.

Ludwig Thoma, **Die Dachserin** und andere Geschichten aus dem Nachlaß. München, Verlag A. Langen. Preis geheftet 60 Mark, gebunden 100 Mark.

Nach dem kürzlich hier angezeigten Roman ein neues Nachlaßbuch des schaffensfrohen und schaffensstarken Ludwig Thoma. Diese elf vorwiegend heiteren Geschichten in Schilderungs- oder Dialogform aus den oberbayerischen Dörfern, aus Kleinstadtbezirken und aus München stellen nicht immer gute epische Dichtung, sondern häufiger klug geschaute und überlegen gestaltete Volks- und Kulturschilderungen dar. Kräftig und erdverwachsen aber besonders immer dort, wo versucht wird, bäuerische Charaktere und Gestalten in ihren Schicksalen und kleineren Alltagsnöten sich ausleben, ausplauschen, aussinnieren zu lassen. Zweifellos gibt das Buch (das übrigens wohl kaum das letzte aus dem Nachlaß sein wird) eine gute Probe von der Milieu-, Stimmungs- und Gestaltungskraft, die dem Frühverstorbenen von seinen ersten Schaffenstagen an eigen war. Kl.

Notizen

Die noch der Förderung harrenden Kohlenreserven der Vereinigten Staaten von Amerika wurden auf dem letzten Geologischen Kongreß auf rund 3 838 657 000 000 metrische Tonnen geschätzt — ein fast unerschöpflicher Reichtum, wenn man bedenkt, daß die sich über die letzten hundert Jahre erstreckende Kohlenförderung der Vereinigten Staaten weniger als ein halbes Prozent dieser Menge ausmacht. Die immer mehr steigende Kohlenausfuhr der nordamerikanischen Union macht jener des bisherigen Weltkohlenlieferanten, England, den Rang streitig. Wenn auch im letzten Jahr infolge ausgedehnter Lohnkämpfe und Streiks die Kohlenförderung wesentlich zurückgegangen ist, so wird doch aller Voraussicht nach das kommende Jahr die aufsteigende Linie der Kohlenproduktion und -ausfuhr weiterführen.

Die gesamte Kohlenausfuhr der Vereinigten Staaten von Amerika betrug im Rechnungsjahr 1899/1900 7 Millionen Tonnen, 1909/10 13, 1912/13 21, 1916/17 24, 1919/20 28, 1920/21 39, 1921/22 16 Millionen Tonnen. An Geldwert ergab diese Ausfuhr 1899/1900 20 Millionen Dollar, 1912/13 65, 1917/18 112, 1920/21 352, 1921/22 68 Millionen Dollar. Den größten Anteil an der Ausfuhr haben die außereuropäischen Länder, vor allem Südamerika, von dessen Markt England in der Zeit während und nach dem Kriege mehr und mehr verdrängt worden ist. Von europäischen Ländern waren Frankreich, Italien, die Niederlande, Schweden, die Schweiz Hauptabnehmer amerikanischer Kohlen.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 5 | Ausgegeben am 3. November 1922 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Vor Neuwahlen in England

Von Heinrich Cunow

Die englische Regierungskrise hat ihre Entscheidung gefunden: Lloyd George ist von seinem Posten als englischer Ministerpräsident zurückgetreten, der konservative Parteiführer Bonar Law hat ein neues Ministerium gebildet — und bereits am 15. November sollen allgemeine Neuwahlen stattfinden, so daß schon am 20. November die neuerwählten Parlamentsmitglieder zur Eröffnungssitzung des neuen Unterhauses zusammentreten können.

Bis zuletzt hat Lloyd George mit seiner erprobten demagogischen Geschicklichkeit um seine Stellung gekämpft. Alles hatte er schön arrangiert, um die rechtskonservative Opposition zu beschwichtigen und ihr seine Unentbehrlichkeit in dem jetzigen Zustand Englands zu demonstrieren. Zunächst trat nach Verständigung mit ihm der gemäßigt-konservative Führer der Unionisten im Unterhaus, Austen Chamberlain, in Aktion. Auf einer großen Unionistenversammlung in Birmingham befürwortete er eindringlich die Fortsetzung der bisherigen konservativ-liberalen Regierungskoalition unter Führung von Lloyd George, dem er attestierte, daß er immer loyal gegen die Konservativen gehandelt habe und deren Wünschen stets bereitwillig entgegengekommen sei. Würde die Koalition gesprengt und Neuwahlen ausgeschrieben, so stände, erklärte er, ein heftiger Wahlkampf bevor, aus dem wahrscheinlich ein von dem jetzigen sehr verschiedenes Unterhaus hervorgehen würde, denn es sei nicht ausgeschlossen, daß bei den Wahlen die Arbeiterpartei eine Mehrheit der Parlamentssitze erringe, und in diesem Falle würden nicht die besonneneren Arbeiterführer, sondern die Radikalen, die sich meist ihre Ansichten durch Massenversammlungen diktieren ließen, die Oberhand gewinnen. Die Industrie würde durch eine Vermögensabgabe in den Ruin getrieben, und zugleich würden von neuem die alten Nationalisierungs-(Verstaatlichungs-)bestrebungen wieder einsetzen. Diejenigen, welche die Auflösung der Regierungskoalition verlangten, beschwörten deshalb große politische Gefahren herauf und lüden dadurch eine schwere Verantwortung auf sich.

Diesem ersten Akt der Lloyd Georgeschen Verteidigungsaktion folgte schon am 14. Oktober im Liberalen Reformklub zu Manchester der zweite. Dort trat der Premierminister selbst als Hauptakteur auf; doch schickte er auch hier zunächst Chamberlain vor, damit dieser für die Aufrechterhaltung der konservativ-liberalen Koalition plädiere. Erst nachdem Chamberlain ihm das Terrain geebnet hatte, rückte dann Lloyd George selbst mit seiner angekündigten großen Rede heraus, in der er sich selbst als Wiederhersteller der englischen Wirtschaftsstellung nach dem Kriege vorstellte. Dabei vermied er mit anerkennenswertem Geschick einen direkten Angriff auf die Rechtsunionisten. Obgleich vor allem der rechte Flügel der Konservativen unter Lloyd Derbys und Salisburys Leitung seinen Rücktritt forderte, griff er nicht diese

Personen an, sondern glitt über ihre scharfe Opposition mit glatten Redensarten hinweg, um dann zur Genugtuung der Rechtskonservativen die schärfsten Pfeile seiner sarkastischen Satire gegen die Führer der unabhängigen Liberalen, gegen Asquith, Grey und vor allem Gladstone zu richten.

Eine schlaue Taktik — aber genutzt hat sie Herrn Lloyd George nichts. Die Erbitterung über seine eigenmächtig-persönliche, die Herzenswünsche der Konservativen oft völlig ignorierende, England in immer neue Konflikte treibende Politik war zu groß, als daß sie durch derartige wohlpräparierte eigene und fremde Reden umzustimmen war. In der einige Tage darauf (am 19. Oktober) im Londoner Carlton-Club abgehaltenen Unionistenkonferenz hatten die Rechtsunionisten, die sogenannten »Die-hards« die entschiedene Mehrheit. Die Reden Chamberlains und Lord Birkenheads zugunsten einer Fortsetzung der Koalition wurden wiederholt durch spöttische Zurufe unterbrochen, obgleich Austen Chamberlain wiederum den Trick gebrauchte, die bisherige Koalition als bestes Bollwerk gegen die Bestrebungen der Arbeiterpartei hinzustellen. Dagegen fand Baldwins, des englischen Handelsamtspräsidenten, Polemik gegen Lloyd George, vor allem aber Bonar Laws Forderung, die Verbindung mit den sogenannten Koalitionsliberalen zu lösen und den nächsten Wahlkampf selbständig mit einem eigenen Wahlprogramm zu führen, energische Zustimmung. Schließlich wurde mit 186 gegen 87 Stimmen folgender Beschluß gefaßt: »Die Versammlung der konservativen Mitglieder des Unterhauses erklärt als ihre Meinung, daß die Konservative Partei zwar willig ist, mit den Koalitionsliberalen zusammenzuwirken, aber die Wahlen als unabhängige Partei mit eigenen Führern und mit eigenem Programm auszufechten gedenkt.«

Sofort nach Schluß der Konferenz fuhr Chamberlain mit einigen koalitionstreuen engeren Parteifreunden nach Downingstreet 10, um dort mit Lloyd George über die zu ergreifenden Maßnahmen zu beraten. Nach gegenseitiger Aussprache wurde der Beschluß gefaßt, daß das ganze Ministerium zurücktreten und dem König die Auflösung des Unterhauses empfohlen werden solle!

Lloyd George ist also vorläufig kaltgestellt — vorläufig; denn es ist keineswegs ausgeschlossen, daß er nach den Wahlen wieder als Führer einer gleichartigen Regierungskoalition seinen alten Ministerpräsidentensessel einnimmt. Er denkt nicht daran, sich einfach beiseiteschieben zu lassen und sich mit der Rolle eines Parteiführers der bisherigen Koalitionsliberalen zu begnügen. Das zeigt sein Ausspruch vor seiner Abreise am 21. Oktober zur Wahlagitationsrede in Leeds. Er sei, erklärte er, jetzt ein freier Mann; ledig aller Regierungslast, die bisher seine Schultern gedrückt hätte, aber das Schwert sei in seiner Hand geblieben.

Noch deutlicher ergibt sich seine Absicht aus seiner Rede in Leeds, die einen wesentlich anderen Charakter trug als die von ihm acht Tage vorher gehaltene Rede in Manchester. Hatte er sich im liberalen Reformklub Manchesters gegen die unabhängigen Liberalen Asquithscher und Gladstonescher Färbung gewandt und den Anschauungen der Konservativen billige Konzessionen gemacht, so nannte er in Leeds die Zerstörung der konservativ-liberalen Koalition ein Verbrechen, schimpfte auf die »reaktionären Meuterer«, die die Versammlung im Carlton-Club irregeleitet hätten,

und bezeichnete sich ostentativ als alten Demokraten und Fortschrittler. Eine so offensichtliche Wendung nach links, daß englische Blätter daraus schlossen, er schiele nach den unabhängigen Liberalen und hätte seinen alten Plan, aus den Gemäßigtkonservativen, den Koalitionsliberalen oder, wie sie sich heute mit Vorliebe nennen, den »Nationalliberalen« und dem Gros der unabhängigen Liberalen eine große bürgerliche Mittelpartei, eine sogenannte »Centre Party« zu bilden, wieder aufgenommen.

Ob Lloyd George tatsächlich in Leeds an eine Wiederaufnahme seines alten Planes gedacht hat, ob er, als er von den Meuterern des Carlton-Clubs sprach, nur seinen Ärger an den Führern des rechten Flügels der Unionisten auslassen wollte oder ob er lediglich diesen Elementen mit einer Koalitionsneubildung drohen wollte, läßt sich natürlich nicht feststellen; sicher aber ist, daß die Vorbedingungen für die Verwirklichung eines derartigen Planes heute noch weit weniger in England vorhanden sind als vor zwei, drei Jahren. Bestehen auch zwischen dem rechten und linken Flügel der Unionisten manche Gegensätze, so sind doch beide Teile durchaus nicht geneigt, sich zu trennen und dadurch ihren Einfluß auf die englische Regierungsmaschinerie noch mehr zu schwächen. Auch die sogenannten »Diehards« sind nicht prinzipielle Gegner einer Koalition mit den Gemäßigt-Liberalen; aber sie verlangen, daß sie in dieser Koalition die erste Geige spielen, das heißt daß ihnen ein entscheidender Einfluß auf die politische Haltung der Regierung eingeräumt wird, die persönliche Politik Lloyd Georges mit ihrer Ausspielung der verschiedenen Koalitionsgruppen gegeneinander aufhört und daß ferner von der Regierung eine die alte Weltmachtstellung Englands sichernde konsequent-imperialistische Außenpolitik getrieben wird. Man weiß sehr wohl in der Konservativen Partei, daß, wenn sie heute auch von den 615 Parlamentssitzen 366 im Besitz, also für sich allein eine Mehrheit hat, sie doch voraussichtlich bei den bevorstehenden Wahlen einen Teil ihrer Mandate an die Arbeiterpartei, vielleicht auch an die unabhängigen Liberalen verlieren wird und daß selbst dann, wenn sie aus den Wahlen mit einer nur geringen Einbuße in das Unterhaus zurückkehren sollte, sie mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen nicht zu regieren vermag. Sie muß sich also nach Bundesgenossen umsehen, und mit welcher anderen Partei könnte sie eine Regierungskoalition bilden, als mit den prinzipienlosen Nationalliberalen?

Daraus erklärt sich auch, daß sofort nach der Abstimmung im Carlton-Club Balfour und Chamberlain an die Presse einen Brief richteten, in dem sie sich für die Fortsetzung der bisherigen Koalition und eine dementsprechende Wahltaktik aussprachen. Und andere Führer der Unionisten, darunter auch Leslie Wilson, der Haupteinpeitscher der Unionisten, und Lord Derby, der im neuen Bonar Lawschen Ministerium mit dem Posten eines Staatssekretärs des Kriegsamts bedacht worden ist, haben sich öffentlich in ähnlicher Weise geäußert. Sie empfehlen ihrer Anhängerschaft, zwar den Wahlkampf entsprechend dem im Carlton-Club gefaßten Beschluß selbständig mit eigenem Wahlprogramm zu führen, aber in allen jenen Wahlkreisen, wo unionistische und nationalliberale Kandidaten einander gegenüberstehen und die Möglichkeit besteht, daß infolgedessen ein Kandidat der Arbeiterpartei oder der unabhängigen Liberalen gewählt werden könnte, mit aller Entschiedenheit dahin zu wirken, daß einer der beiden konkurrierenden Koalitionskandidaten

zurücktritt und der bleibende die volle Unterstützung der anderen bisher an der Regierungskoalition beteiligten Partei findet. Und dieses Bestreben der Unionisten, den Auseinanderfall der alten Koalition möglichst zu verhüten, hat natürlich bei den Nationalliberalen Gegenliebe gefunden. Sie haben zugesagt, ihrerseits in gleicher Weise bei der Wahl die Unionisten unterstützen zu wollen.

Es ist deshalb auch nicht ausgeschlossen, daß, wenn die Wahlen günstig für die Konservativen ausfallen, die alte Regierungskoalition in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder ersteht und Lloyd George erneut die Führung übernimmt. Freilich wird in solchem Falle die Koalition einen veränderten Charakter tragen, denn daß die Konservativen sich wieder in gleichem Maße bedingungslos der diktatorischen Eigenmächtigkeit des Herrn Lloyd George unterordnen, ist höchst unwahrscheinlich. Er wird sich den Wünschen der Rechtskonservativen etwas mehr anbequemen und ihnen einen größeren Einfluß auf die Regierungsaktionen, vor allem auf die auswärtige Politik zugestehen müssen. Zwar zu einer Revision des Vertragsverhältnisses zwischen England und Irland, wie einige Führer der äußersten Rechten wünschen, wird sich Lloyd George schwerlich herbeilassen; aber solche Forderung wird an ihn auch kaum gestellt werden, denn, so sehr auch manche der Unionistenführer Lloyd George wegen seiner Lösung der sogenannten irischen Frage grollen, wissen sie doch, daß im heutigen Stadium an dem Vertrag nichts zu ändern ist und eine Revision sofort zu einer Wiedervereinigung der miteinander streitenden irischen Parteien, einem neuen furchtbaren Kampf auf Irlands blutgedüngtem Boden führen würde. Das immer wieder den unionistischen Lobrednern der Regierungskoalition im Carlton-Club entgegengeschriene Wort »Irland, Irland!« hat als Losungswort der unionistischen Politik kaum irgendwelche Bedeutung; es war nur ein demonstrativer Ausdruck des Unwillens über die Art und Weise, in der Lloyd George die Unionisten mit seinem englisch-irischen Vertrag überrumpelt hat. Wohl aber verlangen die Unionisten, daß im Orient und in Indien eine feste konsequente, die englische Oberherrschaft sichernde Politik befolgt wird und daß ferner die Entente cordiale mit Frankreich unter allen Umständen aufrechterhalten bleibt. Nicht nur Lord Derby, der frühere englische Botschafter und jetzige Kriegsminister, sondern auch viele der gemäßigten Unionisten, bis zu gewissem Grade auch Bonar Law selbst, leiden bedenklich an der Frankomanie. Sie sind durchaus bereit, um die freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich aufzubessern und dessen Quertreibereien im Orient zu beseitigen, der französischen Regierung in Mitteleuropa, besonders in bezug auf Deutschland, freiere Hand zu lassen oder, wie die unionistische Presse sich beschönigend ausdrückt, Europa sich selbst zu überlassen und die Rolle des unbeteiligten Zuschauers zu spielen.

Allerdings ist nicht wahrscheinlich, daß die Unionisten und Koalitionsliberalen in ungefähr gleicher Stärke wieder in das neue Unterhaus einziehen; sie werden voraussichtlich eine ganze Anzahl von Mandaten an die Arbeiterpartei, vielleicht auch an die unabhängigen Liberalen abgeben müssen. Bisher hatten die Unionisten 366 und die Koalitionsliberalen 120 Sitze im Unterhaus, so daß die Regierungskoalition, da nach Abzug der fortgefallenen irischen Mandate das englische Unterhaus nur noch 615 Mitglieder zählt, nahezu über eine Vierfünftelmehrheit verfügte. Mit einer ungefähr gleich

großen Mandatsziffer rechnen auch die einsichtigeren Unionistenführer nicht; aber darüber, wie hoch sich der Verlust belaufen wird, gehen selbst bei den gewiegtesten Wahlkalkulatoren die Ansichten weit auseinander. Das ist begreiflich. Seit dem Kriege hat sich auch in England eine völlige Umschichtung der Klassen vollzogen. Die großen Siegeserwartungen haben sich nicht erfüllt. Weite Bevölkerungskreise leiden unter einem Rückgang ihrer Einnahmen, während gleichzeitig die Lebensunterhaltskosten steigen. Überdies ist ein großer Teil der Industriearbeiter infolge des Absatzmangels arbeitslos. Wie diese Wirtschaftslage auf die Wahlen einwirken wird, läß sich schwer beurteilen.

Dazu kommt das eigenartige englische Wahlsystem, das weder die Proportionalverteilung der Mandate noch das Stichwahlverfahren kennt. Die relative Stimmenmehrheit entscheidet; das heißt, wer von den Wahlkandidaten die meisten Stimmen erhält, gilt als gewählt, mögen auch seine Gegenkandidaten zusammen das Doppelte an Stimmen aufbringen. Es besteht also die Möglichkeit, daß eine Partei, die nur ein Drittel oder ein Viertel der gesamten abgegebenen Stimmen erhält, dennoch die Mehrzahl der Mandate gewinnt. Nehmen wir zum Beispiel an, daß in einem Wahlkreis der Konservative 9000, der Nationalliberale 7000, der Unabhängig-Liberale 6000 und der Arbeiterparteiler 8000 Stimmen erhält, so gilt der Konservative als gewählt, obgleich er nur 9000 Stimmen aufgebracht hat, die anderen drei Kandidaten dagegen zusammen 21 000 Stimmen.

Noch ein weiteres kommt hinzu: der Wahlkampf wird diesmal mit völlig falschen Wahlparolen und Stichworten geführt. Die Unionisten stellen nicht ihre wirklichen Ziele heraus, *sondern beschwören das rote Gespenst herauf*. Millionen von Flugblättern sind bereits in den letzten Tagen verteilt worden, in denen zum Kampfe für Englands bedrohte Kultur gegen die als bolschewistisch verseuchte bezeichnete englische Arbeiterpartei aufgefordert und auf die Folgen der bolschewistischen Herrschaft im hungernden Rußland hingewiesen wird.

Trotzdem kann als sicher gelten, daß die Arbeiterpartei, die jetzt 76 Mandate besitzt, im Wahlkampf große Erfolge erzielen wird. Sie hat über 400 Wahlkandidaten aufgestellt, und Optimisten rechnen damit, daß von diesen mehr als die Hälfte, vielleicht sogar 230 oder 240, gewählt werden. Die Ziffer scheint mir sehr hoch gegriffen; wahrscheinlich werden jene recht behalten, die bei ihrer Berechnung auf 160 bis 180 Mandate kommen; doch ist heute die ganze politische Lage Englands so undurchsichtig, daß Überraschungen nicht ausgeschlossen sind. Selbst wenn aber die Arbeiterpartei 200 Parlamentssitze gewänne und die unabhängigen Liberalen, die bislang 53 Abgeordnete im Unterhaus zählten, ebenfalls die Zahl ihrer Mandate mehr als verdoppeln könnten, würde die Gesamtzahl der Mandate beider Parteien nicht zur Bildung einer regierungsfähigen Koalition ausreichen.

Vorerst hat die Arbeiterpartei jedes Zusammengehen mit den Asquith-Greyschen Liberalen im Wahlkampf abgelehnt; daß sie aber auch dann, wenn sich nach der Wahl die Möglichkeit der Bildung einer regierungsfähigen Koalition mit den unabhängigen Liberalen bieten sollte, die Zusammenarbeit mit diesen ablehnen würde, scheint mir wenig glaubhaft. Und ebensowenig würden allem Anschein nach die liberalen Führer eine solche Verbindung verschmähen, ist doch, wie man sagen kann, das vor einigen Tagen ver-

öffentlichte Wahlprogramm der Asquith-Liberalen teilweise geradezu auf ein solches Bündnis zugeschnitten; denn es fordert zum Beispiel »Schutz der Arbeiter gegen Arbeitslosigkeit, Zusammenwirken zwischen Kapital und Arbeit, ehrliche und faire Behandlung der organisierten Arbeiter auf der Basis des wirtschaftlichen Friedens«.

Zur gründlichen Revision des Versailler Friedens und des wirtschaftlichen Wiederaufbaus Mitteleuropas könnte jedenfalls eine derartige Regierungskoalition vieles beitragen. Mehrfach haben sich die Führer beider Parteien für eine gründliche Abänderung des Versailler Friedensvertrags ausgesprochen. Im soeben erschienenen Wahlprogramm der Arbeiterpartei heißt es denn auch: »Revision aller Friedensverträge. Die deutsche Reparationsschuld muß in Übereinstimmung mit der deutschen Zahlungsfähigkeit gebracht werden.« Und ebenso fordert der Wahlaufruf der unabhängigen Liberalen: »Sofortige Revision und Regelung der Reparationsfragen und der interalliierten Schulden!«

Aber werden die englischen Neuwahlen so ausfallen, daß sich die Möglichkeit einer derartigen Koalitionsbildung ergibt? Die Frage läßt sich schwer beantworten. England befindet sich im Stadium einer großen inneren Umwälzung; seine alten Institutionen und Überlieferungen, seine alte soziale Schichtung und seine politische Parteigliederung verschwinden; neue Staats- und Lebensanschauungen treten hervor und fordern gebieterisch ihr Recht. Es will ein Neues werden.

Aktive Währungspolitik

Goldschatzwechsel — Markstabilisierung

Von Artur Heichen

In einem Gutachten hat sich jüngst die Sozialisierungskommission über die Frage der Markstabilisierung ausgesprochen. Dieses Gutachten ist insofern von Bedeutung, als die Sozialisierungskommission als Ursachen der Markzerrüttung — wenigstens im mittleren und Endstadium — das Defizit der deutschen Handels- und Zahlungsbilanz anerkennt. Damit ist der Boden der Inflationstheorie verlassen und die Richtigkeit der Zahlungsbilanztheorie anerkannt. Diese Tatsache ist um so wichtiger, als zu den Unterzeichnern des Gutachtens namhafte Sozialisten und Wirtschaftspolitiker zählen, die bisher in Währungsfragen einen anderen Standpunkt eingenommen haben.

Aber bedeutungsvoll ist das Votum der Sozialisierungskommission noch in einem zweiten Punkte. Als erste Voraussetzung für eine endgültige Stabilisierung bezeichnet die Kommission »eine Lösung des Reparationsproblems, die der tatsächlichen Leistungsfähigkeit Deutschlands entspricht und die Deutschland eine Atempause zur Gesundung gewährt«. Damit hat die Sozialisierungskommission der Reparationsfrage die Bedeutung zuerkannt, die ihr zuzuschreiben ist, und damit scheint auch jenes Stadium überwunden zu sein, in dem man die Markstabilisierung durch steuerpolitische Maßnahmen, durch Sachwerterfassungen und dergleichen zu erreichen hoffte. Wie ich schon an anderer Stelle betont habe, wird die Sachwerterfassung als Forderung steuerpolitischer Gerechtigkeit nach vollzogener Markstabilisierung mit allem

Nachdruck erhoben werden müssen. Aber die Markstabilisierung mit der Sachwerterfassung selber zusammenzukoppeln, ist ein verfehltes Beginnen. Es gibt nur einen Weg, die Reichsmark stabil zu gestalten, das ist der einer Aktivierung der Zahlungsbilanz. Solange die Reparationsfrage selber nicht endgültig gelöst ist, so lange kommt höchstenfalls eine provisorische Stabilisierung in Frage.

An diesem Punkte setzten nun die Meinungsverschiedenheiten ein. Wozu ein Provisorium, sagen die einen, wenn dieses Provisorium nicht von Dauer ist, wenn der Pessimismus des In- und Auslandes in die Reichsmark nicht endgültig verscheucht ist und wenn hinter diesem Provisorium die Reparationsfrage noch immer einer Lösung harrt. Was wir brauchen, so sagen diese Leute, ist ein Definitivum, und wir können das Zustandekommen einer definitiven Lösung nur verzögern, wenn wir mit behelfsmäßigen Maßnahmen lediglich ein Provisorium schaffen.

Daß die Verwendung eines Teiles des Reichsbankgoldes für Stabilisierungszwecke, daß alle Devisenverordnungen, soweit sie überhaupt Erfolg haben, nur für kurze Zeit eine Erleichterung unserer Währungslage schaffen können, ist selbstverständlich. In dieser Hinsicht sind sich alle Sachverständigen einigermaßen einig. Auch die Sozialisierungskommission, die für die Nutzbarmachung des Goldbestandes zur Stützung eintritt, spricht ausdrücklich von einem »Risiko«, das man mit dieser Aktion eingeht. Es ist jedoch immer so, daß in gefahrvollen Situationen etwas gewagt werden muß. Der aufgezeigte Gedankengang der Gegner währungspolitischer Maßnahmen unter Einsatz des Goldbestandes ist an sich berechtigt und hat manches für sich.

Ein durchschlagendes Argument können sicherlich die Gegner einer aktiven Währungspolitik und der Verwendung des Reichsbankgoldes noch für sich in Anspruch nehmen. Gelänge es nämlich, die Reichsmark durch Eingreifen für einige Zeit zu stabilisieren, dann wäre es nicht ausgeschlossen, daß unter den Auspizien einer stabilen Mark die Reparationslast Deutschlands in einer seiner wirtschaftlichen Zukunft durchaus abträglichen Weise, das heißt viel zu hoch festgesetzt würde. Die vorübergehend stabile Mark könnte unter Umständen unsere Reparationsgläubiger über unsere Wirtschaftszerrüttung hinwegtäuschen, und unsere Leistungsfähigkeit könnte zu hoch veranschlagt werden. Eine sinkende Mark, so können die Gegner der vorgeschlagenen währungspolitischen Maßnahmen sagen, ist bisher das beste Barometer des deutschen Leistungsunvermögens gewesen. In diesem Sinne würde es heißen, ein Barometer zu zerschlagen, das Sturm anzeigt. Wie gesagt, alle diese Argumente sind plausibel.

Aber noch durchschlagender sind meines Erachtens die Gründe, die für eine aktive Währungspolitik sprechen. Zunächst ist eines festzustellen (worauf auch das Gutachten der Sozialisierungskommission hinweist), daß der Markkurz der letzten Wochen nicht mehr unmittelbar auf die Reparationszahlungen zurückzuführen ist. Die Ursache des letzten Marksturzes war vielmehr die weitgehende Thesaurierung und Verwendung von Devisen als innerdeutsche Zahlungsmittel. Von den im Außenhandel entstehenden Exportdevisen wurde ein erheblicher Teil abgezweigt für sogenannte »Wertsicherungszwecke«. Die deutsche Währung entwickelt sich in rapidem Tempo zu einem Mixtum compositum, zu einem bunten Gemisch von Reichsmarkumlaufmitteln mit ver-

schiedenerlei Devisen. Auf diese Weise wurde das laufende Devisenangebot, das zur Bezahlung des Imports dienen sollte, in ganz bedenklicher Weise verknappt. Es entstand eine Verschärfung der Passivität der Zahlungsbilanz, die in der wirtschaftlichen Lage Deutschlands und in seiner Außenhandelssituation nicht begründet war. Die Verschärfung der Passivität der Zahlungsbilanz in den letzten Wochen muß vielmehr als eine *funktionelle Störung* bezeichnet werden, deren Hauptgrund eben das Eindringen der Devisenzahlungsmittel in den innerdeutschen Geldzirkulationsprozeß war. Würde man demgegenüber, wie bisher, bei dem System des Zuwartens verbleiben, dann kann keine Macht der Welt es verhindern, daß der innerdeutsche Zahlungsverkehr sich weiter mit Devisenumlaufsmitteln sättigt und die deutsche Volkswirtschaft sich gleichsam wie ein Schwamm mit Edelvaluten vollsaugt. Eine genaue Ziffer kann man freilich dafür nicht angeben, wieviel solcher Auslandszahlungsmittel Deutschland in den nächsten Monaten noch bedürfen würde, bis ein gewisses natürliches Gleichgewicht zwischen Edelvaluten und Reichsmark hergestellt wäre. Die Reichsmark würde schließlich nur noch im Kleinverkehr als Zahlungsmittel verbleiben, während Industrie und Handel sich der Auslandsvaluten bedienen würden. Ohne Übertreibung und unter Berücksichtigung der Ziffern des deutschen Geldumlaufs kann man wohl sagen, daß in den nächsten Monaten mindestens zirka eine Milliarde Goldmark Devisen für diese Zwecke benötigt würden. Um diesen auszuwechselnden Betrag müßte sich in den nächsten Monaten die Passivität der deutschen Zahlungsbilanz zusätzlich erhöhen. Die Reichsmark müßte dann notwendigerweise binnen kurzem den Weg der österreichischen Krone und des Sowjetrubels gehen.

Nur durch aktives Eingreifen in die deutschen Währungsverhältnisse kann diese Entwicklung aufgehalten werden. Zunächst gilt es, ein weiteres Einströmen von Devisen in den innerdeutschen Zahlungsverkehr zu verhindern und die schon in Zirkulation befindlichen Devisen wieder hinauszudrängen und den Zwecken der Außenhandelsabwicklung dienstbar zu machen. Das soll geschehen mit Hilfe einer »wertbeständigen« Goldmarkanleihe in Form von *Reichsgoldschatzwechseln*, die gleicherweise als Wertaufbewahrungsmittel für Kapitalanlagezwecke als auch als Zahlungsmittel für Handel und Industrie dienen sollen. Diese Maßnahme müßte ergänzt werden durch Schaffung einer *Goldverrechnungsmark* in Gestalt von Goldmarkkonten und Goldmarkeinlagen bei Banken und Sparkassen. Die Verzinsung und Rückzahlung der Goldmarkschatzwechsel soll nun nicht etwa (worauf der Name hindeuten könnte) in effektivem Golde geschehen, sondern in *Papiermark*, nur daß die Menge der ein- oder auszuzahlenden Papiermarkbeträge jeweils die gleiche Kaufkraft in bezug auf Gold oder Waren repräsentiert. Die Goldmarkschatzwechsel und die Goldverrechnungsmark (Goldgiralgeld) sollen die Verwendung von Auslandszahlungsmitteln im innerdeutschen Zahlungsverkehr unmöglich machen, sollen mit einem Wort als *Devisenersatz* fungieren und sollen thesaurierte Devisenbestände oder in Zirkulation begriffene Umlaufsmittel wieder frei machen. Würden diese Maßnahmen mit Erfolg durchgeführt, dann wären wenigstens die *funktionellen* Störungen der deutschen Zahlungsbilanz beseitigt. Die deutsche Gesamtzahlungsbilanz wäre wieder auf die *natürliche Passivität* unserer Auslandszahlungen und -forderungen reduziert.

Die Fundierung der Goldmarkschatzwechsel ist eine besondere Frage, und es sind in dieser Hinsicht verschiedenerlei Lösungen denkbar. Eine Fundierung durch Reichsbankgold kommt für diese Zwecke selbstverständlich nicht in Frage, sondern nur eine solche aus allgemeinen Steuermitteln oder aber aus speziellen Einnahmequellen wie zum Beispiel den Ausfuhrabgaben, Umsatz- oder Kohlensteuern oder aber — und das scheint mir besonders erwägenswert — durch eine Fundierung seitens der deutschen Industrie. Mit einem Schlage würde dann nämlich die gesamte deutsche Industrie an einem steigenden Markkurs interessiert, weil sich in diesem Falle ihre Lasten — in Papiermark ausgedrückt — ermäßigen. Schreitet die Geldentwertung fort, dann könnte freilich die Garantie der Goldschatzwechsel durch das Reich eine gefährliche Last für das deutsche Budget werden. Denn Goldmarkverpflichtungen ergeben dann wachsende Papiermarkbelastungen in dem Maße, wie die Kurse fremder Devisen steigen. Aber solche fiskalische Gesichtspunkte können meines Erachtens in einer so wichtigen Frage nicht ausschlaggebend sein. Der Vorteil, den die deutsche Volkswirtschaft aus einer Abbremsung des Marksturzes hätte, die innerwirtschaftlichen Nachwirkungen, die sich aus der Verminderung des volkswirtschaftlichen Konsums insofern ergeben, als Goldmarkschatzwechsel und Goldmarkdepositen wieder einen Sparanreiz schaffen, sind meiner Ansicht nach größer als die Nachteile fiskalischer Art.

Es verbliebe — nach Lösung dieser Aufgaben — freilich noch eine andere Aufgabe, nämlich das dann noch verbleibende natürliche Passivum unserer Zahlungsbilanz durch gewisse Kredite abzudecken, um zu einem einigermaßen stabilen Markkurs zu gelangen. Die Situation ist augenblicklich günstiger denn je. Die Reparationszahlungen sind, wenn auch nur bis nächstes Frühjahr, gestundet, und das gleiche ist in den letzten Tagen mit den Clearingzahlungen geschehen. Zurzeit ist uns nur die Abgeltung gewisser Sachleistungen verblieben, und auch diese können vielleicht teilweise in ein zukünftiges Moratorium einbezogen werden. Das reine Defizit der deutschen Zahlungsbilanz ohne die Reparationszahlungen und Clearingleistungen dürfte aber im ganzen ziemlich gering sein, Deutschland kann meiner Meinung nach die zur Abdeckung dieses Defizits erforderlichen Mittel wenigstens für eine gewisse Zeitperiode aus eigener Kraft aufbringen.

Das Reich beziehungsweise die Reichsbank braucht allerdings zu solchem Zweck einen gewissen Devisenbewegungsfonds, mit dem sie den Devisenmarkt der nächsten Monate reguliert. Mit einigen hundert Millionen Goldmark hat die Reichsbank wahrscheinlich genügend Bewegungsfreiheit. Zu diesem Zwecke braucht das Reichsbankgold weder im Inland verkauft noch dem Ausland ausgeliefert zu werden. Die Sozialisierungskommission spricht sich für eine »bankmäßige« Behandlung aus. Das heißt, die Reichsbank nimmt im Ausland gegen einen Teil ihres Goldbestandes einen Devisenlombard auf und reguliert damit den deutschen Devisenmarkt. Freilich muß dieser Fonds so groß sein, daß sie damit allen Ansprüchen der deutschen Industrie und des deutschen Außenhandels Genüge leisten kann. Ja mehr als das; die Reichsbank müßte auch imstande sein, die Devisennachfrage für eine gewisse Zeit wenigstens mit einem reichlichen Devisenangebot zu übersättigen, so daß die Devisenkurse zurückgehen und der Wert der Reichsmark steigt. Dann nämlich wird erst etwas geschehen, was eigent-

lich als die wichtigste Folgewirkung dieser Transaktion anzusehen ist: es werden alle die Devisenbestände des innerdeutschen Verkehrs, die entweder thesauriert sind oder aber als Zahlungsmittel fungieren, mobilisiert. Sie kriechen aus ihren Verstecken hervor und kommen gegen Reichsmark zum Tausch. Das ist eine ganz selbstverständliche Erscheinung. Bei einem sinkenden Markwert werden die Devisen zurückgehalten, bei einem steigenden Markkurs aber an den Markt gebracht. Die Abdeckung des natürlichen Defizits der deutschen Zahlungsbilanz soll also nur vorübergehend aus dem Reichsbankgold beziehungsweise aus den im Lombard dafür erhaltenen Devisen erfolgen; sie soll vielmehr aus der heute noch unsichtbaren Valutareserve geschehen, mit der sich das deutsche Wirtschaftsleben als Folgewirkung des andauernden Abgleitens des Reichsmarkkurses vollgesogen hat. Ein Valutastabilisierungsfonds ist also bereits vorhanden; freilich ruht er nicht in den Tresors der Reichsbank und auch nicht in einer Konversionskasse, sondern befindet sich in unendlicher Zersplitterung bei all den großen und kleinen Privatwirtschaften, die in Summierung die Volkswirtschaft ausmachen. Diese Stabilisierungsreserve bleibt so lange in ihrer privatwirtschaftlichen Zersplitterung, das heißt immobilisiert im Versteck, solange nicht die Reichsbank oder irgendeine andere Stelle durch eine Stabilisierung oder Hebung des Markkurses sie automatisch hervorlockt und zum Vorschein bringt. Die Mittel, die die Reichsbank dafür aufwenden müßte, sind wahrscheinlich gar nicht allzu groß, während die immobilisierte und zersplitterte deutsche Valutareserve sich andererseits immerhin auf mehrere hundert Millionen Goldmark, vielleicht auch noch auf mehr belaufen dürfte. Eines ist sicher, daß man nämlich mit beiden Beträgen zusammen (Devisenlombard plus stille Valutareserve) das Defizit der deutschen Zahlungsbilanz für längere Zeit abdecken könnte, freilich immer nur unter der Voraussetzung, daß nicht wieder Reparationszahlungen von uns verlangt werden, denn dann sind alle solche Maßnahmen zwecklos und bedeuten nur eine Hinausschiebung der Krise und des Konflikts, der doch einmal früher oder später zum Austrag gelangen muß. Gelingt es aber, die Reichsmark für einige Zeit zu stabilisieren, dann müssen und werden es sich unsere Reparationsgläubiger doch wohl zwei- oder dreimal überlegen, ob sie durch einen neuen Eingriff in das feine System internationaler Zahlungsverpflichtungen das mühsam erreichte Werk der Markstabilisierung wieder vernichten und den Markkurs wiederum in den Abgrund stoßen wollen. Die weltwirtschaftliche Verantwortung für eine solche Tat wäre zu groß. Deutschland andererseits könnte mit einer stabilen Mark am durchschlagendsten beweisen, daß die alleinige Ursache der Markentwertung letzten Endes doch das Bestehen der Reparationen und der Friedensverträge war.

Die neutralen Kriegsgewinne

Von Wilhelm Janssen

Zwar trennen uns bald vier Jahre von den Schlachten des Weltkriegs, und der internationale Verkehr funktioniert wieder in einem solchen Umfang, daß man bereits einigermaßen über die gegenseitigen Verhältnisse wenigstens in den europäischen Ländern informiert sein könnte, aber immer

noch begegnet man bei den einſt kriegführenden Völkern der Auffaſſung, daß die »Neutralen« ſich im Kriege »geſund gemacht« haben, das heißt vorzügliche Geſchäfte erzielten. Ich will, ſo verlockend es auch wäre, nicht unterſuchen, wie ſich dieſe Dinge bei den verſchiedenen neutralen Staaten Europas geſtaltet haben, wohl aber mache ich hinſichtlich Schwedens einige große Fragezeichen hinter der Hypotheſe der »guten Geſchäfte«. Dabei darf ruhig vorausgeſetzt werden, daß es auch dort Kriegsgewinnler gab und daß die private Geſchäftsmoral nicht gerade tugendrein blieb; aber der Staat und die Volkswirtſchaft als Ganzes betrachtet haben davon nicht profitiert. Sie ſind heute nicht reicher als vor Kriegsausbruch, ihre Schwierigkeiten ſind vielmehr gewachſen, und der Reigen der Gulaſchbarone[1] um die goldenen Kälber war nur ein kurzes Privatvergnügen dieſer Auserwählten.

Das konnte gar nicht anders ſein. Was man heute in Deutſchland »Ausverkauf« nennt, wurde dort ſchon bald nach Kriegsbeginn geübt. Die Händler aller kriegführenden Länder ſtürzten damals auf die neutralen Warenmärkte, und Schweden erlebte eine große Invaſion der Handelsleute beſonders aus Deutſchland und Rußland. Man kaufte alles, was man bekam, in erſter Linie natürlich für die Kriegswirtſchaft brauchbare Dinge ſowie Lebensmittel. Und dort verkaufte man zunächſt alles, was man loswerden konnte — der Krieg ſollte ja nach der Meinung der Sachverſtändigen nicht lange dauern, beim Stande der Kriegswerkzeugtechnik müßte er nach wenigen Monaten oder zumindeſtens im Frühling 1915 wegen Menſchenmangels zu Ende ſein. Allein als der Frühling kam, ging der Krieg weiter, und das wiederholte ſich noch einige Male. Die verkauften Warenvorräte aber waren fort und ließen ſich nicht mehr zu den erzielten Verkaufspreiſen ergänzen. Man mußte weit höhere Preiſe anlegen; die Seeblockade tat ein übriges, um die Warenverſorgung des eigenen Volkes zu erſchweren. Dieſe Blockade hatte nun aber auch eine andere Färbung, als damals durch die Brille der Kriegspropaganda und Kriegszenſur betrachtet. Wenigſtens in den letzten beiden Kriegsjahren ſahen ſich auch die Weſtmächte genötigt, mit ihren Warenvorräten ſparſam umzugehen und nichts wegzugeben ohne ſolche Gegenleiſtungen, die ihnen für ihre Exiſtenz notwendig erſchienen. Um Lebensmittel für die breiten Maſſen zu bekommen, mußte Schweden beiſpielsweiſe einen Teil ſeiner Handelsſchiffe verchartern, was angeſichts des U-Bootkrieges und anderer Umſtände durchaus kein volkswirtſchaftlicher Gewinn war. Zu den gewaltig erhöhten Warenpreiſen mußte man alſo auch noch andere recht koſtſpielige Aufwände machen, um nur in den Beſitz des für die Verſorgung der Volksmaſſen Notwendigſten zu kommen.

Auch die Sorge um die Neutralität verurſachte dem Staate erhebliche Koſten; denn er mußte militäriſch gerüſtet ſein, um ſeine Neutralität im Ernſtfall verteidigen zu können. Dieſer Ernſtfall trat glücklicherweiſe nicht ein, aber als die europäiſche Brandfackel einmal angezündet war, konnte niemand wiſſen, wohin überall ihre Funken fliegen würden, und die Rüſtung zu ihrer Abwehr war daher eine Notwendigkeit.

Die guten Kriegsgeſchäfte beſtanden alſo in Warenknappheit, erhöhten Warenpreiſen, Geldinflation und geſteigerten Staatsausgaben. Einige Zahlen mögen das etwas näher veranſchaulichen. So ſtieg die Großhandelsinder-

[1] So nannte man im Norden die Kriegsgewinnler und Schieber.

ziffer der »Gothenburger Handelszeitung« (1913/14 gleich 100 gesetzt) auf 145 im Jahre 1915, 339 im Jahre 1918 und 347 im Jahre 1920, das die höchsten Ziffern der Teuerung brachte. Der amtliche Großhandelsindex erreichte in diesem Jahre mit 359 eine noch höhere Ziffer. Dabei marschieren nicht etwa die eigenen Erzeugnisse Schwedens an der Spitze der Teuerung, sondern die Steinkohle, die schon 1915 mit 177 Punkten die Führung übernahm, 1918 schon 856 und 1920 1007 Punkte erreicht hatte, während ein Hauptausfuhrartikel Schwedens, die Holzmasse, mit 675 Punkten weit hinter dem wichtigen Einfuhrartikel Steinkohle zurückblieb. Was lediglich besagt, daß die Kriegführenden auch den Grundsatz »Nehmen ist seliger denn Geben« befolgten.

Die für die breiten Massen maßgebenden Ziffern des Arbeitsamts über die Kosten der Lebenshaltung ergeben folgende Entwicklung der Indexziffer: Der Juli 1914 ist gleich 100 gesetzt, worauf der Juli 1915 124, 1918 286 und 1919 310 Punkte erreichte. Die Höchstziffer im letztgenannten Juli 1919 verteilt sich auf Lebens- und Genußmittel 318, Wohnung 120, Feuerung und Licht 326 (die auch im Jahre 1920 weiter auf 372 stiegen), Bekleidung 310, Steuern 160, sonstige Ausgaben 210 (1920 235). Während aber die anderen Gruppen 1920 bezw. 1921 eine rückläufige Bewegung einschlugen, stieg der Steuerindex auf 290 im Jahre 1920 und auf 372 in 1921, um dann im Juli 1922 von allen Indexgruppen des Arbeitsamts mit 264 Punkten den weitaus höchsten Stand zu behalten. Das ist der »Kriegsgewinn« des Volkes!

Entsprechend war der Bedarf an Zahlungsmitteln. Im Dezember 1913 belief sich der durchschnittliche Papiergeldumlauf der schwedischen Reichsbank auf 221,5 Millionen Kronen, dagegen im Oktober 1920 auf 753,7 Millionen und im Dezember auf 734,6 Millionen Kronen. Professor Cassel, dessen Sachkunde niemand bestreiten wird, berechnet den Zirkulationsindex auf 132,2 im Jahresdurchschnitt 1915, 323,7 im Jahre 1919 und 320,7 im Jahre 1920. Der Goldbestand der Reichsbank, der für die Notenherausgabe maßgebend war, betrug im Dezember 1913 102,1 Millionen Kronen, dagegen im Oktober 1920 282,4 und im Dezember 281,8 Millionen Kronen, was zweifellos einen relativ günstigen Stand darstellt, aber bei der enormen Zunahme des Zahlungsmittelbedarfs während der Kriegsjahre die Inflation nicht hintanzuhalten vermochte. Dazu bedurfte es mutiger Maßnahmen, vor denen die Leiter des schwedischen Finanzwesens nicht zurückschreckten, als die Zeiten etwas ruhiger wurden, über die ich aber hier nicht reden will, um nicht in den Verdacht zu kommen, anderen Inflationsstaaten eine ähnliche Mäßigung im Notendruck empfehlen zu wollen. Denn diese Kur ist eine Radikalkur, und jeder Kranke verträgt sie vielleicht nicht.

Dann noch zu dem Staatsbudget. Im Jahre 1913 hatte der schwedische Staat ein Ausgabenbudget von netto 205 319 665 Kronen. Im letzten Kriegsjahr aber war diese Ziffer auf 904 959 069 Kronen hinaufgeklettert, hatte also fast eine Milliarde Kronen erreicht. In diesen Summen sind nur die Ausgaben für die reine Staatsverwaltung einschließlich der Landesverteidigung enthalten, nicht aber die Ausgaben für Kapitalvermehrung, also für werbende Kapitalanlagen, Schuldentilgung usw., die im Jahre 1913 53 773 134 Kronen betrugen, 1918 aber die Summe von 813 298 584 Kronen erreichten. Beide Ausgabengruppen zusammen ergeben demnach ein Gesamtausgaben-

budget von 259 092 799 Kronen im Jahre 1913 und unter Einwirkung der Inflation 1 718 257 653 Kronen im letzten Kriegsjahr. Es wäre aber falſch, in dieſer Ausgabenſteigerung einen Beweis für aus dem Krieg erzielten Reichtum zu erblicken, denn die fundierten Staatsſchulden oder, wie ſie dort ausgewieſen ſind, Kapitalſchulden ſtiegen von 622 560 572 Kronen am Jahresſchluß 1913 auf 1 086 197 180 Kronen 1918 und hatten Ende 1921 den nicht unbedeutenden Betrag von 1 423 464 853 Kronen erreicht. Und dieſe Verpflichtungen werden von der Deflation nicht beeinflußt. Allein die Verzinſung der Staatsſchulden ſtieg von 21 754 160 Kronen im Jahre 1913 auf 43 419 703 Kronen 1918 und 55 355 188 Kronen im Jahre 1921. Freilich hat der Staat dieſe Schuldenlaſt nicht für unproduktive Ausgaben auf ſich genommen, ſondern man darf feſtſtellen, daß die ſchwediſche Demokratie entſchieden beſtrebt war, die unproduktiven Ausgaben auf dem Wege der Beſteuerung zu decken und die Anleihemittel möglichſt in die produktiven Kapitalanlagen des Staates zu ſtecken. Der Staat hat dabei durchaus nach den Grundſätzen eines ehrbaren Kaufmanns gewirtſchaftet und für die Ausgaben Realdeckung geſucht. Es kann dabei die nicht ganz unintereſſante Mitteilung gemacht werden, daß der ſchwediſche Staat für die Jahre 1915 bis 1921 eine Kriegskonjunkturſteuer, das iſt eine Sonderbeſteuerung der Einkommenserhöhung im Kriege, von insgeſamt nicht weniger als 1 042 351 504 Kronen erhoben hat. Sie ergab ſchon für das Jahr 1915 6,5 Millionen und erreichte im Jahre 1918 die Höhe von rund 304 Millionen Kronen, um dann wieder abzuebben. Die reguläre direkte Steuer ergab im Jahre 1921 rund 362 Millionen Kronen. Die indirekten Steuern betrugen im gleichen Jahre rund 270 Millionen Kronen. Im Jahre 1918 aber, dem letzten Kriegsjahr, wurden an direkten Steuern 644,1 Millionen Kronen, an indirekten nur 92,8 Millionen Kronen erhoben. Der Ausfall an indirekten Steuern iſt auf die geringe Einfuhr und Zollermäßigung für gewiſſe Waren ſowie verminderten Konſum wegen Warenmangels zurückzuführen.

So hat ſich die Entwicklung im Kriege vollzogen. Man iſt jetzt ſeit zwei Jahren dabei, durch größte Sparſamkeit und energiſche finanzpolitiſche Maßnahmen die Staatsausgaben auf ein erträgliches Maß zurückzuſchrauben und die Inflation zu bekämpfen, die einen ſtarken Einfluß auf die Steigerung der Budgetziffern gehabt hat.

Das letztere trifft aber auch für die Volkswirtſchaft im allgemeinen zu. Induſtrie, Landwirtſchaft und Handel hatten in den Jahren 1915 bis 1920 eine gute Konjunkturperiode, die aus der Warenknappheit des Weltmarkts hervorging und in allen anderen Staaten ſich in gleicher Richtung entwickelte. Die Inflation brachte aber auch hier geſteigerten Kapitalbedarf, den die Aktiengeſellſchaften (dieſe Unternehmungsform iſt in Schweden ſehr beliebt) ſowohl durch Neuinveſtierungen wie durch Kapitalverwäſſerung neben der Kreditausnutzung zu befriedigen ſuchten. Da der Dividendenſegen während einiger Jahre ſich reichlich ergoß und das Spekulationsfieber mächtig anſtachelte, erreichte der Aktienmarkt Spitzenkurſe, die bei der einmal unvermeidlichen Kriſe verhängnisvoll wirken mußten. Große Geldwerte wurden zu dieſen Kurſen angelegt, ſelbſt die Kreditinſtitute beliehen die Effekten manchmal wenig kritiſch, und als der Umſchwung Ende 1920 eintrat, ſchmolzen Rieſenvermögen bald zuſammen. Die Goldkrone begann ſich von der Papierinflation zu reinigen, und die Wertziffern der Papierwährung zeigten

plötzlich ihr imaginäres Gesicht. Selbst alte, vorzüglich geleitete Unternehmungen gerieten in die Notwendigkeit, zu sanieren und die Papierwerte zu reduzieren. Die weniger gut und vorsichtig geleiteten mußten in vielen Fällen liquidieren oder verschwanden gänzlich. Die Zahl der Konkurse erreichte im Jahre 1921 die für Schweden bisher höchste Ziffer von 5483, während sie in den Jahren 1917/18 den Tiefpunkt mit 1856 bezw. 1390 hatte. Diese Ziffern sind zwar nicht endgültige, aber sie zeigen die Tendenz, worauf es in diesem Zusammenhang nur ankommt. Die Kriegskonjunktur und die Kriegsgewinne verschwinden wie Seifenblasen.

So nützlich dieser Reinigungsprozeß der Deflation ist, so hat er doch auch seine Kehrseiten. Der kritiklose Optimismus der Konjunkturspekulanten hat einem ebenso kritiklosen Pessimismus Platz gemacht, der das Wirtschaftsleben lähmt und die Krise erschwert. Die Roh- und Gußeisenproduktion, die im Jahre 1913 einen monatlichen Durchschnitt von 62 400 Tonnen hatte, eine im Kriege nicht wieder erreichte Höhe, betrug im Jahre 1921 nur 19 300 im Monatsdurchschnitt und im Januar dieses Jahres sogar nur 14 000 Tonnen. Es liegt nahe, daß diese Produktionskrise beim Eisen nicht nur auf den fehlenden Bedarf zurückzuführen ist, sondern auch auf den durch die Krise lahmgelegten Unternehmungsgeist. Niemand wagt es, sich zu engagieren, weil er noch keine Gewähr sieht, daß der Tiefpunkt der herabgehenden Kurve überschritten ist.

Darunter leidet die Arbeiterklasse schwer. Von neun verschiedenen Ländern, darunter auch Kanada und Neusüdwales, deren gewerkschaftliche Arbeitslosenziffern mir vorliegen, hatte im Januar 1922 Deutschland die niedrigste Arbeitslosenziffer mit 3,3 Prozent und Schweden die höchste mit 34,8 Prozent. England kommt erst an fünfter Stelle mit 16,8 Prozent Arbeitslosen. Seit Januar hat es ja überall eine Erleichterung gegeben, aber Schweden hatte im Juli immer noch 19,8 Prozent Arbeitslose gegen 0,6 in Deutschland und 14,6 in England. Daß die Unternehmer die Krise zu Lohnreduktionen ausnutzen, ist eine in allen Ländern bekannte Erscheinung, und die Arbeiter suchen sich nach besten Kräften dagegen zu wehren. Da es sich in Schweden aber diesmal um einen Deflationsprozeß handelt, bei dem die Volkswirtschaft aus der Papierfiktion der Kriegskonjunktur zu der Goldwährung zurückkehrt, sind die Arbeiter, zumal bei der großen Arbeitslosigkeit, in ihrer Abwehr behindert und müssen sich darauf beschränken, eine über die allgemeine Preisreduktion hinausgehende Lohnreduktion zu verhindern.

Es ist natürlich nicht möglich, eine exakte Antwort darauf zu geben, ob die Gewerkschaften im allgemeinen dieses Ziel erreicht haben; aber ich glaube die Frage bejahen zu können. Mögen auch in Einzelfällen die Löhne kräftiger gefallen sein als die Lebenshaltungskosten, so handelt es sich sicher um ganz besonders ungünstige Verhältnisse, die, im ganzen gesehen, dadurch aufgewogen werden dürften, daß die weitaus meisten Arbeitergruppen sich einen Reallohn erhalten konnten, der dem von 1913 zum mindesten entspricht. Dabei ist die Arbeitszeit durch Gesetz auf acht Stunden herabgesetzt worden, und für diese Verkürzung der Arbeitszeit mußte auch eine Lohnkompensation erzielt werden. So hat die schwedische Arbeiterklasse in der Stärke ihrer gewerkschaftlichen Organisation einen festen Stützpunkt während der Krise gehabt, und durch die politische Machtposition der Sozialdemokratie konnten

staatliche und kommunale Aufwendungen für die Arbeitslosen erreicht werden, die bei früheren Wirtschaftskrisen in diesem Umfang unbekannt waren. Daß diese Aufwendungen zum Teil produktiven Zwecken zugeführt werden konnten, ist mit ein Verdienst der im engen Anschluß an das Arbeitsamt wirkenden staatlichen Arbeitslosigkeitskommission, die seit der großen Arbeitslosigkeit nach Beginn des Krieges erfolgreich bemüht war, eine systematische produktive Erwerbslosenfürsorge zu schaffen.

Trotz aller dieser Maßnahmen lastet die Krise schwer auf der Arbeiterklasse. Die Situation ist um so komplizierter, als die Arbeiter nicht nur den natürlichen Druck des Deflationsprozesses auffangen müssen, sondern auch die Konkurrenz der Produktionsländer mit deprizierter Valuta. Für einzelne Berufszweige ist beispielsweise die deutsche Konkurrenz geradezu ruinierend gewesen. Selbst auf dem einheimischen Holzmarkt hat Finnland durch seine niedrige Valuta zeitweilig schwere Konkurrenz machen können. Die Freihandelsdoktrin hat bisher eine Schutzpolitik gegen Valutadumping verhindert, wobei freilich der fruchtbare Gedanke mitspielte, die Warenpreise auf eine erträgliche Stufe zu bringen. Dadurch, daß man die Wirtschaftskrise in einem Zuge ohne Aufenthalt durchmacht, hat man die Hoffnung auf einen schnelleren Gesundungsprozeß sowie eine gestärkte Wirtschaftsposition für die Zukunft. Manches deutet darauf hin, daß diese Rechnung stimmt, aber noch ist es zu früh, ein positives Urteil abgeben zu wollen.

Dagegen kann man die eingangs gestellte Frage, ob der Krieg für die Neutralen ein Geschäft war, wenigstens soweit Schweden in Betracht kommt, positiv verneinen. Der Krieg hat vielmehr hier, wie überall, die wirtschaftliche Entwicklung unterbrochen, sie vorübergehend in den trügerischen Schein glänzenden Geschäftsganges gehüllt, um dann plötzlich die Kehrseite der Medaille zu zeigen: Inflation, Überspannung der öffentlichen Ausgaben und Aufgaben, Aufzehrung der Produktionsmittel und ihre Ergänzung zu Preisen, deren Höhe unhaltbar und dadurch für andere Zeiten unrentabel ist, schließlich Wirtschaftskrise mit Not und Elend. Es ist der alte Kreislauf der kapitalistischen Produktion: Krise — Prosperität — Krise, nur in verstärktem Ausmaß und beschleunigtem Tempo.

Philosophie-Unterricht

Von Karl Vorländer

Seit dem Ende des Weltkriegs hat der Drang nach philosophischer Erkenntnis in Deutschland entschieden zugenommen. Die lange Zurückstauung durch den Krieg hat ihm anscheinend verdoppelte Kraft gegeben. Als in Münster im Spätherbst 1919 eine wirkliche Volkshochschule (mit Arbeitsgemeinschaft ihrer Mitglieder) gegründet wurde, meldeten sich weitaus die meisten Teilnehmer für die Weltanschauungskurse. Und wiederholt habe ich seitdem von buchhändlerischer Seite gehört, auch an dem Schicksal meiner eigenen Schriften erfahren, daß philosophische Sachen mit am besten »gehen«. Freilich schlägt dieser philosophische Drang, zum Teil aus seelischem Überdruß an dem vielen Mißlichen, das die Gegenwart uns gebracht, öfters ungesunde Bahnen ein. Theosophische Richtungen wie die des Ex-Nietzscheaners, Ex-Sozialdemokraten und Ex-Anarchisten Rudolf Steiner, sonderbare, wenn auch geistreiche Mischungen aus Pessimismus, Zahlenmetaphysik und Instinktphilosophie wie die Schriften Oswald Spenglers, die nach der Höhe der

Geldbeiträge sich abstufende »Schule der Weisheit« des »Reisetagebuch«-Philosophen Grafen Keyserling haben ihren — hoffentlich nur vorübergehenden — Modeerfolg. Deshalb ist es sicherlich erwünscht, wenn schon die Schule, sei es die der Heranwachsenden, also die Schule im engeren Sinne, sei es die der Erwachsenen (Volkshochschule) hier in vorbereitendem (»propädeutischem«) Unterricht eingreift, wie ihn die Kasseler Verbandstagung der akademischen Lehrer Deutschlands vom 1. Dezember 1919 gefordert hat, wie ihn auch die Reichsschulbehörde seit längerer Zeit plant, aber bei der bureaukratischen Übervorsicht und Übergründlichkeit, die bei uns Sitte ist, bisher kaum irgendwo in die Wirklichkeit übersetzt hat. Diesem vorbereitenden Unterricht, nicht dem eigentlich akademischen, sollen die folgenden kurz zusammenfassenden Betrachtungen gewidmet sein.

Er wird sich in erster Linie auf die sogenannte höhere Schule zu beschränken haben. Denn die Volksschule, wie sie heute ist, die mit dem vierzehnten Lebensjahr ihrer Zöglinge abschließt, kann sich natürlich mit deren philosophischer Bildung im engeren Sinne des Wortes nicht befassen, wenn auch ein kluger, selbst philosophisch interessierter Lehrer viel dazu beitragen kann, philosophische Sinnesart, die bekanntlich mit dem »Sichwundern« über die Dinge beginnt, schon in Kopf und Herz seiner Knaben und Mädchen zu wecken. Die höhere Schule darf nur nicht — die Gefahr dazu ist gerade unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen groß — eine Schule der »Besitzenden« sein, sondern muß immer mehr eine Schule für *alle* werden; wozu freilich gehört, daß auch die Handarbeiter — wenn sie das Schulgeld nicht erübrigen können, auf Freistellen — ihre Kinder in sie hineinschicken, wenn anders sie geistig das Zeug dazu haben. Was ja durch die Einheitsschule, wie wir sie uns denken, *wenn* sie nur *endlich* einmal voll in die *Praxis* träte, von selbst geschehen würde.

Auf den höheren Lehranstalten, wie den heutigen Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und Lehrerseminaren (die entsprechenden Schulen für Mädchen sind immer miteingerechnet) kann der philosophische Trieb in fast allen Fächern, dem mathematisch-naturwissenschaftlichen wie dem Sprach-, dem Geschichts- wie dem Kunst-, ja auch in einem richtig erteilten Religions- oder Moralunterricht schon früh geweckt und gefördert werden. Der eigentliche philosophische *Unterricht* wird jedoch im allgemeinen erst auf der obersten Stufe, den zwei Primajahren, also in der Regel nicht vor dem siebzehnten oder achtzehnten Lebensjahr, einsetzen können. Jüngere Schüler, die außergewöhnlich philosophisch veranlagt sind, werden sich schon von selbst, durch eigene Lektüre zu helfen wissen.

Die methodische und in Fachkreisen schon lange und oft erörterte Hauptfrage ist: Soll Philosophie als *besonderes Lehrfach* mit einer bestimmten Stundenzahl, oder gewissermaßen nur *gelegentlich*, innerhalb der übrigen Lehrgegenstände, gelehrt werden? Die Entscheidung darüber ist nicht so leicht, wie sie manchem vielleicht aussieht. Und so hat denn auch die Unterrichtspraxis in diesem Punkte — ich beschränke mich auf Deutschland — je nach Zeit und Ort das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch beständig gewechselt. In Zeiten philosophischer Hochflut, wie zum Beispiel in der Blüteperiode des Hegelianismus oder in Ländern mit alten »humanistischen« Überlieferungen wie Württemberg ist ein fachmäßiger, in der Regel übrigens doch nicht über zwei Wochenstunden umfassender Unterricht in »philosophischer Propädeutik« eingeführt gewesen, in anderen Zeiten und Ländern wieder nicht. Auch jetzt plant man in den deutschen Unterrichtsministerien wieder eine solche Einführung, wobei man ihn jedoch anscheinend auf eine Wochenstunde beschränken will.

Bezeichnenderweise. Mir wenigstens scheint sich darin eine gewisse Unsicherheit über die Sache selbst auszusprechen. Und in der Tat: man kann, wie ich selbst, ein begeisterter Anhänger philosophischer Bildung sein und braucht doch nicht die Einführung des philosophischen Unterrichts als *Zwangsfach* für alle in sämtlichen höheren Lehranstalten zu befürworten. Es wird auch hier vor allen Dingen darauf ankom-

men und davon der ganze Erfolg beabsichtigter Einrichtungen dieser Art abhängen, ob die dafür geeigneten Lehrer und Schüler vorhanden sind. An Lehrern mit philosophischer Lehrbefähigung würde es nach meiner Erfahrung (ich bin Mitvorsitzender einer wissenschaftlichen Prüfungskommission) nicht fehlen. Obwohl das Bestehen einer wissenschaftlichen Prüfung für philosophische Propädeutik (die ein erhöhtes Maß philosophischer Kenntnisse und, was wichtiger ist, philosophischer Erkenntnis verlangt) natürlich den praktischen Unterrichtserfolg an sich noch nicht verbürgt und ein Kandidat oder späterer Studienrat nach dem Wort des alten pädagogischen Praktikers Oskar Jäger Fakultas für II (Mittelstufe) und doch Fähigkeit für I (Oberstufe) besitzen kann; und ebenso auch umgekehrt! Aber auch unter den Schülern ist die philosophische Veranlagung, wie man noch bei ihrem späteren Entwicklungszustand als Kandidaten und Kandidatinnen nach Abschluß ihrer Universitätszeit festzustellen Gelegenheit hat, sehr verschieden. Es fragt sich daher, ob man nicht einen tiefergehenden philosophischen Unterricht fakultativ, mithin freiwillig machen, auf eine kleine Anzahl Interessierter beschränken soll.[1] Was ja im Zusammenhang mit der in Preußen jetzt zur Einführung gelangenden freieren Gestaltung des Unterrichts auf den oberen Klassen sehr gut geschehen könnte.

Doch wir kommen auf unsere erste Frage wieder zurück: Ob der philosophische Unterricht in der Schule in systematischem Zusammenhang oder nur gelegentlich, im Anschluß an andere Lehrfächer gegeben werden soll. Für den ersten Modus sprachen sich die Ministerien, die dem obengenannten Oberlehrertag von 1919 vorgelegten Leitsätze, von einzelnen Schriftstellern unter anderen der in der vorigen Anmerkung erwähnte A. Liebert aus; für den zweiten neuerdings die Mehrzahl der Praktiker: so die beiden Referenten eines Diskussionsabends der Berliner Kant-Gesellschaft vom 15. Januar 1921, O. Freytag und F. Behrend,[2] der Beschluß des Oberlehrertags (der wenigstens besondere Wochenstunden nicht forderte) und von den Theoretikern Professor H. Vaihinger in »Philosophie und Staatsprüfung« (1905); vor allem aber auch das Sammelwerk von G. Lambeck »Philosophische Propädeutik im Anschluß an die Einzelwissenschaften« (Leipzig 1919, B. G. Teubner, VII und 236 Seiten), auf das ich später noch zurückkommen werde.

Falls man sich für zusammenhängenden, systematischen Unterricht erklärt, wäre die zweite Frage zu entscheiden: ob man in diesen Stunden »Weltanschauungslehre« treiben oder, wie es früher in der Regel geschah, die philosophischen Einführungsdisziplinen Logik und Psychologie traktieren soll. Für eine »Weltanschauungslehre«, wie sie zum Beispiel Liebert (a. a. O., S. 182 ff.) wünscht, spricht gewiß manches, wie der Drang und die Not der heutigen Jugend; aber, wie mir scheint, noch mehr dagegen. Vor allem die schon von Behrend (a. a. O., S. 253 f.) hervorgehobene Tatsache, daß es bei uns in Deutschland ja gar keine einheitliche Weltanschauung gibt, somit dem subjektiven Belieben und Standpunkt des vortragenden Lehrers alles überlassen bleibt. Aber auch der bisherige Betrieb besonderer Logik- und Psychologiestunden hat sich, darüber sind sich die diese Frage behandelnden Autoren ziemlich einig, in den meisten Fällen als recht unfruchtbar bewiesen. Mit Grauen denke ich noch an eine Logikstunde zurück, der ich als Probekandidat zuzuhören verurteilt war, wo der sehr gewissenhafte und kenntnisreiche, aber entsetzlich trockene Direktor, ein richtiger Altphilologe, seine Oberprimaner derartig mit den Schlußformen der scholastischen Formallogik traktierte, daß man ihnen die geistige Verbiesterung an den Gesichtern ansah. Dagegen habe ich selbst öfters, unter reger Mitarbeit meiner Unter- oder Oberprimaner, sie die Grundzüge

[1] Dafür tritt zum Beispiel Artur Liebert in seiner Abhandlung »Philosophie und Schule« (Abschnitt des Sammelwerks »Das Buch der Erziehung« von M. Epstein (Karlsruhe 1922), S. 202 f. ein.

[2] Ich verweise auf den Abdruck der beiden überhaupt für unser Problem lehrreichen Referate in den »Kant-Studien«, 26. Band, S. 239 bis 260.

des seelischen Lebens von seinem ersten Erwachen beim Neugeborenen bis zu den höchsten Stufen der Erkenntnis-, Willens- und Gefühlsäußerungen selbst finden lassen, dabei natürlich immer vom anschaulichen lebendigen Beispiel ausgehend und auch die weniger normalen Erscheinungen (Suggestion, Hypnotismus usw.) berücksichtigend. Diese, wenn man einen hochtrabenden Namen dafür haben will, »Grundzüge der Psychologie«, wie ich sie in der ersten Auflage von Teubners »Schaffen und Schauen« auf zwei Druckbogen veröffentlichte, konnten jedoch sehr gut mit etwa 16 Jahresstunden in den deutschen Unterricht eines Viertel- oder Halbjahres der Prima eingeschoben werden. An Stelle der wenig fruchtbaren formalen Logik aber muß Erkenntniskritik in modernem Sinne getrieben werden, die sich nach unserer Meinung am besten an die Einzelfächer anschließt.

Die Hauptsache ist doch, daß der zum jungen Manne heranwachsende Schüler — die Anwendung auf das weibliche Geschlecht ergibt sich, allerdings mutatis mutandis, von selbst — philosophisch zu denken, ja auch nur richtig philosophisch zu fragen gewöhnt wird, damit er nicht auf allerlei äußerlich oft bestechend aufgeputzte populärphilosophische Halbweisheiten hereinfällt, mögen sie auch so glänzende Namen wie die obengenannten Modephilosophen tragen (früher war es Nietzsche, ein anderes Mal K. Vogt oder L. Büchner).

Diese allgemeine philosophische Vertiefung des Denkens aber ist, wenn nur die geeigneten Lehrer dafür da sind, in fast sämtlichen Lehrfächern der höheren Schule möglich. So fordert auf den Gymnasien im Griechischen die Lektüre Platos, unter Umständen auch schon in C II die der freilich etwas hausbackenen Memorabilien Xenophons, geradezu dazu auf, wobei auch ein Einblick in das Problem des Sozialismus sowie eine Einführung in die vorsokratische Entwicklung der Philosophie gegeben werden kann und die Behandlung von Sokrates' Kampf gegen die Sophisten ohnehin selbstverständlich ist; während im Latein Cicero selber zwar ein sehr oberflächlicher philosophischer Denker ist, aber, ebenso wie sein poetischer Zwillingsbruder Horaz, einen passenden Anknüpfungspunkt zur Besprechung allgemein-philosophischer, besonders ethischer und politischer Fragen (im Anschluß an die stoischen und epikureischen Lehren) abgibt. Für die neueren Sprachen empfehlen sich aus deren reicher philosophischer Literatur etwa Descartes' Abhandlung von der Methode und für die praktische Philosophie Abschnitte aus Rousseaus »Emile« und »Gesellschaftsvertrag« oder seinen beiden ersten Preisschriften; von englischen Denkern etwa eine Auswahl aus Humes »Untersuchung über den menschlichen Verstand« oder John Stuart Mills Schrift über die Freiheit.

Welche philosophisch fruchtbaren Elemente in der Mathematik und ihren verschiedenen Einzelzweigen (Geometrie, Arithmetik, Stereometrie usw.) liegen und wie sie in einem gut geleiteten mathematischen Unterricht benutzt werden können, zeigt der bekannte Berliner Reformpädagoge Direktor E. Goldbeck in seinem sehr lesenswerten Beitrag zu dem obengenannten Lambeckschen Sammelwerk, wo er auch die Physik bearbeitet hat. Auf letzterem Gebiet können zahlreiche Begriffe wie Naturgesetz und Hypothese, Kraft und Bewegung, Substanz und Materie, mechanische und energetische Weltbetrachtung, deduktive und induktive Methode und vieles andere philosophisch geklärt werden. Die Biologie andererseits, an jener Stelle behandelt von M. Gruner, ist imstande, in die Probleme der sinnlichen Wahrnehmung (Reize und Empfindungen), des Zusammenhanges von Leib und »Seele«, die Begriffe des Lebens und Bewußtseins, die Fragen der Entwicklungslehre und des Darwinismus, das Verhältnis von Kausalität und Zweckmäßigkeit, den Unterschied von Mechanismus und Vitalismus einzuführen.[3]

Vom Religionsunterricht, der, in freiheitlichem Sinne ausgebaut, ganz oder zum Teil auf der oberen Stufe in eine Art vergleichender Geschichte der Welt-

[3] Vergl. auch die ältere, aber tüchtige Schrift von A. Schulte-Tigges »Philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage«. Berlin 1898, Reimer.

anschauungen übergehen könnte, will ich hier absehen; auch nicht untersuchen, was Zeichnen und Gesang etwa für die Anfänge einer philosophischen Kunstbetrachtung leisten könnten, da diese auch im Deutschen Unterricht[4] erfolgen kann. Die Geschichte dagegen führt, wie ich hier wohl nicht weiter auszuführen brauche, sozusagen auf Schritt und Tritt auf letzte, das heißt philosophische Fragen wie die nach der Möglichkeit von historischen Gesetzen überhaupt, dem Verhältnis der großen Persönlichkeiten zur Masse, des Individuums zum Staate, dem Wesen des Staates und des Rechts, den verschiedenen möglichen Arten der Geschichtsauffassung überhaupt, wobei diejenige von Marx-Engels nicht, wie es bei Lambeck leider geschieht, unberücksichtigt bleiben dürfte. Alles natürlich nicht rein abstrakt, sondern von der gegebenen Einzelerscheinung aus zu erörtern.

Das Hauptfach aber, in dessen Rahmen auch bisher schon philosophisch interessierte Lehrer philosophischen Vorbereitungsunterricht geben konnten, ist das Deutsch. Wir möchten geradezu sagen: Jeder Lehrer, der seinen Deutschunterricht in Prima auch nur ein wenig in die Tiefe führen, den heranwachsenden jungen Leuten auch nur ein wenig interessant machen will, muß ihn, ob es nun Poesielektüre oder Prosabesprechung, ob es Aufsatz, ja auch Grammatik oder Stilistik sei, philosophisch erteilen. Wie viele Schätze da von ästhetischen und ethischen, in zweiter Linie auch Erkenntniswerten in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schülern gehoben werden können, das ist so häufig (in der Lambeckschen Sammlung von P. Lorentz) dargestellt worden und liegt so klar auf der Hand, daß es näherer Erörterung nicht bedarf. In erster Linie natürlich in unserer klassischen Literatur. Ich bin gewiß stets für eine Miteinbeziehung auch der modernsten Dichtung in den Unterricht, wenn es mit geschickter Auswahl geschieht, eingetreten. Allein gerade für die Philosophie bieten Lessing, Herder, Schiller und Goethe, wie ich in einem demnächst unter dem Titel »Die Philosophie unserer Klassiker« im Dietz-Vorwärts-Verlag erscheinenden kleinen Buche zeigen werde, so unerschöpflichen und fruchtbaren Stoff auf allen ihren Gebieten (Kunst- und Natur-, Geschichts- und Staats-, Moral- und Religionsphilosophie), daß wir noch für ganze Generationen immer auf sie werden zurückgreifen können. Bei Schiller ist ferner der Übergang zu den Grundlagen der Kantischen Philosophie, bei Lessing und Herder der zu Leibniz und Spinoza, bei Goethe der zu Spinoza und Kant von selbst gegeben.

Natürlich muß dem philosophisch begabten Lehrer, soweit es im Einklang mit dem gesamten Unterrichtsplan geschieht, vollste Freiheit in der Einzelbehandlung gelassen werden; und ein solcher muß dann vielleicht auch, was das Ideal wäre, aber sicher nur in einem Teil unserer höheren Lehranstalten erreichbar sein wird, eine Zusammenfassung des in anderen Fächern verarbeiteten philosophischen Stoffes in systematischer Form geben können.

Ich könnte noch manches hinzufügen, denn dieses Thema ist, wie die Philosophie und die Pädagogik selbst, nicht auszuschöpfen. Aber ich fürchte, die Geduld meiner Leser schon über Gebühr in Anspruch genommen zu haben, und verschiebe deshalb die Äußerung meiner Gedanken über das schwierige Thema »Philosophie in der Volkshochschule und im Selbstunterricht«, falls es mir nicht ein anderer, der sich dazu berufener fühlt, abnehmen will, auf ein anderes Mal.

---

[4] Von diesen Fächern sieht — von Religion wahrscheinlich als zu heikel unter den gegenwärtigen Verhältnissen — auch das Lambeckschе Buch ab; bemerkenswerterweise auch von den neueren Sprachen, während für die Antike der Beitrag von E. Hoffmann manches Anregende bietet. Das Buch eignet sich übrigens nach Stil und Behandlungsart mehr für den Lehrer als für den Schüler.

Literarische Rundschau

H. A. Pickhan, **Grundzüge der allgemeinen Volkswirtschaftslehre.** Jena 1922, H. W. Schmidts Verlagsbuchhandlung und Antiquariat (Walter Biedermann). Preis 35 Mark.

Wilhelm Ziegler, **Einführung in die Volkswirtschaft.** Berlin 1922, Zentralverlag, NW 6, Luisenstraße 31b.

Heinz Potthoff, **Die innere Verflechtung der deutschen Wirtschaft.** Berlin 1922, Zentralverlag, NW 6, Luisenstraße 31b.

Das erste, ziemlich umfangreiche Buch erscheint bereits in dritter, neu bearbeiteter Auflage. Es ist gedacht als volkswirtschaftliches Lehrbuch für Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten sowie für andere junge Leute, die sich mit Volkswirtschaft beschäftigen wollen, und es soll die Mitte halten zwischen einem streng wissenschaftlichen Werk und einer seichten, oberflächlichen Darstellung des weiten Gebiets der Volkswirtschaft. Die neue Bearbeitung nimmt Rücksicht auf die durch die Novemberrevolution eingetretenen Veränderungen, durch die auch Arbeiter und Angestellte zu maßgebenden Faktoren des neuen Reiches geworden sind. Diese neuen Rechte legen auch ernste Pflichten auf, und besonders ist die genaue Kenntnis der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge die wichtigste Vorbedingung einer erfolgreichen Mitarbeit. In dieser Beziehung will das Buch Hilfe leisten. Dieser Absicht entsprechend werden in volkstümlicher, leichtverständlicher Sprache die Grundbegriffe der allgemeinen Volkswirtschaftslehre behandelt, wobei die objektive Stellungnahme des Verfassers zu den verschiedenen Theorien angenehm auffällt. Das Buch, das im Schlußwort einen warmen Appell an das deutsche Volk richtet, um den Willen zum Wiederaufbau zu wecken und zu stärken, vermag seinen Zweck zu erfüllen, den es sich gesetzt hat, und verdient deshalb empfohlen zu werden.

Das zweite, nicht so umfangreiche Buch verfolgt den gleichen Zweck, indem es Anfänger einführen will in die volkswirtschaftlichen Grundbegriffe. Der Verfasser versteht es vorzüglich, in gedrängter Kürze, unter Stichworten viel Wissenswertes mitzuteilen. Das Literaturverzeichnis am Schlusse gibt dem Leser Material an die Hand, an dem er sich gründlicher bilden kann. Das Werkchen ist zu empfehlen.

Der Verfasser des dritten Buches will Erkenntnis verbreiten über die wirtschaftliche Lage Deutschlands, und er will das deutsche Volk aufrufen zum Kampfe gegen den Zusammenbruch, der uns droht. In scharfen Worten geißelt er das unsoziale Verhalten gewisser Volksschichten und die wirtschaftliche Zersplitterung unseres Volkes. Er fordert eine sozial-sittliche Gesinnung, die Taten auslöst; er fordert eine Beseitigung des kapitalistischen Geistes und seine Ersetzung durch Gemeinsinn und Tatsolidarismus, da andernfalls der Zusammenbruch unvermeidlich ist. Dabei erörtert er auch praktische Wirtschaftsfragen, die aktuelles Interesse haben. Die Absicht des Verfassers ist zweifellos anerkennenswert; es besteht nur leider die Befürchtung, daß er tauben Ohren predigen wird. Franz Laufkötter

---

Aristoteles, **Lehre vom Schluß oder Erste Analytik** (des Organon dritter Teil). Neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. theol. Eugen Rolfes. Philosophische Bibliothek, 10. Band. Leipzig 1922, Verlag von Felix Meiner. X und 209 Seiten. Preis geheftet 42 Mark, gebunden 63 Mark.

Aristoteles, **Politik.** Neu übersetzt und mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen von Dr. theol. Eugen Rolfes. Dritte Auflage. Philosophische Bi-

bliothek, 7. Band. Leipzig 1922, Felix Meiner. XXXI und 341 Seiten. Preis geheftet 63 Mark, gebunden 91 Mark, in Geschenkband 105 Mark.

Die Neuausgabe des verdeutschten Aristoteles in der Philosophischen Bibliothek wird mit diesen neuen beiden Bänden fortgesetzt und nahezu ihrem Ende zugeführt. Aristoteles ist bekanntlich der Schöpfer der formalen Logik. Die sogenannte »Analytik« (wörtlich Auflösung, nämlich der Schlüsse) ist die Lehre von den Schlußfolgerungen, und zwar hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Beweiskraft. Mehr als diese heute von den meisten nichtscholastischen Logikern beziehungsweise Erkenntniskritikern doch hintangesetzte, von Aristoteles bekanntlich mit großem Scharfsinn bis ins einzelne ausgebaute »formale Logik« wird die Mehrzahl der Leser der Neuen Zeit die Aristotelische Politik interessieren, die freilich auch für uns längst historisch geworden ist, während ihr neuer Herausgeber bewundernd meint: »Wie vorteilhaft wäre es für die Weltlage gewesen, wenn im abgelaufenen Jahrzehnt die leitenden Männer bei uns die Grundsätze der Aristotelischen Staatskunst gekannt und befolgt und wenn überhaupt unser Staatswesen und die höchste Gewalt auf Grundlagen geruht hätten, die den Prinzipien des Aristoteles besser entsprachen!«, um sie dann in ciceronianischem Schulstil auch für die Zukunft zu empfehlen: »Aber auch bei der Neugestaltung der staatlichen Dinge werden diese Prinzipien nicht ungestraft verachtet.« (S. III.) Wie er das meint und wie er seinen Aristoteles auffaßt, zeigt dann das weitere, durchaus noch in den mittelalterlichen Anschauungen des »heiligen« Thomas befangene Vorwort. Daß der Staat die Quelle alles Rechtes sei, kann nur »der moderne Atheismus« behaupten (S. IV)! Bei Aristoteles ist es »die Natur«, die diesem Heiden aber auch »von Gott« ist, so daß sich also Aristoteles und Kirche, wie das ganze Mittelalter hindurch, in schönster Übereinstimmung befinden. Die Aristotelische Basierung des Staates auf den Mittelstand (S. VII) ist auch ihm sympathisch, ebenso »die konstitutionelle Monarchie mit einem starken Einschlag von Aristokratie und einem leiseren von Demokratie« als die beste Verfassung (S. XIV), während der Sozialismus schon nach Aristoteles, dem Gegner des Sozialisten Plato, »theoretisch auf falscher Voraussetzung ruht und praktisch keine Erfahrung für sich hat« (S. XV), »selbstverständlich« auch unser heutiges Wahlrecht von ihm verworfen werden würde (S. XIV).

Nun, wir nehmen unserem guten Neuscholastiker und Thomisten diese politischen Offenheiten nicht übel. Seine Übersetzung ist fleißig und treu, wenn auch nicht modern geschmackvoll, desgleichen seine Anmerkungen; die Sachregister sind in beiden Bänden zu dürftig. Der Inhalt der »Politik« bietet natürlich auch für den modernen Leser noch vieles Interessante. K. Vorländer

---

Gerhart Seger, **Die geistige Befreiung der Arbeiterklasse.** Bemerkungen zur Bildungsarbeit. Leipzig 1922, Verlag der Leipziger Buchdruckerei. 64 Seiten. Gebunden 18 Mark.

Der Verfasser hat die Beobachtung gemacht, daß die proletarische Bildungsarbeit vielfach als Luxus betrachtet wird, der unnötigerweise Kräfte verbrauche, die im praktischen Kampfe viel nötiger gebraucht würden. Gegen diese zweifellos irrige Auffassung richtet sich seine Schrift, die in ganz interessanten, wenn auch hin und wieder anfechtbaren Ausführungen verschiedene Themen behandelt, die gegenwärtig Gegenstand der Auseinandersetzungen in den Kreisen der Genossen und Genossinnen bilden. Das erste Kapitel »Die herrschende Ideologie« erörtert die bekannte Tatsache, daß die besitzenden und bevorrechteten Klassen sich eine Ideologie geschaffen haben, die ihre Klassenherrschaft als eine gottgewollte Ordnung und den Staat als eine Organisation im Interesse der Allgemeinheit betrachtet. Diese Ideologie wurde und wird systematisch propagiert, woraus sich die scheinbar überraschende Tatsache erklärt, daß selbst solche Schichten des Bürgertums, die wirt-

schaftlich wenig am Kapitalismus interessiert sind, und daß sogar Arbeiterkreise sich als Anhänger und Vorkämpfer des Bestehenden betätigen. Gegen diese Ideologie muß die Arbeiterklasse zunächst ankämpfen, wenn sie sich geistig befreien will, und sodann muß sie Klarheit gewinnen über das Wesen und die Ziele des Sozialismus sowie über die Mittel und Wege zum Sozialismus. Das kann aber nur durch eine gründliche Bildungsarbeit erreicht werden. Dieser Absicht will die Schrift dienen, indem sie allerlei Fragen erörtert, die mit der proletarischen Bildungsarbeit im näheren oder entfernteren Zusammenhang stehen. Wer für diese Frage Interesse hat, besonders die Leiter und Lehrer der proletarischen Bildungsveranstaltungen, werden dieser Schrift Anregung entnehmen. Franz Laufköfter

---

Felix Linke, **Der ewige Kreislauf des Werdens.** Leipzig 1922, Verlag Th. Thomas. 152 Seiten. Preis geheftet 36 Mark, gebunden 52 Mark.

Das vorliegende Buch erinnert in seiner Art an die bekannten, weitverbreiteten »Kosmos«-Hefte. Es behandelt in vier Abteilungen nacheinander »Die kosmischen Gefahren für das Erdenleben«, »Die irdischen Gefahren für das Erdenleben«, »Das Schicksal der Erde« und den »Ewigen Kreislauf des Werdens«. Es ist klar, daß in einem derartigen Werke Neues nicht geboten werden kann, aber die Zusammenstellung alles dessen, was über die Wechselbeziehungen des Erdkörpers zur Umwelt gesagt werden kann, wird doch den einen oder anderen veranlassen, zu diesem Büchlein zu greifen. Insbesondere dürfte das Buch als Unterlage zu Vorträgen in Arbeiterbildungsvereinen, proletarischen Freidenkervereinen usw. geeignet sein. Manche Frage, die in dem Buche behandelt wird, wie beispielsweise die nach etwaigen Zusammenstößen der Erde mit anderen Weltkörpern, nach der Zukunft des Erdballs interessiert manche Gemüter sehr. Da mögen denn diese Leute aus der Lektüre dieses Buches zu ihrer Beruhigung entnehmen, daß der Erde noch ein langes Dasein beschieden ist. Sie brauchen also für ihr irdisches Dasein und für ihr Seelenheil keine Sorge zu hegen.

Linke ist als Verfasser zahlreicher Aufsätze in Arbeiterblättern bekannt, um so mehr hat es mich verwundert, daß er an einigen Stellen seines Buches die Fremdausdrücke nicht verdeutscht oder erläutert hat. Was soll sich beispielsweise der in mineralogischer Hinsicht ungeschulte Leser unter »Hypersthen«, »Andesit« und ähnlichen Ausdrücken vorstellen? Vielleicht beachtet der Verfasser bei späteren Gelegenheiten diese Ausstellung und versucht diesen Mangel, der dem einfachen Leser das Verständnis einzelner Teile des Buches erschwert oder gar unmöglich macht, im Interesse der größeren Verbreitung seiner Schriften abzustellen. M. Schoen

---

Otto Bürger, **Kolumbien.** Ein Betätigungsfeld für Handel und Industrie. Mit farbiger Karte und graphischen Darstellungen. Leipzig 1922, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Die südamerikanische Republik Kolumbien gehört zu den mit reichen Schätzen der Natur gesegneten Ländern, die noch der Erschließung und Nußbarmachung harren. Welche wirtschaftliche Möglichkeiten dort geboten sind, zeigt Professor Bürger in diesem Buche, das bestimmt ist, jeder Art von Unternehmungslust als Wegweiser zu dienen. Der Verfasser vermag dank eigener Landeskenntnis, der Heranziehung guter Informationsquellen und der Unterstützung, die er von Behörden und Privaten erhielt, verläßlich und erschöpfend über den Staat und seine Einrichtungen sowie über die Wirtschaft Auskunft zu geben. Ein Kapitel über das Vorkommen nutzbarer Bodenschätze und den Stand des Bergbaues im Jahre 1921 hat Geh. Bergrat Robert Scheibe beigetragen, der im kolumbianischen Staatsdienst steht. Ein kurzer Schlußabschnitt unterrichtet über die Bedingungen und die Aussichten der europäischen Einwanderung. Von Fremden ist Kolumbien bisher wenig aufgesucht worden.

Am zahlreichsten vertreten sind unter den Fremden Spanier, Nordamerikaner, Engländer und Franzosen. Die deutschen Gemeinden in den größeren Städten sind numerisch nicht stark. Die Ergebnisse der Volkszählung von 1912 zeigen, daß von der Gesamtbevölkerung 1 393 000 Mischlinge, 872 000 Weiße, 322 000 Neger und 231 000 Indianer waren. Von den erwerbstätigen Männern trafen im gleichen Jahre 35,7 Prozent auf die Landwirtschaft, 25,6 Prozent auf die Hausgewerbe, 9,6 Prozent auf das Handwerk, 3,3 Prozent auf Industrie und Handel usw. In bezug auf seinen Reichtum an Bodenschätzen wird Kolumbien von keinem anderen Staate Südamerikas übertroffen, doch werden sie erst in geringem Umfang genutzt. Es sind ausgedehnte Steinkohlenlager und angeblich auch Eisenerze in großen Mengen vorhanden, so daß sich der künftigen Industrieentwicklung gute Aussichten bieten. Über den gegenwärtigen Stand der Wirtschaft unterrichtet Bürger unter Zugrundelegung eines reichen Zahlenmaterials. H. Fehlinger

---

Henriette Goldschmidt. Ihr Leben und ihr Schaffen, dargestellt von Josephine Siebe und Dr. Johannes Prüfer. Leipzig 1922, Akademische Verlagsgesellschaft.

Die Lebensbeschreibung der Henriette Goldschmidt gliedert sich ein in die Zahl der Frauenbiographien — Ottilie Baader, Helene Lange —, welche die letztverflossene Epoche der deutschen Frauenbewegung in verschiedenen Volkskreisen und auf verschiedenen Arbeitsgebieten widerspiegeln. Henriette Goldschmidt war Sozialpädagogin in weitestem Sinne, Vorkämpferin für Gedanken, die den unserer heutigen Arbeitsschule Richtung gebenden Ansichten nahe verwandt sind. Die Erziehung zum Schaffen und schaffendes Lernen war ihr Grundlage auf ihrem Sondergebiet, dem Wirken für Kindergärten im Fröbelschen Sinne. In praktischer Erfüllung Fröbelscher Theorien schuf sie die großzügige Volkskindergartenarbeit in Leipzig, die Ausbildungsstätten für Kindergärtnerinnen, die »Leipziger Hochschule für Frauen«, die jetzt zum sozialpädagogischen Frauenseminar der Stadt Leipzig umgestaltet worden ist. Äußerlich stand Henriette Goldschmidt innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung. Innerlich stand sie auf der Grenze zu anderen Welten. Sie war pazifistisch und international eingestellt, sie war überzeugte Demokratin aus den vierziger Jahren her und haßte jede Unterdrückung, auch jede Art von Dünkel, Bildungsdünkel und anderen. Zwischen ihr und den »neuen Frauen« der bürgerlichen Frauenbewegung, wie sie in dem Buche genannt werden, hatte sich denn auch ein Riß aufgetan, da die blasse Intellektualität dieser Frauen in zu starkem Gegensatz zu ihrem eigenen warmherzigen Idealismus stand.

Die Lebensbeschreibung gliedert sich in zwei Teile. Der erste behandelt das persönliche Leben Henriette Goldschmidts, die — 1825 geboren in dem deutschpolnischen Städtchen Krotoschin als Tochter eines jüdischen Kaufmanns — am 30. Januar 1920 vierundneunzigjährig starb. Sehr reizvoll ist die Schilderung ihrer Jugend, die Erinnerung an den Großvater, von dessen reifer Güte und Weisheit manches auf die Enkelin übergegangen zu sein scheint. Wer die kleine alte Frau gekannt hat, der weiße Locken das Gesicht umrahmten wie auf Bildern aus Großmutterzeit, der wird sich diesem Eindruck nicht haben entziehen können. Als junge Frau lebte sie eine Zeitlang in Warschau, und dort war die zaristische Unterdrückung insbesondere der Juden so ungeheuerlich, daß ihr selbst das alte Preußen dagegen als Land der Freiheit erschien.

Die Schilderung des persönlichen Lebens ist wertvoll als Zeitbild und als Bild eines liebenswerten strebenden Menschen. Henriette Goldschmidt war ganz Autodidaktin und hat sich all ihr reiches Wissen durch unermüdliche Arbeit angeeignet. Der zweite Teil, ihr Schaffen, spiegelt nicht nur die Kindergartenbewegung wieder — es ist charakteristisch, daß der reaktionäre Kultusminister v. Raumer 1851 die Kindergärten für die preußische Monarchie verbot, ein Verbot, das zehn Jahre

in Geltung blieb —, sondern es sind auch sehr wertvolle Ausführungen allgemeinpädagogischer Art wie über die Stellung und Kulturaufgaben der Frau darin enthalten. Wie Henriette Goldschmidt diese Kulturaufgabe auffaßte, davon legt ihr Wort Zeugnis ab: »Der Erziehungsberuf ist der Kulturberuf der Frau.« Sie setzte es über die Pforte der Leipziger Hochschule für Frauen. Unseren Frauen, insbesondere unseren sozialen Arbeiterinnen empfehle ich das kleine Buch. Henni Lehmann

Notizen

Überzeitarbeit in der deutschen Industrie. Über die Einhaltung des Achtstundentags in der deutschen Industrie bestehen namentlich im Ausland viele Meinungsverschiedenheiten. In jüngster Zeit wurden über diese Sache zwei gründliche Erhebungen durchgeführt. Die eine wurde auf Anregung ausländischer Arbeiterorganisationen vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund vorgenommen, die zweite von einer besonderen Kommission der niederländischen Regierung.

Einen Überblick der wichtigsten Ergebnisse beider Erhebungen veröffentlicht in der Septembernummer der »International Labour Review« Dr. H. Leymann, Ministerialrat im Reichsarbeitsministerium zu Berlin. Er gibt auch eine ausführliche Darstellung der Arbeitszeitgesetzgebung in Deutschland und Statistiken der Überzeitarbeit. Die Schlußfolgerungen, zu welchen Dr. Leymann in bezug auf Überschreitungen des Achtstundentags auf Grund der Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten kommt, sind wie folgt: Während des Jahres 1920 wurde Überzeitbewilligung für etwa 116 000 erwachsene Männer, 78 000 Frauen und 4000 Jugendliche erteilt, insgesamt für 198 000 Personen. Gemäß den Berichten der Aufsichtsbeamten waren in den 300 000 in Betrieb befindlichen gewerblichen Unternehmungen Deutschlands im Jahre 1920 insgesamt 7 000 000 Personen beschäftigt, und zwar 5 000 000 über sechzehnjährige männliche Personen, 1 500 000 über sechzehnjährige weibliche Personen und 500 000 Jugendliche von vierzehn bis sechzehn Jahren. Da überdies die Bewilligungen normalerweise nur für wenige Tage erteilt werden, ist die Annahme berechtigt, daß die durchschnittlich von einer Person geleistete Überzeitarbeit, soweit sie einer Bewilligung bedarf, nicht über 30 Stunden im Jahre beträgt. Die Gesamtzahl der geleisteten Überstunden würde somit 5 940 000 nicht übersteigen; die Überzeit auf alle beschäftigten Personen verteilt, würde im Durchschnitt nicht ganz eine Stunde im Jahre (0,85) ausmachen. Deshalb scheint es, daß das Ausmaß der bewilligten Überzeit sehr gering ist.

Der Artikel enthält eine Tabelle, welche die absolute Zahl und den Prozentsatz der Personen in jeder Industriegruppe angibt, die 1920 behördlich bewilligte Überzeit arbeiteten, und eine andere Tabelle, welche die Zahl der Überzeitbewilligungen nach Industriegruppen darstellt.

Im Jahre 1921 wurde mehr Überzeit gearbeitet als 1920. Die Zahl der Bewilligungen stieg von 5502 auf 16 385. Genaue Angaben enthält der Gewerbeaufsichtsbericht für Sachsen. Dort leisteten über 800 000 Personen zusammen 4 000 000 Überstunden; von diesen trafen 1 700 000 auf die wichtigste Industrie des Landes, die Textilindustrie, die 260 000 Arbeiter beschäftigt, von denen 70 000 Überzeit arbeiteten, also durchschnittlich 24 Stunden pro Arbeiter und Jahr. Da die tarifliche Arbeitszeit nur 45 Stunden in der Woche ausmacht und überdies jedem Arbeiter Ferien von drei bis sechs Tagen zustehen, ergibt sich, daß Überzeit nicht notwendig geworden wäre, wenn die Arbeiter durchweg volle 48 Stunden wöchentlich „gearbeitet hätten. Die Ergebnisse Dr. Leymanns bekräftigen die Folgerungen, zu welchen die eingangs erwähnten Erhebungen der Gewerkschaften und der niederländischen Regierung führten.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 6 Ausgegeben am 10. November 1922 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Nicht Föderalismus, sondern Reichszerstörung[1]

Von Hans Dill

München, 27. Oktober 1922

Die Bayerische Volkspartei tritt heute in München zu ihrer 4. ordentlichen Landesversammlung zusammen. Aufgabe der Beratung ist, wie die parteiamtliche »Bayerische Volkspartei-Korrespondenz« mitteilt, die Auffassung der Partei über bestimmte staatspolitische Fragen völlig zu klären und sie für die parlamentarische Behandlung reif zu machen. Als die zu klärenden staatspolitischen Fragen werden bezeichnet: Ausbau der Volksrechte durch eine demokratische Fassung der Verfassungsbestimmungen über Volksentscheid und Volksbegehren, Zweite Kammer und volksgewählter Staatspräsident. Außerdem hat nach dieser Korrespondenz die Bayerische Volkspartei die Verpflichtung, »alles zu tun, was nach Zeit und Umständen geeignet ist, eine grundlegende Reform der Weimarer Verfassung im föderalistischen Sinne herbeizuführen oder wenigstens ideell vorzubereiten und zu propagieren«.

Die Parole ist: Föderalismus! Schon bei ihrer Gründung hat die Bayerische Volkspartei betont, daß sie ein Deutsches Reich auf föderativer Grundlage wolle. So forderte sie in ihrem Parteiprogramm vom November 1918:

Zusammenschluß der deutschen Staaten auf föderativer Grundlage ohne Vorherrschaft irgendeines Einzelstaats. Die bisherige weitgehende staats-, wirtschafts- und steuerpolitische Abhängigkeit Bayerns von dem Norden muß unter allen Umständen aufhören. Wir lehnen auf allen diesen Gebieten die bisherige einseitige, rücksichtslose preußische Vorherrschaft ab.... Der Forderung, daß alle Einzelstaaten aufgehoben werden und eine einheitliche deutsche Republik geschaffen wird, werden wir den äußersten Widerstand entgegensetzen. Die für das Reich zu schaffende neue Verfassung bedarf der Zustimmung der in den Einzelstaaten demnächst auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts und der Verhältniswahl zu wählenden Parlamente. Wir haben es satt, für die Zukunft von Berlin aus bis ins kleinste regiert zu werden. Berlin darf nicht Deutschland werden und Deutschland nicht Berlin.... In diesem Sinne fordern wir: Bayern den Bayern!...

Man nahm diese innerpolitische Forderung der Bayerischen Volkspartei damals nicht allzu tragisch. Die politischen Ereignisse überstürzten sich in jener Zeit, und den verantwortlichen Politiker beschäftigte die Frage »Räte-

[1] Der obige Artikel traf zu spät in der Redaktion ein, um noch in Nr. 5 Aufnahme finden zu können. Obgleich inzwischen die Landesversammlung der Bayerischen Volkspartei stattgefunden hat, bringen wir ihn dennoch zur Veröffentlichung, da er die partikularistisch-föderalistischen Bestrebungen dieser Partei trefflich nachweist. Die Redaktion der Neuen Zeit

republik oder Demokratie« viel mehr als das Problem Unitarismus oder Föderalismus. Zudem wurde diese innerpolitische Forderung der Bayerischen Volkspartei als eine selbstverständliche Reaktion auf die Wirtschaft der Berliner Kriegsgesellschaften hingenommen, als die Auflehnung einer mehr agrarischen Bevölkerungsschicht gegen die Riesengewinne der norddeutschen Kriegsindustrie. Bayern hatte an dem »Reichtum aus dem Kriege« nicht im richtigen Verhältnis teilgenommen. Die Konzentration des Kapitals, die ihren sichtbaren Ausdruck fand in der Etablierung der kaufmännischen Leitungen großer Konzerne an einigen Orten Norddeutschlands, meist in Berlin, wurde nicht ökonomisch gewertet, sondern politisch gewürdigt und als etwas »Preußisches« verdammt.

Die Forderung »Berlin darf nicht Deutschland werden« gewann noch an Popularität, als die Spartakistenputsche in Berlin einsetzten. Man hat diese programmatischen Forderungen dahin beurteilt, daß sich die frühere bayerische Zentrumspartei für die Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung und zum Bayerischen Landtag ein geschicktes Wahlprogramm zurechtgemacht habe. Es wurden damals wohl alle Forderungen aller politischen Parteien nicht unter die scharfe kritische Lupe genommen, denn alles gärte und brodelte. Projektemacher standen an allen Straßenecken und versuchten, ihre Heilslehre an den Mann zu bringen. Kein Mensch wußte, wie das »Neue Deutschland« aussehen werde, und so hatten die Forderungen der Bayerischen Volkspartei damals auch nicht den Charakter eines Kampfrufs gegen eine bestehende staatliche Ordnung, sondern den eines Beitrags oder Wunsches zur Orientierung für den Neubau. Was die Bayerische Volkspartei in ihrem Novemberprogramm 1918 außenpolitisch forderte, erregte erst recht kein Mißtrauen. Es hieß da im gleichen Punkt 7 ihres Novemberprogramms:

> Wir wünschen: Einheitliche Vertretung der gemeinsamen Interessen der deutschen Staaten nach außen. Gemeinsame Abwehr aller Angriffe auf die deutschen Staaten.

Das war doch eine feierliche Erklärung dieser Partei, sie wolle an der Reichseinheit nicht rütteln lassen!

Nach den Wahlen zur verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung bildete die Bayerische Volkspartei mit dem Reichszentrum eine Arbeitsgemeinschaft und arbeitete auch fleißig am Zustandekommen der Weimarer Verfassung mit. Nur Dr. Heim, der Vater der Bayerischen Volkspartei, hat gegen das Verfassungswerk von Weimar gestimmt. Aber daheim, im Lande Bayern, entfaltete sich der »Föderalismus« der Bayerischen Volkspartei recht eigenartig. Es setzte eine unglaubliche Agitation in Versammlungen und in der Presse ein »gegen den Unitarismus, wie er in der Weimarer Verfassung seinen Ausdruck finde«. Ja, der Unitarismus wurde allmählich zum einzigen Grundübel, dem Deutschland sein ganzes Elend zu verdanken habe. Föderalismus ward gleichbedeutend mit Erlösung aus Not und Elend!

Die Sozialdemokratie hat dagegen immer wieder erklärt, daß das eine wie das andere so lange ein gedankenloses Schlagwort bleibe, als man nicht näher umschreibe, was man sich darunter vorstelle. Der föderalistischen Agitation der Bayerischen Volkspartei stellte die Sozialdemokratie im Parlament und im Volke ihr Bekenntnis zur einen, ungeteilten, großen

deutschen Republik entgegen, in der die großen Probleme der Außenpolitik, der Finanz-, Wirtschafts- und Kulturpolitik nach einheitlichen Grundsätzen behandelt werden müssen. »Diese eine unteilbare Republik will die Sozialdemokratie lebensfähig und stark machen auf der Grundlage des freiesten Selbstverwaltungsrechts der einzelnen Länder und Landesteile und der Gemeinden.« Die Bayerische Volkspartei aber redete nur noch vom »Berliner Wasserkopf«, von der »Verpreußung Bayerns«, vom »preußischen Schnappsack« usw.

»Wir müssen Bayern wieder den Bayern erobern. Mit aller Gewalt und allem Nachdruck und aller Schärfe muß es hinaushallen in alle Gaue, das ‚Los von Berlin!' Wir wollen freilich nur dann beim Reiche sein, wenn das Reich gesund und kräftig ist, auf Ordnung und Sitte aufgebaut, nicht aber, wenn es der Schauplatz russischer Experimente würde....«

So sprach im Sommer 1920 der Fraktionsschriftführer der Bayerischen Volkspartei auf der großen Bauernparade in Tunkenhausen. Inzwischen wurde auch immer mehr — bald geheimnisvoll, bald offener — von außenpolitischer Fühlungnahme gewisser führender Männer der Bayerischen Volkspartei gesprochen. Daneben bekundete nun die Bayerische Volkspartei in steigendem Maße ihre Sympathien für die monarchistische Staatsform. Am 4. März 1919 hatte die in Bamberg versammelte Landtagsfraktion der Bayerischen Volkspartei beschlossen, »daß die Landtagsfraktion sich auf den Boden der republikanischen Staatsform stelle und daß sie die Partei auffordere, alsbald einen Beschluß der Landesversammlung der Bayerischen Volkspartei in gleichem Sinne herbeizuführen«. Die Landesversammlung lehnte jedoch den Antrag der Fraktion mit der Motivierung ab: »Grundsätzlich überläßt sie (die Bayerische Volkspartei) die Entscheidung über die Staatsform dem Volke.« Im Volke aber agitiert die Bayerische Volkspartei recht fleißig für die monarchistische Staatsform, das heißt sie sorgt gründlich dafür, die Republik in Mißkredit zu bringen, für alles die Revolution und die aus der Revolution geborene Staatsform verantwortlich zu machen.

Dazu kam, daß Bayerns Ministerpräsident v. Kahr mit seiner Politik, besonders in der Entwaffnungsfrage der Einwohnerwehren, in direkten Gegensatz zur Reichsregierung geraten war. Gerade er prägte den Satz: »Deutschland wird föderalistisch sein, oder es wird überhaupt nicht sein!« Ein Grund mehr für die Verfechter der Reichseinheit, diesen »Föderalismus« mit größtem Mißtrauen zu betrachten. Kahr unterließ aber, ebenso wie die volksparteilichen Agitatoren, seinen »Föderalismus« näher zu präzisieren.

Auf ihrem Bamberger Parteitag am 18. September 1920 hat die Bayerische Volkspartei allerdings mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrigließ, bekundet, wie sie sich das »föderalistische« Deutsche Reich vorstellt. Sie hat sich dort ein neues Programm gegeben, in dessen Einleitung sie geradezu feierlich erklärt: »Die Bayerische Volkspartei hält am Deutschen Reich unverbrüchlich fest, sie erblickt in der föderalistischen Ausgestaltung seiner Verfassung die einzige Bürgschaft seines Wiederaufbaues und Glückes.« Und darum fordert sie:

1. Die bundesstaatliche Form des Reiches und die **Wiedereinführung eines dem früheren Bundesrat gleichwertigen Organs** der Staaten.
2. **Das Recht der einzelnen Staaten, ihre Staatsform und Staatsverfassung selbst zu bestimmen.** Die beschleunigte Ermöglichung der Bildung von Einzelstaaten auf verfassungsmäßigem Wege.
3. Keine weitere Beeinträchtigung der Selbständigkeit der Staaten durch neue Gesetze und Verordnungen.
4. Möglichste Anpassung der bereits in den Staaten bestehenden Reichsstellen an das Verwaltungssystem der Staaten.
5. **Ausführung der Reichsgesetze durch die Staatsbehörden.**
6. **Das Recht der einzelnen Staaten, in Angelegenheiten ihrer eigenen durch die Reichsverfassung gegebenen Zuständigkeit mit auswärtigen Staaten Verträge abzuschließen und Vertreter bei auswärtigen Staaten zu bestellen.**
7. Die Sicherstellung der **Steuerhoheit der Staaten** durch Erhebung eigener Steuern und Ermöglichung von Zuschlägen zu den Reichssteuern. Erhebung und Verwaltung sämtlicher Steuern und Abgaben einschließlich Zölle und Verbrauchssteuern durch den Staat, Ausdehnung des Besteuerungsrechts der Gemeinden und Gemeindeverbände zur Befriedigung eigener Bedürfnisse.
8. Entscheidende Mitwirkung der Bundesstaaten in den Angelegenheiten des Post- und Eisenbahnwesens und der dem allgemeinen Verkehr dienenden Wasserstraßen des Staatsgebiets.
9. Ausbau und Betrieb der Wasserkräfte durch die Staaten.
10. **Die Gliederung der Reichswehr zu Lande in bundesstaatliche Kontingente.** Das selbständige Recht der Staaten, für Zwecke der öffentlichen Sicherheit und Ordnung den Ausnahmezustand für das Staatsgebiet zu erklären und für diese Zwecke über ihre Kontingente zu verfügen.
11. Regelung des Schulwesens durch die Staaten als eines der Hauptgebiete der einzelstaatlichen Kulturpolitik, von Reichs wegen jedenfalls eine für ganz Deutschland unzweideutige Festlegung der Sicherung der Kindererziehung nach dem Willen der Erziehungsberechtigten. Im übrigen Begrenzung der Reichsschulgesetzgebung auf den engsten Rahmen von Grundsätzen für den äußeren Schulbetrieb. Aufrechterhaltung des Rechtes der Staaten auf Regelung des wissenschaftlichen Büchereiwesens.
12. Die Sicherung des bayerischen Staatseigentums gegen weitere Zugriffe des Reiches.

Man stelle sich die Verwirklichung dieses Programms als Verfassungsgrundsätze einer deutschen Republik nur einmal vor. Was den Bayern recht ist, das ist doch wohl den Braunschweigern, Thüringern, Sachsen, Hannoveranern, Mecklenburgern billig. Die Durchführung der Artikel 2, 6 und 10 dieses Programms in Zeiten harter Bedrängnis eines Deutschen Reiches muß zu dessen Zerfall führen; denn es darf doch nicht nur etwa den Bayern allein erlaubt sein, sich als Staatsform die Monarchie zu wählen, etwa mit Frankreich Verträge abzuschließen und dort einen Vertreter zu bestellen, es muß auch anderen Länderfetzen erlaubt sein, die Räterepublik zu etablieren und bei der russischen Sowjetrepublik einen Gesandten zu ernennen. Die große deutsche Republik hätte nichts zu sagen; sie wäre ein »wesenloser Schein« wie einst das »Heilige Römische Reich Deutscher Nation«, der über den Staatenfetzen selbstsüchtiger absolutistisch deutscher Fürsten und Fürstlein schwebt. Statt des Reiches »Wiederaufbau und Glück« des Reiches Zerfall! Aber sagt die Bayerische Volkspartei, wir fordern ja bloß für die einzelnen Staaten das Recht, »in Angelegenheiten ihrer eigenen durch die Reichsverfassung gegebenen Zuständigkeit mit auswärtigen

Staaten Verträge abzuschließen und Vertreter bei auswärtigen Staaten zu benennen«. Ja, im Westfälischen Frieden hieß es auch nur: »Die einzelnen Staaten sollen das Recht haben, Verträge zu schließen, die nicht gegen Kaiser und Reich gehen.« Kaiser und Reich, das ganze deutsche Volk erlebte aber recht bald jene schmachvolle Zeit, da deutsche Fürsten um des eigenen Vorteils willen mit fremden Herrschern Verträge schlossen, zuletzt Reichsverrat begingen und dem Reich, nachdem sie es längst zum Gespött vor aller Welt herabgewürdigt hatten, den Todesstoß versetzten. Ist der Bayerischen Volkspartei das heutige Reich auch soviel wert, wie den Wittelsbachern 1805 das Reich wert war?

Zu diesen geschichtlichen Vergleichen wurde man erst recht gezwungen, als die Entstehungsgeschichte des Bamberger Programms dem Dunkel entrissen wurde. Die Grundlagen für dieses Programm sind von der »Mittwochvereinigung der Geistesarbeiter der Bayerischen Volkspartei«, von hohen Beamten und Professoren in München ausgearbeitet worden. Referent über den Programmentwurf war der letzte königlich bayerische Verkehrsminister, Herr v. Seidlein, in lebendiger, aber nicht in guter Erinnerung durch seinen Revers gegen den Süddeutschen Eisenbahnerverband und durch die Verschleppung des Ausbaus der bayerischen Wasserkräfte. Die christlichen Arbeiterführer Schirmer und Funke haben in Bamberg gemahnt, die Beratungen über das Programm nicht zum Abschluß zu bringen. Ihre Mahnungen wurden in den Wind geschlagen und das neue Programm »überstürzt« durchberaten. Der Reichstagsabgeordnete Schirmer berichtet,[2] daß Dr. Heim besonders gedrängt und geheimnisvolle Andeutungen gemacht habe über »allenfallsige außenpolitische Wirkungen«, wenn die Sache von der Hand gewiesen würde. »Dr. Heim hat in der Rolle des Außenministers da und dort mit Franzosen verhandelt und ist wohl des Glaubens geworden, daß ein Eingehen auf deren Wünsche auf ein föderalistisch gegliedertes Deutschland den feindlichen Druck erleichtern werde.« Dr. Heim, der Vater der Bayerischen Volkspartei, hat auch in Bamberg gesiegt! Derselbe Dr. Heim, der im Sommer 1920 zum Führer der Christlichen Volkspartei im Rheinland äußerte: »Frankreich verlangt Sicherungen gegen den Militarismus und gegen die Revanche und sieht die Hauptgefahr in dem Bestehen Preußens. Wir haben entweder jahrelangen Druck und Verelendung zu erwarten, oder wir verständigen uns mit den Franzosen, die sagen: Wenn ihr euch föderalistisch einrichtet, so habt ihr das Haupthindernis für die Verständigung weggeräumt.«

Die »westliche Orientierung« ließ also die Bayerische Volkspartei ein Programm schaffen, dessen Verwirklichung gleichbedeutend wäre mit dem Zerfall des Deutschen Reiches. Verhältnismäßig rasch hatte die Bayerische Volkspartei den »Mut zur Klarheit« gefunden. Welch harmlose Formulierung ihres »Föderalismus« im November 1918 gegenüber der Formulierung in Bamberg — ein Jahr nach Proklamierung der Weimarer

[2] Süd und Nord von Karl Schirmer. München-Pasing 1921, Bavariaverlag.

Verfassung! Erinnerungen an politische Vorkommnisse aus den letzten Kriegsmonaten wurden durch die Bamberger Tagung wachgerufen. Man verwies wieder auf den Abgeordneten Held, der sich am 29. Oktober 1918 weigerte, einer von der liberalen Partei eingebrachten Erklärung des Bayerischen Landtags, die Bayerns Treue zum Reich bekunden sollte, die Zustimmung zu geben, da man sich nicht an das Reich binden könne in einem Augenblicke, wo man mit der Möglichkeit rechnen müsse, daß es auseinanderfalle! Vom Mißtrauen gegen den »freiwilligen Außenminister« Dr. Heim ganz zu schweigen!

Zwei Jahre sind seit Verkündung des Bamberger Programms ins Land gegangen. Deutschlands Lage ist heute verzweifelter denn je. »Das Haupthindernis für die Verständigung« mit den Franzosen ist nicht weggeräumt trotz der föderalistischen Einstellung der Bayerischen Volkspartei. Nun geht die Bayerische Volkspartei wieder an die Beratung eines neuen Programms. Am 28. Oktober 1921 schon hat sie eine Programmkommission eingesetzt. Diese hat den neuen Entwurf jetzt veröffentlicht — und er ist Geist vom Geiste des Bamberger Programms. Andere Worte für die gleichen Gedanken. Wieder heißt es im Punkt 2: »Anerkennung des Rechts der Einzelstaaten, im Rahmen der Reichseinheit ihre Verfassung und Staatsform nach dem freien Willen des eigenen Volkes zu regeln.«

Die bayerische Monarchie im Rahmen der deutschen Republik! Kindlich naiv hat ein bayerischer Staatsmann vertrauensselig zu einem süddeutschen Politiker in Berlin einmal gemeint, daß ja im Kaiserreich Deutschland die Republiken Hamburg, Bremen und Lübeck auch geduldet waren!

Aber auch außenpolitisch hat sich die Bayerische Volkspartei nicht anders eingestellt. Sie fordert im Punkt 6 des neuen Programmentwurfs wieder:

Anerkennung des Rechtes der Einzelstaaten, mit auswärtigen Staaten im Rahmen der Reichspolitik Verträge über ihre wirtschaftlichen und kulturellen Belange abzuschließen und Vertreter im Ausland zu bestellen.

Um das Gold der Reichsbank

Wie stabilisiert man die Mark?

Dem in Nr. 2 der Neuen Zeit veröffentlichten Aufsatz Dr. Karl Landauers »Gegen die Goldanleihe« habe ich in Nr. 5 einen zu wesentlich anderen Ergebnissen kommenden Aufsatz Dr. Artur Heichens über »Aktive Währungspolitik« folgen lassen, ohne in einer Anmerkung oder einem Nachwort selbst zu den behandelten Problemen Stellung zu nehmen. Das ist auch in anderen Fällen bisher vielfach geschehen, soll doch die Neue Zeit nicht ein nur allein die Redaktionsmeinung vertretendes Organ, sondern vor allem eine der theoretischen Neuorientierung, Klärung und Selbstverständigung unserer Partei dienende Zeitschrift sein, die deshalb auch von der Ansicht der Redaktion oder der jeweiligen Parteimehrheit mehr oder minder abweichende Artikel veröffentlicht, falls das behandelte Thema wichtig ist und vom Autor mit wissenschaftlichem Ernst sachlich behandelt wird. Bei jeder Gelegenheit den Mitarbeitern dadurch Zensuren zu erteilen, daß die Redaktion in einer Anmerkung ihre abweichende oder zustimmende Meinung kundgibt, halte ich für einen schlechten Brauch und zugleich für eine Bevormundung der Leser, die sich selbst ein Urteil bilden sollen.

Da mich jedoch in den letzten Tagen einige Leser nach meiner persönlichen Ansicht über Goldanleihe und Devisenverordnung gefragt haben, will ich mit meiner Meinung nicht zurückhalten.

Was die Goldanleihe beziehungsweise die Schaffung eines sogenannten wertbeständigen Papieres anbetrifft, teile ich die Bedenken des Genossen Landauer, und ebensowenig vermag ich mich den optimistischen Ausführungen des Genossen Heichen über die Wirksamkeit der sogenannten Devisenverordnung oder Devisenkontrolle und der Schaffung eines staatlichen Devisenfonds anzuschließen, obgleich ich seine Ansicht, daß die Hauptursache der heutigen Markentwertung nicht in der Inflation oder der Devisenspekulation, sondern in der ungünstigen deutschen Zahlungsbilanz zu suchen ist, vollkommen teile (vergl. auch Heichens Artikel »Die Ursachen der Markzerrüttung« in Nr. 17 der Neuen Zeit vom 21. Juli dieses Jahres). Eine Devisenverordnung wie die jüngst erlassene vermag, selbst wenn ihr noch neue strengere Bestimmungen ähnlicher Art aufgepfropft werden, meines Erachtens weder die Entwertung der Mark aufzuhalten noch irgend etwas Nennenswertes zu deren Stabilisierung beizutragen. Sie vermag wohl die kleine Spekulation zu verscheuchen und dadurch zum Teil das Devisengeschäft an deutschen Börsen zu lähmen; aber der großen Spekulation gegenüber versagt sie — schon deshalb, weil diese infolge ihrer weitreichenden Beziehungen imstande ist, ihre Tätigkeit an fremde Börsenplätze zu verlegen. Zudem aber vermag keine deutsche Devisenverordnung die fremde Baissespekulation, vornehmlich an der New Yorker Börse, zu verhindern, wo sich derartige Mengen deutscher Markwerte angesammelt haben, daß jedes zielbewußte Vorgehen der Spekulation die größten Interventionskäufe der Deutschen Reichsbank über den Haufen werfen kann. Die letzten Vorstöße zur Entwertung der Mark sind denn auch von New York ausgegangen.

Der Nutzen der Devisenverordnung, auch einer verstärkten, ist demnach sehr zweifelhaft; wohl aber vermag sie dem deutschen Importgeschäft allerlei Hindernisse zu bereiten, und ferner hat sie, wie die letzten Wochen gezeigt haben, die Folge, daß sich alsbald ein großer Teil der früheren Devisenspekulanten nicht nur auf die Spekulation in einheimischen Aktien, sondern auch in umfangreichem Maße auf die Spekulation in sogenannten Valutapapieren, das heißt auf in fremder Währung lautende Kolonial-, Plantagen-, Eisenbahn-, Minenwerte usw. wirft und dadurch deutsches Kapital, dessen wir dringend im Inland bedürfen, zur Abwanderung ins Ausland bewegt.

Auch die Einrichtung einer staatlichen Devisenhandelsstelle vermag den internationalen Markentwertungstendenzen nur höchstens zeitweilig und in mäßigem Umfang entgegenzuwirken. Selbst die mäßigen optimistischen Hoffnungen, die Genosse Heichen an diese Maßnahme knüpft, scheinen mir übertrieben zu sein. Andererseits aber belastet die Schaffung eines solchen Fonds die deutsche Reichsfinanzverwaltung mit einem schweren finanziellen Risiko.

Liegt die Hauptursache der Markzerrüttung in unserer ungünstigen Zahlungsbilanz, deren Passivität nur teilweise durch unsere schlechte Handelsbilanz, weit mehr durch den Fortfall unserer früheren Einkünfte aus dem Ausland und durch die enormen Reparationszahlungsforderungen der Entente verschuldet ist, so vermag auch nur eine günstigere Gestaltung dieser Bilanz (eine sogenannte Aktivierung der Bilanz) zu einer Besserung unserer Notlage zu führen. Die dazu geeigneten Mittel sind, wie ich schon in meinem Artikel »Zum Parteitag in Augsburg« (Nr. 25 vom 15. September) ausgeführt habe: Beträchtliche Herabsetzung der uns durch den Versailler Friedensvertrag aufgebürdeten Zahlungsleistungen, Stundung der Reparationszahlungen auf mehrere Jahre, Aufnahme einer großen Anleihe im Ausland, Produktionssteigerung (worunter ich, wie ich besonders hervorheben möchte, nicht nur die Steigerung der Arbeitsintensität, sondern zugleich die Durchführung technischer Verbesserungen in den Produk-

tionsprozessen, Vermeidung sogenannter faux frais usw. verstehe), weitere Einschränkung der Einfuhr von Luxusartikeln, Delikatessen und unnötigen ausländischen Genußmitteln, Steigerung und staatliche Regelung des Exports, damit die trotz aller Außenhandelsstellen noch immer vorhandene unsinnige Unterbietung deutscher Exporteure auf den fremden Märkten aufhört. Daneben muß auf eine möglichst baldige Bilanzierung des Reichsbudgets hingearbeitet werden.

Das sind kurz zusammengefaßt meiner Ansicht nach die Maßnahmen, die allein eine Markstabilisierung herbeizuführen vermögen. Ein Eingehen auf weitere Einzelheiten würde mich zwingen, gegen verschiedene unserer größeren Parteiblätter energisch zu polemisieren, und einen solchen Streit möchte ich in der jetzigen Krisenzeit nicht gern heraufbeschwören, zumal die meisten Parteigenossen durch unsere Presse bereits in bestimmter Richtung beeinflußt sind. Ich beschränke mich deshalb darauf, mit Erlaubnis der Redaktion der von Parvus herausgegebenen Wochenschrift »Der Wiederaufbau« den von Parvus in Nr. 20 veröffentlichten Artikel »Um das Gold der Reichsbank« abzudrucken, dem ich bis auf einige hier nicht in Betracht kommende Nebenfragen völlig zustimme. Daß Parvus nichts von diesen Finanzfragen versteht, werden wohl selbst seine entschiedensten Gegner nicht behaupten wollen. Hejnrich Cunow

* * *

Parvus schreibt in dem ebenerwähnten Artikel:

Seit Jahr und Tag zeigen die Finanzmaßnahmen der Reichsregierung das eigenartige Bild, daß die Schlappe ihnen nicht erst folgt, sondern vorauseilt: noch bevor die neuen Steuern erhoben werden, tritt die Preissteigerung ein, die sie illusorisch macht, und noch bevor die neue Devisenordnung sich hat auswirken können, gab sie den Anstoß zu einer neuen Abwärtsbewegung des Markkurses, die sie gerade hat verhindern wollen.

Denn es war und bleibt eine Politik von Unzulänglichkeiten. Es ist eine Wiederholung von Maßnahmen, die längst versagt haben, nur daß man nach und nach jedes Kriterium dessen verloren hat, was man der deutschen Volkswirtschaft zumuten kann.

Statt aus der Erfahrung zu lernen, fällt man mit dem Polizeiknüppel über die unliebsamen Tatsachen des Geschäftslebens her.

Man hat es ja längst kommen sehen, daß der unaufhaltsame Marksturz die Geschäftswelt dazu treiben wird, ihre Preise in ausländischer Währung zu berechnen. Nun sind wir so weit. Und da weiß die Regierung nichts Besseres, als mit einem Verbot dazwischen zu greifen. Aber was soll denn die Geschäftswelt tun? Sie muß doch eine halbwegs sichere Unterlage für ihre Preisberechnung haben, sonst kann sie nicht produzieren. Die Industrie und der Handel haben sich die größte Mühe gegeben, bei der Markrechnung zu bleiben. Wiederholt ergaben sich daraus Produktionsstockungen, da die Industrie mit dem Einkauf der Rohstoffe zurückhielt. Bestellungen wurden zurückgewiesen, da man nicht wußte, wie sich bei dem unsicheren Markkurs die Produktionskosten stellen werden. Das deutsche Wirtschaftsleben wurde durch den ewig stürzenden Markkurs auf ein niedriges Niveau herabgedrückt und zum Opfer der Spekulation gemacht. So wurde die Geschäftswelt immer mehr dazu gedrängt, ihre Preisberechnung in Dollars oder Pfund Sterling zu machen, zumal sie ihre ausländischen Rohstoffe und Lebensmittel von vornherein in dieser Währung zu bezahlen hat. Dieser Ausweg, der sich aus der Praxis ergibt, ist auch der einzige Weg zur Gesundung, solange nicht die Mark stabilisiert ist.

Man will die Spekulation bekämpfen und trifft den Handel. Man will die Spekulation bekämpfen und fördert sie erst recht.

Dahin gehört der in den letzten Tagen viel besprochene Vorschlag, die Goldreserven der Reichsbank zur Hebung des Markkurses zu verwenden. Es ist noch nicht ganz klar, wie man sich die Sache denkt. Wenn man bloß goldgedeckte Bons herausgibt, die zum Tageskurs gegen Papiermark eingetauscht werden, so haben wir nur ein Zahlungsmittel mehr — geändert wird dadurch an dem Markkurs ebensowenig wie durch die Vermehrung der Zirkulation des Dollars oder Gulden. Die Maßnahme kann nur einen Sinn haben, wenn man sich entschließt, durch Interventionskäufe den Kurs der Papiermark zu beeinflussen. Wie man aus der überraschend dringenden Agitation der Presse entnehmen muß, scheint man es darauf abgesehen zu haben.

Demgegenüber ist hervorzuheben: keine Interventionskäufe nützen, so lange der ungeheure Berg der deutschen schwebenden Schuld nicht abgetragen worden ist und so lange über Deutschland Reparationszahlungen hängen, die nicht aufzubringen sind. Das ist der Ballast, der die Mark immer wieder herunterreißt.

Man denkt sich den Vorgang viel zu einfach. Man will durch die Devisenordnung, die ja auch verschärft werden kann, die Baissespekulation bis auf ein Minimum einschränken, dann mit dem Golde der Reichsbank intervenieren und den Markkurs heben.

Abgesehen von den allgemeinen Ursachen des Marksturzes, übersieht man dabei die Tatsache, daß die Baissespekulation nicht bloß in Deutschland ihren Sitz hat und daß sich im Ausland bereits so gewaltige Summen deutscher Marknoten angesammelt haben, daß damit alle Interventionskäufe der Reichsbank spielend geworfen werden können. Das Ergebnis der Maßnahme, wenn sie nicht zugleich mit einer Regelung der Reparationsschuld, der Abtragung der schwebenden Schuld und einer wohldurchdachten Finanzreform ins Leben gesetzt wird, kann deshalb nur sein, daß das Gold der Reichsbank ausgeraubt wird und die Baisse erst recht um sich greift.

Beobachtet man die ungeduldige Art, in der die Regierung und der Reichstag durch die Presse zu dieser Maßnahme gedrängt werden, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß da bereits eine Spekulationsgruppe am Werke ist, die durch Vermittlung gutgläubiger Zeitungsschreiber und Parlamentarier gerade die Spekulationshetze ausnützen will, um eine freche Spekulation durchzuführen. Diese Gruppe einheimischer oder ausländischer Spekulanten wird zuerst am Platze sein, sie wird ihre Papiermark losschlagen und die Goldbons der Reichsbank davontragen. Denn die Baisse ist ja längst an einen Punkt gekommen, wo sie keine Abnehmer findet. Mark werden nicht gekauft. Man spricht direkt von einem Streik der Devisenbesitzer. Nun wohl, so lockt man jetzt die Regierung, ihr letztes Gold zu Markte zu bringen. Man wird sich in den Besitz der Goldbons setzen — mit Kurssteigerung oder auch ohne — man wird diese Bons in Devisen umtauschen — wenn auch mit Kursverlust — und dann kann die Baisse erst recht losgehen.

Man spricht von einer aktiven Währungs- und Finanzpolitik. Ich unterstütze seit Jahr und Tag diese These. Aber eine solche Politik läßt sich mit

Erfolg nur durchführen, wenn man sich des Komplexes der einschlägigen Fragen bewußt ist. Ich fasse nochmals die wichtigsten Punkte zusammen:

1. Das Problem kann nicht sein, den Markkurs zu heben. Es kann sich im wesentlichen nur darum handeln, ein weiteres Sinken der Mark zu verhindern.

2. Zu diesem Zwecke ist die Abtragung der schwebenden Schuld durch Devalvation unerläßliche Vorbedingung.

3. Es muß verhindert werden, daß die Reparationszahlungen — jetzt oder in sechs Jahren, ändert nicht viel an der Sache — Deutschland zu einer weiteren enormen Vermehrung der schwebenden Schuld zwingen.

4. Geldreform und Finanzreform sind unzertrennlich. Man wird das gegenwärtige Steuersystem, besonders die ausgesprochene Verteuerungssteuer, die Umsatzsteuer nicht aufrechterhalten können, wenn man die Mark stabilisiert.

5. Man wird das Staatsbudget nicht balancieren und folglich die Mark nicht stabilisieren können, wenn man nicht das Defizit der Staatsbetriebe in eine Überschußwirtschaft verwandelt.

Greift man an diesen Punkten nicht ein, so wird man es wahrnehmen, wie bisher, daß alle Maßnahmen in ihr Gegenteil ausschlagen und nur die Schikanierung des Geschäftslebens und der bureaukratische Apparat wachsen.

Schlichtung in Arbeitsstreitigkeiten

Von Dr. G. Flatow, Regierungsrat im Reichsarbeitsministerium

Trotz einer bald vierjährigen — wenn man die Zeit des Hilfsdienstgesetzes mitzählt sechsjährigen — Praxis des gesetzlichen Schlichtungswesens muß man leider fast täglich feststellen, in welch geringem Maße die eigentlichen Aufgaben der Schlichtungsausschüsse in das Rechtsbewußtsein der beteiligten Kreise eingedrungen sind, und wie sehr die individualistische Denkweise die Köpfe auch derjenigen beherrscht, die nach ihren Worten und nach ihrer besten Überzeugung den Ersatz des Einzelarbeitsvertrags durch den Kollektivvertrag wünschen. Äußere Umstände haben zu dieser tief bedauerlichen Rechtsverwirrung manches beigetragen. Das Fehlen allgemeiner Arbeitsgerichte und Arbeitsverwaltungsbehörden hat es mit sich gebracht, daß, weil man das Heer der in kleinen Städten und auf dem Lande lebenden Arbeitnehmer sowie die Landarbeiter, Gemeinde- und Staatsarbeiter, um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen, im neuen Arbeitsrecht nicht wieder schlechter behandeln wollte als die der Gewerbe- und Kaufmannsgerichtsbarkeit unterstehenden gewerblichen und kaufmännischen Arbeitnehmer, die Schlichtungsausschüsse mit Aufgaben betraut wurden, für die ihr ganzes Verfahren überhaupt nicht paßt. Sie wurden Ersatzgerichte für die Entlassungsstreitigkeiten nach dem Betriebsrätegesetz und der Verordnung vom 12. Februar 1920, Disziplinarbehörden nach § 39, 41, 43, 60 des Betriebsrätegesetzes, in einzelnen Ländern auch Arbeitsverwaltungsbehörden nach § 93, 103 des Betriebsrätegesetzes. So konnte ein rechtes Verständnis für das Wesen der Tätigkeit der Schlichtungsausschüsse nicht aufkommen.

Die Schlichtungsausschüsse wurden zum »Mädchen für alles«; und heute haben wir die für die Arbeiter höchst bedauerliche Tatsache festzustellen, daß,

nachdem die Machtverhältnisse sich zuungunsten der Arbeitnehmer gewandelt haben und die Arbeitsstreitigkeiten zum großen Teil auf dem Boden des nun einmal gesetzlich geltenden Rechts mit allen Mitteln der Rechtswissenschaft ausgefochten werden, zahllose Sprüche und Entscheidungen der Schlichtungsausschüsse sich zum Schaden der Arbeitnehmer vor den ordentlichen Gerichten (Amtsgericht, Landgericht, Gewerbegericht und Kaufmannsgericht) als null und nichtig erweisen. Dabei soll nicht näher darauf eingegangen werden, ob nicht in der unverkennbaren Neigung der Gerichte, Vorentscheidungen der Schlichtungsausschüsse aus formellen Gründen als nichtig zu betrachten, vielfach ein viel zu weit gehender Formalismus zutage tritt.

Genug, es ist höchste Zeit, die innerlich verschiedenen Aufgaben, die den Schlichtungsausschüssen in den letzten vier Jahren übertragen worden sind, voneinander zu scheiden und insbesondere alles, was nicht in das Gebiet der reinen Schlichtung von Gesamtstreitigkeiten fällt, auf die schleunigst zu schaffenden Arbeitsgerichte und Arbeitsverwaltungsbehörden zu übertragen, mögen diese auch äußerlich dann in ihrer Zusammensetzung den Schlichtungsausschüssen ähneln.

Die Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten des modernen Arbeitsrechts ist, was vielfach noch nicht genügend gewürdigt wird, mit dem Organisationsgedanken untrennbar verbunden. Wohl gab und gibt es ein Einigungsverfahren bei »Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses« schon nach den Bestimmungen des Gewerbegerichts- und Kaufmannsgerichtsgesetzes, aber ohne strenge Bindung an bestimmte, allein anrufungsberechtigte Organe der streitenden Parteien des Arbeitsverhältnisses. Der Gedanke, den Gewerkschaften und etwaigen Betriebsvertretungen ein Anrufungsmonopol zu geben, lag der früheren gewerkschafts- und organisationsfeindlichen Zeit fern.

Erst dem Hilfsdienstgesetz, dann der noch geltenden Verordnung vom 23. Dezember 1918 blieb es vorbehalten, in Verbindung mit der Anerkennung der Gewerkschaften und damit des Tarifgedankens (§ 1 bis 6 b der Verordnung vom 23. Dezember 1918) und mit der Schaffung von Betriebsvertretungen (Ausschüsse, vertretungslose Arbeitnehmerschaft im Zwergbetrieb) den auf freiem Zusammenschluß und auf gesetzlich vorgeschriebener Wahl beruhenden Organen der Arbeitsverfassung (Gewerkschaft, Arbeitgeberverband, einzelner Arbeitgeberausschuß, jetzt Betriebsvertretung im Sinne des Betriebsrätegesetzes) das Anrufungsmonopol gegenüber den Schlichtungsausschüssen zu verleihen und diese damit zu dem zu machen, was sie heute auf dem Gebiet der Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten allein sind — Vermittler der Tarifverträge, die der Verordnung vom 23. Dezember 1918 (§ 1) entsprechen (abgeschlossen zwischen einer Arbeitnehmervereinigung und einer Arbeitgebervereinigung oder einem einzelnen Arbeitgeber), und der Betriebsvereinbarungen nach § 66 Ziff. 3, § 75, § 78 Ziff. 2, 3, § 80 des Betriebsrätegesetzes (abgeschlossen zwischen den Betriebsvertretungen der verschiedenen Art und dem Arbeitgeber des Betriebs). Denn zugleich mit der Anerkennung der Gewerkschaften und der Betriebsvertretungen als ständige, zum Abschluß von Kollektivverträgen mit absoluter Wirkung für alle Vertretenen berufenen Interessenvertretungen der Arbeitnehmer der Berufe und der Betriebe tat der Staat den nächsten Schritt, die

Schlichtungsausschüsse nicht erst dann zur Verfügung zu stellen, wenn ein Arbeitskampf droht oder bereits ausgebrochen ist, sondern sie ganz allgemein — unabhängig von Arbeitskämpfen — bereitzustellen, damit sie auf Anruf Tarifverträge und Betriebsvereinbarungen vermitteln, und dies sogar dann, wenn ein dem Kollektivvertrag feindlicher Antragsgegner nicht erscheint oder zwar erscheint, aber eine Verhandlung ablehnt. Ja, mit der Verordnung vom 12. Februar 1920 ging der Staat noch weiter, er gab bestimmten Behörden (den Demobilmachungskommissaren und dem Reichsarbeitsministerium) die Befugnis, die Vermittlungsvorschläge der Schlichtungsausschüsse durch staatlichen Akt zum Zwangskollektivvertrag zu machen. Das Betriebsrätegesetz schließlich schreibt sogar vor, daß der Schlichtungsausschuß selbst in gewissen Fällen (§ 75, 80 des Betriebsrätegesetzes) unmittelbar die Zwangsbetriebsvereinbarung festsetzt, statt sie bloß vorzuschlagen.

Überblickt man diese Entwicklung, die sich darstellt als eine schrittweise Verwirklichung des den Organen der Arbeitsverfassung — den frei entstandenen Verbänden wie den kraft Gesetzes gebildeten Organen der Betriebe — durch den Staat verliehenen öffentlich-rechtlichen Anspruchs auf kollektive Regelung des Arbeitsverhältnisses im Betrieb und Beruf (vergl. Artikel 165 Abs. 1 der Verfassung), so erkennt man, daß die Schlichtung des modernen Arbeitsrechts nichts anderes als die mangels gütlicher Einigung jener Organe vor dem Schlichtungsausschuß erfolgende Entstehung materieller Kollektivverträge ist, nämlich der Tarifverträge und Betriebsvereinbarungen, und jede grundsätzliche Erörterung der Schlichtung fehlgeht, die nicht an das durch sie entstehende materielle Kollektivvertragsrecht anknüpft.

Aus diesem Grunde ist es bedauerlich, daß die endgültige gesetzliche Regelung des Schlichtungswesens der Regelung des materiellen Tarifvertragsrechts, ebenso wie einer eingehenderen Regelung des Rechtes der Betriebsvereinbarung, wie sie im Betriebsrätegesetz erfolgt ist,[1] vorangeht, statt daß das gesamte materielle und formelle Recht der Kollektivverträge in einem einzigen Gesetz zur Erledigung kommt. Die für das Tarifrecht grundlegenden Fragen des Begriffs der »Arbeitgeber« und »Arbeitnehmer«, der tariffähigen »wirtschaftlichen Vereinigungen«, der Haftung der Tarifparteien für die Erfüllung ihrer Verbandspflichten, die Einbeziehung der sogenannten leitenden Angestellten, der Lehrlinge, der auf der Grenze zwischen dem unselbständigen Arbeitnehmer und dem selbständigen Unternehmer stehenden Personen (Hausgewerbetreibende, Journalisten in fester Vertragsbeziehung zu einem Verlag, Krankenkassenärzte) müssen, wenn nicht die gegenwärtige Rechtsunsicherheit fortbestehen soll, unter allen Umständen einheitlich für das Tarifrecht und für das Schlichtungsverfahren geregelt werden. Sonst entsteht das unerfreuliche Ergebnis, daß zum Beispiel gewisse Personenkreise oder -vereinigungen sich des Schlichtungsverfahrens bedienen können, ohne daß der Schiedsspruch zum gesetzlichen Tarifvertrag im Sinne des kommenden Tarifvertragsgesetzes werden kann, und daß andere Personenkreise oder -vereinigungen sich des Tarifvertrags als Rechtsform bedienen

[1] Über das Recht der Betriebsvereinbarung vergl. meine Studie »Betriebsvereinbarung und Arbeitsordnung«, 1921, Verlag Bensheimer.

können, ohne in der Lage zu sein, den Schlichtungsausschuß in Streitigkeiten um das Zustandekommen eben dieses Vertrags anzurufen. Nach dem Entwurf der Schlichtungsordnung beispielsweise können Verbände von Hausgewerbetreibenden (§ 6 des Entwurfs) den Schlichtungsausschuß anrufen, während nach der Verordnung vom 23. Dezember 1918 es zum mindesten sehr zweifelhaft ist, ob solche Verbände unter den Begriff der Arbeitnehmervereinigung im Sinne des § 1 der Verordnung fallen.

§ 5 des Entwurfs der Schlichtungsordnung enthält einen anderen weitergehenden Begriff des Angestellten als § 12 des Betriebsrätegesetzes. Die Stellungnahme zu der Frage der Verbindlicherklärung von Schiedssprüchen, also des Zwangstarifvertrags, hängt davon ab, welche Folgen jeder Tarifvertrag, also auch der Zwangstarifvertrag für die Tarifparteien hat, eine in den bisherigen Erörterungen des Problems der Verbindlicherklärung auf gewerkschaftlicher Seite viel zu wenig beachtete Frage; denn wenn das künftige Tarifrecht besondere Bußen für die Verletzung der Tarifpflicht durch die Verbände, besonders der Friedenspflicht, schaffen sollte, wirkt eine solche künftige Regelung automatisch auch auf den Zwangstarifvertrag ein, und ob sich später bei der Regelung des Tarifrechts eine unerwünschte Folge der dann bereits geltenden Bestimmungen der Schlichtungsordnung über die Verbindlicherklärung wieder beseitigen läßt, ist zurzeit nicht vorauszusagen, ganz abgesehen davon, daß jede Abänderung dieser jungen Gesetze nach kurzer Zeit der Geltung möglichst vermieden werden sollte. Für die Betriebsvereinbarung sind diese Folgen der getrennten gesetzgeberischen Behandlung von materiellem und formellem Recht viel weniger bedeutsam, weil die Organe der Betriebsverfassung durch das Betriebsrätegesetz festgelegt und auch die Folgen einer Pflichtverletzung bereits durch das Betriebsrätegesetz abschließend in den § 39, 41 geregelt sind und eine irgendwie geartete vermögensrechtliche Haftung des Betriebsrats und seiner Mitglieder wegen Verletzung der Pflichten aus der Betriebsvereinbarung daher nicht in Betracht kommt.

Aus dem oben entwickelten Wesen der Schlichtung als der Vermittlung von arbeitsrechtlichen Kollektivverträgen folgt, daß die Schlichtung im schärfsten Gegensatz zu der richterlichen Tätigkeit steht, deren Wesen sich in der Entscheidung über Rechtsansprüche, sei es aus Verträgen, sei es aus unerlaubten Handlungen, erschöpft. Dieser Unterschied kommt in dem Entwurf der Schlichtungsordnung nicht mit der wünschenswerten Entschiedenheit zum Ausdruck.

Über eine meines Erachtens gebotene genauere Fassung des Begriffs der Gesamtstreitigkeit (§ 1 des Entwurfs) habe ich mich an anderer Stelle ausführlich geäußert (Neue Zeitschrift für Arbeitsrecht, Oktober 1922, Sp. 587) und verweise auf meine dortigen Ausführungen. Sie gipfeln in der Forderung, im Interesse der Rechtsklarheit schon äußerlich in der Aufstellung des Begriffs der Gesamtstreitigkeit zum Ausdruck zu bringen, daß die Gesamtstreitigkeit nichts anderes als der Streit um einen Kollektivvertrag (Tarifvertrag, Betriebsvereinbarung) ist, dagegen den Hinweis auf die Verletzung wirtschaftlicher Interessen, wie ihn der Entwurf enthält, fortzulassen, weil in Wirklichkeit in der Gesamtstreitigkeit gar nicht über diese Interessenverletzung gestritten wird, sondern über eine kollektive Regelung, die eines der kollektivrechtlichen Organe der Arbeitsverfassung aus Anlaß einer Inter-

essenverletzung erstrebt. Die Fassung des Entwurfs verführt zu der keineswegs beabsichtigten Annahme, als wolle das Gesetz dem Schlichtungsausschuß die Entscheidung über die Interessenverletzung geben, während er in Wirklichkeit aus dieser Verletzung nur den Anlaß für seinen Kollektivvertragsvorschlag schöpfen soll (vergl. S. 32 ff. der Begründung des Entwurfs der Schlichtungsordnung, Drucksachen des Reichstags Nr. 3760, besonders S. 33, dritter Absatz am Ende).

Zu dieser falschen Meinung tragen auch die Ausführungen der Begründung über die Einbeziehung von kollektivvertraglichen Auslegungs- und Abänderungsstreitigkeiten in das Schlichtungsverfahren bei, denen zufolge man denken könnte, als wäre der Schlichtungsausschuß nicht nur für die im Entwurf als »Interessenstreitigkeiten« bezeichneten Kollektivstreitigkeiten, sondern auch für die ebengenannten Streitigkeiten zuständig, die der Entwurf als gleichzeitige Interessen- und Rechtsstreitigkeiten bezeichnet (S. 33 der Begründung). Tatsächlich aber ist es auch hier nicht die Aufgabe der Schlichtungsausschüsse, die Rechtsfrage zu entscheiden, etwa was unter »ununterbrochener Dienstzeit« in einem Tarifvertrag zu verstehen ist, sondern die Rechtsfrage dahingestellt sein zu lassen und an ihrer Stelle zu schlichten, das heißt einen dem Interessenausgleich dienenden Tarifvertragsvorschlag zu machen. Das ist keineswegs eine theoretische, formaljuristische Unterscheidung, sondern praktisch sehr wichtig; denn um die Rechtsfrage zu entscheiden, müßte der Schlichtungsausschuß mit den Mitteln des Prozeßrechts (Feststellung des Parteiwillens, der Entstehungsgeschichte der Bestimmung, Studium der Vorverhandlungen der Tarifparteien unter Zuhilfenahme von Zeugen, Urkunden usw.) eine Entscheidung fällen. Um den Interessenausgleich zu finden, hat er aber nur genau so, wie wenn überhaupt noch kein Tarifvertrag bestünde, eine billige Lösung in Gestalt eines Schiedsspruchs in Vorschlag zu bringen.

Weil gerade die Arbeitnehmer das größte Interesse daran haben, daß die Grundbegriffe des Schlichtungsrechts klar und verständlich sind und nicht zu lauter Irrtümern Anlaß geben, die gegenüber einem juristisch gut beratenen Unternehmertum nur zu zahlreichen Unzuständigkeitserklärungen und unnützem Aufwand an Zeit, Geld und Kraft führen, scheint es mir empfehlenswert, in den Begriff der Gesamtstreitigkeit, wie oben bereits vorgeschlagen, neben der Aufzählung der Parteien nur den Hinweis auf die Zuständigkeit für den Streit um den Abschluß noch nicht bestehender oder um die Abänderung bereits bestehender, aber zum Beispiel unklarer arbeitsrechtlicher Kollektivverträge aufzunehmen; was dagegen in diesen Verträgen selbst materiell Aufnahme finden kann,[2] zum Beispiel die Normen der Einzelarbeitsverträge, die Schaffung von Tarifeinrichtungen (Arbeitsnachweise, Schlichtungsstellen usw.), die Richtlinien aus § 81 des Betriebsrätegesetzes, das ist meines Erachtens ausschließlich im materiellen Kollektivvertragsrecht zu bestimmen. So komme ich zu folgendem Vorschlag bezüglich des Begriffs der Gesamtstreitigkeit:

---

[2] Der Betriebsrat ist meines Erachtens als öffentlich-rechtliches Organ nicht unbeschränkt vertragsfähig. Vergl. meine Studie »Betriebsvereinbarung und Arbeitsordnung«, S. 12 ff. und meinen »Kommentar«, 10. Aufl., vor § 1, Anmerkung 4 b, S. 23.

Gesamtstreitigkeiten im Sinne der Schlichtungsordnung sind Streitigkeiten
zwischen einem Arbeitgeber und der Betriebsvertretung oder, wo solche nicht besteht, der Arbeitnehmerschaft des Betriebs oder
zwischen einem Arbeitgeber oder einer wirtschaftlichen Vereinigung von Arbeitgebern und einer wirtschaftlichen Vereinigung von Arbeitnehmern, die den Abschluß oder die Abänderung von Gesamtvereinbarungen (Betriebsvereinbarungen, Tarifverträgen) in allgemeinen Angelegenheiten arbeitsrechtlicher Art zum Gegenstand haben.

Dann ist meines Erachtens jeder Zweifel ausgeschlossen, daß im Schlichtungsverfahren keine Entscheidungen über Einzelstreitigkeiten, mögen sie auch von allgemeinem Interesse sein, gefällt, sondern nur Kollektivverträge in Vorschlag gebracht werden, wenn auch selbstverständlich Einzelstreitigkeiten, sei es der Tarifparteien untereinander, sei es der Parteien des Einzelarbeitsvertrags, den Anlaß geben können, eine kollektivvertragliche Regelung zu erstreben.

Wie bereits oben bemerkt, hält der Entwurf der Schlichtungsordnung den Gegensatz zwischen richtender und schlichtender Tätigkeit nicht hinreichend auseinander. Abgesehen von den angeführten Stellen der Begründung, die vom Begriff der Gesamtstreitigkeit handeln (vergl. auch S. 51, 2., 3. Absatz der Begründung), spricht der Entwurf zum Beispiel S. 39, letzter Absatz fälschlich von einer »inneren Verwandtschaft der Schlichtungstätigkeit mit der Rechtsprechung«; S. 48, 3. Absatz ist von einer dem Richter gleichen Unabhängigkeit des unparteiischen Vorsitzenden die Rede; S. 56, 3., 4. Absatz von einer gleichzeitigen Zuständigkeit von Gericht und Schlichtungsausschuß in Gesamtstreitigkeiten, denen Rechtsansprüche zugrunde liegen (Auslegungs- und Abänderungsstreitigkeiten), während tatsächlich nach der obigen Darstellung in diesem Falle der bereits bestehenden Gesamtvereinbarung beide Arten von Behörden ganz verschiedene Aufgaben zu erfüllen haben. Die eine Behörde hat die Rechtsfrage zu entscheiden, die andere die Tatsachen, welche zu der Rechtsfrage Anlaß geben, im Wege des Interessenausgleichs durch Kollektivvertrag zu regeln.

Aus dem Gegensatz von richtender und schlichtender Tätigkeit ergeben sich aber wichtige Folgerungen für die Personalfrage der Schlichtungsbehörden. Ist das Schlichtungsamt keine richterliche Behörde, sind also die Vorsitzenden (ebenso die Beisitzer) keine richterlichen Beamten, wie mit Recht die Begründung S. 70, 2. Absatz hervorhebt, so können sie ebensowenig wie sonstige nichtrichterliche Beamte eine vollkommene Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit gegenüber dem Staate beanspruchen, sondern sind seinen Einwirkungen unterworfen. Der Staat kann sie in der gleichen Weise wie jeden anderen nichtrichterlichen Beamten beeinflussen, anweisen, versetzen usw. Die Verleihung der Unabhängigkeit an die Vorsitzenden, wie sie ohne nähere Angabe der Sicherung dieser Unabhängigkeit in den § 23, Absatz 3, Satz 2, § 40, 47 des Entwurfs vorgesehen ist, entspricht in keiner Weise dem Wesen und der Rechtsstellung eines nichtrichterlichen Beamten.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der Staat, von Ausnahmen abgesehen, in die einzelnen Schlichtungsverfahren von oben her eingreifen soll oder wird, was er ja auch bei sonstigen nichtzentralen Verwaltungsakten nur ausnahmsweise tut; wohl aber muß es dem Staate möglich sein, eine bestimmte staatliche Tarifpolitik, besonders Lohnpolitik zu betreiben, sich

etwa um die Förderung oder Ablehnung des Sozialloh ns, des Akkordsystems, des Urlaubs, der Arbeitszeitverlängerung usw. zu kümmern. Wer das Vorhandensein staatlicher Schlichtungsbehörden nicht ablehnt, der darf auch die staatliche Einwirkung auf gewisse Grundsätze des kollektiven Arbeitsrechts, ja in besonders dringenden Fällen — man denke an einen Bergarbeiterstreik, dessen Abschluß oder Verhütung von einer bestimmten, der Staatsgewalt billig und gerecht erscheinenden Lohnerhöhung abhängt — auch die Einwirkung auf das Verhalten des Vorsitzenden im einzelnen Falle nicht ablehnen; sonst liefert der Staat sich der Tarifvertragspolitik der von ihm geschaffenen Behörden und von ihm als Vorsitzende eingesetzten Beamten schrankenlos aus.[3] Die Bemerkungen der Begründung S. 39 über die angeblich notwendige Unabhängigkeit des Reichsschlichtungsamts vom Reichsarbeitsministerium und S. 44, 2. Absatz über die durch einen langen Anstellungsvertrag zu erreichende Sicherung der Unabhängigkeit beruhen meines Erachtens auf einer Verkennung des Wesens der Schlichtung. Sie stehen mit der obenerwähnten zutreffenden Bemerkung S. 70, daß die Vorsitzenden nichtrichterliche Beamte sind, in Widerspruch.

Aus dieser Stellung der Vorsitzenden als an sich abhängiger Beamter oder Angestellter und damit auch der Schlichtungsämter als zum Teil unter staatlichem Einfluß stehender Verwaltungsbehörden ergeben sich wichtige Folgerungen dafür, wieweit sich überhaupt empfiehlt, das Schlichtungsverfahren in vollem Umfang nicht nur dort zuzulassen, wo noch keine Kollektivverträge bestehen, sondern auch dort, wo solche bereits bestehen, aber nach dem Sinne des einen Vertragsteils abgeändert werden sollen, weil sie zu Auslegungsstreitigkeiten Anlaß geben oder nach Ansicht einer Partei den veränderten Zeitverhältnissen, zum Beispiel wegen einer plötzlichen Teuerungswelle, nicht mehr entsprechen; es entsteht nämlich die Frage, ob solcher Einbruch in bestehende Verträge auch wider den Willen eines der Schlichtung abgeneigten Teiles stattfinden soll, ja vielleicht sogar durch Verbindlicherklärung zur Zwangsvereinbarung führen können soll. Meines Erachtens empfiehlt es sich — im Gegensatz zum Entwurf der Schlichtungsordnung —, gerade wegen der nichtrichterlichen Natur der Schlichtungsämter jeglichen Zwang zur Verhandlung wider den Willen des anderen Teiles und jede Verbindlicherklärung dort abzulehnen, wo es sich um die Abänderung bestehender Kollektivverträge handelt.

Hier mag bei mangelnder gütlicher Einigung der Richter das letzte Wort sprechen, statt daß die Entscheidung über die Abänderung zum Beispiel der auf lange Frist abgeschlossenen Tarifverträge letzten Endes — mittels der

[3] Vergl. zu der ähnlichen Frage der Schaffung eines selbständigen, mit richterlicher Unabhängigkeit ausgestatteten Lohnamts für die Staatsbeamten und -angestellten die mit Recht ablehnende Stellungnahme des Reichsfinanzministeriums in der soeben dem Reichstag zugegangenen Denkschrift über die gleitende Gehaltsskala (Nr. 5007 der Drucksachen des Reichstags), S. 17: »Ein unabhängiges Lohnamt ... wird schon aus dem Grunde dazu nicht geeignet sein, weil die bei jeder Lohnbildung maßgebenden sozialen Faktoren nicht ohne weiteres von der Mitwirkung bei der Entscheidung über die Auswertung, ohne daß Reibungen und Kämpfe entstehen sollen, ausgeschlossen werden können.« Das staatliche Eingreifen in die Kollektivverträge ist eben ein Stück staatlicher Politik, keine Entscheidung über Rechtsfragen.

Beeinflussung des unparteiischen Vorsitzenden des Schlichtungsamts — in der Hand der Verwaltung liegt. Allerdings ist bei der jetzt im Entwurf der Schlichtungsordnung vorgesehenen Gestaltung der Verbindlichkeitserklärung die Anwendung des in ihr liegenden unmittelbaren Zwanges, nicht nur des moralischen Zwanges, der als solcher bereits in der Tatsache des Schiedsspruchs liegt, praktisch nur ganz ausnahmsweise zu erwarten. Sobald man an die sicherlich auch einmal kommende Zeit des Lohnabbaus denkt, erkennt man leicht die Gefahr, die für die Arbeitnehmer in dem Eingreifen des Schlichtungsamts in bestehende Verträge liegt.

So ergibt sich als das Wesen der Schlichtung, daß sie, soweit sie in der Hand der gesetzlichen Schlichtungsbehörden liegt, ein Stück staatlicher Arbeitsverwaltung ist, geschaffen, um arbeitsrechtliche Streitigkeiten allgemeinen Charakters zwischen den Organen der Arbeitsverfassung beizulegen. Welche wichtigen Folgerungen sich hieraus für den Geltungsbereich des vielumstrittenen § 55 des Entwurfs der Schlichtungsordnung ergeben, sei nur nebenher angedeutet. Aus der Einspannung des Schlichtungsverfahrens in den Rahmen bestimmter Streitigkeiten zwischen bestimmten Organen folgt, daß überall dort, wo kein Streit zwischen jenen Organen besteht, der § 55 unanwendbar ist, das heißt er würde, wenn seine Gesetzeskraft unterstellt wird, gerade bei den von den Organisationen nicht getragenen wilden Streiks, deren Bekämpfung er dienen soll, versagen. Noch eines zeigt die scharfe Herausarbeitung des Gegensatzes von Schlichtung und Gericht: die dringende Notwendigkeit der Schaffung von Arbeitsgerichten, die meines Erachtens an Bedeutung die Neuregelung des Schlichtungsverfahrens durchaus überragt.

Der Nahrungsspielraum Deutschlands nach dem Weltkrieg

Von **Fritz Müller-Zinn**

In allen einsichtigen Kreisen dringt immer mehr die Überzeugung durch, daß unser ganzes wirtschaftliches Elend letzten Endes wurzelt in dem Widersinn des Versailler Vertrags, der den Weltkrieg mit seinen produktions- und kulturvernichtenden Wirkungen fortsetzt, statt ihn zu beendigen. Wenn man erst heute, mehr als drei Jahre nach Abschluß dieses Vertrags, davon reden kann, daß die große Masse unseres Volkes diese Ursache erkennt, so ist dies einerseits psychologisch zu erklären, andererseits durch unsere zeitweilige wirtschaftliche Scheinblüte bedingt. Als 1919 — endlich — die Hungerblockade aufgehoben wurde, schien alle wirtschaftliche Not vorbei zu sein. Die Möglichkeit, die so lange entbehrten Lebensmittel und Bedarfsartikel wieder in alter Güte und beliebiger Menge konsumieren zu können, ließ die optimistische Anschauung Platz greifen, als ob unser wirtschaftlicher Wiederaufbau nur noch eine Frage unserer Tüchtigkeit und deshalb in greifbarer Nähe sei. Daß das Bekanntwerden des Friedensvertrags diesen Optimismus nicht jäh zerstörte, erklärt sich daraus, daß die Schwere seiner Bedingungen damals nicht gleich in voller Schärfe erfaßt wurde und erst allmählich in ihren Wirkungen dem deutschen Volke zum Bewußtsein kam. Dazu schien der Augenschein zunächst den Optimisten recht zu geben. Industrie und Handel verstanden es schnell, sich auf die Friedenswirtschaft umzustellen. Unsere sinkende Valuta förderte mächtig unsere Exportfähigkeit; fieberhafte Tätigkeit überall, geringe — seit 1920 sich stets vermindernde — Arbeitslosigkeit erweckten im In- und Ausland die Vorstellung, daß unsere Volkswirtschaft Reichtümer schaffe, aus denen wir nicht nur die Kriegsverluste ersetzen, sondern auch phantastische Reparationssummen zahlen könnten.

Demgegenüber hat die nationalökonomische Wissenschaft immer aufs neue darauf hingewiesen, daß diese Blüte nur Scheinblüte ist, daß hinter dem Schleier der sich entwertenden Mark das Realeinkommen und Realvermögen unserer Volkswirtschaft ständig sinkt, daß wir zur Bestreitung unserer im Durchschnitt recht spärlichen Lebenshaltung unser Produktivkapital konsumieren und deshalb eines Tages vor dem Nichts stehen müssen. Diese auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis gewonnene Anschauung stimmt zu wenig mit der scheinbaren Wirklichkeit überein, als daß sie auch den Volksmassen sofort einleuchtete. Leider gab und gibt es auch in unserem eigenen Lande immer noch Optimisten genug, die durch den Schleier der Inflation nicht die nackten Tatsachen zu erkennen vermögen, zumal das Fehlen jeder Produktionsstatistik es nicht gestattet, Art und Umfang unserer heutigen Produktion mit derjenigen in normalen Zeiten zahlenmäßig zu vergleichen. Erst in letzter Zeit, wo unsere wirtschaftliche Scheinblüte ihren Glanz zu verlieren droht und die ersten Anzeichen kommender Depression das Auge voll Sorge in die Zukunft blicken lassen, bricht sich auch in breiten Volksschichten die Erkenntnis Bahn, daß ein Wiederaufbau unter der Herrschaft des Versailler Vertrags ausgeschlossen ist, daß hier die Wurzel alles Übels liegt, die zu beseitigen unseren ganzen Aufwand an geistiger Energie und politischer Kunst erfordert.

Diese Erkenntnis zu wecken und zu vertiefen und auf diese Weise dem Wiederaufbau Deutschlands den Boden zu bereiten, hat sich die soeben erschienene Schrift von Dr. W. Schöttler »Der Nahrungsspielraum Deutschlands nach dem Weltkrieg«[1] zur Aufgabe gemacht. Der Verfasser, der ja den Lesern dieser Zeitschrift kein Unbekannter ist, untersucht den Zustand unserer Volkswirtschaft unter dem Gesichtspunkt ihrer Bevölkerungskapazität. Nach einem weit ausholenden Überblick über die Entwicklung Deutschlands vom Agrarstaat zum Industriestaat im neunzehnten Jahrhundert, der die treibenden Momente dieser Entwicklung scharf heraushebt und ihre Beziehungen zur Bevölkerungsmenge würdigt, finden die Produktionsquellen und Produktionsmöglichkeiten eingehende Erörterung, die uns vor Ausbruch des Weltkriegs gestatteten, ein 68-Millionen-Volk zu ernähren. Während die deutsche Volkswirtschaft bis 1870 vom Ausland ziemlich unabhängig war, begann nach diesem Zeitpunkt die Ära der neuzeitlichen Großindustrie, des Exportindustriesystems, dessen Grundlage in dem Austausch heimischer Arbeitskraft gegen ausländische Rohstoffe und Nahrungsmittel lag. Deutschland war zu einer ungeheuren Industriemaschine geworden, deren Arbeit einerseits von den reichen Kohlen- und Eisenerzgebieten im Innern, andererseits von den »Rohstoffstaaten« abhing, in denen die Fabrikate abgesetzt und von denen Rohstoffe und Nahrungsmittel gekauft wurden, nicht zuletzt auch von dem hervorragenden Organisationstalent unserer Ingenieure und Chemiker. Die Folge dieses industriellen Aufschwungs war ein nie gekanntes Wachstum der Bevölkerung, das seinerseits wieder zur Beschleunigung dieser Entwicklung beitrug, denn nur durch ständige Vermehrung unserer Produktionsquellen und Verbesserung des Austauschprozesses mit den Rohstoffstaaten konnten wir der wachsenden Bevölkerung die Mittel für ihren Unterhalt bieten. In dem sich daraus ergebenden Zustand völliger Abhängigkeit lag die Gefahr, daß bei einer Störung oder Unterbrechung des Austauschprozesses unser Nahrungsspielraum nicht mehr ausreichte.

Diese Gefahr wurde durch die Einwirkungen des Weltkriegs, insbesondere durch den Versailler Vertrag, zur Wirklichkeit. In eingehenden Ausführungen veranschaulicht der Verfasser die Tatsache, daß die hauptsächlichen Grundlagen des deutschen Wirtschaftslebens, die uns ermöglicht hatten, eine so große Bevölkerung zu ernähren, verlorengegangen sind. Die landwirtschaftliche Basis ist erheblich verkleinert, die industrielle Grundlage wesentlich geschmälert und die Aktivposten unserer Zahlungsbilanz (Auslandsunternehmungen, Handelsflotte, unbezahlte Materiallieferungen) sind uns genommen. Das Fehlen einer Produktionsstatistik der Vor- und

[1] Essen (Ruhr) 1922, Verlag G. D. Baedeker. VIII und 96 Seiten.

Nachkriegszeit erschwert es außerordentlich, die Verminderung dieser Faktoren zahlenmäßig zu erfassen, doch läßt sich bei vorsichtiger Schätzung der Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion mit etwa 40 Prozent, der der industriellen Produktion mit mindestens 50 Prozent beziffern. Unsere Ein- und Ausfuhrstatistik macht im Vergleich mit der von 1913 diesen Rückgang in aller Deutlichkeit klar. Handelsbilanz und Zahlungsbilanz sind heute gleichmäßig stark passiv.

Daraus ergeben sich die ungünstigsten Folgen für den Nahrungsspielraum unserer Bevölkerung. Hatten wir seit etwa 1890, dem Beginn unseres höchstentwickelten Exportindustriesystems (Ära Caprivi), unsere Bevölkerung um 19 Millionen, von 49 auf rund 68 Millionen Menschen steigern können, so müssen in gleichem Maße, wie unserem Exportindustriesystem durch den Versailler Vertrag die Grundlagen entzogen wurden, auch diese 19 Millionen Menschen ihrer Existenzmöglichkeit beraubt werden, das heißt, wenn die Verminderung der Grundlagen dieses Systems auf etwa die Hälfte geschätzt wird: gegenüber der Lebenshaltung vor dem Kriege ist unser Nahrungsspielraum um etwa ein Sechstel eingeschränkt.

Wenn auch diese Zahlen naturgemäß keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen können, so sind sie jedoch auf Grund sorgfältigster Untersuchungen gefunden worden und beleuchten die brutale Wirklichkeit des Versailler Vertrags klar und deutlich. Niemand wird sich dem erschütternden Eindruck entziehen können, den diese Ausführungen hervorrufen, indem sie den Nachweis führen, daß der Versailler Vertrag tatsächlich die Vernichtung von Millionen von Menschenleben, dazu Not und Kummer für die übrigen notwendig im Gefolge haben muß. Daß wir unsere Bevölkerung bis heute noch haben ernähren können, ist nur möglich, weil wir von unserem Nationalvermögen zehren. Jeder Tag bringt uns deshalb der Vernichtung unserer Produktionsquellen überhaupt und damit der wirtschaftlichen Katastrophe näher.

Die sich daraus ergebenden Folgerungen für unsere Bevölkerungspolitik erblickt Verfasser in dem Aufgeben der bisherigen, nur auf Vermehrung der Volkszahl gerichteten Bestrebungen. Es leuchtet ja auch ohne weiteres ein, daß eine quantitative Bevölkerungspolitik unter diesen Umständen völlig verfehlt wäre.

Die streng sachlich gehaltenen Ausführungen der Schrift hinterlassen vor allem den Eindruck: ohne Revision des Versailler Vertrags kein Wiederaufbau Deutschlands. Es ist dringend zu wünschen, daß diese Erkenntnis auch in den Arbeitermassen immer weitere Kreise zieht und daß die Forderung, endlich Frieden zu schließen, immer lauter erhoben wird, bis sie Erfüllung findet.

Außenpolitische Rundschau

Das Gebot des Augenblicks — Die Entwicklung in Frankreich — Das Wesen des Bolschewismus — Der Faszismus — Die erste Sowjetherrschaft in Westeuropa

Wir befinden uns offenbar in einer Periode internationaler Reaktion mit revolutionärem Charakter. Revolutionär nicht allein wegen des Tempos der Bewegung und ihrer äußeren Erscheinungen, sondern vor allem auch deshalb, weil es sich dabei nicht um eine einfache Restauration des Status quo ante, sondern um die Etablierung eines Regimes handelt, dessen Formen noch ungewiß sind, das aber getragen und geschoben wird von Prätorianern und jenem Großkapital, dem der Krieg sein besonderes Gepräge gegeben hat. Der Zusammenbruch der Koalition in England mit dem Sturze von Lloyd George, die Entmündigung Österreichs, die offizielle Herrschaft des Faszismus in Italien, die noch nicht publik gewordene, aber bereits erfolgte Verständigung zwischen der deutschen und der französischen Schwerindustrie, die wirtschaftlichen und politischen Ereignisse in Deutschland während der

letzten Monate, die Vorgänge der letzten Wochen im nahen Osten und eine Reihe ähnlicher Erscheinungen charakterisieren diese Periode. Wie man sie auch bewerten mag, unbestritten bleibt ihr internationaler Charakter, und unbestritten bleibt, daß sie eine Bedrohung der Arbeiterschaft und des Sozialismus ist. Schon deshalb allein ist die schleunige Wiederaufrichtung der Internationale, einer Internationale der Tat und nicht der bloßen Diskussion, das Gebot des Augenblicks.

* * *

In Frankreich vollzieht sich innerhalb der Arbeiterbewegung ein Gesundungsprozeß, der noch erfreulicher und verheißungsvoller wäre, wenn wir drüben eine in sich gefestigte sozialistische Partei hätten, die den wirtschaftlichen Aufgaben der Gegenwart gewachsen wäre. Aber in diesem Punkte fehlt es der sozialistischen Partei vor allem an jener Personalunion mit den Gewerkschaften und den Genossenschaften — besonders mit ersteren —, die das Rückgrat der Partei in Deutschland war und bis heute geblieben ist. Wenn es ihr nicht an Rednern und Journalisten fehlt, so fehlt es ihr an Wirtschaftspolitikern. Eine Partei kann sich die Kräfte erziehen, die sie nicht hat. Der sozialistischen Partei Frankreichs fehlt aber sozusagen das Bedürfnis nach solchen Kräften. Sie glaubt ihre Aufgabe erfüllt zu haben, wenn sie im Parlament zu allen Fragen Stellung nimmt und draußen im Lande Agitation treibt.

* * *

Die Kommunistische Partei Frankreichs befindet sich in einem Auflösungsprozeß, der sozusagen unvermeidlich ist. Der internationale Kommunismus krankt vor allem daran, daß er gar kein Kommunismus ist, sondern eine russische Regierungspartei mit einer Reihe Auslandvertretungen. Die politische Tradition Rußlands — soweit von einer solchen gesprochen werden kann — ist eine absolutistische. Um sich halten zu können, haben die Bolschewisten diese Tradition sich zu eigen machen müssen. Sie haben deshalb die Demokratie verworfen und an deren Stelle die Diktatur proklamiert, die nichts anderes ist als der traditionelle russische Absolutismus, mit gefälschten Marxzitaten garniert. Der Absolutismus verlangt die geistige Unterordnung, was die Bolschewisten in straffe Disziplin umfälschen.

Dieses System haben sie in andere Länder zu verpflanzen gesucht. Sie sind in Deutschland dadurch zu den natürlichen Feinden der Revolution geworden, die in erster Linie eine demokratische war, und sie sind in allen Ländern mit demokratischer Tradition zur Ohnmacht verurteilt worden. In England sind sie eine hoffnungslose Minderheit. In Italien und Frankreich haben sie zwar große Teile der organisierten Arbeiterschaft vor ihre Troika zu spannen vermocht, aber sie haben damit die Arbeiterschaft, die vor zwei und drei Jahren einen nicht unerheblichen Einfluß hatte, zur Ohnmacht verurteilt, aus dem öffentlichen Leben sozusagen ausgeschaltet. Ähnlich liegen die Dinge in allen anderen Ländern mit demokratischer Tradition.

* * *

Es war also unvermeidlich, daß die Kommunistische Partei Frankreichs, die bei der Spaltung zu Weihnachten 1920 in Tours den wesentlichen Teil des Parteiapparats und die große Mehrheit der Mitglieder in der Hand behielt, entweder verfallen oder von Moskau wieder abfallen mußte. Bis jetzt ist es beim Verfall geblieben, beschleunigt durch jene »Säuberungen«, die die 21 Bedingungen vorschreiben. Auch diese »Säuberungen« sind eine moskowitische Tradition. Sie ersetzen die administrative Verschickung der politisch Verdächtigen nach Sibirien.

Auch für den oberflächlichsten Kenner Frankreichs mußte der Versuch, den russischen Absolutismus unter der Flagge des Kommunismus nach Frankreich einzuschmuggeln, völlig aussichtslos erscheinen. Alles hat sich und wird sich der Franzose

weit eher gefallen lassen als eine geistige Uniformierung. Unter Ludwig XIV., als der französische Absolutismus seinen Höhepunkt erreicht hatte, erstanden auch die schärfsten und geistig unübertroffenen Kritiker des Absolutismus. Es ist also nicht weiter verwunderlich, daß die Geschichte der Kommunistischen Partei Frankreichs seit ihrer Gründung die Geschichte einer Fronde gegen den Bolschewismus ist und daß der jüngste Parteitag nichts weiter war als eine Revolte gegen Moskau. Aber eine groteske Revolte. Die Rebellen rüttelten wohl an ihren Ketten, aber sie wagten nicht, sie abzuwerfen. Sie wollen gegen die Moskauer Exekutive an den 4. Kongreß der Moskauer »Internationale« appellieren, was man den Teufel bei seiner Großmutter verklagen nennen kann.

In gleichem Maße wie die Kommunistische Partei Frankreichs verfällt, verfällt auch ihr gewerkschaftlicher Ableger und erstarkt wieder der Französische Gewerkschaftsbund. Der ist nun dabei, auch die letzten Reste der syndikalistischen Eierschalen abzustreifen und sich resolut auf die praktische Gewerkschaftsarbeit und die Einführung von Unterstützungseinrichtungen einzustellen.

* * *

In Italien ist es dank Lähmung der Arbeiterschaft durch die hartnäckigen Versuche, den russischen Absolutismus unter sie zu verpflanzen, aber auch durch die Schuld der Sozialisten, die, ähnlich wie in Frankreich, Parlamentarier, Journalisten und Agitatoren, aber keine Wirtschaftspolitiker sind, zur Herrschaft der Faszisten gekommen. Das Pariser »Peuple«, das Organ des Französischen Gewerkschaftsbundes, nennt den Faszismus ziemlich treffend den lateinischen Bolschewismus. Besonders in Frankreich ist der Bolschewismus sozusagen die Nachgeburt des Militarismus. Ohne den Drill einer vierjährigen militärischen Disziplin, die vielen jungen Leuten in den Siegerstaaten zur zweiten Natur geworden ist, hätte sich wedet der Bolschewismus in Frankreich noch der Faszismus in Italien ausbreiten können. Die Kommunistische Partei, die jetzt in Italien nach der Auflösung der Sozialistischen Partei erheblichen Zuwachs bekommen hat, ist nicht ernst zu nehmen. An ihrer Stelle hat sich der Faszismus der politischen Gewalt bemächtigt.

Er ging dabei ganz nach bolschewistischen Rezepten vor, wie er ja auch ein Verächter der Demokratie und ein Anhänger der Diktatur ist. Wie der Bolschewismus seine Rote Armee, hat der Faszismus seine Schwarzhemden. Seine politische Organisation ist eine ebenso straff militärische wie die des Bolschewismus, und auch er wird, wenn die Parlamentswahlen nicht zu seinen Gunsten ausfallen, das Parlament zum Teufel jagen und ein italienisches Sowjetregime einführen. Der Faszismus wird jedenfalls alle die Mittel des Terrors und der Vergewaltigung, mit denen sich die Bolschewisten am Ruder halten, anzuwenden versuchen, um seine Herrschaft zu halten. Wie lange das italienische Volk, das immerhin nicht aus Muschiks besteht, das faszistische Regiment ertragen wird, hängt von einer Reihe innerer und äußerer Schwierigkeiten ab, mit denen die Faszisten wie jede Regierung zu rechnen haben.

Jedenfalls ist die Gefahr, die aus dieser ersten Sowjetherrschaft in Westeuropa erwächst, nicht allein eine innerpolitische Gefahr für Italien. Der Faszismus ist, wie der Bolschewismus, geistig und politisch durchaus imperialistisch. Wie der Bolschewismus sich mit den türkischen Nationalisten verband und gemeinsam mit diesen die Kaukasusvölker unterjochte und die alte Herrschaft der Türken über den Balkan wieder aufrichten half, so wird auch der Faszismus sich naturnotwendig mit dem imperialistischen Nationalismus des Auslandes verbinden, um seine eigenen Bestrebungen auf den Imperialismus anderer Staaten zu stützen. Mit wem der Faszismus sich verbünden wird, ist vorläufig Nebensache. Es ist wahrscheinlich, daß auch die faszistischen Führer darüber noch kein festumrissenes Programm haben. Wie Salandra, der ihnen ergeben ist, 1915 zwischen den

Mittelmächten und den Westmächten eine Weile schwankte, ehe er sich für den Meistbietenden entschied, so wird auch Mussolini sich erst nach einigem Zaudern entscheiden. Wie aber auch die Entscheidung ausfallen mag, sie kann für den Frieden und den Wiederaufbau der Welt nur gefährlich sein. Die italienische Bourgeoisie ließ den Faszismus gewähren, um sich des Sozialismus zu erwehren. Wir werden bald sehen, ob die Bourgeoisie Frankreichs und Englands aus demselben Holze geschnitzt ist. J. S.-J.

Auch eine kleine philosophische Betrachtung

Von **Eugen Dietzgen**

Kants Erkenntnislehre darf mit Recht eine subjektiv-idealistische genannt werden. Denn Kants Erkenntnis reicht nur für die durch Gefühl oder inneren Sinn gegebene konkret-ideelle Wirklichkeit, aus der er die abstrakt-ideelle Wirklichkeit herleitet.[1] Dagegen will er die materielle, durch äußere Sinne gegebene Wirklichkeit, welche die einzige objektive, durch uns und andere wissenschaftlich kontrollierbare Wirklichkeit bedeutet, zwar als existierend denken, aber nichts davon erkennen können. Zum Beispiel auf den Menschen angewandt, erkennt Kant an ihm nur einen körperlosen Geist, ja, genau und konsequent zugesehen, nur seinen eigenen Geist, so daß Kant unbewußt ein Solipsist wird. Die ganze Welt der materiellen Objekte verwandelt sich für Kant in eine solche von nur subjektiven Erscheinungen, ergo trägt ein Kantianer die Welt nur in sich, ist Solipsist.

Dieser weltfremde Kantianismus ist heute noch die vorherrschende philosophische Schulrichtung in Deutschland. Wer sich mit philosophischer Erkenntnis auch der materiellen Welt abmüht, ist ein Ontologe, was für einen Kantianer soviel wie ein spekulativer Metaphysiker heißt, denn der Königsberger Weise hat ein für allemal gelehrt, daß die materielle Wirklichkeit zwar geglaubt, aber nicht erkannt werden kann.

Dadurch scheint auch Genosse Dr. Israel dazu gekommen zu sein, kürzlich in der Neuen Zeit (Nr. 2, Artikel: Philosophische Betrachtungen) Josef Dietzgens anti-rein-spekulativen, auf konsequenter Erfahrungskritik gegründeten Naturmonismus eine Spekulation zu nennen.

Wie weltfremd die Erkenntnislehre der Kantianer ist, hat einmal ein Philosoph recht hübsch ironisiert, indem er den Neukantianer Vaihinger als Brautbewerber auftreten läßt: »Mein Fräulein, ich liebe Sie! Bevor Sie sich aber entschließen, sich meiner Führung durchs Leben anzuvertrauen, fühle ich mich als redlicher Mann verpflichtet, Sie nicht darüber im Zweifel zu lassen, in welchem Lichte Sie mir erscheinen. So schön Sie auch sind, so ist nämlich Ihre Schönheit doch nur die ureigenste Schöpfung meines Geistes und Ihr holder jungfräulicher Leib ein reines Produkt meines Vorstellungsvermögens.« Das Fräulein, erschrocken feststellend, daß ihr Fleisch und Blut nur als subjektive Vorstellung ihres would-be Zukünftigen gelten und vielleicht derart nur platonisch gewürdigt werden soll, gibt dem verdächtigen Schwärmer prompt einen Korb.

Die Kantianer wollen wenig von der Dialektik des Lebens wissen, das heißt von der notwendigen Verschmelzung der Gegensätze in der lebendig veränderlichen, meist fortschreitenden Wirklichkeit. Sie verkennen daher das Verhältnis zwischen Materiellem und Ideellem, zwischen Objekt und Subjekt, und versteigen sich auf das allein in abstrakter Wirklichkeit mögliche Nur-Ideelle und Nur-Subjektive der Erkenntnis. So gelangen die Kantianer zu den angeblich von aller Erfahrung unabhängigen, ja vermeintlich die Erfahrung erst möglich machenden Fiktionen, welche

[1] Siehe E. Dietzgens »Materialismus oder Idealismus?«, Stuttgart 1921, Verlag J. H. W. Dietz Nachf.

Kant Apriorismen nennt und worauf er sein Erkenntnissystem gründet. So wichtig solche Fiktionen als unentbehrliche Hilfsmittel der Wissenschaft sicherlich sind, so bewahrt uns vor Kantischer Überschätzung die Erwägung, daß sie ihre angestaunte absolute Gültigkeit dem bloßen Umstand verdanken, daß ihre Pfeiler, mögen sie unveränderliches A=A, absolut gleichbleibendes 1=1 oder, wie bei Einstein, absolute Konstanz der Lichtgeschwindigkeit heißen, aus der stets veränderlichen konkreten Wirklichkeit des Lebens herausgenommen und in die unveränderliche Todesstarre der Abstraktion fiktiv verwandelt sind, um derart einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht als festen Ausgangspunkt zu erhalten. Ohnedem gibt es keine sicheren Schlüsse und zuverlässigen Messungen. So mag auch, beiläufig bemerkt, in Einsteins Relativitätslehre die Lichtgeschwindigkeit als konstant gelten, aber diese als absolut aufzufassen, verbietet eine logische Dialektik. Indem die Kantianer die Welt zum Ausfluß des Gedankens machen, stellen sie alles auf den Kopf, auch den Weg der Erkenntnis.

Über das Nähere unterrichtet vorzüglich »Das Erkenntnisproblem« von Viktor Thomas, Stuttgart 1921, Verlag J. H. W. Dietz Nachf.

Literarische Rundschau

Gerhart Hauptmann und sein Werk. Herausgegeben von Dr. Ludwig Marcuse. Berlin und Leipzig, Franz Schneider. 220 Seiten. Preis in Halbleinen gebunden 400 Mark.

Zu den kostbarsten Glückwunschgaben, die dem sechzigjährigen Dichter auf den Geburtstagstisch gelegt wurden, gehört dieses Buch. Auf seinen Seiten stehen, aus den verschiedensten Federn geflossen, viele kluge Worte restlos huldigender und auch kritischer Art. Unter Ludwig Marcuses Leitung haben sich zwei Dutzend tüchtige Kenner der Gegenwartsliteratur vereint, um ihre Stimmen zu erheben und zum Thema »Hauptmann« das Ihre zu sagen. Des Herausgebers Ruf ging ursprünglich weiter, indes haben viele, namentlich Jüngere, abgesagt, und aus dem Ausland hat nur Rußland geantwortet. Dieses in den Stimmen Gorkis und Lunatscharskis dafür um so deutlicher. Aus deren Worten entnehmen wir, daß auf der russischen Bühne nächst Ibsen Hauptmann der ausländische Dichter war, den man verstand, den man empfand und dem man zujubelte.

Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: den Menschen Gerhart Hauptmann, das Werk Hauptmanns und die theatralische Sendung Hauptmanns. Sehr beachtenswert scheint mir, was Walter v. Molo in seiner klugen, rücksichtslosen Art über den Dichter und seine Zeit sagt. Mancher allzu überschwengliche Hauptmannianer könnte es beherzigen. Auch Marcuses Ausführungen über das dramatische Schaffen Hauptmanns reichen über Alltagsarbeiten hinaus. Dr. Käthe Rathaus-Hoffmann bringt Neues über das Urbild des »Kollege Crampton«, und Leopold Jeßner, Friedrich Kayßler und andere verbreiten sich über des Dichters Verhältnis zu Darstellungsstil und Regie. Von Bedeutung sind auch die Darlegungen Max Bergs (Breslau) über den Weg zum Volksschauspiel, den Hauptmann in seinem vielgenannten, aber wenig aufgeführten Jahrhundertspiel weist. Dazwischen stehen viele Beiträge hier nicht namentlich Aufgeführter. Raumknappheit verbietet ein näheres Eingehen auf die einzelnen Arbeiten des mit sechs vollseitigen Szenenbildern aus den »Webern« und dem »Florian Geyer« sowie einer Orlik-Radierung des Dichters und einem Bilde der Breslauer Jahrhunderthalle gezierten Buches; indes sei zusammenfassend bemerkt: Der Kenner wie der Laie dürften ihre Freude an dem Gesamteindruck haben, den die Lektüre des Buches hinterläßt. In der Ausstattung hat der hierfür bestens bekannte Verlag Außergewöhnliches geleistet.

J. Kliche

Drury-Witte, **Wissenschaftliche Betriebsführung.** Eine geschichtliche und kritische Würdigung des Taylorsystems. München und Berlin 1922, R. Oldenbourg. 159 Seiten.

Dr. Fritz Söllheim, **Taylorsystem für Deutschland.** Grenzen seiner Einführung in deutsche Betriebe. München und Berlin 1922, R. Oldenbourg. VII und 278 Seiten.

Das erstgenannte Buch ist eine deutsche Ausgabe von Dr. H. B. Drurys »Scientific Management. A History and Criticism«. Der Verfasser versucht, vom Standpunkt der Volkswirtschaft aus die günstigen Seiten wie auch die Nachteile des Systems der »wissenschaftlichen Betriebsführung« im Lichte der in Amerika gewonnenen praktischen Erfahrungen objektiv darzulegen. Er veranschaulicht das Aufkommen und die Fortschritte des Systems und schließt daran eine kritische Würdigung seiner Ergebnisse, wobei er sich durchweg auf verläßliche Angaben stützt. Trotz der entschiedenen Gegnerschaft, welche die amerikanischen Gewerkschaften seit jeher gegen den »Taylorismus« bekunden, und trotz der skeptischen Haltung, welche die Mehrzahl der Unternehmer diesem System gegenüber einnehmen, wurde es im Laufe der Jahre in vielen Betrieben eingeführt, und es hat den Anschein, daß es in Zukunft in noch weit größerem Umfang angewendet werden wird.

Dr. Söllheim legt die Grundsätze des Taylorsystems und die bei ihrer Anwendung in der amerikanischen Industrie gemachten Erfahrungen eingehend dar und bemüht sich dann, den Beweis zu führen, daß seine Anwendung in der deutschen Volkswirtschaft nicht nur erwünscht, sondern notwendig ist, um die Kosten der Erzeugung zu verringern und den wirtschaftlichen Wiederaufbau zu fördern. Es sollen nicht etwa die in Amerika üblichen wissenschaftlichen Betriebsmethoden einfach übernommen werden, sondern es ist erforderlich, sie den praktischen Erfordernissen der deutschen Industrie in jeder Beziehung anzupassen. Unter anderem werden behandelt Probleme der Standardisation, der psychologischen Eignungsprüfung, der Ermüdung usw. Auch wenn man nicht durchweg den Vorschlägen Dr. Söllheims zuzustimmen geneigt ist, muß zugegeben werden, daß sie Beachtung verdienen.

H. Fehlinger

Robert Grötzsch, **Der Zauberer Buruku.** Märchen. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. Buchschmuck von Franz Gaudeck. 101 Seiten. Preis 105 Mark.

Dieses Märchenbuch ist weniger für Kinder als für Erwachsene geschrieben. Es steckt viel Nachdenklichkeit in den stimmungsvollen Erzählungen. Nachdenklichkeit, die zum Grübeln über die Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten in der Welt anregt. Das ist der Weg, der zum gefühlsmäßigen Erkennen des Sozialismus führt. Und ein solches Erkennen ist denn wohl auch der eigentliche Zweck der Sammlung. Dem, der sich in den Inhalt des Buches versenkt, wird dieser Weg durch die Anmut der Sprache, durch die Farbigkeit der gewählten Bilder und durch die eindringliche Märchenhaftigkeit der Stimmung erleichtert. Die Tendenz ist mit einer gewissen Absichtlichkeit aus dem Vordergrund gerückt. Das Legendäre beherrscht den Vortrag. Das wirkt wie gewollte Naivität. Um so eindringlicher und nachhaltiger prägt sich das Gelesene ein. Wie ein Zauber ist es, der sich vom Buch auf den Lesenden spinnt. Und allerlei flott hingeworfene Bilder in Strichzeichnungsmanier erhöhen diesen Reiz. Dem Buche, das gerade jetzt zur Weihnachtszeit auf den Markt kommt und sowohl seines gediegenen Inhalts halber wie auch seiner ansprechenden Aufmachung wegen bestens zu empfehlen ist, ist ein voller Erfolg zu wünschen. In

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 7 Ausgegeben am 17. November 1922 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Ergebnis der sächsischen Landtagswahlen

Von Richard Illge (Leipzig)

Die sächsischen Landtagswahlen am 5. November waren in des Wortes eigenster Bedeutung eine Entscheidungsschlacht, die die Aufmerksamkeit des ganzen Reiches auf sich lenkte. Mit Hilfe der Kommunisten hatten die bürgerlichen Parteien die Landtagsauflösung durchgesetzt, um die sozialistische Regierung zu stürzen. Für die Demokraten handelte es sich um die Herstellung einer Regierung der Mitte von den Sozialdemokraten bis zur Deutschen Volkspartei. In Sachsen wäre in einer solchen Regierung die Sozialdemokratie so gut wie einflußlos, obgleich sie die stärkste Partei im Landtag ist. Die Deutschnationalen hielten mit ihren wahren Absichten nicht hinter dem Berge. Gelingt es, so kalkulierten sie, in Sachsen die sozialistische Regierung zu brechen, dann ist der mitteldeutsche Block sozialistischer Regierungen gesprengt, die Bahn wäre frei für die Reaktion nach bayerischem Muster. Dann aber hätten nicht nur Republik und Demokratie, sondern auch der Sozialismus einen Stoß erlitten, den sie nur unter Aufbietung der äußersten Kräfte überwinden könnten.

Nun, dieses Ziel haben die bürgerlichen Parteien nicht erreicht. Die sozialistische Mehrheit ist bei den Wahlen nicht nur nicht gebrochen, sondern wesentlich gestärkt aus dem Wahlkampf hervorgegangen. Sozialdemokraten und Kommunisten brachten es auf 1 324 563 Stimmen gegen 1 051 067 Stimmen bei der Landtagswahl im November 1920; die bürgerlichen Parteien steigerten ihre Stimmenzahl zwar auch von 1 059 623 auf 1 211 803, blieben aber um 112 760 Stimmen hinter der Summe der sozialistischen Stimmen zurück, so daß rund 52 Prozent sozialistischen 48 Prozent bürgerliche Stimmen gegenüberstehen. Die Wahlen haben also, wie am Tage nach der Wahl ein bürgerliches Blatt betrübt feststellte, mit einem merkbaren Ruck nach links geendet.

Der sozialistische Zuwachs beträgt 270 294 Stimmen und verteilt sich auf die vereinigten Sozialdemokraten mit 181 952 und auf die Kommunisten mit 88 342 Stimmen. Die drei Wahlkreise haben freilich keinen gleichmäßigen Stimmenzuwachs. Im Dresdener Wahlkreis konnten die Sozialdemokraten ein Mehr von 96 155 Stimmen buchen, also weit über die Hälfte des ganzen sozialdemokratischen Stimmenzuwachses in Sachsen; im Leipziger Wahlkreis konnte nur ein Mehr von 46 672 und im Chemnitzer Wahlkreis nur ein solcher von 39 125 Stimmen eingebracht werden. Die Kommunisten hatten im Chemnitzer Wahlkreis mit 32 848 Stimmen den größten Stimmenzuwachs; im Dresdener Wahlkreis konnten sie 20 076 und im Leipziger Wahlkreis 15 418 Stimmen mehr für sich buchen. Prozentual haben die Kommunisten rund 50 Prozent, die Sozialdemokraten 21 Prozent mehr Stimmen gegen die vorigen Wahlen aufgebracht.

Wenn die Berechnungen nach den endgültigen Stimmenzahlen keine Veränderung erleiden, wird die Linke im neuen Landtag 51 sozialistische und die Rechte 45 bürgerliche Abgeordnete zählen; Sozialdemokraten und Kommunisten würden mit 41 und 10 Abgeordneten je ein Mandat gewinnen. Den Verlust auf bürgerlicher Seite würden die Deutschnationalen und das Zentrum zu tragen haben. Da das letztere im aufgelösten Landtag nur mit einem Abgeordneten vertreten war, wird es aus dem Sachsenparlament wieder verschwinden.

Die Deutschnationalen haben trotz ihrer skrupellosen Wahlagitation und trotz ihres Zuwachses von über 56 000 Stimmen eine empfindliche Niederlage erlitten. Was sie im Wahlkampf gegen die Sozialdemokraten und die sozialistische Regierung geleistet haben, stellt die Agitation der berüchtigten Hottentotten- und Faschingswahlen weit in den Schatten. Im Leipziger Bezirk wurde denn auch ihr erstes Plakat auf Grund des Gesetzes zum Schutze der Republik verboten. Der Direktor des Sächsischen Landbundes scheute sich — um nur eine Probe der deutschnationalen Agitation zu geben — nicht, in einer Wahlversammlung von dem »Rathenau-Rummel« zu sprechen, der von den Arbeitern nur inszeniert worden sei, um sich wieder einmal einen freien Tag zu verschaffen. Auch waren die Deutschnationalen schamlos genug, der Sozialdemokratie die Schuld an der Teuerung zuzuschieben. Die Deutsche Volkspartei unterschied sich nicht allzuviel von den Deutschnationalen. Sie hielt als die Partei des Großkapitals nicht mit ihren Herzenswünschen zurück; für sie kam es in der Hauptsache auf die Abschaffung des Achtstundentags an. Verhältnismäßig anständig haben die Demokraten den Wahlkampf geführt.

Hatte die Sozialdemokratie so nach rechts einen schweren Stand, so hatte sie nach links noch ungleich schärfere Angriffe abzuwehren. Was sich die Kommunisten in Bilderplakaten und in ihren Zeitungen an Verleumdungen und Verdächtigungen der Sozialdemokratie und der sozialdemokratischen Regierung geleistet haben, kann nicht überboten werden. Eigene Versammlungen haben die Kommunisten nicht abgehalten; sie gingen in die sozialdemokratischen Versammlungen mit »Korreferenten«, um den Arbeiterwählern zu erzählen, daß die Sozialdemokratie an allem Elend der Gegenwart schuld sei. Besonders trage sie die Verantwortung für die Teuerung und den Wucher. Gegenüber der Skrupellosigkeit ihrer Agitation ist — wenn man von dem Chemnitzer Wahlkreis absieht — ihr Erfolg sehr mäßig. Wenn die Kommunisten keine größeren Erfolge zu verzeichnen haben, so beweist das, daß wir in Sachsen im ganzen über eine denkende und geschulte Arbeiterschaft verfügen. Zu dem Stimmenzuwachs der Kommunisten wird auch der Genosse Ledebour beigetragen haben. Betrachtet man alle diese Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, mit denen die Sozialdemokratie in dem eben abgeschlossenen Wahlkampf zu kämpfen hatte, so kann man mit Stolz sagen, daß die vereinigte Sozialdemokratie bei den sächsischen Landtagswahlen die Probe glänzend bestanden hat. Das ist neben der Wahlniederlage der bürgerlichen Parteien das zweite bedeutsame Kennzeichen des Ergebnisses der Landtagswahlen.

Im Wahlbezirk Leipzig-Stadt sind die Frauenstimmen besonders gezählt worden. Hier wurden 372 548 gültige Stimmzettel abgegeben, 174 868 von Männern und 197 680 von Frauen. Die Zahl der Frauenstimmen übersteigt

die der Männerstimmen um 22 812. Das zeigt, wie rege das Interesse der Frauen an den Wahlen ist. Als vor der Revolution im Sächsischen Landtag ein sozialdemokratischer Antrag auf Einführung des gleichen Wahlrechts für Männer und Frauen verhandelt wurde, wandte sich der konservative Sprecher gegen das Frauenwahlrecht, weil dadurch das Familienleben untergraben würde. Es traten jedoch nicht nur die Konservativen, sondern alle bürgerlichen Parteien gegen das Frauenwahlrecht auf. Wie haben nun die Frauen im Leipziger Stadtbezirk gewählt? Bei den Deutschnationalen überwogen die Frauenstimmen die der Männer um 7731, bei der Deutschen Volkspartei um 11 544, bei den Demokraten um 1505 und beim Zentrum um 450 Stimmen; für die Sozialdemokraten hatten nur 4930 Frauen mehr gestimmt als Männer, während bei den Kommunisten die Frauenstimmen um 3348 hinter den Männerstimmen zurückgeblieben sind. Die bürgerlichen Parteien, die gegen das Frauenwahlrecht gewesen sind, haben also den größten Vorteil von dem Frauenwahlrecht gehabt. Neben den Hausangestellten sind es die in den amtlichen, kaufmännischen und industriellen Bureaus beschäftigten Wählerinnen, die gegen ihre Interessen für die kapitalistischen Parteien gestimmt haben. In diesen Kreisen muß demnach die sozialdemokratische Aufklärung in erster Linie einsetzen.

Bedeutet das Ergebnis der Landtagswahlen eine Niederlage der bürgerlichen Parteien und einen Ruck nach links, so ist doch an der Zusammensetzung des Landtags nichts geändert, da die nach den früheren Wahlergebnissen an sich mögliche Rechnung auf eine r e i n sozialistische Mehrheit sich nicht erfüllt hat. Eine sozialistische Regierung ist vielmehr wie im alten Landtag auch im neuen nur mit Hilfe der Kommunisten möglich. Eine solche Regierung hat zwar im neuen Landtag eine breitere Basis; sie ist jedoch nicht sicherer als im alten Landtag, wenn die Kommunisten ihre irrsinnige Politik nicht ändern.

Einer Regierungsbildung nach rechts stehen aber nicht minder große Schwierigkeiten entgegen, da sie sich nicht nur auf die Demokraten, sondern auch auf die Deutsche Volkspartei erstrecken müßte, eine Koalition, die bei den Sozialdemokraten auf allgemeinen Widerstand stößt.

Nach alledem ist nur das eine gewiß, daß auch im neuen Sachsenparlament schwere parlamentarische Kämpfe bevorstehen.

Kautskys Kampf mit sich selbst

Von Dr. Walter Israel

Ich gestehe: für den alten Kautsky hatte ich trotz aller seiner Schwächen etwas übrig; er war das Urbild eines gestrengen Kirchenfürsten, der über das marxistische Dogma wachte und jeden rauh und schonungslos niederzuschlagen versuchte, der das Bild anzutasten wagte, das e r von den Lehren Marx' und Engels' sich gebildet hatte. Jede Dogmatik (ob kirchliche oder marxistische) trübt jedoch den Blick. Und so war auch Kautsky kein freier großer Forscher, sondern ein (zwar subjektiv gewissenhafter) einseitiger Interpret, der an einer einmal festgefaßten Meinung starr hing. Trotz allem: In dieser Starrheit lag etwas Großes.

Jetzt aber scheint diese Starrheit zur Tragödie zu werden. In seinem neuen Buche[1] unternimmt Kautsky den Versuch, sein Dogma mit der freien marxistischen Forschung in Einklang zu bringen; denn dies ist letzten Endes der innere Kern des ganzen Buches, mag Kautsky auch zuerst sein Programm entwickeln, welches er einer (als Kautsky das Buch schrieb, waren die Parteien noch nicht geeint) eventuell geeinten Sozialdemokratie zur Annahme vorschlägt, mag er im zweiten Teil das »Programm des Übergangs zum Sozialismus« behandeln.

Der erste Teil der Kautskyschen Arbeit beschäftigt sich zunächst mit dem Görlitzer Programm. Ohne behaupten zu wollen, daß das Programm von Görlitz in allen seinen Teilen fehlerfrei ist, muß doch der Kautskyschen Kritik ein deutliches Halt geboten werden. »Da das Görlitzer Programm nur ein verkürztes Erfurter Programm ist, beziehen«, meint Kautsky, »sich unsere Einwände dagegen weniger auf das, was es sagt, ... sondern auf das, was es nicht enthält.« (S. 3.) Mit Verlaub: So läßt sich das neue Programm nun doch nicht behandeln. Es ist verständlich, daß Kautsky am alten Erfurter Programm mit allen Fasern seines Ich hängt; es ist rühmlich, sich mit neuen Tatsachen auseinanderzusetzen; aber es ist die Diskussion des Neuen und seines Verhältnisses zum Alten nur dann eine freie wissenschaftliche Tat, wenn man auch das Neugeschaffene als ein solches anerkennt. Ein historischer Rückblick ist Pflicht, aber er darf nur die Fäden aufzeigen, die zwischen Neuem und Altem bestehen, die das Neue dynamisch mit dem Veralteten verknüpfen.

Kautsky findet, daß im Verhältnis zum Erfurter Programm »im Görlitzer Programm ... die materialistische Geschichtsauffassung nicht abgelehnt, aber verdunkelt« ist. Um dies zu entscheiden, wollen wir zuerst sehen, was Kautsky unter materialistischer Geschichtsauffassung versteht. Es ist »die Auffassung, daß sich die ökonomische Entwicklung mit naturgesetzlicher Notwendigkeit vollzieht und Veränderungen der gesellschaftlichen Ideen der Menschen und ihrer Einrichtungen bestimmt« (S. 4). Neue »ökonomische Verhältnisse« haben »neue gesellschaftliche Probleme in Gefolgschaft«. Werden diese nicht gelöst, »das heißt wenn nicht die neuen ökonomischen Verhältnisse auch neue Mittel mit sich bringen, jene Probleme zu lösen, wenn ferner die gesellschaftliche Einsicht nicht vermag, die neuen Probleme und die neuen Mittel zu erkennen, und wenn endlich nicht gesellschaftliche Mächte erstehen, die kraftvoll genug sind, die e r k a n n t e n (vom Verfasser gesperrt) Lösungen praktisch durchzusetzen« (S. 4), so entstehen wachsende gesellschaftliche Mißstände. »Das jeweilige Ausmaß an gesellschaftlicher Einsicht und Erneuerungskraft ist aber ebenfalls ökonomisch bedingt« (S. 4), zum Beispiel »vor allem ... durch die Verhältnisse der verschiedenen Klassen zueinander« wie auch durch die »Lage der leidenden, unzufriedenen, revolutionären Klassen«. Kautsky betont also hier die Wichtigkeit der Einsicht und Kraft dieser Klassen.

Diese Kautskysche Erläuterung ist in doppelter Hinsicht interessant. Einmal will Kautsky, der Dogmatiker, an einer Art »technologischer« Geschichtsauffassung festhalten, indem er in stärkster Form das Naturnotwendige des geschichtlichen Geschehens unterstreicht; zum anderen will Kautsky sich der un-

[1] Karl Kautsky, Die proletarische Revolution und ihr Programm. Stuttgart und Berlin 1922, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts.

voreingenommenen Forschung anpassen, da diese sich nicht mehr totschweigen läßt. Und so gelangt er — zu Cunow! Denn daß die ökonomische Entwicklung einen Einfluß auf die »gesellschaftlichen Ideen« ausübt, bestreitet weder Cunow noch ich. Aber indem Kautsky die »gesellschaftliche Einsicht« erwähnt, nähert er sich im Zusammenhang seiner ganzen Darstellung den Cunowschen Ansichten. Des Begriffs des »Produktionsverhältnisses« erinnert man sich und des Satzes: »Es kann zum Beispiel ein unwissendes, unorganisiertes Proletariat vorhanden sein, dem die geistigen Kräfte zur Durchführung des Sozialismus völlig fehlen. In diesem Falle besteht die Gegenmöglichkeit, daß der Übergang zum Sozialismus nicht erfolgt, sondern das ganze Wirtschaftsleben versumpft und verkommt.«[2]

Auf eine ausführliche Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung durch den heutigen Kautsky wäre ich gespannt. Im besonderen auf ein Eingehen auf die Frage des Entstehens der Ideologien.

Wenn Kautsky nun sagt, daß das Erfurter Programm getragen ist »von der Idee der naturnotwendigen Entwicklung und von der bestimmenden Macht der ökonomischen Entwicklung« (S. 9), hingegen das Görlitzer mit einer »Willenserklärung« beginnt, und er dies bemängelt, so liegt meines Erachtens hier der Fehler auf Kautskys Seite, begründet in einem »Nicht-zu-Ende-denken« des Problems. Denn wenn Kautsky einmal die Bedeutung des Denkens anerkennt, wenn er auf die Notwendigkeit hinweist, daß die Probleme erkannt und gelöst werden müssen, so müßte auch für ihn der Wille zum Sozialismus das erste sein, dem als zweites das Erkennen und als drittes das Umsetzen des Erkannten zur fruchtbaren Tat folgt. Erkannt wird eben auf der Grundlage der materialistischen Geschichtsauffassung als heuristisches Prinzip der geschichtlichen Forschung. Der Wille ist das Primäre. Das Denken stellt die Entwicklung zum Sozialismus mit Hilfe der materialistischen oder (besser gesagt) ökonomischen Geschichtsauffassung fest, erforscht die Möglichkeiten der Durchführung in stetem Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Oder kann man ohne Denken, ohne den Willen zur Forschung auf der Straße die materialistische Geschichtsauffassung und den Pfad zum Sozialismus finden, über jene stolpern, auf diesem lustwandeln? Auch für den Marxisten gilt Cohens Wort: »Wir fangen mit dem Denken an!«[3]

Auf eine Diskussion über Ethik, Moral und Sozialismus verzichte ich an dieser Stelle, da ich hierauf wiederholt schon (auch in der Neuen Zeit) ausführlich eingegangen bin.

In diesem Zusammenhang möchte ich zunächst die neue Kautskysche Ansicht über die Verelendungstheorie beleuchten. Der Kampf um die »Verelendungstheorie« ist hinreichend bekannt, ebenso die »orthodoxe« Einstellung Kautskys zu dieser Frage. Heute ist für Kautsky »die wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer (des Proletariats. Der Verfasser) Existenz, des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung« durchaus etwas Relatives. Ob der Satz falsch sei, hängt nach Kautsky davon ab, »wie man ihn auffaßt« (S. 41).

Drei Auslegungen der sogenannten Verelendungstheorie führt Kautsky an. »Zunächst kann man die wachsende Zunahme der Unsicherheit ... auf-

[2] Cunow, Zur Marxschen Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, 2. Band, S. 340.

[3] Hermann Cohen, Logik der reinen Erkenntnis.

fassen als gleichbedeutend mit der wachsenden Zunahme der Zahl der besitzlosen Arbeiter der Gesellschaft.« »Wird das Proletariat immer mehr die zahlreichste Klasse der Nation, so bedeutet das also Zunahme der Unsicherheit der Gesellschaft, auch wenn innerhalb des Proletariats Unsicherheit, Druck, Elend und Ausbeutung nicht wachsen, unter Umständen sogar abnehmen.« (S. 45.) Diese Ausführung erscheint unverständlich. Denn es ist nicht einzusehen, warum die Unsicherheit der Gesellschaft wachsen soll, wenn das Proletariat an Zahl zunimmt. Während der kapitalistischen Periode sind Einrichtungen durchaus denkbar und auch vorhanden, welche den Klassenkampf in Wege leiten, die weit entfernt von Sabotage oder ähnlichen Kampfmitteln liegen. Im Gegenteil: derartige simple Methoden dürften wohl nie zur Realisierung des Sozialismus führen, sondern mit Sicherheit nur der Festigung des Kapitalismus dienen. Aber abgesehen hiervon hat Marx nie Ähnliches behauptet und war weit entfernt von solchen utopischen Gedankengängen. Anders aber sind leider die Kautskyschen Worte nicht auszulegen.

Die dritte Art (aus Gründen besserer Beleuchtungsmöglichkeit sei diese jetzt besprochen) der Erläuterung ist diese: Die wachsende Zunahme des Elends usw., von der das Erfurter Programm spricht, ist nach Kautsky »eine psychologische Feststellung« (S. 46). Sei auch eine absolute Verbesserung der proletarischen Lebensbedingungen zu konstatieren, so empfinde der Arbeiter es doch als immer drückender, »in der Produktion als bloßes vom Kapitalisten angewandtes Produktionsmittel, nicht als freier, wenn auch mit anderen zusammenwirkender Produzent tätig zu sein« (S. 47). So wird die sogenannte Verelendungstheorie zur Konstatierung einer an sich durchaus richtigen psychologischen Tatsache verwendet, zu einer, die wesentlich dazu beiträgt, den Anhang der Sozialdemokratischen Partei als Kampfgemeinschaft für den Sozialismus zu vergrößern. Aber ist dies noch die sogenannte Verelendungstheorie? Nein! Hier handelt es sich bei Kautsky um nichts anderes als um den Gebrauch des gleichen Namens für zwei verschiedene Begriffe. Gewiß ist der Begriff der Verelendung ein relativer, das heißt verständlich nur in bezug auf einen anderen Zustand, an dem man den Grad der Verelendung messen kann. Aber mit psychologischen Empfindungen haben solche Feststellungen nichts zu tun. Dies behaupten, heißt willkürlich grammatikalische Synonymik treiben und diese für begriffliche Identifizierung halten!

Schließlich (an zweiter Stelle von Kautsky behandelt, siehe oben) »ist der Satz von der Zunahme des Elends« auch innerhalb des Proletariats gültig, »wenn man ihn als Tendenz faßt«. »Die Tendenz, die der beanstandete Satz (die Verelendung der proletarischen Klasse. Der Verfasser) ausdrückt, setzt sich überall unvermeidlich durch, wo das Kapital keine Schranken findet« (S. 45). Mit diesen Ausführungen können wir vollständig einverstanden sein. Auch Cunow hat dieselbe Auffassung, nur ausführlicher, schon behandelt,[4] und Kautsky scheint von ihm wohl beeinflußt worden zu sein. Cunow weist mit Recht darauf hin, daß es sich bei der sogenannten Verelendungstheorie für Marx um ein Gesetz handelt. »Solche gewonnenen Tendenzen oder Bewegungsgesetze nennt Marx ‚reine' oder ‚absolute' Ge-

[4] Cunow, ebenda, 2. Band, S. 326 ff.

setze.«[5] Cunow weist darauf hin, daß Marx seine Gesetze, Tendenzen oder Bewegungsprinzipien mit den Gesetzen des Physikers vergleicht, durch die dieser die Natur erkennt. Hieraus geht hervor, daß diese Marxschen Gesetze der Geschichte dieselben Geltungsbedingungen haben wie die physikalischen Gesetze. Nur wenn der Zustand a vorhanden ist, ist der Zustand b die Folge. Sind andere Zustände vorhanden, bedingt durch neue Verhältnisse, so wird das geschichtliche (wie das physikalische) Gesetz eingebettet sein in einer Mehrheit von bestimmenden Tatsachen, die den gesamten Zustand bilden. Dies heißt (wie in der Physik, so in der Geschichte als Wissenschaft): Das Gesetz, die Tendenz wird zur Funktion eines neuen Zustandes, der sich in einem neuen gesetzlichen Ausdruck erfassen läßt.

Die dreifache Art der Behandlung der sogenannten Verelendungstheorie durch Kautsky ist äußerst interessant. Sie zeigt *den Kampf Kautskys mit sich selbst* in schärfster Form. Hier fanden wir bei Kautsky die sogenannte Verelendungstheorie zuletzt als Gesetz, als Tendenz anerkannt. In den zuerst hier behandelten Kautskyschen Darlegungen sucht Kautsky mit aller Energie die »Verelendung« zu »sehen«, zu »zeigen«. Worin liegt dies begründet? Ist es nicht der Kampf des Ontologismus mit der wissenschaftlichen Forschung, der hier zugrunde liegt? Kautskys Wunsch, die Verelendung handgreiflich zu zeigen, ist nichts als ein Suchen nach dem »Ewig Seienden« im Sinne eines griechischen Naturphilosophen. Ob dieser das Wasser oder das Feuer als den Urstoff ansetzte, stets suchte er nach etwas Faßbarem. Der modernen Wissenschaft ist aber seit Kepler und Galilei das »Ewig Seiende« im Anschluß an Plato das Gesetz, in welchem das Denken das Sein erkennt, oder letzten Endes: die Idee des Gesetzes einer Wissenschaft, in dem alle übrigen Gesetze dieser Wissenschaft enthalten sind. In diesem Sinne (das ist der Kern des Marxismus trotz mancher äußerlicher, zeitlich bedingter Schatten, die das Bild trüben) forscht der wissenschaftliche Sozialismus. Der Versuch, die Verelendung zu aller Zeit offen, »handgreiflich« aufzeigen zu wollen und die Verelendung als Tendenz ebenso anerkennen, ist ähnlich dem Standpunkt der Pythagoreer, denen die Zahlen das »Ewig Seiende« waren, die aber die Zahlen dann ontologisierten, sie sich nur dinglich vorstellen konnten.

Hämmern wir es den Sozialisten immer wieder in die Köpfe: Nur dann werden sie Marx begreifen, wenn sie daran denken, daß *Kepler und Galilei die Väter der ökonomischen Geschichtsauffassung* sind. (Fortsetzung folgt)

Rudolf Steiner als Typus moderner Religiosität

Von Dr. **Viktor Engelhardt** (Berlin-Friedenau)

Rudolf Steiners Gedankenbau kritisch zu untersuchen, ist zwecklose Arbeit. Die Diskussion müßte auf der festen Grundlage verstandesmäßigen Denkens geführt werden. Diese aber wird von Steiner abgelehnt, so daß tatsächlich keine gemeinsame Basis für eine Diskussion vorhanden ist. Kritiker und Anhänger Steiners würden ergebnislos aneinander vorbeireden. Für unsere Leser dürfte eine kritische Beurteilung Steiners auch kaum

[5] Cunow, ebenda, S. 328.

nötig sein. Ein einziges Zitat aus seinen Werken genügt: »Hat man die Fähigkeit zum geistigen Schauen erworben und geht man auf höherer Stufe zur Betrachtung des Menschen über, so wird im Gesichtsfeld ein Bild auftreten, das man wie etwas Leuchtendes empfindet. Und dieses geistig leuchtende Bild ist die sogenannte astrale Verkörperung des beobachteten Seelenzustandes der Begierde. Wieder als flammenähnlich empfunden, kann dieses Bild beschrieben werden. Es wird in der Mitte wie gelbrot sein und am Rande wie rötlichblau oder lila empfunden werden.« [1]

Ähnliches — und noch Stärkeres wird von uns verlangt. Wir sollen an Dämonen glauben, an den »Hüter der Schwelle«, ein »allerdings schreckliches, gespenstiges Wesen«.[2] Dieses ist nicht etwa »als etwas Sinnbildliches vorzustellen, sondern als ein im höchsten Grade wirkliches Erlebnis des Geheimschülers«.[3]

Die Frage nach dem »Wahrheitsgehalt« der Lehre steht, nach solchen Proben, für uns wohl außerhalb der Diskussion. Höchstens das psychologische Moment kann uns reizen: die Frage nach den Gründen von Steiners Erfolg bei soviel tausend Menschen. In einem »Firn«-Artikel habe ich diese Seite des Problems untersucht.[4] Über dem psychologischen Problem aber steht das soziologische. Steiner ist ein Teil unserer Kultur. Ja er ist ein Typus — und darum wichtig auch für den, der nicht daran denkt, ihn irgendwie persönlich ernst zu nehmen.

Das Typische an Steiner liegt schon im Namen seiner Schöpfung enthalten. Er hat aus der »Theosophie«, der er entstammt, eine »Anthroposophie« gemacht; aus dem »Wissen um Gott« ein »Wissen um den Menschen«. Aus der »Gottesmystik« eine »Menschenmystik«. Damit stößt er, in seiner Sphäre, auf ein Kernproblem der Zeit. Ich habe es in den »Sozialistischen Monatsheften« als neuen »Anthropozentrismus« bezeichnet.[5] Gewinnen wir Klarheit über Steiners Stellung im religiösen Ringen der Tage, so erhalten wir demnach Klarheit über einen heute sehr bedeutsamen Teil unserer geistigen Kultur.

Auf keinen Fall dürfen wir die »religiöse Renaissance« der Epoche allein aus den metaphysischen Nöten der Kriegsgefahr abzuleiten versuchen. Diese haben nur eine Entwicklung beschleunigt, welche schon irgendwie in der »Dialektik« unseres geistigen Werdens begründet war. Diese Dialektik gilt es aufzudecken — oder mit einfacheren, vorsichtigeren Worten: den sich in »Gegensätzen« gefallenden geistigen Tatbestand der vergangenen Jahrzehnte gilt es zu beschreiben.

Die Anerkennung von »Gegensätzen« läßt uns die Wurzeln des religiösen Strebens der Zeit — in den unreligiösen Einstellungen der letzten Jahrzehnte suchen. Die Epoche des naturwissenschaftlichen Materialismus mußte innerlich religionsfeindlich sein, wenn man es auch aus praktischen Gründen gelegentlich vorzog, ein äußeres Scheinchristentum aufrechtzuerhalten. Das Gesetz von der Erhaltung der Materie und Energie und der darwinistische Entwicklungsgedanke beherrschten das Denken der Zeit. Die starken metaphysischen Keime, welche diese naturwissenschaftlichen Theorien verbargen,

[1] Rudolf Steiner, Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten? 18. bis 27. Tausend. Berlin 1920. S. 54.

[2] A. a. O., S. 182. [3] A. a. O., S. 187. [4] Firn, 3, 464 (1922).

[5] Sozialistische Monatshefte, 57, 1128 (1921, II).

kamen, als sie die Werkstätten der Forscher verließen, in breiteren Massen bald zur Entfaltung. Nach dem Abflauen der ersten Verwunderung über die naturwissenschaftlichen Erfolge mußte das nie ruhende Bedürfnis nach einem alles umfassenden Weltbild, welches im ersten Rausch der naturwissenschaftlichen Epoche zurückgedrängt worden war, wieder erwachen. Der Monismus entstand. Im Monistenbund entwickelte er eine »Naturmystik« individualistischer Prägung. Individualistisch geprägte Naturreligion umfaßt alle Einflüsse der Zeit: Naturwissenschaft, Individualismus und erstes Unbefriedigtsein über die von der Naturwissenschaft gezogenen Grenzen.

Mit der individualistischen Forderung nach »persönlicher Weltanschauung« mußte, sobald sie Gemeingut aller Gebildeten wurde, das naturwissenschaftliche Moment mehr und mehr in den Hintergrund treten, da nur wenige Anhänger eine wirklich erlebnismäßige Verbindung mit der Naturwissenschaft besaßen. Alle im »Individuum« lebendigen metaphysischen Triebe kamen zur Wirkung — und so trat bald neben die »persönliche Weltanschauung« — die »persönliche Religion«. Sie hat sich heute in der »Allgemeinde« eine selbständige Organisation geschaffen. Man trat — auf dem Gebiet der Religion — in die am Menschen hängende Reihe von Problemen. Das Individuum kennzeichnete in dieser Reihe einen ersten Schritt.

Organisationsmäßige Zusammenfassung von Individuen, die nach »persönlicher Religion« strebten, mußte — zunächst in der Organisation — eklektische Triebe befördern. Man duldete das Nebeneinander zahlreicher, meist unklarer und laienhafter Weltbilder, die im Grunde genommen nichts anderes waren als aus Schul- oder Bucherinnerungen aufgerichtete Flickbauten. Bei der inneren Schwäche solcher vorschnellen Konstruktionen konnte eine gegenseitige Beeinflussung nicht ausbleiben — und der Erfolg war, daß die eklektische Neigung auch auf den einzelnen übergriff. Ja sie wurde vielfach zum System erhoben, wie in der an persische Überlieferung anknüpfenden Bahai-Religion, welche namentlich in Süddeutschland Anhänger hat. Baha'o'llah gilt für sie als der von Juden, Christen, Mohammedanern, Buddhisten, Zeroastriern und Hindus erwartete neue Messias, welcher die Wahrheit aller Religionen vereint und damit eine »universale Weltreligion« hervorbringt. Eklektizismus wird zum Inhalt seiner Prophetie. »In Baha'o'llah sind alle ... Erwartungen erfüllt,« heißt es. »Seine Lehre beseitigt alle Eifersucht und Feindseligkeit, die zwischen den verschiedenen Religionen besteht.« »Alle Religionen müssen sich in einer höheren Einheit zusammenfinden. Ein Gott, eine Religion.« [6]

In den bisher geschilderten Bewegungen wurde auf religiösem Gebiet ein wichtiger Schritt klar und deutlich vollzogen. Die »Natur« entschwand aus dem Kreise der Interessen — und der »Mensch« trat aufs neue in sie ein. Fast nur der Einzelmensch und die Persönlichkeit jedoch waren es, um die man sich religiös bemühte. Man stand am Anfang des mit dem Menschheitsproblem eröffneten Weges. Man mußte an diesem Anfang, wie wir sahen, einem individualistischen Eklektizismus verfallen. Nun wird klar, warum ich in Steiner einen Typus sehe. Er treibt die bisher geschilderten

[6] Programm des Bahai-Bundes, vergl. »Sonne der Wahrheit«, Organ des Deutschen Bahai-Bundes, Stuttgart.

Tendenzen auf eine nicht mehr übersteigbare Spitze. »Anthroposophie« ist der Ausdruck für eine nur um den Menschen bemühte Religion. Die religiöse Methode, welche mit geistigen Übungen, Meditationen, Konzentration und seelischer Entleerung arbeitet, zeigt, daß sich Steiner nur an das Individuum wendet, daß seine Religion sich um den Einzelmenschen bemüht. Der Inhalt des nach »geistigen Übungen« erschauten Weltbildes endlich ist Eklektizismus in reinster Form. Seelenwanderung und Karmalehre sind dem Buddhismus entnommen wie die Rückschau in vorgeburtliche Lebensstadien. Die Auffassung der Ideen als Realitäten entstammt dem einen großen Teil unserer heutigen Philosophie beherrschenden Platonismus. Die Identifizierung des Weltwesens mit einem Prozeß finden wir ebenso wie die Lehre vom Bewußtwerden der Ideen im Menschen bei Hegel. Die metaphysischen Ansichten knüpfen vollbewußt an Goethe an, die spekulative Behandlung der Natur dagegen zeigt Verwandtschaft mit Schelling. Die Allbeseelung und namentlich die Beseelung der Planeten hat schon Fechner gelehrt. Die Stufenleiter des Geisterreichs endlich verkündet die Gnosis, und der Dualismus, der die Menschenseele zerreißt, lehnt sich an persische Überlieferung an.[7]

Mit nicht zu verkennender künstlerischer Kraft wird das eklektisch-phantastische »Weltbild« vollendet. Die Akasha Chronik berichtet darüber. Jahrmillionen ziehen am geistigen Auge vorbei. Im »Saturnzustand« des Planetensystems haben die »Geister des Willens« die Keime zur Bildung des physischen Leibes gelegt, in der »Sonnenzeit« haben die »Geister der Weisheit« den »Atherleib« geschaffen, in der »Mondzeit« ist durch die »Geister der Bewegung« der »Astralleib« entstanden, und im »Erdenzustand« schenkten uns die »Geister der Form« unser »Ich«. Nun geht es durch die Rassen der Menschen, die Hyperboräer, Lemuren und Atlantiker. In der lemurischen Rasse stand die Persönlichkeit auf. Bis zur atlantischen Rasse war der Menschengeist eng mit dem göttlichen Wesen verbunden — in der atlantischen, der heute lebenden Rasse aber fiel er vom Göttlichen ab. Nur wenige konnten den Zusammenhang mit geistigen Welten bewahren. Es waren Propheten, Hellseher und tiefschürfende philosophische Geister. Mit Christus wendet die Welt ihren Sinn. Die zerfallende Menschheit wird wieder zur kosmischen Einheit geführt durch den Sonnengeist, der im Menschen Jesu Wohnung nahm.

Die Sehnsucht einer zerrissenen, individualistischen Zeit schreit aus dem Mythos hervor. Sie weist jene Richtung, in die alles Sinnen und Trachten der Tage uns führt. Die Richtung zur Einheit, die Richtung zur Ganzheit. Einzelmensch und Menschheit als Ganzes gehen bei Steiner den Weg der Erlösung. Der einzelne, indem er durch geistige Schulung und Übung Kräfte entwickelt, welche sonst nur der mühselige Weg zahlreicher Wiedergeburten entfaltet hätte — und die Menschheit, indem sie ihren mühseligen Weg nach kosmischer Satzung durchläuft.

Im Eklektizismus Steiners steckt die Kunst — in ihm steckt aber auch die Schwäche seiner Religion. Der Eklektizismus zeigt, daß in der um den Einzelmenschen bemühten Frömmigkeit keine vorwärtstreibende Kraft mehr vorhanden ist. Wo immer wir Eklektizismus in der Geschichte treffen

[7] Vergl. den genannten Artikel im »Firn«.

— sei es im Hellenismus, in der römischen Philosophie oder im Chinesentum —, ist die klassische Periode vorbei. Die Hochblüte des Individualismus war vergangen — als der Individualismus anfing, religiös zu werden. Ja — das ist eigentlich selbstverständlich, denn jede Religion birgt gemeinschaftsbildende Kräfte in sich. Individualistische Frömmigkeit ist also Religiosität des Alters — und nicht die der gärenden Jugend — Religion des Endes und nicht die des Anfangs. Damit ist Steiners soziologische Stellung bestimmt. Nicht der Anfang einer neuen Epoche wurzelt in ihm, wie seine Jünger meinen, sondern das Ende einer alten.

Aber so wie — trotz Spengler — das Ende den Anfang enthält, so bleibt die Reihe unzerbrochen, die uns im religiösen Leben zu den vorwärtstreibenden Kräften geleitet. Ist »Individualismus« das A l t e, so ist Gemeinschaft das Neue, die Zukunft. Das ist die Spannung, die uns umgibt. Auf der Mitte des Weges muß die »Versöhnung von Individuum und Gemeinschaft« eine Brücke schlagen in das kommende Land. Bei Johannes Müller erscheint diese Versöhnung in religiöser Gestalt. Der egoistische Individualismus einer kapitalistischen Kultur wird ebenso abgelehnt wie die »Gemeindebildung«. Letztere ist nur komplexer Egoismus und Individualismus. »Die Gemeinde ... beschränkt sich auf eine größere oder kleinere Zahl von einzelnen,« sagt Johannes Müller.[8] »... Daraus ergibt sich die gleiche Befangenheit wie bei den geistig beschränkten Einzelmenschen, und auch die ‚Gemeinde' wird infolge ihrer Beschränktheit stumpf, starr und hohl.... Natürlich löst sich auch hier die Beschränktheit in einem starken Gemeinschaftsegoismus auf. Die Benommenheit von sich selbst, als dem einzig Wahren, den Wahn, für sich ohne die anderen gedeihen zu können, und die Gier, alles für sich zu gewinnen, finden wir hier als Gemeindeinstinkte wieder.... Dazu kommt eine Selbstüberhebung des Gemeindebewußtseins, eine Selbstverhimmelung und Selbstanpreisung, eine Geringschätzung oder Bemitleidung derer, die draußen sind, die ebenso verrückt wie unausstehlich ist.«

Das Gemeinschaftsbewußtsein hat den äußeren Zusammenschluß nicht nötig. Es wächst mit organischer Kraft aus dem Individuum empor. »Das gemeinschaftliche Leben der Menschen«, heißt es, »ist überhaupt keine Gründung, es entsteht aus keiner und führt zu keiner. Denn es ist von vornherein begründet in der natürlichen Einheit und Gemeinschaft der Menschheit.« Die »Gemeinschaft« wird bei Johannes Müller demnach im »Individuum« verwurzelt, und das Kompromiß, welches die Mitte des Weges zwischen Individuum und Gemeinschaft verlangt, ist geschlossen.

Der Weg in die Zukunft liegt klar. Die Geschichte moderner Religiosität hat extremen Individualismus erlebt; sie hat sich zaghaft zum Erlebnis der Gemeinschaft vorgetastet. Der Boden wurde reif für eine Religiosität, die sich auf extremes Gemeinschaftserlebnis gründet und das Individuum völlig vernichtet. Wenn wir Steiner ein »Ende« nannten, so gilt das nur im beschränkten Sinne. Der Strom der Entwicklung ist unzerbrochen. Von Steiner führen Fäden bis zum religiös-sozialen Problem. Erst dieses schließt die Reihe, welche sich mit Notwendigkeit auftat, als das religiöse Erlebnis in die Sphäre des Menschlichen trat. In der Spannung »Individuum« und »Gemeinschaft«, welche diese Sphäre verbirgt, bleibt der Gegenpol zu be-

[8] Johannes Müller, Gemeinschaftliches Leben, München 1920.

trachten. Es soll demnächst geschehen. Für heute ist nur eines wichtig. Als »Ende« einer Epoche hatte Steiner negative Bedeutung, als Glied einer unzerbrochenen Entwicklung gewinnt er positiven Sinn. Seine Persönlichkeit in den Strom des Geschehens einzuspannen, war der Zweck dieser Zeilen.

Die „Bergmannswohnungen"

Von **Alfred Thimm** (Bochum)

Unter dieser Bezeichnung werden diejenigen Wohnungen verstanden, die auf Grund der Bestimmungen des Reichsarbeitsministers vom 21. Januar 1920 aus einer besonderen Kohlenabgabe erbaut werden zu dem Zwecke der Belegschaftsvermehrung der Kohlenbergwerke. Diese Kohlenabgabe wurde auf 6 Mark pro Tonne Steinkohlen, 2 Mark pro Tonne Braunkohlen festgesetzt und hat dann Anfang 1922 auf das Doppelte, jetzt auf das Sechsfache erhöht werden müssen. In jedem Syndikatsbezirk hat man eine nach den Grundsätzen der Arbeitsgemeinschaft zusammengesetzte G. m. b. H. (nur in Sachsen einen eingetragenen Verein) errichtet, die als »Treuhandstelle für Bergmannswohnungen« die aufkommenden Gelder verwalten und das Bauen in Gang bringen sollte. Im Frühjahr 1920 gelang das allenthalben, und wir sehen jetzt auf eine dreijährige an Erfolgen und Enttäuschungen reiche Periode zurück, stehen aber doch, wenn nicht alle Anzeichen trügen, vor einem unrühmlichen Abschluß der mit großen Hoffnungen begonnenen Unternehmung.

Das positive Ergebnis ist, daß wir mit den erbauten Wohnungen unzweifelhaft einen gewaltigen Fortschritt gegenüber der bisherigen Unterbringung der Belegschaften erreicht haben. Der technische Fortschritt tritt dort weniger in Erscheinung, wo die großen Werke den Bau ihrer Werkskolonien schon der modernen Entwicklung angepaßt hatten, also in erster Linie im Ruhrrevier. Aber auch hier sind die Verbesserungen am Grundriß und der künstlerischen Ausgestaltung des Hauses wie des Bebauungsplans bei näherem Eindringen in die Einzelheiten unverkennbar, und auf die Nachwirkung dieser Periode durch die Schulung der planenden Architekten sind noch große Hoffnungen zu setzen. Der Haupttyp ist das Einfamiliendoppelhaus, der nächste das Einfamiliengruppen- oder -reihenhaus. Ein Stall gilt als selbstverständlich, meist angebaut. Neuerdings wurde, wenn es die Lage irgend gestattete, zur Verbilligung der Stall im Keller eingebaut. In wenigen Ausnahmefällen, wo die Bergleute auf dem Wohnungsbau in der Hochbauzone des Stadtgebiets bestanden (Oberhausen, Dortmund, Gelsenkirchen), ist es auch zum Mehrfamilien-, meist dreigeschossigen Haus, doch nur mit je einer Wohnung im Geschoß, gekommen. Diese Wohnungen sind ganz ausgezeichnet und können ebenfalls für spätere Zeiten als Muster dienen, aber sie sind auf Garten- und Kleintierwirtschaft kaum eingestellt. Der Stall fehlt völlig, und das Gartenland ist sehr knapp. Was hier über das Ruhrrevier gesagt ist, gilt für die übrigen Kohlenbezirke beinahe auch. Eine rühmliche Ausnahme nach der einen Seite macht das rheinische Braunkohlenrevier, da es n u r Einfamilienhäuser, als Doppelhäuser sowie in Reihen und Gruppen gebaut hat, und zwar in einer beschränkten Anzahl geschlossener, zum Teil ganz neu angelegter Siedlungen. Nach der anderen Seite, indem das Braunkohlenrevier der Niederlausitz und das Zwickauer Steinkohlenrevier

ganz ohne Not das zweigeschossige Vierfamilienhaus stark in den Vordergrund gerückt haben. In dem ersteren lag das an dem Einfluß der Werke, die es als Werkswohnungshaus praktisch gefunden hatten, in dem letzteren daran, daß man planmäßig diese Häuser nicht als Eigenheime, sondern für die Gemeinden erbaute, die sie an Bergleute vermieten sollten.

Aber überall ist, von Ausnahmen abgesehen, gut und zweckmäßig gebaut worden, nur wird sich, wie bei der gesamten Bautätigkeit des Jahres 1920, der Mangel an gutem Baustoff, vor allem an trockenem Holz, durch frühen Eintritt von Mängeln, die Reparaturen erforderlich machen, noch unliebsam in Erinnerung bringen.

Mit der Qualität des Erreichten können wir also im großen und ganzen zufrieden sein. Sehr viel betrüblicher gestaltet sich die Quantitätsfrage. Sie hängt enge mit der Finanzierung des Unternehmens zusammen. Als am 31. Oktober 1918 der Bundesrat als eine seiner letzten Handlungen die »Bestimmungen für die Gewährung von Baukostenzuschüssen aus Reichsmitteln« herausgab, rechnete man mit einer Verteuerung des Bauens um etwa 30 Prozent und nahm an, daß sie eine vorübergehende Erscheinung sein werde. Nur ganz wenige haben daraufhin in Anbetracht der Unsicherheit der Revolutionszeiten das Bauen gewagt, diese wenigen aber mit dem Ergebnis, daß die ihnen gewährten Zuschüsse nicht ausreichten und sie in sehr unangenehme Verlegenheiten kamen. Man stellte im Laufe des Jahres fest, daß sich das Bauen auf etwa das Dreifache verteuert hatte. Unter dem Eindruck dieser Ziffer kam die Fixierung der Kohlenabgabe auf 6 Mark zustande. Man rechnete, daß man im Ruhrrevier 150 000 neue Bergleute anlegen müßte, um die erstrebte Fördersteigerung zu erzielen, wollte diese Leistung auf fünf Jahre verteilen, rechnete mit 15 000 bis 16 000 Mark Baukosten und verteilte die dazu nötigen rund 500 Millionen Mark auf die zu erwartende Förderung und die Erzeugung von Koks.

Auf so unsicherer Grundlage baute man auf. Eine fixierte Summe, die nur mit etwaigem Steigen der Förderung wachsen konnte, wurde einer Unternehmung zugrunde gelegt, deren Kosten schwer übersehbar waren und, wie die Folgezeit lehrte, fast von Tag zu Tag anschwollen, so daß die Leistungsmöglichkeit immer geringer wurde. Das Ruhrrevier hat etwa die Hälfte des Aufkommens, das die Kohlenabgabe in ganz Deutschland aufbringt; trotzdem sind in ganz Deutschland bis Ende 1921, also nach zweijähriger Arbeit aus dem Kohlenfonds 23 974 Wohnungen begonnen, 11 779 fertiggestellt und bezogen gewesen. Das ist rund der zehnte Teil dessen, was den Vätern des Gedankens vorgeschwebt hatte, und in diesen Zahlen kommt die Zerstörung unserer Wirtschaft erschütternd zum Ausdruck.

Als bald nach dem Rathenau-Mord der letzte größte Marksturz einsetzte, befand sich die Bausaison gerade auf dem Höhepunkt. Die monatlich von den Syndikaten einlaufenden Geldmittel mußten sofort in die Produktion hineingesteckt werden, die in der ruhigen Zeit aufgesammelten Reserven waren verbraucht. Plötzlich schwollen die laufend eingehenden Rechnungen der Unternehmer an, weil die wöchentlichen Lohnzahlungen der Geldentwertung Rechnung tragen mußten und die Lieferanten sich beeilten, von den im Vertrag offengelassenen Vorbehalten ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Eine katastrophale Lage, völlige Zahlungsunfähigkeit und die Gefahr des völligen Erliegens der ganzen Bautätigkeit war die Folge. In dieser Not griffen die

maßgebenden Instanzen, Reichsarbeitsgemeinschaft, Regierung und Reichskohlenrat nun nicht zu dem einzig möglichen Mittel der Rettung, nämlich dem, der Kohlenabgabe eine von Monat zu Monat gleitende Form zu geben, sondern während die Regierung eine Erhöhung auf das Zehnfache der ursprünglichen Höhe vorschlug, einigten sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf das Sechsfache. Die Arbeitgeber knüpften daran noch die Bedingung, daß diese hohe Abgabe nur bis 30. Juni nächsten Jahres erhoben werden und nur zur Vollendung der angefangenen Wohnungen dienen sollte. Das ist der augenblickliche Zustand. Inzwischen hat aber die weitere Entwicklung der Preise und Löhne schon erreicht, daß von einer Vollendung auch nur der Hälfte der begonnenen Wohnungen gar nicht mehr die Rede sein kann.

Da nun über kurz oder lang die endgültige Frage gestellt werden wird, ob die Aktion begraben oder mit tauglichen Mitteln weiter fortgesetzt werden soll, so dürfte es am Platze sein, die Gedankengänge der beteiligten Parteien darzustellen, soweit sie aus bisherigen Äußerungen erkennbar geworden sind. Da ist zunächst die Reichsregierung. Soweit der Arbeitsminister in Frage kommt, hat er ein doppeltes Interesse an der Fortsetzung. Ihm ist der paritätische Wohnungsbau die Stelle gewesen, wo er Arbeitgeber und -nehmer am reibungslosesten in gemeinsamer Arbeit beisammen hatte. Er diente ihm als Kitt der Arbeitsgemeinschaft, den er vielleicht heute noch nicht missen möchte. Außerdem aber liegt ihm nach den niederschmetternden Ergebnissen des allgemeinen durch die Landes- und Gemeindedarlehen finanzierten Wohnungsbaus bei der täglich wachsenden Wohnungsnot an jedem Mittel, das etwas Abhilfe bringen kann und außerdem diesen wichtigen Teil der nationalen Wirtschaft in Gang hält. Dagegen will der Reichsfinanzminister mit Rücksicht auf die allgemeine Finanzlage den zu einer gesunden Finanzierung notwendigen Maßnahmen seine Zustimmung nicht geben. Es ist seit langem gefordert worden, die Bauabgabe in engen Zusammenhang mit der Reichskohlensteuer (bekanntlich 40 Prozent des Kohlenpreises) zu bringen, um die erforderliche Anpassung an die sich dauernd ändernden Verhältnisse zu erreichen. So ist zum Beispiel einfach die Abgabe von $1^1/_2$ Prozent der Kohlensteuer an die Treuhandstellen gefordert worden. Dieses abzulehnen hat er einen gewissen Anschein von Berechtigung, weil die Kohlensteuer eben für die Finanzbedürfnisse des Reiches da ist; warum aber die monatliche Neubemessung der Bauabgabe bei jeder neuen Kohlenpreisfestsetzung nicht möglich sein soll, ist unerfindlich. Hier dürfte also ein unübersteigbares Hindernis nicht liegen. Daß der Reichstag vielleicht nicht ganz mit der Regierung übereinstimmt und unter Umständen noch ein Wörtlein mitredet, scheint aus dem Antrag des Unterausschusses des Wohnungsausschusses hervorzugehen, der bei Aufstellung des nächstjährigen Bauprogramms aus der Kohlenabgabe die Schaffung von 20 000 Wohnungen fordert.

Wesentlich eindeutiger ist die Haltung der Bergbauunternehmer. Ihnen war bei Beginn der Aktion der Gedanke, durch einen großzügigeren Wohnungsbau, als sie ihn selbst damals hätten in die Wege leiten können, die Belegschaft und damit den Nutzeffekt ihrer Werke zu vergrößern, sehr sympathisch. Ihre Hauptsorge war dabei, die Bureaukratie möglichst aus- und die Arbeitsgemeinschaft einzuschalten, weil sie glaubten, daß sie in solch wirtschaftlichen Dingen die natürliche Überlegenheit über die Arbeiter haben und

die Entwicklung in ihrem Sinne würden lenken können. Inzwischen aber ist ihr Interesse sehr erlahmt, zuletzt sogar ins Gegenteil umgeschlagen. Erstens hat die erreichte Leistung sie nicht befriedigt, und zweitens ist es ihnen gelungen, bei der Kohlenpreisfestsetzung für Werkserneuerung derartige Summen bewilligt zu erhalten, daß sie davon neben den eigentlichen Betriebsneu- und -umbauten auch den Werkswohnungsbau wieder aufnehmen können. Er ist im Ruhrbezirk an vielen Stellen flott im Gange. Also trotz der Lasten, die ihnen die Unterhaltung der Werkswohnungen auferlegt, kehren sie zu ihm zurück. Sie haben nach den bisherigen Erfahrungen auch keine Befürchtung, daß die gesetzliche Mitverwaltung der Betriebsräte ihnen sehr unbequem werden wird, und im Grunde ihres Herzens rechnen sie wohl darauf — die böse Zersplitterung der Arbeiterschaft im Ruhrbezirk gibt ihnen eine gewisse Berechtigung dazu —, daß beim weiteren Niedergang der Wirtschaft die heutige Machtstellung der Arbeiterschaft nicht aufrechtzuerhalten ist und der Besitz großer Werkskolonien ihnen dann die alte ungeheure Macht über die Arbeitermassen wiedergeben wird. Sie lehnen also die Fortsetzung des Baues der Bergmannswohnungen ab.

Noch ganz uneinheitlich und ungeklärt ist die Haltung der Bergarbeiter. Ganz verschiedene Gedankengänge, darunter manche Atavismen, wirken mit, um eine entscheidende Stellungnahme zu erschweren. Zunächst ist es Tatsache, daß die Aktion für sie eine ganz gewaltige finanzielle und persönelle Belastung bedeutet und vielerlei Ärger und Unfrieden unter den Mitgliedern hervorgerufen hat. Im Ruhrrevier stellt der »alte« Verband bei der Treuhandstelle und 16 Bergmannssiedlungsgesellschaften allein 51 ehrenamtliche Verwaltungsratsmitglieder. Einzelne Funktionäre sind völlig von Arbeiten für den Wohnungsbau in Anspruch genommen, in der Zentrale ist eine besondere Wohnungs- und Siedlungsabteilung eingerichtet. Sodann aber ergibt sich bei der Wohnungsverteilung dasselbe Bild wie bei jedem Wohnungsamt. Auf 50 dem »alten« Verband zugeteilte Wohnungen erheben 500 Bewerber Anspruch, 450 sind also auf alle Fälle enttäuscht, ein Teil beschwert sich; die entstandene Mißstimmung richtet sich gegen den Verband, die Keimzellenbauer und Gewerkschaftszerstörer sind eifrig dahinter, das Feuerchen zu schüren. Wenn dann der Herr Verbandspräsident des Siedlungsverbandes im Ruhrkohlenbezirk öffentlich von Vetternwirtschaft bei der Wohnungsverteilung spricht und der Minister Unorganisierten, notorischen Krakeelern, auf Beschwerde über Nichtberücksichtigung antwortet, daß die Bergmannswohnungen nicht allein für die Verbandsmitglieder, sondern für alle Bergleute da sind, so macht das die Arbeit für die Organisationen nicht angenehmer. Diese Instanzen verkennen völlig, daß im Zeitalter der Organisation in solchen Dingen der Unorganisierte selbstverständlich minderen Rechtes sein muß.

Aber noch andere Gründe sprechen gegen die Fortsetzung der Mitarbeit. Ist es gerechtfertigt und anderen Arbeiterberufen gegenüber zu verantworten, daß hier auf Kosten der Allgemeinheit (der Kohlenverbraucher) für die Bergleute eine Extrawurst gebraten wird, während die anderen ebenso unter der Wohnungsnot leiden? Die Extrawurst besteht darin, daß die mit Kohlenzuschuß gebauten Wohnungen erheblich billiger vermietet worden sind als die neuen für Nichtbergleute mit Landesdarlehen, als auch aus öffentlichen Mitteln neu erbauten Wohnungen. Diese Frage wird von einigen Berg-

arbeiterführern schon lange verneint. Ihnen kann nur entgegengehalten werden, daß der billigere Mietpreis gerechtfertigt wird durch die Reichsbestimmungen, die die übliche örtliche Miethöhe als Maßstab für die Miete festsetzten, so daß also nicht die Mieten der neuen, sondern der alten Wohnungen maßgebend sind. Ferner aber noch, daß mit dem Erwerb oder der Miete einer solchen Bergmannswohnung der Zwang verbunden ist, beim Bergbau zu bleiben, den Beruf nicht zu wechseln, ein Zwang, der unter Umständen zu einer großen Härte werden kann. Vom Standpunkt weiterer Arbeiterkreise könnte aber wohl noch eingeworfen werden, daß die fast einzige sonst vorhandene Quelle zur Finanzierung des Wohnungsbaues, die allgemeine Wohnungsabgabe, oft recht drückend empfunden wird, während die im Verhältnis zum Gesamtpreis der Kohle recht geringe Belastung durch die Bauabgabe der Bevölkerung kaum fühlbar wird. Jedenfalls kann sie als eine recht zweckmäßige Ergänzung angesehen werden.

Auf die Stimmung der Arbeiterverbände dürfte auch die Tatsache nicht ohne Einfluß sein, daß, wenigstens im Ruhrbezirk, die Arbeiter dadurch etwas enttäuscht haben, daß sie nur zum kleineren Teile sich um den Besitz der Einzelfamilienhäuser beworben haben, daß also den paritätischen Gesellschaften noch die unerfreuliche Last einer großen Wohnungsverwaltung droht. Zum Teil liegt das aber auch an den Verbänden selbst; denn wo man nur immer den Erwerb als Bedingung gestellt hat, hat sich die genügende Zahl von Bewerbern ohne Schwierigkeiten zusammengefunden. Von einzelnen Stellen wird immer noch die These vertreten, daß es für den sozialistischen Bekämpfer des Privateigentums nicht geziemend sei, den Erwerb der Häuser durch die Arbeiter zu fördern. Das ist die alte Verwechslung; das Häuschen des Arbeiters ist kein Produktionsmittel, sondern ein Konsumgut. Auch daß der Besitz des Häuschens den Arbeiter der Gewerkschaft entfremde und damit ihre Schlagkraft schwäche, wird als Argument verwendet. Daß ferner gewisse Umstände, zum Beispiel Annäherung an den Weltmarktpreis, dem Kohlenpreis eine obere Grenze setzen können, hat bei manchen Bergarbeitern die Befürchtung hervorgerufen, daß die Beibehaltung der Bauabgabe einmal auf Kosten der Höhe ihres Lohnes gehen könnte, und veranlaßt sie, den ganzen Wohnungsbau zu bekämpfen.

Alle diese Auffassungen werden sich klären müssen, ehe es zu Beschlüssen kommt. Die Entscheidung kann sich aber nicht allzulange hinausschieben lassen. Wenn überhaupt etwas Brauchbares zustande kommen soll, darf man nicht über die Jahreswende hinaus warten, sonst ist beim Beginn der Bauzeit nichts vorbereitet. Etwas Brauchbares kann aber nur zustande kommen, wenn die Kohlenabgabe beweglich gestaltet wird, genau so wie der Reichstagsausschuß für die allgemeine Wohnungsabgabe die vierteljährliche Neufestsetzung in Vorschlag gebracht hat. Daneben muß zur Beeinflussung der Baustoffpreise, das heißt zur Bekämpfung der Machtausnutzung der Baustoffsyndikate auf den Wegen fortgefahren werden, die die Essener Treuhandstelle betreten hat, indem sie sich an der Baustofferzeugung beteiligte. Dieser Weg muß ausgebaut werden, vor allem, indem die Kohlenverteilung an die Baustoffindustrie durch geeignete Treuhänder vorgenommen wird, die die Kohlenlieferung von der Einhaltung angemessener Bedingungen abhängig machen. Damit ist dann, besonders unter Mitarbeit der sozialen Baubetriebe, allerhand zur Bremsung der Baukostensteigerung zu erreichen.

Die Allgemeinheit hat aber aus zwei gewichtigen Gründen ein lebhaftes Interesse an der Fortführung der Aktion: einmal ist es sicher, daß wenn die Kohlenabgabe nicht weiter erhoben wird, es die Unternehmer unzweifelhaft durchsetzen werden, daß ihnen im Kohlenpreis in der Form eines Anteils zur Werkerneuerung genügend Mittel zum Werkswohnungsbau gegeben werden. Die Werkswohnung ist aber ein Krebsschaden, der die Abhängigkeit und Unselbständigkeit der Arbeiter fördert.

Zum anderen ist der verstärkte Wohnungsbau in den Kohlenrevieren gegenüber allen anderen Landesteilen (abgesehen von der eigentlichen Landwirtschaft, die der Kohlenförderung hier gleichzusetzen ist) berechtigt und notwendig. Hier hat man während des Krieges die Menschen in rücksichtslosester Weise zusammengeschleppt (Geiseltal, Bitterfeld), weil man Kohle brauchte, und hier muß man das dadurch geschaffene Elend beheben. Aber hier ist auch am ehesten, selbst beim Rückgang der Industrie, der ja doch nur einige industrielle Zweige betreffen würde, auf den größten Dauerbedarf an Wohnungen zu rechnen. Hier läßt sich auch die Neusiedlung in der zweckmäßigsten Form, weil überwiegend auf Neuland, vornehmen und hat nicht mit den ungeheuren Schwierigkeiten irreparabler Bebauungspläne zu kämpfen. Hier können die modernen Prinzipien, die mit der Wohnung durch den Garten einen wesentlichen Teil der Selbstversorgung beschaffen wollen, durchgeführt werden.

Möge das Verständnis für diese begründeten Interessen der Allgemeinheit dazu führen, daß die Bergarbeiterverbände sich zum Weiterbau entschließen und in Gemeinschaft mit dem Parlament die notwendigen Voraussetzungen dafür schaffen und auch die widerstrebenden Bergwerksunternehmer zur Mitarbeit gewinnen oder zwingen!

Die Volksschule im Volksstaat

Von **Heinrich Bahlke**, M. d. L.

Das Deutsche Reich ist durch die verabschiedete Verfassung vom 11. August 1919 ein freier Volksstaat geworden. Volksstaat sein heißt: Der Staat bist du, der Staat bin ich, der Staat sind wir alle. Der Artikel 1 der Verfassung spricht es kurz und prägnant aus: »Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.« Sie geht aber nicht nur aus vom Volke, sondern auch wieder auf das Volk zurück. Im alten Obrigkeitsstaat war das Volk nur Objekt der Gesetzgebung, im neuen Volksstaat ist es in erster Linie Subjekt und dadurch zugleich Objekt. Im Staate Bismarckscher Färbung war der Stimmzettel das Zeichen politischer Kritik; im neuen Staate sind wir durch ihn gewissermaßen Aktionäre der staatspolitischen Macht geworden. Jeder hat einen Anteilschein erworben, der ihn nicht nur zur Mitwirkung und Mitverantwortung berechtigt, sondern dazu verpflichtet. Darin liegt die große Bedeutung der neuen deutschen Reichsverfassung. Die Staatsform ist gegeben, doch nicht darauf kommt es allein an, sondern von ebenso großer Bedeutung ist der Geist, der die Form lebendig macht, sie erfüllt. Und hierin liegt die Schwierigkeit, die unsere junge deutsche Republik noch in harten Kämpfen zu überwinden haben wird, den Geist zu schaffen, durch den das Volk des Volksstaats geschaffen wird.

»Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.« Dieser Satz ist nicht nur politisch, sondern er klingt auch stark pädagogisch an, pädagogisch insofern, als der Volksstaat damit die Schule und somit die Erziehung seiner Bürger in seinen Pflichtenkreis übernommen hat. Will der Volksstaat für die neue Staatsform sich das vom rech-

ten Geist beseelte Staatsvolk schaffen, so muß er den erzieherischen Aufgaben mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als es im früheren Obrigkeitsstaat der Fall war. Die Volksschule — vom Kindergarten bis zur Hochschule — muß eingestellt werden auf den Volksstaat. Nicht das reine Nützlichkeitsprinzip, das vor anderthalb Jahrhunderten (allgemeines Landrecht) zur Einrichtung der Staatsschulen führte, muß ausschlaggebend sein, sondern der Volksstaat muß die Volksschule auf sich beziehen.

Je nach der Stärke der Einwirkung des Volksstaats auf seine Volksschule wird diese imstande sein, für ihn das rechte Staatsvolk heranzuziehen. Kümmert sich der Volksstaat wenig um seine Erziehungsstätten, um den Geist, der in ihnen herrscht, überläßt er das anderen Faktoren, so wird nach wie vor die demokratische Republik auf schwachem Fundament errichtet sein. Die Staatsform wird nur lebensfähig sein, wenn der rechte Volksgeist sie lebendig macht. Gesetzlich und verfassungsrechtlich sind die Schulen Veranstaltungen des Staates. Will aber der Staat Herr im eigenen Hause bleiben, so muß er alles das, was noch aus den Zeiten, als die öffentlichen Schulen Filialen der Kirche waren, in das heutige Erziehungswesen hineinwuchert, ausrotten. Die Schule hat ihr von pädagogischen Grundsätzen bestimmtes Eigenleben. Solange sie konfessionelle und glaubenssätzliche Bindungen aufweist, sind der Freiheit der Entwicklung enge Grenzen gesetzt, und kümmerlich muß sie ihr Dasein weiterfristen.

Wer da glaubt, daß die Kirche die Schule mit der Ablösung der geistlichen Orts- und Kreisschulinspektion aufgegeben hätte, irrt ganz gewaltig. Noch hat sie die Aufsicht über den Religionsunterricht, noch will sie Einfluß nehmen auf Stoffauswahl und Methode in diesem Unterrichtsfach. Nicht pädagogische Grundsätze, von denen sich der überaus größte Teil der deutschen Lehrerschaft leiten läßt, sind für sie maßgebend, sondern als Hüterin des Bekenntnisschatzes glaubt sie auch verlangen zu können, daß der gesamte Unterricht den Geist des Bekenntnisses atmen müsse. Schulstreiks in Zentrumsgegenden (kürzlich in Groß-Auheim und Höchst) sind der eklatanteste Beweis hierfür. Katholische Eltern geben nicht zu, natürlich auf Drängen der Geistlichen, daß ihren Kindern auch nur Turnunterricht von einem der katholischen Kirche untreuen Lehrer erteilt wird. Und der preußische Kultusminister Boelitz hat als Koalitionsminister durchaus keine Gewissensbedenken, katholischen Eltern (zum Beispiel in Höchst a. M.) zu gestatten, ihre Kinder aus dem angeführten Grunde umzuschulen, auch wenn durch diesen Erlaß eine offensichtliche Durchlöcherung der verfassungsrechtlich festgelegten Nassauischen Simultanschule vorliegt. Noch sind die Schulen Staatsschulen, noch richtet der Staat im Verein mit den Gemeinden sie ein und besoldet die Lehrer, darum muß der Volksstaat auch alleiniger Herr seines Schulwesens bleiben.

Die Schule hat eigengesetzliches Leben. Ebensowenig wie wir der Kirche einen Einfluß auf das innere Schulleben zubilligen können, ebensowenig auch den politischen Parteien. Diese geben in den Reichs- und Landesparlamenten dem Volksstaat durch die Verfassung die äußere Form und versuchen, durch Gesetze usw., also rein äußerlich, auf den Geist des Volkes einzuwirken. Gesetze und Verordnungen haben nur einen ganz geringen Einfluß auf die Erziehung. Die Parteien als solche sollten sich genügen lassen, der Volksschule durch Gesetze und Verordnungen die bestmöglichen Voraussetzungen für ein gedeihliches Arbeiten zu schaffen, und dann sollten sie Lehrer und Schüler bewahren vor parteipolitischen Eingriffen in das innere Leben der Schule. Ist der Volksstaat Herr im eigenen Hause, dann wird er sich durch seine staatlichen Schulaufsichtsorgane überzeugen können, daß in seinen Erziehungsstätten nichts geschieht, was ihm zum Schaden gereichen könnte.

Der einheitliche Volksstaat muß auch für die einheitliche Volksschule sorgen. Es muß ein Ende haben mit der Vornehmtuerei einiger Eltern, die da meinen, ihr Kind wäre, weil es in einer Villa oder in einem Palast geboren ist, von Hause aus zu etwas Besserem bestimmt, und darum müsse es gleich auf eine Sonderschule. Diese Eltern vergessen, daß das Leben eine stetige Mischung von hoch und niedrig,

von vornehm und gering, von stark und schwach ist und daß nur durch dieses wohltuende Mit- und Nebeneinander sich die Geister stählen, um die notwendigen Energien zum Gemeinschaftsleben aufzubringen. Daß es an dem notwendigen Gemeinschaftsgefühl innerhalb unseres Volkes noch so sehr mangelt, daran ist nicht in letzter Linie die Klassifizierung unseres Schulwesens schuld. Von den ersten Lebensjahren an werden die Mitglieder unseres Volkes durch die Schule in drei Gruppen zerrissen. Der Obrigkeitsstaat mußte daran ein Interesse haben. »Teile und herrsche.« Wieweit er damit gekommen ist, zeigen die unsäglich traurigen Zustände unserer Tage. Der Volksstat hat die ungeheuerlich schwere Aufgabe, der Konkursverwalter des bankrotten Obrigkeitsstaats zu sein. Doch will er berechtigten Anspruch auf seinen Titel haben, will er sich vor seinem Untergang bewahren, so ist es höchste Zeit, das Werk der Wiedervereinigung der auseinanderfallenden Volksteile beschleunigter zu betreiben als bisher. Das kann nur geschehen durch die einheitliche Volksschule. Wohl liegt das Grundschulgesetz in dieser Linie, und es ist als verheißungsvoller Anfang wohl zu begrüßen. Weil aber die öffentlichen Vorschulen erst 1924/25, die privaten sogar erst 1929/30 abgebaut sein müssen, kann eine gewisse Gruppe von Eltern nach wie vor vornehm tun. Nach wie vor gibt der Volksstaat seinen Leuten das Recht, vom frühen Kindesalter an die Volksgemeinschaft illusorisch zu machen. Hiermit kann und darf sich der Volksstaat nicht zufrieden geben. Unsere Forderung lautet nach wie vor, und der Volksstaat muß sie bald zu der seinigen machen: »Alle Kinder acht Jahre in die Grundschule und dann Aufstieg, differenziert, je nach Neigung, Begabung, Veranlagung eventuell bis zur Hochschule.« Die Schule muß werden organisierter Bildungssozialismus.

Bildungssozialismus ist in Zeiten tiefsten Tiefstandes unseres gesamten wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Lebens kein Schlagwort, sondern eine ernste Notwendigkeit. Denn bei weitem sind nicht alle Kräfte, die aus Palästen und Villen kommen, befähigt, dem Wiederaufbau so zu dienen, wie es nötig wäre. Manches Genie aus der Hütte muß elendiglich bei eintöniger Arbeit in der Fabrik verdorren. Unverbrauchte Kräfte unseres Volkes müssen dem Staatskörper gegeben werden. Dies ist nur möglich durch wirkliche schulreformerische Taten, indem durch unsere Schule auch dem armen Talent ein Weg gebahnt wird, den es gehen kann, ohne in seiner sozialen Herkunft einen Stein des Anstoßes zu finden, an dem es straucheln könnte. Wohl weiß ich, daß dem Volksstaat dadurch Forderungen aufgebürdet werden, die er, ohne dabei zusammenzubrechen, heute kaum erfüllen kann. Doch gibt es eine Menge rein organisatorischer Fragen, die sich fast ohne Geldkosten erledigen ließen, wenn nur der gute Wille auf seiten der bürgerlichen Parteien dazu vorhanden wäre.

Die ungeheure wirtschaftliche Not zwingt den Volksstaat auf allen Gebieten, statt auf- abzubauen. Zu all dem Elend gesellt sich mit größter Wahrscheinlichkeit noch die Arbeitslosigkeit. Dieses Elend haben wir innerhalb der Kulturarmee, innerhalb des jungen Lehrernachwuchses schon lange. Viele Tausende liegen brotlos auf der Straße, viele Tausende haben schon andere Beschäftigungen ergriffen. Wenn auch keiner für eine körperliche Arbeit zu schade ist, so droht doch diesen jungen Leuten, soweit sie Beschäftigung gefunden haben, die Aussicht, bald wieder vor dem Nichts zu stehen. Und doch muß gerade der Volksstaat bei den bereits in Angriff genommenen Schulreformen die jüngeren Kräfte gebrauchen. Es ist doch nun einmal Tatsache, daß sich der ältere Lehrer nicht mehr so auf pädagogische Neuerungen umstellen kann wie der jüngere. Für den Arbeitsschulunterricht sind die jungen Kräfte unentbehrlich. An vielen überfüllten Klassen, namentlich auf dem Lande, in Halbtagsschulen usw., können und müssen noch Lehrer angestellt werden.

Der Volksstaat hat aber seiner Volksschule nicht nur zu geben, sondern auch zu fordern von ihr, zu fordern, daß jeder, der durch seine Schule geht, zur nötigen Staatsgesinnung und zur freudigen Bejahung des heutigen Staates erzogen werde. Die Jugend muß sich bewußt werden, daß dieser Staat ihr Staat ist und daß ihr

Wohl und Wehe unlöslich mit dem Gedeih oder Verderb des Staates verknüpft ist. Wie liegen die Dinge aber auf diesem Gebiet? Man kann durchaus nicht sagen: »Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!« Noch bewegen sich gar viele Leute mit ihren Gedanken und Empfindungen in den Zeiten mit Orden und Titeln, mit Paraden und Litzen, mit Militärmarsch und höfischem Prunk.

Doch wie kann man von den Lehrern unserer höheren Schulen verlangen, sich zur Bejahung des jetzigen Staates und seiner Form aufzuschwingen, wenn der oberste Leiter des Schulwesens in Preußen, Minister Boelitz, selbst sich nicht öffentlich für die neue Staatsform erklären kann. In der 106. Sitzung des Preußischen Landtags vom 24. Februar 1922 ist von unserer Genossin Wegscheider gesagt, daß der Herr Minister wohl von dem Bekenntnis zum gegenwärtigen Staate gesprochen habe, daß aber sein Parteifreund, Herr Schuster, uns sagte, das Bekenntnis zum heutigen Staate sei noch kein Bekenntnis zur heutigen Staatsform. Minister Boelitz antwortete darauf: »Meine Haltung ist nicht schwankend, sie ist klar für jeden, der klar lesen und sehen kann.... Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen gegenüber über alles das, was ich im tiefsten Herzen trage, hier vor dem Forum des Landtags Aufschluß gebe.« Hierin liegt doch nicht mehr und nicht weniger, als daß Minister Boelitz sich nicht öffentlich zur republikanischen Staatsform zu erklären vermag, also Monarchist ist.

Literarische Rundschau

Robert Wilbrandt, **Konsumgenossenschaften.** Stuttgart 1922, Verlag von Ernst Heinrich Moritz (Inhaber Franz Mittelbach).

August Müller, **Das deutsche Genossenschaftswesen.** Eine Darstellung bodenständiger Gemeinwirtschaft. Berlin 1922, Zentralverlag.

Der Tübinger Professor Wilbrandt, ein hervorragender Kenner und Vertreter des Genossenschaftswesens, tritt an seine Aufgabe, die Konsumgenossenschaften dem Leser nach allen Beziehungen hin zum Verständnis zu bringen, nicht nur als Volkswirtschaftler, sondern auch als Soziologe heran. Das ist ein Vorzug, der dem Buche eine ganz besondere Note gibt. Der Verfasser geht davon aus, daß die Novemberrevolution das Problem, eine Gemeinwirtschaft mit einem Gemeinschaftsgeist zu schaffen, nicht zu lösen vermocht habe, weil es an den wirtschaftlichen und seelischen Vorbedingungen mangelte. Aber die Anregungen wirken fort, der Weg zum Sozialismus steht noch immer offen, und ein richtiger, gangbarer Weg ist die Genossenschaft, die die Möglichkeit bietet, unser Wirtschaftsleben mittels eigenen Kapitals zu sozialisieren. Die Konsumentenorganisation ist in all den Irrungen und Wirrungen der Gegenwart unberührt und fest geblieben, darum ist es eine Pflicht, auf diese bei der Sozialisierung vergessene, im Werden begriffene Wirklichkeit des Sozialismus hinzuweisen, auf diese Schule der Gemeinwirtschaft, diese unbureaukratische und doch gemeinnützige Organisation, die berufen ist, einzuspringen, wo man den Staatszwang wieder absetzen muß, aber den Privatkapitalismus nicht wieder einsetzen darf. Es handelt sich hier um einen Großbetrieb auf demokratischer Grundlage, mit einem Betriebskapital, das erspart und angelegt, verwaltet und betriebstechnisch ausgenutzt wird durch eine nichtkapitalistische Leitung. Diese Organisation hat einen Umfang angenommen und hat Musterleistungen aufzuweisen, die die kühnsten Erwartungen übertreffen. Wie würde sich die Welt verändern, wenn dieses Beispiel überall Nachahmung fände, wenn allerorten die Konsumenten, und besonders die wirtschaftlich schlechtgestellten unter ihnen, ohne Rücksichtnahme auf Stand, Beruf, Religion, Partei usw. die Kapitalkraft und ihre Kaufkraft zu einer Einheit zusammenschlössen und auf ein gemeinsames Ziel, die Deckung aller Lebensbedürf-

nisse, richteten. Das Ziel der Konsumgenossenschaftsbewegung ist durchaus sozialistisch: Gemeinwirtschaft auf der Grundlage des Gemeineigentums, organisatorischer Zusammenschluß aller Interessenten und weitestgehendes Mitbestimmungsrecht der Beteiligten. Die Konsumgenossenschaft ist die Verwirklichungsform des demokratischen Sozialismus, der die Mittellinie einhält zwischen autoritärem und autoritätslosem Kommunismus, der eine Verbindung herstellt zwischen persönlicher Freiheit und sozialer Gebundenheit.

Nachdem der Verfasser das Verhältnis zwischen Kapitalismus und Konsumenten behandelt und die Entwicklung der Konsumgenossenschaftsbewegung in Deutschland und im Ausland behandelt hat, erörtert er eingehend das Wesen und die Bedeutung der Konsumgenossenschaften in sozialpolitischer, volkswirtschaftlicher und weltwirtschaftlicher Beziehung, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß die Organisation der Konsumenten der Idee nach die Möglichkeit biete, alle jene Probleme zu lösen, welche wir unter dem Begriff »soziale Frage« zusammenzufassen gewohnt sind. Die Bedeutung der Konsumgenossenschaftsbewegung grenzt geradezu ans Utopische, Unerreichbare, weshalb es notwendig erscheint, ihre Möglichkeiten, Aussichten und Grenzen ins Auge zu fassen. Diese Arbeit unternimmt der Verfasser in den Schlußkapiteln seines Buches, indem er sich zunächst mit den inneren Schwierigkeiten beschäftigt, die die genossenschaftliche Wirksamkeit erschweren, und die in manchen Idealisten, die mit hochgespannten Erwartungen in die Bewegung eingetreten sind, Enttäuschung und Ernüchterung hervorgerufen haben. Dies Kapitel ist besonders lesenswert. Sodann bespricht er die Entwicklungsaufgabe, die Gebiete der Anwendbarkeit und die Möglichkeit der Ausbreitung der Konsumgenossenschaften. Sein Schlußurteil läuft darauf hinaus: die Konsumentenorganisation ist kein Allheilmittel, sie bedarf der Ergänzung und tatkräftigen Mitwirkung der Arbeitnehmerorganisationen, sie hat räumliche und zeitliche Grenzen, doch hängt ihre Entwicklung und ihre Wirksamkeit im wesentlichen von dem Geiste und dem Willen der Menschen ab. Die Konsumgenossenschaften sind nicht der einzige Weg und nicht immer der kürzeste, der zum Tatsozialismus führt, aber sie sind ein gangbarer Weg, der allen offen steht und der zum Ziele führt, wenn man ihn folgerichtig verfolgt.

Das Wilbrandtsche Buch, das als drittes Heft der Serie »Gemeinschaftskultur« (Herausgeber Siegfried Nestriepke) erschienen ist, verdient die wärmste Empfehlung. Hoffentlich wird es in den Kreisen der Genossenschafter eifrig gelesen und gründlich durchdacht, dann wird die Wirkung nicht ausbleiben.

Auch das Buch von August Müller, dem bekannten Genossenschafter, füllt eine Lücke aus in der Genossenschaftsliteratur. Es will dem Leser das Verständnis für die so bedeutsame Genossenschaftsbewegung erschließen, die er als eine Teilerscheinung der allgemeinen sozialen Bewegung auffaßt. Die gegenwärtige Welt, so führt er aus, ist ein Chaos, und es ist noch nicht zu ersehen, wie dieses Chaos überwunden und in eine Ordnung verwandelt werden soll. Es erscheint höchst zweifelhaft, daß die frühere Form des Kapitalismus wiederhergestellt werden kann, wir befinden uns in einer Zeit des Überganges zu neuen Wirtschaftsformen, unter den Keimen einer neuen Wirtschaftsform ist die Genossenschaft ein sehr bedeutsamer; sie hat schneller als alle anderen die Folgen des Zusammenbruchs überwunden. Für uns Deutsche gibt es kaum eine Organisation, die infolge ihrer Vielgestaltigkeit, ihrer Elastizität und ihrer praktischen Erfahrungen für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft von solcher Bedeutung ist wie die Genossenschaft.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, behandelt der Verfasser das Wesen und das Werden der Genossenschaften, ihre Arten und juristischen Formen sowie die Erzeuger- und Verbrauchergenossenschaften und die genossenschaftlichen Zentralinstitute. Er gibt eine gedrängte Übersicht über das gesamte Genossenschaftswesen der Kulturländer, die jedem Freunde des Genossenschaftswesens willkommen sein wird, und spricht sich im Schlußkapitel über die Bedeutung der Genossenschaften für

Gegenwart und Zukunft aus. Die kleine Schrift ist ihrer Übersichtlichkeit wegen jedem Leser zu empfehlen, der sich schnell und gründlich über die Grundgedanken des Genossenschaftswesens unterrichten will. Franz Laufkötter

---

D. Rudolf Kittel, Professor in Leipzig, **Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen.** 4. Auflage. Leipzig 1921, Quelle & Meyer.

Auf allen Wissensgebieten folgt gewöhnlich auf einen großen, besonders plötzlichen Fortschritt eine Reaktion. So förderte die Darwinsche Theorie eine ganze Anzahl ihr angeblich widersprechender Hypothesen zutage — sie sind vergangen und haben nur zum Weiterbau der angegriffenen Lehre beigetragen. Ähnlich in der alttestamentlichen Wissenschaft. Dem großen Fortschritt, den die Erklärung der Bibelschriften durch die Forscherreihe Astruc-Ilgen-Graf-Reuß-Wellhausen (um nur die bedeutendsten zu nennen) machte, folgte gleichfalls eine Reaktion, und der Verfasser vorliegender Schrift ist einer der Reaktionäre auf diesem Gebiet. Er sucht die Ergebnisse der modernen Bibelkritik im orthodoxen Sinne möglichst zurückzuschrauben.

Es gibt zwei Haupttypen von theologischen Auslegern des Alten Testaments: antisemitische, die den Juden möglichst wenig Einfluß auf das Christentum einräumen wollen (weil die Mosesoffenbarung die Jesusoffenbarung allzusehr beeinträchtigt) — das ist der Typus Delitzsch, gemäßigter: Stade —, sowie philosemitische, die das Christentum stark aufs Alte Testament stützen und von diesem und dessen orthodoxer Auslegung als »Wahrheit« soviel als möglich zu retten suchen, also nur gezwungen etwas nachlassen. Das ist der Typus Kittel. Das zeigt sich an des Verfassers »Geschichte des Volkes Israel«, deren erste Auflage 1888 noch sehr rückständig ist, in den folgenden Ausgaben aber immer etwas mehr nachgibt, ohne freilich dadurch wissenschaftlicher zu werden und dem alten Aberglauben abzusagen. Diese Stellung Kittels hat denn wohl auch 1909 das (damals reaktionäre) sächsische Kultusministerium veranlaßt, gerade ihn auszuwählen, Vorträge für Religionslehrer der Volksschulen über das Alte Testament zu halten, aus denen das vorliegende Buch entstanden ist. Es entspricht in keiner Weise den modernen Anforderungen an den Gegenstand, am allerwenigsten jener starken Richtung, die im Vortrag der Religionsgeschichte die einzige Form erblickt, in der die Religion an das Kind heranzubringen ist. Darum liegt Kittel nichts daran, was die moderne Geschichtschreibung von den Palästinern sagt — er hält sich an die absichtsvollen Priesterberichte der Bibel, die ungefähr so aussehen, wie eine »Geschichte der Päpste, von diesen selbst geschrieben« aussehen würde. Auch ihm ist das jüdische Volk (das auch er nicht vom israelitischen scheidet — das beste Kriterium biblischer Pseudoforschung) nicht eines der vielen von Palästina und Umgegend, dessen Gottesbegriff durch seine eigentümliche, innere wie äußere Geschichte seit dem babylonischen Exil erklärt werden muß, sondern ein besonders religiös beanlagtes, das einen besonderen höheren Gottesbegriff seit einer unvordenklichen Urzeit besitzt. Es ist ungefähr so, als wenn die Griechen ihre Philosophie auf die sagenhaften Pelasger der vormykenischen Urzeit zurückzuführen gesucht hätten — und wir ihnen das glaubten.

Wenn Kittel uns auch Noah nicht mehr als historisch aufreden will — die Sagengestalten Abrams (den er konsequent mit dem gefälschten Namen Abraham bezeichnet) und seiner Nachkommen, Moses und David-Salomos sind ihm sichere geschichtliche Persönlichkeiten (Teut, Mannus, Siegfried und Dietrich von Bern werden darauf sehr neidisch sein). Seines religiösen Vorurteils wegen kann er auch die deuteronomische Reform nicht als eine Kultkonzentration zugunsten einer gerade herrschenden Priesterkaste begreifen und verbaut sich damit das ganze Verständnis für die jüdische Religionsentwicklung. Daß er von der Einwirkung der Perser auf die Religionsgestaltung zur Esrazeit nicht Notiz nimmt, ist selbstverständlich. Mit solcher Auffassung kann der moderne Lehrer und selbst der gebildete Laie nichts mehr anfangen.

Leider gibt es zurzeit kein Werk, das zu leichter, übersichtlicher und wahrhaft wissenschaftlicher Information dienen kann. Selbst die weltliche Geschichtschreibung ist ganz theologisch verseucht. Man muß sich, sehr kritisch sichtend, aus einer Anzahl mehr oder weniger tendenziöser Werke herausuchen, was man für glaubhaft findet. Von theologischen Werken sind Stade, »Geschichte des Volkes Israel« und Jeremias, »Das Alte Testament im Lichte des alten Orients« zu benutzen. Beide Autoren stehen zwar mit Kittel auf gleichem Boden, sind aber viel gründlicher und tiefer. Von weltlichen Autoren ist von Hugo Winckler alles zu brauchen, besonders seine »Geschichte Israels«, Schneider, »Geschichte der alten Babylonier und Juden« ist gut, Meyer, »Geschichte des Altertums« sowie »Israel und seine Nachbarvölker« sind zu brauchen, doch mit einiger Vorsicht, da teilweise furchtsam, fast köhlergläubig. Sehr gut dient auch das nicht ganz leichte Werk Schraders »Die Keilinschriften und das Alte Testament«, 3. Auflage, bearbeitet von Winckler und Zimmern, Berlin 1905. Sie alle stehen selbstverständlich nicht im Literaturverzeichnis Kittels, desto öfter sein eigenes, oben charakterisiertes Buch.

Auf Einzelheiten kann ich mich leider nicht einlassen, nur der schöne theologische Zirkelschluß bei Verteidigung der jüdischen blutigen (meist sehr aufgebauschten) Kriegstaten sei den Lesern nicht vorenthalten. »Man vergesse nicht,« sagt Kittel, »ehe man auf das Alte Testament schilt, unseren heutigen Brauch in Krieg und Politik.« Als ob nicht gerade der den Völkern von Kindheit an vorgetragene Bibelinhalt den »heutigen Brauch« größtenteils verschuldet hätte.

In einem Anhang werden allerlei Einwendungen, besonders wegen der Geschichtlichkeit und der vielen unvorbildlichen Erzählungen der Bibel mit den ödesten und ältesten theologischen Argumenten beschwichtigt. B. S.

J. v. Reitzenstein, **Ehe und Prostitution.** Chemnitz, Verlag »Das Wissen dem Volke«, Otto Uhlmann Siegmar.

Die kleine Schrift (sie umfaßt nur zwei Druckbogen) rührt an wichtige gegenwärtig zur Erörterung stehende Probleme. Reitzenstein bezeichnet die Ehe als ein »wirtschaftliches Institut«. Er gibt einen Überblick über ihre Entwicklung und zieht Vergleiche aus dem Geschlechtsleben der Tierwelt heran.

Sehr interessant sind die Streiflichter, die Reitzenstein auf die Stellung der Prostitution in früherer Zeit fallen läßt. Bischöfe belehnten mit Bordellen, Grafen hatten die Abgaben der Bordelle der Reichsstädte als Einnahmequelle usw. Die Mädchen in solchen Häusern waren organisiert. Bekanntlich ist gerade in der Gegenwart aus Reihen der Prostituierten auch eine Organisation erstrebt worden. Sein abschließendes Urteil zu diesen Fragen gibt Reitzenstein einstweilen nicht. Er verweist auf eine geplante zweite Schrift über den gleichen Gegenstand. So legt man das kleine Buch trotz manches Lehrreichen, das es bietet, doch mit einem leichten Gefühl der Enttäuschung aus der Hand. Man wird dem das Buch abschließenden Satz immerhin beistimmen müssen, daß die Prostitution nicht auszurotten ist und jeder solche gewaltsame Versuch sie vermehrt und verschlechtert. Nicht gesagt ist in der Schrift, was mir doch wesentlich scheint, wie der Weg in die Prostitution führt. Nach Lombroso zumeist über hereditäre Belastung, und da wäre ein viel weitergehendes Behüten möglich, das denn doch die Prostitution nicht unerheblich einschränken könnte. Reitzenstein erblickt in ihr das unvermeidliche Korrelat der Einrichtung der Ehe. H. L.

Sir Valentine Chirol, **India Old and New.** London 1921, Macmillan. X und 319 Seiten.

Die Geschichte des indischen Reiches und besonders die Geschichte seiner Entwicklung unter britischer Herrschaft wird in diesem Buche von einem guten Kenner des Landes geschildert. Die einleitenden Abschnitte führen das hinduistische soziale System und die Kämpfe zwischen Hinduismus und Islam vor Augen, ein weiteres

Kapitel betrifft die Ostindische Kompanie, das folgende den großen Aufstand von 1857 und die Ereignisse der nächsten fünfzig Jahre bis zum Aufkommen der modernen Nationalbewegung, die in mehreren Abschnitten ausführlich geschildert und kritisch bewertet wird. Der Verfasser befürwortet eindringlich die fortschreitende Ausgestaltung der Selbstregierung, von der er für Indien wie auch für Großbritannien die besten Ergebnisse erwartet. Vielleicht ist er sogar etwas zu hoffnungsvoll. Die Anlässe des Entstehens der Nationalbewegung, ihre Ziele und ihre Kampfmittel werden durchaus sachlich gewürdigt, und es werden die Wege gezeigt, die zu gehen sind, um die Völker Indiens auszusöhnen und eine Ausdehnung der europäergegnerischen Propaganda zu verhüten. Den nationalindischen Führern werden — mit ganz wenigen Ausnahmen — lautere und edle Antriebe ihres Wirkens zuerkannt, ebenso aber werden die Irrtümer, die sie begingen, und die Täuschungen, denen sie sich hingeben, klargelegt. Andererseits hält der Verfasser nicht zurück mit scharfer Kritik an dem System und dem Pensum der britischen Verwaltung. Das Schlußkapitel betrifft die Bedeutung des Problems Indien für die Weltpolitik. H. Fehlinger

Notizen

Schwebende Schulden des Deutschen Reiches. Die schwebende Schuld der deutschen Republik hat sich seit April dieses Jahres enorm erhöht. Sie stieg von rund 289 403 auf 528 370 Millionen Mark im September, obgleich infolge der Zahlungsstundungen sich die Ausgaben für die Erfüllung des Friedensvertrags nur in relativ geringem Maße vermehrt haben und zum Beispiel im September, in dem die schwebende Schuld gegenüber dem August um 122 747 Millionen Mark höher war, nur 17 091 Millionen Mark betragen haben.

Vergleicht man die Steigerung der schwebenden Schuld in den Monaten April bis September 1922 und stellt dem die Ausgaben gegenüber, die zur Erfüllung des Versailler Friedensvertrags gemacht sind, ergeben sich für die einzelnen Monate folgende Zahlen:

	Monatliche Vermehrung der schwebenden Reichsschuld	Davon verausgabt für Erfüllung des Friedensvertrags	Stand der schwebenden Schuld am Ende des Monats
	In Millionen Mark:		
April	8254,0	17180,5	289403
Mai	10401,2		299804
Juni	11766,1	4327,2	311570
Juli	12744,2	6238,3	329045
August	26578,0	10126,8	355623
September	122747,7	17091,1	528370

Der größte Teil dieser Schulden bestand in Schatzanweisungen bei der Reichsbank. Am Ende des Monats April betrug ihr Wert 155 618 Millionen Mark, Ende September 349 770 Millionen.

Vergleicht man den Nominalwert dieser Schatzanweisungen mit der Gesamtsumme der schwebenden Schulden, so ergibt sich, daß der Anteil der Schatzanweisungen an der Gesamtverschuldung Ende April 52,8 Prozent, Ende September 66,2 Prozent betrug.

Zugleich mit dieser traurigen Verschlechterung der Reichsfinanzen hat auch der Papiergeldumlauf enorm zugenommen.

Es waren im Umlauf (in runder Summe):

	Milliarden Mark		Milliarden Mark
Ende April	150	Ende Juli	203
- Mai	162	- August	252
- Juni	180	- September	331

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 8 Ausgegeben am 24. November 1922 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Parlamentswahlen in England und ihre Bedeutung für die englische Politik

Von Heinrich Cunow

Berlin, 17. November 1922

Noch gewähren die telegraphischen Meldungen aus London keinen vollen Gesamtüberblick über das Resultat der am 15. dieses Monats in England vollzogenen Parlamentswahlen. Erst 590 Gewählte werden aufgezählt, während (nach dem Auszug der Irländer) im englischen Unterhaus 615 Parlamentssitze zu besetzen sind. Überdies steht von verschiedenen Gewählten noch die Parteistellung nicht genau fest; wie es scheint, werden von den englischen Blättern einige der gewählten Liberalen der Asquith-Greyschen Gruppe zugezählt, die nach ihrem bisherigen politischen Verhalten den Georgeschen Koalitionsliberalen, den jetzigen Nationalliberalen, zugerechnet werden müßten. Immerhin reichen die bis jetzt vorliegenden Wahlmeldungen so weit, daß man sich unter Berücksichtigung der politischen Struktur jener Wahlkreise, aus denen noch keine Resultate eingelaufen sind, ein ziemlich zutreffendes Bild von der Zusammensetzung des neuen »Hauses der Gemeinen« machen kann.

Die Konservativen (Unionisten) haben nach diesen Meldungen bisher 343 Mandate erobert. Mit Sicherheit kann man annehmen, daß ihnen die Wahl in den 25 Wahlkreisen, deren Abstimmung zurzeit noch unbekannt ist, noch 4 bis 5 Mandate eintragen wird. Sie werden demnach voraussichtlich in einer Stärke von 347 oder 348 Abgeordneten in das englische Unterhaus einziehen, beinahe so stark, wie sie es verlassen haben. Ein die eigenen Erwartungen der konservativen Wahlstrategen übertreffendes Ergebnis! Im letzten, aufgelösten Parlament hielt die Konservative Partei 366 Sitze besetzt; sie hat also nur etwa 18 Sitze verloren und verfügt noch immer ohne die Lloyd Georgesche Gefolgschaft der Nationalliberalen über eine ansehnliche Mehrheit im Unterhaus, denn da 615 Sitze vorhanden sind, beträgt die absolute Mehrheit 308 Stimmen.

Es gehörte zu den üblichen sogenannten Anspornungsmitteln der Wahltaktik, daß jede Partei in der Öffentlichkeit ihre Wahlchancen übertreibt und ihren Anhängern im voraus große Erfolge verheißt. So haben denn auch einzelne unionistische Wahlredner von einem mit Sicherheit zu erwartenden Wahlsieg ihrer Partei und von der Erringung von 400 Mandaten gesprochen. Die ernsthaften Wahltaktiker der Unionisten haben aber stets nur auf ungefähr 300 Mandate für ihre Partei gerechnet und deshalb in manchen Kreisen ihrem Anhang von vornherein empfohlen, für die Nationalliberalen zu stimmen — in der Annahme, daß im neuen Parlament die Unionisten doch nicht über die Mehrheit der Stimmen verfügen würden und des-

halb sich bald die Notwendigkeit einer neuen Koalition mit den Georgeschen Koalitionsliberalen herausstellen werde. Auch ich glaubte noch vor kurzem nach der Wahlstimmung, wie sie sich in der englischen Presse darstellte, annehmen zu dürfen, daß die Unionisten nicht viel mehr als 300 Mandate — vielleicht 310 bis 320 — erlangen würden und deshalb mit einer neuen konservativ-nationalliberalen Koalition in England gerechnet werden könne. Ich schrieb daher in meinem Artikel »*Vor Neuwahlen in England*« (Neue Zeit, Nr. 5, S. 99): »Man weiß sehr wohl in der Konservativen Partei, daß, wenn sie heute auch von den 615 Parlamentssitzen 366 im Besitz, also für sich allein eine Mehrheit hat, sie doch voraussichtlich bei den bevorstehenden Wahlen einen Teil ihrer Mandate an die Arbeiterpartei, vielleicht auch an die Unabhängigen Liberalen verlieren wird und daß selbst dann, wenn sie aus den Wahlen mit einer nur geringen Einbuße in das Unterhaus zurückkehren sollte, *sie mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen nicht zu regieren vermag*. Sie muß sich also nach Bundesgenossen umsehen, und mit welcher anderen Partei könnte sie eine Regierungskoalition bilden, als mit den prinzipienlosen Nationalliberalen?«

Nun ziehen die Unionisten wieder in fast unveränderter Stärke in das englische Unterhaus ein, wahrscheinlich würden sie sogar den geringen Verlust von 18 oder 19 Mandaten nicht zu beklagen haben, wenn nicht ihre Kandidaten in einer ganzen Anzahl von Wahlkreisen zugunsten der nationalliberalen Kandidaten zurückgetreten wären. Den Nationalliberalen, der Partei des Herrn Lloyd George, hat das freilich nichts genutzt. Ihre Mandate sind jämmerlich zusammengeschrumpft. Nach den bisherigen Meldungen haben sie nur 48 Mandate errungen, rechnet man noch 4 oder 5 hinzu, kommen sie ungefähr mit 52 oder 53 Mandaten aus dem Wahlkampf zurück, während sie im alten Parlament 120 Sitze hatten. Welcher Unterschied im Vergleich zu den Khakiwahlen von 1919, als England ob des Sieges über den deutschen Rivalen begeistert seinem »großen Führer« Lloyd George zujubelte und selbst ein wesentlicher Teil der englischen Arbeiterschaft siegesberauscht der Fahne des ebenso gewandten als skrupellosen Demagogen folgte. Damals gewann die in Lloyd George verkörperte konservativ-liberale Koalition im ersten Zuge 472 Mandate, während die gesamte Opposition mit Einschluß der irischen Abgeordneten nur 226 Mandate heimbrachte (die Asquithschen Liberalen brachten es damals nur auf 38, die Arbeiterpartei auf 65 Mandate). In unzähligen Artikeln wurde Lloyd George als Repräsentant des englischen Nationalgeistes, als Allerweltsbezwinger gefeiert — und heute? Als Führer eines Häufleins von einem halben Hundert Getreuen kehrt er in das House of Commons zurück. So ändern sich die Zeiten.

Besser abgeschnitten haben in der Wahlschlacht die Unabhängigen Liberalen, die Gefolgschaft der Asquith und Grey, deren Fraktion im alten Parlament aus 53 Abgeordneten bestand. Im neuen Unterhaus wird sie wahrscheinlich an 60 Mitgliedern zählen. Ferner die Arbeiterpartei, die es vielleicht auf 140 Sitze bringen dürfte. Ein starker Zuwachs, da sie im alten Parlament zuletzt nur 76 Abgeordnete hatte. Dennoch entspricht der Gewinn nicht den hohen Erwartungen vor der Wahl. Viele Arbeiterführer haben noch vor wenigen Wochen auf die Eroberung von weit mehr als 200 Mandaten gerechnet, manchen schien selbst diese Zahl noch zu niedrig. Das war

freilich viel zu hoch gegriffen; ich habe schon in dem vorhin erwähnten Artikel »Vor Neuwahlen in England« als wahrscheinlich bezeichnet, daß die Arbeiterpartei nur 160, höchstenfalls 180 Abgeordnete durchbringen werde. Selbst das war, wie sich jetzt zeigt, beträchtlich zu hoch geschätzt. Mehr als 140 Abgeordnete wird die Arbeiterpartei im Parlament sicherlich nicht zählen, vielleicht gar nur 137 oder 138. Woran liegt das? Nicht an der Wahltaktik der Labour Party, auch nicht an der Wahlagitation. Soweit sich von hier aus beurteilen läßt, hat die Arbeiterpartei sehr geschickt manövriert. Es war ein kluger Gedanke ihrer Taktiker, verschiedene hervorragende Intellektuelle, Gelehrte und Schriftsteller, zur Partei heranzuziehen und sie in Städten mit starkem geistigen Leben als Kandidaten aufzustellen. Verschiedene dieser Intellektuellen sind denn auch gewählt, darunter — ein Wahlsieg, der eine besondere Hervorhebung verdient — E. D. Morel in Dundee. Was man vielleicht manchen Wahlagitatoren der Labour Party vorwerfen könnte, ist die Tatsache, daß sie ohne Rücksicht auf die Stimmung in den Kreisen des sogen. kleinen Mittelstandes und selbst in manchen Arbeiterkreisen, z. B. der Textilarbeiterschaft Lancashires, ihre Nationalisierungsforderungen (oder, wie wir sagen würden, ihre Verstaatlichungs- und Sozialisierungsforderungen) zu sehr hervorgekehrt haben. Das erleichterte den Konservativen ihre Mache, die englische Arbeiterpartei als bolschewistisch verseucht hinzustellen und mit Schreckensbildern aus Rußlands Hungergebieten zu operieren. Schon gleich nach der Unionistenkonferenz im Londoner Carlton Club am 19. Oktober begannen die Wahlmacher der Unionisten damit, das rote Gespenst heraufzubeschwören, und diese Taktik der Einschüchterung hat sich insofern trefflich bewährt, als sie offenbar manchen Wähler des unteren Mittelstandes bewogen hat, gegen die Wahlkandidaten der Arbeiterpartei zu stimmen.

Noch wichtiger als die Wahlziffern sind vielleicht die politischen Verschiebungen, die während des Wahlkampfes in einzelnen Parteien vor sich gegangen sind. Keine der Parteien kommt mit demselben Gepräge aus der Wahlschlacht heraus, mit dem sie in diese hineingegangen ist. Zu Beginn des Wahlkampfes schien es, als würde der gemäßigte linke Flügel der Unionisten, die Anhängerschaft Chamberlains und Birkenheads, an Stärke gewinnen. In Wirklichkeit ist das Gegenteil eingetreten: der rechte Flügel hat beträchtlich an Terrain gewonnen. Chamberlain ist fast matt gesetzt. Ebenso hat sich auch in den liberalen Parteien eine Verschiebung vollzogen. Ein Teil der früheren Koalitionsliberalen hat zu den Unabhängigen hinübergewechselt, während zugleich in der Fraktion der letztgenannten Partei eine gewisse Richtungsdifferenzierung stattgefunden hat. Die Altliberalen Asquithscher Färbung, ich möchte sie die liberale Mittelgruppe nennen, haben an Boden verloren; dagegen hat der rechte Flügel, der den Nationalliberalen nahe verwandt ist, und ebenso der linke Flügel, den man als sozialliberale oder sozialreformerische Gruppe bezeichnen kann, an Stärke gewonnen. Auch die Fraktion der Arbeiterpartei wird, soweit sich von hier aus beurteilen läßt, einen veränderten Charakter tragen. Die Kandidaten der alten konservativ-gewerkschaftlichen Richtung sind in verschiedenen ihrer alten Wahlkreise unterlegen, während in den hochindustriellen Wahlkreisen vielfach Mitglieder der Independent Labour Party, zum Teil ausgesprochene Sozialisten, gewählt worden sind. Jedenfalls ist eine gewisse politische Radikalisierung

der Arbeiterfraktion unverkennbar. Das alte Zweiparteiensystem geht auch in England immer mehr in die Brüche.

Eine Wiederherstellung der alten konservativ-liberalen Koalition unter Führung von Lloyd George, die noch vor wenigen Wochen nicht ausgeschlossen schien, ist unter diesen Umständen unmöglich. Die Zeit der Koalition ist vorbei, wenigstens vorläufig. Was später unter veränderten Verhältnissen geschieht, läßt sich natürlich heute noch nicht sagen. Wahrscheinlich wird das Ministerium Bonar Law bleiben und nur einzelne seiner Mitglieder, die nicht wiedergewählt sind, dürften durch andere Personen ersetzt werden. Aber die politische Richtung dieses Ministeriums wird aller Voraussicht nach noch unter dem Druck des übermächtig gewordenen linken Flügels der unionistischen Partei eine wesentlich andere werden, als sie unter Lloyd Georges Führung war. Solange noch die Wahlen nicht über die Zusammensetzung des neuen Unterhauses entschieden hatten, waren Rücksicht und Zurückhaltung geboten; jetzt wird der konservative Charakter des neuen Kabinetts offener hervortreten. Zwar das Abkommen mit Irland wird man in Anbetracht der unübersehbaren Folgen, die ein Widerruf haben würde, wohl schwerlich aufheben, sondern am 6. Dezember, wenn auch mit innerem Widerstreben, den Vertrag ratifizieren. Aber auf dem Gebiet der Zoll-, Handels- und Arbeiterpolitik wird zweifellos die Bonar Lawsche Regierung neue Bahnen einschlagen. Eine ganze Anzahl der gewählten Unionisten besteht aus ausgesprochenen Schutzzöllnern und nationalistischen Wirtschaftspolitikern, die jeder ersten Bedrängung der englischen Industrie durch die Konkurrenz Europas, besonders Deutschlands, wehren möchten, und deshalb nur allzu bereit sein werden, durch Antidumpinggesetze und Zollmaßnahmen die Einfuhr fremder Erzeugnisse einzuengen — unter dem Vorgeben, die Abwehr der Einfuhr aus valutaschwachen Ländern sei durchaus nötig, um die Arbeitslosigkeit in England zu vermindern. Vornehmlich aber wird es im Bonar Lawschen Kabinett nicht an Versuchen fehlen, den Ansprüchen der englischen Arbeiterschaft entgegenzutreten und, wo sich irgend Gelegenheit dazu bietet, die Rechte der Gewerkschaften zu beschneiden. Der Wahlkampf ist von seiten der Konservativen in der Hauptsache gegen die Labour Party geführt worden, zum Teil mit der offenen Ankündigung, den stetig steigenden politischen und wirtschaftlichen Ansprüchen der bolschewistisch infizierten Arbeitermassen müsse endlich mit aller Energie entgegengetreten werden. Daß das neue Kabinett noch weit arbeiterfeindlicher sein wird als das gemischte Kabinett Lloyd Georges, hat auch die Labour Party erkannt und in einem Manifest bereits der neuen Toryregierung die schärfste Opposition angesagt.

Eine noch bedenklichere Umstellung des konservativen Kabinetts ist auf dem Gebiet der englischen Außenpolitik zu befürchten. Es ist verkehrt, die zukünftige auswärtige Politik des neuen Ministeriums nach dem zu beurteilen, was einzelne Führer der Unionisten jüngst in Gesprächen mit ausländischen Interviewern oder in wohlberechneten Wahlreden geäußert haben. Ganz selbstverständlich tropfen diese Äußerungen größtenteils von Friedfertigkeit und von schönen Versicherungen, daß das zusammengebrochene Wirtschaftsleben Europas wieder aufgerichtet werden solle. Es kommt überhaupt nicht darauf an, was einzelne der Führer, auch die augenblicklich hervorragendsten, heute wollen und beabsichtigen, sondern was die Masse der

Gewählten will, und noch mehr, was die hinter diesen stehenden Interessenverbände wollen. Und diese wollen endlich politische Erfolge des englischen Siegers im letzten Kriege sehen; sie wollen Englands Weltmachtstellung erweitert und befestigt wissen, das heißt sie fordern eine kapitalistisch-imperialistische Außenpolitik — wenn es geht, auf friedlichem Wege, ohne kriegerische Konflikte; wenn es aber sein muß, unter vollster Einsetzung der englischen Machtmittel. Wozu hat denn England seine Flotte? Vor allem muß der Orient, muß Persien, muß Indien wieder völlig unter englischen Einfluß kommen. Geht das nicht ohne Frankreichs Zustimmung und Duldung, nun, dann soll man der französischen Rheinlands- und Reparationspolitik die erforderlichen Zugeständnisse machen.

Wenig zufrieden ist man auch in diesen Kreisen mit der Haltung Lloyd Georges gegenüber der amerikanischen Interessenpolitik, insbesondere nicht mit seinem Eingehen auf die amerikanischen Flottenabrüstungswünsche und seiner Anerkennung der amerikanischen Ansprüche auf die Vorherrschaft im nördlichen Teil des Stillen Ozeans. Freilich verkennt man auch nicht die überragende Stellung, die gerade die nordamerikanische Union als Kapitalsmacht durch den Weltkrieg erlangt hat. Direkt anbinden möchte man mit dem Weltmachtsrivalen jenseits des Atlantischen Ozeans denn doch nicht.

Es wäre eine arge Selbsttäuschung, wollte unsere Partei deshalb, weil die englische Arbeiterpartei im Wahlkampf an 140 Parlamentssitze erobert und in der neuen Fraktion das radikale Element an Boden gewonnen hat, von einem Wahlsieg des Sozialismus in England sprechen. Gesiegt hat nicht der Sozialismus, sondern der imperialistische Kapitalismus. Die Außenpolitik Englands in den nächsten Jahren wird das beweisen.

Frankreichs Zoll- und Außenhandelspolitik nach dem Krieg

Von Wilhelm Grotkopp (Kiel)

Keine Idee hat wohl in der letzten Zeit so mächtige Impulse empfangen wie die der nationalen Wirtschaftspolitik! Überall deuten Anzeichen darauf hin, daß wir zurückfallen in eine Wirtschaftspolitik merkantilistischer Art, in der auch Sozialisten — hingewiesen sei nur auf die Haltung der dänischen Partei — eine wesentliche Möglichkeit zur Beseitigung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Mißstände sehen. Man will die Krisis vom Standpunkt der nationalistischen Wirtschaft aus überwinden und sieht den einzigen Weg in einer autarken Wirtschaft. Autonome Handelspolitik, Antidumpinggesetzgebung, Einfuhrverbote, Lizenzsysteme, Kompensationen usw. sind die landläufigen Erscheinungen, auf die man immer wieder beim Studium der gegenwärtigen Handelspolitik einzelner Länder stößt. Verschwunden ist scheinbar die Idee von der Solidarität der Völker, überholt zu sein scheint die Einsicht, daß die meisten Länder ohne Weltwirtschaft nicht leben können. Was soll nun aber bei einer konsequenten Fortsetzung dieser merkantilistischen Politik beispielsweise aus Ceylon werden, das auf die Ausfuhr von Tee, Kakao und Kopra angewiesen ist, was aus den Malaiischen Halbinseln mit ihrer Kautschukproduktion, was aus der Papier- und Holzindustrie der nordischen Länder, was aus Argentinien und dem Westen Kanadas ohne die Möglichkeit, ihren Weizen zu exportieren usw.? Aber auch die Einfuhr-

bedürfnisse bedingen weltwirtschaftliche Beziehungen. Was sollen die europäischen Textilindustrien anfangen, wenn Amerika, Ägypten und Indien eines Tages die Ausfuhr von Baumwolle untersagen, um im eigenen Lande die von ihnen benötigten Textilprodukte herzustellen? Die technische und kulturelle Entwicklung und Differenzierung der Welt macht weitgehende Ausfuhrverbote ebenso wie Einfuhrverbote einfach unmöglich. Und dann der gewaltige Widerspruch in der nationalen Wirtschaftspolitik, wenn einerseits die Forderung erhoben wird: »Kauft nur einheimische Waren« und man sich andererseits in Kommissionen darüber den Kopf zerbricht, wie man den Export immer mehr fördern kann! Welch ein Zerrgebilde von Weltwirtschaft würde entstehen, wenn jedes Volk diese Politik betreiben würde. Merkantilismus und gegenwärtige Weltwirtschaft sind einander widerstreitende Begriffe. Die nun einmal bestehende Weltwirtschaft fordert, wenn sie wieder zur Gesundung kommen soll, eine internationale Handelspolitik und den folgerichtigen Weiterausbau des schon bestehenden Weltwirtschaftsrechts. Einer der wenigen Lichtpunkte auf der Genuakonferenz war ja die sich durchbrechende Einsicht, daß nur durch die wirtschaftliche Solidarität aller Völker die Krisis überwunden werden kann.

Auch Frankreich mußte bei der gegenwärtigen Wirtschaftslage auf dem Gebiet der Zoll- und Handelspolitik zu einer Wiederherstellung geordneter Beziehungen zu den meisten Staaten kommen; ja teilweise war eine schleunige Regelung geradezu unerläßlich, wollte Frankreich sich nicht selbst in den Finger schneiden und auf jede Stabilität und Sicherheit im Außenhandel verzichten. Welche, vom weltwirtschaftlichen und teilweise auch vom französischen Standpunkt aus gesehen, gerade nicht erfreuliche Entwicklung diese Politik genommen hat, soll im folgenden gezeigt werden.

Frankreich war vor dem Kriege ein Land mit passiver Handelsbilanz, dessen Einfuhr nur zu etwa 80 Prozent durch Ausfuhr gedeckt war. Trotzdem war die Zahlungsbilanz, besonders dank den auf etwa 60 Milliarden Franken geschätzten Auslandsguthaben, günstig. Der Krieg brachte auch hier, vornehmlich infolge der politischen Entwicklung in Rußland, eine »Umwertung aller Werte«. Die Handelsbilanz gestaltete sich sehr ungünstig. 1918 machte die Ausfuhr nur noch 21 Prozent der Einfuhr aus, 1919 schon etwas mehr: 33 Prozent. 1921 trat ein erfreulicher Umschwung ein: der Wert der Einfuhr fiel von 50 Milliarden im Jahre 1920 auf 27 Milliarden Franken, während die Ausfuhr schon wieder 21,6 Milliarden Franken erreichte. 1921 war also das Vorkriegsverhältnis zwischen Einfuhr und Ausfuhr nahezu wieder erreicht. Worauf ist diese Entwicklung zurückzuführen? In einem Bericht vom 23. April 1920 machte der Finanzminister die Regierung auf die ungünstige Gestaltung der Handelsbilanz und den als Folge hiervon eingetretenen Fall der Valuta aufmerksam. Er verlangte Sparsamkeit bei der Einfuhr ausländischer Waren und Einfuhrverbote für Luxus- und Phantasiewaren, soweit sie nicht einem Veredlungsprozeß unterzogen und dann wieder ausgeführt werden. Noch am selben Tage wurde für etwa 160 Positionen des Zolltarifs die Einfuhr vollkommen, für weitere 20 bedingt verboten. Es zeigt sich also hier, wie auch bei anderen Ländern, daß durch eine merkantilistische Politik eine zeitweilige Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse eines Landes möglich ist. Daß aber auch diese Politik mit gewaltigen Nachteilen verbunden war und stets ist, geht unter anderem dar-

aus hervor, daß auf Grund lebhafter Proteste des In- und besonders auch des Auslandes schon am 25. Juli 1920 die Zahl der einfuhrverbotenen Waren auf reine Luxuswaren beschränkt und bis auf weiteres auf 20 Positionen herabgesetzt wurde. Auch Ausfuhrverbote bestehen noch für einige wenige Waren, wie Edelmetalle.

Neben Einfuhrverboten dient noch die Zollpolitik als Handhabe der jetzigen merkantilistischen Politik des Landes. Der des öfteren abgeänderte Zolltarif beruht im allgemeinen auf dem Gesetz vom 11. Januar 1892. Er zerfällt in einen autonomen Tarif, den »Tarif général«, und einen festgelegten Vertragstarif, den »Tarif minimum«. Dieser teilweise schon von Anfang an stark schutzzöllnerische Tarif ist immer protektionistischer geworden. Ja, die Regierung besitzt seit 1916, vorläufig bis Ende 1922, das Recht, die Zollsätze ohne weiteres zu verändern. Auf Grund dieser Ermächtigung erhöhte die Regierung am 28. März 1921 fast alle Sätze des Generaltarifs auf das Vierfache des Minimaltarifs. Offiziell war diese Erhöhung gegen die »Konkurrenz der valutaschwachen Länder« gerichtet, faktisch wurde dadurch aber besonders die diesen Zollsätzen unterworfene deutsche Einfuhr getroffen. Außerdem erhielt die Regierung hierdurch Kompensationsobjekte für die neuen Handelsvertragsverhandlungen. Um der allgemeinen Preisgestaltung, die den bisherigen Industrieschutz illusorisch machte, Rechnung zu tragen, wurde schon am 8. Juli 1919 das System der Erhöhungskoeffizienten eingeführt. Durch dies variable Element ist es möglich, die Zollsätze nach Bedarf zu erhöhen beziehungsweise herabzusetzen und so der Industrie zu jeder Zeit einen verhältnismäßig gleichen Schutz zu gewähren. Den vielen Forderungen der einheimischen Industrie entgegenkommend, wurden die Erhöhungskoeffizienten durch ein Dekret vom 29. Juni 1921 noch erhöht. Seitdem macht der Zollsatz für einige deutsche Waren das Vierzigfache der Vorkriegszölle aus! Diese Maßnahmen deuten darauf hin, daß zu den Zielen der französischen Zollpolitik auch die Ausschaltung der deutschen Konkurrenz gehört.

Eine erfreuliche Besserung ist durch das Dekret vom 29. Juli 1922 eingetreten. Seitdem können mehrere Warengruppen, die auf Grund des Wiesbadener Abkommens von Deutschland nach Frankreich eingeführt werden, nach den Sätzen des Minimaltarifs verzollt werden. Dasselbe gilt bekanntlich auch für die auf Grund des Stinnes-Vertrags zu liefernden Waren. Die Waren anderer Länder sind entweder den Sätzen des Minimaltarifs oder denen des Generaltarifs unterworfen, die beide durch Erhöhungskoeffizienten erhöht sind. Die Handelsverträge sollten hier Näheres bestimmen und zugleich Frankreichs Ausfuhr wesentlich erleichtern. Der französische Protektionismus hatte nämlich der Ausfuhr einen wesentlichen Schaden zugefügt, da viele Länder, deren Einfuhr nach Frankreich durch diese Zollpolitik gehindert wurde, bald mit Gegenmaßnahmen antworteten. Frankreichs Hegemoniebestrebungen waren, wie kaum anders zu erwarten, auf verschiedene in der Struktur der Weltwirtschaft begründete Schwierigkeiten gestoßen. Besonders bekannt wurde der hierdurch entstehende spanisch-französische Zollkrieg, der jetzt endlich nach sechsmonatiger Dauer beigelegt ist.

Um freie Hand zu bekommen und eine völlige Neuregelung zu ermöglichen, kündigte Frankreich schon während des Krieges im April 1918 sämt-

liche Handelsverträge und hat sich seitdem im allgemeinen nur auf eine kurzfristige, teilweise auf die Dauer von einem Monat berechnete Verlängerung dieser Verträge als Modus vivendi eingelassen. Durch ein besonderes Gesetz vom 29. Juli 1919 wurde festgelegt, unter welchen Bedingungen die französische Regierung neue Handelsabkommen abschließen darf. In diesem Gesetz zeigt sich deutlich die augenblicklich in Frankreich herrschende Abneigung gegen die Meistbegünstigungsklausel, außer natürlich, wenn Frankreich als nehmender Teil in Frage kommt. In einigen Verträgen, so in dem mit Finnland, wenn man von der Vorzugsstellung Estlands absieht, und in dem mit Polen hat Frankreich für sich die Meistbegünstigung durchgesetzt, sie aber keineswegs diesen Staaten gewährt. Höchstens kann ein Staat erreichen, daß einige besonders aufzuführende Waren nach den Sätzen des Mindesttarifs verzollt werden und andere nach den zwischen dem Minimal- und Generaltarif liegenden, nach einem besonderen Verfahren errechneten Sätzen. Alle Zollermäßigungen müssen vom Parlament genehmigt werden, können aber vorher schon in Kraft treten. Außerdem wird in den Verträgen meistens für den Schutz des geistigen und sachlichen Eigentums gesorgt.

Auf Grund alter schon gekündigter aber vorläufig noch weiter bestehender Verträge genießen einige Staaten noch immer für alle Waren den Minimaltarif, so Argentinien, Belgien, Dänemark, England, Italien, Schweden, Japan, Holland und andere. Teils nach dem Minimal-, teils nach dem Generaltarif werden bei der Einfuhr die Waren mehrerer außereuropäischer Länder und jetzt auch Deutschlands verzollt. Neben diesen beiden Tarifen gelten für die Waren der Vereinigten Staaten von Amerika und anderer außereuropäischer Länder auch noch früher in Kraft gewesene Generaltarife, wie die vom 28. März 1910 und 28. März 1921.

Auf Grund der durch das obige Gesetz gegebenen Basis wurden bisher Handelsverträge abgeschlossen mit Finnland, mit dem Frankreich wegen des dort bestehenden Alkoholverbots im Zollkrieg lag, mit Estland, Kanada, Lettland, Polen und Spanien. Mit Portugal ist ein provisorischer Vertrag abgeschlossen, der als Modus-vivendi-Vertrag verlängert worden ist. Verhandelt wird unter anderem mit Ungarn und Deutschösterreich.

Die mit anderen Ländern abgeschlossenen Verträge stießen zum Teil auf starken Widerspruch des Kontrahenten, so auch der mit Polen abgeschlossene. Das tschechische Parlament lehnte zunächst die Ratifikation des Vertrags ab und verlangte eine Revision. Der spanische Vertrag fand dagegen in der Presse beider Länder Zustimmung. Spanien gewährte allerdings nicht für alle Waren die Meistbegünstigung und konnte ferner seine Forderung der Zahlung der Zölle in Gold durchsetzen. So ist es Frankreich gelungen, Verträge abzuschließen, bei denen es sehr günstig abschnitt, ja teilweise alle Vorteile allein einheimste. Aber diese Politik hatte auch ihre unausbleiblichen Schattenseiten. Durch die Verträge verdarb es sich nicht nur die Sympathie vieler Industrieller und Geschäftsleute dieser Länder, sondern erweckte auch Mißtrauen in anderen Ländern, deren Presse direkt, wie es in Jugoslawien der Fall ist, vor Abschluß eines Handelsvertrags mit Frankreich warnt, da die bisherigen Verträge für die Kontrahenten meistens nur schädliche Wirkungen gezeitigt hätten.

Republik und Kreisblattpresse

Von Dr. Ernst Hamburger

In dem Kampf um die Erhaltung und Festigung der Republik hat die Frage der Kreisblätter, vor allem in Preußen, stets ein wichtige Rolle gespielt. In ihnen hatte sich die konservative Herrschaft in Preußen ein Werkzeug geschaffen, das die Unentbehrlichkeit der Kenntnis der amtlichen Bekanntmachungen für weite Volkskreise im Sinne einer zielbewußten Propaganda nicht nur für den monarchischen Gedanken, sondern auch für dessen schroffste Ausprägung im Staate des Dreiklassenwahlsystems und der dadurch begründeten Vorherrschaft des preußischen Junkertums ausnutzte. Tief ins neunzehnte Jahrhundert zurück reichen die Bemühungen der Regierung, den Einfluß, den ihre Verwaltungsorgane auf den amtlichen Teil der Kreisblätter ausübten, auf ihren nichtoffiziellen Teil auszudehnen und dadurch auf die zahlreiche Leserschaft der Kreisblätter vor allem in den mittleren und kleinen Städten sowie auf dem Lande propagandistisch einzuwirken.

Bereits im Jahre 1853 erließ der damalige preußische Minister des Innern, der als einer der ärgsten Reaktionäre der Reaktionsperiode wohlbekannte Herr v. Westphalen, an sämtliche königlichen Landratsämter eine ungnädige Rundverfügung, in der er darauf hinwies, daß der Berliner Buchhändler Franz Duncker verschiedene Kreisblätter um Aufnahme eines Werbeinserats für seine »Volkszeitung«, die frühere Urwählerzeitung, ersucht hatte. »Bei der bekannten demokratischen Tendenz jenes Blattes«, heißt es in dem Erlaß, »ist die Benutzung der Kreisblätter als Mittel zur Anpreisung und weiteren Verbreitung desselben nicht statthaft. Die königlichen Landratsämter haben daher, insofern die Herausgabe des Kreisblatts von ihnen selbst aus erfolgt, die Aufnahme dieses und ähnlicher Inserate ohne weiteres zu verweigern und ebenso in den Fällen, wo das zur Aufnahme der amtlichen Bekanntmachungen bestimmte Organ von Privatpersonen herausgegeben wird, dahin zu wirken, daß dergleichen Anzeigen nicht zur Aufnahme in dasselbe gelangen.«

In den Erlassen und Verfügungen der Zentralstelle kehrt ständig die Mahnung wieder, daß auf eine »angemessene« Haltung des Blattes zu achten und, wie es beispielsweise in einem dem Oberpräsidenten eigenhändig zugestellten Zirkular des Ministeriums des Innern vom Jahre 1879 heißt, »namentlich von den Landräten darüber zu wachen sei, daß die von Privatpersonen redigierten Kreisblätter in ihrem nichtamtlichen Teil eine dem Charakter des Blattes und den Interessen der Staatsregierung entsprechende Haltung beobachten. Läßt sich dies nicht erreichen, so ist, soweit irgend tunlich, eine Lösung des betreffenden Verhältnisses herbeizuführen, und das gleiche gilt für den Fall, daß ein selbständiges politisches Blatt, welches zugleich als Publikationsorgan dient, eine regierungsfeindliche oder unlautere Richtung verfolgt.«

Die Übertragung amtlicher Veröffentlichungen an einen parteipolitisch rein konservativ festgelegten Kreis von Persönlichkeiten mußte jedoch in dem Augenblick zu Konflikten führen, in dem eine Lockerung des Verhältnisses zwischen der Regierung und der Konservativen Partei eintrat. So hatte im Jahre 1909 die besondere Struktur der Kreisblätter für die Regierung die

unerwünschte Nebenwirkung, daß von ihnen eine von dem Abgeordneten v. Heydebrand und der Lasa in der Reichstagssitzung am 10. Juli gegen die Finanzpolitik der Reichsleitung gehaltene Rede als Sonderbeilage verbreitet und damit die Kreisblattpresse dem konservativen Parteiapparat in seinem Kampfe gegen die Erbschaftssteuer zur Verfügung gestellt wurde. Der Rückzug der Regierung und die Ersetzung Bülows durch Bethmann Hollweg verhinderten eine Verschärfung dieses Gegensatzes und führten Konservative Partei und Regierung wieder zusammen. Im Kriege jedoch brach mit dem im Verlauf der Jahre immer stärkeren Anwachsen der konservativen Opposition gegen die Verhüllung der Kriegszielpolitik der Regierung, ihr Zögern vor der Erklärung des unbeschränkten Unterseebootkriegs und ihre Scheu vor dem Bruch mit den Vereinigten Staaten diese Gegensätzlichkeit von neuem hervor und führte schließlich zu einer offenen Auflehnung des nichtamtlichen Teils der Kreisblätter gegen die offizielle Politik. Die der Regierung mit dem nahenden militärischen Zusammenbruch unumgänglich erscheinenden äußerst bescheidenen Schritte auf dem Wege zum Parlamentarismus lösten vollends eine derartige Kritik der Kreisblätter aus, daß noch unter der Reichskanzlerschaft des Grafen Hertling im September 1918 der damalige Minister des Innern Drews die Oberpräsidenten auffordern mußte, der Haltung der amtlichen Kreispresse besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Minister führt aus, daß vielfach amtliche Kreisblätter gegen die Politik der Staatsregierung und des Reichskanzlers sowie gegen Mitglieder des Staatsministeriums leidenschaftliche Angriffe richteten, die die Grenzen politischen Taktes weit überschritten, die von den mit amtlichem Charakter ausgestatteten Publikationsorganen der Landratsämter unbedingt innegehalten werden müßten. Der Minister legt Wert darauf, daß in der Bevölkerung nicht durch die Haltung der Kreisamtsblätter die Meinung entsteht, daß seitens örtlicher Behörden der Staatsverwaltung Anschauungen begünstigt werden, die der Politik der Reichsleitung und der Staatsregierung zuwiderlaufen.

Bereits in diesem Erlaß bestimmt der Minister, daß die Landräte, soweit sie die Leiter ihrer Kreisamtsblätter von der Notwendigkeit politischer Zurückhaltung als der Voraussetzung für die Erhaltung der amtlichen Beziehungen nicht zu überzeugen vermögen, diese Beziehungen zu den betreffenden Organen in kürzestmöglicher Frist zu lösen haben.

Die Unzuträglichkeit, die sich aus einer gegnerischen Haltung der Kreisblätter zur Regierungspolitik ergibt, macht sich also nicht etwa erst seit der Revolution fühlbar. Wie schwer sie aber seitdem empfunden werden mußte, geht deutlich aus den Schwierigkeiten hervor, die bereits während der Kriegszeit der preußischen Staatsregierung aus der nationalistisch-oppositionellen Haltung der Kreisblattpresse erwuchsen und einen für die damalige Zeit so ungewöhnlich scharfen Erlaß wie den des Ministers Drews zeitigten. Kein Wunder, daß die republikanischen Regierungen mit einer fast geschlossenen Opposition der Kreisblätter zu rechnen hatten, die um so heftiger war, als sie zunächst gerade im Gegensatz zu den unter den früheren Regierungen gehandhabten Methoden jeden schärferen Druck auf die politische Haltung der von ihnen abhängigen Zeitungen vermieden sehen wollten.

Wer sich den unerbittlichen und zähen Kampf vergegenwärtigt, den die »amtliche« Presse gegen die neue Staatsform, ihre Träger, ihre Flagge und

ihre Repräsentanten geführt hat und teilweise noch führt, wird nicht ohne wehmütiges Lächeln den in den Stürmen der Revolutionszeit entstandenen, von Helmut v. Gerlach gezeichneten Ministerialerlaß vom 31. Januar 1919 zur Hand nehmen, in dem eine neue grundsätzliche Regelung der Frage der Kreisblätter in Aussicht gestellt wird. In dem Erlaß wird eine regelmäßige schleunige Übersendung politischer Artikel der amtlichen Kreisblätter, die eine besondere Aufmerksamkeit beanspruchen, angeordnet und »da, wo Landräte Einfluß auf die Kreisblätter haben«, ersucht, durch sie »in gütlicher Weise auf die Blätter dahin einwirken zu lassen, daß diese Versammlungsanzeigen ohne Unterschied der politischen Partei aufnehmen, sofern die Blätter überhaupt private Anzeigen veröffentlichen«. Wo Kreise an bestehende Zeitungen durch Verträge gebunden sind, sollen diese bei Ablauf nicht langfristig erneuert werden. Man wird wahrhaftig nicht behaupten können, daß die Periode der Volksbeauftragten in der deutschen Revolution auf diesem Gebiet Maßnahmen gezeitigt hat, die den Methoden des verschleierten Absolutismus an Entschiedenheit auch nur halbwegs gleichkamen.

Die in diesem Erlaß in Aussicht gestellte anderweitige Regelung des Kreisblattwesens ist bisher noch nicht erfolgt. Unter dringenderen politischen Aufgaben ist diese der Wichtigkeit keineswegs entbehrende Angelegenheit immer und immer wieder verschoben worden; sie ist wie so viele andere der Propaganda und Sicherung der Republik und der Abwehr republikfeindlicher Bestrebungen dienende Fragen, wenn man von einem wirkungslos gebliebenen Erlaß des früheren Innenministers Dominicus absieht, erst nach der letzten Bedrohung der gegenwärtigen Staatsform durch die Ermordung Rathenaus von neuem in den Mittelpunkt der Erörterungen gerückt. Am 11. Juli dieses Jahres hat der Preußische Landtag eine Entschließung angenommen, in der das Staatsministerium ersucht wird, alle Behörden und Verwaltungen aufzufordern, amtliche Bekanntmachungen den für die Veröffentlichung bestimmten Publikationsorganen zu entziehen, wenn diese Organe Bestrebungen dienstbar sind, die auf Wiederherstellung der Monarchie oder gegen den Bestand der Republik gerichtet sind, und an deren Stelle amtliche Publikationsorgane zu schaffen. Der Minister des Innern hat im Anschluß an diese Entschließung in einem Erlaß an die Ober- und Regierungspräsidenten darauf hingewiesen, daß mit Rücksicht auf die außerordentlich ernste Gestaltung der politischen Lage auf keinen Fall in weiten Bevölkerungskreisen Verwirrung deswegen um sich greifen dürfe, weil in Zeitungen, die in den Augen des Publikums amtlichen Charakter tragen, der republikanische Staat und seine verantwortlichen Organe bekämpft und beschimpft werden. Der Minister verlangt, daß bei einem zwischen einem Kreise und einer derartigen Zeitung bestehenden Vertragsverhältnis dessen Auflösung sofort in die Wege zu leiten ist und daß bei Nichtbestehen eines Vertragsverhältnisses die Veröffentlichung amtlicher Bekanntmachungen in diesen Zeitungen sogleich eingestellt wird. Er erklärt in Fällen der bezeichneten Art die Umwandlung politischer Kreisblätter in unpolitische reine Kreisblätter für unerläßlich und fordert von den Regierungspräsidenten zur Feststellung des gegenwärtigen Standes der Kreisblattfrage eingehende Berichte über die Lage der Angelegenheit der Kreisblätter mit allen Einzelheiten und zugleich mit einer gutachtlichen Äußerung über die etwaige gesetzliche Anordnung der Schaffung unpolitischer Kreisblätter ein. Die Bearbei-

tung dieser Berichte durch das Ministerium des Innern dürfte gegenwärtig im Gange sein.

Bei dieser Bearbeitung werden verschiedene in der Öffentlichkeit meist nicht genügend bekannte und gewürdigte Gesichtspunkte zu berücksichtigen sein. Zunächst ist es falsch, wenn man annimmt, daß jede Zeitung, die die Bezeichnung »Kreisblatt« oder »Kreis- und Stadtblatt«, »Kreisbote« usw. trägt, auch wirklich das amtliche Kreisblatt sei. Solche Bezeichnungen von Organen ohne jeden amtlichen Charakter führen leicht zu Verwechslungen und setzen die Regierung und ihre Organe Mißdeutungen aus, als ob sie für ein von solchen Blättern gefördertes antirepublikanisches Treiben irgendwie mitverantwortlich zu machen seien. Es wäre wünschenswert, hier auf dem Verordnungsweg Blätter, die zu Staatsbehörden in keinen amtlichen Beziehungen stehen, zu hindern, den Titel Kreisblatt sei es als Haupttitel, sei es als Untertitel zu führen; zweifellos entsteht durch solche Bezeichnung eine dem Staatsinteresse abträgliche Irreführung des Publikums.

Was nun die eigentlichen amtlichen Kreisblätter betrifft, so zerfallen sie in verschiedene Gruppen. Es gibt solche, die nur amtliche Mitteilungen und Bekanntmachungen der Behörden enthalten. Bei ihnen liegen selbstverständlich irgendwelche Schwierigkeiten nicht vor. Eine weitere Gruppe enthält außer den amtlichen Bekanntmachungen einen nichtamtlichen Teil, in dem Anzeigen Gewerbetreibender in größerem oder geringerem Umfang aufgenommen werden. In den meisten Fällen entscheidet der Landrat über deren Zulassung und wahrt sich das Recht, durch Ablehnung den Abdruck einzelner ihm nicht genehmer Anzeigen zu unterbinden. Hier wird eine allgemeine Regelung dahingehend am Platze sein, daß dieses Recht der Landräte, auf die Aufnahme der Anzeigen eine Einwirkung auszuüben, umgehend obligatorisch zu machen ist. Es liegt sonst die Möglichkeit des Mißbrauchs dieses Anzeigenteils zu versteckter oder offener politischer Propaganda durch antirepublikanische Organisationen oder Einzelpersonen nahe, ebenso wie während der Gültigkeit der Verordnung des Reichspräsidenten nach der Ermordung Erzbergers und auch nach der Ermordung Rathenaus vielfach eine Umgehung der bestehenden Bestimmungen durch Einsendung von Schmähgedichten oder durch strafbare Veröffentlichungen im Inseratenteil politischer Blätter unter Tragung der Kosten statt einer Aufnahme im redaktionellen Teil versucht wurde. Der dritte Fall ist der, daß Kreisblätter neben dem amtlichen Teil und dem Inseratenteil noch einen redaktionellen politischen Teil aufweisen. Er kommt für die hier berührten Fragen in erster Linie in Betracht.

Neben den Kreisblättern, in denen außer dem amtlichen Teil Nachrichten aus der Stadt und der Heimatprovinz oder kurze Aufsätze über gewerbliche und landwirtschaftliche Angelegenheiten in kleinem Rahmen aufgenommen werden und für die ebenfalls die Begründung der Zuständigkeit des Landrats für die Zulässigkeit dieser meist kurzen Artikel genügen dürfte, stehen die Kreisblätter, deren erster Teil mit den Anzeigen der verschiedenartigen Behörden bedruckt ist und deren zweiter Teil, der sich unmittelbar an den ersten anschließt, nicht amtlichen, sondern rein politischen und leider vielfach oppositionellen Charakter trägt. Die Zahl der Kreisblätter, die derartig eingeteilt sind, ist in den verschiedenen Landesteilen ganz verschieden; in manchen ist ihre Zahl recht bedeutend und übt dementsprechend auf die Leserschaft

des betreffenden Bezirks oder der Provinz einen beträchtlichen Einfluß aus, in anderen ist sie wieder völlig bedeutungslos. Die Provinz Niederschlesien zum Beispiel hat nur ein einziges Kreisblatt des zuletzt geschilderten Charakters aufzuweisen.

Die Mißstände, die mit dem Kreisblattwesen in der heutigen Form zusammenhängen, sind jedoch mit den bisher aufgeführten Typen durchaus nicht erschöpft. Ebenso bedenklich wie die Verquickung von amtlichen Anzeigen und antirepublikanischer Einstellung im nichtamtlichen Teil des Kreisblatts ist der häufige Fall, daß das Kreisblatt selbst zwar nur amtliche Bekanntmachungen oder vielleicht noch private Anzeigen enthält, jedoch als Beilage eines anderen, politischen Blattes erscheint und von diesem nicht gesondert bezogen werden kann. Ein solcher Zusammenhang ist so eng, daß er dem vorher erwähnten Falle gleichzusetzen ist, zumal er einer Aufforderung zum Bezug des politischen Blattes gleichkommt, und die Trennung eines amtlichen Kreisblattes von einem monarchistischen Tendenzen huldigenden politischen Blatt erscheint hier gleichfalls unbedingt erforderlich. Aber auch wenn das Kreisblatt von dem politischen Organ zwar gesondert bezogen werden kann, jedoch im gleichen Verlag mit diesem erscheint, wird ein solcher Zustand nicht unbedenklich hingenommen werden können.

Weite Bevölkerungskreise können es nicht verstehen, daß der Auftrag zur Drucklegung und zum Vertrieb des Kreisblatts einem Verlag übergeben wird, der zugleich seiner Leserschaft eine politisch rechtsradikale Zeitung ins Haus schickt. So ist beispielsweise in Guhrau in der Provinz Niederschlesien der Fall zu verzeichnen, daß das Kreisblatt im gleichen Verlag wie das Organ der Deutschnationalen Volkspartei, der »Guhrauer Anzeiger« erscheint und demgemäß am 27. Januar den Beziehern beider Blätter als Einlage in ein politisches Organ zugestellt wurde, dessen Titelseite ein großes Bild des ehemaligen Kaisers mit einem fettgedruckten, sein Leben und Wirken verherrlichenden Gedicht schmückte. Nimmt man hinzu, daß der »Guhrauer Anzeiger« den Untertitel »zugleich Guhrauer Kreisblatt« von alters her führt, so ist falschen Deutungen Tür und Tor geöffnet. In einer Zeit, in der es von Wichtigkeit ist, nicht nur alle Zusammenhänge zwischen der Staatsverwaltung und den überwundenen reaktionären Tendenzen zu lösen, sondern auch jeden Schein eines solchen Zusammenhanges zu beseitigen, wird man auch einen derartigen Zustand als unhaltbar bezeichnen müssen.

Angesichts der gegenwärtigen finanziellen Lage des Staates und der Bedrohung der Existenz der Presse durch die ständigen Papierpreiserhöhungen dürfte die Absicht des Ministeriums des Innern, die Schaffung unpolitischer Kreisblätter ganz allgemein gesetzlich anzuordnen, kaum durchführbar sein. Zweifellos werden die Landräte die Schaffung selbständiger politischer Kreisblätter überall da, wo sie von den Schwierigkeiten der geschilderten Verhältnisse selbst mitgetroffen werden, für zweckmäßig erklären, jedoch gleichzeitig die Notwendigkeit einer finanziellen Beihilfe des Staates zu den Kosten solcher Blätter als erforderlich bezeichnen. Diese Kosten dürften bei der Zahl der zu schaffenden Blätter, bei der Menge des benötigten Papieres und der hierfür erforderlichen Arbeitskraft nicht unerheblich sein. Trotz dieser Bedenken wird zum wenigsten überall da die Schaffung eines amtlichen unpolitischen Kreisblatts versucht werden müssen, wo derartige Mißstände, wie sie erwähnt worden sind, sich herausgestellt haben, ohne daß eine anders-

artige Abhilfe etwa durch Übertragung des Auftrags der Drucklegung und des Vertriebs des Kreisblatts an einen anderen Verlag möglich ist, dessen politische Veröffentlichungen nicht der Bekämpfung der Republik und ihrer Organe dienen. In größeren und mittleren Städten wird sich in der Regel infolge des Bestehens mehrerer Verlage die Schaffung besonderer amtlicher Kreisblätter mit ihren kostspieligen Erfordernissen umgehen und ein geeigneter, den Notwendigkeiten der republikanischen Staatsform zugleich Genüge leistender Verlag finden lassen, dem das Kreisblatt im Falle bisheriger unhaltbarer Zustände übertragen werden kann.

Am schwierigsten werden die Verhältnisse in den Kleinstädten zu meistern sein, wo vielfach nur ein einziger von landwirtschaftlichen Kreisen abhängiger Verlag am Platz ist und überhaupt nur eine Druckmaschine für die Herstellung in Frage kommt. Hier wird es sich empfehlen, die Kreisblätter der in der Regel nicht allzu zahlreichen Kreisstädte eines Bezirks, auf die dies zutrifft, gemeinsam in einem zu ihnen günstig gelegenen Ort, in der Regel am Sitze der Bezirksregierung drucken zu lassen und die dadurch entstehenden Mehrkosten durch staatliche Zuschüsse zu decken, soweit sie nicht durch Aufnahme privater Anzeigen aufgebracht werden können.

Ist auch die hier betrachtete Seite des Problems die schwerstwiegende der Kreisblattfrage, so ist die Angelegenheit im ganzen damit durchaus nicht erschöpft. Schwieriger wird es sein, die Frage derjenigen Organe zufriedenstellend zu lösen, die zugleich amtliche Blätter der Selbstverwaltungskörperschaften, der Kreise und Kommunen sind. Der Ministerialerlaß erwähnt auch diesen Fall und verlangt in dem Bericht der Regierungspräsidenten Auskunft darüber, ob bei unhaltbaren Zuständen im Falle des Nichtbestehens eines Vertragsverhältnisses zwischen Kreis und Zeitung dagegen durch Entziehung der kommunalen Bekanntmachungen, im Falle des Bestehens eines solchen durch sofortige Kündigung zum nächstzulässigen Zeitpunkt Abhilfe geschaffen worden ist. Unerwähnt bleiben in der ministeriellen Verfügung die Städte, deren »amtliche Verkündigungs-, Veröffentlichungs-, Anzeigeblätter« usw. vielfach einen ausgesprochen monarchistischen Charakter tragen und in nicht geringerem Maße als die Kreisblätter dadurch in weiten Bevölkerungskreisen Verwirrung schaffen, ohne daß seltsamerweise bisher an diese gleichfalls recht unerquicklichen Verhältnisse gerührt worden wäre. Die Scheu vor vermeintlichen Eingriffen in die Selbstverwaltung dürfte doch hier wohl kaum mitsprechen, da ja auch die Beziehungen der Kreisblätter zu den Kommunalverbänden der Kreise in die Neuregelung miteinbezogen werden. Im übrigen sollte der Justizminister auch seine Aufmerksamkeit den Organen zuwenden, die sich als amtliche Anzeigenblätter für gewisse Amtsgerichtsbezirke bezeichnen und sich dadurch einen amtlichen Charakter beizulegen verstehen. Ebenso harrt des Reichsfinanzministers die Aufgabe, die Finanzämter mit entsprechenden Anweisungen zu versehen.

Viel wäre gewonnen, wenn auch hier unhaltbare Beziehungen gelöst und von allen diesen Zeitungen der Wegfall der oft zeilenlangen, vielfach unrechtmäßigen Bezeichnungen ihrer Amtlichkeit erzwungen würde, die sich nun einmal mit der politischen Haltung eines großen Teils von ihnen nicht mehr verträgt.

Hardenberg und die Französische Revolution

Zur Erinnerung an seinen hundertsten Todestag am 26. November

Von Dr. Karl Gerth

Das ganze Leben Hardenbergs steht im Zeichen des Kampfes zwischen Deutschen und Franzosen vor und nach der Revolution von 1789. Hardenberg war erst sechs Jahre alt, als der preußische König Friedrich II. in Sachsen einfiel und damit den Dritten Schlesischen Krieg begann. Hardenbergs Vater war General in braunschweigischen Diensten und rückte alsbald ins Feld zum Kampfe für Friedrich. Während des Krieges zog Hardenbergs Mutter mit den Kindern nach Hannover, aber auch hier machte der Krieg sich fühlbar, besonders im Jahre 1757. Die Niederlage bei Kolin zwang Friedrich zum Aufgeben von Prag und des böhmischen Landes. Im Westen stand Friedrichs Sache nicht besser: die Franzosen, im Anmarsch gegen die Weser, siegten bei Hastenbeck, in der Nähe von Hameln, über den Herzog von Cumberland, den Verbündeten Friedrichs. Auf der Verfolgung kam das französische Heer auch durch die Stadt Hannover. Aber Friedrichs Sieg bei Roßbach im November des gleichen Jahres brachte die Befreiung von der französischen Truppenlast auch in Hannover. Friedrichs schwarze Husaren bildeten eine besondere Anziehung für die hannoversche Jugend. Hardenberg gesteht später, daß der Kriegsruhm Friedrichs ihm von Anfang an Bewunderung und Hinneigung zu Preußen eingeflößt habe. Er war also »fritzisch« gesinnt wie sein um ein Jahr älterer Zeitgenosse Goethe in Frankfurt a. M. Doch diese Bewunderung für den Preußenkönig reichte nicht hin, aus dem Generalssohn einen preußischen Offizier zu machen. Auch im späteren Leben ist Hardenberg Friedrich nicht nahe gekommen; im Jahre 1773 besuchte er zwar Berlin, den König konnte er jedoch nicht sprechen. Er sah ihn in Potsdam nur einmal vorbeireiten. Nach dem Tode Friedrichs brachte Hardenberg im Auftrag des braunschweigischen Herzogs ein Testament des verstorbenen Königs nach Berlin; bei diesem Anlaß lernte er den Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., kennen.

Als die Französische Revolution ausbrach, war Hardenberg Minister in Braunschweig beim Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, dem späteren unfähigen Führer der preußischen Armee gegen Frankreich. Als dieser seinen berüchtigten Zug, die Kampagne in Frankreich, unternahm, war Hardenberg bereits der eigentliche Leiter des bayreuthischen Landes. Von dem Unternehmen gegen Frankreich hatte er abgeraten, von dem Zuge sich nichts versprochen. Die Absicht dieses Feldzugs, Frankreich in engere Grenzen einzuschließen, widersprach Hardenbergs politischen Ansichten. Von einem glücklichen Fortgang des Krieges befürchtet er ein Übergewicht des Hauses Österreich; er will daher das revolutionäre Frankreich in seinem ganzen Umfang, ohne weitere Rücksicht auf die dort eingeführte oder einzuführende Regierungsweise anerkennen. Also keine Annexionen in Frankreich! Die Hauptmächte sollen sich durch die Säkularisation geistlicher Güter schadlos halten. So ist Hardenberg der geeignete Mann, den Sonderfrieden Preußens mit der französischen Republik in Basel 1795 zum Abschluß zu bringen. In Berlin empfand man den Friedensschluß als eine Entlastung. Man war zu stark mit dem Osten beschäftigt, um auch im Westen eine aktive Politik treiben zu können. Die französische Regierung ehrte Hardenberg für den Friedensabschluß durch einen Tafelaufsatz von Sèvresporzellan, der einst für die Tafel Ludwigs XVI. bestimmt gewesen war. Welche Erinnerung für Hardenberg, der einst den Glanz des Versailler Hofes gesehen und die Feste Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes mitgefeiert hatte!

Hardenbergs Tätigkeit als preußischer Minister fällt hauptsächlich in die Zeit nach der Niederlage von 1806. Auf Napoleons Verlangen war Hardenberg bereits vor dem Kriege aus dem preußischen Staatsdienst entlassen, seit dem Tilsiter Frieden sogar aus der Hauptstadt und ihrer weiteren Umgebung verbannt worden. Eine Zeitlang lebte er in Riga. Hier verfaßte er auf Befehl seines Königs die bekannte Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates vom 12. September

1807. In ihr zeigen sich deutlich die Ideen der Französischen Revolution. Hardenberg wollte das Gute, das sie gebracht hatte, für den Wiederaufbau des preußischen Staates verwerten. Er ließ sich nicht, wie viele andere, durch die Auswüchse der französischen Volksbewegung und durch die Militärdiktatur Napoleons dazu verleiten, die Revolution selbst zu verurteilen.

Einige Gedanken seiner Denkschrift seien hier angeführt:

»Die Französische Revolution gab den Franzosen unter Blutvergießen und Stürmen einen ganz neuen Schwung. Alle schlafenden Kräfte wurden geweckt, das Elende und Schwache, veraltete Vorurteile und Gebrechen wurden — freilich zugleich mit manchem Guten — zerstört. Die Benachbarten und Überwundenen wurden mit dem Strome fortgerissen. Unkräftig waren alle die Dämme, die man diesem entgegensetzte, weil Schwäche, egoistischer Eigennutz und falsche Ansicht sie bald ohne Zusammenhang aufführte, bald diesen, im gefährlichen Irrtum, unterbrach und dem verheerenden Strome Eingang und Wirkung verschaffte. Der Wahn, daß man der Revolution am sichersten durch Festhalten am Alten und durch strenge Verfolgung der durch solche geltend gemachten Grundsätze entgegenstreben könnte, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern und ihr eine stets wachsende Ausdehnung zu geben. Die Gewalt dieser Grundsätze ist so groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht annimmt, entweder seinem Untergang oder der erzwungenen Annahme derselben entgegensehen muß.... Der Staat, dem es glückt, den wahren Geist der Zeit zu fassen und sich in jenen Weltplan durch die Weisheit seiner Regierung ruhig hineinzuarbeiten, ohne daß es gewaltsamer Zuckungen bedürfe, hat unstreitig große Vorzüge, und seine Glieder müssen die Sorgfalt segnen, die für sie so wohltätig wirkt.... Das Vorurteil predigt zwar immer das Alte und nur das Alte. Der stolze Stumpfsinn und träge, unwissende Selbstzufriedenheit werden es weit wegwerfen, das Fehlerhafte und nicht mehr Passende in der bisherigen Verfassung anzuerkennen. Sie werden ihre Stimmen laut genug erheben. Aber man höre sie nicht, man schreite ruhig fort und räume jedes Hindernis weg mit mächtiger Hand.«

Die Wohlfahrt des Staates beruht auf der Freiheit des Einzelmenschen. Freie Bahn dem Tüchtigen! ist ein Grundsatz, dem auch Hardenberg huldigt:

»Jede Stelle im Staat ohne Ausnahme sei nicht dieser oder jener Kaste, sondern dem Verdienst und der Geschicklichkeit und Fähigkeit aus allen Ständen offen. Bei keinem, er sei noch so klein, noch so gering, töte der Gedanke das Bestreben: dahin kannst du bei dem regsten Eifer, bei der größten Tätigkeit, dich fähig dazu zu machen, doch nie gelangen. Keine Kraft werde im Emporstreben zum Guten gehemmt!«

Daher müssen nach Hardenbergs Ansicht die Vorrechte des Adels fallen. Er, der selbst dem ältesten Adel angehörte, schreckt nicht davor zurück, auch gegen seine Standesgenossen vorzugehen. »Der Adel, sagt er, lasse die Vorzüge, die er oft bloß zufällig vor seinem besseren Mitbürger voraus hatte, willig fahren und bringe sie gern der allgemeinen Gerechtigkeit und der höheren Bildung zum Opfer.« Manche der Edelleute, die »ihre Verpflichtung zum Gehorsam mit der Aufrechterhaltung ihrer Privilegien identifizieren«, wurden, wie auch der Freiherr v. Stein geraten hatte, nach Spandau auf die Festung gebracht (Ranke, Hardenberg IV, S. 244).

Auch andere ständische Vorrechte hat Hardenberg beseitigt, »um den möglichst freien Gebrauch der Kräfte der Untertanen aller Klassen herzustellen«. Nur auf diese Weise, glaubte er, könne Preußen wieder zu Macht und Selbständigkeit gelangen. »Stillstehen kann es jetzt weniger als je. ... Es wird, erhebt es sich nicht, ein Raub seiner mächtigen Nachbarn werden.«

Aber Preußen war noch lange nicht aus den Nachwirkungen des Krieges heraus. Am meisten lasteten die Verpflegung der französischen Truppen und die Kriegskontribution von 154 Millionen Franken auf den preußischen Finanzen. Allen Versuchen, diese Summe herabzusetzen, zeigte sich Napoleon abgeneigt. Vom 1. Januar

1810 ab mußten allmonatlich 4 Millionen Franken an Frankreich abgeliefert werden. Um diese Zahlungen leisten zu können, hatte Preußen eine holländische Anleihe von 38 Millionen Franken aufgenommen; auch diese verlangte Napoleon sofort. Als die Prinzessin von Thurn und Taxis dem Kaiser die unglückliche Lage Preußens schilderte und ihm zugleich einen Brief ihrer jüngeren Schwester, der Königin Luise von Preußen, überreichte, erwiderte Napoleon: »Wenn der König nicht zahlen kann, so hat er mir nur Schlesien abzutreten.« Auch die preußischen Minister glaubten bei dem Mangel aller Geldmittel eine Landabtretung nicht umgehen zu können; lediglich darüber berieten sie noch, ob ihr Wert den Betrag der rückständigen Forderungen nicht überschreite. (Ranke IV, S. 214). Nur der Oberkammerherr Fürst Wittgenstein glaubte, daß Hardenberg in der Lage sei, durch eine Finanzreform die Mittel zur Bezahlung für Napoleon zu finden. Daher wurde auf der letzten Geburtstagsfeier der Königin der Beschluß gefaßt, Hardenberg die Leitung der Geschäfte zu übergeben. Er war bereit; wies aber auf den Befehl Napoleons hin, der ihn verpflichtete, sich stets 40 Meilen vom preußischen Hof entfernt zu halten. Vor seiner Ernennung sei also Napoleons Einverständnis einzuholen. Napoleon stimmte zu in der Hoffnung, auf diese Weise zu dem gewünschten Gelde zu kommen.

So wurde Hardenberg am 6. Juli 1810 preußischer Staatskanzler. Seine wichtigste Aufgabe war die Finanzreform. Im September desselben Jahres besprach er sich im Riesengebirge mit dem Freiherrn v. Stein darüber. Im Oktober legte er dem König seinen Entwurf der Grundzüge eines neuen Finanzplans vor. Hierin geht die Zahlung der monatlichen Kontribution von 4 Millionen Franken jeder anderen Verpflichtung voran. Eine durchgreifende Veränderung der Steuerverfassung wird als zur Aufbringung der gewaltigen Kontributionssummen notwendig erklärt. Die Grundsteuer wird ausgedehnt, die Stempelsätze erhöht, die Patentsteuer verschärft, eine Konsumtions- und Luxussteuer eingeführt. Anleihen, Verkauf der Domänen und geistlichen Güter, auch der protestantischen, faßt er ins Auge. Befreiung von der Grundsteuer gibt es nicht mehr. Von der Säkularisation der geistlichen Güter verspricht sich Hardenberg einen reichlichen Ertrag; der Verkauf der Domänen sollte 80 Millionen erbringen. Diese Steuern will Hardenberg aber nicht einbringen, ohne die Ansicht einer Nationalrepräsentation zu hören. Wer erinnert sich hierbei nicht der Generalstände, die zu Beginn der Französischen Revolution einberufen wurden, um die Schuldenlast des alten Frankreich abtragen zu helfen.

Dadurch hat Hardenberg verhütet, daß der preußische Staat unter den Nachwirkungen seiner schweren Niederlage von 1806 zusammenbrach. Er hat durch sein Reformprogramm verhindert, daß Napoleon den preußischen Staat durch Wegnahme Schlesiens an Stelle der Kontributionen noch mehr schwächte. Hardenberg haßte Napoleon. Zu seinem Sturz hat er wesentlich beigetragen. Der Waffensieg von 1813 baut sich auf dem Reformwerk Hardenbergs auf. Als der Druck des Korsen von Europa gewichen war, waren es Hardenbergs preußische Gegner, die sein Reformwerk angriffen und ihn im Jahre 1820 zum Sturz brachten.

Ein Wort Hardenbergs, das er gleichsam über sein Reformwerk geschrieben hat, und das uns auch für die heutige Zeit gesprochen zu sein scheint, lautet: »Mit Rosenwasser heilt man die tiefen Wunden des Staates nicht. Es kommt darauf an, unter dem Drückenden das mindest Drückende zu wählen. Der Zweck muß einmal erreicht werden, wenn nicht alles aufgegeben werden soll.«

Außenpolitische Rundschau

Die Krise — Das Kabinett Wirth — Das geschichtliche Verhängnis — Stinnes oder wir — Das Faszistenregime entwickelt sich — Die polnischen Wahlen

Die innere und äußere Krise als Folge des Verfalls der Mark, diese Krise, die nun schon seit Jahren von einem Gipfel zum anderen klettert, von dem aus es

immer noch höher geht, ist gegenwärtig wieder auf einer Höhenstation angelangt. Wieder einmal, wie im August, war die Reparationskommission in Berlin. Wieder einmal erreichte der Dollar eine Rekordziffer — diesmal war sie 9500 —, um dann auf 7000 »herabgedrückt« zu werden. Für wie lange? Und wieder hat man ein Programm aufgestellt, dessen Realisierung bis zur nächsten Konferenz — in Brüssel oder anderwärts — verschoben werden wird. Wieder wird auch die Enttäuschung darüber die Wirkung haben, daß der Dollar weiter klettert. Zur Stunde haben die Lebenshaltungskosten schon beinahe das Fünfhundertfache des Vorkriegs überschritten. Die Löhne und Gehälter, diese schrecklich hohen Löhne, die nicht mehr die Margarine erschwingen können, werden nur noch für Kartoffeln reichen, dieweil das Heer der Arbeitslosen weiter anschwellen wird.

* * *

Das Kabinett Wirth hat noch im Verscheiden die außerordentliche Leistung der Aufstellung eines in den meisten Punkten durchaus nicht üblen Sanierungsprogramms aufgebracht und dieses der Reparationskommission nach Paris nachgeschickt, nachdem es wochenlang der Welt das traurige Schauspiel innerer Zerfahrenheit gegeben hat: es konnte nicht, was es wollte, und es wollte nicht, was es konnte. Richtiger und gerechter müßte eigentlich gesagt werden: Durch innere und äußere Einflüsse gehemmt, erhielt es sich im Gleichgewicht auf der mittleren Linie der Untätigkeit. Freilich ist dieses Programm nicht eigene Gedankenarbeit: es ist der Niederschlag der Gutachten der Finanzsachverständigen, die man zur Konsultierung an das Krankenbett der deutschen Währung gerufen hatte. Dieses schöne Programm hat jedoch einen Fehler: es ist ein Homunkulus, der im Laboratorium der Finanzwissenschaft ausgebrütet wurde — eine vater- und mutterlose Waise, zu der die anonyme Reparationskommission Pate stehen soll. Von den deutschen Parteien, von den großen Wirtschaftskörpern Deutschlands wird sicher niemand die Vaterschaft beanspruchen, und die Adoptivvaterschaft der Regierung Wirth wird der Reparationskommission wenig imponieren. Und schließlich ist diese Reparationskommission, was auch auf dem geduldigen Papier des Vertrags von Versailles stehen mag, *keineswegs souverän*. Sie kann nur tun und wollen, was die Alliierten wollen. Und die Alliierten sind in dieser Beziehung das Abbild der deutschen Regierung: da sie nicht können, was sie wollen, und nicht wollen, was sie können, finden sie sich immer wieder auf der mittleren Linie der Untätigkeit zusammen. Wie die deutsche Regierung ihr Programm und ihre Luftschlösser auf dem Sande der auswärtigen Hilfe aufbaute, so bauen die Alliierten auf Amerika. Und das Faszistenregime in Italien hat die Aktionsfähigkeit der Alliierten sicherlich nicht inzwischen gesteigert.

* * *

Man darf aber mit dem Kabinett Wirth nicht zu streng ins Gericht gehen und es nicht mit Sünden belasten, für die es nicht verantwortlich ist, mit den Erbsünden unserer Parteien. Die deutsche Bourgeoisie hat nie regiert. Im alten Regime überließ sie das Regieren den Junkern und der Bureaukratie; und inzwischen ist das Regieren erheblich schwieriger geworden. Wir sind belastet mit den Sünden des alten Regimes, vor allem aber mit den Bleigewichten des Vertrags von Versailles und mit den Folgen der Zerrüttung der Weltwirtschaft, hervorgerufen durch die Auseinanderreißung wirtschaftlicher Einheiten, die Zerstörungen des Krieges und die unmögliche Lastenverteilung der Friedensverträge. Innerpolitisch wirkt sich das vor allen Dingen dadurch aus, daß unsere ganze Wirtschaft auf Spekulation gestellt ist und daß die, die nicht rücksichtslos zupacken oder gar noch in den wirtschaftlichen Gedankengängen der Vorkriegszeit befangen sind, auf der Strecke bleiben. Die Zerstörung des kleinen städtischen Mittelstandes, das Rückgrat aller bürgerlich-demokratischen Parteien, liefert diese dem Spekulantentum und den Agrariern aus, sofern sie es nicht vorziehen, mit den Arbeitern zu gehen. Aber das kann auf die Dauer *keine* bürgerliche Partei.

Außenpolitisch ist die Situation noch schwieriger. Hier fehlen der deutschen Bourgeoisie alle Vorbedingungen, um sich behaupten zu können. Sie kann bestenfalls versuchen, mit den Kapitalisten der anderen Länder ins Geschäft zu kommen. Das kann sie aber nur auf dem Wege, den unsere Industriekapitäne gehen. Und so sind unsere bürgerlichen Parteien rettungslos der Stinnesierung verfallen.

Was bedeutet das aber außenpolitisch? Daß die Republik alle Fehler und Sünden des alten Regimes auf ihr Konto nimmt. Daß ihre Rehabilitierung in den Augen der Demokraten und Sozialisten der ganzen Welt dahin ist — und daß die Zwangsmaßnahmen, die die Imperialisten der Entente ausbecken, gewissermaßen gerechtfertigt erscheinen.

* * *

Zur Stunde weiß kein Mensch, wie die Regierungskrise, die durch die Demission des Kabinetts Wirth ausgebrochen ist, ausgehen wird. Es ist — geschichtlich gedacht und gesehen — keine andere Möglichkeit, als eine Regierung unter der Führung von Stinnes, oder eine solche unter der Führung der Sozialdemokratie. Gewiß hat zahlenmäßig die alte Koalition eine sichere Mehrheit. Aber Zahlen beweisen alles, somit nichts. Die Demokraten von heute sind nicht mehr die Demokraten von 1918 und selbst von 1920. Durch das Zentrum geht nicht nur ein tiefer Riß, sondern gehen mehrere Klüfte. Die Arbeiter rebellieren gegen den rechten, großkapitalistisch orientierten Flügel, und die Bauern gehen ihre agrarischen Wege. Die Kompromißsucht wird vielleicht noch einmal verkleistern, was keine Brücken mehr verbinden können, und wir werden eine Regierung der Notlüge bekommen. Aber die Geschichte läßt sich nicht durch Bequemlichkeit und Unfertigkeit aufschieben. Die sich überstürzende Entwicklung ist unerbittlich: wir müssen entweder Stinnes das Feld überlassen, oder selbst zupacken. Ein Drittes gibt es nicht. Es gibt keinen Kompromiß mit Stinnes. Denn Stinnes ist ein großer Revolutionär. Stinnes, das ist die vertikale Konzentration über ganz Deutschland organisiert, aber nicht — was er auch von Goldlöhnen reden mag — mit hohen Arbeitsbedingungen, wie bei einem Ford, sondern mit dem Zehnstundentag. Stinnes, das ist die Herabdrückung unseres öffentlichen und geistigen Lebens auf das amerikanische Niveau. Stinnes ist die internationale Verständigung des Großkapitals, die Kolonisierung Europas.

Was unser wartet, unsere österreichischen Genossen, die sich einst so mächtig wähnten, weil sie eine in sich geschlossene Partei sind, sie können es uns sagen: Österreich steht heute unter Kuratel; es ist politisch und wirtschaftlich entmündigt, wie das Saarland. Wo sind die Hoffnungen auf Vereinigung mit Deutschland, wo die Pläne auf Sozialisierung? Stinnes, der einen der größten Reichtümer Österreichs, den steirischen Erzberg, an sich gebracht hat, droht den aufsässigen Arbeitern, die sich gegen das eherne Schicksal verzweifelt wehren, mit der Stillegung des Abbaus.

* * *

Das italienische Faszistenregime nimmt die Entwicklung, die ich hier zu skizzieren versucht habe. Es ignoriert einfach das Parlament und organisiert national und international seine Herrschaft. Die Faszistenregierung macht ein Wahlgesetz, das ihr die Mehrheit bringen soll, da sie bisher nur über 5 Prozent der Parlamentssitze verfügt. Und sie wird dieses Wahlgesetz, wenn es die Kammer ablehnt, durch ein Dekret in Kraft setzen — wenn sie nicht vorzieht, von vornherein diesen kürzeren und sicheren Weg zu gehen. Inzwischen tauchen aus allen Ländern des zerklüfteten Mitteleuropas Nachrichten auf von der Bildung von Faszistenparteien.

Die Regierungen der Entente, die gegenüber Sowjetrußland das bequeme Argument gebrauchten, daß sie es nicht anerkennen könnten, weil es kein demokratischer Staat sei, dieselben Regierungen haben noch kein Sterbenswörtchen der Mißbilligung über das italienische Faszistenregime gefunden. Ganz wohl ist ihnen bei dem italienischen Abenteuer offenbar nicht zumute. Italien ist ihnen viel Geld schuldig, und Mussolini, der »die nationale Seele zum Schwingen bringen« wollte, hat sein

Leitmotiv der auswärtigen Politik in den lapidaren Satz zusammengefaßt, daß »Italien nichts für nichts tun wird«. In Paris und London wird man sich mit Besorgnis fragen, was die italienischen Faszisten verlangen werden, um sich ruhig zu verhalten, und was, um das Gegenteil zu tun. Das erinnert einigermaßen an den Schwiegervater des Königs von Italien, der sich sowohl von der Türkei wie von Rußland und Österreich bezahlen ließ.

* * *

Über die amerikanischen Wahlen wird das nächste Mal zu sprechen sein, wenn die amerikanischen Zeitungen die notwendigen Details gebracht haben werden. Festzustehen scheint jetzt schon, daß sie ein Wiedererwachen der sozialistischen Partei gebracht haben.

Der Ausgang der polnischen Wahlen ist genügend in der deutschen Presse besprochen worden, so daß die Einzelresultate nicht weiter angeführt zu werden brauchen. Sie charakterisieren sich vornehmlich durch zwei Tatsachen: Die Lüge von dem nationalen Einheitsstaat ist trotz aller Wahlkreisgeometrie und Wahlbeeinflussung aufgestochen. So wenig wie Großrumänien und die Tschechoslowakei ist auch Polen ein Nationalstaat. Polen ist aber in noch viel höherem Maße als die beiden anderen Länder ein nationales, wirtschaftliches und kulturelles Monstrum. Denn in Polen klafft innerhalb des polnischen Volkes selbst ein tiefer Gegensatz zwischen der polnischen Landbevölkerung und den Städten, zwischen Kongreßpolen und den ehemals preußischen Provinzen. Und dieser Gegensatz ist das zweite wesentliche Merkmal dieser Wahlen, die einerseits ein Kampf um ihre Existenz der annektierten und vergewaltigten fremdstämmigen Minderheiten war, andererseits ein Kampf zwischen dem großpolnischen Imperialismus und dem demokratischen Kleinbauern- und Bürgertum. Dieser Kampf blieb insofern unentschieden, als keine der beiden Richtungen die Mehrheit errang. Es ist eine wohlverdiente Nemesis, daß es die fremdstämmigen Minderheiten sind, die bei diesem innernationalen Streit die Schiedsrichter spielen. Und diese Tatsache wird auf die außen- und innenpolitische Entwicklung Polens nicht ohne Einfluß bleiben. J. S.-J.

Literarische Rundschau

Karl Boehm, **Begriffsbildung.** Sammlung Wissen und Wirken, 2. Band. Karlsruhe i. B. 1922, C. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 46 Seiten.

Wem es wie mir ein Genuß ist, gerade in Zeiten stärkster wirtschaftlicher Depression sich in seinen Mußestunden mit philosophischen Problemen zu beschäftigen, dem wird die Lektüre dieser kleinen Schrift Boehms, Professor an der technischen Hochschule Karlsruhe, viel Freude bereiten.

Überaus klar und selbst für den, der kein Fachmann ist, nicht allzuschwer verständlich, wird hier das Problem der Erkenntnis kurz aufgerollt. Boehm ist ein begeisterter Verehrer des Mathematikers Hilbert und dementsprechend orientiert er sich an der Mathematik, um in der Art des Denkens der mathematischen Probleme dem Denken seine Gesetzmäßigkeit abzulauschen. Ganz abgesehen von der besonderen Einstellung Boehms zur Axiomatik Hilberts empfiehlt allein diese Tatsache das Büchlein. Denn in der Gegenwart, in der Keyserling und der Inder Tagore Mode sind, der Hang zur Mystik herrscht und viele über Philosophie schwätzen und nicht ernstlich philosophieren, ist es gut, wenn wieder einmal daran erinnert wird, was Philosophie als Wissenschaft ist und daß die Mathematik, diese Wissenschaft des kristallklaren Denkens, den Schlüssel zur Pforte des Erkenntnisproblems bildet.

Doch lassen wir Boehm selber reden. »Mathematik ist Begriffsbildung in ihrer reinsten Form«. Jeder mathematische Begriff existiert, indem er gedacht wird und

in sich keinen Widerspruch enthält. Boehm wirft die Frage auf, was Axiome sind, und beantwortet sie in Anlehnung an Hilberts Axiomatik, daß Axiome nichts als widerspruchslos denkbare Verknüpfungen sind oder, besser noch gesagt, daß die Axiome vom Denken angesetzte Grundverknüpfungen sind, die zwischen Grundbegriffen hergestellt werden. Um praktische Wahrheiten geht es nicht. Nur um reine mathematische widerspruchslose Gebilde. Greifen wir zur Erläuterung das erste Axiom heraus: »Zwei Punkte bestimmen eine Gerade.« Zwischen den beiden Punkten besteht nur ihre Unterscheidbarkeit, die in der Lage gedacht wird. Der Begriff Punkt und der Begriff eines zweiten Punktes, diese »Gedankendinge«, diese »Grundbegriffe« werden in Relation gebracht. »Erst die Verknüpfung also, welche wir als Axiome bezeichnen, geben dem Begriff einen eigentlichen Inhalt.« Hier, bei unserem Beispiel, erhalten die Punkte dadurch erst ihren Inhalt, ihren Sinn, daß sie zur Bestimmung der Geraden dienen.

Was sind »abgeleitete Begriffe«, »Analyse«, »Mitsetzung«? »Aus denselben Grundbegriffen werden verschiedene abgeleitete Begriffe gebildet.« Zum Beispiel »durch Verknüpfung von »Punkt« und »Gerade« kommen wir zum »Winkel«, aber auch zur »Strecke«, aber auch zum »Dreieck«. Dieselben Elemente, nur in verschiedener Verknüpfung. »Die Verknüpfungen zwischen den Grundbegriffen waren frei und schöpferisch, die Verknüpfungen zwischen den abgeleiteten Begriffen sind bedingt und erzeugt, jene wollten aufgestellt, diese wollen aufgesucht sein.« Das, was wir Lehrsätze nennen, bezeichnet er als »Mitsetzungen«. Es ist dieser Begriff wohl der interessanteste der Boehm-Hilbertschen Ansichten. Im Axiom steckt schon die Mitsetzung, und es ist die Aufgabe des Mathematikers, sie zu finden.

Auf alles einzugehen, ist leider bei dem hier verfügbaren beschränkten Raume nicht möglich. Nur durch einige Andeutungen soll zum Lesen des Büchleins angeregt werden.

Einen Einspruch aber muß ich erheben. Das Denken der Naturwissenschaften wird eigenartigerweise in einer Art behandelt, die dazu neigt, aus diesen Wissenschaften mehr ein Sammeln von Tatsachen zu machen. Der von Boehm geschilderte Standpunkt würde einem Helmholtz in seiner zweiten Periode, in der er sich am weitesten von Kant entfernte und am stärksten unter dem Einfluß seines Lehrers Johannes Müller stand, entsprechen. Bei einem Vertreter der Axiomatik nimmt dies wunder. »Die Erfassung des Inhalts der Axiome« der Physik erscheint uns »im höchsten Grade vermittelt zu sein. Es handelt sich um Fiktionen, deren Zweckmäßigkeit, oder um Tatsachen, deren Wahrscheinlichkeit nur aus der Übereinstimmung ihrer Folgen mit dem beobachtbaren Wirklichen abgeleitet werden kann, wobei wir uns des Grundsatzes bedienen, daß der ursächliche Zusammenhang der Wirklichkeit und der logische Zusammenhang der Begriffe isomorph sind, sich in jeder einzelnen Verknüpfung gegenseitig entsprechen.« Hier trennen sich unsere Wege, und ich gehe mit Cohen.

Dr. Walter Israel

Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. 6. Band, erste Hälfte: Reformation und Gegenreformation, von Kurt Kaser. Gotha 1922, Verlag von Fr. Andr. Perthes A.-G. 222 Seiten. Preis geheftet 150 Mark.

Schon bei der Besprechung des Bandes, der das späte Mittelalter behandelt, mußten wir neben der Lektüre dieses Abschnitts der Geschichte dem Leser noch eine Anzahl sozialistischer Schriften zur Berücksichtigung empfehlen, da uns die Kasersche Darstellung der wirtschaftlichen Zustände in dieser Periode, die für die Entwicklung des modernen Europa grundlegend waren und darum heute noch stark nachwirken, doch etwas zu kurz erschien. Diesen Mangel des »Nachziehens der großen Entwicklungslinien des wirtschaftlichen und sozialen Lebens«, das wir erhalten sollten, und an sonstiger Begründung der geschichtlichen Vorgänge zeigt der neue

Band Kasers leider in verstärktem Maße. Wir hatten uns mehr versprochen. Es wird wirklich nur Staaten-, Fürsten- und Kriegsgeschichte geboten, wie in anderen Weltgeschichten auch. Die geistigen Strömungen, wenn sie nicht völlig übergangen werden, sind nur ganz oberflächlich behandelt, so daß sie in ihrer Bedeutung nicht erkannt werden und kaum Interesse erwecken. Wir erfahren wohl, daß die Reformation ihre Ursache in der Verrottung der Kirche hatte, aber über den Grund dieser Verrottung und die vielen älteren Ketzereien wird uns weniger mitgeteilt als in den landläufigen Kompendien. Von den tiefgehenden sozialen Bewegungen, die in Deutschland in die Wiedertäufer-, in England in die Levellerbewegung auslaufen, in Frankreich nach Durchgang durch eine utopistische Bewegung sich endlich in der Revolution auswirken, wird nichts Wesentliches berichtet. Was Münzer und die deutschen Bauern wollten, erfahren wir nicht — die paar Seiten, die der Sache in dem früheren Bande gewidmet waren, sind gänzlich ungenügend. Die Auffassung der religiösen Bewegung ist größtenteils rein ideologisch. Luther selbst wird nicht nach allen Seiten hin gewürdigt, und die Kräfte, die neben ihm im Sinne einer Reformation wirkten, bleiben ganz im Dunkel. Über das innere Wesen von Kalvinismus und Jesuitismus bleiben wir trotz besonderer Abschnitte unaufgeklärt. Selbst in rein politischer Beziehung wäre eine reichere Ausgestaltung der Darstellung erwünscht. Auch Friedrich »der Weise«, der mehr als tausend Reliquien angesammelt hatte, Philipp von Hessen, der mit einer Frau auf einmal nicht auskommen konnte, Gustav Adolf, dem es nicht um Geistesfreiheit, sondern allein um seine dynastischen Zwecke zu tun war, erscheinen nicht im richtigen Lichte.

Darum ist für den Sozialisten, der etwas in das Wesen der geschichtlichen Vorgänge eindringen will, auch hier neben Kasers Buch die Lektüre von Kautsky (Thomas More, Vorläufer des neueren Sozialismus) und selbst der kleineren Schriften von Mehring (Deutsche Geschichte, I, Gustav Adolf) nicht zu entbehren.

B. S.

L. Seyler, **Leitfaden zum Studium der Wirtschaftsgeschichte.** Stuttgart 1921, Druck und Verlag von Alexander Schlicke & Co.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß weiten Schichten unseres Volkes der geschichtliche Sinn fehlt, woraus es sich erklärt, daß so wenige Menschen darüber Bescheid wissen, wie sich die Gegenwart aus der Vergangenheit entwickelt hat. Zahlreiche Unkundige sehen überall neue Probleme, Wege und Ziele, während es sich in Wirklichkeit um alte Gedanken und ausgetretene Pfade handelt — darum laufen sie Phantomen nach und lassen sich von Schlagworten einfangen. Besonders auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Lebens herrscht noch vielfach die Meinung, daß die Wirtschaft ein Mechanismus sei, der als das Ergebnis irgendeines Willens unter einem äußeren Zwange entstanden sei, während sie doch in Wahrheit ein Organismus ist, der sich im Laufe der Zeit auf dem Wege der Evolution gebildet hat und deshalb nur von innen heraus umgemodelt werden kann. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat also ganz recht, wenn er fordert, daß die Arbeiter zunächst mit den Wirtschaftsweisen früherer Zeiten vertraut gemacht werden müssen, wenn sie in das schwierige Gebiet der volkswirtschaftlichen Theorien eindringen und daraus für die Praxis Lehren ziehen wollen. Er will deshalb eine Darstellung der einzelnen Etappen in der Wirtschaftsgeschichte und dadurch eine Übersicht über die gesamte wirtschaftliche Entwicklung geben und zugleich durch Angabe der einschlägigen Literatur dem Leser ein eingehenderes Studium ermöglichen. In gedrängter Weise behandelt er die primitive Wirtschaftsweise, die antiken Wirtschaftsformen, das Wirtschaftsleben im Mittelalter, die Entwicklung des Wirtschaftslebens im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, die kapitalistische Wirtschaft und die wirtschaftlichen Organisationen. Daß in einer solch zusammengepreßten Darstellung manche Momente nur angedeutet und manche Entwicklungsstufen nur ge-

streift werden können, gereicht dem Buche nicht zum Vorteil, auch die Literaturangabe könnte besser sein, immerhin verdient die Arbeit Seylers Anerkennung und Empfehlung.

Franz Laufkötter

Charles Richet, **Der Mensch ist dumm.** In deutscher Bearbeitung von Dr. R. Berger. 1922, Verlag Neues Vaterland.

Die kleine Schrift des bekannten französischen Pazifisten ist sehr unterhaltend. Richet geht von dem Gedanken aus, daß Linné bei seiner Klassifizierung der Lebewesen einen Irrtum beging, als er den Menschen als »homo sapiens« (weisen Menschen«) bezeichnete. Homo stultus, der törichte Mensch, sei das Richtige. Er sucht dann die menschliche Torheit an einer Reihe von Beispielen unter Hinweis auf Sitte und Gebräuche, Glauben und Aberglauben, Lebens- und Staatsformen verschiedener Völker und Zeiten zu beweisen. Als ungeheuerlichste Torheit gilt ihm der Krieg. Töricht ist, wer Intelligenz mit Unverstand paart. Das tut nur der Mensch, nie das Tier. Richet mißversteht die sozialistische Ethik, wenn er meint, es sollen alle Menschen unter das gleiche Joch gezwängt werden, und er verkennt, daß Erziehung zur Arbeit ein Ziel des Sozialismus ist. Doch abgesehen von dieser Entgleisung ist gegen die Tendenz des Buches nichts einzuwenden. Es ist viel Material zusammengetragen, das häufig mit echt französischem esprit — das Wort ist unübersetzbar — in sehr lebendiger, nicht selten paradoxer Gedankenform verarbeitet und dargestellt wird. Doch ist vielleicht gerade deshalb die nicht zu umfangreiche Schrift auch für den ungeschulten Leser als eindrucksvoll und anregend zu empfehlen. Die Übersetzung des deutschen Herausgebers ist mustergültig, die Anmerkungen sind wertvoll.

Henni Lehmann

O. A. v. Sien, **Taian. Der große Friede.** Ein chinesischer Roman. Frankfurt a. M., Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei. Preis geheftet 120 Mark, gebunden 180 Mark.

In dem Riesenreich der Mitte geht es seit Jahren schon drunter und drüber. Dort herrscht der Bürgerkrieg. Norden und Süden sind zerfallen. Ein Präsident jagt den anderen. Die Kämpfe zwischen den verschiedenen Militärbefehlshabern reißen nicht ab. In der langen Geschichte Chinas hat sich die gleiche Erscheinung in Zeiten des Niederganges einer Dynastie, des Interregnums, und des Aufstiegs neuer Volksmänner mit beinahe monotoner Regelmäßigkeit wiederholt.

Diese seit der Ausrufung der Republik tobenden Kämpfe hat der Verfasser als Stoff zu dem vorliegenden Buche benutzt. Der Leser wird in die unterirdische Tätigkeit der verschiedenen chinesischen Geheimorganisationen eingeführt, die in den letzten Jahren durch Aufstände, Unruhen und Revolutionen häufig von sich reden machten. In China verquickt sich Uraltes mit Extrem-Neuem. Auch Spezialkommissare der russischen Sowjetmacht spielen eine Rolle in dieser seltsamen Erzählung aus dem fernen Osten. Natürlich fehlt auch ein Liebesroman in der Handlung nicht. Der Hauptheld ist ein Deutscher. Als Dolmetscher für die chinesische Sprache bei der amerikanischen Botschaft kommt er weit im Lande herum. Durch seine Verbindungen mit — Europa und Amerika — gutgesinnten Chinesen triumphiert er über alle Anschläge, Schliche und Tücken, die von den gelben Fanatikern und Piraten gegen ihn geführt werden, und führt zum Schlusse auch noch in Gestalt der russischen Kommunistin Alexandra Golubeff die Braut heim. Vorher mußte diese aber erst von arglistigen Gefährten befreit werden.

In diesen Rahmen ist chinesisches Volksleben mannigfaltiger Art hineinverwoben. Der Verfasser bezeugt, daß im Lande der Mitte selbst in den höchsten Kreisen getriebene Halunken und Spitzbuben ihr schmutziges Handwerk treiben. Der große Lümmel Volk hat Leiden und Lasten wie überall zu tragen. Das Buch ist in fesselnder Sprache geschrieben. Sein Inhalt ist zwar etwas märchenhaft, aber originell.

W. Bromme

Essays on the Depopulation of Melanesia. Herausgegeben von W. H. R. Rivers. Cambridge 1922, University Preß. XVIII und 116 Seiten.

Die Bevölkerungen der europäischen Kolonien sind fast überall in Abnahme begriffen, und manche von ihnen sind dem Aussterben nahe. Eine rasche Entvölkerung wurde selbst in Gebieten festgestellt, wo der europäische Einfluß erst seit kurzer Zeit zur Geltung kommt, wie zum Beispiel auf den melanesischen Inseln im Stillen Ozean. Die Verhältnisse auf diesen Inseln schildern die sieben Aufsätze des vorliegenden Buches. Einen sehr guten Überblick gewährt der erste vom Missionar W. J. Durrand stammende Aufsatz, aber auch die anderen sind an Tatsachenmaterial und Anregungen reich.

Eine der Ursachen der Entvölkerung ist die Einschleppung von Krankheiten. Selbst solche Krankheiten, die bei Europäern harmlos verlaufen, sind für die Eingeborenen häufig tödlich, wie etwa sogenannte Erkältungen. Nicht minder schädlich erweist sich die Einführung neuer Lebensgewohnheiten, vor allem europäischer Kleidung. Es ist erfreulich, daß selbst Missionare zu dieser Einsicht kommen. Daneben haben die Europäer den Melanesiern noch andere deren Gesundheit schädigende Lebensgewohnheiten gebracht. Unheilvoll ist die Unterdrückung der »heidnischen Gebräuche«, an deren Stelle die europäischen Herren nichts zu setzen haben, so daß das Leben der Eingeborenen ohne geistige Inhalte bleibt. Die Folge zeigt Dr. Rivers recht deutlich auf. Die Beseitigung der Gebräuche und sozialen Einrichtungen der Eingeborenen trägt ferner viel dazu bei, die ohnehin auffallend geringe seelische Widerstandskraft der Eingeborenen, namentlich in Krankheitsfällen, noch weiter herabzusetzen. Durrand und Rivers bestätigen die schon mehrfach gemachte Beobachtung (vergl. Detzner, »Vier Jahre unter Kannibalen«), daß die Eingeborenen schon bei leichten körperlichen Leiden von schweren seelischen Depressionszuständen befallen werden, den Willen zum Leben völlig verlieren und in kurzer Zeit dahinsterben. Die gleiche Wirkung hat übrigens auch suggestive Beeinflussung durch Zauberer. Die Rolle des psychischen Faktors in der Entvölkerung Melanesiens hat Dr. Rivers' Aufsatz zum besonderen Gegenstand. Vieles, was dort von den Melanesiern gesagt wird, gilt auch von anderen primitiven Völkern. Es wäre zu wünschen, daß die in dem Buche gemachten Vorschläge zur Verhütung des Aussterbens der Melanesier (wie der Naturvölker im allgemeinen) nicht unberücksichtigt bleiben. Unsere Gegner im Kriege haben sich ja gerühmt, die Behandlung der Kolonialeingeborenen besser zu verstehen. H. Fehlinger

---

Clark Wißler, **The American Indian.** New York 1922, Oxford University Preß. 2. Auflage. XV und 474 Seiten, Karten und Bilder.

Wißlers Buch über die amerikanischen Indianer ist entschieden einer der wertvollsten modernen Beiträge zur Völkerkunde. Die erste Auflage erschien 1917, die vorliegende zweite ist dem Stande der Forschung entsprechend ergänzt und erweitert. Die Darstellung beginnt mit einer Veranschaulichung der Nahrungsgebiete der Neuen Welt, welche die Abhängigkeit des Menschen von der geographischen Umwelt mit vollster Klarheit zum Ausdruck bringt. Weiterhin werden die wichtigeren wirtschaftlichen Betätigungen der Indianer in sieben Kapiteln beschrieben, ein Kapitel ist den Künsten gewidmet, die nächsten fünf betreffen die sozialen und religiösen Zustände. Die Vorgeschichte der Indianer, ihre Sprachen und körperlichen Eigenarten werden ebenfalls behandelt. Sehr beachtenswert ist der Abschnitt über die Entstehung der amerikanischen Kulturen; Wißler tritt hier entschieden der Auffassung einer weitgehenden Beeinflussung von anderen Erdräumen, namentlich von Ostasien, entgegen. Was das indianische Amerika zur Gesamtkultur der Menschheit beigetragen hat, wird im Schlußabschnitt nachgewiesen. H. Fehlinger

---

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9 | Ausgegeben am 1. Dezember 1922 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Inflationismus?

Von Dr. Karl Landauer (München)

Das Fragezeichen hinter der Überschrift soll nicht bedeuten, daß es einen richtiggehenden Inflationismus in Deutschland nicht gibt. Leider ist die kritiklose Freude an den Papiermarkgewinnen — eine wirtschaftliche Fehlvorstellung so primitiven Charakters, daß man sie nachgerade keinem Kaufmannslehrling mehr unterstellen möchte — bei gewissen Capitains of Industry noch keineswegs restlos überwunden. Über die Schädlichkeit dieses Standpunktes braucht kein Wort verloren zu werden. Ganz gewiß ist es auch richtig, daß vielen der Hinweis auf das ungelöste Reparationsproblem nur der Vorwand ist, der ihre Abneigung gegen ein baldiges Ende der Inflationskonjunktur und die Unterordnung aller anderen wirtschaftspolitischen Rücksichten unter diese Abneigung verhüllen soll.

Es ist ein großes und entscheidendes Verdienst bestimmter Blätter, diesem inflationistischen Standpunkt zu Leibe gerückt zu sein und sich für eine aktive Einstellung der deutschen Währungspolitik eingesetzt zu haben. Dieses Verdienst bleibt bestehen, obwohl gleichzeitig dem Willen zur Aktivität vielfach nicht gangbare Wege gewiesen wurden; denn das S u c h e n nach Möglichkeiten der Markstabilisierung ist damit auf die Tagesordnung gesetzt, wenigstens dann, wenn der kritische Sinn gegenüber den bisher gemachten großenteils abwegigen Vorschlägen wachbleibt und nicht durch die entfachte Begeisterung für angeblich bereits gefundene Lösungen eingeschläfert wird.

Nach dieser Richtung besteht aber Gefahr. Denn nicht alle, die für die Politik der Goldanleihe eintreten, haben dies in so sachlicher, auch den gegnerischen Standpunkt würdigender Weise getan wie Genosse Heichen in Nr. 5 der Neuen Zeit. Es gibt eine Anzahl von Parteigenossen und außerhalb unserer Partei stehenden Wirtschaftspolitikern, in deren Köpfen sich die Vorstellung gebildet zu haben scheint, daß jeder, der im Einsatz des Reichsbankgoldes und vor allem in den Goldschatzanweisungen keine Rettung zu erblicken vermag, jeder, der auf die Fragwürdigkeit aller Stabilisierungsmaßnahmen bei Fortdauer der gegenwärtigen Reparationslage hinweist, ein Anhänger der Markverschlechterung und der Inflationskonjunktur, also ein wirtschaftlicher Hochverräter sei. Diese Anschauungsweise geht aus sehr wohlmeinenden Absichten hervor und erklärt sich außerdem aus berechtigten Stimmungsmomenten, die durch die bekannte Stinnesrede und durch jene Tendenzen, für die sie das Symptom war, hervorgerufen worden sind. Aber man kann sich von den schwerindustriellen Sympathien für die Inflationskonjunktur völlig frei wissen und in der Markstabilisierung die dringendste Aufgabe der Gegenwartspolitik erblicken, ohne doch die bisher von unserem führenden Parteiblatt und von unserer Reichstagsfraktion vertretenen Vorschläge nicht als ausreichend und geeignet zur Lösung dieser Aufgabe anzusehen.

Wer so denkt, hat den größten Anlaß, zu betonen, daß er seinen Standpunkt nicht mit dem von Stinnes verwechselt haben will. Wer anders denkt, muß mindestens anerkennen, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind, ob man mit Stinnes die Markverschlechterung als eine im Augenblick erwünschte Erscheinung preist oder ob man sie als ein im höchsten Grade zu bekämpfendes Übel betrachtet und nur die bisher vorgeschlagenen Mittel unzureichend oder verhängnisvoll findet.

Professor Bonn hat neulich im »Berliner Tageblatt« den Satz geprägt: »Wer heute die Inangriffnahme des Stabilisierungswerkes bis zur endgültigen Regelung der Reparationsfrage verschieben will, will keine Stabilisierung.« Dieser Satz ist sicherlich so gemeint, daß in absehbarer Zeit die Festsetzung einer für Deutschland erträglichen Gesamtsumme der Reparationen nicht erwartet werden dürfe und daß deshalb eine Verschiebung bis zur Festsetzung dieser Gesamtsumme eben eine Verschiebung ins Unabsehbare bedeutet. So verstanden, ist der Satz richtig. Aber zwischen einer endgültigen Lösung der Reparationsfrage in diesem Sinne und dem, was Bonn eine provisorische Lösung nennt und was er als ausreichende Grundlage für die Stabilisierungsaktion erachtet, liegen sehr wichtige Möglichkeiten. Bonn glaubt — und er drückt hier nur die Ansicht maßgebender Kreise auch unserer Partei aus —, daß ein Moratorium oder eine Moratoriumsanleihe, also eine Erholungspause angestrebt werden solle und daß man, sobald diese bewilligt sei, die Markstabilisierung erreichen könne. Für diese selbst freilich erhofft er auch noch — das steht bei ihm mehr zwischen den Zeilen und ist weit deutlicher in den Vorschlägen der ausländischen Sachverständigen und der deutschen Regierung ausgedrückt — die Mitwirkung des ausländischen Kapitals.

Schalten wir alles Stimmungsmäßige, Unsachliche aus, dann stehen wir vor der Frage: »Sind Moratorium und ausländische Valutaanleihe wirklich alles, was uns das Ausland bieten muß, damit wir unsere Valuta sanieren können?« Man wird sich diese Frage vorlegen müssen mit allem Ernst und mit dem Bewußtsein, daß es nicht darauf ankommt, nun einen Wunschzettel aller möglichen ersehnten Dinge aufzustellen, sondern wirklich nur nach dem absolut Unerläßlichen zu rufen, weil es äußerst fraglich ist, ob wir auch nur dieses bekommen. Und jeder Tag, um den die Sanierungsaktion aufgeschoben wird, schädigt wohl auch die anderen Länder, aber doch in allererster Linie Deutschland. Es wäre daher nicht zu verantworten, ihren Beginn auch nur von einer nicht unbedingt nötigen Voraussetzung abhängig zu machen.

Die Sanierung der deutschen Währung ist mit lediglich börsentechnischen Mitteln, auch wenn man diesen Begriff sehr weit faßt, nicht zu erreichen. Sie setzt, wie oft ausgeführt, die Sanierung der deutschen Wirtschaft voraus. Die deutsche Wirtschaft ist in sich sanierbar. Daran kann ein ernster Zweifel nicht bestehen. Wir können, nach dem Verlust wertvollster Gebiete und wirtschaftlicher Außenposten, mit unserer eben erst wieder entstehenden Handelsflotte, unter der Ungunst einer vielfach noch gegen uns gerichteten Stimmung des Auslandes natürlich nicht ohne weiteres die Lebenshaltung unseres Volkes aus der Vorkriegszeit erreichen. Aber daß der Notbedarf zu decken ist, das läßt sich zwar nicht statistisch nachweisen, doch wird sich kaum ein Volkswirt finden lassen, der es bestreitet.

Wenn aber bei uns die Produktionsgrundlagen vorhanden sind, die zur Beschaffung des Notwendigen ausreichen, warum ist dann unsere Wirtschaft überhaupt krank? Woher kommt dann die passive Zahlungsbilanz, zu deren schließlicher Ausgleichung uns kein anderes Mittel zu Gebote steht als der Notenexport? Woher kommt das Defizit in unserem Staatshaushalt, das immer wieder die Notenpresse in Bewegung treten läßt? Es gibt auch in Deutschland Leute, und zwar ehrliche und wohlgesinnte Leute, die in den vergangenen Monaten und Wochen immer wieder gemeint haben, die Wurzel dieser Mißstände könne nicht im Versailler Vertrag liegen, weil doch die von uns augenblicklich zu vollziehenden Reparationsleistungen nicht übermäßig groß seien. Dieser Gedanke hat natürlich noch viel stärker aus zahlreichen Ententeäußerungen herausgeklungen. Abgesehen davon, daß in diesem Zusammenhang die Besatzungslasten meistens vergessen werden, ist es ein grundsätzlicher Fehler, die indirekten Reparationswirkungen nicht in Rechnung zu stellen.

Die Produktionssteigerung, die wir brauchen, um mehr Produkte ins Ausland bringen zu können und dadurch trotz der Schmälerung unserer Erzeugungsgrundlage unsere Handelsbilanz auszugleichen, die Mehreinnahmen der Staatskasse, die nötig sind, um die Noteninflation zum Stillstand zu bringen, erfordern eine straffe Anspannung unserer Kräfte, schmerzliche Opfer, erhöhte Mühe für breiteste Volksschichten. Diese Leistungen sind psychologisch unmöglich, solange das deutsche Volk Gefahr läuft, daß ihm der ganze Ertrag einer Wirtschaftsbesserung von der Entente auf Grund des Versailler Vertrags weggenommen wird. Die innere Sanierung der deutschen Wirtschaft ist erst denkbar, wenn dem deutschen Volke die Sicherheit gegeben wird, daß ihm der größere Teil der Frucht der erforderlichen außerordentlichen Anstrengungen bleibt.

Dies wäre unzweifelhaft am besten dadurch gewährleistet, daß die Reparationen auf einen bestimmten, mit Deutschlands Leistungsfähigkeit vereinbaren Betrag festgesetzt würden. Das ist nun nicht zu erreichen, und damit müssen wir uns abfinden. Die maßgebenden französischen Kreise, soweit sie nicht überhaupt politische Zerstörungsabsichten hinter unerfüllbaren wirtschaftlichen Forderungen verbergen, haben einen sehr starken Glauben an unsere ökonomische Erholungsfähigkeit. Sie fürchten die künftige Wirtschaftskraft Deutschlands als Grundlage für einen politischen Aufschwung, und sie wollen einen Teil unseres Wohlstandszuwachses für sich haben, teils aus ernster Sorge für die französische Wirtschaft, teils als Kompensation für die erwarteten politischen Nachteile, teils um uns durch Beschneidung der Schwingen von den gefürchteten Eroberungsflügen zurückzuhalten. Diese Kreise sind nicht dafür zu haben, daß heute eine Reparationssumme, die unserer gegenwärtigen Zahlungsfähigkeit auch nur annähernd entspricht, als endgültige deutsche Schuldsumme festgesetzt wird. Aber ist es nicht möglich, sie dafür zu gewinnen, daß die von Deutschland zu leistende Summe beweglich gestaltet wird in einer Weise, daß ein Anteil an der deutschen Wirtschaftsbesserung an Frankreich fällt, aber eben doch nur ein Teil, während der Rest dem deutschen Volke verbleibt? Schließlich wird jeder wirtschaftlich denkende Mensch in Frankreich doch einsehen müssen, daß man auf solche Weise aus dem deutschen Volke mehr herausholen kann als mit dem System der Pres-

sionen. Es sprechen mehr Anhaltspunkte dafür als dagegen, daß man diese Gesichtspunkte auch in Frankreich nicht grundsätzlich verwirft, wenn auch gewiß zwischen grundsätzlicher Nichtablehnung und Einigung über die reale Gestaltung noch ein weiter Weg liegt. Aber ist der Glaube an das Gelingen der ausländischen Stützungsanleihe etwa auf einen geringeren Grad von Optimismus gegründet als die Hoffnung, daß man den in der Reparationsdiskussion nicht neuen Gedanken des beweglichen Index in vernünftiger Form zur Verwirklichung bringen könnte?

Natürlich sind auch die technischen Schwierigkeiten der Konstruktion des Index nicht gering. Man darf sich die Sache nicht so leicht machen, wie es seinerzeit in London geschehen ist, als einfach die Rohausfuhr zum Maßstab der deutschen Wirtschaftsgesundung bestimmt wurde. Aber unlösbar ist die technische Seite der Frage nicht.

Die Sicherheit dafür, daß uns ein Teil dessen bleibt, was wir durch die Wirtschaftsbesserung gewinnen, ist deshalb so ungeheuer notwendig, weil die eigentliche Leistung doch *von uns* wird vollbracht werden müssen. Die deutschen Vorschläge an die Reparationskommission wollen die Auslandshilfe für die Stabilisierung der Mark in Form einer Valuta-Anleihe heranholen. Das tiefe Mißtrauen gegen die Mark, wie es in der Kursbewegung der letzten Monate zum Ausdruck kommt, findet in den deutschen Wirtschaftszuständen keine Rechtfertigung. Aber wenn wirklich potente ausländische Wirtschaftskreise genügende Einsicht in diese Wahrheit besäßen, dann wäre die Mark wohl kaum so tief gesunken. Es wird vielleicht nötig sein, daß wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, auch die Ausgabe wertbeständiger Zahlungsmittel im wesentlichen aus eigener Kraft durchführen zu müssen. Daß dann das Gold der Reichsbank als Deckungsmittel nicht herangezogen werden darf und, selbst wenn man es heranziehen wollte, nicht ausreichen würde, braucht man im Augenblick wohl nicht mehr zu begründen. *Versagt das Ausland, so muß die Deckung der wertbeständigen Zahlungsmittel durch inländische Sachwerte erfolgen. Aber nicht etwa in der Form einer nebelhaften Garantie der »Berufsstände«, das heißt der Sachwertbesitzer, für die auszugebenden Schuldscheine* — dieser unzulängliche Gedanke ist der Pferdefuß des sonst in mancher Hinsicht wegweisenden Aufsatzes »Ein produktives Geschäft« von Felix Pinner im »Berliner Tageblatt« vom 23. Oktober; *vielmehr müßten im Wege natural er Sachwertbesteuerung* (Übereignung von Aktien und Goldhypotheken an eine mit der Währungsregelung befaßte Treuhänderstelle) *die Deckungsmittel beschafft werden*. Dieser Weg, der bereits durch verwandte, allerdings in der Hauptsache in anderem Zusammenhang gemachte Vorschläge von Südekum (»*Gewinnbeteiligung als Grundlage planmäßiger Wirtschaftsführung*«, Berlin 1922) und Auer (»*Ein Vorschlag zur wirtschaftlichen Hilfe*«, »Münchener Post« vom 9. Oktober 1922) sowie durch das bekannte Getreidegeldprojekt des oldenburgischen Ministers Tantzen vorgezeichnet ist, dürfte der einzige sein, der uns aus eigener Kraft zur Schaffung wertbeständiger Zahlungsmittel führen kann.

Diese Schaffung wertbeständiger Zahlungsmittel ist aber nur im Wege eines allgemeinen wirtschaftlichen Reformprogramms durchzuführen, und ein

solches Reformprogramm ist meines Erachtens nicht denkbar, wenn es nicht die vorübergehende Außerkraftsetzung des Achtstundentags enthält. Um den provisorischen Charakter dieser Maßnahme zu sichern, bedarf es nur der strikten Festlegung der schon bestehenden Vorschriften über Kurzarbeit; denn wenn die Währungsreform ihr Ziel erreicht, hört die gegenwärtige Inflationskonjunktur auf, und wenn dann dafür gesorgt wird, daß der Arbeitgeber dem Beschäftigungsmangel nicht durch Entlassungen Rechnung tragen darf, sondern den Arbeitstag entsprechend zu kürzen hat, wird man auf dem Wege der Tatsachen sehr rasch wieder beim Achtstundentag angelangt sein.

Andere Dinge, die in einem allgemeinen Reformprogramm für die deutsche Wirtschaft auch noch stehen müßten, brauchen hier nicht näher erörtert zu werden. Denn hier kommt es nur auf die Erkenntnis an, daß diese Wirtschaftsreform von allen Schichten des deutschen Volkes die schwersten Opfer verlangen wird. Es ist undenkbar, den Betroffenen diese Opfer zuzumuten, wenn damit nur die Reparationslasten gesteigert werden. Darum genügt ein Moratorium nicht, sondern es ist eine endgültige Regelung erforderlich. Wenn auch nicht eine endgültige Feststellung der absoluten Summe, so doch eine »Rahmenlösung«. Man mag sagen: Der Augenblick ist außenpolitisch dafür nicht günstig; die Lage in Italien und England läßt Frankreich mehr freie Hand als seit langem. Nun, wir haben den Augenblick nicht gewählt; und es wird der deutschen Politik vielleicht nicht sehr schwer fallen, gerade eine auf beweglichem Index aufgebaute Lösung den Franzosen annehmbar zu machen. Zum mindesten darf wohl bezweifelt werden, daß ein Frankreich, das ein Moratorium annimmt, sich einer solchen Lösung gegenüber völlig abweisend verhalten wird. Und wenn das Moratorium nicht akzeptiert wird, ist eine deutsche Währungsinitiative ja doch unmöglich.

An dieser Stelle beginnt ein taktisches Bedenken gegen die Art und Weise, wie bisher das Eintreten für eine aktive deutsche Währungspolitik betrieben wurde. Man hat über der Polemik gegen diejenigen, denen die Reparationsfrage als Ausrede für ihre inflationistische Einstellung dient, den Kampf für die außenpolitischen Voraussetzungen der Währungsreform stark vernachlässigt. Wir dürfen aber nicht erwarten, daß die Franzosen und Engländer von sich aus diese Voraussetzungen betonen, wenn wir darüber schweigen oder nicht laut genug davon reden. Und auch der Gedanke wäre irreführend, daß die Notwendigkeit einer Abänderung der Reparationsbestimmungen schon ohnedies laut genug in der deutschen Öffentlichkeit gefordert werde. Es ist etwas ganz anderes — die Verfechter der bisherigen Stabilisierungsvorschläge werden das gewiß gern zugeben —, ob diese Forderung im Zusammenhang mit einem inneren Reformprogramm erhoben wird oder ohne solchen Beweis des Willens zur eigenen deutschen Leistung. Die Wahrheiten, die uns selbstverständlich erscheinen, müssen wir trotzdem immer wieder in die Welt hinausrufen; denn so wenig wir ohne eigene Leistung Hilfe oder auch nur Nachsicht von den anderen erwarten dürfen, so wenig können wir hoffen, mit den elementarsten Gerechtigkeitsforderungen durchzudringen, wenn wir nicht immer wieder die Unbilligkeit und die Unvernunft dessen, was uns angetan wird, der Welt zeigen und die Erleichterung des auf uns lastenden Druckes aufweisen als unumgängliche Voraussetzung jeder bessernden Tat.

Kautskys Kampf mit sich selbst

Von Dr. Walter Israel (Schluß)

Kautsky erklärt: »An dem Tage, an dem es gelänge, mich zu überzeugen, daß die Zukunft nicht dem Großbetrieb gehört, würde meine sozialistische Zuversicht aufs tiefste erschüttert.«[1] Diesem Satze ist beizupflichten. Nur möchte ich sofort mit aller Deutlichkeit betonen, daß er allein für die Industrie — soweit bis heute sich die Tendenzen erkennen lassen — völlig gilt; für die Landwirtschaft ist er (auch nach Kautsky) einzuschränken.

Die Behandlung des Problems Sozialismus und Landwirtschaft geschieht meines Erachtens bei Kautsky in seinem neuen Buche immer noch nicht unter dem notwendigen Gesichtspunkt einer sauberen Trennung von Landwirtschaft und Industrie. Beide, Stadt und Land, sind in ihrer gesamten Struktur derart verschieden, daß man sich hüten muß, aus Liebe zu den Tendenzen der Entwicklung der Industrie die Landwirtschaft in den Schraubstock jener Erkenntnisse einzuspannen.

Freilich gibt Kautsky zu, daß »vom Untergang des Kleinbetriebs in keinem Sinne gesprochen werden darf« (S. 17). Aber »der Kleinbetrieb kann sich von diesen riesigen Errungenschaften (gemeint sind die wissenschaftlichen und technischen. Der Verf.) nur ganz dürftige Stücke aneignen.... Wenn er (der Kleinbetrieb. Der Verf.) sich trotzdem behauptet, so liegt das ... am aufkommenden Genossenschaftswesen« und an der »Arbeiterfrage«. Gehen wir zunächst auf das Genossenschaftswesen ein, so zeigt sich, daß hier allerdings etwas im Werden ist, dessen Triebkraft nicht nur nicht unterschätzt werden sollte, sondern dessen immer stärker werdendes Wesen die Gesellschaft im Interesse der Hebung der Produktion als auch in Hinweis auf einen besser geregelten Absatz sich zunutze machen sollte. Die Bauernschaft ist heute derart gesund, daß es mit bestem Willen nicht angeht, im Programm den von Kautsky vorgesehenen Satz aufzunehmen: »Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Emporkommen und zur Herrschaft des kapitalistischen Großbetriebs« (S. 28). Das heißt wieder einmal die Tatsachen sehen und sie nicht konsequent anerkennen. Der Kampf mit dem Alten, aber kein klarer Sieg der Erkenntnis. Und der Grund: das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen ist Kautsky ein Dorn im Auge, also übersieht er zunächst die Kraft dieser Bewegung. Wie aber liegen die Dinge wirklich? Vom Gesichtspunkt der Hebung der Produktion (eine der ersten Fragen des Sozialismus) ist zu sagen, daß schon oft auf die Vorzüge hingewiesen worden ist, die sowohl der Groß- wie auch der Kleinbetrieb auf dem Lande haben. Andererseits besitzt der Kleinbetrieb unbedingt Nachteile, so in bezug auf die Stellung des Arbeiters, die begrenzte Möglichkeit, die Maschinen zu benutzen, unrationeller Einkauf und last not least gerade heute: vom Kleinbetrieb lassen sich am schwersten die für den Städter wichtigen Lebensmittel erfassen und geeignet verteilen. All diesen Übeln kann jedoch durch Produktiv-, Konsum- und Verkaufsgenossenschaften abgeholfen werden. Und diese haben den Vorteil, daß sie dem wirklichen Laufe der Entwicklung entsprechen. Die Arbeiterfrage wird dann verbandsweise zu regeln sein. Auf Arbeitgeberseite dürften wohl die Produktivgenossenschaften diese

[1] Kautsky, Die proletarische Revolution und ihr Programm, S. 15.

Frage regeln. Das heißt nicht eine Tendenz unterdrücken, sondern sie in fruchtbare Bahnen leiten.

Aber nun geschieht bei Kautsky etwas Eigenartiges. Er erkennt schließlich doch die Bedeutung des ländlichen Genossenschaftswesens an. Mit Recht ist er der Ansicht, daß ein Zerschlagen des Großgrundbesitzes »eine Barbarei und eine Gefährdung der Volksernährung« ist (S. 300). Durchaus treffend führt er bei Behandlung der Sozialisierung des Kleinbetriebs aus: »Ist in einem Dorfe die gesamte Bauernschaft oder doch ein erheblicher Teil zu Pächtern des Staates geworden, dann kann dieser den Pachtvertrag sehr wohl in einer Weise gestalten, daß es möglich wird, die Gesamtheit der verstaatlichten Acker im Dorfe zu einem zusammenhängenden Bodenkomplex zu vereinigen und die Staatspächter in einer Genossenschaft zu organisieren, die den dörflichen Staatsboden bewirtschaftet.« (S. 300.) Aber trotzdem wird (für die kapitalistische Epoche. Der Verf.) »der Zusammenschluß der Bauern zu wirtschaftlichen Verbänden die Sache der Sozialisierung wenig fördern. Bisher waren solche Verbände meist Organe des Kampfes der ländlichen Produzenten gegenüber den städtischen Konsumenten. Der sozialisierte Betrieb soll aber eine Organisation sein, die den Interessen beider Seiten dient« (S. 298).

Diese Logik ist unbegreiflich; denn ob Staatspächter oder Eigentümer, stets ist der Egoismus der gleiche, und es bedarf eben des Druckes der Allgemeinheit, diesen einzudämmen und durch geeignete Maßnahmen im Interesse aller umzumodeln. Und die Kündigung der Pächter kommt wohl als gelegentliches, nie aber als Generalmittel in Betracht. Das Pachtverhältnis wird stets nur die Rechte als Eigentümer (Verkauf des Bodens) für die Zeit, die wir annähernd beurteilen können, die des erblichen Besitzes jedenfalls nicht zu beschneiden haben. Hingegen ist zum Beispiel auch heute schon die staatliche Unterstützung mit Düngermitteln usw. anwendbar, um den Bauern für die Allgemeinheit zu interessieren.

Auf ein paar Punkte des Kautskyschen Buches soll noch eingegangen werden, wobei betont wird, daß den nichterwähnten nicht unbedingt zugestimmt wird; aber der Raum einer Zeitschrift ist beschränkt.

In dem Kapitel »Die proletarische Revolution« sucht Kautsky unter anderem auch die positive Mitarbeit der Sozialdemokratie seit der Novemberrevolution von 1918 zu rechtfertigen. Nach Kautsky lehrt der Marxismus »die Bedingtheit aller politischen und sozialen Ideen und Einrichtungen durch die ökonomischen Gesetze, die nicht nach Belieben zu ändern sind« (S. 89). Trotz diesem Anerkennen der ökonomischen Gesetze, also trotz der Verurteilung jedes utopischen Versuchs, die Wirtschaft gewaltsam und ohne Rücksicht auf den dynamischen Zusammenhang zu ändern, sieht Kautsky in dem aktiven Wirken nach 1918 und vor dieser Zeit in Deutschland einen Unterschied fundamentaler Art. Reformisten und Revolutionäre vor dem Kriege unterscheiden sich nach ihm dadurch, daß jene glaubten, »auf gütlichem Wege unter der Monarchie die politische Macht zu erringen«, ja, daß einige sogar »wähnten, es sei möglich, die Monarchie selbst für den Sozialismus zu interessieren«, diese hingegen »um den gewaltsamen Umsturz der Militärmonarchie, um die Revolution in diesem Sinne durch allmähliche Reformen« nicht herumzukommen glaubten (S. 83). Und stolz fügt Kautsky hinzu: »Insofern behielten wir Revolutionäre recht.« Daß die deutsche Republik keine sozialdemokratische geworden sei, entschuldigt er damit, daß die Republik nicht

nur »durch Überwindung der Monarchie von innen« errungen worden sei. Mit Recht sieht er in der Revolution den militärischen Zusammenbruch. Daß das Proletariat nicht imstande war, »die Macht, die ihm durch die Katastrophe ohne weiteres zufiel, zu behaupten«, habe an der Schwächung des Proletariats durch den Krieg sowie daran gelegen, daß »einige seiner Teile demoralisiert und gerade seine revolutionärsten Schichten entzweit« waren.

Diese ganzen Darlegungen zeigen in geradezu erschreckender Weise den Geist der vermeintlichen Revolutionäre, die letzten Endes weiter nichts sind als Leute, die immer noch gern den Gesetzen der Wirtschaft ein Schnippchen schlagen möchten oder, wenn sie endlich eingesehen haben, daß dies nicht angeht, ihr praktisches Arbeiten auf wirtschaftlichem Gebiet durch politische Tatsachen zu rechtfertigen suchen. Es ist interessant, zu sehen, daß man in der Republik die Gesetze der Wirtschaft anerkennen darf, im Kaiserreich dies aber verboten ist; dort darf man mitarbeiten, hier nur Opposition treiben. Glaubt Kautsky wirklich, daß die von ihm angeführten »reformistischen« Argumente in Wirklichkeit die derjenigen Männer gewesen sind, die auch vor dem Kriege für positive Arbeit eintraten? Die sogenannten Reformisten wollten weiter nichts, als im Rahmen des ökonomisch Möglichen für das Proletariat schaffen. Mit der politischen Form des Staates hatte dies nichts zu tun. Denn war auch dies Schaffen schwieriger als heute in der Republik, so war es nicht unmöglich. Und wie sehr diese Männer im Rechte waren, zeigt der November 1918, der keine Angelegenheit irgendeiner Partei de facto, sondern nichts als eine Handlung des Heeres war, was ja auch Kautsky indirekt anerkennt. Die leider auch nach der Beendigung des Krieges zunächst gebliebene Spaltung zwischen S. P. D. und U. S. P. wäre an sich nicht möglich gewesen (denn der Grund, die Kriegspolitik, war beseitigt), wenn nicht das utopische und vermeintlich revolutionäre Element in der U. S. P. wieder zum Vorschein gekommen wäre, eben der Geist, der die Wirtschaft der politischen Gelegenheit zuliebe vergewaltigen wollte. Daß aber bei immer stärkerer Entwicklung zum Sozialismus der Militärstaat zusammenbrechen würde, ist eine Selbstverständlichkeit, da dann die ökonomische Struktur die Struktur des Staates notwendig dementsprechend beeinflussen müßte. Es erscheinen mir diese Erörterungen kein »unnötiges Erinnern«, denn gerade jetzt gilt es (siehe Regierungskrise), sich zur Erkenntnis mancher Notwendigkeit durchzuringen.

Wir lesen den lapidaren Satz: »Unter der Herrschaft des Kapitalismus bleibt der Arbeiter wohl technisch der Produzent der Produkte. Aber er hört auf, es ökonomisch zu sein. Nicht er ... hat eine Interesse an ihrem Preis.« (S. 146.) Zwei Seiten später: »Der Arbeiter hat also ein Interesse am Sinken der Warenpreise, wenn sich dies nicht unter schädigenden Begleiterscheinungen wie etwa weitverbreiteter Arbeitslosigkeit vollzieht.« (S. 148.) Was ist nun richtig: Hat der Arbeiter an der Preisgestaltung Interesse oder nicht?

Der Arbeiter ist in der kapitalistischen Wirtschaft nicht Produzent; aber diesen Satz auszusprechen, heißt nicht, die Desinteressiertheit des Arbeiters an der Produktion oder auch nur an einem Produktionszweig zu behaupten. Es wäre dies ähnlich der gleichen irrigen Behauptung, der Arbeiter ist *nur* Proletarier, und mit diesem Ausdruck alle anderen Funktionen, die ihm eigen sind und ihn an die Gesellschaft ketten, zu leugnen. Wie sehr eine Produktionsstätte innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft als Mehrwerterzeuger

auch vom Arbeiter geschätzt wird, wie sehr sich seine Interessen mit denen des Unternehmers verknüpfen — wenn auch keineswegs decken —, zeigte Dr. Karl Landauer[2] bei Behandlung der Selbstverwaltungskörper in der Kohlenwirtschaft, dem Kali usw. Er zitiert den Unterstaatssekretär Hirsch (15. April 1920): »Die Mitwirkung von Arbeitern bei der Preisbestimmung bietet keine Garantie gegen unberechtigte Preissteigerungen.« Der ganze Syndikalismus basiert auf der Tatsache, daß im Kapitalismus der Arbeiter wesentlich gemeinsame Interessen mit seinem Arbeitgeber hat und, indem er diese allein gegenüber den Bedingungen des Arbeiters zur Gesamtheit der Gesellschaft betont, will er das Proletariat zum Massenkapitalismus führen. In gleicher Linie bewegen sich die Gedankengänge derjenigen, die die berühmten Kleinaktien propagieren.

Die Kautskyschen Vorstellungen über den sozialistischen Gesellschaftszustand erscheinen derart verfrüht, daß eine Behandlung derselben heute wenig fruchtbringend ist. Aber eines ist bei all diesen Erörterungen merkwürdig: das Fehlen jeder Berücksichtigung der internationalen Wirtschaftsverhältnisse. Dies ist um so erstaunlicher, da gerade internationale Sozialdemokraten für das Leben internationales Interesse haben sollten. Es scheint dies wiederum daran zu liegen, daß man den Proletarier losgelöst von allen Bindungen, die ihn an die Gesellschaft knüpfen, nur als den sieht, der die Produktionsmittel nicht besitzt. Diese Einseitigkeit, die hauptsächlich dem deutschen Sozialisten eigen ist, führt dann zu Ansichten von geistiger »Höhe« wie etwa, daß der Proletarier kein Vaterland hat. Gerade die Gegenwart zeigt, wie stark die Bindung des deutschen Proletariats an die deutsche Gesellschaft ist, die ihren staatlichen Ausdruck in der deutschen Republik findet.

Doch zurück zu Kautsky. Typisch für seine Auffassung ist der Satz: »In England und Deutschland ist die politische Alleinherrschaft des Proletariats nur noch eine Frage weniger Jahre. Und überall haben die Volksmassen begriffen, von welcher Bedeutung die auswärtige Politik für sie geworden ist.«[3] Kautskys Kampf mit sich selbst führt zur Niederlage des freien ungetrübten Erkennens zugunsten dessen, was er wünscht und für das er lange Jahre aufopfernd gekämpft hat. Wohl hat in den letzten Wahlen in England die Sozialdemokratie starke Fortschritte gemacht, aber gesiegt hat die Konservative Partei. Ferner ist von einer sozialistischen Auffassung der internationalen oder äußeren Politik der englischen Massen nur wenig zu spüren; denn zu den Massen gehören auch wesentliche Bestandteile der konservativen Wählerschaft, und auch den Massen der englischen Sozialisten ist das Hemd näher als der Rock, und die Interessen Old Englands sind ihnen heilig. Über die Erwartungen Kautskys in bezug auf Deutschland schweigt des Sängers Höflichkeit.

Der Weg zum Sozialismus ist noch ein weiter und harter und das Beschreiten dieses Pfades gegenwärtig in Deutschland von der Gnade der Entente abhängig. Dies anerkennen heißt doppelt stark den Willen haben, dem Ziele sich zu nähern und hierfür zu wirken.

[2] Karl Landauer, Das Prinzip der Planwirtschaft und die neueste Wirtschaftsentwicklung, Neue Zeit, 40. Jahrgang, 1. Band, Heft 22.

[3] Aus dem Kautskyschen Vorwort (S. 16) zu »Karl Marx, Die Inauguraladresse usw.«, 1922, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts.

Die Internationale Arbeitsorganisation und die deutsche Sprache

Von H. Fehlinger

Auf der vom 18. Oktober bis 3. November 1922 in Genf abgehaltenen vierten Internationalen Arbeitskonferenz wurde die Frage aufgeworfen, ob das Deutsche als dritte Amtssprache der Internationalen Arbeitsorganisation zugelassen werden solle. Angesichts der Bedeutung, welche diese Organisation für die internationale Sozialpolitik hat, scheint es mir gerechtfertigt, eine streng sachliche Darstellung der Angelegenheit zu geben.

Der Friedensvertrag, der im Teil 13 die Errichtung der Internationalen Arbeitsorganisation vorsieht, enthält in bezug auf die zu gebrauchenden Sprachen lediglich die Bestimmung, daß das Internationale Arbeitsamt eine Zeitschrift in französischer und englischer Sprache und in jeder anderen Sprache herausgeben soll, die der Verwaltungsrat des Amtes für angebracht hält. (Artikel 396.) Die Geschäftsordnung der Internationalen Arbeitskonferenz dagegen bestimmt, daß nur Englisch und Französisch deren amtliche Sprachen sind. Jeder Vertreter darf zwar in seiner Muttersprache reden, jedoch hat die betreffende Delegation für eine kurz zusammengefaßte Übertragung seiner Rede in eine der beiden Amtssprachen zu sorgen. (Art. 11 der Geschäftsordnung.)

Unmittelbar vor dem Zusammentritt der vierten Arbeitskonferenz fand eine Sitzung des Verwaltungsrats des Internationalen Arbeitsamts statt, in welcher der deutsche Arbeitervertreter Th. Leipart den Antrag stellte, die deutsche Sprache als gleichberechtigt mit der französischen und englischen anzuerkennen. Leipart handelte dabei in Übereinstimmung mit dem Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Zur Begründung seines Antrags legte er dem Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts eine Denkschrift vor, in der unter anderem folgendes ausgeführt wird:

»Die Tatsache, daß in der Internationalen Arbeitsorganisation nur Französisch und Englisch als Amtssprachen zugelassen sind, bedeutet ohne Zweifel eine nicht zu unterschätzende Beeinträchtigung der Erfolgsmöglichkeiten dieser Organisation und ihres Arbeitsamts, ganz abgesehen davon, daß es nicht gerecht ist, wenn die Sprache der 82 Millionen Deutschen, die innerhalb der Mitgliedstaaten der Internationalen Arbeitsorganisation leben, nicht anerkannt wird, obwohl sie numerisch die Französisch ebenso wie die Englisch sprechende Bevölkerung dieser Staaten weit übertreffen. Die Gesamtzahl der Deutschen in Europa, mit Ausnahme Rußlands, stellt sich ungefähr wie folgt:

Deutsches Reich	rund	62000000
Österreich	»	7000000
Schweiz	»	2600000
Luxemburg	»	270000
Danzig	»	320000
Memelland	»	70000
Frankreich (Elsaß-Lothringen)	»	1500000
Belgien	»	115000
Italien	»	230000
Südslawischer Staat	»	700000
Rumänien	»	900000
Böhmisch-slowakische Republik	»	3500000
Ungarn	»	250000
Polen	»	2300000
Lettland, Estland, Litauen	»	270000
	Zusammen	82025000

Nicht Bedacht genommen ist dabei auf jene Deutschen, welche als Einzelpersonen in allen Staaten verstreut leben.

Viel weniger weit verbreitet als die deutsche Sprache ist die französische. Selbst wenn man sehr liberal ist und alle Bretonen, Flämen, Basken, Spanier und Italiener Frankreichs als Franzosen zählt, beträgt deren Gesamtzahl in Europa nicht ganz 45 Millionen. Außerhalb Europas leben in geschlossenen Siedlungen vielleicht 5 Millionen Franzosen.

Die englische Sprache ist erheblich weiter verbreitet als die französische, und es sprechen auf der ganzen Erde auch mehr Menschen Englisch als Deutsch. Aber das größte Verbreitungsgebiet der englischen Sprache, die Vereinigten Staaten von Amerika, steht bis jetzt außerhalb der Internationalen Arbeitsorganisation, weshalb im Bereich dieser Organisation auch die Engländer an Zahl ziemlich weit hinter den Deutschen zurückbleiben. Englisch wird als Umgangssprache von etwa 64 Millionen Einwohnern der Mitgliedstaaten der Arbeitsorganisation gesprochen, und in Britisch-Indien verstehen 1,7 Millionen Personen die englische Sprache.

Die deutsche Sprache ist keineswegs auf das Siedlungsgebiet des deutschen Volkes beschränkt. Besonders in Osteuropa ist sie seit Jahrhunderten die internationale Verkehrssprache, und diesen Rang hat ihr dort auch niemals eine andere Sprache streitig gemacht. In Ost- und Südosteuropa wie auch in Nordeuropa verstehen ungleich viel mehr Menschen Deutsch als Französisch oder Englisch. Im böhmisch-slowakischen Staat, in Polen, Ungarn und Südslawien wie nicht minder in den baltischen und skandinavischen Staaten, ebenso wie in Rußland beherrscht ein großer Teil der Volksschichten mit höherer Bildung, aber auch der Führer der Arbeiterschaft, die deutsche Sprache. Andere fremde Sprachen werden dort viel weniger verstanden und im praktischen Leben viel weniger gebraucht. Die Völker des Ostens haben überdies von dem ihnen benachbarten deutschen Volk einen großen Teil ihres Kulturbesitzes übernommen, während sie mit den Westvölkern viel weniger in Berührung kamen. Die Stellung des Deutschen als Verkehrssprache der Völker in Osteuropa ist hauptsächlich darin begründet, daß ihr Verkehr mit dem übrigen Europa aus rein praktischen Gründen über Deutschland und Österreich geht. Die kleineren Völker des Ostens sind zudem auf den Besitz einer Hilfssprache angewiesen, weil ihr eigenes Sprachgebiet räumlich sehr beschränkt ist, und es konnte kaum anders kommen, als daß die Sprache des ihnen zunächst wohnenden und zahlreichsten Volkes Europas diese Hilfssprache wurde. Selbst nach der Zerschlagung der Donaumonarchie wird sich hierin im wesentlichen kaum etwas ändern.

Auf dem letzten Kongreß des Internationalen Gewerkschaftsbundes, der im April 1922 in Rom tagte, waren die Arbeitervertreter aus 19 Ländern versammelt. Von diesen 19 Delegationen verstanden 15 die deutsche Sprache, und 11 Delegationen haben die deutsche Sprache selbst benutzt. Französisch und Englisch wurde dagegen nur von je einer Landesdelegation gesprochen.

Von sachlichem Nutzen würde die Anerkennung der deutschen Sprache deshalb sein, weil damit das Interesse der Deutsch sprechenden Bevölkerungen Europas an der Internationalen Arbeitsorganisation wesentlich gesteigert würde. Gerade in den Deutsch sprechenden Ländern ist die Arbeitsgesetzgebung besonders weit vorgeschritten, und auch die Organisationen der Arbeiter und Unternehmer sind dort sehr gut entwickelt und besitzen starken Einfluß auf das Wirtschaftsleben wie auf die Sozialpolitik. Diese Verhältnisse lassen erwarten, ja sie lassen es fast sicher erscheinen, daß die der Gründung der Internationalen Arbeitsorganisation zugrunde liegenden Gedanken im deutschen Sprachgebiet besonderen Anklang und aufrichtige Förderung finden würden, sobald die Ziele und das Wirken dieser Organisation dort in zureichendem Maße weiten Volkskreisen bekannt werden.

Bei den vieljährigen und weitreichenden Erfahrungen, die gerade in deutschsprachigen Ländern auf dem Gebiet der Arbeitsgesetzgebung vorhanden sind, kann

es für die Internationale Arbeitsorganisation nur von Nutzen sein, wenn das Hindernis beseitigt wird, das bis jetzt einem ausgiebigen und erfolgreichen Mitwirken der Deutschen an der Organisation im Wege steht. Es ist darauf zu verweisen, daß auf den zahlreichen internationalen Kongressen wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Vereinigungen und Institutionen, die vor dem Kriege abgehalten wurden, die deutsche Sprache stets gleichberechtigt mit der englischen und französischen gebraucht wurde. Nur aus der Stimmung heraus, die bei Abschluß des Weltkriegs in den Ländern der früheren Kriegsgegner Deutschlands herrschte, ist es zu begreifen, daß Deutsch nicht von Anfang an zur Amtssprache der Internationalen Arbeitsorganisation gemacht wurde. Diese Organisation aber, die die Aufgabe hat, eine Bahnbrecherin des sozialen Friedens und der Völkerversöhnung zu sein, kann nicht das mindeste Interesse daran haben, einen Zustand aufrechtzuerhalten, der einzig und allein auf die Geistesverfassung der Kriegszeit zurückzuführen ist. Im Gegenteil, sie muß bestrebt sein, sich raschestens von jenem Geiste völlig freizumachen.

Der psychologische Faktor, der hierbei in Betracht kommt, sollte gleichfalls nicht unterschätzt werden. Es weiß natürlich jeder Arbeiter und jeder Sozialpolitiker in Deutschland, worauf die Zurücksetzung der deutschen Sprache in der Internationalen Arbeitsorganisation zurückzuführen ist. Diese Zurücksetzung hat mit der Zeit ein Gefühl der Erbitterung ausgelöst, das je länger je mehr im Steigen begriffen ist, weil man sich hier sagt, daß eine solche Zurücksetzung mit dem Geiste echter Sozialpolitik unvereinbar ist.«

* * *

In der erwähnten Sitzung des Verwaltungsrats des Internationalen Arbeitsamts wurde die Frage zur Abstimmung gestellt, ob der bisherige Zustand beizubehalten sei. Gegen die Beibehaltung dieses Zustandes stimmten die beiden Vertreter Deutschlands, ferner der Regierungsvertreter von Dänemark und die Arbeitervertreter von Frankreich, den Niederlanden und Schweden. (Der Verwaltungsrat zählt 24 Mitglieder.)

Auf der vierten Internationalen Arbeitskonferenz wurde die Frage der deutschen Sprache am 21. Oktober im Ausschuß für die Reform der Geschäftsordnung verhandelt. Als Artikel 11 zur Erörterung stand, beantragte L. Jouhaux, der Vertreter der Arbeiter Frankreichs, Deutsch für eine weitere amtliche Sprache der Konferenz zu erklären. Zur Begründung sagte er, es sei wesentlich, daß möglichst viele Arbeiter der Tätigkeit der Konferenz folgen können. Es gäbe acht Millionen Deutsch sprechende organisierte Arbeiter,[1] ferner fünf Millionen Gewerkschaftsmitglieder, welche Deutsch als Hilfssprache benutzen. Es würde im Interesse der Internationalen Arbeitsorganisation liegen, wenn die Deutsch sprechenden Arbeiter mehr als bisher an ihrer Tätigkeit teilnehmen könnten.

Der spanische Regierungsvertreter Palacios anerkannte die Berechtigung des Antrags Jouhaux, verlangte aber, daß auch Spanisch zur Amtssprache erhoben werde. Die Einführung weiterer Amtssprachen faßte dieser Delegierte als organisatorisches Problem auf. Seine Bedeutung sei namentlich vom Gesichtspunkt der Propaganda eine große.

Gegen den Antrag Jouhaux und für die Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes sprachen die Regierungsvertreter Japans und der böhmisch-slowakischen

[1] Diese Zahl bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hat über 7½ Millionen Mitglieder. Dazu kommen in Deutschland noch der Afabund mit etwa 600 000, der Gesamtverband christlicher Gewerkschaften mit über 1 Million, der Gesmtverband deutscher Angestelltengewerkschaften mit 500 000, die Hirsch-Dunckerschen Verbände mit über 200 000, der Deutsche Beamtenbund mit 1 500 000, dann die freien Gewerkschaften Österreichs (1,1 Millionen), jene der Schweiz, Deutschböhmens usw.

Republik sowie der italienische Unternehmervertreter, während der Antrag von drei deutschen Vertretern, dem serbischen Arbeitervertreter Krekitsch, dem schwedischen Arbeitervertreter Thorberg und dem englischen Arbeitervertreter Ben Tillett unterstützt wurde.

Das Ergebnis der Besprechung war die Ablehnung des Antrags. Dafür stimmten 12, dagegen 14 Vertreter. Die Mehrheit der Gegner war also nicht sehr groß.

Um die Sache in der Vollversammlung der Konferenz zur Sprache zu bringen, legte der schweizerische Arbeiterdelegierte Ch. Schurch einen Antrag vor, der in seiner nach dem Wunsche des Vorsitzenden abgeänderten Form lautete:

»In der Erwägung, daß es erwünscht ist, die deutsche Sprache als dritte Amtssprache der Internationalen Arbeitsorganisation einzuführen, wird der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts eingeladen, die finanziellen Folgen dieser Maßnahme zu erwägen.«

Der Ausschuß, der den Antrag vorzuberaten hatte, schlug vor, ihn abzulehnen und an seine Stelle den folgenden Antrag zu setzen:

»Die Konferenz lädt den Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts ein, die finanziellen Folgen zu studieren, die sich einerseits aus der Einführung einer weiteren Amtssprache und andererseits aus der Verbreitung von Dokumenten und Veröffentlichungen des Amtes in anderen als den amtlichen Sprachen ergeben würden.«

Dieser Ersatzantrag sollte am letzten Sitzungstag zusammen mit einer Reihe anderer Anträge erledigt werden. Auf Vorschlag des belgischen Unternehmervertreters Carlier, der von dem schwedischen Unternehmervertreter Edström unterstützt wurde, beschloß jedoch die Konferenz, alle noch unerledigten Gegenstände ohne Debatte und ohne Erklärungen an den Verwaltungsrat hinüber zu geben. Zu bemerken ist, daß vor der Abstimmung über den Vorschlag Carlier der Direktor des Internationalen Arbeitsamts, Herr Albert Thomas, die Konferenz ersuchte, die Delegierten zu Worte kommen zu lassen, die Erklärungen abzugeben wünschten. Es war vergeblich! Der deutsche Arbeitervertreter Rudolf Wissell, der eine Erklärung zu dem Antrag Schurch abgeben wollte, war also verhindert, das Wort in Angelegenheit der deutschen Sprache zu ergreifen. Er nahm aber die Gelegenheit der darauf folgenden Schlußansprachen wahr, um folgendes zu sagen:

»Wir werden auf der nächsten Konferenz dafür sorgen müssen, daß die Geschäftsordnung eine Änderung dahin erfährt, daß jedermann, der zu irgendeiner ihm wichtigen Sache sprechen will, auch die Gelegenheit dazu erhält und nicht in der letzten Minute durch die allgemeinen Vorbereitungen zur Abreise und durch die Abschiedsstimmung daran gehindert wird. Ich weiß bestimmt, daß der Beschluß von heute für die Millionen deutscher Arbeiter ein bitterer und schmerzhafter Stachel ist, für jene Millionen Arbeiter, denen ich sagen muß, daß man es mir unmöglich gemacht hat, zu einer für sie und die Internationale Arbeitsorganisation so wichtigen Sache das Wort zu nehmen. Der Herr Vorsitzende dieser Versammlung hat mir sein Wort gegeben, und der Vorschlagsausschuß hat indirekt bestätigt, daß ich zu dieser Sache sprechen kann. Aber die Konferenz hat ihn an der Einlösung seines Wortes gehindert. Dieser Beschluß wird bei der deutschen Arbeiterschaft ein Gefühl der Bitterkeit auslösen. Ich spreche im Namen der Millionen Arbeiter eines arm gewordenen Volkes, aber ich sage Ihnen zum Schlusse: Mag dieses Volk noch so tief gestürzt sein, dieses Volk trägt den Kopf hoch im Vertrauen auf eine bessere Zukunft und im Vertrauen auf seine eigene Stärke.«

* * *

Von den drei Zeitschriften des Internationalen Arbeitsamts erscheint eine auch in deutscher Sprache, nämlich die Wochenschrift »Amtliche Mitteilungen«. Deutsch erscheinen ferner die in Einzelstücken ausgegebene »Gesetzesreihe« und das »Inter-

nationale Arbeitsjahrbuch«. Die täglichen Berichte über die Verhandlungen der Internationalen Arbeitskonferenzen werden seit 1921 auszugsweise in deutscher Sprache veröffentlicht. Außerdem hat das Internationale Arbeitsamt eine deutsche Übersetzung des Berichts der Internationalen Wanderungskommission und mehrerer Broschüren veröffentlicht.

Zur Kenntnis der Antike

Von **Karl Vorländer**

Bildungsgang und Interessen nicht bloß der Arbeitermassen, sondern auch der weitaus meisten Arbeiterführer bringen es mit sich, daß sie mit der Welt des klassischen Altertums auf der Schule so gut wie gar nicht und auch später nur mangelhaft bekannt werden. Und doch beweisen unter anderen Karl Marx und Ferdinand Lassalle, daß Sozialist, und zwar moderner Sozialist sein mit genauer Kenntnis und mit begeisterter Verehrung der Antike durchaus im Einklang steht. Deshalb sind auch von unserem Standpunkt aus Bücher über dies Gebiet der Geschichte mit Freuden zu begrüßen, die, von den besten Fachmännern verfaßt, doch nichts Gelehrt-Fachmännisches an sich tragen, sondern zur Belehrung, ja Unterhaltung von Laien geschrieben sind. Zu ihnen gehören die Bücher des langjährigen Marburger klassischen Philologen Theodor Birt.

Birt, der jetzt die Siebzig schon überschritten hat, hat ein langes Menschenleben mit zahlreichen streng wissenschaftlichen Einzelarbeiten seiner Wissenschaft, der klassischen Philologie, in erster Linie der römischen, gewidmet. Aber er ist daneben von jeher bestrebt gewesen, auch dem weiten Kreise der Gebildeten und Bildung Suchenden die Früchte dieser Arbeit in geschmackvoller, leichtverständlicher Form darzubieten; dahin gehört zum Beispiel seine »Römische Literaturgeschichte in fünf Stunden« (1894). Auch als Dichter unter dem Decknamen Beatus Rhenanus — das bewegliche rheinische Blut tritt in seiner ganzen Art stark hervor — hat er sich versucht, und seine Prosanovellen werden wir nachher noch kennenlernen. Vor allem aber ist er in seinem letzten Lebensjahrzehnt bestrebt gewesen, die Ergebnisse seiner Arbeit in größere populärhistorische Darstellungen umzumünzen, die wohl alle in dem Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig) erschienen sind.

Das erste waren die zuerst 1913, jetzt schon in fünfter verbesserter Auflage herausgegebenen »Römischen Charakterköpfe« (VIII und 348 Seiten), die in farbenprächtig ausgeführten Lebens- und Charakterbildern zugleich eine Schilderung des Hauptverlaufs der römischen Geschichte vom Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts (Scipio, Kato, die Gracchen) durch das der Bürgerkriege (Sulla, Lukull, Pompejus, Cäsar, Mark Anton) bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts der Kaiserzeit (Augustus, Klaudius, Titus, Trajan, Hadrian, Mark Aurel) geben. Gewiß, es ist eine Geschichte in Biographien, und der strenge Marxist wird sie vielleicht deshalb von vornherein verwerfen. Indes, Birt weiß sehr wohl: »Die Personen sind nur die Produkte der Gesellschaft, aus der sie hervorgehen.... Mark Anton und Nero verkörpern nur den zerrütteten Zeitgeist, der sie bedingt hat« (Vorrede zur ersten Auflage); und: »Das Leben der Völker ist Gesellschaftsleben; in Handel und Sitte spielt es sich ab, das heißt in der kommerziellen Entwicklung und in Erwerb und Steigerung der geistigen Güter. In den Schlachten und Friedensschlüssen hat das Volksleben nur seine vereinzelten großen Augenblicke« (S. 3). So sind die »Charakterköpfe« auf dem Hintergrund der Zeit gezeichnet, von der sie sich abheben. Freilich, das Persönliche bleibt die Hauptsache. Die Auffassung ist natürlich eine subjektive. Ein gewisses künstlerisches Erfassen, gesteht der Verfasser selbst zu, muß dabei helfen; persönliche Sympathie und Antipathie wirken mit. Man denkt dabei an die oft glänzenden, noch stärker subjektiv gefärbten Persönlichkeits-

schilderungen in Theodor Mommsens berühmter »Römischer Geschichte«. Birt urteilt im ganzen doch wohl objektiver, läßt zum Beispiel Pompejus gegenüber Cäsar, Antonius gegenüber Oktavian mehr zu ihrem Rechte kommen. Der Stil ist höchst lebendig, bewegt, ganz modern. Wir geben als kurzes Beispiel eine Charakteristik des jüngeren Gracchus als Redner wieder:

»Herrlich und fesselnd war es, ihn auf dem hohen Rednerstand, der weit gedehnt wie eine Theaterbühne war, zu sehen. Er stand nicht still, steif und feierlich, wie die römischen Pedanten es vorschrieben, sondern stürzte hin und her, in die Masse rufend, in innerster Ergriffenheit, mit vibrierender Gestikulation und erschütternder Gebärde: herzbewegend sein Wehruf um seinen Bruder, tödlich sein Sarkasmus, angsterregend sein Drohen; hinreißend alles.« (S. 67.)

Hier und da werden, wie ja auch bei Mommsen, vielleicht die Gestalten der Antike in zu modernen Wendungen gezeichnet. So Cäsar: »Schon als ganz junger Fant bekannte sich Cäsar als Marianer.... Dabei sehr peinlich in Dingen der Toilette, Rasieren, Frisieren, früh kahl und das Haar nach vorn über die Glatze gekämmt« (S. 143); und S. 144: »Von rascher Entschlossenheit, ruhelos tätig, kühl und blendend wie ein Reptil, extravagant, herausfordernd und unverfroren, aber dabei von feinstem Schliff, ein Plauderer und Redner wie kein zweiter, ... dabei von fabelhafter Nüchternheit.« Oder wenn das bescheidene Auftreten Kaiser Hadrians dahin gekennzeichnet wird, daß er »sich durchaus nicht etwa bonzenhaft als ein Dalai-Lama und höheres Wesen aufspielte«, sondern eher sich benahm wie »jeder bessere Spießbürger Athens« (S. 295).

Eine neuerliche Fortsetzung der »Römischen Charakterköpfe« im selben Stil bildet das erst nach dem Kriege (1919) erschienene Buch »Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europa« (VI und 496 Seiten), das auch bereits eine zweite verbesserte Auflage (1920) erlebt hat. Es ist eine schwer zu schildernde Zeit. Denn Rom und Italien haben aufgehört, das Zentrum und der Motor des römischen Weltreichs zu sein. Gleich der erste Kaiser, der ausführlicher charakterisiert wird, Septimius Severus, stammt aus Nordafrika, Diokletian ist aus (vielleicht germanischem) Sklavenblut in Dalmatien entsprossen, Konstantin der »Große« und Julian der »Abtrünnige« sind Griechen statt Römer; dazwischen kommen die syrischen Kaiserinnen des dritten Jahrhunderts, später die drei Kirchenmänner Ambrosius, Hieronymus und Augustin, die großen Germanen Stilicho und Alarich, noch später die anderen Germanenkönige, bis dann mit Justinian und seiner Theodora das Ende eintritt. Und daneben ein Heer von anderen Gestalten, über welche die Überlieferung mangelhaft und vieldeutig ist, so daß Menschenkenntnis, Phantasie, Sinn für das Wahrscheinliche seitens des Darstellers oft das Beste tun müssen. Denn »es ist nichts possierlicher«, sagt hier ein Professor, »als wenn ein moderner Professor, der durch seine Brille lesemüde in die Vergangenheit starrt, lobende und tadelnde Noten erteilt« und an den darzustellenden bedeutenden Männern kleinlich herum»mäkelt«, statt »sich einzufühlen« (S. 23). Die Zeiten, die Sitten, auch die wirtschaftlichen Zustände werden nach Möglichkeit geschildert. Und obwohl Birt kein eigentlicher Historiker ist, so ist ihm doch dieser erste Wurf — denn dieser Band erzählt mehr als der frühere fortlaufend Geschichte — gut gelungen. Es sind große Gesichtspunkte, die in den Vordergrund gestellt werden. Einen davon, die Entstehung des Christentums, die mit großer Vorurteilslosigkeit geschildert wird, gedenken wir demnächst einmal, im Zusammenhang mit der verwandten Darstellung Otto Seecks, an dieser Stelle gesondert zu behandeln.

Dabei sei gleich eines Vorurteils gedacht, durch das sich der sozialistische Leser gestört fühlen wird und muß. Unser Marburger Professor kann es, wie die meisten Professoren, nicht über sich gewinnen, seiner »nationalen« Gesinnung hier und da, namentlich zu Anfang und am Schlusse, nicht in einigen mehr oder weniger passenden oder unpassenden Wendungen Ausdruck zu geben. Von einem Siebzigjährigen, der offenbar niemals mit unvoreingenommenen Sinnen in die Gedanken- und in

die wirkliche Welt des Sozialismus hineingeblickt hat, ist eben nichts anderes zu erwarten. Wir bedauern es, haben uns aber unsererseits durch diese Veilleitäten den Genuß des übrigen nicht stören lassen.

Es ist eine harte und grausame Zeit, die Birt in diesem umfangreichsten seiner uns vorliegenden fünf Bücher zu schildern hat: »eine Zeit,« wie er selbst (S. 28) sagt, »in der alle Heiterkeit, alles Lachen, alle Schönheit vergeht. Rohe Gewalt, Verhetzte, Hohn und Verachtung, Wutschrei und Angstschrei, Entsetzen, heißes Gebet, gell oder Kirchenzank: das ist alles, was wir vernehmen.... Durch das scheinbar endlose Leben dieser Welt sehen wir Menschen und Völker freudlos gehetzt in atemlosem Kampf um Sein und Nichtsein ...: ein Grauen selbst für den, der an den Maschinenpark und an dem Morden des Weltkriegs, den wir in diesen Jahren erlebten, sein Herz verhärtet hat«. Wir sehen, es hat schlimmere Zeiten auf diesem unserem Planeten gegeben als die heutige. Wer erfreulichere Bilder genießen will, der greife zu einem der drei übrigen Bände.

Es ist zunächst der zum größten Teil während des Krieges entstandene »Aus dem Leben der Antike« (XI und 271 Seiten, 1918, 2. Auflage 1919), der eine heute Fülle anschaulichster und farbenreicher, oft bis ins kleinste ausgeführter Bilder von allen möglichen Seiten römischer Kultur, am meisten aus dem letzten Jahrhundert der Republik und dem ersten der Kaiserzeit, entwirft. Beginnend mit einer wundervollen Schilderung der römischen Frau in allen ihren Typen von den keuschen Lukretien und Virginien, von der Mutter Koriolans und der Mutter der Gracchen bis zu der ausschweifenden Messalina, die übrigens bei Birt als eine selbstbewußte Elegantine von 17 bis zu 24 Jahren erscheint; dann eine Darstellung römischer Gastmähler, bei denen vieles wie Kochbücher, Tischordnung, Gesellschaftskleidung, Zahl der Gänge, Parfümerie, Luxusgerichte an heute erinnert; ein Kapitel »Auf der römischen Heerstraße« mit allem, was dazu gehört (Heeresmärsche, Post- und »Telegraphen«wesen, Welthandel, Reisen, Gasthöfe usw.); zwei über das Buch- und Verlagswesen (das Birt schon in früheren gelehrten Sonderdarstellungen behandelt hatte), je eines über die Herkunft der sogenannten Amoretten, über die (während der eigentlichen Blütezeit der antiken Kultur so gut wie nirgend vorkommende) Laus (!) im Altertum, über den weisen Seneka, über griechisch-römischen Mummenschanz und die vermutlich damit zusammenhängende Verhöhnung des leidenden Christus, über Witz und Satire im alten Rom, die bei all ihrer Schärfe und rücksichtslosen Derbheit doch über ein trauriges Merkmal der Gegenwart erhaben war: den Rassenhaß; wobei dann das Buch in einen Gedanken ausklingt, der auch der unsere ist, daß es »der wahre Beruf der Völker ist, in freier Einigung die reine Menschheit darzustellen« (S. 234).

Erst in neuester Zeit hat Birt es unternommen, ein Buch über die alten Griechen zu schreiben: Von Homer bis Sokrates, wie er es genannt hat (466 Seiten): Götter und Menschen Homers, beginnende Staatenbildung, erstes geistiges Regen in Dichtung, bildender Kunst und Philosophie, das Zeitalter der Freiheitskriege gegen die Perser, Delphi und Olympia, die tragische Bühne der Äschylus und Sophokles, die Zeiten des Perikles, die des Peloponnesischen Krieges mit Thukydides, Euripides und Aristophanes bis zu dem einzigartigen Sokrates: das sind die Bilder allbekannter Zeiten und Gestalten, die er in neuer, fesselnder, geistreicher Beleuchtung und doch allgemeinverständlich für den Menschen der Jetztzeit vor uns aufleben läßt. Nach dem Fall Athens und dem Tode des Sokrates ist es, trotz der noch folgenden Praxiteles und Plato, Demosthenes und Alexander, mit der Blüte selbständigen Griechenwesens zu Ende. Was nun noch Griechenland heißt, ist etwas anderes, dem gleichsam das Herz ausgeschnitten ist, dem der Schmelz der Jugend und die Größe der Leidenschaft fehlt (was wir doch für die zuletzt genannten vier Gestalten nicht ohne weiteres zugeben möchten), um dann zu dem Byzantinismus des ausgehenden Altertums und des Mittelalters und dem Neugriechentum von heute herabzusinken.

Ganz weit von aller Wirklichkeit weg führen uns die während des Krieges und zur Ablenkung von ihm geschriebenen »Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten« (2. Auflage, 306 Seiten Kleinoktav). Mit Zartheit, feiner Empfindung, in schöner Sprache werden uns zunächst die altbekannte und doch ewig junge Sage von Achill von seiner Erziehung bei dem Kentauren Chiron bis an sein frühes Grab, dann ein römisches Märchen von dem Glückskind Fortuit, das allen Leuten, die es gut aufnehmen, nur sich selbst kein Glück bringt, darauf eine Legende von der spartanischen Jungfrau Marpessa mit ihrem göttlichen und ihrem irdischen Liebhaber, weiter eine Liebestragödie aus dem Keltenland Galatien im ersten vorchristlichen Jahrhundert und schließlich ein historisches »Intermezzo« aus dem Jahre 48 vor Christus, nämlich ein Besuch Cäsars bei Cicero auf dessen kampanischem Landgut erzählt, das uns doch am besten von allen fünfen gefallen hat. Eines freilich fehlt allen diesen mit so viel Feinheit, Phantasie und Seelenkenntnis ausgestatteten Erzählungen, ebenso wie zum Teil doch auch den großen Römer- und Griechenbüchern: eine gewisse urwüchsige, kraftvolle Leidenschaft. Man merkt eben doch die Gelehrtenhand.

Der Entwurf eines Stillegungsgesetzes

Von Dr. W. Schöttler

Die hauptsächlichsten Vorschriften über die Stillegung von Betrieben und Streckung der Arbeit finden wir einmal in der Stillegungsverordnung vom 8. November 1920 (»Reichsgesetzblatt«, S. 1901), dann in der Verordnung über die Einstellung und Entlassung von Arbeitern und Angestellten vom 12. Februar 1920 (»Reichsgesetzblatt«, S. 218).

Der jetzt vorliegende Regierungsentwurf eines Gesetzes über den Abbruch und die Stillegung gewerblicher Betriebe und über die Streckung der Arbeit (Stillegungsgesetz) sucht die in den beiden oben bezeichneten Demobilmachungsverordnungen getrennte Materie zu vereinen, indem der Abschnitt 1 des Entwurfes die Maßnahmen gegenüber Betriebsabbrüchen und Stillegungen zusammenfaßt und der Abschnitt 2 entsprechend der Verordnung über Einstellung und Entlassung von Arbeitern und Angestellten sich mit der »Streckung der Arbeit« befaßt. Der Entwurf behandelt demnach keine neue Materie, sondern er faßt nur schon erprobte gesetzliche Vorschriften einheitlich zusammen.

Der erste Abschnitt über »Abbruch und Stillegung gewerblicher Betriebe« lehnt sich dem Inhalt nach eng an die erwähnte Verordnung vom 8. November 1920 an. Die in dieser aufgestellten Vorschriften sind ausgesprochen produktionspolitischer Natur. Es sollen geschützt werden einmal die Produktionsanlagen, dann ganz allgemein die Produktionsfähigkeit der Betriebe. Die Verordnung erstreckt sich auf die gewerblichen Betriebe im Sinne des § 105 b der Gewerbeordnung; Voraussetzung ist jedoch, daß in diesen Betrieben mindestens 20 Arbeitnehmer beschäftigt werden. Beabsichtigte Abbrüche oder Stillegungen unterliegen der Anmeldepflicht; eine gesetzliche Sperrfrist von vier Wochen zwischen Anzeige und Durchführung ist bei Stillegungen vorgesehen, eine solche von sechs Wochen bis drei Monaten bei Abbrüchen. Während dieser Sperrfrist darf ohne Genehmigung der Behörde keinerlei Veränderung der Sach- oder Rechtslage vorgenommen werden. Der Zweck dieser Sperrfristen liegt darin, daß den Behörden die Möglichkeit gegeben ist, die Ursachen, welche zu dem Verlangen nach Abbruch oder Stillegung führten, durch Beschaffung von Aufträgen und Betriebskapital zu beheben zu versuchen. Bei Zwecklosigkeit der Unterstützungsaktion bis zum Ablauf der Sperrfrist ist dem Betriebsleiter wieder Handlungsfreiheit zugebilligt.

Die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, wie eine Erhebung des Reichswirtschaftsministeriums Ende 1921 dartut, überwiegend günstige Ergebnisse dieser Ver-

ordnung. Übereiltes Vorgehen der Betriebsbesitzer wurde durch die Sperrfrist verhindert. Umfang und Durchführung von Entlassungen konnten den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes angepaßt werden. Die Nachprüfung der Betriebsverhältnisse zeigte ein klares Bild der für die Stillegung oder den Abbruch maßgebenden wirtschaftlichen Ursachen. Unmittelbare Hilfsmaßnahmen der Behörden waren oft geeignet, Betriebseinstellungen zu verhindern. Schon das Bestehen der Verordnung wirkte hemmend auf den Entschluß zur Betriebsstillegung, weil viele Unternehmer lieber alle erdenklichen Mittel zur Verhinderung der Stillegung versuchten, als ihre Betriebsverhältnisse einer Behörde darzulegen.

In der Zeit vom 1. Januar 1921 bis 31. März 1922 wurden als beabsichtigte Maßnahmen zur Anzeige gebracht: 62 Betriebsabbrüche, 688 Stillegungen von Vollbetrieben und 815 Stillegungen von Teilbetrieben; zur Durchführung gelangt sind indessen nur 42 Abbrüche (68 Prozent der angezeigten), 386 Stillegungen von Vollbetrieben (57 Prozent der angezeigten) und 638 Stillegungen von Betriebsteilen (78 Prozent der angezeigten). Wenn auch die Differenz zwischen den angemeldeten und ausgeführten Stillegungen und Abbrüchen nicht allein dem Eingreifen der Behörden zu danken war, so zeigen diese Zahlen doch die gute Wirkung der Verordnung im allgemeinen.

Nach diesen günstigen Erfahrungen konnte es für die Reichsregierung nicht zweifelhaft sein, die Verordnung vom 8. November 1920, die eigentlich nur so lange Geltung behalten sollte, als die Demobilmachungsbestimmungen bestehen, in die ordentliche Gesetzgebung zu überführen, besonders auch deshalb, weil der gegenwärtigen Hochkonjunktur eine lange Dauer nicht zugesprochen werden kann. Bei unseren zerrütteten Wirtschaftsverhältnissen kann die gegenwärtige Ausführungskonjunktur über Nacht von der schwersten Krise abgelöst werden. »Bei dieser Sachlage«, so heißt es in der Begründung des Entwurfes im »Reichsarbeitsblatt« (Nr. 20), »glaubt es die Reichsregierung im Interesse aller Wirtschaftskreise nicht verantworten zu können, eine Einrichtung der öffentlichen Wirtschaftsfürsorge in einem Augenblick preiszugeben, in dem mit ihrer Hilfe eine drohende wirtschaftliche Krise wenn auch nicht behoben, so doch in ihren ökonomischen und psychologischen Auswirkungen erheblich gemildert werden kann.«

Im vorliegenden Entwurf wurde im allgemeinen an den Bestimmungen der Verordnung vom 8. November 1920 festgehalten. In der neuen Fassung treten jedoch die Grundgedanken des Gesetzes klarer und übersichtlicher hervor, die Bestimmungen über die grundlegenden Begriffe wurden vorangestellt. Wesentliche Änderungen gegenüber der Verordnung vom 8. November 1920 wurden nur in wenigen Punkten vorgenommen. Im § 5 wurde die Sperrfrist für Betriebsabbrüche und -stillegungen einheitlich auf vier Wochen festgesetzt. Die § 8 bis 14 fassen die Bestimmungen über Beschlagnahme und Enteignung schärfer und suchen sie den Interessen der »betroffenen Personen«, wie das »Reichsarbeitsblatt« schreibt, enger anzupassen, wobei jedoch nur die Unternehmer selbst, nicht aber die Arbeitnehmer des Betriebs als »betroffen« berücksichtigt werden. Zweifellos müßte auch für letztere aus der »angemessenen Entschädigung, die den Tagespreis des Tages der Beschlagnahme nicht übersteigen darf«, eine Abfindung gezahlt werden, denn wie oft wird gerade schlechte Leitung, falsche Kalkulation usw. seitens des Unternehmers für die durch die Stillegung oder den Abbruch eines Betriebs bedingte Arbeitslosigkeit der in ihm Beschäftigten verantwortlich zu machen sein! Zu bemerken ist ferner, daß das Transportgewerbe in den Kreis der von dem Gesetz betroffenen Gewerbezweige einbegriffen wurde, während die Anträge einer größeren Zahl von Landesregierungen, auch das Gastwirtsgewerbe der gesetzlichen Regelung zu unterwerfen, wohl mit Recht abgewiesen wurden, da doch der Zweck des ganzen Gesetzes dem Schutze der Industrie dienen soll.

Betonen müssen wir jedoch, daß die Bestimmungen über Enteignung und Beschlagnahme voll aufrechterhalten bleiben und nicht verkümmert werden dürfen,

wenn das Gesetz überhaupt seine Bedeutung für die Praxis bewähren soll. Sicherlich sind die bisherigen günstigen Erfahrungen mit der Stillegungsverordnung nicht zuletzt aus der Furcht vor Beschlagnahme und Enteignung zu erklären.

Der zweite Abschnitt über »Streckung der Arbeit« entspricht, wie gesagt, der Verordnung über Einstellung und Entlassung von Arbeitern und Angestellten vom 12. Februar 1920. Diese Verordnung enthält drei Gruppen von Bestimmungen. Die erste Gruppe, die sich mit der Einstellung von Kriegsteilnehmern befaßt, hat ihre Aufgabe erfüllt. Auch die letzte Gruppe (§ 25 ff.), die die Befugnis des Demobilmachungskommissars regelt, Schiedssprüche für verbindlich zu erklären, wird durch die kommende Schlichtungsordnung abgelöst werden. Es bleibt also die Aufgabe des vorliegenden Entwurfes, die Vorschriften zu regeln, welche sich mit einer Einschränkung der Entlassungen von Arbeitnehmern durch Arbeitsstreckung befassen.

Die Vorteile, die die Arbeitsstreckung für Betrieb und Wirtschaft mit sich bringt, liegen einmal in der Tatsache, daß die eingelernten Arbeiter den Betrieben erhalten bleiben, und darin, daß diese vor allen wirtschaftlichen und psychischen Schäden, die die Arbeitslosigkeit mit sich bringt, bewahrt bleiben. Sowohl die Verordnung über Erwerbslosenfürsorge als auch der augenblicklich vorliegende Entwurf des Gesetzes über eine vorläufige Arbeitslosenversicherung sehen deshalb eine Übernahme der Lasten der Arbeitsstreckung zu einem ganz wesentlichen Teil in der sogenannten Kurzarbeiterunterstützung vor.

Die jetzige Regelung der Arbeitsstreckung in dem Entwurf des Stillegungsgesetzes bedeutet einen Angriff auf die bisherige Anwendung und Auslegung des § 12 der Verordnung vom 12. Februar 1920. Wissenschaft und Praxis haben diesen Paragraphen als Schutzparagraphen des Arbeitnehmers betrachtet und demnach entschieden. — Die zu dem Entwurf gegebene Begründung sucht diesen Angriff wie folgt zu entschuldigen: »Die schweren Rückwirkungen, die die erzwungene Arbeitsstreckung in jedem Fall auf den Betrieb haben kann, finden in dem Interesse des einzelnen Arbeitnehmers, der von der Entlassung bedroht ist, keine hinreichende Rechtfertigung.« — Die Verhältnisse liegen aber doch so, daß gerade in den letzten Jahren die günstigsten Konjunkturen mit größten Verdienstmöglichkeiten von Zeiten geringeren Beschäftigungsgrades abgelöst wurden. Sollte nun der Arbeitnehmer, der sicherlich nicht in der Lage war, größere Rücklagen zu machen, einfach auf die Straße gesetzt werden? Dies ist nämlich durch die zeitlich und räumlich beschränkte Vorschrift über die Arbeitsstreckung, wie sie in dem vorliegenden Entwurf vorgesehen ist, in der Tat der Fall. Man könnte die Einschränkungen noch verstehen, wenn unser Wirtschaftsleben mehr gefestigt wäre.

Anstatt den Bedürfnissen, wie sie die praktische Handhabung des § 12 der Verordnung vom 12. Februar 1920 gezeitigt hat, zu folgen, hat man jetzt nicht mehr ohne weiteres den Zwang zur Arbeitsstreckung vorgesehen. Dieser soll vielmehr nach § 15 nur insoweit gelten, als die Reichsregierung und der Reichsrat in Verbindung mit der berufenen Vertretung der Wirtschaft entsprechende Anordnungen erlassen. Zeitlich ist diese Anordnung auf die Höchstdauer von sechs Monaten beschränkt; ferner kann sie nach § 16 Absatz 2 beschränkt werden auf Teile des Reichsgebiets und auf Berufsgebiete, für die ein zwingendes Bedürfnis vorliegt.

Selbstverständlich konnte der Kreis der Betriebe, für die eine Arbeitsstreckung vorgeschrieben werden kann, nicht so eng gezogen werden wie in den Vorschriften über Stillegung und Abbruch von Betrieben. In den Bestimmungen über Streckung der Arbeit gilt als Betrieb der Begriff des § 9 Absatz 1 des Betriebsrätegesetzes, ausgenommen sind nach § 22 öffentliche Betriebe, in denen Beamte und andere Arbeitnehmer nach einheitlichem Dienst- oder Arbeitsplan tätig sind. Die Betriebe mit weniger als 20 Arbeitnehmern werden jedoch nicht erfaßt. Die Arbeitsstreckung braucht nicht vorgenommen zu werden, wenn die Arbeitnehmer, die entlassen werden sollen, ohne weiteres in anderen Stellungen untergebracht werden können (§ 18).

Ein zweiter Punkt bedeutet ebenfalls eine Verschlechterung gegenüber den Vorschriften der früheren Verordnung. Sah diese keine bestimmte Frist für die Arbeitsstreckung vor, so ist nach § 17 des Entwurfes die Streckung nur bis zur Dauer von vier Wochen, ausnahmsweise bis zu drei Monaten vorgesehen. Dabei bleibt immer als Voraussetzung, daß dem einzelnen Betrieb nach seinen wirtschaftlichen und technischen Verhältnissen eine Arbeitsstreckung zugemutet werden kann. Umgehungswege sind somit sehr leicht gegeben, und es wäre besser, den Betriebsräten bei der Beurteilung dieser Verhältnisse größere Rechte einzuräumen. — Noch in einer weiteren Bestimmung geht der Entwurf einen anderen, dieses Mal besseren Weg als die Verordnung vom 12. Februar 1920. Das Arbeitsverhältnis kann nicht wirksam gelöst werden, solange die Zustimmung der Behörde fehlt, während früher dieses möglich war und dem Arbeitnehmer nur das Recht auf Wiedereinstellung zustand.

Die Notwendigkeit, die im Entwurf behandelte Materie neu zu regeln, liegt auf der Hand, und die immer mehr auftretenden Symptome einer bevorstehenden schweren Wirtschaftskrise drängen nach möglichst baldiger Verabschiedung dieses für den Arbeitnehmer so wichtigen Gesetzes. Die vorgesehene Regelung des Abschnitts 1 über Abbruch und Stillegung gewerblicher Betriebe entspricht im allgemeinen unseren Anschauungen, während der zweite Abschnitt über die Streckung der Arbeit gegenüber dem jetzigen Zustand in den wesentlichsten Punkten eine Verschlechterung bringt und seine Bestimmungen sich in Gegensatz zu der bisher bewährten Handhabung in Wissenschaft und Praxis setzen. Bei den kommenden Verhandlungen im Reichswirtschaftsrat und Reichsrat werden die Arbeitnehmervertreter noch manches auszumerzen haben!

Tagung der Berufsvormünder

Von Henni Lehmann

Vom 12. bis zum 14. Oktober fand in Thale am Harz eine Konferenz des Archivs deutscher Berufsvormünder statt, zu der einzelne Sachverständige geladen waren. Dieser Konferenz ist besondere Bedeutung beizumessen, da sie im Hinblick auf das Inkrafttreten des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes sich mit der auf Grund dieses Gesetzes nötigen Ausgestaltung des Vormundschaftswesens befaßte und die Berufsvormundschaft, die nach dem Gesetz künftig besser als Amtsvormundschaft zu bezeichnen ist, wesentlich erhöhte Bedeutung erlangt. Amtsvormund wird nach dem Gesetz in einer großen Zahl von Fällen automatisch das zuständige Jugendamt, also eine öffentlich-rechtliche Behörde. Demgemäß erlangt auch das Jugendamt einen mehr öffentlich-rechtlichen Charakter, während bisher bei der Einzelvormundschaft der privatrechtliche Charakter vorherrschte. Im Anschluß an diese Feststellung entstand in Thale eine Diskussion darüber, ob der privatrechtliche oder öffentlich-rechtliche Charakter günstiger für das Wesen der Vormundschaft sei. Daran anschließend wurde auch noch einmal der alte Streit ausgefochten, ob Einzelvormundschaft oder Berufsvormundschaft vorzuziehen sei. Dazu kann immer wieder nur das gleiche gesagt werden: Im Prinzip wäre ein Einzelvormund, der sich mit der Liebe und Sorgfalt des Vaters oder der Mutter seines Mündels annimmt, das Ideale. Solche Vormünder sind jedoch selten. Eine große Zahl von Vormündern empfindet das Amt als ein aufgedrungenes und erfüllt die Verpflichtungen mit Unlust. Daher ist der Berufsvormund vorzuziehen, der sich vielleicht nicht so subjektiv mit jedem Mündel beschäftigen kann, dies aber durch Beistand geeigneter Fürsorger auszugleichen vermag. Ist ein geeigneter Einzelvormund vorhanden, so kann zudem das Jugendamt jederzeit die Vormundschaft an diesen abgeben.

Beachtung verdiente die Mitteilung des österreichischen Vertreters, nach der dort während der ersten zwei Lebensjahre des Kindes der Berufsvormund tätig ist, später zumeist die Einzelvormundschaft eintritt. Leitender Gedanke dabei ist, daß in den

ersten zwei Jahren mancherlei Geschäftliches zu ordnen ist durch Feststellung und Einziehung der Alimente usw., später jedoch mehr die individuelle erziehende Fürsorge in Betracht kommt. Ungangbar ist aber der Weg, den Österreich vorschlug, für Kinder, die in einer Pflegestelle untergebracht sind, regelmäßig nur einen Vormund zu bestellen. Das würde bei einem Wechsel der Pflegestelle auch einen Wechsel des Vormunds bedingen, was ganz unzweckmäßig wäre. Demgegenüber fällt der Grund, daß, wenn ein Vormund ständig für die gleiche Pflegestelle tätig ist, er diese besser kennt und einheitliche Anordnungen treffen kann, nicht ins Gewicht.

Einige bedeutsame Richtlinien für die praktische Arbeit wurden aufgestellt. Die Fürsorgerin, die dem Amtsvormund zur Seite steht — möglicherweise wird es sich manchmal um ehrenamtliche Kräfte handeln —, soll nur wenige Pflegefamilien zu betreuen haben, um sich dem einzelnen besser widmen zu können. Sie soll auch dem Vormund nicht nur berichten, sondern ihm tatsächlich eine Helferin sein *mit gewissem eigenem Verfügungsrecht*. Dadurch gewinnt sie eine andere Stellung gegenüber den mit der Pflege Beauftragten; auch wird bei dringlichen Vorkommnissen keine Zeit verloren.

Beachtenswert war die Feststellung, *daß an Orten, an denen Berufsvormünder tätig sind, die Zahl der überwiesenen zur Fürsorgeerziehung zurückging*, ein Beweis für den heilsamen erziehlichen Einfluß der systematisch geführten Vormundschaft. Eine süddeutsche Berufsvormünderin stellte unter Beifall die These auf, daß ein gut geleitetes Jugendamt eine Überweisung in Fürsorgeerziehung überhaupt nicht nötig haben sollte.

Recht ausführliche Erörterungen fanden statt über die Beziehungen zwischen Jugendamt respektive der Amtsvormundschaft und dem Vormundschaftsgericht. Während im allgemeinen von seiten der Berufsvormünder möglichste Unabhängigkeit vom Vormundschaftsgericht gewünscht wird, trat von richterlicher Seite der Wunsch hervor, die Aufsicht des Vormundschaftsgerichts nicht zu stark einzuschränken, mindestens aber dem Amtsvorstand die Pflicht aufzuerlegen, dem Vormundschaftsgericht von wichtigen Vorkommnissen Kenntnis zu geben. Beide Auffassungen haben etwas für sich. Es ist sicher wünschenswert, der Amtsvormundschaft eine freie Bewegungsmöglichkeit zu belassen und sie nicht mit überflüssigem Schreibwerk, Berichten usw. zu belasten. Andererseits mag stellenweise eine gewisse Kontrolle auch der Amtsvormundschaft durch eine unabhängige richterliche Behörde von Nutzen sein.

Wiederholte Erörterungen befaßten sich auch mit der Frage des religiösen Bekenntnisses und der Weltanschauung. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch soll der Vormund möglichst das gleiche religiöse Bekenntnis haben wie das Mündel. Der Amtsvormund, der Kinder aller Konfessionen zu betreuen hat, ist als interkonfessionell anzusehen. Während nach dem § 33 des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes der Amtsvormund bei Unterbringung des Mündels auf das religiöse Bekenntnis desselben oder seiner Familie Rücksicht zu nehmen hat, so wurde von dem Referenten auf der Tagung mit Recht hervorgehoben, daß der Amtsvormund nur bedingt bei der Unterbringung mitwirkt, da nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch die uneheliche Mutter das Recht der Sorge für die Person des Kindes hat. In Betracht kommt die Bestimmung wesentlich bei der Unterbringung in Anstalten.

Eine für die Praxis bedeutsame Frage ist die der Regelung der Pflegesätze, die zurzeit noch unerhört niedrig sind und weit hinter der Teuerung zurückbleiben. Es wurde berichtet von monatlichen Pflegesätzen im Betrag von 310 Mark. Man hat daran gedacht, die Pflegesätze je nach dem Teuerungsindex automatisch zu gestalten, also gleitende Pflegesätze einzuführen. Demgegenüber wurden mancherlei Bedenken laut, insbesondere deshalb, weil dann eine Vorausberechnung der nötigen flüssigen Mittel und ein auch nur annäherndes Fixieren des Budgets völlig unmöglich wird. Andererseits ist sicher, daß nachträglich bewilligte Erhöhungen der Pflegesätze immer der Teuerung nachhinken. Beachtlich scheint der von einer Seite gemachte Vorschlag, den täglichen Pflegesatz jeweilig festzusetzen in Höhe des Ortspreises für ein Liter Milch.

Von besonderer Bedeutung ist die Bestimmung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes, nach welcher der Leibesfrucht vor der Geburt ein Pfleger bestellt werden kann, der dann mit Einverständnis des Jugendamts Vormund wird. Damit entfällt die Bestimmung des § 35, nach welcher das Jugendamt des Geburtsorts eines unehelichen Kindes mit der Geburt die Vormundschaft erlangt. Das würde sehr zweckmäßig zu einer Entlastung der Jugendämter solcher Orte führen, an denen große Entbindungsanstalten bestehen. Praktisch müßte aber dann die Handhabung der Bestimmung des § 38 so geschehen, daß bei Aufnahme des Mädchens in die Entbindungsanstalt der bisherige Wohnsitz festgestellt und das Jugendamt desselben ersucht wird, einen Pfleger zu bestellen. Dann würde an diesem letzten Jugendamt die Vormundschaft geführt. Die Bestellung eines Pflegers wird immer im Interesse des Kindes liegen. Bedenklich ist jedoch, daß er in solchen Fällen nicht am Ort ist, wenn die Mutter aus der Klinik entlassen wird. Gerade dann macht die erste Unterbringung des Kindes erfahrungsgemäß besondere Schwierigkeiten.

Wenig Bekanntes und doch für manches Kindergeschick Verhängnisvolles brachten die Mitteilungen über solche Kinder, in deren Leben die veränderte Staatsangehörigkeit der Mütter (es handelt sich um uneheliche Kinder) aus den abgetrennten Gebieten eingreift. Es leben Kinder in Deutschland, deren Mütter nicht optiert haben und staatenlos geworden sind. Das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz erfaßt in seinem § 1 nur deutsche Kinder. Es gibt aber andere Kinder, die bei Angehörigen in Deutschland erzogen werden. Die Mutter hat die deutsche Staatsangehörigkeit verloren, ist vielleicht Polin geworden. Dann wird die Vormundschaft in Polen geführt, und das betreffende deutsche Jugendamt des Aufenthaltsortes kann nicht in geeigneter Weise Fürsorge für das Kind treffen. Weiter gibt es Kinder, die überhaupt keinen festen Wohnsitz haben, so daß für sie kein Jugendamt zuständig ist. Es wäre wünschenswert, auf solche Fälle zu achten und sie dem deutschen Archiv für Berufsvormünder bekanntzugeben. — Schließlich ist ein Mißstand, daß Findelkinder, bei denen sicher ein sofortiges automatisches Einsetzen der Vormundschaft wünschenswert ist, nicht gleich den unehelichen Kindern sofort von der Amtsvormundschaft erfaßt werden, sondern es erst der Bestellung durch das Vormundschaftsgericht bedarf.

Von Interesse waren die Ausführungen von Dr. Plagemann (Flensburg) über Einrichtung ländlicher Jugendämter, deren Arbeit vielleicht noch dringlicher ist als die der städtischen, denn auf dem Lande ist bisher wenig an Jugendfürsorge vorhanden. Natürlich sollen als Leiter ländlicher Jugendämter nur Persönlichkeiten in Betracht kommen, die mit der Eigenart der betreffenden Bevölkerung vertraut sind. Von größter Bedeutung ist die Arbeit der ländlichen Fürsorgerin. Leider werden diese, das betonte der Stettiner Vertreter, jetzt viel zu sehr überlastet. Es wird Raubbau mit ihren Kräften getrieben. Hier muß Abhilfe geschaffen werden. Der Referent über ländliche Jugendämter wies noch hin auf eine besonders unsoziale Bestimmung in Mietverträgen, welche oft Großgrundbesitzer als Vermieter abschließen. Sie pflegen festzusetzen, daß ihre Mieter außer den zurzeit zum Haushalt gehörigen Personen keine weiteren, auch keine Familienglieder aufnehmen dürfen. Es kann also der Fall eintreten, daß eine Tochter ein uneheliches Kind nicht bei den Eltern unterbringen kann. Plagemann berichtete von einem Falle, in dem dem betreffenden Kinde Milch und Lebensmittelmarken verweigert wurden. Bedenklich ist, daß Dorf und Stadt häufig gegeneinander arbeiten. Die zahlungskräftigeren Städte nehmen den Landgemeinden die nötigen Pflegestellen fort. Wünschenswert ist hier Zusammenarbeit der betreffenden Jugendämter. Die Mitteilung aus Österreich, daß die Säuglingssterblichkeit auf dem Lande größer ist als in den Städten, gibt zu denken. — Das Haltekinderwesen auf dem Lande zeigt schwere Mißstände, es wurde von dem Referenten als moderne Sklaverei bezeichnet.

In bezug auf Abgrenzung der ländlichen Jugendämter entstanden Meinungsverschiedenheiten. Der Referent wollte sie nach Kreisen abgegrenzt wissen, für einen Kreis ein Jugendamt. Andere waren der Meinung, daß man zweckmäßig auch

mehrere Kreise zu einem Jugendamt zusammenfassen könne. Ganz stimme ich mit Plagemann in dem Bedauern überein, daß das Gesetz die Möglichkeit gibt, die Einrichtung ländlicher Jugendämter noch drei Jahre nach dem Inkrafttreten des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes hinauszuschieben. Es ist Sache der sozialdemokratischen Gemeinde- und Kreistagsmitglieder, dafür zu sorgen, daß nicht das Gesetz zunächst auf diese Weise sabotiert wird.

Dies das Wesentliche der Konferenz. Das Vorstehende genügt, zu zeigen, daß bei Inkrafttreten des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes an die erweiterten oder neu zu errichtenden Jugendämter eine ganze Reihe von neuen Aufgaben herantreten. Erfreulich war die warmherzig soziale Einstellung der meisten Berufsvormünder.

Literarische Rundschau

Dr. Kurt Sternberg, **Die politischen Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart.** Berlin 1922, Siegfried Seemann. XII und 149 Seiten.

Der Verfasser gibt einen kurzen historischen Überblick über die Staatstheorien des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit. Seine Darstellung ist kritisch, an einem gewissen »Standpunkt« orientiert. Nicht politische Gesinnung liefert den »Standpunkt«, sondern philosophische neukantianische Einstellung. Sie klingt als Grundton durch das ganze Buch. Als Gegenstand einer Philosophie der Politik erscheint die »Idee des politisch Guten«. Die Staatstheorie kann die Idee des »besten Staates« niemals zum endgültigen Abschluß bringen, ja sie kann dieselbe in keinem jemals denkbaren, geschweige denn in einem gegenwärtig oder einst vorhandenen realen Staatsgebilde als verwirklicht ansehen. Ihrem Inhalt nach ist Staatsphilosophie unendliche Aufgabe. Ihrem Inhalt nach und auch nach ihrer Form, denn nach ihrer Form ist sie Wissenschaft, das heißt orientiert an der »Idee des Wahren«. Diese führt ebenso zum unendlichen Prozeß wie die Idee des Guten.

In der Wertung historischer Tatsachen tritt der Standpunkt des Verfassers ebenso klar hervor wie in seinen allgemeinen Bemerkungen. Plato, als Schöpfer der Ideenlehre, erscheint umflossen vom Glanz ewiger Wahrheit; Aristoteles, dessen realpolitisches Denken Kompromisse nicht ablehnen kann, wird verdammt. Utopistische Konstruktionen gewinnen als »Ideen« unter Umständen höchsten positiven Sinn — und auch der Sozialismus wird seinem innersten Wesen nach zur unendlichen, staatsphilosophischen Aufgabe.

Ein letztes Kapitel bringt Nutzanwendungen auf die Gegenwart. Hierbei hält sich der Verfasser von »aufklärerischem« Selbstbewußtsein nicht ganz frei. Der sittliche vernünftige Mensch vermag nach ihm nur die Vernunft als letzte Autorität anzuerkennen. Alle äußere Autorität ist so zu gestalten, daß sie als Verkörperung dieser »inneren« Autorität der Vernunft angesprochen werden kann. In einer Zeit des Verfalls unserer Autoritäten bleibt Besinnung auf die Vernunft die letzte Rettung. Gewiß geht unsere Epoche mit der Betonung irrationaler Kräfte zu weit. Um das Vorhandensein des Irrationalen aber kommen wir nicht herum. Gerade die Übertreibungen unserer Tage haben die Macht des Irrationalen gezeigt. Gesellschaftslehre und Staatstheorie müssen mit ihr rechnen. Wir können bei den Errungenschaften der Französischen Revolution nicht stehenbleiben, wie es der Vernunftglaube des Verfassers manchmal zu fordern scheint.

Trotz der eben gezeichneten persönlichen Stellungnahme Sternbergs kann das Buch auch solchen empfohlen werden, denen an dieser Stellungnahme nichts liegt, ja die eine solche sogar wegwünschen würden. Es bleibt immer noch ein kurzer gut orientierender Bericht über die einzelnen Staatstheorien, der vielen Lesern als erste Einführung willkommen sein dürfte. Viktor Engelhardt

Theodor Thomas, Gib meine Jugend mir zurück. Roman. Berlin, Verlag der Buchhandlung Vorwärts. 175 Seiten. Preis 105 Mark.

Thomas, den wir bisher nur als Humoristen kennenlernten, zeichnet in dem vorliegenden Buche die Entwicklungsjahre eines proletarischen Großstadtjungen. Es sind wohl im wesentlichen die eigenen Jugenderlebnisse, die hier aufgereiht sind. Die Handlung ist ernst, geradezu düster. Der Kampf ums Leben setzt früh bei diesem Arbeiterkind ein. Es ist das typische Milieu: eine kinderreiche Familie, bei der Schmalhans Küchenmeister ist. Mietskasernenelend, Roheit, wüste Verwilderung der Sitten. Es gibt mehr Schläge als Brot. Das Kind, das früh auf den Hausierhandel geschickt wird, gerät auf Abwege, kommt schließlich ins Gefängnis. Durch die dunkelsten Tiefen des Daseins führt sein Weg. Aber der gute Kern in ihm wird nicht verdorben. Eine rettende Hand — die Hand eines im besten Sinne sozialistischen Menschenfreundes — führt den Gestrauchelten wieder ans Licht. Er gewinnt Vertrauen zur Menschheit und zu sich selbst. Und dieses Selbstvertrauen bringt ihm die Erlösung.

Alles das ist knapp, ohne verschönernde Sentimentalität und eindringlich geschildert. Wer das Werden und Wachsen eines klassenbewußten Arbeiters kennen und verstehen lernen will, der sich aus den mißlichsten Verhältnissen siegreich emporarbeitet, der lese dieses Buch. Es wird ihn nachdenklich stimmen und bleibende, wertvolle Eindrücke in ihm zurücklassen. L.

Notizen

Ein bedeutsames Nachschlagebuch. Für alle, die in wirtschaftlichen und sozialen Angelegenheiten interessiert sind, ist das »Internationale Arbeitsjahrbuch« ein unentbehrliches Nachschlagewerk. Die zweite Auflage desselben ist eben vom Internationalen Arbeitsamt in englischer und französischer Sprache veröffentlicht worden. Die deutsche Ausgabe wird demnächst erscheinen. Das Buch enthält genaue Angaben über die Behörden und die privaten Organisationen, welche sich in insgesamt 72 Staaten mit Aufgaben der Wirtschaft und der Sozialpolitik befassen. Ähnliches Material ist in keiner anderen Veröffentlichung zu finden. Berücksichtigt sind über 1800 Unternehmerorganisationen, 2300 Berufsverbände der Arbeiter, 600 Vereinigungen der intellektuellen Arbeiter, 45 Kriegsteilnehmerorganisationen, 450 Genossenschaften und etwa 40 verschiedene internationale Körperschaften. Ein Abschnitt gibt Auskunft über die Verfassung und den Aufbau der Internationalen Arbeitsorganisation und des Völkerbundes, in einem anderen werden die wirtschaftlichen und sozialpolitischen Staatsbehörden, ihre Organisation, ihr Aufgabenkreis, die Namen ihrer leitenden Beamten sowie die amtlichen Veröffentlichungen angegeben. In den Tabellen betreffend die Arbeiter- und Unternehmerorganisationen sind neben deren Bezeichnungen die Namen der wichtigsten Beamten, die Titel der Verbandszeitschriften, die Mitgliederzahlen und die internationalen Verbindungen vermerkt, im Fall von Unternehmerorganisationen wird die Zahl der angeschlossenen Firmen mitgeteilt. Bei den Genossenschaften sind Gründungsjahr und Umsatz angeführt.

Gegenüber der ersten Auflage ist die zweite Auflage des Internationalen Arbeitsjahrbuchs stark erweitert, sein Umfang wurde von 600 auf 1000 Druckseiten vermehrt. Überdies wurde dahin gestrebt, daß die Angaben, die es bringt, möglichst vollständig und genau sind. Neu hinzugekommen sind die Abschnitte betreffend die nationalen und internationalen Organisationen der intellektuellen Arbeiter und der Kriegsteilnehmer, während der Abschnitt über Genossenschaften wesentlich erweitert wurde.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10 | Ausgegeben am 8. Dezember 1922 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Intime Aufschlüsse über die Vorgeschichte des Weltkriegs

Von Paul Kampffmeyer

Im August 1908 hatte Wilhelm II. eine bedeutungsvolle, geschichtlich folgenschwere Auseinandersetzung mit Sir Charles Hardinge in Cronberg über die Flottenfrage. Im Verlauf dieser Unterredung versicherte Wilhelm nach seinen eigenen an Bülow gerichteten Ausführungen: »‚Konkurrenzbau treiben wir nicht, unser Tempo ist gesetzlich festgelegt, die Anzahl der Schiffe desgleichen und Ihnen bekannt.... Das Maß der maritimen Rüstung Deutschlands richtet sich nach seinen Interessen und Bündnissen, ist ein defensives und bestimmt nicht gegen eine Nation, am wenigsten gegen England gerichtet. Sie sind keine Drohung für Sie, die Sie augenblicklich alle miteinander an Gespensterfurcht leiden.‘ Darauf erwiderte Sir Charles Hardinge: ‚Aber ein Arrangement mußte doch getroffen werden, um den Bau einzuschränken. You must stop or build slower.‘ (Ihr müßt aufhören oder langsamer bauen.) Wilhelm entgegnete scharf: ‚Then we shall fight, for it is a question of national honour and dignity.‘ (Dann werden wir kämpfen, denn das ist eine Frage der nationalen Ehre und Würde.) Und dabei sah ich ihm fest und scharf in die Augen. Sir Charles bekam einen feuerroten Kopf, machte mir einen Diener, bat mich um Entschuldigung für seine Worte und ersuchte mich ausdrücklich, dieselben als versehentlich im Privatgespräch gemachte Bemerkungen zu betrachten, welche ich vergeben und vergessen möchte. Das Gespräch war von ihm in ziemlich gereiztem und fast diktatorischem Tone geführt worden. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er Instruktion und Marschorder von Fisher hatte.« (Siehe Otto Hammann: Bilder aus der letzten Kaiserzeit. Mit 12 Lichtdrucken nach Zeichnungen von Olaf Gulbranssen. Berlin SW 61, Verlag von Reimar Hobbing.)

Es ist sicher, der kluge Engländer wußte jetzt genug, Wilhelm widerstrebt grundsätzlich einem deutsch-englischen Flottenabkommen. König Eduard und Lord Hardinge verließen besorgt Cronberg. Eduard stattete dem Kaiser Franz Joseph einen Besuch in Ischl ab und trug ihm, wie Otto Hammann mitteilt, »seine Sorgen wegen der deutschen Seerüstung vor und setzte ihn mit der Bitte in Verlegenheit, in der Flottenfrage zwischen London und Paris zu vermitteln«. Der großsprecherische Wilhelm aber täuschte sich völlig über die Wirkung seiner kriegerischen Rede. Er glaubte, der englische Unterhändler sei nun windelweich, namentlich da er ihm den Roten Adlerorden erster Klasse verliehen hatte. Wilhelm ist nicht wenig stolz auf seine festen kriegerischen Töne. Er schreibt in seinem Bericht an Bülow (Sennelager, den 13. August 1908): »Die offene Aussprache mit mir, in der ich ihm scharf die Zähne zeigte, hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Mit Engländern muß man immer so verkehren. Es ist ganz klar, daß Ballins Aktion bei Cassel ihre Wirkung gehabt hat und daß letzterer mit Erfolg den König von der Be-

handlung der Materie abgehalten hatte.« Die Flottenfrage persönlich zu behandeln, ist wohl Eduard nicht durch Ballin, sondern durch die Äußerung Wilhelms abgehalten worden. Wilhelm spricht von einem Scheiden in Freundschaft und Wärme, während der König offenbar in den ernstesten politischen Gedanken Cronberg verließ und sein besorgtes Herz sofort Franz Joseph öffnete.

Der von Wilhelm II. verfaßte und von Otto Hammann jetzt veröffentlichte Bericht Wilhelms über das Cronberger Flottengespräch ist ein außerordentlich wichtiges Dokument für den Eifer der Engländer, mit Deutschland zu einem Flottenabkommen zu gelangen. Die Berichte sind datiert: Paderborn, den 12. August 1908 und Sennelager, den 13. August und sind an Bülow gerichtet.

Aus dem Bericht ist die Tatsache ersichtlich, daß Ballin mit Cassel in Verbindung getreten war, um eine Aussprache über die Flottenrüstungsfrage zwischen beiden Monarchen herbeizuführen. In dieser Aussprache eröffnete Sir Ernst Cassel, ein Vertrauter König Eduards, dem mit dem deutschen Kaiser befreundeten Ballin, daß die Sorge vor der deutschen Gefahr die treibende Kraft für die ganze Ententepolitik sei.

England war es in der Tat bitter ernst, mit dem Deutschen Reich ein Flottenabkommen zustande zu bringen. Wenige Tage nach der Cronberger Monarchenzusammenkunft erschien in der »Neuen Freien Presse« eine Unterredung mit dem englischen Schatzkanzler Lloyd George, in der dieser erklärte: eine deutsch-englische Verständigung sei der einzige Weg, um der über Europa lagernden Spannung ein Ende zu machen; außer der Frage einer Beschränkung des Baues neuer Schiffe gebe es kein Streitobjekt zwischen beiden Völkern. Am 26. August 1908 traf Lloyd George in Berlin ein und hatte eine längere Unterredung mit August Stein, dem Berliner Vertreter der »Frankfurter Zeitung«. In der Unterredung kam Lloyd George immer wieder auf die Frage zurück, »ob nicht durch eine Entente oder durch einen Vertrag mit England über irgendwelche kolonialen Vorteile es erleichtert werden könnte, das Bautempo zu verlangsamen«. Am selben Tage traf von Bülow ein Telegramm von Norderney ein, durch das er den Flottenenthusiasmus Wilhelms dämpfen wollte. Bülow wies auf eine Darstellung des Botschafters Metternich hin, daß, wenn Deutschland eine Verständigung über den Flottenbau kategorisch und für immer ablehnen würde, »so wachse die Beunruhigung in England in geometrischer Progression, womit eine wirkliche Kriegsgefahr entstehe« (Hammann). Zu dem Bülowschen Schreiben vermerkte Wilhelm unter anderem: »Eine große Novelle 1912 oder später ist nicht beabsichtigt und besteht in der Phantasie der total verrückten Briten. (1912 erschien aber diese Novelle! Red.) Sie können daher mit ganz ruhigem Gewissen jedem Briten sagen, das Flottengesetz wird ausgebaut, und damit ist Schluß.« Damit wiederholte Wilhelm nur das, was er auch unter anderem im Cronberger Flottengespräch dem Sir Charles Hardinge versichert hatte. Tirpitz aber war anderer Ansicht; er war nicht für das Schlußmachen, und er meinte, eine solche Zusicherung, wie die vom Kaiser in Cronberg gegebene, müßte man »verkaufen«, aber nicht verschenken. Lloyd George wollte übrigens im August 1908 persönlich unbemerkt mit Bülow Fühlung nehmen, eine Absicht, die sich damals — der Reichskanzler hielt sich in Norderney auf — nicht verwirklichen ließ.

Das Abkommen mit England hielt die deutsche Diplomatie während des Spätsommers und Herbstes 1908 in Atem. Der Legationsrat Stumm informierte am 8. September 1908 von London aus den Fürsten Bülow über die panische Angst Englands über das Anwachsen der deutschen Streitkräfte zur See. Dieser Furcht müßte man sich für ein vorteilhaftes Abkommen mit England bedienen. »Dabei ist allerdings«, so schloß er seinen Bericht an Bülow, »eines nicht aus dem Auge zu verlieren, und zwar die Gefahr, daß das liberale Regime vor der Zeit, während oder vielleicht gerade infolge dieser dem englisch-deutschen Ausgleich vorausgehenden Geburtswehen, einem unionistisch-imperialistisch-protektionistischen Platz zu machen gezwungen werden könnte. Damit würden sich die Chancen für eine Verständigung erheblich verringern. Die beifällige Aufnahme, die die Straßburger Rede Seiner Majestät des Kaisers gerade in der unionistischen Presse gefunden hat, ist unter diesen Gesichtspunkten sehr bezeichnend. Man wird daher deutscherseits den Bogen zwar nicht seiner Spannkraft berauben, aber ihn auch nicht überspannen dürfen.«

Bülow verschloß sich nicht der Einsicht, daß man den Engländern entgegenkommen müsse. In seinem Briefe vom 28. Dezember 1908 an Tirpitz (siehe: Otto Hammann, Bilder aus der letzten Kaiserzeit) unterstrich er die Pflicht Deutschlands, »jede Handhabe zu ergreifen, die sich bietet, um unter Wahrung unserer Würde die englische Nervosität zu verringern und es uns zu ermöglichen, ungefährdet über die Jahre hinwegzukommen, in denen unsere Rüstung noch nicht vollendet ist«. Aus politischen Erwägungen will Bülow der Frage nähertreten, ob nicht eine Verlangsamung in der Durchführung des deutschen Flottenprogramms möglich sei. Tirpitz weist schroff dieses Ansinnen zurück, sieht in einem etwaigen Nachgeben Deutschlands trotz der damit verbundenen Demütigung Deutschlands nur eine Erhöhung der englischen Gefahr. Wenn die Ansichten Bülows von der politischen Notwendigkeit der Verringerung des Bautempos durchgeführt werden soll, so ersucht er ihn, dem Kaiser die Bitte um seinen Abschied vortragen zu wollen. Tirpitz arbeitet also gegen Bülow mit den stärksten Mitteln, und das konnte er ohne weiteres wagen, weil Wilhelm II. ganz auf die Tirpitzsche Verstärkung der Flotte eingeschworen war.

Es ist die wertvollste Seite der Hammannschen Arbeit, daß sie den scharfen Gegensatz zwischen den Kanzlern Bülow und Bethmann und dem Großadmiral Tirpitz in der Frage eines deutsch-englischen Flottenabkommens stark herausgearbeitet hat. Bethmann hatte vor allem Verständnis für den »Inselstandpunkt« der Engländer, für ihre Furcht vor einer Bedrohung ihrer Seemachtstellung durch eine mächtige deutsche Flotte, Tirpitz dagegen sah in jedem Entgegenkommen Deutschlands eine für Deutschland verhängnisvolle Schwäche. Er schuf sich in der Presse und im Flottenverein eine Kampforganisation für seine weit ausholenden Flottenpläne. Er organisierte später einen förmlichen Hetzfeldzug gegen England, auf den seinerzeit Hausmann hingewiesen hat.

Eine erbitterte oppositionelle Stimmung gegen den Kanzler Bethmann wurde nach dem Pantherſprung von Agadir von den Alldeutschen kräftig geschürt. Schon unmittelbar nach diesem Kiderlen-Wächterschen Draufgängerstück setzte der alldeutsche Flottenverstärkungsrummel mit gesteigerter Kraft ein, nicht zuletzt durch eine Aufforderung Wilhelms an die Ham-

burger Bürgerschaft ermuntert (Ende August 1911). Tirpitz wollte nicht die im Agadirhandel erhaltene »Ohrfeige« einstecken und betrieb mit Hochdruck die Einbringung einer neuen Flottennovelle. Indessen bemühte sich der deutsche Botschafter Metternich in London fortgesetzt um eine Verständigung mit England. In seiner Vertretung wies der Botschaftsrat Kühlmann in einem Bericht vom 8. Januar 1912 auf den Ernst der Stunde hin. »Von den in allernächster Zeit zu fassenden Entschlüssen werde nicht nur unser Verhältnis zu England, sondern unsere ganze nationale Zukunft in vielleicht unwiderruflicher Weise beeinflußt werden. Wenn wir auf die großen kolonialen Angebote eingingen, würde sofort eine Entspannung eintreten, wenn nicht, würde England jedes Opfer bringen, um den Dreierverband fester zu machen und wenn möglich auch Italien vom Dreibund abziehen. Zum Schluß die Frage, ob wir denn ein großes Kolonialreich um einer an sich geringfügigen Vermehrung unserer maritimen Machtmittel willen verscherzen wollten.« Wilhelm bemerkte sehr ungnädig, der Diplomat wisse nach seinem »verunglückten« Bericht nicht, daß die Briten uns »nur in Kolonialkriege verwickeln« wollen und daß sich der deutsche Kaiser »nichts schenken« lasse, sondern, wenn er Kolonien haben wollte, sie kaufen oder sich nehmen würde »ohne England«. Das war ganz die Sprache Wilhelms, der die Flottennovelle der Öffentlichkeit nicht schnell genug mitteilen konnte und dem Kanzler herausfordernd ankündigte, daß er, wenn die Wehrvorlagen nicht sofort bekanntgemacht würden, sie durch Heeringen und Tirpitz veröffentlichen lassen würde. Der Kanzler antwortete mit einem Entlassungsgesuch, und Wilhelm schien auf die sofortige Veröffentlichung der Flottenvorlage verzichten zu wollen. Wilhelms Drohdepesche datiert vom 5. März 1912, und schon am 8. März 1912 brachte die »Kölnische Volkszeitung« den wesentlichen Inhalt der Flottenvorlage.

Um Mitte März 1912 versuchte Ballin noch in London die Verhandlungen nicht zum Abbruch kommen zu lassen. »Bei seiner Rückkehr nach Berlin erfuhr Ballin vom Kaiser und Kanzler, daß von der Novelle nichts mehr abgelassen werden könne. Damit hatte der Großadmiral über den Kanzler gesiegt. Bald darauf lag auch Graf Metternich, der unermüdliche Warner, auf der Strecke.« (Hammann.)

Offiziell scheiterten die Verhandlungen, weil sich Sir Eduard Grey weigerte, auf den vom Kanzler gewünschten Zusatz einzugehen, daß England wohlwollende Neutralität bewahren werde, wenn Deutschland ein Krieg aufgezwungen werde. Hammann wirft die Frage auf, ob es nicht doch vielleicht besser gewesen wäre, die Verhandlungen nicht an der Greyschen Formel scheitern zu lassen, die immerhin das Versprechen enthielt, keiner Abmachung beizutreten, die einen unprovozierten Angriff bezweckte. Die ganzen Verhandlungen wurden so im Dunkel gehalten, daß die beiden Nationen in diesen Lebensfragen überhaupt nicht eingreifen konnten. Der Pazifist E. Morel bemerkt in der »Westminster Gazette«: »Hätte das deutsche und das englische Volk die Einzelheiten der Mission Haldanes erfahren, so hätte die öffentliche Meinung beider Länder eine angemessene Neutralitätsformel erzwungen.«

Die wahren Gründe des Scheiterns der englisch-deutschen Verständigung scheinen uns hauptsächlich in der ganzen Geistesrichtung des Großadmirals Tirpitz zu liegen, die sich grundsätzlich gegen jedes Nachgeben Deutschlands

in der Flottenfrage auflehnte. In einem solchen Nachgeben gegenüber England sah Tirpitz eine Demütigung Deutschlands, er vergaß aber, daß der erste »demütigende« Schritt eigentlich schon von England in dem Augenblick getan war, da es Deutschland um eine Vereinbarung im Flottenbau ersuchte und selbst zu einer vertragsmäßigen Bindung seiner maritimen Rüstung bereit war. Wilhelm aber hing ganz am Gängelband seines Großadmirals. Ihm fehlte überdies jedes Auge für die weltpolitischen Machtverhältnisse. Er sah nicht den in rasender Eile auseinanderberstenden österreichisch-ungarischen Staat, er sah nicht die 300 Millionen Menschen umfassende englische Weltmacht im Westen und den russisch-asiatischen »Kontinent« im Osten. Er betrachtete die weltpolitischen Beziehungen nur vom preußischen Kasernenfenster aus. Er freute sich seiner Millionen gutgedrillter Soldaten und ahnte nicht, daß die Kriege schließlich nicht in den Kasernen, sondern in den Fabriken, Kontoren, Arsenalen, Magazinen, kurz in den großen Mittelpunkten wirtschaftlicher Machtgruppierung entschieden werden.

Das Gift, das zerstört

Von **Heinrich Cunow**

Die Regierungen der alliierten Mächte haben schon während der vierjährigen Kriegszeit, besonders aber nach dem Zusammenbruch der deutschen Militärmacht durch einen weitverzweigten Propagandaapparat, in erster Reihe durch die ihnen zur Verfügung stehende Presse ihren Völkern die Vorstellung eingehämmert, der Weltkrieg wäre lediglich das Ergebnis einer planmäßigen Verschwörung der Beherrscher Deutschlands und des diesen Beherrschern blindlings folgenden, von imperialistischen Machtgelüsten getriebenen deutschen Volkes, das nichts weiter sei als eine von rohen Leidenschaften geleitete Verbrechernation, die, da sie allein für die Schrecken des Weltkriegs verantwortlich sei, gezwungen werden müsse, auch allein die materiellen Kosten des Weltkriegs zu tragen. In Frankreich und Belgien ist diese Ansicht, abgesehen von einem kleinen Kreise historisch geschulter Politiker, noch heute Trumpf und findet in der Politik Poincarés ihren offiziellen Ausdruck; in England und Nordamerika beginnt sie dagegen in letzter Zeit mehr und mehr der Auffassung zu weichen, daß zwar das kaiserliche Regiment in Deutschland mit seiner Kriegsrenommisterei und seiner unfähigen Außenpolitik wesentlich zum Hereinbruch des blutigen Völkerkriegs beigetragen hat, keinesfalls aber Deutschland allein für die Kriegsschrecken verantwortlich ist, sondern auch in Frankreich, Rußland, England gewisse Regierungs- und Parteikreise zum Kriege gedrängt haben.

Daß in den beiden großen angelsächsischen Ländern, wenn auch noch in vielen Gehirnen die Ansicht von der alleinigen Kriegsschuld spukt, sich allmählich in dieser Hinsicht eine Wandlung vollzieht, ist vor allem einer Anzahl englischer Politiker, Historiker und Schriftsteller zu danken, die, beseelt von einem allen Verunglimpfungen trotzenden Wahrheitseifer, nach und nach ein beträchtliches Urkundenmaterial zur Geschichte der Kriegsentstehung aufgehäuft haben. Unter ihnen ragt als einer der bedeutendsten E. D. Morel empor, der bei den letzten englischen Parlamentswahlen, von der englischen Arbeiterpartei in Dundee aufgestellt, den geriebenen Demagogen Churchill geschlagen hat.

Morel hat sich schon früher, in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts durch seine philanthropischen Bestrebungen und seinen Kampfesmut in der Welt berühmt gemacht. Er ist es, der die sogenannten Kongogreuel, die schamlose Ausbeutung der Eingeborenen des gummireichen belgischen Kongogebiets aufgedeckt und für ihre Erlösung aus der grausamen Fron einen mehrjährigen zähen Kampf geführt hat. Morel ist kein geborener Engländer, sondern Franzose, der Sohn eines Franzosen und einer Engländerin. Sein eigentlicher Name ist Edmund Dene Morel de Ville. Doch hat er sich meist in England aufgehalten, und nachdem er sich 1896 in England verheiratet hat und britischer Bürger geworden ist, nennt er sich nur noch E. D. Morel.

Als Angestellter einer Liverpooler Schiffahrtsgesellschaft wurde er mit afrikanischen Verhältnissen vertraut und beschäftigte sich, durch diese angeregt, mit afrikanisch-ethnographischen und geographisch-volkswirtschaftlichen Studien. Dabei stieß er auf die traurige Lage der belgischen Kongoneger und begann nun einen regen Preßfeldzug für ihre Befreiung aus hartem Joch, der ihm von seiten der liberalen »Daily News« den Titel eines der »großen Befreier« der Menschheit eintrug. In diesem Feldzug erlangte er einen tiefen Einblick in die diplomatische Praxis der Großmächte, der ihn im Jahre 1912, als die Marokkokrisis die politische Welt aufs intensivste beschäftigte, zur Herausgabe eines Buches »Marocco in Diplomacy« (Marokko in der Diplomatie) veranlaßte, eine Schrift, die seitdem unter dem abgeänderten Titel »Ten Years of Secret Diplomacy« (Zehn Jahre Geheimdiplomatie) sechs hohe Auflagen erlebt hat.

Als im August 1914 England an Deutschland den Krieg erklärte, trat Morel, der diese Tat nicht billigte, aus der liberalen Fraktion aus und gründete mit gleichgesinnten Freunden, darunter Charles Trevelyan, Artur Ponsonby, Ramsay Macdonald, die »Union of Democratic Controll« (Vereinigung für demokratische Kontrolle). Morel wurde Sekretär dieser Vereinigung und begann alsbald eine unermüdliche Agitation für die Abschaffung der Geheimdiplomatie und die Kontrolle der auswärtigen Politik durch Parlament und Nation, ferner für die Errichtung eines wahren, auf Gleichberechtigung der Völker beruhenden Völkerbundes, für allgemeine Abrüstung und eine Handelspolitik der offenen Tür. Zugleich führte er einen energischen Kampf gegen die Legende von der »Alleinschuld« Deutschlands am Weltkrieg und veröffentlichte eine Reihe Aufsätze über die wirklichen Kriegsursachen, die er 1916 in der Schrift »Truth and the war« (Wahrheit und Krieg) zusammenfaßte. Da er sich nicht scheute, auch Englands Kriegsvorbereitungen zu schildern, mußte er sechs Monate ins Gefängnis wandern.

Die Strafe vermochte Morel jedoch nicht abzuschrecken. 1919 gründete er die Monatsschrift »Foreign Affairs« (Auswärtige Angelegenheiten), amtliches Organ der »Union of Democratic Controll«, und übernahm selbst deren Leitung. Er hat für diese Zeitschrift eine ganze Reihe hervorragender Abhandlungen geschrieben, die teilweise auch in Broschürenform erschienen und ins Deutsche übersetzt worden sind. Erwähnen möchte ich aus dieser Reihe vornehmlich »Pre-War-Diplomacy« (Vorkriegsdiplomatie), zusammen mit der Schrift »Truth and the War« auch in deutscher Übersetzung bei H. R. Engelmann (Berlin) erschienen, ferner »The Fruits of Victory«, unter dem Titel »Siegesfrüchte« ebenfalls bei H. R. Engelmann herausgekommen, und schließlich die Schrift, die denselben Titel trägt wie dieser Auf-

satz: »Das Gift, das zerstört«, eine kurze Erörterung der Kriegsfragen, die zuerst in den »Foreign Affairs« erschienen, dann von der Unabhängigen Arbeiterpartei als separate Flugschrift in Masse verbreitet worden ist und auch in der letzten englischen Wahlbewegung eine Rolle gespielt hat. Sie ist jetzt ebenfalls in deutscher Sprache erschienen. (Frankfurt a. M., Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H., 80 Seiten, Preis 128 Mark nebst Zuschlag.)

Morels Schriften vertreten sämtlich die Auffassung, daß das Gerede von Deutschlands planmäßigem Kriegsanschlag der geschichtlichen Grundlage entbehrt; aber deshalb ist er noch durchaus kein Verehrer Deutschlands und Bewunderer der deutschen Diplomatie. Er mißt der Regierung, die zur Zeit des Ausbruchs des Weltkriegs in Deutschland das Staatsruder führte, einen beträchtlichen Anteil an den politischen Torheiten und Intrigen sowie den imperialistischen und militärischen Gelüsten zu, die zur großen Kriegskatastrophe führten; aber er kommt auf Grund seiner Prüfung der diplomatischen und militärischen Berichte sowie der politischen Zusammenhänge zu der Ansicht, daß die Behauptung, Deutschland sei allein schuld am Kriege, gerade so lächerlich sei wie die andere Behauptung, Deutschland sei schuldlos. Morel tadelt deshalb auch ernstlich jene des psychologischen Scharfblicks entbehrenden Politiker der »deutschen Linken«, die in ihrem Haß gegen das alte wilhelminische Regime auf dieses alle Schuld häufen, ohne zu bedenken, daß sie damit zugleich auch das deutsche Volk verdammen, das willig der Führung dieser Regierung folgte. Möchten diese Politiker, meint er, auch von einer guten Absicht geleitet sein, so lüden sie doch eine dreifache Schuld auf sich, wenn sie aus politischen Motiven die groteske Legende von Deutschlands Alleinschuld stützten — angesichts des sich immer mehr häufenden Beweismaterials, »aus dem für jeden verständigen Mann jeder Nationalität die unbestreitbare Wahrheit der geteilten Verantwortung hervorgehen muß«.

Sind auch im allgemeinen die Schriften Morels populär gehalten, so setzen doch einzelne eine gewisse Kenntnis der politischen Verhältnisse und des diplomatischen Apparats der einzelnen am Kriege beteiligten Staaten, vor allem Englands, voraus. Dagegen ist die erwähnte, jüngst ebenfalls in deutscher Übersetzung erschienene Schrift »Das Gift, das zerstört« allgemeinverständlich geschrieben. In knappen Ausführungen schildert der Verfasser, wie dem englischen Volke die Kriegsursache dargestellt und wie es getäuscht wurde, und behandelt dann die sogenannte belgische Frage, die Machinationen des kaiserlichen Rußlands, die Unterstützung der zaristischen Politik durch Frankreich, Lord Greys Geheimdiplomatie usw.

Als Beispiel der klaren Darstellung Morels lasse ich mit Erlaubnis des Buchverlags der Frankfurter Sozietätsdruckerei den kurzen Abschnitt über den Einfall der deutschen Truppen in Belgien folgen:

Die belgische Frage

Der Einfall in Belgien, der vom moralischen Standpunkt aus unentschuldbar war und der keine Bemäntelung zuläßt, der jedoch nicht ohne Präzedenzfall ist,[1] ist, was jetzt klar erwiesen ist, nicht der wahre Grund für Großbritanniens Kriegseintritt

[1] Selbst nicht während des Krieges, von früheren Parallelfällen zu schweigen. So fiel zum Beispiel zur gleichen Zeit, als unsere Regierung den alten Vertrag von 1839 auf allen Eisenbahnstationen anschlagen ließ und den Himmel zum Zeugen

gewesen, sondern lediglich ein Vorwand, um eine gewissermaßen einstimmige Begeisterung für den Krieg hervorzurufen. Überdies haben diverse amtliche Zugeständnisse und Veröffentlichungen, besonders Lord Haldanes Buch und die belgischen diplomatischen Dokumente,[2] die Bedeutung der von Lord Grey der belgischen Frage gegebenen Behandlung in ein sonderbares Licht gesetzt. Es ist jetzt klar, warum das Wort, welches, falls es zur rechten Zeit geäußert worden wäre, Belgien hätte vor einem deutschen Einfall bewahren können, wie das von Gladstone 1870 ausgesprochene Wort tatsächlich Belgien vor einem französischen Einfall bewahrt hat, von Lord Grey nicht ausgesprochen wurde. Die ganze Zeit seit 1906, dem Jahre, in dem das geheime militärische Zusammengehen mit Frankreich begann, haben unsere Regierenden, in Zusammenarbeit mit dem belgischen Generalstab, den möglichen Einfall Deutschlands in Belgien in zynischer Weise ins Auge gefaßt, sich darauf vorbereitet und Belgien zu verstehen gegeben, daß wir planten, im Falle eines derartigen Einfalls in Belgien einzumarschieren, gleichgültig, ob sich Belgien dem deutschen Einfall widersetzen würde oder nicht.[3] Lord Haldane hat selber zugegeben, daß das Problem, welches sich ihm 1906 (!) stellte, darin bestand, wie ein britisches Expeditionsheer von 160 000 Mann »an einem gegenüber der belgischen Grenze befindlichen Aufmarschpunkt mobilisiert und konzentriert werden könnte«! Ein erstaunliches Zugeständnis! Kein Wort in diesem Zusammenhang, das den Gedanken offen läßt, diese Konzentration gegenüber der belgischen Grenze hätte von einer Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland abhängen sollen. Ich bitte sehr, wohin hätte diese britische Armee von diesem Punkte »gegenüber der belgischen Grenze« marschieren sollen, wenn nicht nach Belgien hinein? Lord Haldane mag sagen, daß sie in der Defensive verblieben wäre, wenn der Einfall in Belgien nicht stattgefunden hätte. Aber setzen wir voraus, daß die deutschen Armeen im Westen (wie der deutsche Generalstab einmal erwogen zu haben scheint, gerade wie der französische Generalstab einmal eine französische Offensive durch Belgien hindurch erwogen hat[4]) und daß sie ihr ganzes Gewicht auf Rußland geworfen hätten, wie hätten dann die Armeen Frankreichs und Großbritanniens in der Defensive

über Deutschlands Doppelspiel anrief, unser Alliierter, Rußland, um an die Türken heranzukommen, in das Gebiet von Persien ein, dessen Unabhängigkeit wir 1907 garantiert hatten. Und so fiel unser Verbündeter Japan in China ein (dessen Integrität Japan und wir garantiert hatten), um die Deutschen in Kiautschau anzugreifen. Die später Griechenland von den Alliierten widerfahrene Behandlung, die bezweckte, es zum Eintritt in den Krieg zu zwingen, war in vielen Punkten fast, wenn nicht ganz, so schlimm wie die Behandlung Belgiens durch Deutschland.

[2] Indem Herr Austen Chamberlain zugab, wie er es am 8. Februar 1922 im Unterhaus tat, daß die gegenüber Frankreich eingegangenen geheimen Verpflichtungen die Hauptursache für unseren Eintritt in den Krieg waren (und indem er dadurch eingestand, daß die Handlungsfreiheit des Unterhauses durch diese Verpflichtungen zerstört worden war), wiederholte er lediglich die Erklärungen, die von Lord Lansdowne und Herrn Bonar Law unmittelbar vor dem Kriege, von Lord Grey in den letzten Tagen der Krise und von Herrn Lloyd George und Lord Haldane seit dem Kriege abgegeben worden waren.

[3] Siehe Lord Loreburns Buch »How the War came«.

[4] Der Plan des Generals Michel, der 1910 Vizepräsident des Obersten Kriegsrats und der für den Kriegsfall vorgesehene Generalissimus aller französischen Armeen war. Seine Idee war die Ansetzung von 40 französischen Armeekorps »teils in aktiver Verteidigung des ganzen Gebiets zwischen Belfort und Mezières und des Restes zu einer kräftigen Offensive in Belgien« (»Le plan 17«, Paris 1910, Morizet). Der belgische Parlamentsbericht über die Sitzung des belgischen Senats am 5. Dezember 1912 bietet eine interessante Lektüre. Die da gehaltenen Reden zeigen, daß einige belgische Senatoren einen französischen Einfall ebensosehr fürchteten wie einen Einmarsch Deutschlands.

verbleiben und den Einmarsch in Rußland zulassen können? Sie hätten angreifen müssen. (Einige französische Armeen griffen durch das Elsaß hindurch an, indem sie ihre Offensive von Belfort aus genau an demselben Tage begannen, an dem die Deutschen Lüttich angriffen — ein merkwürdiger Kommentar zu der französischen Nichtbereitschaft!) Aber welche Richtung würde der Angriff von Armeen eingeschlagen haben, die sich »gegenüber der belgischen Grenze« aufgestellt befanden? Man vergleiche auch die Angabe Lord Haldanes mit der Erklärung in Hauptmann Wrights Buche, daß Sir Henry Wilson, der »sein ganzes Leben lang diesen Krieg vorausgesagt und sich für ihn vorbereitet hat«, lange vor dem Kriege wieder und wieder zu Rad das Terrain besichtigt und sogar »die Quartiere ausgesucht hat, die unser Hauptquartier an einem Punkte während des Rückzugs von Mons zu beziehen hätte«. Kurz nach Ausbruch des Krieges teilten uns Herr Winston Churchill und Herr Bonar Law mit, daß sie Deutschlands Absichten seit drei Jahren gekannt hätten! Indessen bis zum allerletzten Augenblick weigerte sich Lord Grey nicht allein, das Wort auszusprechen, welches dann vielleicht (wenn es früher ausgesprochen worden wäre, sicherlich) Belgien vor dem Schrecken des Einfalls bewahrt hätte, sondern er gab auch vor, daß Großbritanniens amtliche Haltung mit Bezug auf einen derartigen Einfall zweifelhaft sein würde. Er könnte nicht ein »entscheidender«, sondern nur ein »wichtiger« Faktor mit Bezug auf unsere Entschließungen sein. Diese würden von dem »Gefühl der Öffentlichkeit« abhängen. In der Tat geschah von seiten unserer Regierenden auf diplomatischem, politischem oder militärischem Wege nichts zur Verhütung des Einfalls in Belgien. Sie bereiteten sich auf ihn strategisch vor. Das ist alles. Lord Greys Geheimdiplomatie hatte uns zum Schutze Belgiens unfähig gemacht. Im geheimen für den Fall eines Zusammenstoßes der beiden großen Kontinentalgruppen an Frankreich und Rußland gebunden; mit der Kenntnis, daß der deutsche Generalstab erwog, an Belgien wegen des Durchmarsches heranzutreten, wenn ein solcher Zusammenstoß stattfinden würde; in dem Bewußtsein, daß die deutschen Pläne auf der irrtümlichen Annahme der britischen Neutralität beruhten, standen unsere Regierenden dennoch in den Jahren, die dem Kriege vorausgingen und während der Krise, die der Ermordung des österreichischen Thronfolgers folgte, davon ab, zu erklären, daß sie die Ausführung dieser Pläne als einen Casus belli ansehen würden. * * *

Der Bedeutung der Frage, ob tatsächlich das deutsche Volk an dem Weltkrieg schuldig ist, wird in Deutschland noch immer zu wenig Gewicht beigemessen, obgleich sich das Versailler Friedensdiktat auf die Annahme einer solchen Alleinschuld stützt und die in diesem Diktat enthaltenen ungeheuerlichen Forderungen immer wieder mit dem Satze moralisch gerechtfertigt werden, das Volk, das für die Entzündung des Weltkriegs verantwortlich sei, müsse für sein Verbrechen mit seinem Leben und Vermögen zahlen. Keine Strafe sei schwer genug. Die Frage der Alleinschuld ist tatsächlich eine Lebensfrage für das deutsche Volk; denn, wie Morel mit Recht sagt, der Versailler Vertrag wird Deutschland und Europa vernichten, wenn er nicht selbst vernichtet oder von Grund aus revidiert wird.

Der religiös-soziale Typus

Von Dr. **Viktor Engelhardt** (Berlin-Friedenau)

In meinem Aufsatz über »Rudolf Steiner als Typus moderner Religiosität«[1] war ich bemüht, die inneren Spannungen zu zeigen, unter denen sich das religiöse Fühlen der Gegenwart entwickelt. Sie traten auf, als das reli-

[1] Neue Zeit, 41. Jahrgang, 1, S. 151.

giöse Erlebnis in die Sphäre des Menschlichen einging. Man kam vom Individuum und mußte mit innerer Notwendigkeit zum Gestalten der »Gemeinschaft« fortschreiten. »Individuum« und »Gemeinschaft« sind die Eckpunkte, zwischen welchen sich der Bogen des religiösen Lebens der Gegenwart wölbt. Jede Einzelerscheinung ist an diesem Bogen, wie an einem Koordinatensystem, zu orientieren. Für die Mitte des Weges zwischen »Individuum« und »Gemeinschaft« waren Versöhnungsversuche, wie wir sie bei Johannes Müller fanden, kennzeichnend. Der Gegenpol zum »Individuum«, die religiöse Gestaltung »reinen Gemeinschaftserlebnisses«, blieb zu betrachten.

In diesem Punkte der Entwicklung müssen religiöse und soziale Bewegung vielfach zusammenfließen. Wahres Verständnis für die Einzelerscheinung ist demnach nur zu gewinnen, wenn der Strom der sozialen Bewegung bis an die religiösen Bedürfnisse unserer Tage herangeführt wird. Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, eine kurze Geschichte des Sozialismus zu schreiben. Nicht der Sozialismus ist das Problem, sondern die Epoche, wie sie sich im Sozialismus spiegelt. Sozialismus ist kein ewig fertiges gültiges Dogma. Sozialismus ist ein geistiges Werden und darum — zu jeder Zeit — dem Geiste der Epoche innig verwandt. Ohne Wertung nach Zusammenhängen zu forschen, ist die Aufgabe der hier vorliegenden soziologischen Skizze.

Tief in die Vergangenheit zu steigen, verbietet das dem gegenwärtigen Leben zugewandte Thema. Ich muß auf meine durch das Eingehen der Zeitschrift leider zu früh unterbrochenen Aufsätze in der »Arbeiterbildung« verweisen.[2] In diesen Artikeln habe ich zu zeigen versucht, daß der Sozialismus, dessen letzte Triebfedern im »Leiden« der Menschen liegen, seine theoretische Gestalt aus den geistigen Strömungen der einzelnen Epochen empfängt.

In einem Zeitalter der »Naturwissenschaft« mußte der Sozialismus materialistisch gefärbt sein. Theoretische Toleranz verband sich in breiten Massen mit einer so festen Überzeugung von der Richtigkeit eigener oder angelesener Anschauungen, daß in der Praxis die Toleranz sehr oft fallen gelassen wurde — ein Prozeß, den die agitatorischen Bedürfnisse stark unterstützten.

Die Wandlung im geistigen Grundcharakter der Tage, welche das ausgehende Jahrhundert beherrschte, führte, wie der Aufsatz über Steiner zu zeigen versuchte, von der »Natur« zum »Menschen« — zunächst zum »Einzelmenschen« des Individualismus. »Persönliche Weltanschauung« und »persönliche Religion« wurden die Kampfrufe der Zeit. Die theoretischen Führer der Sozialdemokratie konnten sich selbstverständlich den individualistischen Einflüssen in keiner Weise entziehen, da sie, wie alle geistig Schaffenden, nur im Zusammenhang mit der geistigen Struktur der Tage zu arbeiten vermochten. So waren seit Marxens Tagen zahlreiche neue Gedanken in das Reich der Sozialisten gestürmt. Die Kantianer hatten ethisch gedacht — und manche Theologen für Religion Propaganda gemacht. Daneben lebten Monismus, Materialismus und die streng marxistische Richtung. Man konnte keinen als Nichtsozialisten bezeichnen, der die wirtschaftlichen Ziele des Sozialismus verfolgte; vor allem konnte man ihn kaum wegen nichtmarxistischer

[2] Sozialismus und Religion, »Arbeiterbildung«, 2. Band, S. 66 (1921); Philosophie und Sozialismus, 7 Aufsätze in den Jahrgängen 1921 und 1922 der »Arbeiterbildung«.

Anschauung aus den Reihen der Kämpfer entfernen. Die Vielheit der Weltanschauungen, die sich so im Sozialismus ein Stelldichein gab, zwang im praktischen Leben zu weitgehender Toleranz. Die Religion wurde darum in den neunziger Jahren im Erfurter Programm »zur Privatsache« erklärt — und volle Freiheit in Weltanschauungsfragen gewährt. Wem fällt da nicht die Parallele mit dem Monistenbund ein, wer hört da nicht das Wort »persönliche Weltanschauung« mit großer Emphase gesprochen? Auch der Sozialismus, der Parteisozialismus der neunziger Jahre ist ein Kind seiner Zeit und als solches — außerhalb des Reiches der Wirtschaft — von individualistischem Geist.

Damit waren Wege frei auch für rein religiöse Probleme, die im Sozialismus um so leichter Eingang fanden, als in der älteren Bewegung — man denke nur an Dietzgen — bereits Kräfte lebten, die durchaus religiöse Färbung trugen. Bevor sich aber die Masse dieser Entwicklung bewußt wurde, fühlten die von der Religion herkommenden Führer, namentlich die theologischen Ursprungs, die Gunst der Epoche. Zahlreiche Versuche setzten ein, um Sozialismus und Religion zu versöhnen. Zwei von ihnen sind besonders wichtig geworden: die »deutsche« und die »Schweizer« Bewegung.

Die »deutsche« Bewegung, der lutherischen Kirche entstammend, nennt sich *christlichsozial*. Schon Wichern, der Schöpfer der inneren Mission, hat Ziele verfolgt, die dem sozialen Gedanken durch ihre »Innerweltlichkeit« näher standen als die »Jenseitigkeit« der bisherigen Kirche. Wicherns Erfolg war gering, da er den traditionellen Mächten zuviel Bedeutung einräumte und so das freiheitlich gesinnte Bürgertum ebenso abstieß wie die proletarische Welt. Der christlichsoziale Gedanke wurde stark an konservative Ideen gebunden, von denen er sich bis heute nicht recht hat losmachen können.

Erst nach Wichern wurde der christliche Sozialismus im politischen Sinne geschaffen. Stöcker versuchte darum eine christlichsoziale Arbeiterpartei zu begründen, ohne mehr zu erreichen als eine antisemitisch eingestellte Bewegung des Mittelstandes. Er hat den christlichsozialen Gedanken verengt, aber nach Niebergall trotz dieser Verengung anregende Kräfte entfaltet. Weitere Kreise wurden auf die Verbindung der Worte »sozial« und »christlich« erst durch Stöckers Werben aufmerksam und fühlten, daß trotz parteimäßiger Prägung ein tieferer Kern sich in ihnen verbarg.

So fand Friedrich Naumann alle Geister vorbereitet. Er kam in den neunziger Jahren, als soziale Probleme die Gemüter bewegten. Die Kräfte des Christentums sollten in ihrem Dienste mobil gemacht werden. Die Lösung der Aufgabe ist auch Naumann mißglückt. Die Arbeiter waren mißtrauisch gegen alles, was von außen an sie herangebracht wurde, und lehnten es mit instinktiver Sicherheit ab. Die Entstehung der »christlichsozialen« Bewegung läßt eben revolutionären Schwung durchaus vermissen. Allzu deutlich tritt in jeder Phase hervor, daß sie überhaupt keine »Bewegung« ist, jedenfalls keine, die von unten emporgärt, sondern daß es sich um künstliche Machwerke handelt. Schöpferische Gestalten traten hervor, die dem Material, das sie bilden wollten, gar nicht verwandt sind. Etwas Unorganisches und stark Gewolltes hängt den Bemühungen an und verdammt sie von vornherein zu erfolglosen Kompromissen. Diese sind in einer Zeit, die religiös bewegt ist wie unsere, und in welcher auch der Sozialismus starke religiöse Kräfte entfaltet,

ein Zeichen von Schwäche und ein Beweis dafür, daß man dem lebendigen organischen Grund sozialer Religiosität vollkommen fern ist. Um nichts anderes handelt es sich praktisch bei den Christlichsozialen, als um soziale Hilfe und Mildtätigkeit im Sinne christlicher Karitas. Der im einzelnen Falle gestiftete Segen sei nicht abgeleugnet, eine weltgeschichtliche Rolle aber wird diese »Bewegung« niemals erlangen. Sie hat es wohl auch selten gewollt. Die wahre »Bewegung« geht hinweg über sie und breitet sich aus auf dem organischen Grund des sozialen Geschehens.

In der dem kalvinistischen Kulturkreis entstammenden Schweizer Bewegung geht Hermann Kutter voran. Er fand als Pfarrer den Weg zur Sozialdemokratie, obwohl er die Sozialdemokraten noch für Materialisten und Atheisten halten mußte. Angeekelt von der christlichen Gesellschaft und angeekelt von den christlichsozialen Kompromissen warf er sich den »Kirchenfeinden« in die Arme. Er konnte es, denn sie waren für ihn »Werkzeuge Gottes«. Die Christen bekennen Gott, aber sie haben ihn nicht, die Sozialdemokraten haben Gott, aber sie bekennen ihn nicht. Für Kutter lebt in der sozialdemokratischen Bewegung Gottes Geist, ohne daß es ihre Anhänger wissen.

Die soziale Bewegung wird bei Kutter demnach eingeordnet in ein theologisch-geschichtsphilosophisches System. Sie wird aus göttlicher Höhe betrachtet. Der sichere Ausgangspunkt ist für ihn die absolute Realität Gottes. Das Weltgeschehen erscheint als die Verwirklichung des göttlichen Willens. In neuer historischer Phase wird dieser nicht mehr von der Kirche getragen, sondern von der Sozialdemokratie, als dem Werkzeug Gottes. Solche Einstellung macht es Kutter möglich, sich auch mit den revolutionären Tendenzen der Bewegung abzufinden. »Wenn ihr das Neue Testament aufschlagt, so findet ihr auf jeder Seite Revolution,« heißt es, »denn schon Christus sagt: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.« [3] Mit alttestamentarischer mythischer Kraft muß einem solchen Manne das Bild des modernen Wirtschaftslebens erscheinen. Der »Mammon«, das Böse in der wirtschaftlichen Macht, gewinnt leibhaftige teuflische Gestalt. Er tritt als Widersacher neben den Gott und kämpft mit ihm den alten Kampf zwischen Finsternis und Licht, in welchem der Sieg des Lichtes schließlich gewiß ist. Der Sieg des Lichtes aber bedeutet den Untergang der kapitalistischen Welt.

Eine neue Phase der religiös-sozialen Bewegung tritt mit Kutter und dem ihm verwandten Ragaz auf die welthistorische Bühne. Man versucht nicht mehr von überlegener Höhe einen »christlichsozialen« Arbeiter, ein braves Kind zu erziehen, sondern man taucht unter in die Glut des Geschehens, läßt sich hinreißen von ihrer Gewalt und gewinnt einen neuen — tatfrohen Gott. Auch die Schweizer kommen noch aus dem theologischen Kreise, auch sie wachsen noch nicht aus den sozialistischen Massen empor. Aber sie kommen ihnen doch sehr viel näher als die Vertreter der »christlichsozialen« Gedanken. Sie tauchen, so wie Kutter, unter in den Glutstrom des Neuen. Das lehrt jede Seite der »Neuen Wege«, der Zeitschrift der Schweizer. Und sie gewinnen in dem Glutstrom einen lebendigen Gott. »Gott ist ein lebendiger, gegenwärtig Wirkender....« »Gott ist der gewaltige Arbeiter, der durch den Staub und Sturm der Gegenwart hindurch sein Reich auf Erden baut.«

[3] Kutter, Sie müssen, 9. Tausend, Jena 1910, S. 74.

»Sein Reich auf Erden baut.« Damit ist der tiefste Anschluß an den Sozialismus gewonnen. Gottes Wirken geht ins Welthistorische — und geht um die Welt. Nicht mehr das Verhältnis der Einzelseele zu Gott beschäftigt die Schweizer, sondern »Menschheit und Gott« heißt das Problem. Damit ist von Theologen das letzte Stück jenes großen Weges erreicht, den wir in dieser Betrachtung begannen. Die Religion ist unpersönlich geworden. Der Individualismus und auch die Versöhnungsversuche zwischen Individuum und sozialer Gebundenheit bleiben zurück, und die »Menschheit« wird zum Objekt des religiösen Bemühens.

In Deutschland ging Blumhardt als Pfarrer den Weg zur Sozialdemokratie und wandte sich damit gegen den christlichsozialen Kompromiß. Neuerdings zieht der Schweizer Kreis immer mehr Theologen in seinen Bann. Robuste Gestalt gewann er im Bund religiöser Sozialisten. Über ihn habe ich in den »Sozialistischen Monatsheften« ausführlich berichtet.[4] Das Nötigste sei hier aus jenem Aufsatz wiederholt: »Im Jahre 1919 war der Bund als »Bund sozialistischer Kirchenfreunde« gegründet worden. Praktische Arbeit im Berliner Norden hat ihn unterdes von seiner Kirchenfreundlichkeit geheilt. Aus dem »Bund der Kirchenfreunde« wurde der »Bund religiöser Sozialisten«, in welchem Dehn behauptet: »Die ganze Welt ist Gottes Tempel.« »So wird auch die Kirche innerlich überwunden. Der religiös-sozialen Bewegung kommt es nicht auf Kirchenreform an, sie ist vielmehr grundsätzlich nicht mehr interessiert an der Kirche.« [5]

»Mit der Loslösung von der Kirche wurden jedenfalls tausend Kräfte, die in negativer Arbeit zersplittert wären, für positive Arbeit gewonnen. Sie sind bemüht, ein fest in christlichen Traditionen verwurzeltes Weltbild zu schaffen, und zeigen durch ihren Erfolg, wie stark ererbtes Religionsgut auch im heutigen Arbeiter noch lebendig ist. ‚Das Weltbild des religiös Sozialen ist im Grunde genommen einfach', verkündet Dehn. Die Welt ist von Gott geschaffen. Die Welt ist gut und fordert unser ‚Ja'. Daneben aber steht ein ganz entschiedenes ‚Nein'. Die Welt ist aus der Unmittelbarkeit Gottes herausgefallen. Ungöttliche Mächte wie der Kapitalismus sind am Werke. — In dieser Konzeption offenbart sich der dem Schweizer Kutter verwandte absolut denkende Geist, dem der ‚Mammonismus' mehr Teufel als geschichtliche Tatsache ist. Die ungöttlichen Mächte werden stürzen durch Christi Macht. Sein Reich ist heute schon real, in Liebe, Brüderlichkeit und Gerechtigkeit. Absolutes Christentum mit absolutem Sozialismus gepaart ist also der Inhalt der Lehre, und ethische Forderungen sind ihre praktischen Folgen.«

Neuerdings hat sich Kawerau in seinem Buche über »Soziologische Pädagogik« [6] mit dem Bunde beschäftigt. Vielleicht hat er recht, wenn er in diesem Bund und in anderen Erscheinungen ähnlicher Art nichts anderes sieht als den nach der Revolution einsetzenden Kampf der Geistlichkeit um Existenz und Lebenshaltung. Eine erste primitive Triebfeder mag hiermit aufgedeckt sein. Sind die Bestrebungen des Bundes erfolgreich, so hat diese Triebfeder jedoch keine Bedeutung oder nicht tieferen Sinn als eine äußere Auslösung. Die Ursache der Bewegung liegt, wenn sie erfolgreich wächst, nicht

[4] Religiös-soziale Bewegung, Sozialistische Monatshefte, Heft 58, S. 310 (1922, 1).
[5] Nachrichtenblatt des Bundes religiöser Sozialisten, April 1921.
[6] Leipzig 1921.

im Brothunger der Theologen, sondern im religiösen Streben der Masse. Fehlt dieses, dann kann keine noch so bangende Angst um das Amt eine »Bewegung« entfesseln. Gerade hier, wo die Entscheidung im Zukünftigen liegt, offenbart sich das Wesen geschichtlichen Werdens. Wir sind noch nicht von der vollendeten Tatsache verwirrt. Die Bewegung kann auch in wenigen Jahren erfolglos verklingen. Dann war keine »Ursache« da — oder besser, nur was wir oben »Auslösung« nannten, war »Ursache« gewesen und konnte dementsprechend auch nur geringe Wellen erregen. Kommt es aber zum Orkan, so müssen die treibenden Kräfte anderen Quellen entstammen als der um das Amt besorgten theologischen Seele.

Der Bund »religiöser Sozialisten« will zum einfachen Manne sprechen. Er kann darum die theologisch-sozialen Fragen nicht in aller Schwere und Problematik behandeln. Im esoterischen Kreise, der sich um die »Blätter für religiösen Sozialismus« sammelt, kann das geschehen. Die theologischen Diskussionen dieses Kreises zeigen in aller Deutlichkeit, daß der religiöse Sozialismus sich um den Menschen bemüht, religiösen Anthropozentrismus bedingt. Der »Mensch als Masse« ist das Objekt des religiösen Erlebens, nicht ein jenseitiger Gott. »Die Masse ist heilig,« sagt Tillich, »denn sie ist Offenbarung der schöpferischen Unendlichkeit des unbedingt Wirklichen«, »Vermittlerin des Weltenschicksals aber ist die Masse.« [7] Der heutigen Masse weist Tillich eine innerweltliche Einstellung zu, welche keine frühere Jenseitsreligion besaß. Er trifft damit den innersten Sinn der im Sozialismus lebendigen religiösen Momente, die wir schon bei Dietzgen finden, wenn es heißt: »Das Evangelium der Gegenwart verspricht unser Jammertal endlich in realer, wirklich greifbarer Weise zu erlösen. Arbeit heißt der Heiland der neuen Zeit.« [8]

Das religiöse Leben ist damit an jenen zweiten Eckpunkt herangeführt, den das anthropozentrische Problem umschließt. Aber es ist von außen herangeführt worden, nicht von innen heraus. Das mag immer so sein, denn immer bricht sich zuerst in den einzelnen Geistern die geschichtliche Notwendigkeit Bahn. Vollendung erfährt das führende Werk der Persönlichkeit aber erst durch die Masse. Namentlich dann hängt es ab vom Schicksal, das ihm die Masse bereitet, wenn es die Masse zum Gegenstand hat. Die Antwort der Masse aber liegt in der Zukunft. Sie wird den voraneilenden Schritten einzelner folgen. Beim Regenguß nehmen die ersten dünnen Wasserfäden am Berghang denselben Weg wie der nachher ausbrechende überschwemmende Strom, nicht deswegen, weil sie dem Strome sein Bett graben, sondern weil sie denselben Schwergesetzen unterliegen wie die größere Masse. Noch sind die Fäden zu dünn, um aus ihnen das Bett des Stromes mit Sicherheit voraussagen zu können. Erst in der Zukunft liegt die Vollendung des letzten Schrittes religiöser Entwicklung; des Schrittes, der sich »Gemeinschaft« benennt.

Ist »Gemeinschaft« nun wirklich der letzte Schritt, der in dieser Richtung getan werden kann? In der Mitte des Weges, als wir von der Versöhnung zwischen Individualismus und Gemeinschaft sprachen, wird jeder empfunden haben, daß es nicht immer ganz leicht ist, diese Versöhnung von den ersten Versuchen einer endgültigen Zusammenfassung des Menschenproblems zu

[7] Blätter für religiösen Sozialismus 1921, S. 1 ff.

[8] Dietzgen, Die Religion der Sozialdemokratie, 8. Auflage, München 1911, S. 7.

trennen. Sicher, hinter dem Gemeinschaftserlebnis gibt es noch einen weiteren Schritt, die Synthese von Individuum und Gemeinschaft. Über sie können wir noch weniger sagen als über die Form der »Gemeinschaft«. Die Zusammenfassung der Extreme ist erst dann möglich, wenn wirklich beide Extreme durchgelebt sind. Das ist heute erst beim Individualismus der Fall.

Die Versuche, Gemeinschaft und Individuum zusammenzubiegen, gehen darum noch nirgends über erste Problematik hinaus. Kawerau weist auf eine kulturphilosophische Begründung des Problems hin. Der Gang unseres Schicksals bringt immer stärker werdende Arbeitsteilung, immer stärker werdende Differenzierung, und diese ist gleichbedeutend mit Individualisierung. Ja, wir stehen heute nach Müller-Lyer vor einer neuen Menschheitsepoche. Die erste hat zur vollen Differenzierung des Mannes geführt, die zweite beginnt mit der Differenzierung der Frau.

Zunehmende Differenzierung bedeutet aber gleichzeitig wachsende Abhängigkeit vom sozialen Verband. Individuum und Gemeinschaft wachsen zusammen. »Erst die Gemeinschaft«, sagt Radbruch, »weckt und nutzt die ganze Vielheit persönlicher Fähigkeiten; eine jede an ihrer Stelle, nimmt die Persönlichkeit in der ganzen Fülle ihrer Eigenart in sich auf, sie bestimmend und von ihr wieder bestimmt.« [9] »Der einzelne ist Offenbarungsmedium«, wird im religiösen Gebiet von Tillich verkündet. »Die Masse ist Schicksalsvermittlerin, die unsichtbare Gemeinschaft der sittlich bewußten Persönlichkeiten aber ist Trägerin aller Formen in der Welt des Geistes.« [10]

Individuum und Gemeinschaft haben ihre besondere Rolle und bilden, in Wechselwirkung verflochten, die Ganzheit der Menschen. In diesem allgemeinen Gedanken ist vorläufig alles enthalten. Auch Versöhnungsversuche können so lauten. Wollen wir schon heute nach Anzeichen suchen, daß in »Individuum und Masse« das eigentliche Problem der Zukunft verborgen ist, so finden wir nur einen einzigen Anhalt: diejenigen Kreise, denen es am ernstesten ist um die neue »Gemeinschaft«, sind oft auch am stärksten um das individuelle geistige Leben bemüht.

Rudolf Kjellén †

Von Dr. Siegfried Marck (Breslau)

Mit einer Formel würde man den soeben verstorbenen schwedischen Historiker und Politiker am besten als »aufgeklärten Imperialisten« bezeichnen können. Seine Schriften sind während des Krieges in Deutschland viel gelesen worden. Als einer der wenigen geistigen Führer im Ausland trat er für Deutschland ein, aber vor allem die Ausprägung des oben bezeichneten Typus in ihm macht die Auseinandersetzung mit ihm auch für den innenpolitischen Gegner außerordentlich fruchtbar und legt uns ein Wort des Gedenkens nahe für seine geniale Persönlichkeit. Nicht mit dem größten wissenschaftlichen Rüstzeug, aber mit der feinsten Einfühlungs- und Charakterisierungskunst hat dieser Mann die im Weltkrieg gipfelnde imperialistische Epoche und ihre Gestalten geschildert und in ihren grundlegenden Elementen analysiert. Seine Schriften werden für den künftigen Historiker der Vorgeschichte und des Verlaufs des Weltkriegs eine der vorzüglichsten Quellen darstellen. Was am Imperialismus frei von exaltierter Romantik und kapitalistischer

[9] Gustav Radbruch, Kulturlehre des Sozialismus, Berlin 1922.
[10] Blätter für religiösen Sozialismus, 1921.

Brutalität ist, was vielmehr in allem Völker- und Staatenleben ein lebensnotwendiger Bestandteil bleiben wird, ist von ihm herausgearbeitet worden.

Kjellén hat in der Staatslehre einen eigenen theoretischen Standpunkt und eine originelle Methode. Er hat sich sowohl in theoretischer Grundlegung über diese Rechenschaft gegeben, als auch sie stets in der historischen und politischen Praxis verwendet. Es sei zunächst etwas über seine Theorie des Staates gesagt, die er 1917 in einem eigenen Werke »Der Staat als Lebensform« ausführlich dargelegt hat. Von diesem begrifflichen Skelett seiner Staatsauffassung aus sind seine eigentlichen historischen und politischen Schriften in ihrem Aufbau besser zu verstehen. — Spezifisch deutsch mit Richtung gegen den westeuropäischen Standpunkt ist bei Kjellén seine »organische« Staatsauffassung. Der Staat ist ihm nicht eine unpersönliche Institution im Dienste der einzelnen, sondern ein selbständiges höheres Lebewesen, ein Organismus, der die gesellschaftlichen Verbände und die einzelnen gleichsam als seine Glieder umschließt. Als ein solches vitales Gebilde ist er seinem Wesen nach nicht ursprünglich Rechtseinrichtung, sondern vor allem »Leben«, mit dem Risiko des Lebens, den Anforderungen des Lebens und dem Rechte des Lebens. Die Staatsauffassung der Deutschen vom historischen Sinne der Romantik, insbesondere die von Ranke ausgehenden Geschichtschreiber, jene wesentlich aus der äußeren Politik der Staaten abstrahierte Staatstheorie tritt hier in biologischer Einkleidung auf und stellt sich der juristischen Staatsbetrachtung gegenüber.

Der Staat als kämpfende Persönlichkeit, der Staat als »Held« der Geschichte, der kollektivistisch über die einzelnen herrschende, nicht ihnen dienende Machtstaat wird hier bejaht. Durch die historisch-biologische Einstellung soll die Staatswissenschaft von der Staatsrechtslehre, von der Vorherrschaft seiner juristischen Betrachtung als Verfassung — »der Staat ist größer als seine Verfassung« — befreit werden. Während aber der Gedanke des Organismus meist ein nicht klar ausgedachtes Bild in der Staatstheorie bleibt, eine schlagwortartige Fiktion von geringerer theoretischer Fruchtbarkeit als etwa auf individualistischer Seite der Vertragsgedanke, ist es Kjelléns Intuition gelungen, sowohl für die Staatstheorie wie für seine historischen Arbeiten das Bild vom Staatsorganismus außerordentlich fruchtbar zu machen. Ihm ist nicht nur der einzelne, sondern wesentlich der Staat selbst »*politisches* Lebewesen«, bei dem alle Erscheinungen als Lebensfunktionen mit Beziehung auf den Mittelpunkt des politischen Handelns betrachtet werden müssen. Für die funktionalistische Einbeziehung aller scheinbar mechanischen und ruhenden Gegebenheiten am Staate in einen ständig bewegten Lebensprozeß zeigt Kjellén einen besonders feinsinnigen Blick. Vor allem bewährt sich hier seine Methode in der Verwandlung der *geographischen* Daten eines Staatswesens in *Geopolitik*, das heißt er zeigt, wie jeder »Staat als Reich« durch seine geographische Bestimmtheit in eine ihm eigentümliche Richtung des politischen *Handelns* hineingedrängt wird.

Aber auch bei den anderen Funktionen des staatlichen Lebewesens, in denen er den Staat als Volk, als Gesellschaft, als Haushalt, als Regiment schildert, die er als Ethno-, Sozio-, Wirtschafts-, Verfassungspolitik voneinander trennt und doch durch die einheitliche Beziehung auf den Mittelpunkt des politischen Handelns miteinander verbindet, hat Kjellén den tiefsten Einblick in die richtungsbestimmenden Faktoren aller, insbesondere der äußeren Politik. Imperialist ist er hierbei, indem er den biologisch bestimmten Willen zur Macht, zum Wachstum, den Trieb der Großstaaten zu einem *sich selbst genügenden* (autarkischen) harmonischen Ganzen, zur Abrundung und zum erobernden über-sich-hinaus-greifen als kategorischen politischen Imperativ restlos bejaht. Hierbei hat ihm als vorwiegend außenpolitisch und geographisch orientiertem Historiker gewiß der Einblick in die beherrschende Stellung der ökonomischen Bedingungen alles politischen Lebens gefehlt. Aber er ist doch durch die Betonung der zwangsläufigen Bindung des politischen Handelns an bestimmte Gegebenheiten, der Einschränkung der staatlichen

Willensfreiheit durch »materielle« Gesetzlichkeiten der materialistischen Geschichtsauffassung in manchem nahe und vor romantischem Imperialismus geschützt.

Mit dem Rüstzeug dieser Methoden ist Kjellén an die Zeichnung der Porträte der »Großmächte der Gegenwart« herangegangen, wie sie sein vor dem Weltkrieg geschriebenes Buch unter diesem Titel enthält. Die damaligen acht Großmächte werden der Reihe nach als Land (Reich), Volk, Gesellschaft, Haushalt und Regiment analysiert. Manch treffende Diagnose über Stärken und Gefahren der Mächte wird gefällt, manch großartige Voraussage der Konflikte, zu denen die Entwicklung unter dem Gesetz des Lebens drängt, wird ausgesprochen.

Aber die 20. Auflage des Buches in Deutschland aus dem Jahre 1921 muß unter dem veränderten Titel »Die Großmächte und die Weltkrise« die Korrekturen geben, die die unerbittliche, von dem historischen Realisten und Imperialisten jedoch zuerst als Richterin anerkannte Geschichte an den Voraussetzungen vorgenommen hat. Diese Korrekturen sind zugleich immanente Kritik der Kjellénschen Methode. Der deutsche Zusammenbruch hat den Grundgedanken seiner historischen Stellungnahme, ja seines politischen Lebens Lügen gestraft. In den »Großmächten der Gegenwart« hatte er Deutschland das Horoskop der jungen aufsteigenden, der neben Japan hoffnungsvollsten Weltmacht gestellt, hatte er die Kolonial- und Flottenpolitik als notwendige Stadien auf diesem Wege bejaht, in ihnen und in den »Politischen Problemen des Weltkriegs« aus dem Jahre 1916 hatte sich Kjellén zu »Mitteleuropa«, zu »Berlin-Bagdad«, zur »flandrischen Küste« bekannt, als schwedischer »Aktivisten«-Führer war er sogar für Schwedens Eintritt in den Krieg an der Seite Deutschlands eingetreten. In der Polenfrage sowie in der innerpolitischen Lage Deutschlands vor dem Kriege hatte er zwar Gefahren erkannt, die ihm aber mehr als »Unfertigkeiten« in der Entwicklung denn als ernste Bedrohungen erschienen. Die in ihren Grenzen sowie in ihrem inneren Aufbau noch nicht vollendete aufsteigende Weltmacht schien ihm vielmehr zur Erkämpfung der ihr gebührenden Führerschaft und natürlichen Repräsentanz Europas auch gegen die stärkste mögliche Gegenkonstellation fähig. Zur Erklärung des deutschen Zusammenbruchs wird von ihm nun bis zu einem gewissen Grade eine ebenfalls »aufgeklärte« Dolchstoßlegende herangezogen; nicht militärisch, wirtschaftlich und in der Frage der Rohstoffversorgung, auch nicht in seinem innerpolitischen Aufbau hätte Deutschland versagt, sondern die entscheidende Schwäche lag nach seiner Darstellung in der »Volksseele und dem nationalen Willen, die nicht die geistige Blockade und Verachtung der Feinde zu ertragen vermochten«. Hier hat offenbar Kjelléns Sympathie mit dem deutschen Imperialismus seinen sonst so klaren Blick getrübt, wofür Behauptungen, daß die Volksernährung im vierten Kriegsjahr besser als in den vorhergehenden stand und die Frage der Kriegsmaterialien von der Technik gelöst war, ein deutlicher Beweis sind. Gerade entgegen seinem von Phantastik nicht freien Autarkiebegriff (Möglichkeit der völligen Selbstversorgung eines Imperiums durch natürliche oder technische Hilfsmittel) ist im Widerspruch mit seiner Ansicht die Entscheidung des Weltkriegs in bezug auf Deutschland ausgefallen.

Aber auch die Einseitigkeit seiner außenpolitischen Gesichtspunkte, die ihn die ungeheure Bedeutsamkeit der innerpolitischen Struktur eines Staates für außenpolitische Machtkämpfe unterschätzen läßt, ist durch das deutsche Schicksal besonders deutlich geworden. Aus der »Vogelperspektive« des ausländischen Deutschenfreundes und Pangermanisten erschien ihm 1913 die innerpolitische Rückständigkeit des deutschen Obrigkeitsstaats mit den Chancen einer deutschen Weltpolitik vereinbar, auch wenn er hier noch eine Unentwickeltheit und Schönheitsfehler entdeckte. Er sah nicht den heillosen Dualismus der militärischen und zivilen Gewalten, die Entfremdung zwischen Volk und Staat, den zerfahrenen Dilettantismus in der deutschen Weltpolitik, er glaubt 1913 noch in Wilhelm II. einen ausgesprochen »männlichen Herrschertypus« zu erblicken, der trotz aller Impulsivität das »kalt berechnete«

Ziel der deutschen Weltgeltung verfolge. Hätte er diese Dinge von innen aus betrachten können, dann wäre er nicht zu diesen Urteilen gelangt und hätte als Ursache für den Zusammenbruch nicht ein Versagen der Volksseele verantwortlich zu machen brauchen. In der Erkenntnis sozialer und ökonomischer Bestimmungsgründe der Politik liegen die Grenzen dieses von der Tradition der deutschen Geschichtschreibung trotz ihrer Verfeinerung durch biologische und geographische Methoden nicht loskommenden Historikers. Auf seinem eigentlichen Gebiet aber, als bester Kenner der Erscheinungen einer imperialistisch eingestellten Außenpolitik, als Porträtist der »Mächte« wird uns Kjellén stets mächtige Anregungen und durch seine glänzende Schreibweise Genuß zu vermitteln wissen.

Heinrich Vogeler

Ein deutsches Künstlerschicksal

Von **Joseph Kliche**

Zwanzig Jahre ist es her, seit Rainer Maria Rilke seine noch immer lesenswerte Monographie über Worpswede schrieb, jene Malerkolonie im norddeutschen Moor, deren erste Vertreter auch ihre besten geblieben sind. Rilke, der sich eine Zeitlang in Worpswede angesiedelt hatte, widmete sein Buch den ältesten fünf Worpswedern, den Mackensen, Overbeck, Modersohn, Am Ende und Vogeler. Drei Jahrzehnte sind verstrichen, seit diese fünf Pioniere die landschaftlichen Stimmungsreize dieses Heidedorfes entdeckten und sich dort zu künstlerischem Schaffen niederließen. Aus den fünf sind ihrer nach und nach gar viele geworden, und heute leben wohl ein halbes Hundert Maler im Bannkreis von Worpswede. Dennoch: stärkere Talente als die genannten Entdecker von Worpswedes Jungfräulichkeit hat die Heide kaum reifen lassen, es sei denn, daß man die jung gestorbene Gattin Otto Modersohns, daß man Paula Modersohn hierzu rechnet.

Indes das künstlerische Fünfblatt von einstmals ist heute auseinandergerissen. Otto Modersohn zog fort aus dem Malerdorf, Hans am Ende fiel dem Kriege zum Opfer und Heinrich Vogeler, der geht eigene Wege — Wege, die jenseits des künstlerischen Schaffens liegen! Von diesem hätte man das am wenigsten erwartet. War er doch derjenige, dessen feine Graphik aus dem Schaffen der Worpsweder am stärksten, am charakteristischsten hervorleuchtete, der von allen Worpswedern am bekanntesten, ja am berühmtesten wurde und dessen Kunst und Künstlertum die Moor- und Malerkolonie am ehesten und nachhaltigsten in der verschiedensten Leute Mund brachte.

Aus wohlhabendem Bremer Patrizierhaus über die Düsseldorfer Malerakademie und weite Reisen nach Worpswede gekommen, gelang es Heinrich Vogeler schon in recht jungen Jahren, sich als Künstler von Eigenart Rang und Namen zu verschaffen. Nicht als Wirklichkeitsmensch, etwa wie Mackensen; nein, Heinrich Vogelers Schaffen bewegte sich ganz und gar in einer zauberischen Traumwelt. Blumenduft und Nachtigallenschlag blühte dem Beschauer aus den wundersam feinen Radierungen dieses Künstlers entgegen. Nichts als Poesie. Frühlingslandschaft auf Frühlingslandschaft. Alles in ganz feinen Strichen hingezaubert. Sinnende Mädchen und Frauen, hineingestellt in überzartes Frühlingsbirkengrün. Zuweilen auch romantische Motive aus früherer Zeit, besonders in den Illustrationen zu einigen Märchenbüchern und zu Jens Peter Jacobsens »Niels Lyhne«. In der Tat, es lag nahe, daß just dieser poetische Fabulierer, Träumer und Frauenliebling diesen Stimmungsroman durch seine gefühlvollen Zeichnungen verzieren mußte. Nein, nein, ein Realist war Heinrich Vogeler nie. Wohl lebte er inmitten der Natur, aber seine schöngeistige Lektüre war nicht etwa Tolstoi oder Zola, auch nicht Goethe und nicht Hebbel, nein, seine poetischen Taschenbücher waren Walter von

der Vogelweides Verse oder Arnim-Brentanos Sammlung »Des Knaben Wunderhorn«. In solchen Dingen ging seine Seele auf. Und so ward Vogeler auch kein temperamentvoller Gestalter der ihn umgebenden Landschaft, vielmehr flossen die Farben und Stimmungen der Worpsweder Heideflächen mit den Vogelweideempfindungen seines Herzens zusammen und fanden so vermählt in seinen Frauenfiguren und Landschaftsarrangements eigenartigen Ausdruck.

Dennoch lebte Vogeler nicht ganz außerhalb von Zeit und Raum. Das Worpsweder Hausgerät, das er zeichnete, ist ebenso praktisch wie der von ihm (auch als Architekt betätigte er sich) entworfene und ausgeführte Bahnhof in Worpswede. Aber das innere Wesen dieses Malers ist nun einmal die Romantik, ist der Birkenfrühling, ist das sinnende Frauengesicht.

So haben wir Heinrich Vogeler schätzen und lieben gelernt. Nicht nur die Frauen, auch wir Männer, denen uns das kräftigere Schaffen Liebermanns oder die Stoffe der Radiererin Käthe Kollwitz vielfach näher lagen. Auch wir huldigten in stiller Stunde dem Märchenschaffen Heinrich Vogelers, huldigen ihm noch heute in dieser viel seelenloseren Zeit. Doch Heinrich Vogeler selbst hat dieser Kunst Valet gesagt. Nichts mehr davon, nichts mehr von Romantik, ja am liebsten: überhaupt nichts mehr von Malerei. Heinrich Vogeler, der Farbensymphoniker, ist ein Werktagsmensch geworden, einer, der schwielenhändig mit Hacke und Spaten arbeitet, der in Wort und Schrift mit gutgemeinten Lehren die Welt zu bessern sucht und der nur noch des Sonntags seiner Malermuse lebt. Hier aber keineswegs im einstigen Sinne. Das wäre ein Widerspruch. Eine Arbeit, an der er jetzt gelegentlich schafft, ist die Ausmalung der Diele auf seinem Besitztum in Worpswede, dem Barkenhof. Das Motiv ist der Menschen Wirren und Irren, ihre Jagd nach dem Gelde. Darüber hinaus aber auch das neue Leben, das durch ein Kindesmotiv verkörpert wird. Eine andere Wandmalerei, die der Meister vor zwei Jahren schuf, ist die Ausschmückung des Künstlercafés Heidehof in Worpswede. Auch hier wird Zeitgeist und Zeitgehalt festgehalten: Schieber und Schupomann (freilich, sie konnten zusammen nicht kommen), Gefängnis und Zuchthaus, in die man Idealisten, im besten Falle kleine Diebe steckt, dieses und jenes, der Reichstag und anderes mehr. Also auch hier nichts mehr von alter Art, von Frauenminne und Blumenwiesen. Ein Umschwung künstlerisch und menschlich, geistig und körperlich, wie wir ihn bei einem Künstler oder Gelehrten kaum ein zweites Mal kennen!

Wie das alles kam? Heinrich Vogeler ist am Kriege zerschellt, das heißt, der Künstler von einstmals, der stille Mensch von vor zehn Jahren. Der Krieg hat das ganze innere Wesen dieses Mannes von Grund auf verändert. Als Soldat jahrelang im Felde, bewegten ihn die Eindrücke des Krieges derart stark, daß sein ganzes Menschen- und Künstler-Ich eine Umstellung erfuhr. Die Hoffnungslosigkeit des Kriegführens und die schwere Not der Zeit erkennend, appellierte er, um den Frieden zu erreichen, an den Kaiser persönlich. Das bekam ihm schlecht. Eine achtwöchige Untersuchung im Irrenhaus war die Folge. »Leider« ohne das gewünschte Ergebnis. An dieses Menschen Kopf war kein Fehl. — Der Krieg ging zu Ende, Heinrich Vogeler kam frei und wurde — Schwärmer, der er war — in die Dinge der nicht allzuweit entfernten Bremer Räteregierung verstrickt. Es hat darob viel sensationelles Hallo gegeben. Zum Teil ganz unberechtigt, Heinrich Vogeler war und wurde kein Handgranatenmann. Aus religiös-kommunistischem Gefühl heraus führte ihn sein Weg vorübergehend an die Seite der extremsten Linkspolitiker. Gastfreundschaft gewährte er auf seinem Worpsweder Hofe manchem, der um Schutz und Zuflucht bat und hinter dem die Häscher waren. Freilich, vom satten Besitz hatte er sich losgesagt. Er ward zum Sozialisten, zum Bibelmenschen: Wer zwei Röcke hat, der gebe den einen dem, der keinen hat.

Die Tage der politischen Unklarheit mit Flucht und achttägiger Untersuchungshaft gingen vorüber. Auf dem Barkenhof, der einst frohe Tage und bunte Feste gesehen, zog ein anderer Geist ein. Eine Werkgemeinschaft gründete sich. Heinrich

Vogeler inmitten seiner landwirtschaftlichen Arbeitsschule Worpswede. Zwölf Personen seiner Gesinnungsart, die das Besitztum mit primitivem Werkzeug beackern, besäen und beernten, und die, abseits der lauten Welt, hier still für sich leben. Wie bemerkt, der Meister schwielenhändig mitten unter ihnen. Am Sonntag und des Winters, wenn die Ernte in der Scheuer, zieht er als Apostel hinaus ins Land, in die Städte und predigt dort vor »Brüdern« und »Schwestern« das Evangelium der Liebe und des »Zurück zur Natur«. Ein Schwärmer und Idealist, beileibe aber kein Fanatiker dieser Gattung. Vielmehr ein geduldiger, gütiger, lächelnd über Menschen und Parteien stehender Mann. In seinem Kern und Wesen Sozialist.

So der Worpsweder Heinrich Vogeler von heute. Die Heimkehr eines, der zu Kriegsbeginn freiwillig mit tausend Masten hinaus ins stürmende Meer schiffte, der zwar gleich dem Schillerschen Jüngling von dieser blutigen Wikingerfahrt gebrochen zurückkehrte, der aber doch nach dieser wüsten Wanderschaft zu neuen Idealen geführt wurde. Ein Menschen- und Künstlerschicksal durchaus nicht alltäglicher Art. Wenn sonst ein Künstler an seinem Glauben und in seinem Schaffen irre ward, ist es in der Regel eine Frau gewesen, die ihm zum Schicksal wurde. Bei dem Dornröschenmaler Heinrich Vogeler rührte das brutale Kriegsgeschehen, rührte Menschenleid an andere Saiten seines innersten Wesens.

Ist es nun ein Auf- oder ein Abstieg, dieses Künstlerschicksal Heinrich Vogelers? Zweifellos: für die deutsche Malkunst ist das Tun dieses Mannes ein Verlust. Auf seinem Gebiet war Vogeler ein Begnadeter, ein Großer. Rilkes Werk gibt nur einen schwachen Abglanz seines Schaffens. In den zwölf Jahren, die zwischen dieser Monographie und dem Kriege liegen, reifte erst der ganze Vogeler. Radierung auf Radierung, Gemälde um Gemälde, und meist von bester Art. Die Kunsthandlungen der Welt, ungezählte Ausstellungen wissen davon zu berichten. Vollwertigeres wäre noch gekommen, mit Sicherheit kündigte sich Größeres an.

Das hätte gewiß die Ästheten befriedigt, hätte Sinnenfreude und Glücksgefühl ausgelöst. Doch hätte es die Menschheit in ihrem Streben nach anderen sozialen Lebensbedingungen auch nur einen Schritt vorwärts gebracht? Heinrich Vogeler verneint es. Ist aber andererseits das Beispiel seiner heutigen mühevollen Arbeitsschule so zug- und durchschlagskräftig, daß es vorbildlich sein kann, Welt und Menschen zu bessern, uns oder unsere Nachkommen zu neuen, fruchtbareren Gestaden zu führen? Menschlich ist Vogelers Tun zweifellos gut gemeint, aber was mehr? Wird nicht diese harmlose Eigenwirtschaft auf dem Worpsweder Barkenhof im Laufe der Zeit den Weg so vieler früherer Utopistengründungen gehen?

Die Erfahrungen, die Vogeler, der am 12. Dezember 50 Jahre wird, in den letzten Jahren machte, waren vielfach Enttäuschungen. Viele rümpften spöttisch die Nase über den Sonderling, der seine Zukunftsgedanken auch in mehreren Schriften kundgab. Kein denkender Mensch wird sich solchem verletzenden Tun anschließen, dennoch: alles Wissen und alle Erfahrungen sprechen dafür, daß von dieser Worpsweder Zelle aus kein Heil für die Menschheit ausgehen wird. Heinrich Vogeler war groß als Künstler (er ist es noch heute), ob aber als Politiker, als Volkswirt? Wir sind Pessimisten! Das Ganze: ein deutsches Künstlerschicksal in unserer Zeit.

Außenpolitische Rundschau

Die erste Wirkung — Das Problem der Presse — Der Dolchstoß der Schwerindustrie — Ludwig XVI. und Seipel — Die Drohungen Poincarés — Diplomatie der Nachkriegsgewinner

Poincaré hat die Bildung des Ministeriums Cuno zum Vorwand genommen, um wieder einmal mit dem Säbel zu rasseln — was zu erwarten war. Unsere sogenannten Wirtschaftspolitiker — im allgemeinen politische Kinder, weil sie weder

politische Tradition noch Schulung haben — sind von ihren politischen Fähigkeiten, ganz besonders aber von ihren außenpolitischen Kenntnissen durchdrungen. Und da ihnen fast die gesamte deutsche bürgerliche Presse durch tausend Kanäle zur Verfügung steht und damit auch ein großer Einfluß auf die bürgerliche Presse des Auslandes, so sind sie in der Lage, der Welt einzuhämmern, daß s i e die rechten Männer sind, um den verfahrenen Karren der Reparationen flott zu machen. Darüber hinaus versichern sie immerwährend, daß die Sozialdemokraten eine Wirtschaft der Verschwendung führen und durch ihre »Futterkrippenwirtschaft« sowie durch das Festhalten an der Zwangswirtschaft die deutschen Finanzen ruinieren. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß diese systematische Propaganda im Ausland, vor allem aber im Inland nicht ohne Wirkung geblieben ist.

* * *

Das Kapitel der Beeinflussung der Presse ist übrigens eines der schwierigsten Probleme, die wir noch zu lösen haben. Man kann heute ohne Übertreibung sagen, daß es in Deutschland nur noch sehr wenige bürgerliche Blätter gibt, die nicht im Dienste der Schwerindustrie stehen. Allen Blättern, die sich noch etwas wie ein unabhängiges Urteil bewahrt haben, wird nach und nach die Luft abgestellt. Einer Zeitung, die nicht auf dem einen oder dem anderen Wege subventioniert wird, ist es heute unmöglich gemacht, zu leben; sie kann höchstens noch vegetieren. Wie lange sie noch vegetieren kann, das hängt vom Syndikat der Papierfabrikanten beziehungsweise vom Staate ab, der mit seinem Holzwucher ein böses Beispiel gibt und es außerdem ruhig geschehen läßt, daß unsere sogenannte Kultur von den industriellen Preisdiktatoren erdrosselt wird.

* * *

Jedenfalls ist das zwar noch dunkle, aber nichtsdestoweniger höchst lehrreiche Kapitel des Sturzes des Kabinetts Wirth und die Tragikomödie der Bildung des Kabinetts Cuno noch lange nicht abgeschlossen. Was die Herren, deren Sprachrohr Herr Stresemann ist, den alliierten Sachverständigen und den Mitgliedern der Reparationskommission bei deren Aufenthalt in Berlin gesagt haben, was sie ihnen zu verstehen gaben, was die Vertreter der Alliierten verstanden haben und was sie endlich nach Paris, London und Rom berichteten, wird wohl nie ganz aufgeklärt werden. Eines steht jedoch heute fest, und dieses eine würde in jedem anderen Lande genügen, um es zu einem unerhörten politischen Skandal zu stempeln: Während die Reichsregierung mit der Reparationskommission verhandelte, um zu einer Lösung der deutschen Verpflichtungen und zugleich zu einer Stabilisierung der Währung zu kommen, haben die führenden Wirtschaftspolitiker beziehungsweise deren politische Vertreter hinter dem Rücken der deutschen Regierung mit derselben Reparationskommission verhandelt, um dieser zu versichern, daß die Regierung außerstande sei, irgendein Programm durchzuführen.

Es ist während der letzten Jahre soviel von Hochverrat gesprochen worden, daß dieses Wort, das früher genügt hätte, um jemanden an den Galgen zu bringen, an Kraft erheblich eingebüßt hat. Ich kann mir aber schwer eine Situation vorstellen, in der jemand mehr seinem Vaterland schaden kann, als die betreffenden Herren es mit ihren Verhandlungen hinter dem Rücken von Wirth getan haben. In der Geschichte gibt es meines Wissens nur ein Beispiel dafür, und das ist jenes Verhalten, das Ludwig XVI. den Kopf gekostet hat. Freilich kann man einwenden, daß diese Ränkespinner ebenso überzeugt waren, mit ihren eigenen Interessen die Interessen des Landes zu vertreten, wie Ludwig XVI. seine persönlichen Interessen mit denen des Landes verwechselte. Als Stinnes nach London fuhr, um die deutschen Eisenbahnen gegen ein Butterbrot mit Hilfe der Alliierten in seinen Besitz zu bringen, war er natürlich guten Glaubens. Freilich sind alle diese Herren auch überzeugt, daß die »große Masse« ihre hohe Politik nicht verstehen würde. Deshalb wohl diese Geheimniskrämerei.

* * *

Aber es gibt noch ein anderes Beispiel in der allerneuesten Geschichte, und das ist das Beispiel Österreichs. Die Christlichsozialen und die Großdeutschen, die zusammen die politische und wirtschaftliche Reaktion in Österreich verkörpern, begannen daran zu verzweifeln, mit der Sozialdemokratie fertig zu werden. Es blieb ihnen also nur ein Mittel: mit Hilfe des Auslandes das österreichische Volk in Fesseln zu legen. Und das ist ihnen offenbar gelungen. Wenigstens für fünfzehn Jahre.

Unsere deutsche Reaktion befindet sich beinahe in einer gleichen Situation. Sie hofft freilich noch, mit uns auf sozusagen legalem Wege fertig zu werden. Auch unserer Presse wird die Luft abgestellt. Die Markentwertung bringt es mit sich, daß selbst unsere stark fundierten Gewerkschaften bald kampfunfähig gemacht sein werden, wenn wir unsere kurzsichtige Krämerpolitik in unseren wirtschaftlichen Organisationen wie bisher weiterführen. Wir dürfen uns keiner Täuschung darüber hingeben.

* * *

Weniger ernst als diese Gefahr sind die jüngsten Drohungen Poincarés zu nehmen. Diese Drohungen sind für Poincaré und für die französische Politik vielleicht noch gefährlicher als für Deutschland; denn sie enthüllen vor aller Welt, daß die offizielle Regierung Frankreichs vier Jahre nach Einstellung der Feindseligkeiten dieselben imperialistischen Gewaltpläne verfolgt, die sie im Kriege uneingestanden gehabt hat. Wenn etwas die Amerikaner und die Engländer verschnupfen kann, dann ist es eine solche Offenherzigkeit — nicht so sehr deshalb, weil Frankreich imperialistische Pläne hat, sondern weil seine offizielle Regierung sie eingesteht. So etwas tut man, aber man sagt es nicht. Und England ist im besonderen noch verschnupft, weil Frankreich ungeniert sich in den Besitz der Ruhrkohlen setzen will, und sogar mit Hilfe Englands! Denn daß alle Sanktionen wirkungslos bleiben müssen, wenn Frankreich sie allein ausführt, hat Poincaré selbst in der französischen Kammer erklärt. Und damit ist der ganze Waffenlärm als ein innen- und außenpolitisches Pressionsmanöver bloßgelegt. Innenpolitisch will Poincaré den Clémencisten das Wasser abgraben, und außenpolitisch will er den etwas zugeknöpften Alliierten und Amerikanern drohen, daß er sich an Deutschland schadlos halten werde, wenn man von Frankreich die Zahlung seiner Schulden verlange. Ob diese Politik der »Faustschläge auf den Tisch«, wie man sie in Paris nennt, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Politik der gepanzerten Faust hat, Frankreich Freunde werben wird, bezweifeln wir.

* * *

Freilich ist Poincaré ein Bundesgenosse in Mussolini erstanden. Mussolini, der offenbar nicht allein ein Verächter der Demokratie und des Parlaments, sondern auch der Geheimdiplomatie ist, verkündet es jedem, der es nur hören will, daß er ganz und gar nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn Frankreich das Ruhrgebiet besetze und seinetwegen auch das linke Rheinufer annektiere. Freilich kennen wir auch bereits den leitenden Grundsatz der Außenpolitik Mussolinis: Für nichts, ist nichts. Nach diesem Grundsatz, den jeder Nachkriegsgewinner unbeschränkt billigen wird, dürfte auch Mussolinis Freibrief auf Raubzüge zu bewerten sein. Mussolini schielt seinerseits nach Fiume und Albanien und was es sonst noch im Mittelländischen Meer bei dem jetzigen neuen Aufteilungsverfahren zu holen gibt. Hat man in Sèvres die Griechen »befreit«, so wird man jetzt sie büßen lassen, daß sie geschlagen wurden. Vae victis!

J. S.-J.

Literarische Rundschau

Adam Karrillon, **Am Stammtisch »Zum faulen Hobel«.** Roman. Konstanz, Verlag Reuß & Itta. 492 Seiten.

Der süddeutsche Arzt Adam Karrillon beginnt als Erzähler sich nach und nach auch die norddeutschen Bezirke zu erobern, zumal es ihm vergönnt ist, aus an-

scheinend recht nebensächlichen Stoffen fesselnde Bücher zu formen. Der vorliegende »Roman« enthält als zusammenfassendes Motiv lediglich zwanzig Stammtischabende, an denen es im kleinen Honoratiorenkreis ganz gemütlich hergeht. Die Herren, die erst im »Blauen Affen« zechten und sich nun fortan regelmäßig im »Faulen Hobel« treffen, wissen allerlei Anekdoten ernster und humorvoller Art zu erzählen. Es fehlt nicht an schlagfertig-derbem Witz und nicht an pointenreichen Kleinstadtgeschichten, so daß eine recht gesprächsfreudige Behaglichkeit durch das Buch zieht. Freilich fehlen auch die ernsten Lichter nicht; der alldeutsch eingestellte Hurra-Professor wird sehr entschieden abgefertigt, und auch sonst findet man manches, was des Nachdenkens wert erscheint. Am interessantesten ist, was Karillon in der Maske eines dieser Stammtisch-Biedermänner aus seinem eigenen Leben zu erzählen weiß.

Sind es auch, wie gesagt, keine großen Probleme, die in dem Buche gestaltet werden, so wird doch mancher stille Leser an dieser uns ganz und gar abhanden gekommenen Gemütlichkeit eine wohltuende Freude haben. Kl.

Margarete Bruch, **Liebeswunder.** Berlin, Verlag Franz Schneider. 136 S.

Dieses Novellenbuch ist von eigenartigem Reiz. Auf den Ton des Märchenhaften gestimmt, birgt es sechs Novellen aus einer uns fernliegenden Welt; aus Ägypten, Indien, Japan. Das Kernproblem ist in allen sechs Geschichten verschmähte Liebe, Entsagung und Reue über zu spät Erkanntes. Alles still und schön, farbenprächtig und voller Phantasie gestaltet. Der Text verziert durch einige bunte, phantastische Farbenblätter, die in ihrem Wesen von derselben uns bisher fast unbekannten Eigenart sind wie die nachdenklichen Novellen. Für Freunde des Zarten, Besonderen, Exotischen wird das Buch eine willkommene Gabe darstellen. Kl.

Emigration and Immigration. Legislation and Treaties. Genf 1922, Internationales Arbeitsamt. XV und 439 Seiten.

Dieser Band enthält eine nach Gegenständen geordnete Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen, die in den verschiedenen Staaten zum Zwecke der Regelung der Auswanderung und Einwanderung bestehen, sowie der zwischen zwei oder mehreren Staaten getroffenen Vereinbarungen, die die Wanderungen, das Niederlassungsrecht von Ausländern usw. betreffen.

Auf Grund eines reichlichen Materials werden die in Geltung befindlichen gesetzgeberischen und diplomatischen Maßregeln verglichen und jene Verschiedenheiten derselben hervorgehoben, die in der Praxis häufig dazu führen, daß für die Wanderer große Schwierigkeiten entstehen. Von einer wörtlichen Wiedergabe der Gesetze, Verordnungen und Verträge wurde Abstand genommen und der analytischen Darstellung der Vorzug gegeben, weil sich diese besser dazu eignet, Sinn und Zweck der nationalen Gesetze usw. klarzumachen und Übereinstimmungen wie Abweichungen hervorzuheben. Unwichtige Einzelheiten konnten bei dieser Behandlungsweise weggelassen werden. Es wird über insgesamt 76 Staaten und Kolonien Auskunft gegeben.

Das recht beachtenswerte Buch liegt in englischer und französischer Ausgabe vor.

H. Fehlinger

Notizen

In eigener Sache Der »Vorwärts« leistet sich in einer Notiz seiner Nr. 555 (Morgenblatt vom 24. November 1922) eine Anrempelung der Neuen Zeit. Allem Anschein nach stellt zwar diese Notiz keine eigene Gedankenarbeit der Vorwärts-

Redaktion dar, sondern ist ihr aus dem Kreise der Verehrer Kautskys zugegangen, doch trägt die Redaktion, da sie den Verfasser nicht nennt, dafür die Verantwortung.

Die betreffende Notiz lautet:

Die Neue Zeit bringt in ihrer neuesten Nummer einen Artikel von Walter Israel: »Kautsky im Kampfe mit sich selbst«, dessen Methode zu polemisieren den entschiedensten Widerspruch herausfordert. Wenn die Redaktion dieser Wochenschrift ihren eigenen verdienstvollen Vorgänger im Amte den persönlichen Angriffen eines jungen, wenig bekannten Autors aussetzt, so handelt sie nicht nur wenig geschmackvoll, sondern auch wenig klug, weil sie damit zu wehmütigen Vergleichen herausfordert. Daß die Redaktion in der Frage der Einigung ihren eigenen Standpunkt vertrat, hat ihr niemand in der Partei verübelt. Nachdem aber die Einigung dennoch vollzogen wurde, hat die Partei ein Recht, sich ihre Störung durch persönliche Stänkereien zu verbitten.

Zunächst wollten wir im »Vorwärts« selbst antworten, doch hat nach unserer Ansicht dort eine Entgegnung keinen Zweck; denn da wohl nur wenige Leser des »Vorwärts« den erwähnten Artikel »Kautsky im Kampfe mit sich selbst« gelesen haben, so können sie auch nicht entscheiden, ob dieser Artikel tatsächlich, wie der »Vorwärts« behauptet, nur »persönliche Stänkereien« oder eine sachliche, wenn auch ziemlich scharfe Kritik des Kautskyschen Buches über die proletarische Revolution enthält. Wir sind überzeugt, daß jene unserer Leser, die nochmals den Artikel des Genossen Dr. Israel nachlesen, zu einem ganz anderen Urteil wie der Verfasser der Vorwärts-Notiz kommen werden — vorausgesetzt, daß sie nicht zu jenen Kautskomanen gehören, denen jede Kritik ihres Meisters als Blasphemie erscheint.

Was der Verfasser der Vorwärts-Notiz mit den Worten sagen will, die jetzige Redaktion der Neuen Zeit fordere zu »wehmütigen Vergleichen« mit Kautskys Redaktion heraus, ist nicht recht verständlich. Will er damit sagen, unter Kautskys Leitung der Neuen Zeit wären Angriffe auf führende Parteigenossen oder sogenannte »persönliche Stänkereien« in der Neuen Zeit nicht vorgekommen? Dann muß er sehr wenig von der Parteigeschichte wissen. Denn gerade, als Kautsky die Redaktion führte, rissen in der Partei die Beschuldigungen gegen die Neue Zeit nicht ab, sie hatte eine ganz besondere Vorliebe für Verunglimpfungen, perfide Angriffe, unanständige Polemiken usw. Ich erinnere nur an die Angriffe auf Auer, Vollmar, David, Quessel usw. und die langen Debatten, die auf verschiedenen Parteitagen über die polemischen Sitten der damaligen Neuen Zeit geführt worden sind. Auch die Angriffe, die zu Beginn der Parteispaltung im Jahre 1915 von Kautsky gegen den damaligen Parteivorstand gerichtet worden sind, dürften wohl nur wenigen als Muster einer vornehmen Polemik gelten.

Oder will der Verfasser der Vorwärts-Notiz mit seinem Satze nur sagen, die Neue Zeit hätte unter Kautskys Leitung in wirtschafts- und sozialtheoretischer Beziehung auf einem höheren Niveau gestanden als in den letzten Jahren? Dann erwidern wir, daß uns der »Vorwärts« zur Abgabe eines solchen Urteils wenig kompetent zu sein scheint. Er mag ein gutes Nachrichtenblatt sein; aber daß er seit der Revolution etwas Nennenswertes auf dem Gebiet der sozialistischen Theoretik geleistet hat, werden wohl selbst seine besten Freunde nicht behaupten wollen.

Sicherlich, die Neue Zeit mag, da sie sich oft herrschenden Tagesströmungen und Tagesstimmungen nicht angepaßt und sich wiederholt zu auftauchenden utopistischen Vorschlägen ablehnend verhalten hat, manchem Parteigenossen nicht gefallen. Aber darauf kommt es nicht an, sondern ob ihre Beurteilung politischer und wirtschaftlicher Situationen durch die spätere Entwicklung bestätigt worden ist, sie also schließlich gegen die Tagesmeinungen recht behalten hat. Redaktion der Neuen Zeit.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11 Ausgegeben am 15. Dezember 1922 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Zusammenbruch der Bautätigkeit

Seine Ursachen und seine Bedeutung für die deutsche Wirtschaft

Von A. Ellinger

Als nach Beendigung des Krieges die deutsche Volkswirtschaft in einer schweren inneren Krise lag, wurde in erster Linie durch die Ankurbelung der Bautätigkeit eine Besserung erreicht. In demselben Maße, wie durch die Aufnahme des Wohnungsbaues im Baugewerbe, in den Baustoffindustrien und den Baunebengewerben Arbeitskräfte untergebracht werden konnten, ging die Zahl der Arbeitslosen auch in anderen Industrien und Gewerben zurück. Mit den vordem unproduktiv ausgegebenen Unterstützungssummen wurden wieder wirtschaftliche Werte geschaffen, die Produktion hob sich allgemein, und wenn auch unsere Reparationsleistungen keinen Wohlstand aufkommen ließen, so hatte man doch das Gefühl, daß es wieder aufwärts und besseren Zeiten entgegengehe. Die lebhafte wirtschaftliche Tätigkeit übte auch auf unsere Volksstimmung eine beruhigende Wirkung aus und trug mehr als alle Polizeimaßnahmen zur Verminderung der linksradikalen Aufstände und Putsche bei.

Es scheint, als wäre diese Entwicklung schon wieder vorbei und als stünden wir erneut vor einer Krise, deren Wirkungen für unsere Wirtschaft und unser ganzes Staatswesen heute noch völlig unübersehbar sind. Schon vor Wochen machten sich in einzelnen Industriezweigen Absatzstockungen bemerkbar; die Preise hatten die Weltmarktpreise zum Teil erreicht oder überschritten, die Ausfuhr stockte und Arbeiterentlassungen standen vor der Tür. Die sprunghafte Entwertung unseres Geldes schob den Ausbruch der Krise zunächst noch hinaus, aber sie unterhöhlt gleichzeitig mit der Verhinderung der Rohstoffeinfuhr und der Konsolidierung unserer Finanzwirtschaft die Grundlagen der Produktion. Drohender als je steht heute bei einer Besserung des Markstandes, die doch unter allen Umständen erreicht werden muß, eine Produktionskrise mit all ihren verheerenden wirtschaftlichen, sittlichen und politischen Folgen am Horizont.

In dieser Zeit sollte alles Trachten der verantwortlichen Instanzen im Reiche darauf gerichtet sein, durch eine verstärkte Bautätigkeit — für die alle Rohstoffe im Inland vorrätig sind — eine Grundlage für die uneingeschränkte Fortführung der Produktion zu schaffen, um nicht die arbeitenden Massen bei der täglich steigenden Teuerung aller Lebensnotwendigkeiten durch größere Arbeitslosigkeit zur Verzweiflung zu treiben. Notwendig wäre ja eine verstärkte Bautätigkeit ohnedies, weil ohne sie die fehlenden $1^1/_4$ Millionen Wohnungen nicht beschafft werden können und weil ohne die Fortführung einer intensiven Siedlungstätigkeit unsere Wirtschaft nach dem verlorenen Kriege überhaupt nicht auf eine gesunde Grundlage gestellt werden kann. Was aber erleben wir? Statt einer Verstärkung der Bautätig-

keit deren völligen Zusammenbruch und das Versagen der Stellen, die für die Aufrechterhaltung unserer Wirtschaft verantwortlich sind.

Welches sind die Gründe für den Zusammenbruch der Bautätigkeit?

Es ist auf der einen Seite die riesige Verteuerung der Baukosten, auf der anderen aber die Tatsache, daß unsere heutige Wohnungswirtschaft in keiner Weise den wirtschaftlichen Notwendigkeiten und der herrschenden Geldentwertung Rechnung trägt. Man hat mit der Mieterschutzgesetzgebung den Wohnungsbau auf privatwirtschaftlicher Grundlage unrentabel und damit unmöglich gemacht, hat aber nicht gleichzeitig dafür gesorgt, daß nun auch die *Mittel* zur Fortführung des Wohnungsbaues auf gemeinnütziger und gemeinwirtschaftlicher Grundlage zur Verfügung stehen, und man hat noch viel weniger dafür gesorgt, daß die vorhandenen Mittel auch sparsam verwendet werden. Man hat gegen Baustoffwucher und Baustoffverteuerung nichts unternommen, hat aber den Bauherren die Festsetzung der Mieten auf Grund der steigenden Baukosten unmöglich gemacht. Anfang November 1922 betrugen die Kosten für eine Wohnung von 70 Quadratmeter Wohnfläche — das heißt für eine Dreizimmerwohnung mit Küche — über 2 Millionen Mark. Das ist mehr als das Dreihundertfache der Vorkriegsbaukosten. Zu der selben Zeit betrug die Jahresmiete für eine Wohnung in gleicher Größe im Reichsdurchschnitt höchstens 2000 bis 2500 Mark, also etwa das Fünf- bis Sechsfache der Vorkriegsmiete. Sollten die Baukosten mit 8 Prozent verzinst und amortisiert werden, so ergäbe das mit Steuern und Verwaltungskosten (einschließlich Reparaturen) eine Jahresmiete von 160 000 Mark. Es ist ganz selbstverständlich, daß bei einer solchen Spannung zwischen Baukosten und Mieten die Bautätigkeit zusammenbrechen *muß*, wenn man nicht dauernd Riesenkapitalien in Form von Zuschüssen als verlorenes Geld in den Wohnungsbau hineinstecken kann oder will, und wenn man nicht gleichzeitig für eine Verbilligung des Bauens sorgt.

Der Versuch, die über ein gewisses Maß hinausgehenden Kosten durch Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln abzubürden, ist bekanntlich von der Reichsgesetzgebung unternommen worden. Jedoch war das, was nach dieser Richtung geschehen ist, völlig unzulänglich. Bis zum Oktober 1922 wurden vom Reiche rund 6 Milliarden Mark an Baukostenzuschüssen bewilligt. Dazu kamen von den Ländern und Gemeinden Zuschüsse in ungefähr der gleichen Höhe, so daß bis jetzt aus öffentlichen Zuschüssen, ausschließlich der Arbeitgeberzuschüsse der Reichs-, Landes- und Gemeindebehörden sowie der Mittel aus der Kohlenabgabe etwa zwölf Milliarden Mark zur Verfügung standen.

Was aber würde zur Förderung der Bautätigkeit in dem Umfang, wie dies zur Überwindung der Wohnungsnot erforderlich wäre, tatsächlich gebraucht?

Vor dem Kriege wurden in Deutschland jährlich etwa 200 000 neue Wohnungen zur Unterbringung des Bevölkerungszuwachses und etwa 30 000 neue Wohnungen als Ersatz für abgängige alte gebaut. 200 000 Neuwohnungen müßten wir, da uns zurzeit $1^1/_4$ Millionen Wohnungen fehlen, auch in den nächsten Jahren bauen, wenn die herrschende Wohnungsnot in absehbarer Zeit überwunden werden soll. Gebaut worden sind aber im Jahre 1921 nur etwa 80 000, im Jahre 1922 kaum 50 000 Wohnungen, und für das Jahr 1923 stehen bis jetzt irgendwelche Mittel zur Fortführung des

Wohnungsbaues überhaupt nicht zur Verfügung. Dabei müßten die neuen Bauvorhaben schon in den nächsten Wochen vorbereitet werden, wenn die Baukätigkeit im zeitigen Frühjahr in Gang kommen und wenn nicht wieder die schönste Zeit des nächsten Jahres mit »Erwägungen« vertan werden soll.

Wenn von den 200 000 notwendigen Wohnungen jährlich auch nur 100 000 mit Zuschüssen aus öffentlichen Mitteln gebaut werden sollen und wenn für jede Wohnung im Durchschnitt nur ein Zuschuß von $1^1/_2$ Millionen Mark gebraucht würde — bei fortschreitender Geldentwertung wird der Zuschuß weit höher sein müssen —, so erforderte das einen jährlichen Zuschuß von 150 Milliarden Mark. Wo sollen Reich, Länder und Gemeinden diese Summen hernehmen?

Im letzten Jahre hat man die Baukostenzuschüsse in der Hauptsache durch Anleihen beschafft, zu deren Verzinsung man die bekannte Wohnungsabgabe eingeführt hat. Die Abgabe betrug ursprünglich 5 und später 25 Prozent der ihr zugrunde liegenden Gebäudewerte, wozu die Gemeinden einen Zuschlag von ebenfalls 5 bezw. 25 Prozent erheben sollten. (Mit Zustimmung der obersten Landesbehörde kann der Zuschlag geringer oder höher sein.) Nach der »Denkschrift über Maßnahmen auf dem Gebiet des Wohnungs- und Siedlungswesens seit 1914«, die der Reichsarbeitsminister im Februar dieses Jahres dem Wohnungsausschuß des Reichstags unterbreitet hat, sind die gesamten der Wohnungsabgabe zugrunde liegenden Gebäudewerte — Wohngebäude, Fabriken, Läden, Geschäftsräume und landwirtschaftliche Nutzgebäude aller Art — auf 6 Milliarden Mark Friedenswert zu veranschlagen. Die gesamten Friedenswerte der vor dem Jahre 1918 errichteten Gebäude betragen also nur den fünfundzwanzigsten Teil der Summe, die man jetzt zur Herstellung von 100 000 Neuwohnungen braucht. Eine Abgabe von 50 Prozent dieser Friedenswerte ergäbe im Jahre 3 Milliarden Mark, eine Summe, mit der man heute knapp 1500 Wohnungen bauen und keine 2000 Wohnungen bezuschussen kann. Selbst wenn man die ganze Summe nicht zur Deckung der Baukosten, sondern lediglich zur Verzinsung und Tilgung von Anleihen verwenden würde — ein Verfahren, vor dem aus finanz- und währungspolitischen Gründen dringend zu warnen ist —, reichten 3 Milliarden Mark nur zur Verzinsung und Tilgung einer Summe aus, mit der man günstigstenfalls 20 000 bis 25 000 Wohnungen bezuschussen könnte.

Mit der bisherigen Wohnungspolitik kommt man also in Zukunft unter keinen Umständen mehr aus. Man muß schon den Mut haben, die glücklichen Inhaber von Wohnungen und Gebäuden in dem Maße zur Aufbringung der Kosten für Neuwohnungen heranzuziehen, wie dies zur ordnungsmäßigen Fortführung der Baukätigkeit und zur allmählichen Überwindung der Wohnungsnot notwendig ist. Tut man das nicht, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn in viel kürzerer Zeit, als heute selbst Pessimisten befürchten, mit unserer Baukätigkeit auch unsere ganze Wohnungswirtschaft mitsamt der Mieterschutzgesetzgebung zusammenbricht. Wirtschaftliche Gesetze lassen sich nun einmal auf die Dauer nicht unbestraft vergewaltigen; sie setzen sich nach der einen oder anderen Richtung unter allen Umständen durch.

Für die Mieter bedeutet heute eine Erhöhung der Wohnungsabgabe auf das Fünfzehn- oder selbst Zwanzigfache der Vorkriegsmieten kein Opfer, sondern

einen Schutz vor der Wiederkehr der freien Wirtschaft, bei der in sehr kurzer Zeit die heutigen Baukosten ebenso für die Mietebildung maßgebend wären, wie es die Herstellungskosten für die Preisbildung aller anderen Waren sind. Dreihundertfache Baukosten gegenüber der Vorkriegszeit bedingen unter dem freien Spiel der Kräfte mindestens dreihundertfache Mieten, um so mehr als die Preisbildung durch das ungesunde Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot auf dem Wohnungsmarkt sehr ungünstig beeinflußt wird.

Den Organisationen der Mieter ist übrigens diese Gefahr durchaus bekannt. Der Mietertag in Kassel, die Vertretung der gesamten deutschen Mieterschaft, setzte sich unter bestimmten Voraussetzungen — Bekämpfung des Baustoffwuchers, Beschränkung des Wohnungsbaues auf Kleinwohnungen, Schonung der Rentenempfänger usw. — selbst für eine Erhöhung der Wohnungsabgabe ein. In der vom Mietertag angenommenen Entschließung heißt es:

> Irgendwelche Aussicht, daß in absehbarer Zeit der Wohnungsbau auf privatwirtschaftlicher Grundlage wieder aufleben könnte, ist nicht vorhanden. Ohne öffentliche Zuschüsse ist jeder Wohnungsbau in größerem Umfang auf Jahre hinaus unmöglich. ... Der Wohnungsbau ist heute Sache der Allgemeinheit geworden. Von dieser sind daher auch die Mittel zum Wohnungsbau aufzubringen. ... Die Mieterschaft ist sich bewußt, daß eine Linderung der Wohnungsnot ohne schwere Opfer der Volksgesamtheit nicht zu erwarten steht. Sie ist zu Opfern im Rahmen ihrer Leistungsfähigkeit bereit, fordert aber als Voraussetzung jeder weiteren Belastung die Erfüllung folgender Bedingungen:
>
> — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
>
> Nach Erfüllung dieser Voraussetzungen ist die Mieterschaft unter dem Drucke der ungeheuren Not, welche die wachsende Zahl der Wohnungslosen dem deutschen Volke auferlegt, und im Verantwortlichkeitsgefühl derer, die eine Wohnung haben, gegenüber denen, die keine haben, bereit, sich auch mit einer auf der Grundlage der Goldmark aufgebauten Wohnungsabgabe abzufinden.

Im gleichen Sinne hat der Reichstagsunterausschuß des Wohnungsausschusses, der durch Sachverständige aus allen politischen Lagern ergänzt war, am 12. September dieses Jahres beschlossen:

> Die Finanzierung des Wohnungsbaues muß auf eine dauernd gesicherte Grundlage gestellt werden.
>
> Als Hauptkapitalquelle für die Finanzierung ist die Wohnungsabgabe derart weiter auszubauen, daß aus ihren Erträgen jährlich etwa 150000 Wohnungen hergerichtet beziehungsweise neugebaut werden können.
>
> Um dieses Ziel trotz des schwankenden Geldwerts und der schwankenden Baukosten zu erreichen, ist die Abgabe der inneren Kaufkraft der Mark entsprechend beweglich zu gestalten und derart zu erheben, daß gemäß einer festzusetzenden Indexziffer die Abgabe von Vierteljahr zu Vierteljahr erhöht oder ermäßigt wird.

Auch die deutschen Gewerkschaften aller Richtungen haben von der Reichsregierung und dem Reichstag wiederholt die Fortführung des Wohnungs-

baues auf der hier angedeuteten Grundlage verlangt. Auch ihnen ist klar, daß ohne diese Regelung nicht nur die gesamte Bautätigkeit, sondern auch unsere ganze Wohnungswirtschaft zusammenbrechen muß.

Eine Grundbedingung wurde allerdings, wie vom Deutschen Mietertag so auch vom Unterausschuß des Wohnungsausschusses und von den deutschen Gewerkschaften, für die Erhöhung der Wohnungsabgabe gestellt: *Daß gleichzeitig mit der Erhöhung der Abgabe Maßnahmen gegen den Baustoffwucher getroffen werden.* Wie notwendig solche Maßnahmen sind, ergibt sich daraus, daß — nach einer fortlaufenden Berechnung des Verbandes sozialer Baubetriebe — die Kosten für die hauptsächlichsten Baustoffe einer Wohnung von 70 Quadratmeter Wohnfläche von Juli 1914 bis 1. Dezember 1922 von 1668,50 Mark auf 1 278 296,48 Mark, also um das Siebenhundertsechsundsechzigfache, die Lohnausgaben für eine solche Wohnung dagegen nur von 2702 Mark auf 637 616 Mark, also um das Zweihundertsechsunddreißigfache gestiegen waren. Betrug vor dem Kriege der Anteil der Löhne an den Kosten einer Wohnung von 70 Quadratmeter Wohnfläche 61,8 Prozent und der Anteil der Baustoffe 38,2 Prozent, so war am 1. November 1922 der Anteil der Löhne auf $33^1/_3$ Prozent gesunken, während der Anteil der Baustoffe auf $66^2/_3$ Prozent gestiegen war. *Es hätte keinen Sinn, die Wohnungsabgabe nur zu dem Zweck zu erhöhen, um sie nach wie vor den Baustoffwucherern in den Rachen zu werfen!*

Ich wiederhole also: Schuld an dem Zusammenbruch der Bautätigkeit ist in erster Linie die Geringfügigkeit der Wohnungsabgabe im Verhältnis zu den Baukosten, die fast völlige Außerachtlassung der Geldentwertung bei Festsetzung der Mieten und das Versagen der Gesetzgebung und der Behörden gegenüber dem Wucher mit Baustoffen.

Zwei Wege zur Fortführung des Wohnungsbaues gibt es nur: Entweder die Wiederherstellung der freien Wirtschaft auf dem Bau- und Wohnungsmarkt — sie hätte zur Folge die Anpassung der Mieten an die heutigen Baukosten, eine wahnsinnige Bereicherung der Hausbesitzer und Grundstückspekulanten, eine weitere Verelendung der arbeitenden Massen, eine weitere Steigerung der Inflation und der Geldentwertung und in ihren Folgen nicht übersehbare wirtschaftliche Kämpfe, und sie brächte doch keine fühlbare Linderung der Wohnungsnot — oder die Bekämpfung des Baustoffwuchers und die Steigerung der Wohnungsabgabe auf *die Höhe*, die zur Fortführung des gemeinnützigen und gemeinwirtschaftlichen Wohnungsbaues notwendig ist. Im ersten Falle wäre über kurz oder lang mit einer Steigerung der Wohnungsmieten auf das Dreihundert- bis Vierhundertfache der Vorkriegsmieten zu rechnen; im letzten Falle reicht eine zwanzig- bis dreißigfache Steigerung aus. Im ersten Falle kommt die Steigerung der Mieten den Hausbesitzern und Grundrentenempfängern zugute und bedeutet nur eine Steigerung des arbeitslosen Einkommens; im zweiten Falle werden mit den steigenden Mietserträgen für unsere Wohnungslosen auf gemeinnütziger und gemeinwirtschaftlicher Grundlage Wohnungen gebaut. Die Entscheidung über das, was zu tun ist, sollte keinem Volkswirtschafter und keinem Volksvertreter, der die Interessen des Volkes und nicht die des Besitzes vertritt, schwer fallen.

Schärfster Klassenkampf

Von F. O. H. Schulz (Halle)

Seit kurzem schwirren wieder hochtönende Schlagworte in besonders großer Zahl durch unsere Partei. Das beliebteste ist gegenwärtig zweifellos »schärfster Klassenkampf«. Jeder Parteiverein, jede Ortsgruppe, die gewohnheitsgemäß, mehr der Tradition als der Notwendigkeit folgend, Resolutionen fassen, schmücken ihre papierenen Kinder mit jenem zurzeit populärsten Schlagwort, ohne daß die Mehrzahl der Zustimmenden eine begriffliche Vorstellung von dem haben, was sein Inhalt ist und was seine Ausführung für das Wirtschaftsleben im allgemeinen wie für die soziale Lage der Arbeiterschaft im besonderen bedeutet. Eine derartige begriffliche Vorstellung würde solchem Schlagwortunwesen aufs schnellste ein Ende machen, weil jeder Versammlungs- oder Konferenzteilnehmer sich verbäte, vor eine Forderung gestellt zu werden, die er sich vernunftgemäß nicht zu eigen machen kann. Leider sind diese und ähnliche Schlagworte so alt wie die politischen Parteien selbst, und die Zahl, in der sie auftreten, ist noch immer der beste Gradmesser für die Höhe beziehungsweise den Tiefstand der Agitation. Wir sollten uns deshalb sowohl in den Versammlungen wie in der Presse ernstlich davor hüten, dem leeren Wort mit Bewußtsein irgendwelchen Platz einzuräumen.

Wie notwendig das ist, lehrt allein schon die Frage nach der Bedeutung der heute nahezu am meisten in Umlauf gesetzten Agitationsmünze »Schärfster Klassenkampf«. Dieses Wort wird von den Verfassern gewisser Entschließungen und Artikel mit solcher Selbstverständlichkeit gebraucht, daß Hörer wie Leser, die sich nicht immer bewußt sind, daß der Lauf unserer Geschichte nichts weiter als ein kontinuierlicher Klassenkampf von ständig sich ändernder Form ist, auf den Gedanken kommen müssen, daß hier ein Mittel gefordert wird, dessen Anwendung bisher nicht erfolgte, weil diejenigen, die im Vordergrund des politischen Kampfes stehen, den Klassenkampf scheuen. Darum gelte es, sie dazu anzutreiben, denn der schärfste Klassenkampf sei das einzige Mittel für das Proletariat, seine Ziele zu erreichen.

Man sieht, wie die Eierschalen pseudokommunistischer Ideologie auch denen noch anhaften, die auf Grund ihrer Stellung in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung Voraussetzungen und Grundlage des proletarischen Emanzipationskampfes kennen sollten. Allein die richtige Anschauung von dem gegenwärtigen Stande der ökonomischen Entwicklung und den ihr immanentesten Tendenzen würde die Anwendung der superlativen Klassenkampfforderung schon verbieten. Als Sinowjew auf dem Halleschen Parteitag der U. S. P. D. den Kampf der Arbeiter gegen die Bourgeoisie bis zur Vernichtung, die Produktionsmittel eingeschlossen, forderte und den Anwesenden empfahl, sich an der Milde (!) der Sowjetgewaltigen kein Vorbild zu nehmen, sondern viel rigoroser, brutaler und — wenn es sein muß — auch blutiger zu verfahren, illustrierte er ungefähr den Begriff »Schärfster Klassenkampf«, obwohl man die Grenzen je nach Belieben auch noch weiter ziehen und auf ein Gebiet vortreiben könnte, das zu betreten selbst die »klassenkämpfende« russische Tscheka scheuen würde. Für unsere Beweisführung genügt jedoch bereits ausreichend der Klassenkampf, wie er sich in den letzten fünf Jahren in Rußland abgespielt hat. Heben wir eine einzige Seite dieses erschütternden Dramas, die Vernichtung der wertvollsten Produktionsmittel,

mit allen Folgen heraus, so erhellt ohne längeres Verweilen bei diesem Gegenstand, daß jedem Klassenkampf im Rahmen der Geschichte Grenzen gezogen sind, deren Nichteinhaltung sich auf das furchtbarste rächt. Der Verfasser dieser Zeilen kann sich nicht vorstellen, daß eine zum »schärfsten Klassenkampf« entschlossene Sozialdemokratie und Gewerkschaftsleitung sich lediglich mit parlamentarischer Opposition, Diskreditierung der bürgerlichen Regierungsmethoden, Massendemonstrationen, Generalstreik und ähnlichen Mitteln beschränken würden. Die Kampfmöglichkeiten sind damit keineswegs erschöpft — das hätte uns nicht erst das russische Beispiel zu beweisen brauchen. Wir können uns aber auch nicht vorstellen, daß irgendein verantwortlicher Führer und Unterführer der Partei und Gewerkschaften die Zeit für gekommen erachtete, die weitergehenden russischen Methoden zu propagieren, geschweige denn anzuwenden. Die nach dem Krieg angebrochene Periode des Hochkapitalismus wird durchlaufen werden müssen. Im Zuge der Entwicklung liegende ökonomische Stufen können ohne Halsbruch für die Wirtschaft nicht übersprungen werden.

Die neu anbrechende kapitalistische Entwicklung in Rußland mit allen ihren schädlichen Begleiterscheinungen für die russische Arbeiterklasse (Abschaffung des Achtstundentags, Streikverbot, Beschränkung der Koalitionsrechte usw.) ist der schlagendste Beweis dafür. Nur das Phänomen ist neu, daß dieser Prozeß von einer kommunistischen Klassenregierung für und gegen die Arbeiterschaft gefördert wird. Was würde also der »schärfste Klassenkampf« für Deutschland bei dem Stande seiner Entwicklung bedeuten? Eine Wiederholung des russischen Vorganges unter viel schwierigeren Umständen, ein verdoppeltes Massensterben und eine verdreifachte Gefahr für das deutsche Proletariat, in den Anfängen der neuen kapitalistischen Periode einer völligen Knechtung zu verfallen.

Diese Überlegung ist überdies noch »optimistisch«, weil sie zur Voraussetzung das Gelingen der ersten Aktionen des schärfsten Klassenkampfes hat. Diese Voraussetzung muß aber bei genauer und gewissenhafter Abschätzung der Kräfte verneint werden. Proletariat und Bourgeoisie halten sich zurzeit ungefähr die Wage, wobei nicht übersehen werden darf, daß die deutsche Arbeiterklasse seit Austritt der Sozialdemokratie aus der Reichsregierung einen Teil seiner im Klassenkampf erworbenen Kräfte (Reichsexekutivmittel usw.) halb freiwillig, halb unfreiwillig an die Bourgeoisie abgegeben und sich damit in die für den Kampf weniger vorteilhafte Defensivstellung begeben hat. Bei einer derartigen Verschlechterung der Vorbedingungen erscheint die Forderung nach schärfstem Klassenkampf erst recht töricht, da der »Erfolg« nicht einmal dem russischen Vorbild entsprechen, sondern in einem sofortigen Siege der Bourgeoisie über die Arbeiterschaft — unter erschwerenden Umständen sogar mit Zuhilfenahme der Machtmittel der Ententebourgeoisie — bestehen würde. Die Vorgänge in Österreich, wo Bundeskanzler Seipel der Sozialdemokratie mit den Ententebajonetten drohte, sagen alles.

Nun halte man uns nicht entgegen, daß diejenigen, die heute zum schärfsten Klassenkampf auffordern, darunter auch den Kampf verstehen, wie er in den Grenzen der politischen und wirtschaftlichen Demokratie geführt werden kann. Das ist keineswegs der Fall. Man verlange nur einmal von den Verfassern der in Frage kommenden Resolutionen und Artikel,

ihre Sätze statt »Wir fordern von unserer Partei die Führung des schärfsten Klassenkampfes ...« folgendermaßen beginnen zu lassen: »Wir fordern von unserer Partei die Anwendung aller im Rahmen der Verfassung zugelassenen politischen und wirtschaftlichen Kampfmittel ...«, und man wird sich sehr schnell davon überzeugen können, daß durch eine derartige Fassung dem Agitationsbedürfnis des Autors keinerlei Genüge geschieht, und daß auch eine solche Formulierung keineswegs ein ausreichendes Ventil für die Stimmung der agitatorisch erregten Leser- beziehungsweise Hörerschaft wäre.

Damit sind wir bei dem Kern des Übels angelangt. Die Sozialdemokratie ist mit Recht stolz darauf, die einzige Partei mit einem wissenschaftlich fundierten Programm zu sein. In unvereinbarem Widerspruch dazu aber steht, daß sich ein nicht unerheblicher Teil ihrer Agitatoren von der wissenschaftlichen Grundlage je nach Bedarf entfernt. Auch diese Tatsache liegt in den ökonomischen Verhältnissen begründet. Die deutsche Arbeiterschaft leidet gegenwärtig sehr schwer. Wirtschaftliche Not erzeugt leicht Verzweiflungsstimmung und trübt den Blick für die tatsächlichen Verhältnisse. So wird der Zustand geschaffen, in dem der Notleidende mit einem dem Grade seines Temperaments angepaßten Ungestüm nach sofortger Änderung der Lebensbedingungen verlangt. Kein Mittel erscheint ihm *scharf* genug, um diesen Wechsel zu erreichen. Er wird immer mehr von dem Erfolg als von dem Mißerfolg politischer und ökonomischer Eisenbartkuren überzeugt sein, die ihm desto mehr imponieren, je primitiver und verständlicher sie für ihn sind. Diesen Zustand kennt der lediglich von dem Wunsche nach Erfolg seiner Kleinarbeit beseelte Agitator meist nur zu gut. Anstatt sich der schwierigeren, aber lohnenderen Aufgabe einer die gesamten Verhältnisse berücksichtigenden Aufklärung zu unterziehen und auch der Gefahr eines unter Umständen unausbleiblichen Mißerfolges ins Auge zu sehen, anstatt also die Arbeit auf dem sicheren Fundament der politischen und wirtschaftlichen Tatsachen aufzubauen, wird sie auf dem Streusandboden der Verzweiflungsstimmung vollzogen, indem man die aufzustellenden Forderungen nicht dem Stande der Entwicklung, sondern dem blinder Verzweiflungsstimmung parallel laufenden Agitationsbedürfnis anpaßt. So entstehen die üblen Schlagwortforderungen, deren Blüte jetzt wieder gekommen scheint, die aber mit dem wissenschaftlichen Charakter der Sozialdemokratie durchaus nicht in Einklang zu bringen sind.

Darüber hinaus muß aber noch ein sehr wesentliches Moment beachtet werden. Es heißt doch Einsicht und Erkenntnisvermögen der deutschen Arbeiterschaft ganz bedeutend unterschätzen, wenn man glaubt, sie nur durch ausschweifende Agitationsphrasen gewinnen oder in der Partei behalten zu können. Daß dem keineswegs so ist, beweist allein ein Vergleich zwischen der Sozialdemokratie und der Kommunistischen Partei in den vier letzten Jahren. Die Sozialdemokratie, die in der Hauptsache ihren *Klassenkampf* mit Erfolg dem Gange der Geschichte angepaßt und infolgedessen der Parteiagitation nur einen beschränkten Spielraum gelassen hat, ist eine Millionenpartei und damit die stärkste politische Organisation der Welt geblieben, während die Kommunistische Partei es nur um ein Geringes über 200 000 Mitglieder gebracht hat, wobei nicht übersehen werden darf, daß in dieser Zahl noch Zehntausende enthalten sind, die der K. P. D. nur zwangsweise angehören. Wir könnten aus der kommunistischen Bewegung Mitteldeutschlands,

der besonders rubelgesegneten Gegend des Halle-Merseburger Bezirks, interessante Illustrationen zum kommunistischen Organisationsaufbau geben. Die deutsche Arbeiterklasse ist, wie der Vergleich zeigt, in ihrer Mehrheit durchaus reif genug, um eine Politik zu verstehen, die historisch bedingt und in der Linie der wirtschaftlichen Entwicklung liegt. Die deutsche Arbeiterschaft hat darum das Recht, von ihren Führern, von ihren Organisatoren und Agitatoren, von ihren Wissenschaftlern, Schriftstellern und Journalisten, von allen denen, die in vorderster Kampflinie stehen, zu verlangen, daß sie von der Wahrheit auch nicht mit Bewußtsein abweichen, weil ein aus nüchterner Tatsachenpolitik resultierender Rückschlag der Bewegung sich leicht beizeiten von selbst revidiert, während der Zusammensturz eines auf Streusand errichteten Gebäudes nur Trümmer zurückläßt. Vor einer solchen Entwicklung wollen wir unsere Partei, die noch manches zu verrichten hat, bewahren. Gewiß, es gehört in der gegenwärtigen, wilder Agitation sehr günstigen Zeit Mut dazu, bittere Wahrheiten einer um ihre Existenz schwer ringenden Arbeiterschaft zu sagen. Aber eine solche Wahrheit, hinter der sich Erkenntnis des Weges und Zieles verbergen, ist wertvoller als die pseudokommunistische Phrase vom schärfsten Klassenkampf, die im ersten Augenblick aufpeitscht, um hinterher um so gründlicher zu enttäuschen.

Landagitation

Von **Karl Marchionini**

Die Frage, wie wir die arbeitende Bevölkerung auf dem Lande für den Sozialismus gewinnen, hat eine befriedigende Lösung bisher nicht gefunden. Es ist der Sozialdemokratie nicht gelungen, ein brauchbares Agrarprogramm zu schaffen. Und doch muß das Problem gelöst werden. Schon das Verhalten der Großagrarier zwingt die arbeitende Bevölkerung dazu. Auf dem Lande finden wir die kompliziertesten wirtschaftlichen Verhältnisse. Hätten wir auf der einen Seite nur Großgrundbesitzer und auf der anderen Seite nur Landarbeiter, so wären die Dinge viel einfacher. Wir haben aber zwischen diesen beiden Schichten Mittel-, Klein-, Kleinstbauern, Groß-, Mittel- und Kleinpächter. Dazu kommt, daß auch die wirtschaftliche Lage innerhalb dieser Schichten sehr verschieden ist. Es gibt in Nord-, Ost- und Mitteldeutschland Kleinbauern, die jetzt wirtschaftlich günstig dastehen, und es sind in Süddeutschland andererseits zahlreiche Kleinbauern in bedrängten Verhältnissen. Auch hier sind die Bauern besser daran, die Forstbesitz haben, weil das Holz heute hoch im Preise steht.

Vielfach wird angenommen, der Großgrundbesitz sei in Deutschland wirtschaftlich vorherrschend. Diese Annahme ist zurückzuführen auf die politische Stellung, die in den letzten Jahrzehnten die Großgrundbesitzer in Deutschland eingenommen haben. In Wirklichkeit befindet sich der größte Teil des Grund und Bodens — nämlich 21 Millionen Hektar — im Besitz der Bauern — was wir Sozialisten besonders zu beachten haben. Selbst wenn es uns gelingen würde, den Großgrundbesitz in gesellschaftliches Eigentum zu überführen und auf ihm eine sozialistische Agrarwirtschaft mit bestem Erfolg einzurichten, so würden wir in die schwierigste Situation kommen, wenn uns die Bauern als Feinde gegenüberständen.

Wir haben vor dem Kriege den Bauer für den Sozialismus nicht gewinnen können, und doch war seine Lage häufig sehr ungünstig. Er mußte hart arbeiten und wußte mitunter nicht, wie er seinen Verpflichtungen nachkommen konnte. Je kleiner sein Besitz, desto schlechter waren seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Und auch unter den Großbauern gab es schwache Existenzen, besonders dann, wenn sie tief verschuldet waren und eine große Familie hatten. Zum Teil waren diese Zustände auf die Entwicklung nach dem Kriege 1870/71 zurückzuführen. Damals stiegen die Grundstückspreise infolge der starken Nachfrage nach Nahrungsmitteln. Ein Landhunger entstand. Es wurde viel gekauft, und häufig wurde mit geringem Kapital großer Besitz erworben. Als später der Rückschlag, insbesondere die Konkurrenz der billigeren Nahrungsmittel des Auslandes kam, war die Katastrophe da. Nur zwei Zahlen, die diese Situation beleuchten. Es kostete in Preußen die Tonne Roggen im Jahre 1880 193 Mark, im Jahre 1913 165 Mark.

Während hier ein Preisrückgang zu verzeichnen war, hatte der Bauer mehr Lasten zu tragen als früher. Manche Erzeugnisse konnte er nur schwer oder zu geringen Preisen loswerden, weil die Bevölkerung in der Stadt nicht kaufkräftig genug war. Es lohnte sich vielfach nicht, die Produkte auf den Markt zu bringen. Die niedrigen Löhne, mit denen die Arbeiter im Handwerk, im Handel und in der Industrie abgefunden wurden, drückten die Landwirtschaft nieder. Wäre ein großer Teil der Mittel, die damals nach dem Ausland und den Kolonien gingen, zur Urbarmachung der Moore, des Ödlandes, zur Anlegung von Düngerfabriken, zum Ausbau von Straßen, Eisenbahnen, landwirtschaftlichen Schulen, Hochschulen, also zur Hebung der einheimischen Wirtschaft verwendet worden, so hätte die Landwirtschaft eine günstigere Entwicklung genommen.

In jener Zeit erstreckte sich ganz naturgemäß die sozialistische Bewegung mehr auf die arbeitende Bevölkerung, die in der Industrie und dem Handel beschäftigt war. Der Bauer hörte wohl von ihr, was er aber von ihr vernahm, stieß ihn ab. Fast täglich wurden ihm Zerrbilder vom Sozialismus unterbreitet. Die Lügen über die Abschaffung von Gott, der Religion, der Ehe, des Eigentums glaubte er, und wenn er alle drei oder fünf Jahre im Wahlkampf ein sozialistisches Blatt in die Hände bekam, so stand er dem Inhalt, wenn nicht feindlich, so doch mindestens mißtrauisch gegenüber. Die Sozialisten erzählten dem Bauern wohl, daß sie ihn von der Ausbeutung durch das Großkapital, von der Herrschaft der Großgrundbesitzer befreien wollten, doch er sah nicht den Weg nach dieser Richtung. Und außerdem war das Ziel in weite Ferne gerückt. Dagegen wußte der Bauer, daß die Sozialisten den Grund und Boden vergesellschaften wollten, und wenn sie ihm auch sagten, das bäuerliche Privateigentum an Grund und Boden würde erhalten bleiben, so erschien dem Bauer sein Eigentum doch gefährdet, zumal die sozialistische Agitation es auf diesem Gebiet an der erforderlichen Bestimmtheit häufig fehlen ließ. Ferner aber hörte der Bauer, daß die städtische Arbeiterbevölkerung recht billige Nahrungsmittel haben wollte, und das gab in der Regel den Ausschlag, ihn vom Sozialismus fernzuhalten und dem Lager der bürgerlichen Parteien zuzuführen.

Auch die Landarbeiter standen vor dem Kriege größtenteils nicht in der sozialistischen Bewegung. Wohl waren hier mehr Erfolge erzielt worden als unter den Bauern, im allgemeinen hielt aber auch der Landarbeiter bei den

Wahlen zu den bürgerlichen Parteien. Die Gründe hierfür ausführlich darzulegen, müssen wir uns mit Rücksicht auf den Raum, der für diese Arbeit zur Verfügung steht, versagen. Es sei nur angedeutet, daß der Landarbeiter wirtschaftlich vielfach noch unter dem Kleinbauern stand, daß Ausnahmerechte auf ihm lasteten und daß insbesondere seine Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse geradezu trostlos waren. Und doch war er meist nicht zu bewegen, sich der sozialistischen Bewegung anzuschließen. Einmal stand er täglich unter dem Einfluß und unter dem Druck der Landwirte, der Lehrer, der Pfarrer, die ihn besonders in Wahlzeiten in ihrem Sinne über den Sozialismus unterrichteten. Dann konnte ihn die sozialistische Agitation nicht so bequem wie den städtischen Arbeiter erreichen, und ferner wichen auch die alte Tradition und Ideologie, in denen er lebte, langsamer von ihm als von dem Industriearbeiter. Eine wirtschaftlich rückständige Bevölkerung ist auch politisch rückständig. Zudem hat die Agitation der städtischen Bevölkerung für billige Nahrungsmittel auf den Landarbeiter, sofern er Deputant war, ungünstig eingewirkt. Er hielt sich mitunter eine Kuh, mästete jährlich ein oder mehrere Schweine, hatte Hühner und versuchte durch den Verkauf der Erzeugnisse seinen Lohn zu steigern und seine Lebenshaltung zu verbessern. Deshalb sagte ihm das Verlangen der Arbeiterbevölkerung in den Städten nach billigen Lebensmitteln nicht zu, zumal er oft länger und härter arbeiten mußte als der Arbeiter in der Industrie und im Handel.

Das sind einige der Gründe, weshalb wir auf dem Lande nicht solche Fortschritte erzielt haben wie in der Industrie und im Handel. Wie schwer war es zum Beispiel, eine gewerkschaftliche Organisation für Landarbeiter aufzubauen, die den Landarbeitern bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie die rechtliche Gleichstellung mit den Industriearbeitern erringen wollte.

Wie stehen die Dinge jetzt auf dem Lande? Sie sind noch komplizierter als vor dem Kriege, sowohl unter den Bauern wie unter den Landarbeitern. Die Lage der Bauern hat sich gewiß wesentlich gehoben, doch auch in dieser Hinsicht darf nicht verallgemeinert werden. Die günstige Konjunktur kann nur der ausnutzen, der in der Lage ist, erhebliche Mengen von Erzeugnissen zu verkaufen. Seine Ausgaben sind aber ebenfalls bedeutend gestiegen, immerhin ist der Profit beim Groß- und Mittelbauer wesentlich größer als vor dem Kriege. Anders liegt die Situation schon da, wo nichts verkauft werden kann, und arg ist sie geworden, wo noch Nahrungsmittel zugekauft werden müssen. In Deutschland gibt es eine große Zahl von Parzellen- und Kleinstbesitzern, die so wenig Grund und Boden haben, daß sie nicht imstande sind, soviel anzubauen, wie sie selbst verbrauchen. Gab es doch im Jahre 1907 landwirtschaftliche Betriebe:

Unter 5 Ar	438 181
5 Ar bis unter 20 Ar	824 049
20 Ar bis unter 50 Ar	821 830
50 Ar bis unter 1 Hektar	646 995

Das waren über $2^1/_2$ Millionen landwirtschaftliche Besitzer, die nicht in der Lage waren, von dem Ertrag ihrer Betriebe mit ihren Familien zu leben. Diese Kleinstbetriebe haben nicht abgenommen, sondern infolge der Siedlungspolitik zugenommen, so daß auch im kleineren Deutschland weit über 2 Millionen solcher Betriebe vorhanden sind. Selbst wenn es diesen Besitzern gelingt, ab und zu ein Schwein, etwas Geflügel oder sonstige Pro-

dukte auf den Markt zu bringen, so verbessert sich damit noch lange nicht ihre wirtschaftliche Lage. Denn sie kommen nach der Stadt nicht nur als Verkäufer, sondern zugleich auch als Einkäufer von Industriewaren.

Was für Vorschläge machen wir nun, um die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Lage dieser Bauernschichten zu heben? Wie stellen wir uns zu den Mittel- und Großbauern? Diese Fragen müssen gelöst werden. An dieser Klippe sind bisher alle Bemühungen, zu einem Agrarprogramm zu kommen, gescheitert.

Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Frankfurt a. M. im Jahre 1894 beschäftigte sich eingehend mit der Agrarfrage. In einer Entschließung wurde darauf hingewiesen, das Kleinbauerntum befände sich im Verfall, der Landadel aber würde nur mit Hilfe von Liebesgaben, Schutzzöllen und Steuervorrechten aufrechterhalten. Der Grund und Boden sowie die Arbeitsmittel sollten denen wiedergegeben werden, die als Lohnarbeiter oder Kleinbauern das Land bestellten. Es wurde die Notwendigkeit von Reformen betont, und es wurden agrarpolitische Forderungen erhoben. Für die Bauern wurde Schutz als Steuerzahler und Schuldner verlangt, und die Landarbeiter sollten rechtlich auf eine Stufe mit den gewerblichen Arbeitern gestellt werden.

Der Parteitag setzte aber gleichzeitig eine Agrarkommission ein, die dem nächsten Parteitag eingehende Vorschläge unterbreiten sollte. Dem Breslauer Parteitag (1895) lagen denn auch ausführliche Entwürfe vor. Die Kommission, der unter anderen Liebknecht, Bebel, Schönlank, Bock, Hug, Katzenstein, David und Vollmar angehörten, hatte drei Unterausschüsse gebildet, und zwar einen für Nord-, einen für Mittel- und einen für Süddeutschland. Jeder Ausschuß hatte besondere Entwürfe ausgearbeitet. Für die Bauern wurde unter anderem verlangt: Obligatorische Genossenschaften für Be- und Entwässerungsarbeiten, Staatskredite, Hebung des Forst-, Feld-, Garten- und Wiesenbaues, Verbesserung des Viehstandes, Verstaatlichung der Hypotheken- und Grundschulden, des Versicherungswesens, Aufhebung der Grundsteuer, planmäßige Organisation der Volksernährung durch fortschreitende Einflußnahme des Staates auf die landwirtschaftliche Produktion und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse, staatliche Beleihung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Vergebung von staatlichem Grund und Boden zu Lehen an Selbstbewirtschafter gegen Naturalzins. Die Lehensgüter sollten nur so groß sein, daß sie der Familie den Unterhalt gewährten. Den Gemeinden sollten Staatskredite zum Ankauf und zur Errichtung von Lehensgütern gewährt werden.

Der Parteitag verwarf mit 156 gegen 63 Stimmen den Entwurf, weil er den Bauern nur eine Stärkung des Privateigentums in Aussicht stelle. Damit war für lange Zeit die Frage der Schaffung eines Agrarprogramms zurückgestellt, erst im Jahre 1908 wurde auf dem Parteitag in Nürnberg ein Antrag gestellt und auch angenommen, der Parteitag möge eine ständige Agrarkommission wählen. Die Kommission wurde auch gebildet, sie hat getagt, aber ein Programm hat sie der Partei nicht vorgelegt.

Neuerdings werden wieder Wünsche laut, die sich in der Richtung der Vorschläge bewegen, die dem Breslauer Parteitag unterbreitet worden waren. Sie sind besonders von dem Genossen Dr. Levy auf dem Parteitag

in Gera und in seiner Zeitschrift »Unser Weg« erörtert worden. Man kann es verstehen, daß es besonders süddeutsche Genossen sind, die den Kleinbauern Hilfe bringen wollen. Dort befindet sich die Landwirtschaft zum Teil in einem bedauernswerten Zustand. Die Parzellenwirtschaft ist meist auf dem Gebiet des Körnerbaues so wenig ertragreich, daß in der jetzigen Zeit der Ernährungsnot ernstlich die Frage erwogen werden muß, wie dort die Produktion verbessert und ergiebiger gestaltet werden kann. Nach dieser Richtung muß das Agrarprogramm der Sozialdemokratie bestimmte Vorschläge enthalten.

Ebenso muß die Frage, wie weit eine Enteignung des Grund und Bodens für eine sozialistische Gesellschaft in Frage kommt, klar beantwortet werden. Darüber sind sich heute schon alle proletarischen Parteien einig, daß der bäuerliche Privatbesitz noch lange bestehen wird. Und die sozialistische Gesellschaft wird ihn aufrechterhalten *können*, ohne daß sie irgendwie Schaden erleidet. In der ersten Zeit ihres Bestehens wird sie ihn sogar im weitesten Maße *unterstützen* müssen, damit er größere Erträge bringt. Dieser Privatbesitz wird erst dann gesellschaftliches Eigentum werden, wenn die Großbetriebe zu mustergültigen sozialistischen Wirtschaften umgestaltet und ausgebaut sein werden und wenn die Besitzer der bäuerlichen Wirtschaften einsehen, daß es auch in ihrem Interesse liegt, ihre Betriebe sozialistisch zu bewirtschaften. Auch dann wird es freilich noch Schichten geben, die am Privatbesitz an Grund und Boden hängen. Man braucht ihnen das Eigentum gar nicht zu nehmen, denn dann wird die Produktion in den Groß- und Mittelbetrieben auf einer so hohen Stufe stehen und so ertragreich sein, daß die Produktion in den Kleinbetrieben für die Gesellschaft gar nicht mehr in Frage kommt. Und wenn der einzelne an ihr festhalten will, braucht ihm die Gesellschaft nichts in den Weg zu legen.

Die Aufrechterhaltung von Privateigentum an Grund und Boden ist also *durchaus vereinbar* mit dem Sozialismus. Genau wie im Zeitalter des Kapitalismus die Überreste des Feudalismus, ja des primitiven Gemeineigentums vorhanden gewesen sind, so werden auch in der sozialistischen Gesellschaft Reste aus der Zeit des Privateigentums an Produktionsmitteln, an Grund und Boden zu finden sein. Erst ganz allmählich werden sie verschwinden. Am längsten werden sie sich — das liegt in der Natur der Sache — auf dem Lande erhalten.

Die Sozialdemokratie kann also nach der Richtung sehr wohl bestimmte Garantien geben. Sie muß zum Ausdruck bringen, daß die Produktion des Bauern gesellschaftlich notwendig ist, daß seine Arbeit hoch zu bewerten ist, daß sie ferner alle gesellschaftlichen Kräfte zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion sowie der sozialen und kulturellen Lage der bäuerlichen Bevölkerung zur Entfaltung bringen wird. Die Frage ist nur, wie weit das innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft geschehen *kann*.

Das Verhältnis der Sozialdemokratie zu den kleinen und mittleren Landpächtern ist einfacher. Diese haben wir vor allem vor dem großagrarischen Pachtwucher zu schützen, der gerade in letzter Zeit keine Grenzen hat. Auch können wir ihnen die *Aufrechterhaltung ihrer Pachtwirtschaften* garantieren. Wir können sie nach dieser Richtung auf eine Stufe mit den Klein- und Mittelbauern stellen. Wenn wir uns derartig der Pächter annehmen, so wird es uns möglich sein, unter ihnen Anhänger zu ge-

winnen; denn der kleine und mittlere Landpächter steht in einem scharfen wirtschaftlichen Gegensatz zum Verpächter, der in der Regel den großagrarischen oder großkapitalistischen Kreisen angehört.

Nun die Landarbeiter. Man müßte meinen, hier lägen die Dinge am einfachsten. Das ist aber nicht der Fall. Wir haben schon gezeigt, wie der Landarbeiter vor dem Kriege glaubte, ein Interesse an hohen Preisen für Agrarprodukte zu haben. Dieses Interesse ist jetzt in manchen Schichten der Landarbeiter noch gestiegen, und es wird geweckt durch die Lohnpolitik der Großagrarier. Die Landarbeiter haben stets in der Sozialdemokratie eine starke Stütze für ihre Bestrebungen aus den Fesseln der rechtlichen Ungleichheit gefunden. Die Sozialdemokratie ist ferner dafür eingetreten, daß die Landarbeiter besser entlohnt werden, eine kürzere Arbeitszeit haben und daß für sie menschenwürdige Wohnungen gebaut werden. Als die Revolution im November 1918 ausbrach, da hat die Sozialdemokratie sich im weitesten Maße der Landarbeiter angenommen, und diese haben auch große Erfolge erreicht. Dem Landarbeiter hat die Revolution am meisten genutzt, weil er rechtlich, sozial und wirtschaftlich am tiefsten stand. Die bürgerlichen Parteien haben selbst noch im Kriege alle Anträge auf die rechtliche Gleichstellung der Landarbeiter mit den gewerblichen Arbeitern abgelehnt, und das Großagrariertum hat bereits Forderungen aufgestellt, nach denen die Landarbeiter wieder in die alte Knechtschaft gebracht werden sollen. Schon das allein müßte die Landarbeiter veranlassen, unter allen Umständen zur Sozialdemokratie zu halten. Bei den ersten Wahlen nach der Revolution haben sie auch in Massen sozialistisch gewählt. Bald wurden sie jedoch von anderen Parteien umworben, besonders von den Kommunisten und von den Deutschnationalen. Da viele der Landarbeiter politisch nicht gefestigt sind, so ist es erklärlich, daß sie hin und her schwanken, bald nach links, bald nach rechts. Geben sich doch die agrarischen Landbünde alle erdenkliche Mühe, die Landarbeiter zu deutschnationalen Schutztruppen zu machen. Als Agitationsmittel dient ihnen die Deputatfrage. Ihr Bestreben geht dahin, die Löhne der Landarbeiter ganz in natura zu entrichten, um die Landarbeiter an ihrer Preispolitik zu interessieren. Reden sie ihnen doch ein, wie der »Landarbeiter« in Nr. 18 (November 1922) darlegt, daß die Deputatlöhne zum wirtschaftlichen Wohlstand, die Geldlöhne zur Armut führten. Für Mecklenburg-Schwerin ist bereits ab 29. September 1922 die Entlohnung in natura oder nach der Roggenwährung durchgeführt. Im übrigen Deutschland sind die Lohnverhältnisse noch sehr verschieden, insbesondere was das Quantum des Deputats und die Höhe des Barlohns betrifft. Der Deutsche Landarbeiterverband steht dem Naturallohn nicht ablehnend gegenüber. Er wehrt sich nur gegen die völlige Bezahlung in natura, und er meint, das Wichtigste für den Landarbeiter sei die Höhe des Gesamtlohns. Beides, Barlohn und Naturallohn, müsse hoch genug sein, um dem Landarbeiter die Existenz zu sichern.

Während die Lohnfrage mehr eine gewerkschaftliche Angelegenheit ist, sind die Fragen des Siedlungswesens, des Normalarbeitstags, der Freizügigkeit, des Wohnungswesens, des Rechts- und Arbeiterschutzes, der Arbeitsvermittlung, des Schulwesens wie überhaupt des sozialen und kulturellen Aufstiegs politischer Natur. Und auf diesem Gebiet ist es allein die Sozialdemokratie, die sich der Landarbeiter annimmt. Während die

Deutschnationalen ihn versklaven wollen und als Köder die Deputatfrage benutzen, wollen die Sozialdemokraten den Landarbeiter aus der Knechtschaft befreien.

Wie kommen wir nun zu einem Agrarprogramm? Beide sozialistischen Parteien haben in den letzten Jahren Vorarbeit für das Programm geleistet. Dem Parteitag der Sozialdemokratischen Partei in Kassel lagen »Sozialdemokratische Richtlinien der Agrarpolitik« zur Beratung und Beschlußfassung vor, die auch zur Annahme gelangten. Es soll hier nicht näher darauf eingegangen werden, hervorgehoben soll nur werden, daß sie sich für die Sozialisierung der zur Gemeinwirtschaft reifen land- und forstwirtschaftlichen Betriebe aussprachen, ein Bekenntnis zur Siedlungspolitik enthielten und die Enteignung der von Kriegs- und Revolutionsgewinnern erworbenen Ländereien zu Siedlungszwecken forderten. Dem Parteitag in Görlitz lag ein Parteiprogrammentwurf vor, in dem auch ein Kapitel der Agrarfrage gewidmet war. Es enthielt eine Reihe bekannter Forderungen für die Kleinbauern und Landarbeiter. Die Forderungen des Kasseler Parteitags waren, soweit die Sozialisierung in Frage kam, abgeschwächt. Der Großgrundbesitz sowie die unwirtschaftlich betriebenen Landgüter sollten in eine genossenschaftliche Betriebsform überführt werden. Die Forderung, die Güter der Kriegs- und Revolutionsgewinner für Siedlungszwecke zu enteignen, war bereits fallen gelassen. Der Entwurf wurde kurz vor dem Parteitag abgeändert. Dabei wurde auch das Kapitel Agrarwesen völlig umgestaltet. Die Sozialisierung des Großgrundbesitzes wurde wieder als Forderung erhoben. Ferner wurde verlangt die Intensivierung der Landwirtschaft und Vermehrung des landwirtschaftlich nutzbaren Bodens mit finanzieller Unterstützung des Reiches, der Länder und Gemeinden. Eine Forderung, die der Breslauer Parteitag verworfen hatte. In der endgültigen Fassung des Programms aber fehlte ganz das Kapitel Agrarwesen. Das Programm beschränkte sich in seinem allgemeinen Teil und in dem Kapitel »Wirtschaftspolitik« auf einige allgemein gehaltene Sätze, die auch auf die Agrarfrage angewendet werden konnten.

Das Aktionsprogramm der Unabhängigen Sozialdemokratie forderte die Sozialisierung des Großgrundbesitzes. Dem Parteitag in Leipzig im Jahre 1922 lagen zwei Entwürfe zu einem Agrarprogramm vor, die aber nicht erledigt wurden. Es wurde vielmehr eine Agrarkommission gewählt, die den Auftrag erhielt, dem nächsten Parteitag einen Entwurf vorzulegen. Diese Kommission hat aus den beiden Arbeiten einen Entwurf hergestellt, der noch von Fachleuten und Wissenschaftern begutachtet werden sollte. Er hat sich grundsätzlich für die Sozialisierung der Großbetriebe erklärt, im übrigen aber sich darauf beschränkt, Forderungen zu erheben, die in der kapitalistischen Wirtschaft durchgeführt werden können. Sie sollen die Produktion steigern und der Sozialisierung den Weg ebnen. Ferner sollen sie die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Lage der Kleinbauern, Kleinpächter, Landarbeiter, Forst- und Fischereiarbeiter heben. Der Entwurf erstreckt sich auf alle Zweige der Agrarwirtschaft, Land-, Forstwirtschaft, Fischerei, Gärtnerei. Er geht auch an dem Siedlungswesen nicht vorbei, wenn er sich auch nicht für die Aufteilung der Großbetriebe ausspricht.

Somit könnte meines Erachtens der Entwurf sehr wohl eine brauchbare Grundlage für die weiteren Beratungen in der VSPD. zur Schaffung

eines Agrarprogramms abgeben. Gewiß sind die Gegensätze groß. Schon in der Sozialdemokratischen Partei bestanden sie. Und sie sind jetzt nicht kleiner geworden. Trotzdem muß der Versuch gemacht werden, ein Agrarprogramm zu schaffen, damit die Partei eine Basis für ihre Agitation auf dem Lande hat. Jetzt sind die Dinge auf diesem Gebiet ganz unhaltbar.

Der Parteitag in Nürnberg hat eine Programmkommission eingesetzt, die ein Parteiprogramm ausarbeiten soll. Ob sie dem nächsten Parteitag bereits einen Entwurf vorlegen kann, ist zweifelhaft. Da die Frage der Agitation auf dem Lande eine brennende ist, müßte jedoch erwogen werden, ob sie sich nicht zunächst das einmal ansieht, was bereits als Entwurf vorliegt, damit wenigstens dem nächsten Parteitag ein Agrarprogramm unterbreitet werden kann.

Die deutsche Sprache auf der Internationalen Arbeitskonferenz

Von **Rud. Wissell**

Die Darlegungen Fehlingers im Heft 9 der Neuen Zeit geben mir Anlaß zu den nachstehenden Ergänzungen. Es ist nicht nur auf der diesmaligen Tagung der Internationalen Arbeitsorganisation die Sprachenfrage behandelt worden. Das ist schon im Jahre 1920 geschehen. Schon damals ist von den beiden deutschen Vertretern im Verwaltungsrat — in ihm sind von deutscher Seite ein Regierungs- und ein Arbeitervertreter — der Antrag gestellt worden, die deutsche Sprache als dritte Amtssprache einzuführen. Dieser Antrag wurde vom Direktor Thomas in seinem für die Tagung des Verwaltungsrats erstatteten Bericht wie folgt unterstützt:

> In der Internationalen Arbeitsorganisation sind gegenwärtig 25 Millionen gewerkschaftlich organisierte Arbeiter, das heißt Arbeiter, die fähig sind, mit Interesse den Arbeiten der Internationalen Arbeitsgesetzgebung zu folgen. Unter diesen 25 Millionen sind 10 Millionen, die nur Deutsch sprechen oder sich des Deutschen als Hilfssprache bedienen.
>
> Außerdem gehören die deutschen Organisationen infolge ihres sozialpolitischen Strebens, das größer ist als in anderen Ländern, infolge ihrer Propaganda- und Erziehungsmethoden zu denen, die den lebhaftesten Wunsch nach Mitarbeit mit dem Bureau zu erkennen gegeben haben. Sie sind es, die am regelmäßigsten ihre Veröffentlichungen senden und am schnellsten auf unsere Fragen und Ersuchen um Auskunft antworten.

Nach längeren Erörterungen hat der Verwaltungsrat damals beschlossen, den Direktor zu ermächtigen, die Veröffentlichungen des Internationalen Arbeitsamts im Rahmen der ihm im Haushalt zur Verfügung stehenden Mittel in jeder anderen Sprache zu veröffentlichen, in der er eine Veröffentlichung für erforderlich hielte. Daraufhin sind dann die von Fehlinger erwähnten Veröffentlichungen des Internationalen Arbeitsamts in deutscher Sprache erschienen, wenn auch meist verspätet und unregelmäßig. Auch ließ die Übersetzung viel zu wünschen übrig. Diese deutschen Veröffentlichungen erstrecken sich aber nur auf einen kleinen Teil der amtlichen Publikationen, namentlich die für die jährlichen Tagungen der Internationalen Arbeitsorganisation so wesentlichen Berichte des Direktors bleiben von der Veröffentlichung in deutscher Sprache ausgeschlossen. Das war ein Zustand, der für die deutschen und die das Deutsche als Hilfssprache gebrauchenden Arbeiter als unhaltbar bezeichnet werden muß.

So kam es, daß auf der dritten Internationalen Arbeitskonferenz im Oktober 1921 der österreichische Vertreter Morawitz beantragte, die deutsche als dritte offizielle Sprache einzuführen. Die Behandlung der Sprachenfrage wurde aber im

Verwaltungsrat von Tagung zu Tagung verschoben, obwohl schon unter dem 4. Juli 1922 der holländische Arbeitervertreter Oudegeest namens der Arbeitervertreter des Verwaltungsrats eingehende Vorschläge für die Umänderung der Satzungen des Verwaltungsrats eingereicht hatte, in denen gefordert wurde, daß die deutsche Sprache als dritte Amtssprache gelten solle. Erst in seiner letzten Tagung vor der diesmaligen Arbeitskonferenz beschäftigte sich der Verwaltungsrat mit der Sprachenfrage. Zu diesen Verhandlungen hatte der deutsche Arbeiterdelegierte Leipart die von Fehlinger auszugsweise wiedergegebene Denkschrift verteilen lassen. Der Verwaltungsrat lehnte jedoch nach längerer Erörterung den Antrag, die deutsche Sprache als Amtssprache einzuführen, mit 13 gegen 6 Stimmen ab. Er beauftragte den Direktor, weiter nach dem Beschluß vom Oktober 1920 zu verfahren, den Beschluß jedoch in weitherziger Weise auszulegen, so daß insbesondere ein deutscher Auszug der Protokolle der Konferenz und der Drucksachen für den Verwaltungsrat hergestellt werde. Für diesen Beschluß war von wesentlicher Bedeutung gewesen die vom Direktor des Internationalen Arbeitsamts gemachte Mitteilung, daß durch die Einführung der deutschen Sprache als Amtssprache ein Kostenaufwand von über einer halben Million Schweizer Franken entstehen würde.

In der Kommission der diesmaligen Arbeitskonferenz, die sich mit einer Änderung der Satzungen für den Verwaltungsrat und der Geschäftsordnung zu beschäftigen hatten, bot sich die Möglichkeit, die Frage erneut anzuschneiden. Wir Deutschen konnten darauf hinweisen, daß, selbst wenn die Kosten eine halbe Million Schweizer Franken betragen würden, was wir bestreiten müßten, dieses nur bedeute, daß auf je 17 vom Internationalen Arbeitsamt verwendeten Franken ein weiterer Frank für die Einführung der deutschen Sprache erforderlich sein werde. Das sei eine so geringe Ausgabe, die gar nicht ins Gewicht falle angesichts der Tatsache, daß dafür die Erfahrungen der deutschen und der anderen sich des Deutschen als Hilfssprache bedienenden Sozialpolitiker eingetauscht würden.

Bei der Verhandlung des neuen Entwurfs der Geschäftsordnung für den Verwaltungsrat in der Plenarsitzung der Konferenz stand nun die Frage zur Entscheidung, ob die von dem Schweizer Arbeiterdelegierten Schürch vorgelegte Resolution, in der der Wunsch ausgesprochen wurde, die deutsche Sprache als Amtssprache einzuführen, mit verhandelt werden solle. Bei dieser Gelegenheit wurde mir das von Fehlinger erwähnte Versprechen des Präsidenten gegeben. Die Resolution Schürch selbst wurde aber noch einmal an den Hauptausschuß der Konferenz zurückgewiesen. Dort kam sie erst am zweitletzten Tage der Konferenz als eine der letzten Sachen zur Verhandlung. Ich habe darauf hingewiesen, daß ich den Zufall bedauern müsse, daß diese Resolution, die als eine der ersten der Konferenz zugegangen sei, in der letzten Sitzung des Hauptausschusses als eine der letzten behandelten Sachen erörtert werde. Die Resolution Schürch hatte nun aber auch noch in dieser Kommission eine ganz wesentliche Abschwächung erfahren. Der Verwaltungsrat sollte beauftragt werden, zu prüfen, welche finanziellen Aufwendungen die Annahme einer neuen amtlichen Sprache und andererseits die Verbreitung der Dokumente und Veröffentlichungen des Internationalen Arbeitsamts in anderen als den beiden offiziellen Sprachen mit sich bringen würden.

Zu Erörterungen kam es aus den von Fehlinger geschilderten Umständen nicht. Daß politische Momente bei der Behandlung dieser Frage eine Rolle gespielt haben, ist für mich klar; sachliche Erwägungen müssen die Einführung der deutschen Sprache absolut geboten erscheinen lassen. Gerade der diesmalige Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamts an die Jahreskonferenz ergibt die beste Begründung dafür. Der Direktor weist nämlich in seinem Bericht darauf hin, daß die von ihm vorgenommene Reorganisation des Amtes nicht nach einem klaren und reinen Schema habe durchgeführt werden können, da man auf das vorhandene Beamtenmaterial habe Rücksicht nehmen und auch gewisse Unzulänglichkeiten habe in Kauf nehmen müssen. An anderer Stelle

betont er, daß für die Anstellung seines Personals nur die Qualifikation maßgebend sein dürfe. Muß er Rücksichten auf Unzulänglichkeiten nehmen, dann eben um deswillen, weil er nicht auf den großen Kreis sozialpolitisch geschulter Leute zurückgreifen kann, die das deutsche Sprachgebiet aufweist. Gerade in diesem Sprachgebiet ist auf dem Gebiet der Sozialpolitik eine solche Riesenmenge wissenschaftlicher Arbeit geleistet, und es haben sich in ihm so umfangreiche Erfahrungen gesammelt, daß sie zum allermindesten doch einen Vergleich mit den wissenschaftlichen Arbeiten und Erfahrungen, die im französischen und englischen Sprachgebiet zu verzeichnen sind, aushalten. Aus diesen beiden Sprachgebieten sind zeitweilig hundert Personen im Internationalen Arbeitsamt tätig, aus dem deutschen etwa 10. Die Tätigkeit des Internationalen Arbeitsamts würde auch viel mehr im deutschen Sprachgebiet bekannt werden, wenn die deutsche Sprache mit Amtssprache wäre. Heute stehen Sprachschwierigkeiten dem entgegen.

Die internationale Vereinbarung über den Achtstundentag für die Industrie

Von **H. Fehlinger**

I

Seit langem ist die internationale Einführung des gesetzlichen Achtstundentags eine Forderung der sozialistischen und gewerkschaftlichen Bewegung. Unmittelbar nach Beendigung des Weltkriegs wurde dieser Forderung in einer Reihe von Staaten entsprochen, während es in anderen Staaten gelang, durch Vereinbarungen zwischen Arbeiter- und Unternehmerorganisationen den Achtstundentag in weitem Umfang festzulegen. Bei dieser Sachlage schien es kein allzusehr gewagter Schritt zu sein, als im Herbst 1919 die erste Konferenz der Internationalen Arbeitsorganisation zu Washington den Entwurf eines Übereinkommens beschloß, das bezweckte, den Achtstundentag *und* die Achtundvierzigstundenwoche in der Industrie, einschließlich des Bergbaus, der Baugewerbe und des Transportwesens zu Lande, zum Gegenstand internationalen Vertragsrechts zu machen. Mit der Annahme des Vertragsentwurfs war jedoch nur ein erster Schritt getan, um den Achtstundentag *international* einzuführen, denn die Mitgliedstaaten dieser Organisation sind nicht verpflichtet, die von den Konferenzen beschlossenen Vertragsentwürfe anzunehmen. Die Regierungen dieser Staaten haben lediglich die Pflicht, die von einer Konferenz beschlossenen Entwürfe den zuständigen Stellen nach Ablauf von längstens 18 Monaten zur Ratifikation vorzulegen. Erfolgt die Ratifikation nicht, so haben die Staaten keine weiteren Verbindlichkeiten.

Man sollte allerdings erwarten, daß Vertragsentwürfe mindestens von jenen Staaten ratifiziert werden würden, deren Vertreter den betreffenden Entwürfen auf den internationalen Konferenzen zustimmten. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß dem nicht so ist. So haben zwar die Vertreter der meisten Regierungen der europäischen Staaten in Washington dem Vertragsentwurf über den Achtstundentag zugestimmt, aber tatsächlich ratifiziert haben ihn bisher nur wenige Regierungen, nämlich jene von Bulgarien, Griechenland, Indien, Rumänien und Tschechoslowakien. Die Ratifikation des Entwurfs wurde von seiten der Regierungen den Parlamenten empfohlen in Argentinien, Brasilien, Chile, Deutschland, Frankreich, Österreich, Polen und Spanien.

In einer Reihe von Staaten, welche den Entwurf über die internationale Regelung der Arbeitszeit in gewerblichen Betrieben noch nicht ratifiziert haben, besteht zwar bereits der gesetzliche Achtstundentag (so zum Beispiel in Deutschland und Frankreich), aber die Ratifikation des Washingtoner Übereinkommens hat sich dort aus verschiedenen Gründen verzögert.

Artikel 1 des Washingtoner Übereinkommens legt den Begriff »industrielle Unternehmungen« fest und führt die wichtigsten Wirtschaftszweige namentlich an, die als Industrie zu gelten haben. Manche nationale Gesetze zur Regelung der Arbeitszeit nehmen aber einen Teil der in diesem Artikel benannten wirtschaftlichen Tätigkeitsgebiete ausdrücklich von ihrem Geltungsbereich aus, so daß schon aus diesem Grunde die betreffenden Staaten, solange sie ihre bestehenden Arbeitszeitgesetze nicht ändern, auch das Übereinkommen nicht annehmen können.

In Artikel 2 ist bestimmt, daß die »Arbeitszeit aller in öffentlichen oder privaten Unternehmungen beschäftigten Personen, mit Ausnahme jener, die nur Angehörige derselben Familie beschäftigen, 8 Stunden im Tag und 48 Stunden in der Woche nicht überschreiten darf«. In einer Reihe von Staaten sehen die Gesetze aber nicht diese doppelte, sondern nur eine einfache Beschränkung vor, nämlich eine solche der täglich 8- *oder* der wöchentlich 48stündigen Arbeitsdauer. In anderen Staaten wieder darf eine gewisse Zahl von Arbeitsstunden, die einem Durchschnitt von 8 im Tag oder 48 in der Woche gleichkommen, im Laufe *mehrerer* Wochen nicht überschritten werden. In einer ansehnlichen Zahl von Staaten ist der *Grundsatz* des Washingtoner Übereinkommens noch nicht durch die Gesetzgebung anerkannt worden, sei es, daß eine allgemeine Längstarbeitsdauer überhaupt nicht festgelegt ist, oder daß sie mehr als 8 Stunden im Tag und 48 Stunden in der Woche beträgt. Dazu gehören die meisten außereuropäischen Staaten.

Artikel 2 schreibt vor, daß in den Fällen, wo durch Vertrag zwischen Arbeiter- und Unternehmerorganisationen oder persönlichen Vertretern der beiden Parteien für gewisse Wochentage eine kürzere als die achtstündige Arbeitszeit vorgesehen ist, an den übrigen Tagen länger als acht Stunden gearbeitet werden darf, doch darf diese Grenze *um nicht mehr als eine Stunde überschritten werden*. Praktisch ist aber vielfach durch Tarifverträge und manchmal auch durch Gesetzgebung oder Verordnung eine weitere Ausdehnung der täglichen Arbeitszeit an gewissen Tagen zugelassen, wenn an anderen Tagen entsprechend kürzere Zeit oder gar nicht gearbeitet wird. Auch in Deutschland soll die Möglichkeit gegeben werden, die Arbeitsleistung auf fünf Wochentage zusammenzudrängen, um damit die unwirtschaftliche Arbeit an einem halben Tage zu vermeiden.

Das *regelmäßige* Hinausgehen über die tägliche Neunstundengrenze bei Einhaltung der wöchentlichen 48-Stundengrenze wird von seiten einiger Staaten, wie zum Beispiel Großbritanniens, als Hindernis für die Annahme des Washingtoner Übereinkommens betrachtet, nicht jedoch von anderen Staaten (etwa Frankreich), die ein solches Hinausgehen mit Berufung auf die Verfügungen der Artikel 5 und 6 zu rechtfertigen suchen, die aber nur von Ausnahmefällen sprechen, so daß sie wohl für Verlängerungen der Arbeitsdauer in gewissen Wirtschaftszweigen herangezogen werden können, kaum aber dann, wenn die längste Dauer der Arbeitszeit an gewissen Tagen im allgemeinen über 9 Stunden hinausgehen soll.

Artikel 5 lautet: »In Ausnahmefällen, in denen die Bestimmungen des Artikel 2 sich als undurchführbar erweisen, und nur in solchen Fällen, können Vereinbarungen zwischen den Arbeiter- und Arbeitgeberverbänden, die für einen längeren Zeitraum anderweitige Bestimmungen über die tägliche Höchstarbeitszeit treffen, von der Regierung für rechtsverbindlich erklärt werden. Die durchschnittliche Arbeitszeit, berechnet auf die Gesamtzahl von Wochen, für die die Vereinbarung gilt, darf 48 Stunden in der Woche nicht überschreiten.«

Artikel 6 drückt klar aus, auf welche Ausnahmen er Anwendung findet. Es heißt dort:

»Im Verordnungsweg können die Behörden für die einzelnen Gewerbe oder Berufszweige zulassen:

a) Dauernde Ausnahmen für *Vorbereitungs- oder Hilfsarbeiten*, welche notwendigerweise außerhalb der für den Betrieb allgemein festgesetzten Höchstarbeitszeit vorgenommen werden müssen, oder für gewisse Klassen von Ar-

beitern, deren Arbeit ihrem Wesen nach regelmäßig vorübergehende Unterbrechungen erfährt.

b) Vorübergehende Ausnahmen bei außergewöhnlicher Häufung der Arbeit.

Solche Maßnahmen dürfen erst nach Anhörung der beteiligten Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, falls solche bestehen, erlassen werden. Sie müssen für jeden einzelnen Fall die Höchstzahl der zulässigen Überstunden vorschreiben.

Die Überstunden müssen mindestens um 25 Prozent höher bezahlt werden.«

Um nicht allzu reichliche und weitgehende Ausnahmen von dem Grundsatz des Achtstundentags und der Achtundvierzigstundenwoche zuzulassen, ist die Anhörung der Arbeiter- (und Unternehmer-) Organisation vor Erlaß diesbezüglicher Verfügungen vorgesehen. Hiergegen und gegen die in Artikel 5 vorgesehene Rechtsverbindlicherklärung von Kollektivvereinbarungen haben ebenfalls einige Regierungen, die den wirtschaftlichen Organisationen nicht gern Anerkennung gewähren wollen, Einwendungen erhoben.

Eine Überschreitung der täglich 8stündigen und wöchentlich 48stündigen Arbeitszeit ist nach dem Washingtoner Übereinkommen im Falle von Arbeit in Schichten zulässig (Art. 2 c), doch darf die durchschnittliche Arbeitszeit auch dann im Verlauf von höchstens 3 Wochen nicht 8 Stunden im Tag oder 48 in der Woche überschreiten. Weitergehend ist die Ausnahme für ununterbrochen arbeitende Betriebe; diesbezüglich bestimmt Artikel 4:

»Die in Artikel 2 vorgesehene Höchstarbeitszeit kann bei Arbeiten, die ihrer Natur nach einen ununterbrochenen Betrieb mit Schichtwechsel nötig machen, unter der Bedingung überschritten werden, daß die Arbeitszeit durchschnittlich 56 Stunden in der Woche nicht übersteigt. Durch diese Bestimmung werden die gesetzlichen Vorschriften über Ruhetage, welche den bei derartigen Arbeiten tätigen Arbeitern als Ersatz für den wöchentlichen Ruhetag zugesichert sind, in keiner Weise berührt.«

Ausnahmevorschriften, die bei Unglücksfällen, in Fällen höherer Gewalt usw. Anwendung finden, enthält Artikel 3.

Weitere Ausnahmen sind zugunsten Japans und Indiens vorgesehen (Artikel 9 und 10), während das Übereinkommen gemäß Artikel 11 auf China, Persien und Siam überhaupt keine Anwendung finden soll.

Die Bestimmungen des Übereinkommens enthalten jedenfalls so viele Einzelheiten, daß es nicht immer leicht ist, die bestehende nationale Gesetzgebung entsprechend anzupassen, und die Folge ist, daß die meisten wirtschaftlich bedeutenden Staaten wenig Neigung zeigen, den weitestgehenden der Entwürfe von Arbeiterschutzverträgen, welche die internationalen Arbeitskonferenzen beschlossen haben, zu ratifizieren. Weniger wäre vielleicht auch in diesem Falle besser gewesen. Die Schwierigkeiten der Vereinbarung der in vielen Einzelheiten abweichenden nationalen Gesetzgebung mit dem Übereinkommensentwurf haben die britische Regierung veranlaßt, unterm 22. Juli 1921 einen Brief an den Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts zu richten, in dem sie ersuchte, den Entwurf neuerdings zur Verhandlung auf der Arbeitskonferenz zu stellen, um seine Bestimmungen anpassungsfähiger zu gestalten. (Schluß folgt

Praktische Dialektik

Von Dr. **Werner Peiser**

Wenn man die sozialistische Presse und Literatur der Gegenwart durchblättert, so kommt man allmählich in die Gefahr, dem erdrückenden Gefühl einer täglich zunehmenden geistigen Verarmung zu erliegen. Man braucht, um die Unterschiede von einst und jetzt festzustellen, nicht einmal auf die Heroenzeit der Sozialdemokratie zurückzublicken, in der jedes Ereignis des Tages mit dem kritischen Blick des an der jüngst entdeckten ökonomischen Geschichtsauffassung geschulten Forschers

gesehen und gewertet wurde — man braucht nur die letzten acht Jahre aus der Erinnerung zu löschen, um sich in die Mitte eines lebendig pulsierenden Stromes wissenschaftlichen Parteilebens versetzt zu sehen, der von unversieglich scheinenden Quellen gespeist wurde. Wir brauchen heute — leider — nicht mehr zu fragen, ob das anders geworden ist, sondern uns bleibt festzustellen, daß es anders geworden ist, und — vielleicht — zu untersuchen, welches die Gründe dieser Erscheinung sind.

Theorie und Praxis, das sind die beiden großen Begriffe, die man noch immer als These und Antithese einander gegenüberstellen zu können vermeint. Es gibt Irrtümer, die sich durch nichts aus den Köpfen der Menschen entwurzeln lassen, wie es Wahrheiten gibt, deren bleibende Werte auf unbegreiflich lange Zeiten hin unerkannt schlummern. Kant schrieb seine noch heute in jeder Hinsicht treffende Schrift über die Unrichtigkeit des Satzes »Das mag in der Theorie richtig sein, gilt aber nicht für die Praxis«, er kündete in einer heute zu unrecht fast völlig vergessenen Schrift den ewigen Fortschritt der Menschheit zu immer höheren Kulturstufen; Hegel brachte mit der ihm eigenen Auslegung des Begriffs der Entwicklung einen bis dahin unerhörten Aufschwung in die Anschauung der Geschichte; Marx und Engels fanden, indem sie »die Welt vom Kopf wieder auf die Füße stellten«, in der materialistischen (oder ökonomischen) Geschichtslehre den Hebel, mittels dessen es möglich wurde, aus Vergangenheit und Gegenwart die Grundtendenzen der Zukunft zu erkennen.

Es ist gleichgültig, auf welchem Wege der Menschheit neue Gestaltungsformen gezeigt werden; stets wird sie dem Zeigenden das Schlagwort von dem Gegensatz zwischen Theorie und Praxis entgegenhalten. Und wenn der Gegner geistreich sein will und zeigen möchte, daß er doch auch etwas von Philosophie versteht, so erwidert er vielleicht, Theorie und Praxis ständen wie These und Antithese zueinander.

Dieser Auffassung gegenüber haben wir Sozialisten alle Ursache, die wahrhaft kritische Einstellung keinen Augenblick außer acht zu lassen. Mag von den großen Theorien, die den Sozialismus gründen und aufbauen halfen, die eine oder die andere heute als durch den veränderten Produktionsprozeß, durch eine Verschiebung der Klassenlage usw. nicht mehr als unbedingt zutreffend gelten können, so bleiben doch bestimmte Grunderkenntnisse, von denen nur zwei als ganz fundamental genannt seien: die historisch-ökonomische Geschichtsbetrachtung und die Dialektik, die beide wieder ihrerseits in einem inneren Zusammenhang stehen, den aufzuweisen jedoch nicht Aufgabe dieser Zeilen sein kann.

Die Geschichte dialektisch ansehen heißt, sie in ständiger Entwicklung begriffen anzusehen. Der Begriff Dialektik umfaßt jedoch mehr, er schließt zugleich in sich die Ansehung der Geschichte als einer Entwicklung von einer zur anderen Stufe zwecks Erreichung einer höheren Form. So ist Dialektik zugleich *Wertung*. Bekannt ist das Bild aus der Dialektik der Natur, wo Blüte und Blatt sich zur Frucht entwickeln und steigern, und wollen wir ihr Wesen auf eine mathematische Formel bringen, so können wir etwa sagen, daß x auf dem Wege über a und b zu c wird. Man könnte auch an Hand von *Spinozas* Philosophie einen interessanten Vergleich heranziehen: wie sich für den Spinozisten die Geschichte der Ideen und Taten der Menschen und Dinge des Makrokosmos und des Mikrokosmos auf dem Wege über die Modi und die Attribute zur Substanz zurückentwickelt, so erstrebt der Dialektiker die Vorwärtsentwicklung alles Geschehens, wobei er als Kriterium die Verwirklichung der reinen, der absoluten Idee vor Augen hat.

Der sozialistische Dialektiker oder der dialektische Sozialist lehnt konsequent jede Mystik, jede Transzendenz ab (nicht jedoch — soweit sie Kantianer sind — den Transzendentalismus, wie eine alte Verwechslung trotz zahlreicher Richtigstellungen immer wieder aufs neue lehrt). So ergibt es sich, daß die proletarisch-sozialistische Dialektik sich, bei aller Berücksichtigung der geistigen und kulturellen Strömungen, in erster Linie mit der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung beschäftigt. Man

hat so oft vom Übergangscharakter der Gegenwart gesprochen, daß es fast trivial erscheint, diesen Gesichtspunkt aufs neue in die Debatte zu werfen, und doch liegt ihm eine berechtigte dialektische Einstellung zugrunde. Wie sich aus der Naturalwirtschaft des früheren Mittelalters zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts das Städtewesen und damit allmählich die kapitalistische Produktionsweise herauskristallisieren, so erwarten wir Sozialisten, nicht auf Grund utopischer Zukunftsschwärmereien, sondern an Hand exakter wissenschaftlicher Erkenntnisse, daß die kapitalistische Produktionsweise durch die sozialistische abgelöst werden wird.

Aus dieser Auffassung aber ergeben sich praktische Folgerungen, die auch für den Gegenwartspolitiker nicht ohne Belang sind. Seit fast vier Jahren kämpfen wir Sozialdemokraten für die Erhaltung der demokratischen Republik gegen Feinde von rechts und von links, kämpfen je nach der Richtung des Gegners mit verschiedenen Argumenten. Was wir gegen die Vertreter der Reaktion zu sagen haben und leider täglich aufs neue sagen müssen, ist in diesem Zusammenhang unerheblich: es sind notwendige Selbstverständlichkeiten, die so lange selbstverständlich notwendig sind, wie die Mächte des Rückschritts Glauben an ihre Existenzberechtigung haben oder doch zu haben vorgeben. Wichtiger ist es, zu untersuchen, ob unsere Argumente, die wir in Auseinandersetzungen mit dem kommunistischen Gegner oder dem Kritiker in eigenen Reihen — auch solche gibt es erfreulicherweise unter uns — vorbringen, vom theoretisch-sozialistischen Standpunkt aus gerechtfertigt sind. Da scheint es mir oft, *als überschätzten wir zu sehr die Gegenwart und die politische Konstellation des Augenblicks*, als vergäßen wir mitunter, daß diese parlamentarische Republik zwar für das formal-demokratische Bürgertum eine Einrichtung »an und für sich« sei, die es nur auszubauen gelte, daß sie *uns* aber kaum mehr als die Plattform zur Erringung anderer, sozialistischer Gesellschaftszustände sein kann.

Der Klassenkampf wird heute mit größerer Intensität als je geführt, und doch gewinnt man den Eindruck, als wollten manche unter uns sich von ihm loslösen und andere, nicht klar erkannte Prinzipien an seine Stelle setzen. Natürlich müssen wir uns gerade vom Standpunkt der sozialistischen Dialektik aus davor hüten, aus falschem Orthodoxismus heraus Grundsätze zu proklamieren, die infolge der Änderung der ökonomischen und sonstigen Voraussetzungen tatsächlich überholt sind. Denn das ist die Kehrseite der Angelegenheit: der Kommunist, der auf des Meisters Worte schwört und lieber heute als morgen den Staat nach Marx' oder Bebels Grundsätzen aufbauen möchte, handelt so undialektisch wie möglich, weil er des Meisters eigene Lehre übersieht, wonach die jeweiligen gesellschaftlichen Zustände von den sich jeweils ändernden Produktionsverhältnissen abhängig sind. Man braucht nicht unbedingt Anhänger jenes fast zur Berühmtheit gewordenen Wortes Ed. Bernsteins zu sein, wonach ihm die Bewegung alles, das Ziel nichts sei, um doch zu erkennen, daß gerade die Gegenwart eine solche Fülle von Bewegung und Lebendigkeit in sich schließt, daß wir alle Kräfte daran setzen sollen, um sie in *unseren* Strom zu lenken.

Der Arbeiter sieht die Republik der Gegenwart mit ganz anderen Augen an wie der Bürger. Sie ist ihm eine Institution, die es mit allen Kräften zu verteidigen gilt. Und daß dieses Bekenntnis mehr als ein Lippenbekenntnis ist, hat die deutsche Arbeiterschaft in den Tagen des Kapp-Putsches zur Genüge bewiesen; andererseits aber denkt das Proletariat nicht daran, die parlamentarische Republik mit gleichem Wahlrecht, die ihrer ganzen Struktur nach Wucher, Ausbeutung, Militarismus usw. weder beseitigt noch beseitigen kann, als das Ziel einer mehr als fünfzigjährigen Bewegung, als das Ergebnis ihres wissenschaftlichen Erkennens zu begrüßen. Menschlicher Wille und ökonomische Entwicklung sind zwei mächtige Faktoren der Geschichte. Unsere Aufgabe ist es, beide im Sinne einer organischen Umwandlung des Gegenwartsstaats zu der großen Synthese des Sozialismus zusammenzufassen.

Literarische Rundschau

Dr. Kurt Braun, Die Konzentration der Berufsvereine der deutschen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und ihre rechtliche Bedeutung. Berlin 1922, Verlag von Julius Springer. Preis 30 Mark.

Das Arbeitsrecht dringt mehr und mehr in die Universitäten ein, und die Zahl der juristischen Arbeiten, die sich mit sozialrechtlichen Problemen befassen, ist in erfreulicher Zunahme begriffen. Die Gewerkschaften sollten deshalb nicht versäumen, sich um die Entwicklung der juristischen Fakultäten zu kümmern, von denen geistige Strömungen ausgehen können, die je nachdem den gewerkschaftlichen Bestrebungen förderlich, aber auch schädlich sein können. Das vorliegende Buch gibt einen kurzen Überblick über die Entstehung und den gegenwärtigen Zustand der deutschen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände und der Arbeitsgemeinschaften, über die öffentlich-rechtliche Stellung, die die Organisationen seit der Umwälzung im sozialen und wirtschaftlichen Leben errungen haben, und über die Rechtsformen, in denen die Verbände leben. Leider sind dem Verfasser einige nicht unwesentliche Irrtümer unterlaufen, wie auch der von ihm geschilderte Zustand der Organisationsbewegung bereits durch neuere Ereignisse überholt ist. So spricht er irrtümlich von einem »Bund technischer Beamten«, dessen Entstehung auf den bekannten Vertrag der Spitzenverbände vom 15. November 1918 zurückzuführen sei (S. 22); »Butab« ist die Abkürzung des freigewerkschaftlichen »Bundes der technischen Angestellten und Beamten«, aber nicht des wirtschaftsfriedlichen »Bundes nationaler technischer Angestellter«. Der Zentralverband der Angestellten gehört zurzeit nicht mehr dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund, sondern ausschließlich dem Afa-Bund an. Der Deutsche Beamtenbund hat in den letzten Monaten schwere Erschütterungen erfahren, auch die Beamtenbewegung dürfte sich künftig entsprechend den drei Richtungen der übrigen Gewerkschaftsbewegungen entwickeln. Falsch ist es auch, wenn der Verfasser das die freien Gewerkschaften von den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen unterscheidende Merkmal in der anderen Stellung der letzteren zum Unternehmertum findet (S. 29), vornehmlich darin, daß der Streik nur als äußerstes Mittel nach Erschöpfung aller Verhandlungsmöglichkeiten zur Anwendung kommt. Die freien Gewerkschaften nehmen genau den gleichen Standpunkt ein (vergl. »Regeln für die Führung von Lohnbewegungen usw.« im Korrespondenzblatt des ADGB. vom 7. Oktober 1922, Spalte 563).

Recht nützlich ist die Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen, durch die in den letzten Jahren die Gewerkschaften als Präsentationskörperschaften für wirtschafts- und sozialrechtliche Organe anerkannt worden sind. Die Aufzählung ist jedoch nicht mehr vollständig. Erwähnt seien als neuere Organe zum Beispiel die Bezirkseisenbahnbeiräte, der Branntweinmonopolbeirat. Künftig werden auch die Wasserstraßenbeiräte hinzutreten.

Die Frage der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine überschätzt der Verfasser meines Erachtens. Die älteren gesetzgeberischen Versuche auf diesem Gebiet fallen in eine Zeit, in der die Gewerkschaften klein waren, das Tarifrecht nicht existierte und manche Sozialpolitiker sich eine Hebung der Stellung der Gewerkschaften durch die Schaffung eines besonderen Berufsvereinsrechts versprachen. Heute bedarf es meines Erachtens eines besonderen Berufsvereinsrechts nicht mehr; es handelt sich nur noch um den Begriff der wirtschaftlichen Vereinigung im Sinne des kollektiven Arbeitsrechts. Dieser Begriff kann ebenso im Tarifrecht selbst als in der Schlichtungsordnung oder in einem besonderen Gesetz geregelt werden. Auf die Haftungsfrage der Gewerkschaften wird meines Erachtens viel zuviel juristischer Scharfsinn verwendet. In Wirklichkeit leben die Verträge, die die Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände abschließen, durch die Kraft ganz anderer sozialer Faktoren als dadurch, daß dahinter der privatrechtliche Zwang und die privatrechtliche Haftung stehen. Die Möglichkeit, in zwei oder drei Instanzen nach entsprechender Zeit einen Prozeß wegen Tarifbruchs zu gewinnen, bedeutet keinerlei Kräftigung

des Tarifgedankens, und der gegenwärtige Zustand der an sich unbeschränkten Haftung der Gewerkschaften ist nicht schlechter als die Einführung irgendeiner beschränkten Haftung, die mit anderweiten Beschränkungen des inneren Vereinsrechts der Gewerkschaften (Aussonderung eines Sondervermögens und dergleichen) erkauft wäre. Dr. Georg Flatow

Alfred Bock, **Der Elfenbeiner.** Roman. Leipzig, Verlag J. J. Weber. 160 Seiten.

Was Bock uns in diesem neuen, sehr knappen Roman vorsetzt, ist die Geschichte eines Elfenbeinschnitzers, der, von Idealen beseelt, seiner Kunst nachgeht. Würde er sich mehr auf das bloß Handwerksmäßige verlegen, so wäre es in wirtschaftlicher Hinsicht besser um ihn und seine Familie bestellt, und auch die zwischen ihm und seiner Frau fehlende Harmonie wäre dann vorhanden. So aber liegt ein ewiger Mißton in der Luft, der schließlich die Frau eigene Wege gehen heißt. In der Entwicklung seiner Tochter erlebt der trotz allem seiner Kunst treu bleibende Mann eine gewisse Genugtuung. In sprachlicher und darstellerischer Hinsicht hat Bock hier sein altes Können erneut bewiesen. J. K.

Notizen

Japans Handelsmarine. Wie sehr seit Beginn des Weltkriegs die japanische Handelsflotte gewachsen ist, zeigt eine jüngst vom japanischen Verkehrsministerium veröffentlichte statistische Feststellung. Danach zählte Ende August dieses Jahres die japanische Kauffahrteiflotte an Schiffen über 1000 Bruttoregistertonnen (die kleineren Fahrzeuge sind außer Betracht geblieben) nicht weniger als 853 Schiffe mit zusammen 2 985 000 Bruttotonnen, und zwar befindet sich der größte Teil dieser Flotte im Besitz großer Schiffahrtsgesellschaften, nicht einzelner kleiner Reedereien. Die bedeutendsten dieser Gesellschaften waren:

	Schiffe	Br.-R.-T.		Schiffe	Br.-R.-T.
Nippon Yus. Kaisha .	104	550 338	Kawas. Kis. Kaisha . .	19	105 744
Osaka Syosen » .	93	398 466	Mitsui Bussan » . .	19	66 504
Kokusai Kisen » .	58	311 985	Kishimoto Kis. » . .	15	55 832
Toyo Kisen » .	18	141 145	Kaw. Dockyard Co. . .	9	52 793

Es besaßen demnach diese acht Gesellschaften 325 große Schiffe mit einem Gehalt von 1 682 807 Bruttoregistertonnen.

Rückgang der südrussischen Metallindustrie. Die kritische Lage der südrussischen Metallindustrie hatte die Sowjetregierung veranlaßt, eine Untersuchungskommission einzusetzen. Sie ist zu dem Ergebnis gekommen, daß nur einschneidende Maßnahmen die betreffende Industrie vom vollständigen Untergang retten können. Gegenwärtig beläuft sich die gesamte Erzeugung der Metallindustrie in Südrußland nur auf 4 Prozent der Friedenserzeugung, aber die vorhandenen Aufträge entsprechen bloß 15 bis 25 Prozent der jetzigen Leistungsfähigkeit. Dieser Mangel an Aufträgen sowie der Umstand, daß für Staatsaufträge erheblich weniger bezahlt wird, als die Erzeugungskosten ausmachen, hat den Betrieben enorme Verluste verursacht. Die erwähnte Untersuchungskommission folgert, daß die einzige Lösung des Problems darin bestehen kann, alle Betriebe, mit Ausnahme von dreien, vollständig zu schließen. In diesen drei Betrieben, deren jeder einen Hochofen besitzt, soll die ganze Erzeugung konzentriert werden. Zu ihrer Aufrechterhaltung wird die Regierung sofort 550 Millionen Rubel aufzuwenden haben. Überdies wird eine Subvention von 750 Millionen Rubel erforderlich sein.

Druckfehlerberichtigung. In den Aufsatz von Dr. Walter Israel »Kautskys Kampf mit sich selbst«, Heft Nr. 9, S. 201 hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Es muß dort statt: »für das Leben internationales Interesse haben« — heißen: »für das Leben inter nationes Interesse haben«.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 12/13 Ausgegeben am 22. Dezember 1922 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Ergebnis der Londoner Ministerkonferenz

Von Heinrich Cunow

Berlin, 15. Dezember

Die Londoner Konferenz der vier Ministerpräsidenten von England, Frankreich, Italien und Belgien hat nach zweitägiger Beratung am 10. und 11. Dezember über das sogenannte Reparationsproblem denselben Ausgang genommen, den verschiedene frühere Konferenzen gleicher Art gehabt haben: sie ist, da sich die Beteiligten selbst über relativ nebensächliche Fragen nicht zu einigen vermochten, vorläufig abgebrochen oder richtiger vertagt worden; denn gleich nach dem Neujahrsfest sollen in Paris die Verhandlungen wieder aufgenommen werden. Mehrere unserer Parteiblätter haben, obgleich eine solche Verschiebung der Beratungen und Ansetzung eines neuen Verhandlungstermins vorauszusehen war, in ihrem Bestreben, den jetzigen Reichskanzler Dr. Cuno und sein Kabinett zu Fall zu bringen, für diesen Verlauf der Konferenz den deutschen Reichskanzler verantwortlich gemacht und die Behauptung aufgestellt, wenn die Reparationsvorschläge Dr. Cunos den französischen Forderungen weiter entgegengekommen wären, würden die Verhandlungen in London eine andere Wendung genommen haben. Einige Blätter forderten sogar den sofortigen Rücktritt Cunos mit der Motivierung, in anderen parlamentarisch regierten Ländern würde sich ein Ministerpräsident nach einem derartigen Mißerfolg keinen Tag mehr halten können. Es mag manchen unserer Blätter, nachdem sie vorher die Verhandlungen der Reichstagsparteien über die Verbreiterung der Regierungskoalition allzu leicht genommen haben und jetzt die Sozialdemokratische Partei aus der Reichsregierung ausgeschaltet sehen, viel daran liegen, das jetzige Kabinett Cuno möglichst bald zu stürzen und die alte Koalition wiederherzustellen; ob aber der Verlauf der Londoner Konferenz eine günstige Gelegenheit für derartige Stürzungsversuche bietet, dürfte sehr zweifelhaft sein. Ein solcher Versuch in direktem Anschluß an die Londoner Konferenz zeugt meiner Ansicht nach nicht nur von einer völligen Verkennung der politischen Lage, sondern auch von einer verkehrten Taktik — einer Taktik, die sich ihre Zielrichtung noch immer von bloßen Agitationsbedürfnissen diktieren läßt. Kann wirklich jemand, der die Äußerungen der von der französischen Regierung inspirierten Presse, vornehmlich des mehr und mehr zum Spezialorgan Poincarés gewordenen »Temps«, und andererseits die Politik der englischen Handels- und Industriekreise einigermaßen kennt, wirklich glauben, die vier in London zusammengekommenen Premierminister würden in der heutigen gespannten Situation deutsche Reparationsvorschläge, selbst wenn diese alle möglichen Versprechungen und Garantieangebote enthalten, für beachtenswert gefunden und auf ihrer Zusammenkunft ernsthaft zur Beratung gestellt haben? Eine solche Annahme zeugt von einer fast noch größeren politischen Naivität als die immer wieder vor dem Ende des Krieges von gutmeinenden politischen

Ideologen vertretene Ansicht, wenn erst in Deutschland das militärisch-wilhelminische Regiment in Deutschland beseitigt und Deutschland eine demokratische Republik geworden sei, würden die sogenannten westlichen Demokratien mit Deutschland bei den Friedensverhandlungen glimpflich verfahren.

Nach der Haltung Poincarés vor Beginn der Londoner Konferenz konnte er, falls er nicht sein ganzes politisches Renommee als starker Mann und energischer Verfechter französischer Interessen verlieren und sich fernerhin politisch unmöglich machen wollte, gar nicht anders, als alle deutschen Vorschläge, mochten sie den französischen Zahlungsforderungen auch weit entgegenkommen, rundweg abzulehnen. Und ebensowenig konnte Bonar Law, dem tatsächlich außerordentlich viel daran liegen muß, schon in Rücksicht auf seine Gefolgschaft, seine Differenzen mit Poincaré nicht noch mehr zu erweitern, auf sofortige Beratung der deutschen Vorschläge dringen und dadurch die Verhandlungen noch mehr komplizieren.

Man täuscht sich in Deutschland vielfach über die Stellungnahme Englands oder sagen wir richtiger der englischen kapitalistischen Schichten zur Reparationsfrage. Dadurch, daß deutsche liberale Zeitungen mit Vorliebe wohlwollende, von freundschaftlichen Gefühlen für Deutschland sprechende Zitate bringen, ist in einem großen Teil der deutschen Zeitungsleser die Ansicht geweckt worden, beträchtliche Teile des englischen Volkes sympathisierten mit Deutschland, suchten seine Freundschaft und wären sogar bereit, wenn Frankreich seine Truppen ins Ruhrrevier einrücken lassen sollte, die Entente zu sprengen und zum Schutze Deutschlands Waffengewalt anzuwenden.

Das sind nichts als Phantasien. Wenn Industrie und Handel sich gegen die französischen Besetzungspläne wenden und einer Herabsetzung der Reparationsforderungen das Wort reden, geschieht das lediglich im eigenen Interesse. Man wünscht eine gewisse mäßige Wiederherstellung des früheren Wirtschaftsgetriebes Mitteleuropas, weil man davon einen Aufschwung des englischen Wirtschaftslebens erwartet. Natürlich bis zur Wiederherstellung der früheren Konkurrenzfähigkeit möchte man Deutschland sich nicht erholen lassen; es soll möglichst in einer gewissen Abhängigkeit vom britischen Welthandel bleiben. Ferner soll dieser Wiederaufbau auf kapitalistischer Grundlage vor sich gehen, damit auf dem mittleren und westlichen Kontinent dem sozialistischen oder, wie sich oft die englische Handelspresse ausdrückt, dem »bolschewistischen« Betätigungsdrang das Versuchsterrain entzogen wird. Zudem herrscht vielfach in englischen Handelskreisen die Ansicht, daß die Restitution des kapitalistischen Wirtschaftsgetriebes in Mitteleuropa eine der Vorbedingungen, und zwar die wichtigste, für die völlige Überwindung der kommunistischen Wirtschaftsgestaltungsversuche in Rußland und dessen Neuerschließung für den englischen Kapitalismus sei. Deutsche Fabrikanten, deutsche Ingenieure und Arbeiter würden, so hofft man, zunächst als Pioniere nach Rußland ziehen, nachdem sie aber dort den Boden vorbereitet hätten, werde dann auch England infolge seiner überlegenen Kapitalmacht sich günstige wirtschaftliche Positionen im weiten russischen Reich, vornehmlich von Asien aus, zu sichern vermögen.

In diese Kalkulationen paßt aber eine Besetzung des Ruhrgebiets durch die Franzosen oder auch nur eine »Kontrolle des Ruhrbergbaues« schlecht hinein. Sie würde nicht nur Deutschland wirtschaftlich noch mehr zerrütten,

sie würde auch den Franzosen eine politische und wirtschaftliche Machtstellung auf dem europäischen Kontinent verleihen, die das englische Wirtschaftsleben schwer schädigen würde. Der Krieg hat Frankreich in den Besitz Lothringens und seiner Erzproduktion gesetzt; dagegen fehlte ihm trotz der Herrschaft über das Saarrevier die Kohle zur selbständigen Verwertung der Erze. Frankreichs Besetzung des Ruhrreviers würde auch die größten Kohlenschätze Deutschlands den Franzosen ausliefern. Sie würden über genügend Erze und Kohlen zur Entwicklung einer großen französischen Metallindustrie verfügen. Frankreich würde zum Schaden der englischen Kohlen- und Metallindustrie auf dem Kontinent ein wirtschaftliches Übergewicht, eine Art Wirtschaftshegemonie gewinnen, die sicherlich bald auf das politische Gebiet übergreifen und Frankreichs Rivalität im Mittelmeer und im Orient stärken würde.

Das sind die Gründe, die die englischen Industriellen und Handelsherren zu ihrer Stellungnahme gegen die französischen Besetzungspläne und Kontrollansprüche bestimmen und in letzter Zeit eine ganze Anzahl von englischen kaufmännischen Korporationen veranlaßt haben, energisch gegen die französischen Absichten zu protestieren. Und diesen Anschauungen und Wünschen muß das gegenwärtige konservative Kabinett Rechnung tragen, gehört doch der weitaus größte Teil der Hochfinanz, der Großindustriellen und Exporteure in England längst nicht mehr den liberalen Parteien, sondern der Konservativen Partei an. Sicherlich sind eine ganze Anzahl der englischen konservativen Parlamentarier und Minister französisch gesinnt. Auch Bonar Law selbst ist kein Deutschenfreund, weit eher ein Verehrer der französischen Kultur; aber andererseits ist er doch auch wieder ein viel zu kaufmännisch-nüchtern denkender schottischer Geschäftsmann, um die englischen Weltinteressen zu verkennen und die Wünsche der kapitalkräftigsten Elemente kurzweg zu ignorieren. Zudem weiß er, daß er, wenn er sich gegen die Poincaréschen Pläne stemmt, darin auch der Zustimmung der amerikanischen Geschäftswelt und der jetzigen amerikanischen Regierung sicher ist.

So war die Stellungnahme Poincarés wie diejenige Bonar Laws auf der Londoner Konferenz von vornherein genau durch ihre Ansichten über das Gebot der französischen und englischen Interessen bestimmt, und es heißt, den Standpunkt beider völlig gleich unrichtig beurteilen, wenn man meint, eine andere Form der deutschen Reparationsvorschläge oder eine größere Nachgiebigkeit gegen Frankreich würde die vier Ministerpräsidenten bewogen haben, in eine genaue Prüfung dieser Vorschläge einzutreten und den Versuch zu unternehmen, sich über sie und ihre Ergänzung nach der einen oder anderen Richtung zu verständigen. Ein solcher Versuch hätte von vornherein nur dann einen Zweck gehabt, wenn die vier Premierminister sich wenigstens ungefähr darüber einig gewesen wären, was Deutschland an Reparationsleistungen tragen kann, was demnach als Minimum gefordert werden muß und in welcher Richtung die Realisierung der Forderungen zu suchen ist. Wo eine derartige Divergenz der Meinungen vorhanden ist, wie auf der Londoner Konferenz zwischen den Grundanschauungen und Zielen Bonar Laws und Poincarés, ist keine Verständigung möglich — zum mindesten nicht in einigen Tagen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die deutschen Vorschläge — die übrigens, wie die Verfasser vieler Zeitungsartikel gar nicht bemerkt zu haben scheinen,

zum Teil auf frühere Artikel John Maynard Keynes zurückgreifen — überflüssig gewesen sind. Es war vielmehr ein guter taktischer Zug des Kabinetts Cuno, daß es die frühere Passivität des Wirthschen Kabinetts aufgab und sich entschloß, wenn auch leider erst kurz vor dem Beginn der Londoner Verhandlungen, den Premierministern der beteiligten alliierten Mächte einen Reparations- und Sanierungsplan vorzulegen. Meiner Ansicht nach hätte der Reichskanzler sogar noch einige Schritte weiter gehen und den Vorschlägen nähere Angaben über die Absichten der Regierung hinzufügen sollen, eine Bilanzierung des Reichsbudgets herzustellen. Auch die Benennung weiterer Garantien für die Verzinsung der Auslandsanleihe wären angebracht gewesen. Doch nicht etwa deshalb, weil dann die Aussichten für ein Eingehen der vier Ministerpräsidenten auf die deutschen Vorschläge größer gewesen wären. Zurückgewiesen hätte man diese in jedem Fall; aber es wäre dann die Motivierung der Zurückweisung der Konferenz etwas schwerer gefallen, und in Amerika wie in den neutralen Ländern wäre der Eindruck verstärkt worden, daß die deutsche Regierung tatsächlich alle Kräfte aufzubieten gedenkt, berechtigte Forderungen zu erfüllen.

Es zeugt demnach auch die Folgerung, das Ergebnis der Londoner Konferenz bedeute eine Niederlage Cunos, von einer durchaus verkehrten Auffassung der jetzigen politischen Lage. Will man absolut von einer Niederlage sprechen, dann liegt sie auf Seiten Poincarés. Das haben die Politiker Frankreichs sehr wohl erkannt, denn die nächste Folge des Abbruchs der Londoner Verhandlungen waren schärfste Angriffe der französischen nationalistischen Presse auf Poincaré. Er sollte vor Bonar Laws Starrheit schmählich zurückgewichen sein.

Noch deutlicher zeigt die Tatsache, daß seitdem Poincaré eine ganze Anzahl seiner schärfsten Forderungen abgestritten oder umgedeutet hat und selbst hypernationalistische Heißsporne, wie zum Beispiel Tardieu und Daudet ihm auf diesem Wege folgten, wer der Unterlegene ist; hat Poincaré doch zum Beispiel nach telegraphischen Nachrichten heute in der Interpellationsdebatte der französischen Deputiertenkammer erklärt, daß er bei seiner Forderung, Frankreich müsse zur Sicherung der Reparationszahlung Pfänder haben, durchaus nicht an militärische Expeditionen oder sogenannte Sanktionen gedacht habe, sondern nur an eine Erfassung des deutschen Reichtums, und auch solche Pfänder wünsche er Frankreich nur in Gemeinschaft mit seinen Verbündeten zu sichern. Freilich ist der Verzicht auf Forderungen, die vor kurzem noch von der offiziösen nationalistischen Presse als unveräußerlich in der Wirtschaftslage Frankreichs begründete, kein Abhandeln zulassende Rechtsansprüche hingestellt wurden, kein Verdienst der Standfestigkeit Bonar Laws noch der Taktik des Cunoschen Kabinetts, sondern des Einflusses Amerikas und seiner Regierung. Immer mehr ist man dort seit der Washingtoner Abrüstungskonferenz zu einer Verurteilung der offiziellen Politik Frankreichs und besonders der Poincaréschen Machtpläne gelangt, immer mehr hat man sich dort auch, zunächst in einem Kreise radikaler Politiker, dann in den republikanischen Regierungskreisen zu der Ansicht durchgerungen, daß im eigenen Interesse die sogenannte »neue« Welt die Verpflichtung hat, die »alte« Welt in ihrem Streben nach wirtschaftlichem Wiederaufbau zu unterstützen, selbst wenn dazu die Hergabe finanzieller Mittel oder Reduktionen der Kriegs-

schulden erforderlich sein sollten. Vorbedingung solcher Hilfe ist jedoch nach amerikanischer Ansicht, daß die Militärmächte Europas abrüsten und die Riesenausgaben für militärische Zwecke eingeschränkt werden.

Zunächst glaubte man in Frankreich diesen Umschlag in der Stimmung jenseits des Atlantischen Ozeans ignorieren zu können. Dann suchten die größeren französischen Blätter durch Schilderungen absichtlicher Verwüstungen der deutschen Truppen in Frankreichs Nordprovinzen und durch die Beschuldigung, Deutschland könne sehr wohl die ihm auferlegten Reparationszahlungen leisten, aber es wolle nicht, die Amerikaner umzustimmen. Als auch diese Mittel bei der Bevölkerung Nordamerikas nicht verfingen, ging auf den Rat guter Freunde Clémenceau hinüber, um die Amerikaner zu bekehren. Auch er hatte nur geringen Erfolg. Jetzt scheint man in französischen Regierungskreisen auf vertraute Mitteilungen hin eingesehen zu haben, daß es besser ist, die Spannung zwischen der nordamerikanischen Union und Frankreich nicht noch mehr zu erweitern und Bruder Jonathan völlig in die Arme seines angelsächsischen Vetters zu treiben, zumal — wenigstens nach Andeutungen amerikanischer Blätter — die Regierung der Vereinigten Staaten bereit zu sein scheint, Frankreich, falls es auf die amerikanischen Abrüstungspläne eingeht, gewisse Garantien für den Fall zu geben, daß deutsche Truppen [illegible] in Frankreich einfallen sollten. Zugleich plant man allem Anschein nach drüben, sich an einer deutschen Auslandsanleihe zu beteiligen, wenn der größte Teil des Anleiheertrages zur Ableistung von Reparationszahlungen an Frankreich verwandt wird.

Noch wird hinter den Kulissen verhandelt; aber wer die politischen Andeutungen der amerikanischen republikanischen Blätter in letzter Zeit verfolgt hat, dem erscheint es fast sicher, daß die veränderte Haltung der französischen Regierung auf diese Vorgänge in den Vereinigten Staaten zurückzuführen ist. Wie weit die Sinnesänderung französischer Politiker geht, zeigt deutlich eine vor einigen Tagen vom »Petit Parisien« veröffentlichte Unterredung seines Korrespondenten mit Clémenceau. Um die französischen Besatzungspläne vor den Amerikanern zu rechtfertigen, ging Clémenceau nach der Union, als Befürworter einer Art Entsagungspolitik kehrt er zurück. Nach Angabe des genannten Korrespondenten sprach er sich gegen die Besetzung des Ruhrgebietes aus, empfahl die Lösung der Reparationsfrage durch den amerikanischen Präsidenten Harding, verlangte eine enge freundschaftliche Verbindung Frankreichs mit Amerika und England, selbst wenn diese Opfer von Frankreich verlangen sollten, und meinte schließlich: »Wir müssen verschiedene Budgets energisch revidieren; es lassen sich Ersparnisse bei den Budgets der Reparationen machen, ebenso beim Kriegsbudget.«

Das ist so ziemlich das Gegenteil von dem, was Clémenceau früher verlangt hat.

In den vier Tagen seit der Londoner Konferenz hat sich demnach das Bild der politischen Lage völlig verändert. Vermochten vor acht Tagen jene, die unverwandt nach Paris starrten, noch zu behaupten, die Reparationsfrage laute im neuesten Stadium: »Poincaré oder Cuno?«, so heißt sie heute: »Was plant Amerika?«

Sachwerte und Reparationsproblem

Von Bruno Sommer

In einem soeben erschienenen Schriftchen »Erfassung der Sachwerte und Reparationsproblem«[1] bringt Alfons Horten (Berlin) die in seinem früheren, von uns eingehend gewürdigten Werke »Sozialismus und Wiederaufbau« vorgetragenen Hauptgedanken wieder in Erinnerung — in etwas kürzerer und den veränderten Verhältnissen angepaßter Form. Horten forderte damals dreierlei als das Erste und Notwendigste: gesteigerte Produktion, Ermäßigung der Preise, Befriedigung der Arbeiter. Er schlug vor, die Sozialisierung weder auf allen Punkten noch für die gesamten Betriebe eines Arbeitszweigs zu gleicher Zeit aufzunehmen, sondern bei Kohle und Eisen zu beginnen, einige große Werke auf diesem Gebiet von Staats wegen zu erwerben und nun mit den großen Monopolisten in Konkurrenz zu treten. Durch jenes würde man einen Einblick in die Produktionskosten, durch dieses Einfluß auf die Preise erhalten.

Wie notwendig es ist, diesen Gedanken aufs neue zu propagieren, zeigt die politisch-wirtschaftliche Entwicklung im Reiche. Nicht nur sind alle von den Sozialisten geforderten Anfänge der Sozialisierung durch die bürgerlichen Parteien verhindert worden — die soeben ans Ruder gekommene rein bürgerliche Regierung hat es sich ja ausgesprochenermaßen als Ziel gestellt, die letzten Reste der Zwangswirtschaft — die Versorgung mit Brot, Mehl und Wohnung — völlig abzubauen. Bloßer Protest nutzt natürlich nichts; es ist notwendig, zu zeigen, wie es besser gemacht werden muß. Und Hortens Vorschläge sind meines Erachtens ein gangbarer Weg. Horten beruft sich in seiner vorliegenden Schrift mit Recht auf die sozialen Baubetriebe beziehungsweise Bauhütten. Sie sind ohne staatliche Hilfe, nur durch die Arbeiter und die Gewerkschaften gegründet und bewirkten bereits, daß der Wohnungsbau- wie überhaupt der gesamte Bauwucher im Reiche schon innerhalb kurzer Zeit ganz bedeutend abnahm. Die Baukosten wurden durch die Bauhütten auf ein den tatsächlichen Unkosten entsprechendes Maß herabgedrückt. Aber für eine Gesamtsozialisierung in absehbarer Zeit kommen die geringen Mittel, die die Arbeiterschaft aufbringen kann, den ungeheuren Kapitalien des Gesamtmonopolismus gegenüber gar nicht in Frage. Hier muß der Staat mit seinen Machtmitteln eingreifen.

Daß es hierzu höchste Zeit ist, hat der kolossale Valutasturz der letzten Monate und die damit in Zusammenhang stehende ungeheure Preissteigerung aller industriellen und landwirtschaftlichen Produkte gezeigt. Die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Lage ist hierdurch erneut allen Denkenden eindringlich zum Bewußtsein gebracht worden. Das ganze Wirtschaftsleben, die staatliche und kommunale Finanzwirtschaft Deutschlands sind durch diese katastrophale Preisentwicklung erneut in ihren Grundfesten erschüttert worden. Endlose Lohnerhöhungen und Gehaltssteigerungen müssen eintreten, die der oberflächlich denkende wohlhabende Bürger stumpfsinnig für die allgemeine Not verantwortlich macht und deshalb nach Abbau der Löhne, Abschaffung des Achtstundentags, Verlängerung der Arbeitszeit schreit. Tariferhöhungen und die alten, ausgetretenen Wege der Steuererhöhung sind die weitere Folge, ohne daß dadurch der rapid fortschreitenden Geldentwertung

[1] Berlin W 15, Verlag von Hans Robert Engelmann. 117 Seiten Großoktav.

und den Preiserhöhungen Einhalt geschähe. Die finanziellen Verlegenheiten des auch von außen, von den ehemaligen Kriegsgegnern, gedrückten Staates sowie der Gemeinden und Konsumenten werden immer unerträglicher. Hier kann die neuerdings beschlossene Zwangsanleihe bestenfalls nach Horten eine vorübergehende geringe Entlastung und Atempause auf Kosten einer bankrotten Zukunft schaffen. Ja selbst die Nutznießer der unaufhörlichen Preissteigerungen beginnen trotz der unausgesetzten Tätigkeit in der Banknotenproduktion (nicht nur das Reich, sondern neuerdings Staaten, Bezirke und Gemeinden setzen die Notenpresse in unaufhörliche Bewegung) immer mehr unter dem Mangel an Betriebskapital zu leiden. Die kleineren Produzenten und das Reich verarmen, während die großen immer reicher werden.

Um die wachsenden inneren und äußeren Schwierigkeiten zu überwinden, hat die Sozialdemokratie erneut die seinerzeit vom Reichswirtschaftsministerium ausgegebene Losung der Erfassung der Sachwerte aufgenommen. Jedenfalls ist es klar, daß man der Wirtschafts- und Finanzkrise nicht ohne einschneidende Maßnahmen Herr werden wird. Hortens Vorschläge erscheinen immer noch als einer der gangbarsten Wege, aus dem Wirtschaftschaos herauszukommen. Er geht hier auch heute noch seine, durch die schon oben angeführten Grundgedanken bestimmten eigenen Wege. Von einer Erfassung der in der Industrie und Landwirtschaft vorhandenen Werte durch eine allgemeine prozentuale Beteiligung des Staates verspricht er sich nichts. Er macht dagegen geltend die ungerechte gleichmäßige Behandlung von Arbeitsvermögen einerseits und Monopol- und Valutavermögen andererseits; sodann die Kostspieligkeit und Umständlichkeit des notwendigen Kontrollapparats und ferner die Möglichkeit der Abwälzung der ganzen Sachwertbelastung auf die Konsumenten. Der ganze Wirtschaftsbetrieb bleibt ja kapitalistisch, nur der Staat ist Mitkapitalist und hat selber Interesse an hohen Profiten. Die Heilung der Finanz- und Wirtschaftskrise ist aber nur zu ermöglichen durch *Beschneidung der Monopolgewinne mittels Senkung und Stabilisierung der Preise*. Dann wird man ohne weiteres eine Stabilisierung der Mark und sogar eine Steigerung des Markwerts erzielen. Das Primäre ist also der Abbau der Preise, die Stabilisierung und Besserung der Valuta ist seiner Ansicht nach das Sekundäre.

Ohne jeden behördlichen Eingriff sind die Besitzer des mobilen Kapitals, die Eigner von Bargeld, Staatsanleihen, Sparkassenbüchern, Hypotheken usw. glatt enteignet worden, einfach durch den Prozeß der Geldentwertung. Horten zeigt nun, daß sich eben so glatt und einfach der Wuchergewinn der Monopolindustrie und der Landwirtschaft beschneiden lasse durch das *Zerbrechen des Produzentenmonopols* durch leicht zu bewirkende *Schaffung reichseigener Betriebe*. Das Reich braucht sich keineswegs in jeden kleinen Betrieb zu mengen, es muß nur vorläufig 10 bis 15 Prozent der Kohlen- und Eisenindustrie in seinen Besitz bringen. Durch die Konkurrenz der reichseigenen Betriebe, die auf vernünftiger kaufmännischer, nicht raubsüchtiger Kalkulation verkaufen müssen, werden die Preise für die Großindustrie und damit für alle, auch die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, derart gesenkt werden, daß die Monopolgewinne verschwinden. Der ewigen Preistreiberei ist dann Einhalt getan, Löhne und Gehälter lassen sich dann unter Steigerung ihrer Kaufkraft stabilisieren, vernünftige kauf-

männische Kalkulation ist dann wieder möglich. Auch läßt sich dann wieder jene Rationalisierung der Erzeugung, der Verbesserung der Produktionstechnik durchführen, die eine Steigerung der Produktion, und damit des Verbrauchs, ermöglicht. Horten weist dies in einem interessanten Kapitel ganz besonders nach, wendet sich dabei aber auch gegen Parvus, der die Sanierung Deutschlands durch eine große Anleihe von 4 Millionen Dollar erhofft, für die die deutschen Eisenbahnen und Industriewerte haften sollen. Sie würde nach Horten unser Verderben sein. Aber wir erhalten sie gar nicht. Abgesehen davon, wo das Geld herkommen soll, bezweifelt Horten, daß die andern Länder Deutschland Geld leihen werden, damit es einen neuen Aufschwung erlebe und ein noch gefährlicherer Konkurrent als früher werde. Er meint vielmehr: Die Hilfe von außen wird nicht kommen. Wir werden auf uns selbst gestellt sein und nur durch jahrelange, entbehrungsreiche und unermüdliche Arbeit unter schwersten Opfern an unseren heutigen Vermögenswerten einen einigermaßen befriedigenden Ausweg aus unserer Not finden können.

Soweit Hortens Grundgedanke, der mir durchaus durchführbar und fruchtbringend erscheint. Gewiß wird nicht alles so glatt gehen, wie dargestellt; der Widerstände, die Hochfinanz und Monopolindustrie zu leisten imstande sind, werden noch viele und große sein. Auch gegen die wucherische Landwirtschaft dürften noch Maßregeln notwendig werden; gewisse Industrien, wie die des Zuckers, wird man in Bälde ganz verstaatlichen können — natürlich auch hier unter Abweisung aller übermäßigen staatlichen Profitmacherei. Aber mit einem guten Willen des Reichstags und der von ihm eingesetzten Regierung können doch wohl diese Widerstände überwunden werden. Jedoch an diesem Willen fehlt es. Heute, wo unsere Wirtschaft unter dem Wucher der Monopole zusammenbricht, paktiert die Regierung mit den Monopolherren. Sie kapituliert vor der Allmacht der Syndikate und bietet ein trauriges Bild vollkommener Macht- und Hilflosigkeit.

Weiter zeigt Horten die unsinnigen Konsequenzen des »Wiederbeschaffungspreises«, wodurch das Käuferpublikum gezwungen wird, dem Produzenten und Händler sein Betriebskapital automatisch zu erhöhen, während früher doch jeder, der nicht genügend Kapital besaß, seinen Betrieb eben aufgeben mußte. Auch heute würde eine Verkleinerung, insbesondere der Händlerkreise, die Lage schon bedeutend bessern. Aber Industrie und Landwirtschaft (auch der Handel) erklären heute, ohne von einer vernünftigen Gesetzgebung gehindert zu werden: Wir müssen unsere Verkaufspreise über die Herstellungskosten bedeutend erhöhen, damit wir für den späteren Ankauf von Rohstoffen usw. die zu einem späteren Zeitpunkte bereits weiter verteuert sein werden, die nötigen Mittel zur Verfügung haben. Es wird also die künftige Preiserhöhung und Valutaverschlechterung auf den bereits erhöhten Preis aufgeschlagen und damit das Tempo der Markentwertung nur noch mehr beschleunigt. Man schiebe also nicht die Gesamtschuld für die Verschlechterung der Auslandsvaluta der Mark auf die Reparationszahlungen allein, wie oft geschieht, mitschuldig sind alle, die im Inlande die Preise auf eine wucherische Höhe getrieben haben.

Horten erwähnt noch manches, was uns heute interessiert und bedrückt, auch, in welchem Umfange und in welchen Zeitabschnitten Reparationen

unsererseits möglich sind — immer unter der Voraussetzung einer vollständigen Umstellung unserer Wirtschaft durch Erfassung der Monopolwerte und schärfster Heranziehung der Valutagewinne im Export. Denn darüber muß man sich nach ihm völlig klar werden: ohne diese einschneidenden Maßnahmen, die der wucherischen Ausplünderung unseres Volkes durch die eigenen Volksgenossen Einhalt tun, sind wir zur Leistung irgend welcher Reparationen gänzlich unfähig. Ohne energische Preisstabilisierung, Preisabbau und Erfassung der Exportgewinne geht der Wettlauf zwischen Preisen und Löhnen unaufhaltsam weiter. Darauf folgt naturnotwendig in Verbindung mit der Devisenverschiebung nach dem Auslande, die unsere Zahlungsbilanz erst zu einer passiven macht, eine immer weiter fortschreitende Valutaentwertung, die es ganz unmöglich macht, den Etat zu balancieren, geschweige denn irgendwelche Überschüsse zu erzielen, aus denen allein doch Reparationen geleistet werden können. Alle Versuche zur Einstellung der Notenpresse, Stabilisierung der Valuta und Balancierung des Etats bleiben nach Hortens Ansicht vollständig wert- und sinnlos, solange nicht bei der Wurzel des Übels, den Preissteigerungen, energisch eingegriffen wird.

Aus den Memoiren des Grafen Alfred von Waldersee

Von Heinrich Cunow

Seit dem Ende des Krieges häufen sich — und zwar nicht nur in Deutschland, sondern zum Teil auch in den Ländern der Entente — auf den Büchermärkten die Memoirenwerke zu kaum noch übersehbaren Massen. Nur die Zeit nach der Französischen Revolution weist eine ähnliche Fülle neuer Memoiren auf. Alle, die als Staatsmänner, Heerführer, Politiker, Parlamentarier, Kriegsberichterstatter, Gesandte, Attachés usw. während des Krieges Gelegenheit hatten, einen Teil des Kriegstreibens mit eigenen Augen zu sehen oder einen Blick hinter die diplomatischen Kulissen zu werfen: sie alle fühlen sich berufen, der Mitwelt — meist unter reichlicher Hervorhebung ihrer Verdienste — ihre Erlebnisse und Beobachtungen mitzuteilen. Und zu diesen Beobachtern der Vorgänge draußen in den Kriegslagern, am Diplomatentisch oder in den Amtsstuben gesellt sich die Schar jener, die im Dienste des alten Regimes gestanden hat und die Kriegsvorbereitungen der verschiedenen Staaten aus nächster Nähe mit anzusehen vermochte, vielleicht auch an ihnen dienstlich mitgewirkt hat; ferner jene »Vielverkannten«, die als gefeierte Heroen aus dem Feldzug heimzukehren hofften und nun, da sie von der wechselnden Volksgunst einer wirklichen oder vermeintlichen Unfähigkeit geziehen werden, das Bedürfnis fühlen, sich nicht nur reinzuwaschen, sondern sich auch obendrein noch selbst zu glorifizieren.

Ein beträchtlicher Teil dieser neueren und neuesten Memoirenliteratur hat deshalb, wie sehr sich auch die Verfasser aufblähen mögen, vom Standpunkt des Historikers aus sehr geringen oder gar keinen Wert. Weit mehr als der Staaten- und Völkergeschichte dient er dem Sensationsbedürfnis gewisser Kreise und dem politischen Klatsch. Ein anderer Teil freilich liefert, indem er das Intrigenspiel an den großen Höfen, den Meinungsstreit in den Ministerbureaus, die Rivalitätsbestrebungen innerhalb der hohen Militärkreise oder die Minierarbeit der Kabinette enthüllt, wertvolle Beiträge zum Verständnis

der jüngsten Vergangenheit, oft auch nutzbare Bausteine für eine ungeschminkte Geschichte der inneren und äußeren Politik der Großmächte während der letzten Jahrzehnte.

Zu den wertvolleren Erscheinungen dieser Memoirenliteratur gehören unzweifelhaft die jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Alfred v. Waldersee.[1] Nicht deshalb, weil dieser ein ganz besonders befähigter Offizier oder Politiker war, der überlegenen Geistes die geschichtlichen Entwicklungstendenzen seiner Zeit erkannte, mit scharfem, durch Standes- und Parteivorurteile nicht getrübtem Blick in die Zukunft schaute und das Geschick des Deutschen Reiches oder Preußens in neue Bahnen zu lenken suchte; weder ist jemals Graf Waldersee ein über den jeweiligen politischen Tagesströmungen stehender, die wechselnden Ereignisse von hohen historischen Gesichtspunkten aus betrachtender Politiker gewesen, der die einzelnen Vorgänge im Rahmen der geschichtlichen Gesamtbewegung sah, noch war er militärischer Reformator. Als Sohn eines höheren Offiziers, des 1856 zum kommandierenden General des fünften preußischen Armeekorps und 1864 zum Gouverneur von Berlin ernannten Grafen Franz Heinrich Georg v. Waldersee, am 8. April 1832 zu Potsdam geboren, ist Graf Alfred v. Waldersee stets ein in altpreußischen Traditionen oder richtiger im »Geist von Potsdam« wurzelnder Offizier geblieben, der, wenn ihm auch oft die Haltung und vor allem die polemischen Sitten der »Kreuzzeitung« nicht gefielen, doch politisch der durch die Kreuzzeitungspartei vertretenen konservativen Richtung angehörte — kein Haudegen, auch kein eigentlicher »Hofgeneral«, aber doch ein höfischer General, der sich gern in der Gunst Wilhelms II. sonnte, sich im höfischen Leben und Treiben wohl fühlte und an den dort eingefädelten politischen Intrigen als etwas Selbstverständlichem teilnahm. Aber sein vertrauter Verkehr mit Wilhelm II. vor und nach dessen Thronbesteigung, sein Dienst als Adjutant beim Prinzen Karl, dann im Jahre 1870 als Militärattaché und darauf als Geschäftsträger in Paris, seine Tätigkeit als Generalquartiermeister und als Nachfolger des alten Moltke in der Führung des deutschen Generalstabs haben den Grafen Waldersee mit vielen Kreisen in Berührung gebracht, in denen während der letzten Jahrzehnte vor dem großen Kriege ein Teil der deutschen und damit der europäischen Geschichte »gemacht« worden ist. Und der Graf Waldersee war ein scharfer Beobachter und, soweit seine gesellschaftliche Sphäre in Betracht kommt, zugleich ein guter Menschenkenner, der die treibenden Motive der am Spiel beteiligten Personen durchschaute und sich durch moralische Redensarten nicht täuschen ließ.

In gewisser Hinsicht bilden die Denkwürdigkeiten Waldersees ein Gegenstück zu den Memoiren des Fürsten Hohenlohe, doch ist Waldersee entschieden ein weit besserer Kenner der Psyche seiner Umgebung.

Dazu kommt, daß es sich bei den Denkwürdigkeiten des Grafen Waldersee nicht, wie bei so manchen der jüngst erschienenen Schriften um eine Selbstverteidigung gegen voraufgegangene Angriffe und Anschuldigungen handelt, sondern um frisch unter dem Eindruck der Ereignisse niedergeschrie-

[1] Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen v. Waldersee. Auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen v. Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Zwei Bände. 424 und 456 Seiten.

bene Tagebuchaufzeichnungen, die Waldersee allem Anschein nach später selbst zu einer Lebensschilderung benutzen wollte. Sind diese Aufzeichnungen auch selbstverständlich unter einem persönlichen Gesichtswinkel verfaßt und verraten sie auch manche persönliche Voreingenommenheit, so fehlt ihnen doch die Absicht einer tendenziösen Beschönigung der Vorkriegszustände.

Leider haben der Herausgeber der Denkwürdigkeiten, der Neffe des Verstorbenen, der Graf Georg Waldersee, und ihr Bearbeiter, der Staatsarchivar Dr. Heinrich Otto Meisner, sich nicht zu entschließen vermocht, alle Aufzeichnungen zu veröffentlichen. Es sind, wie Herr Meisner sagt, »starke Verkürzungen«, sowohl aus räumlichen wie auch aus »inhaltlichen« Gründen vorgenommen worden, ferner sind mehrfach »formelle Änderungen beliebt worden, und, wo Graf von Waldersee allzu derbe Worte gebraucht hat, sind diese ausgelassen und ihr Fehlen durch einige in eckige Klammern gesetzte Punkte angedeutet worden.

Immerhin, auch in dieser Form bieten die zwei stattlichen Bände, die bis zum Beginn des sogenannten Boxerkrieges in China reichen, eine wichtige Quelle für die innere Geschichte des wilhelminischen Preußens, vor allem, wenn der Leser die Stellung des Verfassers beachtet und an einzelnen Stellen halb unterdrückte Äußerungen zu ergänzen versteht.

Auf den Inhalt der beiden Bände ausführlich einzugehen, ist hier unmöglich. Als Ersatz dafür möchte ich mit Erlaubnis der Verlagsanstalt drei einzelne Tagebuchaufzeichnungen, die deutlich die Schreibweise Waldersees illustrieren, abdrucken. Die ersten beiden betreffen die Belagerung von Paris im Oktober 1870 und die widerlichen Rivalitätsstreitigkeiten der Heerführer, die ihrer Ruhmsucht skrupellos große Heereshaufen aufzuopfern bereit sind; der dritte Brief bezieht sich auf den Fall Hammerstein, des bekannten früheren Chefredakteurs der Kreuzzeitung.

* * *

23. Oktober (1870).

Gestern ist der König in Villacoublay gewesen, um den Belagerungspark anzusehen. 128 Geschütze sind allerdings da. Sie in Gebrauch zu setzen, dazu fehlt noch viel.

Ich habe bisher über diese Angelegenheit so gut wie nichts aufgeschrieben, wohl weil mich die Sache zu sehr ärgert. Zu Anfang, das heißt, ehe wir Paris zernierten, ist so gut wie nichts geschehen, um eine Belagerung oder ein Bombardement vorzubereiten. Später, als wir uns überzeugten, daß Paris sich verteidigen wollte, war niemand im Hohen Rat, der so etwas zu beurteilen vermochte, besonders die entfernteste Ahnung davon hatte, was es heißt, einige hundert Geschütze mit Zubehör von weither heranzubringen. Zuerst war man noch so verblendet, zu glauben, eine geringe Geschützzahl würde genügen. Die Fachleute, wie zum Beispiel Hindersin, wurden kaum gehört und als einseitig belächelt. Dann, als man endlich den Entschluß faßte, Ernst zu machen, fingen, das ist das tollste, Intrigen an. Es gibt jetzt Parteien für und gegen eine Beschießung.

Das Heranschaffen des Parks ist bisher der 3. Armee, also Blumenthal, übertragen gewesen, und hier will man entschieden nicht, daß Gebrauch davon gemacht wird. Zweifellos stecken wieder einmal Weiberintrigen dahinter, und diesmal sollen wunderbarerweise Königin und Kronprinzessin einer Meinung sein. In der Presse wird schon tüchtig gearbeitet, eine Beschießung

als ein ruchloses Unternehmen zu brandmarken. Ich glaube bestimmt zu wissen, daß Stosch [2], der gern zum Kronprinzen hält, beteiligt ist. Er erweist sich als wirksamster Bundesgenosse, indem er den Nachweis führt, alle Züge der Eisenbahn und andere Transportmittel für die Verpflegung zu gebrauchen. Da wir natürlich erst leben müssen, um überhaupt schießen zu können, so kann er allein die Sache aufhalten.

Am leidenschaftlichsten ist Blumenthal, der ganz offen sagt, es würde nie zum Schießen kommen, aber klugerweise sich die Auslegung wahrt, daß nach seiner Meinung Paris bald durch Hunger fallen werde. Ein großer Fehler ist es, daß man dem sonst sehr tüchtigen Obersten v. Rieff den artilleristischen Teil übertragen hat. Er ist ein viel zu bescheidener Mann und von zu geringem Rang, um gegen Blumenthal, unter dem er steht, aufkommen zu können.

Der König fängt glücklicherweise jetzt an, mißtrauisch zu werden; deswegen der heutige Besuch in Villacoublay; er wird sich nun auch täglich Rapporte von dem vorlegen lassen, was herangeschafft worden ist.

Bismarck wünscht, daß Paris so bald als möglich fällt, und es ist ihm ganz gleichgültig, ob das durch Bomben oder sonstwie geschieht.

Ich bin öfter bei ihm zu Tisch und darf mir in militärischen Angelegenheiten ein freies Wort erlauben; oft fordert er mich auch dazu auf und scheint doch auf mein Urteil einigen Wert zu legen. Jetzt hat er mit den Neutralen wieder viel Ärger und wünscht dringend einen Erfolg; allerdings scheint es, als wenn er ihn durch den Fall von Metz in einigen Tagen haben wird. Kaiser Alexander hält fest zu uns und leistet dadurch jedenfalls ganz außerordentliche Dienste. Er soll für unsere Armee in einer Weise passioniert sein, daß man es ihm zu Hause sehr übel nimmt. Er hat schon eine größere Anzahl Georgsorden verliehen; verschiedene russische Offiziere sind bei der Armee.

Leider ist der alte Hader zwischen Bismarck und dem Generalstab noch nicht zu Ende. Im Gegenteil, er steht in vollster Blüte. Beide Teile haben Schuld. Bismarck ist ein unversöhnlicher Feind, und andere Sorge macht ihn wohl noch reizbarer. Moltke hat persönlich der Sache eigentlich ganz ferngestanden; dergleichen ist auch nicht seine Art; dazu ist er eine viel zu vornehme Natur, aber seine Herren, namentlich das Kleeblatt Bronsart, Verdy und Brandenstein (die drei Chefs) und, von ihnen geleitet, der [....] Podbielski hetzen gründlich und tuen dadurch vielen Schaden. Ich habe es ihnen neulich auch gehörig gesagt; sie haben aber dann immer einen Haufen von Anklagen gegen Bismarck bei der Hand. Daß dieser in solchen Dingen kleinlich sein kann, weiß ich sehr gut.

Im Generalstab beklagte man sich darüber, daß er seiner Frau alles schrieb, und daß infolgedessen in deren Salon über beabsichtigte Operationen gesprochen worden wäre, die man nicht einmal den Oberkommandos mitgeteilt habe, die aber auf diese Weise durch russische und englische Diplomaten zu Ohren der Franzosen kämen.

Neuerdings beklagt Bismarck sich, daß man ihm nicht genug von den beabsichtigten Operationen mitteile und hält das für Bosheit. Er sagt, er müsse als Bundeskanzler und Auswärtiger Minister in alles eingeweiht sein. Im allgemeinen hat er recht, nur darf er darin auch nicht zu weit gehen.

[2] Generalintendant Generalleutnant Albrecht v. Stosch.

Daß solcher Hader besteht, ist recht traurig. Glücklicherweise steht der König über jeder solchen Kleinlichkeit, und man muß deswegen noch ganz besondere Hochachtung vor ihm haben. Es gibt ja auch noch viele andere Konflikte, wie zum Beispiel Großes Hauptquartier kontra Blumenthal, beinahe alle Behörden kontra Roon; alles endigt aber, ehe es zum König gelangt. Der alte Herr flößt so große Achtung ein, daß niemand wagen würde, bei ihm gegen einen anderen zu intrigieren.

Am 19. Oktober dinierte ich bei Bismarck; am Kamin bei der Zigarre sagte er zu mir, es wäre sehr erwünscht, daß bald irgendeine große Entscheidung fiele, besonders wenn Metz oder Paris sich ergeben wollten, da die Großmächte wieder anfingen, unbequem zu werden. »Ich habe sie mir bisher vom Leibe gehalten infolge der schnellen und großen Siege; nun, wo wir seit 4 Wochen vor Paris stillstehen und es sich im Lande überall zu regen anfängt, werden sie zudringlicher.« Im weiteren Gespräch wurde die bayerische Armee berührt. Bismarck erzählte, er habe auf dem Marsche des Großen Hauptquartiers von Ferrières nach Versailles bei den bayerischen Truppen — es waren längs der Straße unter anderem auch erhebliche Teile des Hartmannschen Korps aufgestellt — verhältnismäßig wenige Eiserne Kreuze gesehen, dies bedauert und vor einigen Tagen mit dem Kronprinzen darüber gesprochen. Dieser habe ihm erwidert, die Bayern hätten zahlreiche Eiserne Kreuze erhalten, aber natürlich nicht so viele wie unsere Truppen. Auf die Bemerkung Bismarcks, es scheine ihm doch sehr erwünscht, die Süddeutschen möglichst gleich zu behandeln, da doch bei ihnen die Auszeichnungen eine große politische Bedeutung hätten, kam vom Kronprinzen die Antwort: »Hat mir der König von Bayern doch den Hubertusorden noch nicht gegeben, während der König von Sachsen, dessen Truppen nicht einmal unter meinem Befehl stehen, mir schon den Heinrichsorden verliehen hat.«

* * *

Orleans, 10. Dezember (1870).

Am 8. abends saß ich beim Diner neben Prinz Friedrich Karl, als sein Oberquartiermeister Oberst v. Hertzberg, vom Großherzog (gemeint ist Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. D. Red.) zurückkehrend, eintrat und meldete, daß dort heute ein harter Kampf gewesen wäre, indem man sich gerade gehalten, aber kaum Vorteile errungen hätte. Die Bayern sollen recht wankend gewesen sein. Hertzberg war der Ansicht, daß der Großherzog gegen sehr überlegene Kräfte gefochten habe und trotz Beute an Geschützen und Gefangenen zu morgen unterstützt werden müsse.

Der Prinz hörte die Meldung ungläubig an und sagte dann zu mir, auf Hertzberg deutend: »Sehen Sie nur dieses Jammergesicht an, er hat sich wieder einmal ohne Not erschrecken lassen. Der Großherzog ist ein sehr braver Herr, aber kein Feldherr. Glauben Sie mir, er hat nichts vor sich, es fehlt ihm nur an Energie, anzugreifen. Stiehle sagte hierauf mit seinem süßlichen und sicheren Lächeln: »Es wird eine bloße Kanonade gewesen sein, bei der nichts herauskommt.«

Nach einigem Schweigen sagte der Prinz zu mir: »Sie kennen den Großherzog ja näher, Sie könnten mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie noch heute zu ihm ritten. Sagen Sie ihm, daß ich ihn auch nicht mit einem Bataillon unterstützen werde. Das 9. Armee-Korps marschiert am linken Loire-

ufer auf Tours. Dort ist der Regierungssitz und Schwerpunkt der ganzen Verteidigung. Dieser Vormarsch wird dem Großherzog Luft machen. Das 3. Armee-Korps hat die Brücke bei Gien passierbar gefunden; ich marschiere mit ihm und dem 10. Korps, das morgen früh antritt, auf Bourges und Vierzon. Unter Umständen basiere ich mich auf Gien und überlasse dem Großherzog Orleans. Mag er damit machen, was er will. Reden Sie ihm nur gut zu, so wird er schon einsehen, daß er nichts Ordentliches vor sich hat.

Das Verhältnis zwischen Prinz Friedrich Karl und dem Großherzog ist sehr schlecht. Dieser empfindet es natürlich als nicht angenehm, unter dem Prinzen zu stehen und von ihm mehrfach Äußerungen der Mißbilligung zu hören; er spricht aber nicht darüber, wenigstens nicht mit jedermann. Prinz Friedrich Karl ist in hohem Grade gereizt durch die allerdings manchmal etwas zu glänzend klingenden Siegestelegramme des Großherzogs, die speziell in mecklenburgischen und Hamburger Zeitungen erscheinen. Die Depeschen vom 2., 3. und 4. Dezember waren sehr optimistisch gefärbt; in der Tat waren ja auch mehr Kanonen genommen und Gefangene gemacht worden, als beim Prinzen. Nun kam, um das Maß zu füllen, noch hinzu, daß der Großherzog schon am 4. abends in Orleans eingerückt war und die Einnahme nach Hause meldete, während der Prinz hinten in Cercottes saß. Das ist ihm zuviel; der große Feldmarschall verträgt dergleichen nicht und sucht sich Luft zu machen, indem er den Großherzog womöglich im Stich läßt! Zwischen Stiehle und Stosch hat es wohl auch Szenen gegeben, jedenfalls eine gereizte Korrespondenz.

Als ich beim Großherzog eintraf, rief er mir entgegen: »Sie bringen mir gewiß ein Armeekorps!« Ich mußte ihn nun leider aus seiner Illusion reißen. Er erzählte alles, was vorgefallen und war der festen Ansicht, daß, wenn die Franzosen morgen wirklich angriffen, er sich kaum würde halten können. Ich suchte ihn zu beruhigen und sagte: »Der Feind hat doch auch große Verluste gehabt; oft ist der der Sieger, der stehen bleibt und sich für den Sieger hält. Vielleicht gehen die Franzosen über Nacht fort.«

Die Bestellung des Prinzen gab ich nicht wortgetreu wieder, weil sie mir zu rücksichtslos und unklug schien,[3] sondern redete dem Großherzog nur möglichst Vertrauen ein. Er hatte sich übrigens telegraphisch an den König gewandt und um Unterstützung gebeten; das konnte immer noch über Nacht Hilfe bringen.

Am 9. ging ich früh 6 Uhr zum General v. Stosch, den ich in der Nacht nicht mehr wecken wollte; er war sehr ruhig und klar, leugnete die Gefahr aber auch nicht ab. Auch seine Hoffnung war, daß die Franzosen über Nacht ihren Platz räumten. Eben eingehende Meldungen ließen dies aber bezweifeln. Beim Fortreiten kam die Botschaft, daß der Feind bei Villarceau heftig angriffe, auch nahm der Schall von Geschütz- und Gewehrfeuer zu. Der Großherzog wurde sehr bedenklich, und mit ihm war es sein ganzer Stab sowie mehrere höhere Offiziere, die ich bereits gesprochen hatte. Ich ritt links von ihm, rechts Stosch. Er fing an, von Rückzug zu sprechen; Stosch sagte ihm aber mit großer Entschiedenheit, das sei unmöglich; Rückzug be-

[3] Im Tagebuch des Prinzen Friedrich Karl heißt es dagegen: »Ich schicke ... Graf Waldersee ... zum Großherzog, um ihm ... in scherzhaft-heiterer Art mitzuteilen, was ich für ihn tue und nicht tun kann.« (Vergl. die Denkwürdigkeiten des Prinzen, 3. Band, S. 411.)

deute eine verlorene Schlacht, und das könne für den ganzen Feldzug von Einfluß sein. Der Großherzog schwieg und trabte weiter.

Schon etwa um 11 Uhr hatte ich das Gefühl, daß die Franzosen nirgends mit Energie angriffen, und da die Bayern ganz gut standen, sah ich keine Gefahr. Als ich den Großherzog wieder traf, war eben dort die Nachricht aus Versailles angekommen, daß dem Prinzen Friedrich Karl aufgegeben sei, den Großherzog mit mindestens einem Armeekorps zu unterstützen. Dieser war darüber sehr glücklich.

* * *

5. Oktober (1895).

Die letzten Wochen hat die Presse ausschließlich von dem Hammerstein-Skandal [4] und der Angelegenheit der Stöcker-Briefe gelebt.

An dem gänzlichen Niederbruch Hammersteins trägt die Hauptschuld das Komitee der »Kreuzzeitung«. Ich gehöre zu meinem Bedauern zu denen, die in der Sache ziemlich genau Bescheid wissen, und kann den Herren dies harte Urteil nicht ersparen.

Im April 1891 war Hammerstein in Hamburg, kam zu mir und entwickelte, wie die »Kreuzzeitung« zu großem Wohlstand gelangen könnte, wenn sie eine eigene Druckerei etabliere; dies sei im Werke, und zwar wolle man das Haus Zimmerstraße 91/92 ankaufen, es fehlten nur noch 150 000 Mark. Nach vielen Versicherungen über die Rentabilität und Zukunft des Hauses, namentlich auch, daß die »Kreuzzeitung«, für welche das Geld doch bestimmt sei, für die Verzinsung aufkommen würde, gab Marie 100 000 Mark als Hypothek. Ich bin überzeugt, daß Hammerstein damals noch der Ansicht war, das Geld sei sicher angelegt, tatsächlich ist ja auch ein Rückgang der Grundstückpreise erst nachher eingetreten. Bei dem Zusammenbruch Hammersteins wurde von der ganzen liberalen und demokratischen Presse mit vielem Behagen konstatiert, daß ich ihm Geld geliehen und verloren hätte. Letzteres scheint nicht einzutreten, da das Komitee der »Kreuzzeitung«, dessen Jämmerlichkeit zu erkennen ich reichlich Gelegenheit hatte, die moralische Verpflichtung, Marie schadlos zu halten, zugegeben hat und allmählich Abzahlungen leisten will.

Ich habe mir aber die Ansicht bilden können, daß Hammerstein nur deswegen zum Schuft geworden ist, weil man ihn unumschränkt hat wirtschaften lassen. Man wußte, daß er derangiert und schlechter Finanzmann war — von seinen 24 000 Mark Gehalt behielt man die Hälfte ein und zahlte die andere auf seine Schulden ab,[5] stellte ihn also für den Chefredakteur eines großen Berliner Blattes unzureichend —, trotzdem übte man keine Kontrolle, hatte keine Kassenrevisionen oder Jahresabschlüsse und erleichterte ihm das Unrechttun. So ist er dann von Stufe zu Stufe gesunken.

Schon vor zwei Jahren wußte man in der Redaktion, Hammerstein sei verschuldet, und hatte dunkle Vorstellungen von einer Manipulation mit dem Pensionsfonds. Im Sommer 1894 wurde allgemein darüber gesprochen, im August warnte ich schriftlich das Komitee. Man nahm sich nicht die Mühe,

[4] Am 4. Juli war der Chefredakteur der »Kreuzzeitung« durch das Komitee dieses Blattes von seiner Stellung suspendiert worden; er entzog sich der wegen schwerer Urkundenfälschung in Verbindung mit Betrug und Untreue über ihn verhängten Untersuchungshaft durch die Flucht und wurde durch Steckbrief vom 23. September verfolgt.

[5] Im Vorhergehenden hat sich Verfasser offenbar verschrieben.

der Sache näherzutreten. Sogar als im Herbst Kropatschek und Scheibert erklärten, mit Hammerstein nicht mehr zusammenarbeiten zu können, ermannte man sich nicht und erklärte den Chefredakteur für einen ausgezeichneten Menschen, bis im Frühjahr die volle Wahrheit an den Tag kam. Hätte man sich im Sommer 1894 zu einer Bücherrevision entschlossen, so wäre es sicherlich noch möglich gewesen, die Dinge ruhig abzuwickeln und Hammerstein in der Stille verschwinden zu lassen.

Weit ernster ist der Umstand, daß Hammerstein aus Rachsucht, mehr wohl noch, um Geld zu verdienen, begonnen hat, Briefe, die Stöcker kompromittieren sollen, zu veröffentlichen, und zwar zunächst in einer sozialdemokratischen Zeitung.[6] Daß diese Briefe ihm gestohlen wären, dürfte eine plumpe Lüge sein.

Alle Zeitungen, mit Ausnahme der konservativen, drucken mit Behagen, meist mit Triumphgeschrei oder Hohngelächter die Briefe ab und ergehen sich in Angriffen auf Stöcker. Solches Verfahren hat für die radikalen Zeitungen nach meiner Ansicht seine volle Berechtigung, es ist sogar erfreulich, wenn diese sich in ihrer richtigen Beleuchtung zeigen, alle anständigen Blätter aber sollten bei einer Spur von Überlegung derartige Veröffentlichungen als Gemeinheit brandmarken und vor dem Gedanken eines Abdrucks zurückschrecken. Man gefällt sich in sittlicher Entrüstung über Stöcker, weil er den Kaiser und Bismarck trennen wollte. Abgesehen davon, daß er nicht das Ohr des Monarchen hatte, auch nicht durch dritte Personen, das ganze Beginnen also wohl aussichtslos war, vergessen die Ankläger völlig, wer alles versucht hat, gegen den Kanzler bei dessen Monarchen zu hetzen und zu intrigieren. Man müßte beiden Kaiserinnen anfangen. Was könnte Bismarck da erzählen von geradezu landesverräterischen Unternehmungen. Wenn Privatbriefe nicht mehr heilig gehalten werden — allerdings habe ja auch ich 1892 derartige Erfahrungen machen müssen —, so stehen wir auf einem Vulkan und sind Katastrophen unvermeidlich. Was existieren vom jetzigen Kaiser für Briefe, die sich in keineswegs sicherer Hand befinden!...

Die Arbeiterversicherung und das Kreditbedürfnis der Konsumvereine

Von **Th. Hüpeden** (Kassel)

Die Frage: »Gestehungs- oder Wiederbeschaffungspreis?« hat infolge der steigenden Unsicherheit des Geldwerts auch für die Konsumgenossenschaften eine ganz erhebliche Bedeutung erlangt. Ihre Bedeutung ist für die Konsumgenossenschaften zum Teil sogar größer und folgenschwerer als bei Organisationen des privaten Groß- und Kleinhandels. Der ganzen Frage liegt zugrunde das Problem des genossenschaftlichen Betriebs- oder Umlaufskredits. In Zeiten normaler Entwicklung pflegte man bei den Konsumgenossenschaften in dieser Beziehung den gesunden Grundsatz, außer dem geschäftsüblichen Lieferantenkredit Betriebskredit überhaupt nur von solchen Stellen zu nehmen, die in organisatorischer Verbindung mit der Konsumgenossenschaft standen, also zum Beispiel von der mit der Genossenschaft verbundenen Sparkasse oder von dem eigenen Genossenschaftsverband. Dieser Grundsatz

[6] Dem »Vorwärts«. Es handelt sich vor allem um den bekannten »Scheiterhaufenbrief« Stöckers an Hammerstein vom 14. August 1888, den das genannte Blatt am 5. September (im Faksimile am 3. November) veröffentlichte.

hat ganz wesentlich zur Stärkung der wirtschaftlichen Macht der Konsumvereine beigetragen. Seine strenge Durchführung ist jedoch in Frage gestellt, seitdem die in der Geschichte der Nachkriegszeit noch nicht dagewesene Preissteigerung und Geldentwertung eingetreten sind. Die aus der eigenen Organisation stammenden Betriebsmittel reichen bei schnellen Preissteigerungen nicht aus, um das Lager auf der dem Warenbedürfnis der Mitglieder entsprechenden Höhe zu halten. Solange die Preise langsam und gleichmäßig steigen, mag es den Vereinen gelingen, sich fortgesetzt den eintretenden Veränderungen anzupassen. Treten diese aber — wie in der letzten Zeit — in überhetztem Tempo ein, so laufen die Vereine Gefahr, entweder ihren Betrieb verkleinern zu müssen oder aber seine Aufrechterhaltung mit Hilfe des Wiederbeschaffungspreises zu versuchen. Dem Wiederbeschaffungspreis haftet aber wegen seiner Propagierung durch den privaten Handel und wegen der im Privatgeschäft aus ihm gezogenen Profite ein so übler Ruf an, daß die Konsumgenossenschaften durch seine Anwendung bei vielen Mitgliedern sich den Ruf solider Geschäftsführung verscherzen würden, obwohl der Wiederbeschaffungspreis gerade in Konsumvereinen im Gegensatz zum Privathandel nicht den Charakter des unsoliden Geschäfts zu haben braucht.

Auch die jetzt eifrig betriebene Erhöhung der Geschäftsanteile der Mitglieder und ihre beschleunigte Einziehung kann die zur Aufrechterhaltung des Betriebs notwendige Vermehrung des Betriebskapitals nicht bringen. Daher sehen sich schon zahlreiche Vereine genötigt, bei Privatbanken Kredit zu einem Zinsfuß zu nehmen, der jetzt wohl allenthalben nicht mehr unter 15 Prozent geblieben sein wird. Sollte eine derartige Kreditverbindung mit den Privatbanken in größerem Umfang von zahlreichen Vereinen gesucht werden, so besteht für die Konsumvereine die große Gefahr, in eine bedenkliche Abhängigkeit von dem privaten Bankkapital zu kommen, das auch stets mit dem privaten Handel sympathisieren und seine aus dem Kreditbedürfnis der Konsumvereine diesen gegenüber gewonnene Machtstellung leicht zum Schaden der Vereine ausnutzen wird. Abgesehen davon, daß ein so teurer Kredit die Ware außerordentlich verteuert, werden daher die Konsumvereine aus Gründen der Selbstbehauptung es sich dreimal überlegen müssen, ob sie zur Stärkung ihres Betriebskapitals Privatkredit bei Banken in Anspruch nehmen dürfen. Jedenfalls sollten vorher alle Möglichkeiten erschöpft werden, die für die Konsumvereine gegeben sind, von solchen Stellen Kredit zu erhalten, die dem zwischen dem Privathandel und den Konsumvereinen bestehenden Gegensatz mit größerer Neutralität gegenüberstehen als die Privatbanken einschließlich der Kreditgenossenschaften Schulze-Delitzscher Richtung.

Auf eine solche Möglichkeit soll hier hingewiesen werden. Sie ist anscheinend stets übersehen worden, obwohl sie gerade für die Konsumvereine als reine Arbeitnehmerorganisationen eigentlich sehr nahe lag. Es handelt sich um die Möglichkeit, von den kapitalkräftigen Trägern der Arbeiterversicherung Kredit zu erlangen. In Frage kommen die Kassen der Krankenversicherung, der Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung und die Landesversicherungsanstalten.

Was zunächst die Krankenkassen anbelangt, so sind in der Reichsversicherungsordnung für sie ziemlich enge Grenzen für die Anlage und Verwendung ihrer Vermögensbestände gezogen. Die Anlage darf nur auf mündelsichere Art oder in solchen Pfandbriefen deutscher Hypothekenaktienbanken erfolgen, denen im Lombardgeschäft von der Reichsbank eine erstklassige Sicherheit beigelegt wird, außerdem nur mit Genehmigung der obersten Landesverwaltungsbehörde in Darlehen an Gemeinden und Gemeindeverbände. Die oberste Verwaltungsbehörde kann aber widerruflich gestatten, daß zeitweilig verfügbare Vermögensbestände in anderer Weise angelegt werden. Es könnte den Krankenkassen — guten Vermögensstand vorausgesetzt — also auch von der obersten Verwaltungsbehörde gestattet werden, zeitweilig verfügbare Bestände im Personalkredit an die Konsumvereine zu geben. Bei der noch herrschenden Zersplitterung der Krankenkassen kämen für Vermittlung

dieses Kredits die Kassenverbände in Frage. Wirtschaftlich betrachtet werden aber nur Kassen mit besonders günstiger Vermögenslage den Konsumvereinen gelegentlich helfen können.

Wenn bei der Krankenversicherung Kapitalansammlungen fehlen, die für den hier erörterten Zweck wesentlich ins Gewicht fallen könnten, so liegen die Möglichkeiten in rechtlicher beziehungsweise wirtschaftlicher Beziehung wesentlich günstiger bei den Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung und den Versicherungsanstalten der Invalidenversicherung. Rechtlich steht die Frage für die Berufsgenossenschaften aller Gewerbezweige und die Versicherungsanstalten so, daß ihnen gesetzlich allgemein gestattet ist, die Hälfte ihres Vermögens anders anzulegen, wie es für die Krankenkassen vorgeschrieben ist. Sie können bis zur Hälfte ihres Vermögens mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde (Reichs-, Landesversicherungsamt) in anderer Weise anlegen. Soll mehr als ein Viertel des Vermögens in anderer Weise angelegt werden, so ist im Bereich der Invalidenversicherung auch noch die Genehmigung des Gemeindeverbandes oder der obersten Verwaltungsbehörde, im Bereich der Unfallversicherung die Genehmigung des Reichsrats erforderlich. Die Verwendungszwecke dieser für eine beweglichere Bewirtschaftung vom Gesetz freigegebenen Vermögenshälfte sind aus sozialpolitischen und Sicherheitsgründen eingeschränkt. Diese Vermögenshälfte darf aber — und darin liegt die Bedeutung für die Konsumvereine — angelegt werden in Unternehmungen, die ausschließlich oder überwiegend den Versicherungspflichtigen zugute kommen, im Bereich der Unfallversicherung außerdem, soweit die begünstigten Unternehmungen den genossenschaftlichen Personalkredit der Mitglieder der Berufsgenossenschaften fördern sollen. Für die Berufsgenossenschaften hat das Reichs- oder Landesversicherungsamt das Nähere zu regeln.

Es ist interessant, hier festzustellen, daß Vermögensteile von Trägern der Arbeiterversicherung nach dem Willen der Verfasser der Reichsversicherungsordnung und der damaligen Gesetzgeber hingegeben werden sollen, um den genossenschaftlichen Personalkredit der Mitglieder der Berufsgenossenschaften, also der Arbeitgeber zu fördern. Nach der Begründung zu dem Entwurf der Reichsversicherungsordnung war bei der Festlegung dieser Bestimmung in erster Linie daran gedacht, den Handwerkerkredit durch Unterstützung der preußischen Zentralgenossenschaftskasse zu fördern. Warum diese Kredithilfe seither nicht zustande gekommen ist, mag hier unerörtert bleiben, wichtig ist jedoch der hier für einen Zweig der Arbeiterversicherung erstmalig deutlich zum Ausdruck gebrachte Gedanke der Benutzung des Vermögens von Einrichtungen der Sozialversicherung zur Förderung des Personalkredits. Lag hier nicht ohne weiteres der Gedanke nahe, daß die Träger der Arbeiterversicherung mit ihren aufgesparten Lohnbestandteilen des Arbeiters — nichts anderes sind auch die Vermögen der Berufsgenossenschaften — in erster Linie auch nach der Seite der Arbeitnehmer hin Personalkredit soweit als möglich zu geben haben, zumal die Anlage des Vermögens bis zu 50 Prozent seines Gesamtbestandes in Unternehmungen erfolgen darf, die ganz oder überwiegend dem Versicherungspflichtigen zugute kommen? Daß die Einrichtung einer Konsumgenossenschaft ausschließlich den Versicherungspflichtigen aller Zweige der Arbeiterversicherung zugute kommt, dürfte heute wohl kaum noch ernst bezweifelt werden.

Aus den geschilderten Rechtsverhältnissen der Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten geht hervor, daß rechtliche Bedenken gegen die Gewährung von Personal- und Realkredit durch die genannten Versicherungsträger an die Konsumvereine überhaupt nicht geltend gemacht werden können. Es dürfen mithin nur wirtschaftliche oder versicherungstechnische Gründe für die Versagung solchen Kredits maßgebend sein.

Versicherungstechnisch ergibt sich für die Anlegung der außerhalb der eingangs erwähnten erstklassigen Sicherheit anzulegenden Vermögensbestandteile (Rücklagen) der Berufsgenossenschaften und Landesversicherungsanstalten allerdings die Einschränkung, daß für ihre Anlage eine ausreichende Sicherheit gewährleistet sein

muß. Für ihre Hingabe in Personal- oder Realkredit ist daher unbedingt die Voraussetzung im Auge zu behalten, daß die Konsumvereinsorganisationen, welche solchen Kredit erhalten, Sicherheit gegen Verluste geben. Wie kann nun aber von seiten der Konsumvereine diese Sicherheit gegeben werden? Zu dieser Frage muß vorausbemerkt werden, daß die Verwaltungen der Versicherungsträger bisher eine Scheu davor hatten, überhaupt an solche Stellen Personalkredit zu geben, die nicht wie zum Beispiel Reich, Länder, Kommunen und sonstige öffentlich-rechtliche Körperschaften gesetzlich verbriefte Steuer- oder Beitragserhebungsrechte hatten. Die Aufsichtsbehörden nehmen dieselbe Stellung ein, obwohl rechtlich durchaus kein Hindernis besteht, die zweite beweglichere Vermögenshälfte auch im Wege des Personalkredits in der Wirtschaft mitarbeiten zu lassen. Wenn auch aus versicherungstechnischen Gründen gefordert werden muß, daß bei der Bewirtschaftung dieser Vermögenshälfte mit aller Vorsicht verfahren wird, um den Zweck des Vermögens, nämlich die Sicherstellung der künftig fällig werdenden Invaliden- und Unfallrenten nicht zu gefährden, so müßte doch bei den Versicherungsträgern allmählich die Erkenntnis durchdringen, daß die Konsumvereine bei zweckmäßiger zentraler Zusammenfassung mindestens ebenso vertrauenswürdig sind wie die Kreditgenossenschaften auf der Arbeitgeberseite. Von der politischen Mentalität jener Verwaltungen, die bisher vielleicht noch mehr als sachliche Gründe den Gedanken an eine Kreditverbindung mit Arbeiterkonsumvereinen überhaupt nicht aufkommen ließ, soll hier nicht die Rede sein. In dieser Beziehung sei den Berufsgenossenschaften nur gesagt, daß hier für arbeitsgemeinschaftsfreudige Arbeitgeber eine Gelegenheit für wirklich selbstlose Gemeinschaftsarbeit gegeben ist.

Was könnten die Konsumvereine nun aber noch tun, um das Vertrauen zu ihrer Kreditfähigkeit zu fördern? Man könnte an die Verpfändung von Warenbeständen mit großer Lagerfrist denken. Über solche Warenbestände verfügen die Konsumvereine jedoch besonders in der gegenwärtigen Zeit nicht. Wichtiger wäre es für die Konsumvereine, den Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten Bürgen zu präsentieren. Für Bürgschaftsleistung kämen vor allen Dinen in Frage die Städte und die Gewerkschaften, die beide ein erhebliches ernährungspolitisches Interesse an der Verbilligung der Lebensmittel durch die Konsumvereine haben. Die Bürgschaft der Städte würde für die Versicherungsträger ohne weiteres annehmbar sein. Das gleiche muß aber auch von den Gewerkschaften gelten, die selbst auf der Grundlage der Orts- oder Bezirkskartelle oder auch der Spitzenorganisationen besondere Fonds ansammeln und zur Sicherung ihrer Bürgschaft zugunsten der Versicherungsträger sperren könnten.

Es bleibt ferner noch zu prüfen, ob die wirtschaftliche Lage der großen Versicherungsträger der Unfallversicherung und der Invalidenversicherung die Übernahme einer solchen Aufgabe gestattet. Das gegenwärtige Kreditbedürfnis der Konsumvereine ist dem Verfasser seiner zahlenmäßigen Höhe nach unbekannt. Es kann also hier nicht der Leistungsfähigkeit der Versicherungsträger gegenübergestellt werden. Die Leistungsfähigkeit der letzteren läßt sich jedoch bei Zugrundelegung der vorliegenden endgültigen Rechnungsergebnisse von 1920 annähernd in zahlenmäßiger Höhe erfassen. Nach diesem Rechnungsabschluß verfügten die Berufsgenossenschaften aller Gewerbezweige und der Landwirtschaft zu Beginn des Jahres 1921 über eine Rücklage von insgesamt 500 Millionen Mark. Das Vermögen sämtlicher Landes- und Sonderversicherungsanstalten der Invalidenversicherung betrug im gleichen Zeitpunkt etwa 2,1 Milliarden Mark. Das Vermögen der Invalidenversicherung wird bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt auf etwa 3 Milliarden Mark angewachsen sein. Bei diesen Vermögensmassen ist aber zu bedenken, daß sie zum größten Teil in Goldmark vor dem Kriege angelegt waren und inzwischen infolge unseres Währungszerfalls die ungeheure Entwertung mitgemacht haben. Sie sind fast vollständig in Wertpapieren, Hypotheken und anderen langfristigen Anlagen festgelegt und scheiden daher für den hier erörterten Zweck aus. In Frage kommt nur die Ver-

wendung des künftigen Vermögenszuwachses zur Hergabe von kurzfristigen Darlehen an Konsumvereine beziehungsweise deren Spitzenorganisationen. Der Vermögenszuwachs der Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften wird in Zukunft nach den geltenden Vermögensvorschriften viele Milliarden im Jahre betragen müssen. Die Versicherungsträger als Geldgeber könnten mit Genehmigung der erwähnten Aufsichtsstellen einen angemessenen Bruchteil ihres Vermögens- oder Rücklagezuwachses für derartigen Kredit zur Verfügung stellen.

Von ihrer Seite könnte übrigens auch noch manches geschehen, um dem für beide Teile neuartigen Kreditverkehr eine erhöhte Sicherheit zu geben. Es wäre zweckmäßig, die Zinsvergütung so zu wählen, daß die Versicherungsträger zu dem für die übrigen Anlagen üblichen Durchschnittszinsfuß von etwa 4 Prozent einen kleinen Aufschlag von 2 Prozent erheben und diesen Aufschlag zur Ansammlung eines lediglich für diesen Kreditverkehr bestimmten Sicherheitsfonds benutzen. Auch auf diesem Wege könnte ein besonderer Schutz für die im Handelskredit arbeitenden Vermögensteile der Sozialversicherung geschaffen werden, wobei auch auf der Konsumvereinsseite immer im Auge behalten werden müßte, daß diese Kapitalien Ersatzmittel für verlorengegangene Arbeitskraft sind und daher ihre Verwaltung mit besonderer Vorsicht und besonderem Verantwortungsgefühl erfolgen müßte.

Der Rücklagenzuwachs der Landesversicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften wird in Papiermark in Zukunft eine erhebliche Höhe erreichen, so daß, wenn auch nur 20 Prozent davon dem Kreditverkehr mit den Konsumvereinen zugeführt würden, diese doch eine nicht zu unterschätzende Hilfe erfahren würde.

Für die Konsumvereine würde durch eine derartige Hilfe der Träger der Arbeiterversicherung eine Möglichkeit von größter Tragweite geschaffen, nämlich eine Möglichkeit, den Verkaufspreis stets — also auch bei stärkstem Anziehen der Erzeugerpreise — den letzteren in einem Umfang anzunähern, der für den Privathandel niemals denkbar ist. Mit anderen Worten: eine Hilfsaktion wie die geschilderte würde den Einkaufskredit der Konsumvereine von 15 auf 6, also um 9 Prozent verbilligen, sie würde dazu beitragen, daß der Wiederbeschaffungspreis der Konsumvereine wesentlich niedriger gehalten werden kann. Der Weg zur Erlangung dieses Kredits ist in den das Vermögen der Versicherungsträger behandelnden Abschnitten der Reichsversicherungsordnung klar vorgeschrieben. Sollten Hindernisse und Bedenken aller Art bei den Verwaltungen auftauchen, so wird es Sache der Regierung und des Parlaments sein, sie aus dem Wege zu räumen. Jedenfalls liegt die besprochene Möglichkeit durchaus in dem Rahmen der sozialpolitischen Aufgaben der Versicherungsträger. Letztere sollen nicht nur Rentenbanken des Arbeiters sein. Sie sollen vorbeugend und verhütend wirken gegenüber allen dem Arbeiter drohenden Schädigungen des Arbeitsprozesses, und in der Reihe der vorbeugenden Mittel steht die Verbesserung und Verbilligung der Ernährung an vornehmster Stelle.

Die internationale Vereinbarung über den Achtstundentag für die Industrie

Von H. Fehlinger (Schluß)

II

Von manchen Staaten sind recht übertriebene Bedenken in bezug auf die Vereinbarkeit ihrer Gesetzgebung mit dem Washingtoner Übereinkommen erhoben worden, und diese Staaten haben teilweise auch behauptet, daß andere Staaten, die das Übereinkommen weniger beschränkt auslegen, es nicht einhalten. Die Sache wird um so bedenklicher, wenn sich wichtige Industriestaaten gegen die Annahme des Übereinkommens vornehmlich aus Formgründen sträuben, obzwar die tatsächlich bestehenden Arbeitsverhältnisse den Bedingungen desselben entsprechen. Dies

trifft besonders hinsichtlich Großbritanniens zu, dessen Regierung die Überschreitung der Neunstundengrenze an manchen Wochentagen und in gewissen Betriebsarten sowie den Sonntagsdienst der Eisenbahner als Gründe gegen die Annahme des Übereinkommens ins Feld führt. Man ratifiziert nicht, weil man Einsprüche anderer Staaten befürchtet.

In einem Bericht über diesen Gegenstand, den das Internationale Arbeitsamt der vierten Arbeitskonferenz zu Genf vorlegte, heißt es mit Bezug hierauf:

»Es gibt keinen Ausweg aus dieser Schwierigkeit, und es wird keinen geben, bevor nicht in der Verfassung der Internationalen Arbeitsorganisation ausdrücklich und in einer Weise, die jeden Schatten von Zweifel ausschließt, einer Autorität die Befugnis zur Auslegung der Übereinkommen gegeben wird. Wenn eine Autorität aussprechen könnte, daß dieses oder jenes System der Arbeitszeitregelung dem Übereinkommen entspricht oder nicht entspricht, wenn diese Autorität Sicherheit geben könnte, daß Einwendungen oder Beschwerden im voraus als grundlos erachtet und beiseite geschoben werden würden, dann könnten Zweifel nicht länger obwalten. Ein Staat, der keinen anderen als solchen Schwierigkeiten begegnet, würde dann zur Annahme des Übereinkommens verpflichtet sein.« [1]

Der Bericht empfiehlt, daß die internationalen Arbeitskonferenzen selbst die Autorität zur Auslegung der von ihnen beschlossenen Übereinkommen besitzen sollen, und es wurde der vierten Konferenz ein Vorschlag betreffend das Verfahren gemacht, das hierbei im Falle *künftig zustande kommender* Übereinkommensentwürfe zu beobachten wäre. Für das Achtstundentagsübereinkommen käme dieser Ausweg aber nicht mehr in Betracht. Was diese betrifft, so muß entweder abgewartet werden, bis eine Änderung des politischen Gleichgewichts oder jenes der sozialen Faktoren die Staaten zur Annahme seiner Bestimmung geneigt macht, oder es muß eine Änderung dieser Bestimmungen ins Auge gefaßt werden.

Die Nichtannahme des Achtstundenübereinkommens wird aber von vielen Staaten nicht bloß mit den Schwierigkeiten begründet, die eine entsprechende Änderung ihrer Gesetzgebung bereitet, sondern auch mit der Furcht vor dem fremden Wettbewerb und vor der Verminderung der Produktion. Den Einwand betreffend fremden Wettbewerb bringen zum Beispiel vor: Frankreich und Belgien mit dem Hinweis auf die Konkurrenz Deutschlands und der angelsächsischen Länder; die südeuropäischen Länder, welche die Konkurrenz des wirtschaftlich weiter entwickelten Nordeuropa fürchten; Europa im allgemeinen mit Bezug auf den Wettbewerb des fernen Ostens. Neben allgemeinen Befürchtungen dieser Art haben manche Regierungen in ihren Mitteilungen an das Internationale Arbeitsamt auch konkrete Fälle des Wettbewerbs zwischen gewissen in- und ausländischen Industrien angeführt. In dem Bericht des Amtes wird hierzu unter anderem bemerkt: »Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit die seltsamsten und ungenauesten Auffassungen hingenommen werden.« Die Einwände, die mit dem Hinweis auf die gegenseitige Konkurrenz gemacht werden, sind schon deshalb hinfällig, weil seit 1918 in allen bedeutenden Industriestaaten der Grundsatz des Achtstundentags anerkannt wurde. Seine Geltung möglichst zu beschränken, bemühen sich Regierungen und Unternehmer neuestens in einer Reihe von Staaten.

Um zu vermeiden, daß Staaten mit dem Hinweis auf die internationale Konkurrenz der Annahme des Übereinkommens ausweichen, wurde schon auf der ersten Arbeitskonferenz der Grundsatz der bedingten Ratifikation aufgestellt. Auf der dritten Konferenz wurde die Angelegenheit wieder durch den niederländischen Vertreter Nolens zur Sprache gebracht, und eine Erklärung des Direktors des Internationalen Arbeitsamts wurde zustimmend aufgenommen, die dahin geht, daß die Mitgliedstaaten Vertragsentwürfe der internationalen Arbeitskonferenzen *bedingt ratifizieren* können, nämlich mit dem Vorbehalt, daß die Ratifikation

[1] Special Report on the Situation with regard to the Ratification of the Hours Convention. Genf 1922. 86 S.

erst wirksam wird, sobald gewisse andere Staaten gleichfalls ratifiziert haben. Es würde demnach eine Vereinbarung in mehreren Staaten, zwischen denen scharfe wirtschaftliche Konkurrenz besteht, gleichzeitig in Kraft treten.

In bezug auf die Frage der eben erörterten bedingten Ratifikation hat der deutsche Reichswirtschaftsminister am 10. Januar 1922 in einem Schreiben an den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund folgende Erklärung abgegeben:

»... Nachdem die kürzlich abgehaltene Internationale Arbeitskonferenz in Genf dem Standpunkt des Direktors des Internationalen Arbeitsamts, Albert Thomas, beigetreten ist, daß nämlich die einzelnen Staaten die Beschlüsse unter dem Vorbehalt ratifizieren können, daß diese erst wirksam werden, wenn bestimmte andere Staaten gleichfalls ratifiziert haben, dürfte der wesentliche Widerstand gegen eine alsbaldige Ratifikation der Abkommen seitens Deutschlands weggefallen sein. Nachdem auf diese Weise den notwendigen Konkurrenzbedingungen Deutschlands auf dem Weltmarkt in vollem Umfang Rechnung getragen werden kann, nehme ich an, daß der Reichsrat und nach ihm der Reichstag die Gesetzentwürfe beschleunigt zur Annahme bringen werden.«

Bis jetzt ist jedoch von der Möglichkeit der bedingten Ratifikation nicht Gebrauch gemacht worden.

Die Frage der Produktionsverminderung infolge des Achtstundentags wurde in den letzten drei Jahren fast allenthalben rege erörtert, und es wurde eine ganze Reihe von Erhebungen über die Sache angestellt, deren Ergebnisse von recht verschiedenem Werte sind. Im Bericht des Internationalen Arbeitsamts wird in diesem Zusammenhang gesagt: »Es mag eines Tages klar gezeigt werden, daß planmäßige Organisation der Arbeit und des Lebens es möglich macht, bei Bestand des Achtstundentags die Produktion auf der Höhe zu halten und weiter zu entfalten. Es muß immer wieder gesagt werden, daß der Achtstundentag nicht eine einzeln dastehende Reform sein kann; er muß die Quelle einer wirklichen sozialen Erneuerung bilden.«

Auf der vierten Internationalen Arbeitskonferenz zu Genf (18. Oktober bis 3. November 1922) wurde bei Gelegenheit der Aussprache über den Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamts die Frage des internationalen gesetzlichen Achtstundentags eingehend besprochen, wobei die verschiedensten Auffassungen zum Ausdruck kamen. Die Arbeiterdelegierten vertraten im allgemeinen den Standpunkt, daß stichhaltige Gründe gegen die Annahme des Übereinkommens nicht bestehen, sondern daß der unbefriedigende Zustand vor allem die Folge der Opposition der Unternehmerschaft und der Regierungen sei.

Der holländische Arbeitervertreter Kupers sagte beispielsweise:

»In Wirklichkeit haben fast überall die Unternehmer einen zu großen Einfluß auf die Regierungen ausgeübt. Ein neuer Beweis dafür ist die Tatsache, daß auf dieser Konferenz keine wirklich wichtige Frage der Gesetzgebung auf der Tagesordnung steht. Ich glaube fast, daß dies von einem Druck der Arbeitgeber auf die Regierungen herrührt. Der Achtstundentag ist infolge der Stärke der Arbeiterorganisationen und nicht infolge der Regierungsgewalt Gesetz geworden. Und wenn manche Regierungen für ein Gesetz zugunsten des Achtstundentags eingetreten sind, so war dies vielfach die Angst vor den Arbeiterorganisationen und die Sorge, die Arbeiter könnten wieder zu anderen Methoden zurückkehren. Die Regierungen sprechen oft von der Überbrückung der sozialen Gegensätze, aber ich muß feststellen, daß sie meistens selbst dazu beitragen, den Klassenkampf zu fördern. Um ein Beispiel aus meinem Lande zu nennen: Wir hatten bis heute die 45stündige Arbeitswoche. Dieses Gesetz soll nunmehr umgeändert werden auf 48 Stunden, außerdem soll es eine Menge Ausnahmen enthalten, und eine große Anzahl von Berufen genießt nicht einmal den Schutz dieser Vorschriften. Die Arbeitgeber wollen zurück zum Zehnstundentag. Diese Bewegung ist allgemein und tritt nicht nur in Holland, sondern auch in anderen Ländern auf.«

L. Jouhaux, der Vertreter der französischen Arbeiterschaft, führte unter anderem folgendes aus:

»Seit Washington hören wir von allen Seiten: ‚Ich würde gern ratifizieren, aber nur wenn das mein Nachbar auch tut.' Der andere erklärt: ‚Ich würde gern ratifizieren, aber in dem Übereinkommen von Washington sind einige zu strenge Bestimmungen, die mir nicht gestatten, sie auf die besonderen Bedingungen meiner Industrie anzuwenden.' Nach Ansicht der Allgemeinheit und nach Ansicht der Arbeiter im besonderen ist das Internationale Arbeitsamt zu schwach. Wenn es die gesetzlichen Interessen der Arbeiter aller Länder nicht wahrnehmen kann, dann wird sich die Arbeiterschaft selbst helfen. Das bedeutet von neuem soziale Kämpfe und damit verbundene wirtschaftliche Schädigungen. Die Arbeiterorganisationen schließen sich zusammen, um in allen Ländern den Achtstundentag als gesetzliches Recht zu schützen, als ein Recht, das ihnen nie mehr entzogen werden kann. Das Internationale Arbeitsamt und alle, die an den internationalen Arbeitskonferenzen und am Verwaltungsrat beteiligt sind, müssen unter Einsatz aller ihrer Kräfte dafür sorgen, daß das Amt die notwendigen Vollmachten bekommt, um die Ratifikationen durchzuführen, oder aber man muß den Konkurs des Unternehmens, das in Washington begonnen wurde, erklären, und man wird zum Kampfe zurückkehren, wo allein die Gewalt entscheidet.«

Hoffen wir, daß es dazu nicht kommt.

Zur Frage der Sozialisierung

Von Dr. W. Schöttler

Wenn auch der Ruf nach vollständiger Sozialisierung wegen der Zerrüttung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse vorläufig fast verstummt ist, so bleibt die Lösung der Frage nach der Möglichkeit und Notwendigkeit einer Sozialisierung, Vergesellschaftung oder Verstaatlichung — die Worte sind sinnverwandt — doch nicht weniger dringlich. Eine wertvolle, durchaus sachlich gehaltene Arbeit über diese Probleme, unter Berücksichtigung der Erfahrungen, Umgestaltungen und Veränderungen der letzten Jahre, gibt Professor v. Tyszka in seiner soeben in zweiter Auflage erschienenen Schrift »Die Sozialisierung des Wirtschaftslebens«.[1] Der Verfasser kommt nach eingehender grundsätzlicher Betrachtung (1. Die wirtschaftliche Freiheit und der soziale Gedanke, 2. Der Sozialismus, 3. Kapitalistische und sozialistische Wirtschaftsordnung, 4. Bedingung und Grenzen der Sozialisierung, 5. Die Gemeinwirtschaft in ihrer sozialen und finanziellen Bedeutung, 6. Die Sozialisierung der privaten Monopole) zu etwa folgendem Ergebnis: Wollten wir Schlüsse aus der bisherigen Entwicklung der Menschheit ziehen, wollten wir aus der Vergangenheit die Zukunft ermitteln, dann könnte es scheinen, als ob der Sozialismus nicht am Ende, sondern am Anfang der Entwicklung eines jeden Volkes oder jeder Kultur stände, denn gerade in den Frühzeiten aller Völker und Kulturen waren sozialistische und kommunistische Strömungen vorherrschend. So sehen wir zum Beispiel in der Siedlungsweise der alten Germanen, der sogenannten Markgenossenschaft, wesentliche kommunistische Bestandteile. Privateigentum bestand nur an Haus und Hof und den wenigen Geräten, während Feld, Acker, Flur, Wald und Weide gemeinsames Eigentum der ganzen Markgenossenschaft waren. Nach gemeinsamem Plane wurde die Feldbestellung vorgenommen, der einzelne Bebauer war nur Nutznießer, nicht Eigentümer seines Landes, das jährlich durch das Los neu verteilt wurde.

Eine streng individualistische Wirtschaftsweise, »ein das Wirtschaftsleben beherrschendes Emporkommen des Privateigentums« bemerken wir erst in sehr später Zeit, bei Beginn des kapitalistischen Zeitalters in Deutschland.

[1] Jena 1922, Verlag von Gustav Fischer. VIII und 92 Seiten.

Andererseits scheint es jedoch, als ob schon in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg in unserer Wirtschaft Gebilde entstanden sind, die man wohl als Vorboten einer sozialistischen Wirtschaftsordnung bezeichnen kann. Gemeint sind die immer mehr zunehmenden »Zusammenschlüsse in der Großindustrie, die Überhandnahme der Konzerne, die Kartellisierung, Syndizierung und Vertrustung«. Ausgehend vom Bergbau, sehen wir diese Zusammenschlüsse sich auf immer weitere Gebiete unseres Wirtschaftslebens erstrecken. »Der Stinnes-Konzern, erst 1901 mit 1 Million Kapital gegründet, erstreckt sich gegenwärtig nicht nur auf Bergwerke und Hütten, auch Walzwerke, Elektrostahlwerke, Maschinenfabriken, ja sogar Schiffahrtsgesellschaften umfaßt er. Und andere fast ebenso große Konzerne entstanden mit und neben ihm: der Thyssen-Konzern, der weite Teile der rheinländisch-westfälischen Industrie bis hinauf zu schleswig-holsteinischen Schiffahrtsgesellschaften in Beschlag genommen hat; der Klöckner-Konzern erstreckt sich von den Lothringer Hütten und Bergwerksvereinen bis zu Stahlwerken und Maschinenfabriken in Rheinland und Westfalen. Der Stumm-Konzern, ursprünglich im Saargebiet gelegen, hat neben oberrheinischen Werken auch bayerische Werke in seinen Bereich gezogen. Und in ähnlicher Weise hat sich der Haniel-Konzern, der Röchling-Konzern, der Phönix-Konzern ausgebreitet.«

Durch diese großen Konzerne, die wieder untereinander in Verbindung stehen, wird unser gesamtes Wirtschaftsleben durch ein »weitverzweigtes und verästeltes monopolistisches Gewebe« durchzogen, denn überall, wo die Konzerne herrschen, ist die Konkurrenz so gut wie ausgeschaltet und das private Monopol an ihre Stelle getreten.

Diesen Zusammenschlüssen in der Großindustrie gegenüber sehen wir die Vereinigung auch der Arbeitnehmer zu rechtlich anerkannten, starken Verbänden, denen es gelungen ist, den Arbeitsvertrag aus der Sphäre des reinen Privatrechts herauszuheben und ihn mehr und mehr dem öffentlichen Rechte einzugliedern.

Die so im Kapitalismus entstandenen Wirtschaftsformen haben den früheren reinen Individualismus mehr und mehr abgestreift. Geboren wurde aber der Kapitalismus aus der wirtschaftlichen Freiheit, der freien Konkurrenz. Letztere war imstande, wesentliche Schäden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu bannen. Mit ihrem Wegfall wird auch Voraussetzung und Berechtigung der freien kapitalistischen Wirtschaftsweise für die in monopolistischen Konzernen zusammengeschlossenen Unternehmen aufgehoben. Diese Unternehmungen haben sich selbst eine Form geschaffen, die der wirtschaftlichen Freiheit nicht mehr bedarf; so fällt auch bei den Betriebsleitern und Generaldirektoren innerhalb der Konzerne freies wirtschaftliches Handeln und kaufmännische Initiative zugunsten einer reinen Verwaltungstätigkeit immer mehr fort.

Die industriellen Zusammenschlüsse unterscheiden sich von der Gemeinwirtschaft nur in einem wesentlichen Punkte: sie befinden sich in der Hand einzelner privater Personen, nicht in der der Allgemeinheit, das in ihnen investierte Kapital ist nicht Sozialkapital, dem Staate gehörig, sondern »Privatkapital«. Wenn die Konkurrenz ausgeschaltet ist, haben sie zwar alle Nachteile kapitalistischer Unternehmungsweise, ohne jedoch ihre Vorteile zu besitzen. Von Tyszka kommt dann zu der Überzeugung, daß die Weiterentwicklung der Konzerne, Kartelle und Trusts auf privatkapitalistischer Grundlage das Wirtschaftsleben schwer gefährden würde, weil deren Monopolstellung erlaubte, die ganze Volkswirtschaft zu kontrollieren und ihr Bahn und Richtung vorzuschreiben, wodurch unser gesamtes Wirtschaftsleben unter die Wirtschaftsautokratie einzelner privater Kapitalisten käme, ein »unerträglicher Zustand«, weil er die wirtschaftliche und soziale und bald auch die politische Abhängigkeit der Masse des Volkes von wenigen Reichen und Mächtigen brächte.

Zwei Wege, diesem Zustand ein Ende zu machen, sieht v. Tyszka: einmal die Zurückführung des Wirtschaftslebens auf den früheren Zustand, also Aufhebung der

Konzerne und Herstellung der freien Konkurrenz, dann die Überführung der privaten Monopole in gemeinwirtschaftliche. — Der erste Weg scheint dem Verfasser jedoch verschlossen zu sein, »da es kein Mittel gäbe, die freie Konkurrenz da wieder herzustellen, wo private Monopole sie zerstört hätten«. Bisher hätten sich auch alle gesetzgeberischen Maßnahmen als völlig unzulänglich erwiesen. — Bei dem zweiten Wege, der Verstaatlichung oder Sozialisierung der privaten Monopole, ergeben sich aber die Schwierigkeiten, die, wie gesagt, gerade in der Zerrüttung unserer Wirtschaft der Gegenwart liegen. Geeignet für die Gemeinwirtschaft — wirtschaftlich gesunde Verhältnisse vorausgesetzt — hält v. Tyszka Unternehmungen, »wo der ganze Gang des Betriebs und die Art des Unternehmens eine mehr bureaukratische, eine der öffentlichen Verwaltung ähnliche ist«. Zu nennen seien in erster Linie die dem öffentlichen Wohl, der Allgemeinheit dienenden Unternehmungen. Außerdem nennt der Verfasser die Betriebe der Urproduktion: den Bergbau, die Montanindustrie. »Diese haben einen solchen Umfang erreicht, sind derartig festgewurzelt im Wirtschaftsleben und haben eine solche Bedeutung für die Allgemeinheit erlangt, daß ihre Sozialisierung nicht nur grundsätzlich möglich wäre, sondern geboten erschiene«. Ferner hätten auch die Elektrizitätsindustrie und die chemische Industrie ein Stadium erreicht, daß die Vergesellschaftung dieser Betriebe ins Auge gefaßt werden könne. — Von dem ganzen Handel, von der Ein- und Ausfuhr, der Schiffahrt müsse der Staat jedoch vollständig seine Hand lassen, weil auf diesen Gebieten Spekulationsbegabung, schnelle Entschlußfähigkeit und Anpassung an die stets wechselnde Konjunktur erforderlich seien. Deshalb müsse der Handel frei sein, damit er seine Schwingen zum Wohle des Volksganzen entfalten könne. Bestimmte Grenzen beständen so einerseits bei der Sozialisierung, andererseits aber auch bei der kapitalistischen Unternehmung. Es sei daher dringende Aufgabe, zu erkennen, wohin der Weg ginge, in welchen Zweigen des Wirtschaftslebens die Sozialisierung grundsätzlich nicht nur möglich, sondern in sozialem wie wirtschaftlichem Interesse geboten sei.

Ob völlige Handelsfreiheit bei einer Sozialisierung der anderen Wirtschaftszweige möglich ist, mag dahingestellt bleiben. Auch ist die Behauptung, daß nur der freie Handel seine Schwingen zum Wohle des Volksganzen entfalten könne, nach den Erfahrungen der letzten Jahre zum mindesten sehr zweifelhaft.

Außenpolitische Rundschau

Die Konferenz von Lausanne — Das Problem der Kriegsschulden — Die amerikanischen Wahlen — Petroleum und Christentum — Das Resultat von London — Die erste außenpolitische Tat des Kabinetts Cuno

Die Konferenz von Lausanne, die nur die Fortsetzung der Konferenzen von Genua und vom Haag ist, hat eine weit größere Bedeutung, als es zunächst den Anschein haben mag. Auf der einen Seite handelt es sich in Lausanne um die Revision des Vertrags von Sèvres. Ein großer Teil der »befreiten« Völker kommt wieder unter die Herrschaft der Türkei. Was aber teilweise noch wichtiger ist, das ist die Regelung der Dardanellenfrage. Bekanntlich ist dem alten Rußland bei der Aufteilung der zu »befreienden« Gebiete während des Krieges die Herrschaft über die seit Jahrhunderten umstrittenen Dardanellen zugesprochen worden. Als die Bolschewisten zur Herrschaft kamen, verzichteten sie auf diese Erbschaft. Inzwischen hat ihre Stellung zur imperialistischen Politik eine Änderung durchgemacht. In diesem Punkte wie in so vielen anderen setzten die Bolschewisten die Tradition des alten Rußland getreulich fort. Da sie aber mit der Türkei ein Bündnis abgeschlossen haben, konnten sie nicht gut ihre Ansprüche auf die Dardanellen geltend machen. Sie begnügten sich also damit, das kleinere Übel zu wählen und die Herstellung des

Status quo ante zu verlangen. Denn inzwischen hatte England die Erbschaft angetreten und de facto sich in den Besitz der Dardanellen gesetzt. Für Rußland ist es aber von großer Wichtigkeit, ob England, das heute mehr als je die See beherrscht, die Dardanellen »kontrolliert« oder ob die zwar immer noch kriegerische, aber verhältnismäßig schwache Türkei über die Dardanellen verfügt. Außerdem ist wie gesagt die Türkei heute mit Rußland verbündet.

* * *

Aber über diesen lokalen Streit zwischen Rußland und England, wobei die Türkei und Griechenland nur als vorgeschobene Strohmänner fungieren, schwebt in Lausanne unsichtbar und immer gegenwärtig die große Reparationsfrage, die, das proklamiert heute auch Poincaré, nachdem er es leidenschaftlich bestritten hat, auch das gesamte internationale Problem der Kriegsschulden umfaßt. Die Tatsachen dieses Problems sind bekannt, und wir haben sie hier wiederholt erörtert. Sie bestehen einesteils darin, daß Deutschland gegenüber allen Alliierten verschuldet ist und diese wieder untereinander Schulden haben, die aber ungleich verteilt sind; anderenteils darin, daß die Gesamtheit der Alliierten gegenüber den Vereinigten Staaten verschuldet ist, Die Alliierten befinden sich gegenüber Amerika bezüglich der Schulden wie auch bezüglich der Schuldenhöhe ungefähr in derselben Situation wie Deutschland gegenüber den Alliierten. Freilich besteht immerhin der wesentliche Unterschied, daß die Schuldenlast von annähernd 200 Milliarden Goldmark, die die Alliierten den Vereinigten Staaten schulden, auf alle Staaten wenn auch ungleich verteilt sind, während Deutschland für die ihm auferlegten 138 Milliarden — wobei die Ausgleichszahlungen, der Verlust der Kolonien usw. nicht eingerechnet sind — allein aufzukommen hat. Eingerechnet ist auch nicht die Zwangslage, in der sich Deutschland befindet und die hauptsächlich darin besteht, daß die Alliierten jede Verfehlung Deutschlands zu einer Zwangsmaßnahme benutzen können, während sie selbst nicht einmal die Zinsen ihrer Schulden zahlen. Aber obwohl die Alliierten politisch und moralisch wie auch finanziell sich in einer ungleich günstigeren Lage gegenüber Amerika befinden, als Deutschland sich gegenüber den Alliierten befindet, juristisch und wirtschaftlich wird die Lage der Alliierten gegenüber Amerika je länger desto mehr der Deutschlands ähnlich.

Dazu kommt noch etwas anderes. Die Alliierten haben Deutschland die ungeheuerliche Kriegsentschädigung aufgehalst, hauptsächlich um ihre eigenen inneren und äußeren Schulden zu bezahlen und in der Hoffnung, daß der hereinströmende Goldreichtum ihre Wirtschaft heben wird. Nun hat es sich aber herausgestellt, daß gerade die ungeheuerliche Verschuldung Deutschlands die wirtschaftliche Wiederherstellung der Wirtschaft der Alliierten verhindert. Der Goldstrom bleibt aus. Geblieben aber sind die Schulden der Alliierten untereinander und gegenüber Amerika. England hat schon vor Jahr und Tag proklamiert, daß es bereit ist, auf seinen Anteil an die deutsche Reparationsschuld zu verzichten, sofern auch die anderen Gläubiger einen verhältnismäßig gleichen Verzicht aussprechen und sofern Amerika seinerseits eine entsprechende Streichung der Schulden vornimmt. Wie man leicht ersehen kann, ist die scheinbar großherzige Haltung Englands durchaus die eines tüchtigen Geschäftsmannes. Was zu erwarten war. Denn genau besehen gab England nichts und verlangte dafür desto mehr. Man kann es also durchaus begreifen, daß die Alliierten Englands nichts weniger als begeistert von diesem Vorschlag waren. Er hatte aber jedenfalls das unbestreitbare Verdienst, die gesamte Schuldenfrage ins Rollen zu bringen.

Freilich gingen die Dinge bisher sehr langsam vonstatten. Die Schuldenfrage schleppte sich von Paris über Boulogne, Washington, Cannes usw. nach dem Haag, ohne trotz dieser Weltreise vom Fleck zu kommen. Sie schien sogar mit dem Regierungsantritt Poincarés endgültig auf einen toten Punkt geraten zu sein. Aber die wirtschaftlichen Gesetze haben ihre unwiderstehliche Logik, die sich trotz aller politi-

schen Hemmnisse und Vorurteile durchsetzt. Auch in Frankreich und natürlich erst recht in Amerika. Und hier müssen wir eine Einschaltung machen; sie betrifft die amerikanischen Wahlen.

* * *

Scheinbar sind diese Wahlen resultatlos verlaufen. Die Republikaner haben im Senat wie im Repräsentantenhaus die Mehrheit behalten. Aber diese Mehrheit ist nicht nur erheblich reduziert, in Wirklichkeit besteht sie im Senat nicht mehr. Es hat sich dort eine kleine radikale Gruppe gebildet, die zwar formell noch der republikanischen Partei angehört, die aber nicht unter der Herrschaft der Trusts steht und faktisch das Zünglein an der Wage bildet. Die Bedeutung dieser Tatsache wird wohl erst im Laufe der kommenden Legislaturperiode sich kundtun. Um die wenig übersichtlichen politischen Verhältnisse in Amerika zu beleuchten, ist es notwendig, auf den Wahlkampf zurückzukommen.

Eine irgendwie einheitliche Wahlparole gab es diesmal nicht. Demokraten und Republikaner kämpften mehr oder weniger mit den gleichen abgebrauchten Argumenten. Die politische Auseinandersetzung war ziemlich zerklüftet. Stark beherrscht wurde der Wahlkampf von der Frage der »Trockenlegung« Amerikas. Anhänger wie Gegner des absoluten Alkoholverbots rangen miteinander. Es scheint, daß die Gegner der »Trockenlegung« einen Sieg über die fanatischen Antialkoholisten errungen haben. Daneben lief der Kampf der absoluten Prohibitivzöllner mit den Anhängern einer liberalen Zollpolitik. Diese sind ganz natürlich vor allem unter den Farmern und den Antitrustlern zu finden. Und auch hier scheint es, daß letztere wenn nicht einen Sieg errungen, so doch die Stellung ihrer Gegner so sehr erschüttert haben, daß eine Umkehr der Zollpolitik der letzten Jahre unvermeidlich ist.

Das hat aber notwendig außenpolitische Folgen, die auf den ersten Blick sich nicht ohne weiteres ergeben. Sobald Amerika seine Politik der wirtschaftlichen Abschließung von der Alten Welt aufgibt, wird es unweigerlich in den Strudel der finanzpolitischen Fragen Europas hineingezogen. Und dies hat sich bereits in Lausanne und London fühlbar gemacht.

Doch ehe wir darauf zurückkommen, sind noch einige Bemerkungen über die amerikanischen Wahlen notwendig. Wenn die Trockenleger und Schutzzöllner eine Niederlage erlitten haben, die weniger offensichtlich als tatsächlich ist, so hat die Verwaltung Hardings — und darunter versteht man in Amerika das gesamte politische Regierungssystem — eine unbestrittene Niederlage erlitten. Die Herrschaft der Kriegsgewinner ist also durch die Wähler — wenn nicht schon durch die Parteien — in ihren Grundfesten erschüttert worden. Und dies, obwohl in Amerika bis heute eine starke Oppositionspartei fehlt.

Die Kommunisten, die dort unter dem harmlosen Namen »Arbeiterpartei« auftreten, haben sich durch die Wahlen als eine nicht existierende Partei erwiesen. Ihre Stimmenzahlen, die sie hier und da errungen haben, sind von einer lächerlichen Geringfügigkeit. Die Stimmenzahl der sozialistischen Partei, die noch schwer unter den Nachwirkungen der Spaltung und der Verfolgungen während des Krieges leidet, steht noch nicht fest. Viktor Berger ist bekanntlich wieder ins Parlament gewählt, und es fehlte nur wenig, daß auch der zweite Abgeordnete von Milwaukee der sozialistischen Partei zufiel. Vielfach gingen die Sozialisten mit der radikalen Farmerpartei zusammen, die ihrerseits weniger eigene Kandidaten aufstellte, als vielmehr die progressiven Republikaner vom Schlage der La Follette und Borah unterstützte. Während wir diese Zeilen schreiben, findet in Chicago eine Zusammenkunft zwischen Vertretern der Farmerpartei, der sozialistischen Partei und der Progressisten statt. Der Zweck dieser Zusammenkunft ist die Zusammenfassung aller oppositionellen und antikapitalistischen Elemente. Was aus diesem Versuche sich ergeben wird, bleibt noch abzuwarten. Der Sekretär der sozialistischen Partei erklärt in einem Rundschreiben, daß er an diese Konferenz keine großen Erwartungen knüpft.

* * *

Und nun zurück nach Lausanne und London. Die Dinge sind bekannt und bedürfen nur einer kurzen Beleuchtung. In Lausanne hat Amerika wieder aktiv in die innere Politik Europas eingegriffen, und gerade in einer Frage, die ihm scheinbar entfernter liegt als das Reparationsproblem. Aber in Lausanne handelte es sich nicht allein um die Dardanellen und die Abgrenzung des Balkans und Kleinasiens, sondern auch um die Petroleumfelder von Mossul.

Die Vorgeschichte wird nicht allen in Erinnerung sein. Es war im Jahr 1896, als der amerikanische Admiral Chester mit einem Geschwader nach Konstantinopel geschickt wurde, um den bedrängten Armeniern zu Hilfe zu kommen und dabei die — Konzession der Petroleumfelder von Mossul bekam. Gott weiß eben seine Streiter für die Sache der Christenheit zu belohnen. Diese Petroleumfelder sind seitdem ein übliches Handelsobjekt des Abdul Hamid geblieben. Auch die Engländer bekamen sie. Als die Völkerbefreier in Versailles die Türkei aufteilten, fiel Mossul aber weder den Amerikanern, noch den Engländern, sondern den Franzosen zu. Als die englischen Aktionäre der Royal Shell Co. entdeckten, was die Vertreter Englands, die nicht allein mit Deutschland, sondern auch mit der Geographie auf dem Kriegsfuß standen, angerichtet hatten, war es schon zu spät. Man mußte den Franzosen eine Beteiligung von 25 Prozent zugestehen, um Mossul wieder zu bekommen. Und diese »Rückgabe« rechnen gewisse Leute in Frankreich noch heute Clémenceau sozusagen als Landesverrat an. Man kann sich danach vorstellen, wie Rockfeller und Wilson denken mag, der ganz vergessen hatte, die im Kampfe für die Christenheit errungene Konzession der Peroleumfelder von Mossul geltend zu machen. Diese Scharte wieder auszuwetzen, hatte Harding den Botschafter Child nach Lausanne geschickt.

* * *

Wie weit der Kuhhandel gediehen ist, was in Lausanne und dann in London, wo sogar drei amerikanische Botschafter anwesend waren, vereinbart, in Aussicht genommen, in Erwägung gezogen, geplant, zugesagt und als möglich versprochen worden ist, läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Wir begnügen uns mit der Feststellung von zwei Tatsachen: Vor Lausanne und London haben sowohl Mussolini als auch Poincaré ganz erschrecklich mit dem Sabul gerasselt. Nach London haben beide ganz merkwürdig vernünftige Ansichten zum Besten gegeben. Freilich halten sie noch immer die Hand an dem Säbelknauf, aber vielmehr um darüber zu wachen, daß der Säbel, der ihnen Angst zu machen scheint, nicht unversehens aus der Scheide fährt, als um ihn vielleicht noch zu ziehen. Die Argumente, die Amerika und England vorgebracht haben, scheinen von einem wundertätigen Gewicht gewesen zu sein. Und wenn man heute in Paris und Rom von einem Scheitern der Londoner Konferenz spricht, so muß man das von dem Standpunkt aus verstehen, den die Parteigänger Poincarés und Mussolinis einnehmen. Von unserem Standpunkte aus gesehen, ist die Konferenz von London, obwohl sie ohne greifbares — wenn auch nicht sichtbares — Ergebnis vertagt worden ist, die erste interalliierte Konferenz seit dem Friedensschluß, die nicht gescheitert ist.

* * *

Ohne uns mit der Außenpolitik des Kabinetts Cuno heute zu befassen, schon deshalb nicht, weil sie uns ebenso wenig bekannt ist wie der übrigen Welt, wollen wir doch betonen, daß die Absendung der Note nach London, in der ein positiver, konkreter Vorschlag zur Reparationsfrage enthalten war, die erste außenpolitische deutsche Tat ist, seit Rathenau durch einen Bubenstreich ermordet worden ist. Auf die Note selbst wollen wir heute nicht eingehen. Sie ist selbstverständlich als »ungenügend« abgelehnt worden. Niemand konnte erwarten, daß Deutschland so viel bieten kann, um die Alliierten zu befriedigen. Wäre das möglich, dann gäbe es eben kein Reparationsproblem. Aber die Note war im psychologischen Moment ein konkretes, ernsthaftes Angebot. Und darauf kam es an. J. S.-J.

Zwei niederdeutsche Erzähler

Von J. Kliche

Der Verlag Quelle & Meyer in Leipzig hat in letzter Zeit zwei Romane auf den Markt gebracht, die selbst in unserer Gegenwart sich eine breitere Beachtung verschafften. Ihr Verfasser ist der Oldenburger August Hinrichs, und die Titel der beiden Bücher lauten »Das Licht der Heimat« und »Der Wanderer ohne Weg«. Beide Arbeiten sind als vollwertige Leistungen anzusprechen, was um so bemerkenswerter ist, als der Autor keineswegs der Zunft der berufsmäßigen Romanschreiber angehört, sondern heute wie ehemals als biederer Tischlermeister neben seinen Gesellen und Lehrlingen tagsüber in der Werkstelle schafft. Nur des Abends oder des Sonntags lebt er seiner Muse.

Solches Schaffen ist wahrlich nicht gerade alltäglich, weshalb es sich verlohnt, über diesen im wahrsten Wortsinne schurzfelligen Autor auch an dieser Stelle einiges zu sagen. Um so mehr, als der erstgenannte Roman bereits durch eine Anzahl Parteizeitungen ging und dort, soviel ich weiß, allenthalben mit Beifall aufgenommen wurde.

Welchen Weges kam der Verfasser? Mit keinerlei Glücksgütern gesegnet, hat August Hinrichs nach Beendigung seiner Lehrzeit eine Reihe von Jahren als Handwerksbursche die Welt durchwandert. Er war in Österreich und Italien und kehrte schließlich wieder in seine norddeutsche Heimat zurück. In Oldenburg richtete er sich eine kleine Tischlerwerkstätte ein. Indes war Hinrichs mit offenen Augen durch Zeit und Raum gegangen, und wenn er auch jetzt ins Philisterland zurückgekehrt war, senkte er fortan doch keinesfalls den Blick vor dem Vergangenen. Im Gegenteil, Erinnerungen und Erfahrungen, alte Sehnsüchte und neue Lebenserkenntnisse nahmen in seinem Kopf allmählich eine feste Gestalt an. Ein starkes Fabuliertalent kam hinzu, und bald hatte unser Mann die Feder in der harten Hobelhand und formte Gedanken zu Wortgebilden und zu — Dramen. Die literarischen Anfänge Hinrichs' lagen also nicht auf epischem Gebiet, wenn ihm auch auf dem letzteren erst wirkliche Erfolge beschieden waren. Außer kleinen Gelegenheitseinaktern war es ein Sagenspiel »Frithjof«, das vor neun Jahren in mehreren norddeutschen Städten über die Bühnen ging. Daneben erlebte auch ein soziales Drama, »Kinder der Sehnsucht« benannt, im einstigen Oldenburger »Großherzoglichen« Theater eine Reihe von Aufführungen. Obwohl hier eine Streikhandlung das Grundmotiv bildete, beweist schon der Ort, an dem es aufgeführt wurde, daß das Werk nicht von krasser Elendsmalerei und hoffnungslosem Pessimismus strotzt. Dennoch ist diese Arbeit später ins Englische übersetzt und in Amerika unter dem Titel »Kapital und Arbeit« aufgeführt worden.

Nach diesen vielversprechenden Anfängen kam der Krieg mit seinen Konsequenzen. Hinrichs mußte auf vier Jahre von Hobel und Sägebank, von poetischer Sinniererei und dramatischem Gestalten Abstand nehmen. Nachdem diese Zeit vorüber, gelang es Hinrichs, seine Werkstätte wieder zu öffnen. Auch zu den alten Sonntagsidealen kehrte er zurück. So erschien denn sein schon erwähnter, 400 Seiten fassender Roman vom »Licht der Heimat«. In diesem Roman hat unser Autor mancherlei aus seiner Handwerksburschenzeit zu festen Gebilden geformt. Der Grundgedanke des sicher und flott geschriebenen Buches ist, daß ein junger Schlosser nach mancherlei Irrfahrten den Traum seiner Jugend verwirklicht, nämlich im weiten oldenburgischen Moor ein Elektrizitätswerk baut, dessen Kraft das aus dem Torf gewonnene Licht in die Städte und Dörfer der Umgebung leitet. Die Idee des in einzelnen Kapiteln außerordentlich plastisch gestalteten, lebendigen Romans läßt ebensowenig wie die gelungene Formung der Charaktere erkennen, daß hier einer schaffte, den keine akademischen Weihen schmücken und der tagsüber mit Säge, Leimtopf und Hobel hantiert.

Auf dem Umweg über einige kleinere Erzählungen legte dann August Hinrichs der interessierten Welt sein zweites Buch vor. Der »Wanderer ohne Weg« ist die in Romanform gebrachte Geschichte seiner Wanderjahre. Jugend, Liebe, Enttäuschungen und, wie im ersten Roman, auch wieder rechtes-schlechtes Handwerksburschenbummlertum. Kundenfahrten mit mancherlei klugen Beobachtungen und sozialen Erkenntnissen. Auch psychologisch nicht uninteressant. Alles in allem auch hier: das Schwingenregen eines starken Erzählertalents. In den letzten Wochen hat Hinrichs zwei kleinere in niederdeutscher Mundart gehaltene Einakter auf den Markt gebracht, während das Erscheinen einer neuen größeren Prosaarbeit in Vorbereitung ist.

Mit Hinrichs zusammen ist ein Landsmann von ihm zu nennen, einer, der ihm lange gut Freund war und der vor etwa zwei Jahren aus Welt und Schaffen schied: Georg Ruseler. Auch Georg Ruseler kam aus niederen Gründen. Er war lange Jahre als Lehrer an Volksschulen tätig. In stillen Stunden widmete er sich der Schriftstellerei. Meist waren es Balladen, Märchen, kleinere Erzählungen, die er in einer Reihe von Jahren schuf. Alles fest in niederdeutscher Erde und recht häufig auch in niedersächsischer Vergangenheit wurzelnd. Zu Ruselers Lebzeiten waren dessen Arbeiten verstreut. Sie führten abseits vom Tagesruhm ein bescheidenes Leben. Den meisten Menschen war das Schaffen dieses Mannes nur aus Zeitungen und literarischen Zeitschriften bekannt. Nach seinem Tode wurde man ihm mehr gerecht. Der Friesenverlag in Wilhelmshaven veranstaltete eine vierbändige Ausgabe seiner Arbeiten. Drei Bände sind bisher erschienen, der vierte ist in Vorbereitung.

Im Gegensatz zu Hinrichs ist Ruseler Romantiker. Sein großer, erst nach seinem Tode erschienener Roman »Das Haus im See« ist ein vorbildlich fein und vornehm geschriebener Liebesroman, in dem die nach dem Krieg allerorts eifrig debattierten und demonstrierten okkultistischen Probleme eine wesentliche Rolle spielen. Wenn man auch diesen von einer ganzen Anzahl recht dunkler Hexenmeister in den ersten zwei Nachkriegsjahren mit gar sonderbaren Reklametricks angekündigten Dingen ablehnend gegenübersteht, so wird doch der Liebes- und Lebensweg, den der Held des Buches von Seite zu Seite, von Kapitel zu Kapitel geht, nicht nur den Freund okkulter Fragen fesseln, schon weil der Verfasser ein starkes und formsicheres Erzählertalent verrät.

Der zweite Band der Ausgabe bringt eine Sammlung Legenden und betitelt sich »Die gläserne Wand«. Das was in diesem Buche steht, ist nicht Wortspielerei noch bloße Formarbeit. Nein, hier wird in der Kunstform der Legende mancherlei gesagt, was vielen »Großen« und »Kleinen« zu einem deutlich-klaren Spiegel wird. Hinter ganz harmlos ausschauenden Titeln verbergen sich alte satirische Wahrheiten. Gewiß, nicht jedermann sind solche Dinge willkommen, denen aber, die sich im Leben genügend Objektivität bewahrt haben, werden diese halb bitteren, halb lächelnden Wahrheiten nur willkommen sein.

Auf diesem Gebiet war Ruseler in der Tat ein Meister; er verstand es, den Ernst der Gedanken, die satirischen Einfälle in feingeschliffene, funkelnde Form zu kleiden. Der dritte Band enthält Proben aus dem plattdeutschen Schaffen Ruselers — er sowohl wie Hinrichs bedienten sich dieser Form nur gelegentlich für kleinere Sachen —, dann Gedichte, Humoresken, Einakter. Der noch ausstehende vierte Band wird in der Hauptsache Balladen bringen.

Georg Ruselers Leben war von Glückssternen wenig beschienen. Wohl errang er bereits als Zweiundzwanzigjähriger einen starken Bühnenerfolg mit seinem geschichtlichen Schauspiel »Die Stedinger«, wohl brachte ihm ein Band Gedichte den Augsburger Schillerpreis, wohl standen seinen Prosaarbeiten die besten unserer Zeitschriften offen; indes das Sehnen dieses Mannes wurde nie gestillt, innerste, nach Großem drängende Wünsche nie befriedigt. Dazu kam viel persönliches Ungemach. Literarisches Verkanntwerden in einzelnen Fällen, ein alle finanziellen

Mittel verschlingendes vieljähriges Krankenlager seiner Frau. Beim Ausbruch der Revolution jubelte er auf; auch er wollte frei sein, warf den Lehrerberuf von sich und stürzte sich in den Strudel der Tagesereignisse, schrieb Streitschriften für die Freiheit der Schule und anderes. Doch das Schicksal schlug ihn erneut in Ketten; die wirtschaftlichen Seiten seines Haushalts geboten eine Rückkehr zum Schulamt. Er pflügte wieder im Joch und schrieb außerhalb des dienstlichen Tagwerks

Blatt auf Blatt
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.

Auch er war ein Proletar. Dann klopfte überraschend schnell der Tod an seine Tür und nahm ihn mit sich fort.

In einem Vorwort zu der »Gläsernen Wand« hat August Hinrichs, der mit Ruselers jungem Sohne zusammen die Herausgabe des gesichteten Lebenswerkes besorgte, dieses Schulmeister- und Dichterleben kurz gezeichnet.

Literarische Rundschau

Klara Viebig, **Unter dem Freiheitsbaum.** Roman. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 384 Seiten.

Zweiundsechzig Jahre ist Klara Viebig alt. Neben mehreren Novellensammlungen und einigen Bühnenarbeiten liegen dreizehn gehaltvolle Romane aus ihrer nie rastenden Feder vor. Nun legt sie uns ihren vierzehnten auf den Tisch. Und wieder wie alle die anderen verschiedenen Arbeiten: ein frisches, lebensvolles, ein interessantes und spannendes Buch. Wahrhaftig, man merkt nicht, daß die Verfasserin im siebten Lebensjahrzehnt steht. Nach den mannigfachen Berliner Romanen, nach den letzten beiden Zeitgemälden von Krieg, Not und Elend diesmal wieder eine Rückkehr in die Täler ihrer Jugend, dorthin, wo ihre Erstlinge wuchsen, wo die »Rheinlandstöchter« reiften, wo das saftstrotzende »Weiberdorf« ihr weite Verehrerbezirke erschloß. Doch keine bloße Liebesgeschichte auf realistischem Hintergrund, nein, weit mehr: ein umfassendes Land- und Zeitbild aus den Jahren nach der Okkupierung der Rheinlande durch die Franzosen um 1796 herum — Trier, die Eifel unter der neuen Herrschaft. Das ist jedoch nur der äußere politische Rahmen, dieser gestaltet sind die unsicheren, vielfach wüsten Zustände der Gegend zwischen Hunsrück und Mosel und mittendrein das Treiben des Johannes Bückler und seiner Bande, oder wie ihn der Volksmund aus mündlicher und geschriebener Überlieferung kennt: des Schinderhannes. Also Räuberromantik? Ja, aber gesehen und gestaltet durch eine Klara Viebig! Und daher auch gesundes, lebens- und zeitechtes Volkstum. Land- und Zeitvergleiche liegen nahe. Wehmütige Perspektiven tun sich auf. War es die rheinische Jugend, die Klara Viebig den alten Stoff lebendig werden ließ? Waren es Geschehnisse vom heutigen Tag? Ich glaube, es war beides.

J. Kliche

Wages Changes in Various Countries, 1914-1921. Herausgegeben vom Internationalen Arbeitsamt. Genf 1922. 76 Seiten.

Das Internationale Arbeitsamt hat den Versuch gemacht, die Lohnänderungen festzustellen, die in einer Reihe von Staaten seit der Zeit unmittelbar vor dem Kriege stattgefunden haben. Das verfügbare Material ist zwar nicht sehr reichlich, und es ist überdies nicht einheitlich, so daß Vergleiche sehr schwer und nur mit Vorsicht zu ziehen sind. Immerhin aber verdienen die nun im Druck vorliegenden Ergebnisse der Untersuchung Beachtung. Neben den Änderungen der Nominalgeldlöhne werden auch die Änderungen der Reallöhne angegeben, so daß sich ein ungefähres Urteil darüber bilden läßt, ob und in welchen Ländern und Wirtschafts-

zweigen die Lebenshaltung der Arbeiter besser oder schlechter geworden ist. Bei dem Vergleich der Reallöhne ergibt sich eine wesentliche Verschlechterung in Österreich, und auch die Zahlen für Deutschland sind im allgemeinen ungünstig. Die Angaben für Österreich betreffen nur Wien, wo ein einziger von 14 Berufen eine Erhöhung des Reallohns aufweist, während sonst nur Senkungen zu verzeichnen waren. Der Vergleich der Höhe des Reallohns in Deutschland umfaßt für die Vorkriegszeit und das Jahr 1921 27 Berufe; in 12 davon ist der Reallohn gestiegen, in einem ist er gleich geblieben, und in den übrigen ist er gesunken, beispielsweise bei den gelernten Metallarbeitern auf 52 Prozent der Vorkriegshöhe. Noch bedeutender war der Rückgang der Realbezüge bei den mittleren und höheren Beamten. In Großbritannien dagegen waren bis Ende 1921 nur wenige Gruppen von Arbeitern und Beamten von einem Sinken des Reallohns betroffen worden, in Frankreich sogar nur die Beamten mit Jahreseinkommen von 3000 Franken aufwärts. Von den übrigen in der Schrift berücksichtigten Ländern weist nur noch die Schweiz sinkende Reallöhne auf. Diese Bemerkungen zeigen, daß die hier angezeigte Schrift, die sorgfältig abgefaßt ist, studiert zu werden verdient. H. Fehlinger

Notizen

Genosse Walter Israel ersucht uns um Aufnahme folgender Zuschrift: In eigener Sache! Der »Vorwärts« hatte — die Leser der Neuen Zeit wissen dies schon — nebst einigen anderen Parteiblättern die Liebenswürdigkeit, sich in ebenso »vornehmer« wie »sachlicher« Art mit meinem Artikel »Kautskys Kampf mit sich selbst« zu beschäftigen. Derartigen Angriffen, die die Person über die Sache stellen, trete ich nur ungern entgegen. Ein Kopfschütteln meinerseits über diesen Versuch des »Vorwärts« und all der anderen, die freie wissenschaftliche Forschung zu hemmen, war alles.

Daß man mich als einen »jungen, wenig bekannten Autor« feststellte, ist nicht ohne Komik; erinnert doch diese Art der Polemik stark an das alte Regime, von dem die Leistungen eines Menschen nach dem abgesessenen Dienstalter beurteilt wurden. Es sei die Frage gestattet, ob die Kritik Kautskyscher Arbeiten in Zukunft offiziell verboten werden soll?

Für meine Person bemerke ich, daß ich über meine Arbeiten — und ob sie sachliche oder persönliche Angriffe darstellen, mögen vorurteilslose Leser selbst entscheiden — nur sachliche Kritik anerkenne und in Zukunft Bemerkungen persönlicher Art nicht mehr entgegentreten werde. Frei ist die wissenschaftliche Forschung, und mit meiner ganzen Kraft werde ich gegen jeden Angriff auf diese Stellung der Wissenschaft kämpfen.

Zu einer Feststellung aber sehe ich mich noch genötigt. Der Artikel »Kautskys Kampf mit sich selbst« ist mit meinem Namen gezeichnet. Ich allein trage für diesen die volle Verantwortung. Es setzen mich daher die persönlichen Angriffe gegen die Leitung der Neuen Zeit in Erstaunen, dies um so mehr, da mich private Angelegenheiten zwischen Kautsky und anderen weder vom Schreiben eines Artikels abhalten noch dazu bestimmen können. Der Schriftleitung der Neuen Zeit spreche ich auch an dieser Stelle meinen Dank dafür aus, daß sie meine sämtlichen Arbeiten — auch wenn sie Angriffe auf Professor Cunow enthielten — annahm und ungekürzt veröffentlichte.

Schließlich bemerke ich, daß seit dem 24. November, dem Tage, an welchem der »Vorwärts« unter »Parteinachrichten« seine Bemerkung über meinen Artikel veröffentlichte, eine größere Spanne Zeit verstrichen ist, ohne daß der Versuch einer sachlichen Stellungnahme zu meinen Ansichten im »Vorwärts« oder sonstwo geschehen wäre. Mein Warten hierauf war vergeblich. Dr. Walter Israel

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14 | Ausgegeben am 10. Januar 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Markkurs und Wirtschaftskrise

Von Heinrich Cunow

Berlin, den 29. Dezember 1922.

Die am 15. und 16. Dezember von der Presse zugleich aus Washington, New York und London gemeldete Nachricht, daß nach voraufgegangenen Beratungen sich die Regierungskreise der nordamerikanischen Union entschlossen hätten, in die europäische Reparationsfrage regelnd einzugreifen und zum Zwecke solcher Regelung die Gewährung einer Anleihe oder, wie der »New York Herald« wissen wollte, eines langbefristeten Milliardenkredits an Deutschland planten, hat am 17. Dezember an den deutschen Börsen zahlreiche Kursstürze, namentlich auf dem Montanaktienmarkt, hervorgerufen. Der ganze Vorgang zeigt, wie leicht heute die Börse auf bloße Gerüchte — mehr waren die Zeitungsnachrichten mit ihren widerspruchsvollen Angaben nicht — reagiert und wie mit der Beteiligung von Volkskreisen, die früher ihr Geld in festverzinslichen Werten, in Grundstücken und Sparbanken anzulegen pflegten, an der Effektenspekulation die Börse ihre Widerstandsfähigkeit gegen Gerüchte und deren Ausnutzung zu Baisse- oder Haussemanövern durch die berufsmäßige Spekulation mehr und mehr verloren hat. Hätte nicht das Publikum den weitaus größten Teil seiner Wertpapiere voll bezahlt gehabt, sondern mit Bankkrediten spekuliert, und hätte es nicht ferner in der Sorge um allzu große Verluste seine Verkaufsordern nach unten begrenzt, die Kursrückgänge wären noch weit beträchtlicher gewesen. So setzte der Mangel an sogenannten Bestensordern und die Begrenzung des Effektenangebots durch relativ hohe Limiten dem Kursfall immerhin einen gewissen Damm entgegen.

Dennoch zeigt die Plötzlichkeit des Kurssturzes und der schon am nächsten Börsentag einsetzende Wiederaufstieg der Effektenkurse, wie unsicher sich ein wesentlicher Teil des spekulierenden deutschen Publikums fühlt und wie leicht je nach den Schwankungen der Tageskonjunktur der vorhandene naive Optimismus umschlägt, vor allem aber, wie äußerst gering noch immer trotz aller Lehren des Weltkriegs und der ihm folgenden 4 Jahre mit ihren abgebrochenen Kongressen und unerledigt gebliebenen Reparationsplänen nicht nur das Verständnis des deutschen Durchschnittslesers, sondern auch eines großen Teiles der Presse für die wirtschaftspolitischen Strömungen des Auslandes, besonders der Vereinigten Staaten von Amerika ist. In meinem Artikel »Das Ergebnis der Londoner Ministerkonferenz« (Nr. 12/13 der Neuen Zeit) habe ich schon — vor den oben erwähnten Zeitungsnachrichten — darauf hingewiesen, daß sich in den Vereinigten Staaten ein Stimmungsumschlag in der Beurteilung der französischen Reparationspolitik vollzogen hat und sich vornehmlich hieraus die politische Schwenkung Poincarés wie auch des aus Amerika zurückgekehrten Clémenceau erklärt.

Niemand von ihnen will jetzt jemals die Absicht einer Besetzung des Ruhrreviers durch französische Truppen gehabt haben. Zugleich hatte ich aber betont, daß, wenn auch der Stimmungsumschlag in gewissen Kreisen der Union unverkennbar sei, doch alle Pläne *sich noch im Zustand der bloßen Erwägung* befinden und daß nach amerikanischer Ansicht Vorbedingung jeder wirklichen Hilfe sei, »daß die Militärmächte Europas abrüsten und die Riesenausgaben für militärische Zwecke eingeschränkt werden«.

Die deutsche Presse hat durchweg der sich in Amerika vollziehenden Wendung viel zu wenig Beachtung geschenkt, vor allem hat sie nicht in Betracht gezogen, wieweit diese Wandlung bisher gediehen sei — daher wurden, als am 16. Dezember von drüben allerlei Nachrichten über Deutschland betreffende amerikanische Kredit- und Anleiheprojekte herüberdrangen, diese in ihrer wirtschaftspolitischen Bedeutung überschätzt und das Zeitungslesepublikum vielfach zu der Annahme verleitet, es stände schon eine große amerikanische Rettungsaktion vor der Tür.

So weit ist man drüben *noch nicht*. Womit nicht gesagt sein soll, daß von dort überhaupt keine Finanzhilfe zu erwarten ist. Manche Börsenkreise, denen vor zwölf Tagen, als die ersten Meldungen von der Geneigtheit Amerikas zur Beteiligung an einer deutschen Auslandsanleihe eintrafen, der Schreck in alle Glieder fuhr, so daß sie im Geiste bereits den Dollarkurs auf 1000 Mark fallen sahen, erklären heute mit der Miene sachverständiger Überlegenheit, an dem Gerede von einer amerikanischen Kreditgewährung wäre überhaupt nichts Wahres, das Ganze wäre nichts als ein Zeitungsschwindel oder ein von gewissen ausländischen Interessencliquen ausgeheckter Spekulationsmanöver. Diese absprechende Beurteilung der amerikanischen Meldungen zeugt von einer ebensolchen Verkennung des sich jenseits des Atlantischen Ozeans vollziehenden Meinungswechsels wie der Glaube, die amerikanische Finanz sei schon heute ohne nennenswerte Garantien zur Beteiligung an einer deutschen Dollaranleihe bereit — und zwar unter Führung des bekannten Bankiers Morgan, der, wie jeder amerikanische Politiker weiß, im Grunde seines Herzens frankophil gesinnt ist. Noch muß der Druck der öffentlichen Meinung drüben weit stärker werden, ehe die amerikanische Regierung sich zu energischen Maßnahmen veranlaßt fühlen wird und ihrerseits wieder auf gewisse Finanzkreise drückt.

Aber wenn die Entwicklung in der bisherigen Richtung weiter verläuft, wird bald der Moment des Eingreifens Amerikas herannahen, denn das zunehmende Verlangen bestimmter amerikanischer Bevölkerungskreise nach einer Regelung der europäischen Wirtschaftsverhältnisse entspringt nicht einer bloßen Laune, dahinter stehen vielmehr gewisse wirtschaftliche Interessen. Ein wesentlicher Teil der Farmer und Rohstoffproduzenten verlangt dringend nach Erweiterung seines europäischen, vornehmlich mittel- und südosteuropäischen Absatzmarktes; gewisse Schiffahrtskreise wünschen weitere Verbindungen mit deutschen Reedereien, um der englischen Konkurrenz nicht nur im Verkehr mit Europa, sondern auch im Verkehr mit Südamerika und Ostasien besser entgegentreten zu können; ferner finden bestimmte Finanzkreise (zum Teil solche, die bereits deutsche Industrieaktien, Grundstücke und Fabriken an sich gebracht haben), daß ein Wiederaufbau des mitteleuropäischen Wirtschaftslebens ihnen eine günstige Gelegenheit zu vorteilhafter Kapitalanlage in Europa bieten werde; und diesen Elementen schließen sich jene an,

die aus pazifistischen Gründen eine Erstarkung des französischen Militarismus verhindern möchten oder die eine weitere Ausdehnung der französischen Interessensphäre im Orient und in Ostasien fürchten. Im einzelnen sind es also sehr verschiedenartige Motive, die in gleicher Richtung zu einem Eingreifen der nordamerikanischen Union in die europäischen Wirtschaftsverhältnisse drängen, weil sie im Egoismus des kapitalistisch-militaristischen Frankreich das vornehmste Hindernis einer Wiederherstellung des europäischen Wirtschaftslebens sehen.

Wie heute in Deutschland vielfach die Bereitwilligkeit Amerikas zur Mitwirkung an der Lösung des europäischen Reparationsproblems in arger Selbsttäuschung bald überschätzt, bald unterschätzt wird, so herrschen auch über die Rückwirkung einer wesentlichen Besserung des Markkurses auf die Produktionsgestaltung und den Arbeitsmarkt Deutschlands die seltsamsten Vorstellungen — und zwar gerade in der Arbeiterschaft. Mehrfach hörte ich in den letzten Wochen aus dem Munde durchaus nicht unintelligenter Arbeiter, wenn nur erst der Dollar im internationalen Verkehr wieder auf 2000 oder 1000 Mark gesunken sei, würden sich sicher alsbald weit bessere Lebensverhältnisse für die Arbeiterschaft einstellen. Gewöhnlich wurde einfach folgendermaßen argumentiert: »Wenn der Dollarkurs fällt, kommen die Lebensmittel und Fabrikate billiger aus dem Ausland in Deutschland herein, die Preise fallen demnach; wir können also für unser Lohngeld viel mehr kaufen als jetzt.« Auf meine Einwendung, ob man denn glaube, daß, wenn die deutsche Währung sich bessere und die Warenpreise beträchtlich fielen, die jetzige Lohnhöhe aufrechterhalten bleiben könne, wurde mir gewöhnlich erwidert, daß wohl die Unternehmer versuchen würden, die Löhne herabzusetzen, dieser Versuch aber, wenn die Gewerkschaftsleitungen ihre Schuldigkeit täten, mißglücken würde. Jedenfalls sei, wenn der Preis der Waren, an dem Stand des Dollarkurses gemessen, auf die Hälfte oder ein Viertel sinke, an eine Reduktion der Löhne auf die Hälfte oder ein Viertel in keinem Fall zu denken. Und auf meine weitere Einwendung, es könnten doch nicht, abgesehen vielleicht von einer sehr kurzen Krisenzeit, irgendwelche deutschen Erzeugnisse unter ihren Herstellungskosten verkauft werden, ebensowenig wie die Preise deutscher Erzeugnisse dauernd über dem Preisniveau des Weltmarktes stehen zu bleiben vermöchten, wenn nicht der ganze Export aufhören solle, wurde mir mehrfach entgegnet — selbst wenn ein Rückgang des deutschen Exports eintreten solle, käme das kaum in Betracht; denn wenn der Lohn des Arbeiters bei einem allgemeinen Preisfall auf dem heutigen Niveau stehen bleibe, so würde der Arbeiter ja viel mehr konsumieren können; es würde also der Minderexport durch die größere Konsumfähigkeit des Inlandsmarktes reichlich ausgeglichen werden.

Solche Argumentation zeigt, daß tatsächlich in einem großen Teil unserer Arbeiterschaft die Ansicht verbreitet sein muß, wenn infolge des weiteren Falles des Dollarkurses ein Rückgang der Warenpreise in Deutschland eintreten sollte, dieser Rückgang sehr vorteilhaft für die deutschen Arbeiter sein werde, da die Löhne nicht mit sinken würden, jedenfalls lange nicht in dem Maße wie die Warenpreise. Das ist eine gefährliche Täuschung, der schließlich eine grausame Enttäuschung folgen muß, die sich wahrscheinlich bei einem Teil der Arbeiter in Vorwürfen gegen die Gewerkschaften und Abwanderungen ins kommunistische Lager Luft machen

würde. Es ist zwar nicht gesagt, daß die Lohnreduktionen sich in allen Fällen genau dem Preisfall anpassen müssen, also wenn der Großhandelspreis einer Ware um 60 Prozent fällt, nun auch der Lohn um genau 60 Prozent fallen muß; sicherlich kann bei anderen Teilen der Produktionskosten, zum Beispiel bei den Rohstoffeinkäufen oder bei der Verwendung von Kohlen und Maschinen eine Verbilligung von mehr oder weniger als 60 Prozent eintreten, und es kann auch der Unternehmergewinn in relativ stärkerem Maße abnehmen; aber immer müssen auch die Löhne, wenn nicht alsbald eine Produktionsstockung eintreten soll, sich dem neuen Preisstande anpassen.

Nehmen wir als Beispiel eine Schuhfabrik. Hat bisher der Fabrikant für ein Paar Schuhe oder Stiefel einer bestimmten Art einen Großhandelspreis von 6000 Mark bekommen, in denen 2000 Mark für verausgabte Löhne stecken, so kann er, wenn infolge einer allgemeinen Preissenkung der Preis für diese Schuhe auf 2000 Mark fällt, nicht mehr 2000 Mark an Löhnen zahlen. Er würde ja dann die ganze Summe, die er für sein Fabrikat erhält, allein an Lohn ausgeben müssen. Er kann jetzt nur noch etwa 650—700 Mark Lohn zahlen. Oder nehmen wir an, ein Hamburger Exporteur hätte bisher große Mengen dieser Schuhe mit Einschluß von Fracht, Ausfuhrabgabe, Handelsgewinn usw. für 8 Schilling pro Paar nach England geliefert bei einem Wechselkurse von 30 000 Mark für 1 Pfund Sterling. Bessert sich nun der Wertstand der deutschen Mark derart, daß 1 Pfund Sterling nur noch 15 000 Mark gilt, so vermag er zwar, falls nicht zugleich in England eine Preisrevolution stattfindet, die Schuhe auch fernerhin für 8 Schilling nach England zu exportieren; aber während diese 8 Schilling früher in Deutschland 12 000 Mark galten, gelten sie jetzt nur noch 6000 Mark. Er kann also unmöglich dem Fabrikanten noch weiter 6000 Mark pro Paar zahlen; denn woher soll er dann Fracht, Ausfuhrabgabe und seine sonstigen Spesen nehmen. Und überdies will er doch nicht ohne jeglichen Gewinn exportieren. Kann ihm der Fabrikant nicht künftig die Schuhe um ungefähr 50 Prozent billiger liefern, muß er das Schuhexportieren einstellen. Der Schuhfabrikant verliert aber damit einen Teil seines früheren Absatzes — was wieder eine Einschränkung seines Produktionsbetriebes, das heißt Arbeiterentlassungen zur Folge hat.

Jede größere Änderung unserer heutigen Währungsverhältnisse zieht demnach mit innerer Notwendigkeit eine Revolutionierung des Preisstandes, der Produktionsbedingungen, der Exportlage und der Lohnhöhe nach sich — um so mehr, als die anormal günstige Geschäftskonjunktur der letzten Jahre manche geschäftliche Ausschweifungen und Wucherungen, manche Häufung absolut unnötiger Betriebsunkosten und schädlicher Betriebsbelastungen hat entstehen lassen, die den normalen Wettbewerbsbedingungen des Weltmarktes nicht entsprechen — allerlei Fiebererscheinungen des Valutaverfalls, die notwendig fortfallen müssen, wenn Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung wieder in gesunde Bahnen einlenken soll.

Deshalb ist es aber auch durchaus unrichtig, zu meinen, daß, wenn nur erst eine Senkung des Dollarkurses stattfände und mit der sogenannten Markstabilisierung begonnen werde, sich dann alles Weitere von selbst machen werde und wir allmählich ohne große Anstrengungen in aller Gemächlichkeit aus den jetzigen krankhaften Produktions- und Wertverhältnissen heraus-

kämen. Der Weg zur wirtschaftlichen Besserung führt durch eine schwere Krise mit Produktionsstockungen, Lohnreduktionen und Arbeiterentlassungen hindurch. Bisher hat noch jeder ernsthafte Versuch eines Sichherausarbeitens aus derartigen ungesunden Wirtschafts- und Währungsverhältnissen, wie wir sie zurzeit in Deutschland haben, zu einer Preis- und Produktionskrise geführt, und auch dem deutschen Volk wird sie schwerlich erspart bleiben, zumal die Zerrüttung des deutschen Wirtschaftskörpers bereits einen in der Wirtschaftsgeschichte der Völker selten vorgekommenen Grad erreicht hat. Es ist nun einmal so, daß die Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft sich durch Entwertung und Überwertung der Produkte, durch Unter- und Überproduktion, durch Steigen und Fallen der Wechselkurse durchsetzen. Jede grobe Anormalität des Geld- und Warenmarktes macht sich in einer Krise Luft, und diese Krise tritt desto heftiger auf, je mehr sich das Wirtschaftsgetriebe vorher festgelaufen hat.

Doch wenn auch die Besserung der deutschen Wirtschaftsverhältnisse aller Voraussicht nach durch eine Übergangskrise eingeleitet werden wird, die die heutige Not mancher Erwerbsschichten noch vermehren und der Arbeiterschaft zeitweilig Arbeitslosigkeit, Lohndruck und Verminderung ihrer Konsumfähigkeit eintragen wird, wäre es dennoch verkehrt, die Fortsetzung der bisherigen Inflationswirtschaft zu wünschen; denn ein Weiterwandeln auf der bisherigen Bahn führt notwendig immer tiefer in den Abgrund hinein — zur völligen wirtschaftlichen Verelendung Deutschlands. Dagegen besteht die begründete Hoffnung, daß, wenn erst die drohende Krise überstanden ist und sich der deutsche Wirtschaftskörper von ihn heute zersetzenden Giftkräften und seine Bewegungsfreiheit einschnürenden Belastungen befreit hat, der Weg der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands bald wieder aufwärts führen wird.

Um eine schwere Übergangskrise kommen wir aber nach allen bisherigen wirtschaftlichen Erfahrungen nicht herum. Das muß vor allem gerade die gewerkschaftlich organisierte sozialdemokratische Arbeiterschaft beachten. Viel besser wird sie die Krise überstehen, viel besser auch im einzelnen geeignete Abwehrmaßnahmen treffen können, wenn sie in die Krisenperiode mit einer Erkenntnis der wirtschaftlichen Bedingtheit der Krisenerscheinungen und deren inneren Zusammenhang eintritt, als wenn sie in allerlei schönen, aber grundlosen Illusionen verharrt und sich dann plötzlich von den Ereignissen überrascht sieht.

Die Beteiligung des Sparkapitals am Sachwertbesitz

Das Auersche Sparbankprojekt

Von Artur Heichen

Die »Münchener Post« hat in ihrer Nr. 235 vom 9. Oktober einen »Vorschlag zur wirtschaftlichen Hilfe« von Erhard Auer veröffentlicht, der die »Errichtung einer Landessparbank zum Zweck der Beteiligung des Sparkapitals am Sachwertbesitz« zum Gegenstand hat. Dieser beachtenswerte Vorschlag ist symptomatisch für die Bestrebungen derjenigen Volkskreise wie der auf Geldlohn angewiesenen Arbeiter- und Beamtenschaft, die den Weg zur Börse wegen der Kleinheit ihrer Mittel nicht finden können, und die

andererseits die Geldentwertung dieser Tage zwingt, entweder ihr Einkommen oder ihre früheren Ersparnisse restlos zu konsumieren, oder aber sich dieser Ersparnisse durch die Geldentwertung in kürzester Frist beraubt zu sehen. Auer schreibt:

Dem Volke das Sparen wieder möglich zu machen, ist eine der wichtigsten, bisher vernachlässigten Aufgaben.... Wir müssen eine gemeinnützig arbeitende Stelle schaffen, die Spargelder auch in kleinsten Beträgen aufnimmt und in Aktien einigermaßen wertbeständig anlegt, nicht in irgendwelchen Spekulationspapieren natürlich, sondern in soliden, sicheren Industriepapieren. Diese Stelle darf in keiner Weise spekulieren, sondern sie soll nur sichere, dauerhafte Anlagemöglichkeiten wählen.

Im einzelnen heißt es in dem paraphierten »Entwurf eines Gesetzes über die Errichtung einer Landessparbank zum Zweck der Beteiligung des Sparkapitals am Sachbesitz« unter anderem:

Zum Zwecke der Beteiligung des Sparkapitals am Sachwertbesitz wird eine Körperschaft öffentlichen Rechtes begründet, welche den Namen »Bayerische Landessparbank« führt. Zur Anlage des Kapitals sind solche im Börsenverkehr zugelassene Aktien zu wählen, bei denen die Gefahr einer Verringerung des Wertes, gemessen an der Kaufkraft der Friedensmark, möglichst gering erscheint. Die Anlage ist auf Aktien verschiedener Industrie- und Handelszweige zu verteilen.... Die Bayerische Landessparbank stellt für jeden Einleger ein Sparbuch aus, in das alle Einlagen eingetragen werden. Die Sparbücher sind mit Genehmigung der Bayerischen Landessparbank übertragbar. Die Einlagen werden mit Hilfe der jeweils letztveröffentlichten Reichsindexhauptziffer bei der Einzahlung in Friedensmark umgerechnet. Das gleiche geschieht mit Abhebungen bei der Auszahlung. In den Sparbüchern ist der ein- und ausgezahlte Betrag sowohl in Reichswährung wie in Friedensmark ersichtlich zu machen.... Der verteilbare Gewinn ist auf die Einlagen nach Maßgabe ihrer Einlage, diese nach Friedensmark berechnet, aufzuteilen und ihnen gutzuschreiben oder auf Verlangen auszuzahlen. ... Jede Einlage kann ganz oder teilweise mit einwöchiger Frist gekündigt werden. ... Bei Berechnung des auszuzahlenden Kapitalbetrags ist der bei der Einzahlung in Friedensmark umgerechnete Wert der gekündigten Einlage oder Teileinlage maßgebend. Der Vermögensbestand der Sparbank ist für den Kündigungstag in Reichswährung zu berechnen, wobei Aktien zum Kurswert einzusetzen sind. Von dem so erhaltenen Betrag sind 10 Prozent als Rücklagebeitrag abzuziehen. Hierauf ist festzustellen, wieviel Mark Reichswährung des Vermögensbestandes nach Abzug des Rücklagebeitrags auf jede Friedensmark aller Einlagen entfallen. Dieser Betrag ist mit der Anzahl der Friedensmark der Einlage oder Teileinlage zu vervielfachen. Der so errechnete Betrag ist auszuzahlen.

Einer besonderen Begründung zu diesem Entwurf sind die folgenden Ausführungen zu entnehmen, die erkennen lassen, wie kompliziert die Technik, namentlich der Auszahlungsberechnung, wie kompliziert aber überhaupt die Konstruktion und Arbeitsweise dieser Sparbank ist und welche Schwierigkeiten zu überwinden wären, um die Sparbank aktionsfähig zu machen:

Vollkommen befriedigend ist auch die Zugrundelegung der Friedensmark als Maßstab bei der Auszahlung nicht. Es ist möglich, daß zu gewissen Zeiten der Kurswert der Aktien und damit das Vermögen der Sparbank sich rascher oder langsamer erhöht, als der Geldwert sinkt. Indem vermieden wurde, dem Einleger einen Rechtsanspruch auf eine bestimmte Zahl von Friedensmark zu gewähren, ist auf jeden Fall Gewähr dafür geboten, daß durch ein solches Auseinanderfallen der Kurs- und Geldentwicklung die Sparbank nicht in Schwierigkeiten kommen kann, weil sich ja die Gesamtsumme der Guthaben immer nach dem Kursniveau, das heißt nach dem jeweiligen Wert des Aktienbestandes der Bank richtet.

Indem aber nun die Friedensmark zum Maßstab der Abstufung des Anteils zwischen früherem und späterem Einleger gewählt wird, können sich Ungerechtigkeiten ergeben. Ist der Geldwert rascher gesunken, als der Kurswert gestiegen ist, so erscheint der Anteil, den der frühere Einleger durch seine verhältnismäßig frühzeitige Einlage zum nominellen (das heißt in Papiermark ausgedrückten) Wachstum des Vermögens der Bank beigetragen hat, bei Berechnung in Friedensmark größer, als er in Wirklichkeit ist, der frühere Einleger ist also bevorzugt, der spätere benachteiligt. Eilt das Steigen der Kurse der Geldentwertung voran, so hat in Wirklichkeit der frühere Einleger damit, daß er der Bank ein früheres Ankaufen von Aktien ermöglichte, zur Mehrung ihrer Aktiven mehr beigetragen, als es bei der Berechnung nach Friedensmark scheint; hier ist also der frühere Einleger benachteiligt, der spätere bevorzugt. Wollte man die Auszahlung ganz gerecht vornehmen, dann dürfte man nicht nach Friedensmark, sondern müßte nach »Kursindexmark« auszahlen; aber damit würde die ganze Methode zu unübersichtlich, vor allem sind auch die vorhandenen Kursindexziffern gar nicht brauchbar, da es nicht auf einen allgemeinen Durchschnitt des Aktienmarktes, sondern auf die Entwicklung des Kursstandes gerade jener Papiere ankommt, welche die Sparbank besitzt. Auch eine Eigenberechnung der Sparbank über die Entwicklung der Kurse ihres Aktienbesitzes würde keineswegs alle zeitlichen Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten ausschalten. Da somit uneingeschränkte Gerechtigkeit doch nicht erreichbar ist, erscheint es bei weitem besser, den Maßstab der Friedensmark zu wählen, der dem Sparpublikum erheblich leichter verständlich ist.

Die Sparbank wird in ihrem Geschäftsbetrieb mit einem besonderen Risiko nicht zu rechnen haben. Ein Kursrisiko entfällt, da sie bei Kündigung von Einlagen sofort einen entsprechenden Teil ihres Aktienbesitzes verkaufen kann. Die kurze Kündigungsfrist von acht Tagen konnte deshalb gewählt werden, weil die Sparbank normalerweise sofort nach Erhalt der Kündigung, sofern es sich nicht um ganz kleine Summen handelt, den Verkauf von Aktien betätigen soll. Da sie der Berechnung des Vermögensstandes zum Zweck der Auszahlung nach eigener Wahl einen beliebigen Tag innerhalb der Kündigungsfrist zugrunde legen kann — wobei freilich der Kündigungstag selbst die Regel bilden soll —, so kann sie auch dadurch nicht Verluste erleiden, daß zwischen Kündigung und Ausführung des Verkaufsauftrags Kursstürze eintreten.

Der Aufbau einer Landessparbank in der vorgesehenen Konstruktion und Arbeitsweise erscheint mir zwar durchaus durchführbar, jedenfalls in t e c h n i s c h e r Beziehung. Aber der Verfasser des Entwurfs scheint doch gewisse Schwierigkeiten zu unterschätzen. Er selbst setzt sich in der oben wiedergegebenen Begründung mit der Möglichkeit eines Auseinanderfallens der Kurs- und der Geldwertentwicklung auseinander. Dieses Auseinanderfallen ist in der Tat größer, als Auer und auch andere, die von der relativen Wertbeständigkeit des Sachwertbesitzes vielleicht allzusehr überzeugt sind, annehmen mögen. Das scheint mir der entscheidende und wohl ausschlaggebende Punkt. Meiner Überzeugung nach würden die ökonomischen Funktionen dieser Sparbank durch eben das allzu große Auseinanderklaffen zwischen Geldwert- und Kurswertentwicklung in entscheidender Weise gelähmt. Ich habe in der folgenden Aufstellung versucht, die Verschiedenheit in der Aktienkursentwicklung einerseits und der Geldwertentwicklung andererseits statistisch und graphisch zu analysieren. Dabei ergibt sich die interessante Tatsache, daß beispielsweise der an der inneren Kaufkraft (Hauptindexziffer) gemessene Kurswert der Aktien im Mai kaum mehr als die Hälfte (genau 52 Prozent) und im Oktober gar nur mehr ein Fünftel (20 Prozent) des Kurswerts vom Januar 1922 ausmacht. Das heißt, die d e u t s c h e n A k t i e n w e r t e

haben in fünf Monaten durchschnittlich die Hälfte ihres realen Wertes und innerhalb zehn Monaten sogar volle vier Fünftel ihres realen Wertes eingebüßt. Von einer Wertbeständigkeit der deutschen Aktien kann also nur sehr cum grano salis gesprochen werden.

Jahr 1922	a	b	c	d	e
	Aktienindexziffer des B. T. (Jan. 1921 = 100)	Lebenshaltungskosten, Stat. Reichsamt (1913/14 = 100)	Aktienindexziffer Januar 1922 = 100	Lebenshaltungskosten Januar 1922 = 100	Aktienindex in % der Lebenshaltungskosten (c : d)
Januar	264	1825	100	100	100
Februar	283	2209	107	121	88
März	331	2639	125	145	65½
April	328	3436	124	189	86
Mai	289	3803	109	209	52
Juni	272	4147	103	228	45
Juli	301	5392	114	297	38
August	378	7765	143	427	33
September . . .	412	13319	156	733	21
Oktober	648	22066	245	1213	20
November . . .	1554	44610	588	2453	24
Dezember	3400[1]	80000[1]	1288[2]	4400[2]	29[2]

Spalte a und b geben die absoluten Ziffern wieder. Die Aktienindexziffer des »Berliner Tageblatts« ist aus 164 Aktienwerten und vier bis fünf Stichtagen im Monat errechnet, ist also ziemlich genau. In Spalte c und d sind die gleichen Ziffern in der Weise umgerechnet worden, daß der Januar 1922 die gemeinsame Ausgangsbasis mit der Zahl 100 ist. In Spalte e ist das Aktienkursniveau zu den Lebenshaltungskosten in Beziehung gebracht. Die in dieser Spalte aufgeführten (durch Division der Aktienindexziffern durch die Lebenshaltungskosten gewonnenen) Prozentzahlen drücken aus, welchen — an der Kaufkraft gemessenen — realen Wert die Aktien repräsentieren. Wie wenig von einer »Wertbeständigkeit« die Rede sein kann, beweist die nebenstehende, die Ziffernreihe der Spalte e veranschaulichende graphische Übersicht.

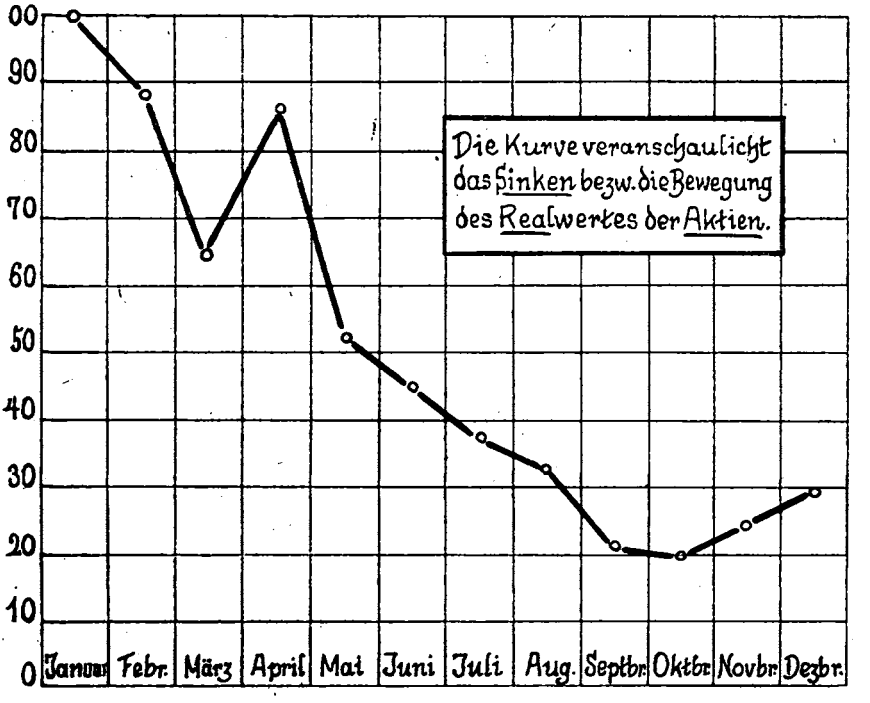
Hätte beispielsweise ein Sparer einer solchen Bank im Januar 100 Friedensmark zur Gutschrift eingereicht, so würde er auf diese Forderung ein Quartal später, im April, nunmehr 86 Friedensmark, im Juli noch weniger, 38 Mark, und am allerwenigsten im Oktober, nämlich nur 20 Mark erhalten haben. Dabei sind die vorgesehenen 10 Prozent Abzüge für den Reservefonds nicht in Rechnung gestellt. Demgegenüber kann nicht etwa eingewandt werden, daß die Leitung der Sparbank diese Schwankungen durch eine geschickte Auswahl der zu erwerbenden Aktien beseitigen oder auch nur in nennenswertem Maße mildern könne. Die Sparbank mag ihre Aktien noch so vorsichtig anlegen, ihre Geschäftsgebarung kann aber zweifellos nicht auf »Tips« eingestellt sein. Sie mag diese oder jene Aktien kaufen, immer werden sich ungefähr diejenigen Schwankungen einstellen, die eine Aktienindexziffer ausweist. Das beweist schon der Umstand, daß sich der Aktienindex der »Frankfurter Zeitung«, der 25 Werte zugrunde legt, ziemlich in derselben Richtung bewegt und dieselben Schwankungen ausweist wie der des »Berliner Tage-

[1] Vorläufig geschätzt.

[2] Diese drei Ziffern können natürlich nicht den Anspruch auf Genauigkeit erheben wie die übrigen Zahlen, weil sie aus »geschätzten« Ziffern errechnet sind.

Die geringe »Wertbeständigkeit« der Aktien als Sachwerte, verglichen mit den Lebenshaltungskosten beziehungsweise dem Geldwert

Lebenshaltungskosten Januar 1922 = 100



blatts«, dessen Berechnung auf 164 Aktienwerten fußt. Die Sparer würden also mit ihren Depositen bei der Sparbank vom Januar bis zum Oktober keine sehr günstigen Erfahrungen gemacht haben. Andererseits würden diejenigen, die im Oktober Einlagen hingegeben haben, bereits zwei Monate später einen Zuwachs auf den realen Wert ihrer Einlage um 9 Punkte, das sind in diesem Falle zirka 45 Prozent, zu verzeichnen haben. Dem Verlust vom Januar bis Oktober um vier Fünftel stünde in diesem Falle ein »unverdienter Wertzuwachs« von 45 Prozent gegenüber. Aus diesen Ziffern und Tatsachen ergibt sich das eine, daß die Sparbank kaum etwas anderes sein würde als eine »Börse des kleinen Mannes«. In den Zeiten, in denen die Kurssteigerung der Geldentwertung vorauseilt (wie beispielsweise vom Oktober bis Dezember), würden der Bank erhebliche Mittel zufließen, die zum großen Teil wieder zurückgezogen werden würden, wenn die Entwicklung umschlägt oder umzuschlagen droht. Wenn nämlich die Geldentwertung der Kurssteigerung vorauseilt, dann ist es zweckmäßig, die Einlagen von der Bank abzuziehen, die Gewinne (börsentechnisch gesprochen) glattzustellen und in Waren zu verwandeln. Die Sparbank müßte in diesem Falle sich des Aktienbesitzes, den sie in früherer Zeit erworben hat, wieder entledigen. Die ganze Einlagenbewegung bei der Sparbank

würde sich nach spekulativen und nicht nach ökonomischen Gesichtspunkten vollziehen. Das ist der Hauptfehler dieser Sparbank. Es ist der Nachteil dieser Konstruktion, daß der Gedanke der Beteiligung des Sparkapitals am Sachwertbesitz mit einem ganz anderen Gedanken verknüpft wird, nämlich dem eines wertbeständigen Depositenverkehrs. Was richtig ist an dem Zweck des Auerschen Vorschlags, nämlich die Beteiligung des Sparkapitals am Sachwertbesitz, in eine andere Form überzuführen, will ich in einem folgenden Artikel über das Projekt einer Arbeiterbank versuchen. Jedenfalls ist der Auersche Gedanke im Kern berechtigt, und es ist dankenswert, daß sein Vorschlag den Anstoß gibt zu einer Diskussion, die schon längst hätte geführt werden müssen.

Über Goldlöhne

Von Dr. W. Schöttler

Während die Erhöhung aller Preise in gewaltigem Tempo fortschreitet, bleiben Löhne und Gehälter immer weiter zurück. Industrie und Handel sind trotz entgegenstehender gesetzlicher Bestimmungen mehr und mehr dazu übergegangen, die Preise auf der Basis ausländischer Valuten zu kalkulieren. Der Unternehmer macht bei derartiger Preiskalkulation verhältnismäßig gute Geschäfte, während die geringen Erhöhungen der Löhne und Gehälter der Arbeitnehmer, die im allgemeinen erst nach schwierigen Tarifverhandlungen zu erreichen sind, im Vergleich zu den der Valuta angepaßten Preisen immer unzulänglicher werden.

Für die Gewerkschaften ist es eine der hauptsächlichsten Aufgaben, ihre Mitglieder in ihren Existenzmöglichkeiten zu schützen. Deshalb ist selbstverständliche Forderung, daß Löhne und Gehälter den veränderten Lebensverhältnissen angepaßt werden müssen; in den Tarifverhandlungen wird diesem Bestreben Rechnung getragen und eine möglichst vollkommene Anpassung an die Geldentwertung versucht. Da dies nun häufig aus den verschiedensten Gründen nicht möglich ist, wurden schon des öfteren Stimmen laut, die verlangten, daß andere Mittel und Wege für die Lohnkämpfe in Anwendung kommen sollten. Lange drehte sich der Kampf um das Problem der gleitenden Lohnskala. Wenn auch in der Praxis der Tarifverhandlungen meist auf die Steigerung der Indexzahlen Rücksicht genommen wird und somit eigentlich eine Art gleitender Lohnskala eingeführt ist, hat man doch von einer vollen Ausnutzung dieses Lohnsystems aus wirtschaftlichen Gründen abgesehen, zumal in Österreich, wo das Indexgesetz nach der Beendigung des Eisenbahnerstreiks geschaffen wurde, die Erfolge dieses Gesetzes nicht gerade anregend wirkten. Dort war die Arbeiterschaft unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse nämlich vielfach gezwungen, auf die volle Auswirkung der Indexzahlen laut der gleitenden Lohnskala zu verzichten und große Zugeständnisse zu machen.

Heute geht ein neues Schlagwort um, ein sehr geschickt gewähltes, das auf die Massen vielleicht stärker und überzeugender wirkt als noch so objektive Ausführungen. Gemeint ist die Forderung nach Goldlöhnen, die etwa der früheren Forderung nach Weltmarktlöhnen entspricht. Von den Befürwortern dieser Forderung wird darauf hingewiesen, daß die

Kosten der Lebenshaltung sich immer mehr den Weltmarktpreisen anpassen, daß demnach auch eine entsprechende Anpassung der Vorkriegslöhne an die Geldentwertung nur billig sei. Tarnow, einer der Hauptverfechter der Goldlohnforderung, legt in seinem unlängst in der »Holzarbeiterzeitung« veröffentlichten Aufsatz »Goldpreise — aber auch Goldlöhne« dar, daß sich die Entwicklung zu den Goldlöhnen zwangsläufig vollziehe; sie käme mit unabweisbarer Konsequenz von den Warenpreisen her. Bei den Produzenten und im Großhandel bestehe die Mark gar nicht mehr als Wertmesser, sondern nur noch als Zahlungsmittel, das sich nach dem jeweiligen Stande des Dollars richte. Man kalkuliere in Auslandswährung und bestimme danach die Preise in Mark. Die Gefahr der Geldentwertung teilten heute nur noch Kleinhändler und Verbraucher, aber schon gingen auch erstere immer mehr dazu über, den Wiederbeschaffungspreis zu fordern, der mit dem Valutapreis fast gleich sei. Am Ende bliebe also nur noch die Verbraucherschaft, die Masse der Arbeitnehmer übrig, die mit Papiermark rechneten. Deshalb müßten diese, um nicht gänzlich der Verelendung preisgegeben zu sein, einen festen Maßstab für ihre Entlohnung suchen, und das könnten eben nur die Goldlöhne sein. Die Friedenslöhne brauchten so zwar nicht erreicht zu werden, weil sich die Höhe der Entlohnung nach der jeweiligen Wirtschaftslage richte.

Was ist nun zu dieser auf den ersten Blick sehr ansprechenden Forderung zu sagen? Was zunächst die Fakturierung von Handel und Industrie in ausländischer Währung betrifft, so ist Tarnow durchaus recht zu geben. Leider hat die Regierung hier bisher nicht eingegriffen, trotzdem genügend rechtliche Handhaben gegeben sind. Ein ganz unhaltbarer Zustand, dem ein nicht geringer Teil der Schuld an der immer weiter schreitenden Markentwertung zugesprochen werden muß! Aber sollte im übrigen eine Durchführung der Goldmarkentlohnung wirklich geeignet sein, unsere Lage zu verbessern? Auf diese Frage kann es nur ein klares »n e i n« geben, denn wenn durch ein so einfaches Rechenexempel die Lage der arbeitenden Klassen gehoben werden könnte, dann wäre es unverantwortlich von den Gewerkschaften, wenn sie es nicht längst angewandt hätten.

Können wir uns etwa heute für die nominell sehr hohen Löhne und Gehälter das kleinste mehr kaufen als für das Geld, was wir als Entgelt für unsere Arbeitskraft vor einem Jahre erhielten? Die Antwort kann auch hier nur »nein« lauten. Die Teuerung kommt einmal von der Produktionsseite her, dann von der Geldseite oder von diesen beiden Seiten zusammen. Wenn die Produktionsmenge zurückgeht, dann muß bei der entstehenden Warenknappheit eine Preissteigerung eintreten; wird die Menge der Zahlungsmittel vermehrt, tritt ebenfalls eine Steigerung der Preise ein, weil die aufgeblähte Kaufkraft gesteigerte Nachfrage hervorrufen muß. In unserer heutigen Wirtschaft treffen beide Ursachen der Teuerung zusammen: wir haben durch die Inflation eine ungeheure Vermehrung der Zahlungsmittel und einen gewaltigen Rückgang der Produktivität unserer Volkswirtschaft!

In einer Volkswirtschaft kann nicht mehr verbraucht werden, als erzeugt beziehungsweise eingeführt wird. Im Jahre 1913 war die gesamte Produktion und die Einfuhr aus dem Ausland, die zum Konsum zur Verfügung standen, durchschnittlich um die Hälfte größer als in den letzten Jahren. Diese Früchte unserer Wirtschaft verteilten sich auf Kapital und Arbeit. Wenn auch der Anteil des Kapitals verhältnismäßig erheblich größer war als der, welcher auf

die Arbeit entfiel, so kann man doch sagen, daß die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen erträglich war.

Unsere Wirtschaft wurde durch den Weltkrieg aufs schwerste erschüttert. Die schlechten Verhältnisse der letzten Jahre sind zunächst die Folgen einer Vernichtung und unproduktiven Verwendung von Sachgütern ohnegleichen während der Kriegsjahre. Dazu kommen als Folgen des Krieges die Abnutzung des gesamten Produktionsapparats, die Abtretung wichtiger Rohstoffgebiete und die ungeheuren Leistungen für die Reparation. Sind die zum Konsum zur Verfügung stehenden Güter gegenüber der Vorkriegszeit schon durch die in den drei ersten Punkten erwähnten Verhältnisse erheblich verringert worden, so bedeuten die Leistungen für die Reparation, daß sich die Konsumgüter heute nicht mehr allein auf Kapital und Arbeit verteilen, sondern daß ein dritter Teil für Reparationszwecke absorbiert werden muß. Wie gesagt: heute stehen uns in unserer Wirtschaft, gegenüber dem Jahre 1913 etwa, nur noch rund die Hälfte der Konsumgüter zur Verfügung.

Mehr als diese zur Verfügung stehenden Gütermengen können unmöglich zur Verteilung gelangen. Von dieser Erkenntnis aus ist auch die Frage der sogenannten »Goldlöhne« zu beurteilen. Sie werden die arbeitenden Klassen auch nicht aus dem Elend herausführen können. Es handelt sich bei der Forderung nach Goldentlohnung natürlich nicht um eine Bezahlung in wirklichem Gold, weil wir es gar nicht besitzen, sondern nur um Zugrundelegung eines Goldsatzes, der in Papiermark umgerechnet werden soll. Nehmen wir also an, alle Löhne und Gehälter würden heute vertausendfacht! Hätten sich durch diese einfache Maßnahme die vorhandenen Konsumgüter auch nur im geringsten vermehrt? Wäre hierdurch die kleinste Verbesserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse erreicht? Natürlich nein! Wie die Erfahrungen der letzten Jahre zeigten, würden sich die Preise sofort den veränderten Löhnen anpassen. Es kommt am Ende gar nicht auf die Zahlen an, mit denen unsere Geldscheine bedruckt sind.

Die Forderung nach Goldlöhnen oder besser gesagt nach Löhnen, die einen bestimmten Goldsatz zugrunde legen, basiert auf dem Irrtum, mehr zu verteilen, als in Wirklichkeit vorhanden ist. Das ist natürlich ausgeschlossen! Unser Papiergeld ist immer nur eine Anweisung auf bestimmte Gütermengen; ob wir ein Pfund Butter mit einem Schein kaufen, der mit der Zahl »hundert« oder »tausend« bedruckt ist, bleibt sich ganz gleich.

Es ergibt sich aus unseren Ausführungen, daß die Besserung unserer wirtschaftlichen und sozialen Lage nicht von einfachen Geldmanövern zu erwarten ist. Die Lösung wäre vielmehr mit einer Steigerung der Gütermengen an den vorhandenen Bedarf erreicht, eine theoretisch einfache Erkenntnis, die praktisch aber unendlich schwer durchzuführen ist. In Unternehmerkreisen macht man sich die Lösung etwas zu leicht. Dort ist sie auf die einfache Formel »Verlängerung der Arbeitszeit« gebracht. Ganz abgesehen davon, daß es immer wieder bewiesen wird, daß in achtstündiger Arbeitszeit höchste Produktivität erzielt wird, wäre auch mit einer Verlängerung der Arbeitszeit, selbst wenn sie die günstigen Wirkungen hätte, die ihr die meisten Unternehmer zuschreiben, schwerlich viel gewonnen. Die Kriegsfolgen im weitesten Sinne wären auch dann nicht beseitigt, und die Reparationsforderungen in Höhe von 132 Milliarden Goldmark würden auch dann kaum mehr als heute an Sach-

gütern zum eigenen Verbrauch zur Verfügung lassen. So scheint in der Tat an den Klippen des Versailler Vertrags jeder Besserungsversuch zu zerschellen, wenn nicht in der Reparationsfrage ein gangbarer Weg gefunden wird.

Überlegungen zur Wiedergutmachung und Stabilisierung

Von **Herman Kranold** (Hannover)

I

Die Debatte über die in der Überschrift genannten Gegenstände, die in den letzten Wochen in der Neuen Zeit gepflogen wurde, hat sicherlich viel zur Klärung dieser Fragen beigetragen. Trotzdem scheint mir noch eine recht wichtige Lücke zu bestehen, die sich aus folgendem ergibt:

Eine der Hauptursachen des Sturzes der deutschen Valuta sind sicherlich die Reparationen. Wie kommt es aber, daß, obwohl die Reparationsleistungen im Jahre 1922 von Monat zu Monat geringer geworden sind, der Valutasturz erst viel später haltgemacht hat als die Reparationszahlungen? Sind außer den Reparationsleistungen noch andere Ursachen da, die in ihrem isolierten Wirken den Valutasturz weitertreiben, so ergibt sich daraus offenbar die Notwendigkeit, der Frage nach der Bekämpfung dieser anderen Ursachen besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

* * *

Die praktischen Vorschläge, die bisher gemacht wurden, laufen alle in irgendeiner Form darauf hinaus, die Zahlungen, die Deutschland als Überschuß der Passiva seiner Zahlungsbilanz über die Aktiva in den nächsten Jahren zu leisten hat, zu vertagen oder harmlos zu gestalten. Der Vertagung dient der von den Regierungen Cuno und Wirth vorgeschlagene Plan einer internationalen Anleihe, deren Ertrag zum Teil zur Ablösung der Reparationszahlungen der nächsten Jahre, zum Teil zur Stabilisierung der deutschen Valuta durch währungspolitische Maßnahmen dienen soll. Der zweite Zweck wird unter denjenigen Plänen besprochen werden, die durch Einsetzung des deutschen Goldes die Zahlungen Deutschlands ans Ausland »harmlos gestalten« wollen. Von dem ersten Zweck ist hier festzustellen, daß er nur auf eine gewisse Zeit hinaus erreicht werden und nur eine »Zwischenlösung« (wie man jetzt so schön sagt) darstellen kann, ferner, daß nach Ablauf dieser Frist, wenn inzwischen nicht entweder die Reparationen abgeschafft beziehungsweise stark ermäßigt oder die Wirtschaftskräfte Deutschlands zur Leistung der Reparationen aus Überschüssen der deutschen Wirtschaft stark genug gemacht worden sind, Deutschland vor genau demselben Elend stehen wird wie jetzt — nur zu den früheren Verpflichtungen hinzu noch belastet durch Zins- und Tilgungsverpflichtungen für die Reparationsanleihe. Der *Wert* der Reparationsanleihe hängt also davon ab, ob es gelingt, in der »Atempause« jene Kräftigung zu erreichen. Die Frage nach den Möglichkeiten solcher Kräftigung drängt sich also gebieterisch auf; sie muß konkret bejahend beantwortet werden können, wenn der Plan der Abdingung der Reparationen durch eine Anleihe irgendwelchen Wert haben soll.

* * *

Von den Reparationen ist augenblicklich nur noch die Aufbringung gewisser Sachleistungen geblieben. Der Hauptposten dieser Sachleistungen sind die rund 20 Millionen Tonnen Steinkohle, die wir jährlich abliefern müssen.

Nach der Entwicklung der Verhältnisse in den letzten Monaten haben wir augenblicklich mit einer Steinkohleneinfuhr von rund 30 Millionen Tonnen jährlich zu rechnen — darunter freilich etwa die Hälfte auf Grund besonderer Vorbehaltsrechte nach dem Versailler Vertrag aus den früher zu Deutschland gehörig gewesenen Teilen Oberschlesiens. Also selbst unser Kohleneinfuhrüberschuß ist nicht voll, sondern nur zu, ganz grob gerechnet, zwei Dritteln seiner Menge den Sachleistungen zur Last zu legen. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich schon, daß vermutlich auch ohne die Reparationen unsere Zahlungsbilanz durch Mitschuld unserer Handelsbilanz, wenn auch nicht durch ihre Schuld allein, passiv ist. Sehen wir (im Vergleich zu den Verhältnissen auf dem jetzigen deutschen Reichsgebiet vor dem Kriege) unter diesem Gesichtspunkt die Handelsbilanz Deutschlands an, so drängt sich uns folgendes auf:

1. das Absinken unserer landwirtschaftlichen Eigenproduktion auf weniger als die Hälfte der vor dem Krieg auf dem jetzigen Gebiet des Deutschen Reichs erzeugten Mengen;
2. das Absinken unserer Steinkohlenerzeugung um ungefähr 30 Prozent gegenüber dem Vorkriegsstand auf dem jetzigen Reichsgebiet.

Es läßt sich noch eine Reihe von weiteren Ursachen der Passivität unserer Handelsbilanz anführen. Ich will mich auf diese beiden beschränken, weil ich glaube, zu ihrer Bekämpfung ausreichende Mittel angeben zu können. Die Wiederherstellung der früheren deutschen Steinkohlenproduktion würde zur Folge haben, daß wir (auch abgesehen von der Reparationskohle) monatlich ungefähr $1^1/_2$ Millionen Tonnen Steinkohle würden ausführen können. Allein an Getreide aller Arten haben wir vor dem Kriege in Deutschland auf dessen jetzigem Gebiet ungefähr 14 Millionen Tonnen jährlich mehr erzeugt als gegenwärtig. Dazu kommt ein ähnlicher Absturz in der Erzeugung von Milch, Fleisch, Zucker und Kartoffeln. Ich will mich nicht in Zahlenspielen ergehen. Ein grober Überschlag ergibt bereits, daß durch die Wiederherstellung der Friedensproduktion in diesen beiden Wirtschaftszweigen sich Deutschlands Handelsbilanz nach und nach (in zwei bis vier Jahren) um bis zu 1,5 Milliarden Goldmark verbessern würde. Meiner Meinung nach muß es möglich sein, die Erzeugung an Kohlen und landwirtschaftlichen Produkten innerhalb von vier Jahren wieder auf den Stand zu führen, auf dem sie vor dem Kriege gewesen ist. Die Frage ist nur, wie das möglich ist. Weiter unten soll davon die Rede sein.

* * *

Zunächst noch einige Betrachtungen zu der Frage der Abdrängung der deutschen Zahlungen auf »harmlose« Wertübertragungen an das Ausland. Unter diesen verstehe ich die Versuche, die deutsche Währung durch Einsetzung von Gold zum Rückkauf deutschen Papiergeldes zu stabilisieren. Für diese Betrachtung ist es prinzipiell gleichgültig, ob die Regierung das Gold aus der Reichsbank nimmt oder ob sie es aus dem Ausland (Anleihe, Überfremdungsaktion) bezieht; im letzten Falle allerdings tritt später eine höhere Zins- und Tilgungsschuld an das Ausland auf, im ersten Falle nicht. Dafür ist im ersten Falle der einsetzbare Goldbetrag eng begrenzt (gegenwärtig höchstens etwa 750 Millionen Goldmark), im letzten Falle (falls die darauf abzielenden Maßnahmen — was keineswegs sicher ist — zum Erfolg führen) hat er beträchtlich weitere Grenzen.

Der Plan der Regierung Cuno, den Ertrag einer inneren Anleihe der Stabilisierung der Mark dienstbar zu machen, ist natürlich nur durchführbar, wenn die Regierung durch Anleihe aus Deutschland selbst Gold bekommt (was nur in sehr geringen Mengen eintreten kann) oder wenn sie deutsche Effekten auf dem Auslandsmarkt gegen Goldvaluten oder Gold eintauschen kann. Dabei erscheint mir ein Ertrag von 1 Milliarde Goldmark gegenwärtig schon als phantastisch hoch. Die Dinge liegen hier anders als bei einer Vermögensabgabe zur Ausgleichung des Reichsbudgets und zur Abtragung der inneren Schuld. In diesem Falle kann die Regierung sich begnügen, wenn die Steuer ihr in deutschem Papiergeld (also 1 Mark Gold jetzt ungefähr gleich 2000 Mark Papier) oder in ihren eigenen Schuldverschreibungen gezahlt wird. Ich halte es für ein sehr wohl *möglich*es, wenn auch wahrscheinlich von recht komplizierten Folgen begleitetes Manöver, 2000 Milliarden Papiergeld auf diesem Wege aus den Taschen der Besitzenden in die Safes der Regierungskassen zu bringen. Aber dasselbe Manöver in Werten, die das Ausland der Regierung für Goldvaluten abnimmt, zu machen, halte ich für phantastisch. Nehmen wir aber an: es ginge. Dann müßten diese Aktien natürlich an das Ausland gegen Gold oder Goldbevisen verkauft werden. Die Folgen derartiger Überfremdung (Kursstürze der Papiere beim Absatz ans Ausland und ähnliches) kann sich jeder halbwegs Börsenkundige selbst ausmalen. Völlig unerfindlich ist, woher dann noch Sicherheit für die Reparationsanleihe im Ausland kommen soll. Ich habe mich gar nicht gewundert, daß die alliierten Premiers diesen Plan, von dem sie offenbar gemerkt haben, daß er sehr gut *gemeint* war, für undurchführbar erklärt haben. Ich halte ihn auch dafür!

Ich beschränke mich deshalb darauf, den Fall näher zu untersuchen, daß die Auslandsanleihe für die Abdingung der Reparationsraten, die Inlandsanleihe für die Herstellung des Budgetgleichgewichts reserviert bleibt und daß zur Grundlage für die eigentliche Stabilisierung uns das Gold der Reichsbank dient. Dabei wähle ich *einen* Vorschlag als Repräsentanten aller hierhergehörigen Pläne, beschränke aber meine Erörterungen auf seine prinzipielle Seite, ohne die Nebenschäden des ausgewählten Sonderfalles besonders zu berücksichtigen oder gar zum Hauptziel der Kritik zu machen.

Unter den positiven Vorschlägen, die gemacht worden sind, den Marksturz zu bremsen, hebt sich deutlich *der* hervor, ein Papier zu schaffen, das von der Regierung oder der Reichsbank ausgegeben, vom Publikum mit Papiermark bezahlt, von der Regierung aber in Gold verzinst und getilgt werden soll. Praktisch kommt dieser Vorschlag darauf hinaus, eine neue Dollarschuld der deutschen Regierung oder der Reichsbank aufzuerlegen, denn praktisch ist eine Goldmark auf absehbare Zeit nur dadurch bestimmt, daß sie gleich dem 42. Teil von 10 nordamerikanischen Dollar ist. Damit wird also dem Publikum, das sein Geld in diesem Papier anlegt, das Valutarisiko abgenommen und der Reichsregierung beziehungsweise der Reichsbank aufgebürdet. Dieses Papier kann nun auf verschiedene Art Verwendung finden:

1. Im *inneren* Verkehr kann dieses Papier die Rolle eines *Zahlungsmittels* spielen. Dazu wäre es technisch allerdings nicht sehr gut geeignet, weil es verzinslich ist, es hat als solches alle Nachteile, die der Verwendung langfristiger Anleihestücke als Zahlungsmittel im Vergleich zu diskontfähigen Wechseln (seien es auch selbst Schatzwechsel) anhaften. Wird

es trotzdem im inneren Zahlungsverkehr verwendet, so haben wir den Zustand, daß in Deutschland zwei Währungen nebeneinander bestehen, den man jetzt (und nicht zu unrecht) bekämpft, mit staatlicher Sanktion eingeführt. Ob die neben der Papierwährung bestehende Währung auf Dollar oder auf die wie oben definierte Goldmark oder auf Roggen, der nach dem jeweiligen Weltmarktpreis in Papiermark umgerechnet wird, lautet, ist praktisch natürlich gleichgültig. Die Herrschaft des Deutschen Reiches über das Geldwesen wird mit der Einführung eines solchen Zahlungsmittels in aller Form preisgegeben.

2. Ferner kann im inländischen Wirtschaftsleben dieses Papier die Rolle eines Sparpapiers spielen. Dann bewirkt es freilich, daß nicht jeder, der sparen will, sein Geld fernerhin noch in Valuten, fremden Noten oder Sachgütern anlegen muß; es bewirkt aber nicht ohne weiteres, daß das Ersparte der Vermehrung oder auch nur Erhaltung der Produktionsmittel dienstbar gemacht wird. Dieser Erfolg hängt vielmehr von dem ab, was der Staat mit dem Papiererlös für das ausgegebene Goldpapier anfängt. Die Versuchung liegt mindestens nahe, daß er damit weiter unproduktive Staatsausgaben deckt. In diesem Falle würde nunmehr auch noch der kleine Bruchteil volkswirtschaftlicher Befruchtung wegfallen, der selbst der Anlage von Ersparnissen in unproduktiven, inländischer Arbeit entsprossenen Sachgütern noch innewohnt; denn in diesen Sachgütern steckt doch wenigstens noch Arbeitslohn.

3. Im auswärtigen Wirtschaftsverkehr Deutschlands kann dieses Papier die Rolle eines Zahlungsmittels spielen, und zwar kann es entweder stabil oder nicht stabil gegenüber ausländischen Währungen sein. Stabil sein wird es nur unter der Bedingung, daß es entsprechende Sicherheiten bietet. Diese Sicherheiten können nur in einer Verpfändung des Goldbestandes der Reichsbank bestehen. Ist das Papier stabil, so wird es im Ausland an Stelle ausländischer Valuten in Zahlung genommen werden. Soweit also der Vorrat reicht, der von ihm ausgegeben werden kann, so weit wird das Defizit der deutschen Zahlungsbilanz ohne weitere Bezahlung in Papiermark an das Ausland abgeglichen werden können. Da das nicht verpfändete Gold unserer Reichsbank etwa noch $^3/_4$ Milliarden Goldmark ausmacht, so wird vielleicht, wenn keine Reparationen, Bußen usw. mit diesem Golde bezahlt werden, das Defizit der Zahlungsbilanz eines Jahres damit abgeglichen werden können. Das entspricht etwa der Schätzung des Goldbedarfs für eine Stabilisierung in der Note Cunos an Bonar Law. Für ein Jahr würde also der Kauf von Valuten gegen deutsche Papiermark unterbrochen werden, für annähernd ein Jahr eine Stabilisierung des Wertes der deutschen Mark eintreten können.

4. Zu beachten ist aber, daß durch die Hingabe dieses Papiers an das Ausland neue Tilgungs- und Verzinsungsverpflichtungen in ausländischer Währung der deutschen Volkswirtschaft gegenüber dem Ausland auferlegt werden würden. Schon ein Teil der im zweiten Halbjahr ausgegebenen Stücke würde vermutlich dafür draufgehen, die im ersten Halbjahr ausgegebenen Papiere, deren Zinsen fällig sind, zu verzinsen. Später würde die Verzinsung und Tilgung wiederum nur in Dollar oder in Gold möglich sein. Das Ganze kommt also auf eine Gewährung eines Währungskredits mäßigen Umfanges unter Lombardierung des Reichsbankgoldes hinaus. Das

Lombardpfand wäre sicher nach kurzer Zeit verloren, und die wohltätigen Wirkungen würden schwerlich länger als ein Jahr dauern.

Diese Betrachtung ergibt, daß die Schaffung eines solchen Papiers nur dann Sinn hat, wenn es zur Abdeckung auswärtiger Zahlungsverpflichtungen benutzt werden soll. Selbst dann handelt es sich um eine kostspielige Methode, die noch dazu nur kurze Zeit helfen kann. Auf fast genau dasselbe kommt es hinaus, wenn man das Reichsbankgold zu direkten Interventionskäufen verwendet. Solange unsere Zahlungsbilanz, abgesehen von den Reparationen, infolge des Passivsaldos der Handelsbilanz von $1^1/_2$ Milliarden Goldmark jährlich mit $^3/_4$ Milliarden Goldmark jährlich passiv ist, so lange reicht man zur Stabilisierung der deutschen Valuta, auch wenn für Reparationen nichts geleistet wird, mit $^3/_4$ Milliarden Mark in Gold eben nur ein Jahr lang. Freilich haben diese Verfahren gegenüber dem jetzigen Zustand große Vorteile. Die Stabilisierung kann (für ein Jahr) erreicht werden, und die Abdeckung des Passivsaldos der Zahlungsbilanz erfolgt nicht volkswirtschaftlich schädlich mit Papiergeld, für das der Ausländer ganz sachte Deutschlands Produktivkapitalien an sich bringt, sondern in an sich unproduktivem Gold. Diese Änderung gegenüber dem jetzigen Zustand kann entscheidend werden. Das Äquivalent des billigen Überganges deutscher Papiermark, Grundstücke, Häuser, Wertpapiere usw. in ausländische Hände ist der fortdauernde Sturz der Mark. Er findet, soweit er in »mangelndem Vertrauen« begründet ist, letzten Endes seine Erklärung darin, daß die jetzt in Deutschland vor sich gehende Überfremdung die produktive Substanz, die hinter dem deutschen Gelde und den deutschen Effekten steht, fortlaufend vermindert. Eine Abdeckung in Gold führt dazu, daß diese produktive Substanz zunächst ein Jahr lang ungeschmälert bleibt. Es fragt sich also, ob die Pause von einem Jahr ausreicht, um durch ein System von produktionspolitischen Maßnahmen das Defizit unserer Handelsbilanz zu beseitigen und dadurch die Zahlungsbilanz mit zunächst jährlich $^3/_4$ Milliarden Goldmark aktiv zu machen. Das wäre das Mindeste, was zur Verzinsung und Abtragung der Reparationsanleihe und der Reparationsschuld zu Gebote stehen müßte. Freilich würde es genügen, die Zahlungsbilanz im ersten Jahre bloß auszugleichen, was durch Tilgung des halben Passivsaldos der Handelsbilanz bereits möglich wäre, um Zeit für die weitere Aktivierung der Zahlungsbilanz zu gewinnen. Aber in einem Jahre ist an diesen Erfolg mit irgendeiner Sicherheit nicht zu denken; es bleibt ein wüstes Risikospiel, bei dem alle Chancen einschließlich des Wettergotts gegen Deutschland stehen.

Aus der bisherigen Betrachtung ist zu ersehen, daß die Leitung des Deutschen Reiches es in der Hand hat, die Atempause zu strecken auf drei bis vier Jahre, wenn sie darauf verzichtet, die Valuta zu stabilisieren, und sich mit einer Verlangsamung des Valutasturzes begnügt. Dafür spricht in erster Linie die Erwägung, daß auf einem unterversorgten Markt bei dauernd stabiler Valuta die Preise und die Löhne das Weltmarktniveau bald ganz erreichen müssen. Das aber schädigt die Exportfähigkeit Deutschlands unter den jetzigen Umständen bis zur Vernichtung. Womit die Stabilisierung wiederum illusorisch würde. Stinnes hat das ganz richtig eingesehen. Daß sein Interesse am Export mit dem der deutschen Volkswirtschaft gleichläuft, ist noch kein Argument gegen die Richtigkeit seiner Behauptung. Dafür spricht weiter die Notwendigkeit, auf einige Zeit (näm-

lich bis zur Durchführung eines wirksamen Steuersystems) das Defizit der Staatskassen weiter durch Banknotendruck zu decken und dadurch im inneren Wirtschaftsverkehr das Papiergeld weiter zu entwerten. Die Dauer der Atempause ist eben wichtiger als ihre höchste technische Vollendetheit. Aus allen diesen Gründen dürfte es sich empfehlen, den Dollar allmählich durch unvollkommenen Rückkauf der auf dem Weltmarkt schwimmenden Papiermassen mit dem Gold oder den Goldtratten der Reichsbank bis auf 30 000 oder 40 000 Mark steigen zu lassen, diese Steigerung aber durch eine entsprechende Gestaltung der Interventionskäufe auf etwa vier Jahre zu verteilen.

* * *

In Klammern: Wenn ich, verehrter Leser, hier in argumentativer Bundesgenossenschaft mit Stinnes fechte, so ficht mich das nicht an. Dich hoffentlich auch nicht. Sollte es aber dennoch der Fall sein, so ist dir die Kur gesund. Denn wir haben eine ganz merkwürdige Stinnophobie in Deutschland. Auf der einen Seite geschieht von der Linken (aus Angst vor sogenannten Experimenten, in Wirklichkeit aus Angst vor der eigenen Courage!) nichts, um den Machtbereich dieses Mammuts des big business wirksam einzuschränken. Auf der anderen Seite wird mit nahezu unfehlbarer Sicherheit fast immer gerade dann ein Gebrüll besinnungslos in die Winde geschickt, wenn er einmal Geschäfte macht, die volkswirtschaftlich nützlich sind, oder Meinungen vertritt, die nicht nur seinen privaten, sondern auch der Volkswirtschaft Interessen entsprechen. So war es bei dem volkswirtschaftlich und politisch Deutschland höchst nützlichen Abkommen mit der Gruppe des Marquis de Lubersac, das leider praktisch noch immer fast keine Wirkung entfalten kann, so ist es jetzt, wenn Hugo, der Assyrer und Schwager der Walzwerkspazifismus-Poetin Dési, gegen die sofortige Stabilisierung der Valuta sich wendet. Trotz alles dieses Geschreis beißt aber keine Maus einen Faden von den von mir entwickelten Gründen ab.

Anlaß besteht hier ferner, eine Modifikation des Goldpapierplans zu besprechen, wie sie von den ausländischen Finanzsachverständigen empfohlen und von der Regierung Wirth kurz vor ihrem Dahinscheiden akzeptiert und den alliierten Mächten ernsthaft vorgeschlagen wurde. Sie will 1 Milliarde Goldmark als Fonds für die Schaffung des Goldpapiers verwenden. Die Hälfte aus dem Reichsbankkeller, die Hälfte aus dem Ertrag einer internationalen Anleihe. Alle Argumente gegen die oben besprochene Form der Goldpapierschöpfung treffen auch hier schon zu; aber noch ein weiteres ist zu erwähnen: Ob Deutschland Reparationen zahlt oder nicht (beziehungsweise ob es etwa, wenn es sie nicht zahlt, zerstückelt wird), hängt von Frankreich ab. Frankreich aber muß cash down verlangen, solange Amerika und England ihm seine Schulden nicht erlassen, Italien, Rußland, Serbien usw. die ihrigen bei Frankreich nicht bezahlen und Nordostfrankreich nicht wieder aufgebaut ist. Von der Erfüllung dieser Bedingungen sind wir aber leider noch weit entfernt. Wenn sie erfüllt sind, dann kann man sich auf neuer Grundlage unterhalten. Inzwischen tut man gut, sich zu fragen, wie Deutschland es dahin bringt, daß Frankreich zu Geld kommt. Solange Deutschland Reparationen nicht bezahlt, offenbar nur durch den Ertrag einer internationalen Anleihe, für die Deutschland haftet. Dann darf man aber nicht schon eine internationale Anleihe aufnehmen, um Mittel für die Stabilisierung der deutschen Währung zu beschaffen. Voilà.

Es bleibt dabei: Deutschland muß die Stabilisierung seiner Währung aus eigener Kraft leisten. Zunächst unvollkommen; später (nach vier Jahren) vollständig. Aber wie? »Das machen wir«, mit Lafontaine zu sprechen, »sogleich uns klar« (und erinnern uns bei dieser Gelegenheit noch an die vorhergehende Zeile des Verspaares: »Das Recht des Stärkeren ist das Bessere immerdar«).

* * *

Die Kohlenproduktion kann bei uns, vor einer erheblichen anderweitigen Steigerung der Kohlenerzeugung selbst, nicht gesteigert werden durch Vermehrung der Arbeiter, denn für eine nennenswerte Steigerung der Zahl der Bergarbeiter können weder Wohnungen noch neue Schachtanlagen gebaut werden. Ebenso kommt eine Steigerung der Arbeitszeit im Steinkohlenbergbau über 7 Stunden hinaus schon wegen der zu geringen Körperkraft der Bergarbeiter auf absehbare Zeit nicht in Frage. Die Möglichkeiten einer Steigerung der Kohlenerzeugung liegen vielmehr in zweierlei:

1. in der ganz allgemeinen Einführung der Baggerförderung in der Braunkohlengewinnung;
2. in der Einführung von Arbeitsmaschinen (mechanisch arbeitender Spitzhacken usw.) in der Steinkohlenförderung.

Der Einführung beider Methoden steht vorläufig entgegen, daß die Bergbaubetriebe privatkapitalistisch betrieben sind und daß auf absehbare Zeit auf eine privatwirtschaftliche Rentabilität, ja auch nur auf eine einfache Verzinsung der dazu neu anzulegenden Kapitalien nicht mit der Sicherheit, die der Kapitalist fordert, um »wagemutig« zu sein, gerechnet werden kann. Beides wäre aber erforderlich, damit die Kapitalisten diese neuen Produktionsmethoden einführen. Infolgedessen wehrt sich das Bergbaukapital gegen die Einführung dieser Methoden. Zur Überwindung dieses Widerstandes gibt es nur ein einziges taugliches Mittel: die Sozialisierung des Kohlenbergbaues zusammen mit sozialisierenden Eingriffen in die Elektrizitätsversorgung (wie ich sie, mit Edwin Carpow zusammen, in meinem Buche »Vollsozialisierung des Kohlenbergbaues?«, Berlin-Fichtenau, Verlag Neue Gesellschaft, vorgeschlagen und begründet habe).[1] Innerhalb eines solchen sozialisierten Kohlenbergbaues wäre aber die Einführung dieser Produktionsmethoden zweifellos möglich. Denn der Staat könnte dem sozialisierten Kohlenbergbau eine Weile lang große Geldmittel, schlimmstenfalls auch zinslos, vorstrecken und den Zinsverlust, den er dabei hat, durch Steuern oder (man erschrecke nicht!) durch Vermehrung des inländischen Notenumlaufs decken. Ich will hier nicht ins einzelne gehen; ich weise nur darauf hin, daß zum Beispiel die mechanische, mit Preßluft oder (besser) elektrischem Strom betriebene Spitzhacke technisch längst zur Verwendung in größtem Maßstab reif ist und daß dadurch von denen, die unter Tage arbeiten, Leute genug für das Aufschließen neuer Flöze freigemacht werden könnten, so daß dann der Abbau in den vorhandenen Schächten beschleunigt werden könnte. Über die mechanische Baggerung der Braunkohle brauche ich mich nicht groß

[1] Sehr lehrreich ist in diesem Zusammenhang, daß, nachdem die Privatkapitalisten mit ihrer Weisheit am Ende sind, der bayerische Staat genötigt ist, das zur Vollendung des Ausbaues der Wasserkräfte noch erforderliche Milliardenkapital aufzubringen.

zu äußern. Da, wo die Maschinen aus Kriegsgewinnen bezahlt werden konnten, werden sie schon in großem Maßstab mit allerbestem Erfolg verwendet. Daneben müßte eine Rationalisierung des Verbrauchs der Kohle in die Wege geleitet werden. Sie wirkt sich aber erst allmählich aus, ein fühlbarer Erfolg ist von ihr erst nach drei bis vier Jahren zu erwarten, also zu derselben Zeit, in der die Neuanlage von Kohlenschächten möglich sein würde. Also auch hier wieder die Hauptschwierigkeit: wie kommt man über die ersten zwei Jahre hinweg? Gelingt das mit Produktionssteigerung, so haben wir überhaupt gewonnenes Spiel. (Schluß folgt)

Die große Koalition

Von Dr. **Walter Israel**

Genosse H. Sinzheimer hat vor kurzem im Verlag der Union-Druckerei und Verlagsanstalt in Frankfurt a. M. eine »Große Koalition und Sozialdemokratie« betitelte Broschüre veröffentlicht, deren knappe, einleuchtende Ausführungen die Beachtung aller Parteigenossen verdienen.

»Wir werden bei der Erörterung der Frage nach der großen Koalition«, sagt Sinzheimer, »davon auszugehen haben, daß sie heute für uns im Grunde die Frage nach einer Koalitionspolitik überhaupt ist.« (S. 3.) In Weimar galt es, die republikanische Staatsform zu schaffen; Demokratie und Zentrum waren gewillt, hieran mitzuarbeiten. Nach Lösung dieser Aufgabe traten »die wirtschafts- und finanzpolitischen Fragen des Reiches in den Vordergrund ...« und so »wurde die Zusammenarbeit gelähmt. Die kapitalistischen Interessen inner- und außerhalb der bürgerlichen Koalitionsparteien machten sich mit zunehmender Stärke geltend, die Fühlungnahme des Zentrums und der Demokratie mit der Volkspartei, der parteipolitischen Form des Hochkapitalismus, begann und wurde immer intensiver.«

Schon in dieser Feststellung liegt meines Erachtens eine Stärke der Sinzheimerschen Erörterungen. Er gibt damit zu, daß die Volkspartei im eigentlichen Sinne keine politische Partei ist, daß ihr ihrem ursprünglichen Wesen nach politische Ideologien gleich sind. Dies verdient besonders deshalb betont zu werden, weil allein schon aus diesem Grunde Vergleiche mit der Deutschnationalen Partei hinken müssen. Denn während diese in erster Linie eine politische Partei ist, ihr Wesen die Hochhaltung der politischen reaktionären Ideologie ist, ihre Vertretung landwirtschaftlicher Interessen nur eine sekundäre ist und all ihr Streben hier gerade der Wiedereinführung des überholten Feudalismus gilt, ist die Struktur der Volkspartei derart, daß ihr, wenn man sie zum aktiven Mitarbeiten zwingt, die republikanische Ideologie via aktiver Wirtschaftspolitik aufgepfropft werden kann. Denn sie ist eine Partei, die vom Standpunkt des Wirtschaftslebens vorwärts sieht, wohingegen die Deutschnationalen als Vertreter des Feudalismus Vergangenheit zurückzaubern möchten.

Nun aber zeigt Sinzheimer, daß die »Arbeitsgemeinschaft« weiter nichts ist als die Besiegelung eines Zustandes, »der darin bestand, daß die Volkspartei herrschte, ohne zu regieren, daß sie die Regierung band und zugleich bekämpfte«. »Dieses Zusammenspiel ist nicht zufällig. Es folgt aus den gesellschaftlichen Machtverhältnissen der Zeit.... Eine jede Koalitionsbildung ... wird unvermeidbar unter dem Gewicht der Volkspartei stehen. Denn die diesem Gewicht zugrunde liegenden Machtverhältnisse werden sich ... in der Politik in irgendeiner Form immer durchsetzen. Es ist durchaus nicht radikal, sondern vorsozialistisch gedacht, wenn man glaubt, durch ein politisches Formgebilde der Wirkung von Tatsachen entgegentreten zu können. Die Unfruchtbarkeit und Unentschlossenheit der Politik der letzten Zeit geht auf die Verkennung dieser einfachen Wahrheit zurück.« (S. 3, 4.)

Ich habe dem nichts hinzuzufügen und möchte auf das zweite Kapitel verweisen, welches die Methodik des Sinzheimerschen Denkens klarlegt. Er unterscheidet streng das sozialistische Prinzip vom kapitalistischen, aber indem er dies tut, verfällt er nicht in den so häufigen Fehler, das Ziel mit dem Wege zu verwechseln. Das Aufsuchen der funktionalen Eigenart der Wirklichkeit erstrebt er, um so den Weg zur Idee, zum Sozialismus als Prinzip zu erforschen. Er zieht einen Trennungsstrich zwischen dem Sozialismus als sittliche Idee und dem Sozialismus als Wissenschaft, die den Weg zum Sozialismus zu weisen hat.

»Fassen wir ... den Sozialismus nicht als Ziel (»als diesen ewigen Imperativ des ‚Hinauf'«, wie Sinzheimer sagt), sondern als Weg ins Auge, nicht als Leuchte über der Wirklichkeit, sondern Bewegung in ihr, so ändert sich das Bild. Dann sehen wir kapitalistische und sozialistische Entwicklung zusammen gelagert und, was der Gedanke trennte, ein einheitliches geschichtliches Dasein führen. Der Sozialismus wächst vor unseren Augen inmitten kapitalistischer Kräfte und Formen heran.« »Die Verwirklichung (des Sozialismus. Der Verf.) ist ... gebunden an die geschichtliche Lage, die er vorfindet. Eine solche Lage können Brücken zwischen Kapitalismus und Sozialismus herbeiführen, die nicht sein reines Wesen sind, aber seinem Wirken dienen. Ob solche Brücken geschlagen werden, wie lange sie gehalten werden, hängt von den Existenzerfordernissen des sozialistischen Werdens ab.« (S. 5.) Eine Station, die auf dem Wege zum Ziele liegt, kann gänzlich anders als dies Ziel, hier der Sozialismus, aussehen.

»Ähnliches gilt vom Klassenkampf. Der Klassenkampf ist nicht Zweck, sondern Mittel.... Heute kann der Klassenkampf die völlige Loslösung von der gegnerischen Klasse und rückhaltlosen Kampf auf der ganzen Linie fordern. Morgen kann er ein Zusammengehen mit der gegnerischen Klasse notwendig machen. Beides ist Klassenkampf, wenn sein Zweck gewahrt wird. Nicht die Methode, die Wirkung entscheidet. Denn es gibt keinen Klassenkampf an sich, es gibt nur einen Klassenkampf für etwas.«

Im Anschluß hieran untersucht Sinzheimer nun den Spezialfall von heute, die Frage, »ob die große Koalition den Lebensnotwendigkeiten der Arbeiterklasse in unserer Zeit entspricht oder nicht«.

Als das erste Problem wird die Gefahr der Arbeitslosigkeit angeschnitten. Dann wird nach kurzer Charakterisierung der inneren Lage eindringlich auf die »außenpolitische Gefahr«, die dem Deutschen Reiche droht, hingewiesen. »Die Einheit Deutschlands ist für die deutsche Arbeiterklasse und Arbeiterbewegung eine Lebensgrundlage.... Stürzt Deutschland zusammen, so wird fremder Ententekapitalismus mit allem, was in Deutschland reaktionär und partikularistisch ist, nicht nur den letzten sozialpolitischen Errungenschaften der Revolution den Lebensodem ausblasen, sondern auch auf Jahrzehnte jeden sozialpolitischen Fortschritt versperren. Ist aber so durch die Sprengung der politischen Einheitsform die Macht der deutschen Arbeiterbewegung gebrochen, so werden die Rückwirkungen dieser Niederlage auf die Bruderbewegung im Ausland nicht ausbleiben.« (S. 8.)

»Die Lage der Arbeiterklasse ist keineswegs nur eine Sorge der Arbeiterschaft im engeren Sinne,... unaufhaltsam ist der Zug zur Proletarisierung aller bisher selbständigen Existenzen. Schon stürzen immer größere Massen, die kleinen Händler und Handwerker, die sich ‚arm verkauft haben', wieder zurück in die Masse der Namenlosen.... *Die Lage der Arbeiterklasse ist heute die Lage des Volkes. Die Politik der Arbeiterklasse ist Volkspolitik. Der Kampf um Recht und Einfluß der Arbeiterklasse ist über den Parteikampf hinausgebrochen. Er ist der Kampf um die Erhaltung und Rettung des Volkes.*« (S. 8.)

Es ergeben sich die folgenden »Lebensnotwendigkeiten, die sich in den letzten Monaten als bestimmte Forderungen der Arbeiterklasse herausgearbeitet haben«: »die Mark zu stabilisieren, ... die Produktion zu steigern«, wobei Sinzheimer mit

Recht darauf hinweist, daß die Hebung der landwirtschaftlichen Produktivität eine Kardinalfrage ist. Er fordert einen »eingreifenden Neubau des Lebensmittelvertriebes«. »Die Landwirtschaft muß zur Kartellorganisation übergehen und dem Kartell den Vertrieb angliedern mit durchgreifender Regulierung der Preise. Die Landwirtschaft hat kein Interesse daran, daß die Preise ihrer Produkte durch hohe Zwischengewinne gesteigert werden. Sie muß deswegen, möglichst im Wege der Selbstverwaltung, wie die große Industrie, Mittel und Wege finden, um durch Organisation der Produzenten die Produkte möglichst unmittelbar an die Konsumenten und ihre Organisationen heranzubringen«. In glücklichem Wurf hat hier Sinzheimer den Genossenschaftsgedanken erweitert. Schließlich nennt er die »Lösung der Reparationsfrage«.

Mit aller Deutlichkeit sagt er, daß er eine grundlegende Lösung erstrebt, daß wir »zur großen Anleihe kommen« müssen, daß Industrie, Landwirtschaft und Banken mit an der Lösung arbeiten müssen. »Das Reich hat keinen Kredit. Deswegen müssen wir aus dem schaffenden Volke heraus die Kreditunterlage gewinnen.« (S. 9.)

»Überblicken wir diese Lebensnotwendigkeiten, so muß jeder die jetzige Lage begreifende Parteigenosse eingestehen, daß sie ohne Mitwirkung derjenigen Kreise, die insbesondere hinter der Volkspartei stehen, nicht geschaffen werden können.« Sinzheimer ist sogar der Ansicht, daß selbst bei einer Majorität der V. S. P. D. im Reichstag die alte Frage bliebe, »ob wir ohne Mitwirkung von Industrie, Landwirtschaft und Handel das Lebensproblem unseres Volkes lösen können«.

In allem Wesentlichen stimme ich Sinzheimer zu. Die Möglichkeiten einer Markstabilisierung hängen in erster Linie von der Lösung des Reparationsproblems oder, genauer gesagt, von der Möglichkeit einer aktiven Zahlungsbilanz ab. Ich bedaure, daß bei den sonst so überaus klaren Darlegungen das Problem der Arbeitslosigkeit nicht eingehender berührt wurde, da hier sich (für heute geltende) gemeinschaftliche Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer aufzeigen lassen. Gerade wegen der zunehmenden Substanzverringerung und der damit verbundenen größeren Arbeitslosigkeit ist die »große Koalition« eine dringende Notwendigkeit. Mit aller Entschiedenheit muß gesagt werden: In diesen Zeiten der Not sind zwischen Kapital und Arbeit die Fäden eng verknüpft, sie zu lockern bedeutet ein Preisgeben der Interessen des Proletariats und einen Gewinn für die Unternehmer.

Der Entwurf eines Gesetzes über die unehelichen Kinder und die Annahme an Kindes Statt

Von **Henni Lehmann**

I

Zu den Schöpfungen der Rechtsreform, die der Ära Radbruch ihre Entstehung verdanken, gehört der Entwurf eines Gesetzes über die unehelichen Kinder und die Annahme an Kindes Statt. Beide Teile stehen in einem ursächlichen Zusammenhang, da es sich bei der Annahme an Kindes Statt in der Mehrzahl der Fälle um uneheliche Kinder handelt. Unterabteilungen des Gesetzes enthalten außerdem noch Bestimmungen über Kinder aus nichtigen Ehen und über die Anfechtung der Ehelichkeit eines Kindes.

Der Gesetzentwurf ist von erfreulichem sozialem Verständnis getragen. Er verläßt in den wesentlichen Grundzügen die inhumane Stellung des Bürgerlichen Gesetzbuchs und schließt sich grundsätzlich den Ausführungen an, die ich in der sozialistischen Presse über die Rechtsstellung der unehelichen Kinder gemacht habe. Dies ist in folgenden fünf Hauptpunkten der Fall: Der Entwurf stellt menschlich-persönliche Beziehungen her zwischen dem unehelichen Vater und seinem Kinde; er schafft dem Kinde Möglichkeiten, den Vaternamen zu führen; er dehnt die Unterhaltspflicht

über die Person des Vaters hinaus aus auf väterliche Vorfahren; er schafft ein Erbrecht des unehelichen Kindes gegenüber dem Vater; er beseitigt die Exceptio plurium, die berüchtigte Bestimmung, nach welcher, wenn mehrere Männer als Väter in Betracht kommen können, keiner von ihnen für den Unterhalt haftet usw.

Diese grundsätzliche Anerkennung hindert nicht, daß in einzelnen Punkten die Kritik einsetzen muß.

Zunächst wird die Bestimmung des § 1599 des Bürgerlichen Gesetzbuchs beseitigt, nach der ein uneheliches Kind und sein Vater nicht als verwandt gelten. Es ist im Entwurf ausdrücklich von der Verwandtschaft des Kindes mit seinem Vater die Rede. Die persönlichen Beziehungen werden dadurch hergestellt, daß zunächst das Vormundschaftsgericht dem Vater auf seinen Antrag gestatten kann, mit dem Kinde persönlich zu verkehren, und daß es diesen Verkehr regeln kann — ähnlich also wie bei Kindern aus geschiedenen Ehen. Ferner kann das Vormundschaftsgericht, wenn es im Interesse des Kindes liegt, dem Vater die Sorge für die Person des Kindes und darüber hinaus die volle elterliche Gewalt, also auch die geschäftliche Vertretung des Kindes übertragen. Es ist eine natürliche Folge dieser Bestimmung, daß auch der unehelichen Mutter, die regelmäßig die Sorge für die Person des Kindes hat, die elterliche Gewalt durch das Vormundschaftsgericht übertragen werden kann. Ferner kann der Fall eintreten, daß beide Teile die elterliche Gewalt haben. Damit steht die uneheliche Mutter günstiger als die Ehefrau, die nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch die elterliche Gewalt nicht gemeinsam mit dem Ehemann ausübt, sondern sie erst erlangt, wenn dieser gestorben ist oder sie anderweit verloren hat.

Das Recht, dem Kinde den Namen zu erteilen, soll sowohl dem Vater wie dem Ehemann der Mutter zustehen. Letzteres ist sehr günstig, da in solchen Fällen das Kind sich nicht mehr durch Führung des Mädchennamens seiner Mutter von vornherein äußerlich als unehelich darstellt. Verfehlt ist jedoch die Bestimmung, nach welcher der Vater den Namen nicht erteilen kann, wenn die Ehe nach § 310 des Bürgerlichen Gesetzbuchs wegen Verwandtschaft oder Schwägerschaft verboten war. Zunächst sollte überhaupt eine gesetzwidrige Handlung der Eltern, wie das eine derartige Eheschließung gegen das Verbot sein würde, nicht am Kinde gerächt werden; dann aber sind die geltenden Bestimmungen über das Ehehindernis der Schwägerschaft ohnehin reformbedürftig und dürfen nicht mehr zur Grundlage für Neues genommen werden. Ich habe diese Dinge schon früher in der »Neuen Zeit« ausgeführt.

Zur Namenserteilung soll die Einwilligung des Kindes, ist dieses unmündig, die seiner Mutter, ist der Vater verheiratet, die seiner Ehefrau nötig sein. Wenn das Kind in die häusliche Gemeinschaft des Ehemannes seiner Mutter aufgenommen ist, die seine, doch ist Voraussetzung, daß er dem Kinde innerhalb einer bestimmten Frist, die ihm die Behörde stellen kann, seinen eigenen Namen erteilt. Eine verweigerte Einwilligung kann auf Antrag durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden, doch soll sie nicht dem Kinde zu »unverhältnismäßigem Nachteil« gereichen. Das Wort »unverhältnismäßig« ist wohl nicht sonderlich glücklich gewählt. Es ist ein schwankender Begriff. Warum wird sie nicht überhaupt verweigert, wenn sie dem Kinde zum Nachteil gereicht? Will man eventuell ein Interesse des Vaters gegen diesen Nachteil einsetzen? Oder soll der Nachteil nicht unverhältnismäßig sein, wenn er durch entgegenstehende Vorteile aufgewogen wird? Aber dann ist ja kein Nachteil mehr vorhanden. Dieser dehnbare Begriff »unverhältnismäßig« muß zu Unsicherheiten in der Rechtsprechung führen.

Im allgemeinen sind sonst die vorstehenden Bestimmungen zweckmäßig und wohldurchdacht. Nicht befreunden kann ich mich jedoch mit der einseitigen Berechtigung des Vaters, den Namen zu erteilen. Dem sollte eine Berechtigung des Kindes zur Seite stehen, die Führung des Vaternamens zu beantragen, wenn ihm die Führung des Muttername zum Nachteil gereicht. Auch da würde die erforderliche Einwilligung des Vormundschaftsgerichts und ein Einspruchsrecht des Vaters Mißbrauch verhindern kön-

nen. Ein weiteres Einspruchsrecht ist ohnehin in den allgemeinen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs über Gebrauch eines Namens gegeben. Desgleichen halte ich nicht für ganz glücklich, daß für die Namenserteilung die Berechtigung des Vaters mit dem Tode des Kindes erlöschen soll. Unter Umständen können Kinder des Kindes, Enkel, vorhanden sein, für die gleichfalls die Namenserteilung wünschenswert ist. Daß der Vater wie auch der Ehemann der Mutter die Namenserteilung auch durch Testament vornehmen kann, ist zweckmäßig; ebenso darf das Vormundschaftsgericht nach dem Tode des Vaters bei Braufkindern die Namenserteilung vornehmen, wenn das Verlöbnis noch zur Zeit seines Todes bestand. Man könnte das Recht des Vormundschaftsgerichts hier dahin erweitern, daß es den Namen auch erteilen kann, wenn das Verlöbnis nachweislich ohne Schuld der Mutter zurückging. Dies wäre der oben von mir vorgeschlagenen Erweiterung des Rechts der Namensgebung auf Antrag des Kindes entsprechend.

Von der Namenserteilung soll weiter das Recht des Vaters abhängen, über das Kind die elterliche Gewalt zu erlangen. Hierüber ist die Mutter zu hören, auch deren Ehemann, wenn er das Kind in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen hat.

Die Unterhaltspflicht des Vaters soll sich bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahr erstrecken, ihr Maßstab nach der Lebensstellung der Mutter richten, doch »sind zugunsten des Kindes auch die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse des Vaters in Betracht zu ziehen, soweit dies unter Berücksichtigung sonstiger Verpflichtungen des Vaters, welche die Entrichtung von Geldrenten zum Gegenstand haben, der Billigkeit entspricht«. Diese Bestimmung halte ich für die bedenklichste des ganzen Entwurfes. Zunächst bedingt das Ausgehen von der Lebensstellung der Mutter fast immer das Ausgehen von der Stellung des wirtschaftlich schwächeren Teiles. Das bleibt auch in den Fällen, in denen die Mutter dem gleichen Stande wie der Vater angehört (und das ist die Mehrzahl), gültig. Aber außer diesen Fällen bleiben denn doch nicht wenige, in denen die Lebensstellung des Vaters eine erheblich günstigere ist als die der Mutter. Ihn dann entsprechend heranzuziehen, ist bei der obigen verklausulierten und einschränkenden Bestimmung fast unmöglich. Man sollte grundsätzlich ausgehen von der Lebensstellung des bessergestellten Elternteils mit billiger Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit des Vaters.

Der Unterhalt soll den gesamten Lebensbedarf sowie die Kosten der Erziehung und Vorbildung zu einem Beruf umfassen. Es sind dann, soweit Vater und Mutter nicht imstande sind, die Eltern des Vaters verpflichtet, den Unterhalt zu gewähren, unter Umständen neben den mütterlichen Verwandten des Kindes, während der Vater vor ihnen und der Mutter haftet. Es ist etwas inkonsequent, daß hier väterlicherseits nur die Eltern, mütterlicherseits die Verwandten genannt werden. In beiden Fällen sollte es Verwandte in gerader Linie heißen, wie in dem § 1601 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, da unter Umständen auch über die Eltern des Vaters hinaus die väterlichen Großeltern in Betracht kommen. Wenn aus besonderen Gründen (Erkrankung, Zuführung zu einem Beruf usw.) besondere Aufwendungen nötig werden, so kann die Zahlung eines Geldbetrags neben der Rente verlangt werden. Die Unterhaltspflicht des Vaters soll nicht mit seinem Tode erlöschen, auch wenn er vor Geburt des Kindes gestorben ist. Dem Kinde soll, wenn die Ehefrau und eheliche Abkömmlinge den Vater beerben, von diesen eine Abfindung in Höhe des gesetzlichen Pflichtteils eines ehelichen Kindes gezahlt werden können. Wenn die Eltern den Vater beerben, so erhält es den Pflichtteil, der ihm als eheliches Kind zustehen würde, wenn der Vater vorher die Eltern als gesetzlicher Erbe beerbt hätte. Es erhält also auch einen Anteil am Erbe gegenüber seinen Großeltern.

Wichtig sind die über die Abfindung vorgeschlagenen Bestimmungen. Es ist heute ein großer Mißstand, daß eine unter anderen Verhältnissen gegebene Abfindungssumme sich gegenüber der Geldentwertung als durchaus ungenügend erweist. Hiergegen bietet der Entwurf Schutz, indem er festsetzt, daß die Abfindung von der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts abhängt und von diesem das Jugendamt

und ein etwa vorhandener Einzelvormund zu hören sind, und weiter, daß eine an Stelle des Unterhalts zu gewährende Abfindung nichtig ist. Auch kann bei wesentlicher Änderung der Verhältnisse sowohl von seiten des Kindes wie der Unterhaltspflichtigen eine anderweitige Festsetzung des Unterhalts auf dem Wege der Klage herbeigeführt werden.

Wichtig ist weiter, daß der Mutter auch ein infolge der Schwangerschaft und Entbindung entstandener Vermögensschaden zu ersetzen ist. Ebenso sollen Ansprüche bestehen auch im Falle einer Fehlgeburt oder Frühgeburt.

Es seien nun die Fragen der Feststellung der Vaterschaft besprochen. Die berüchtigte Exceptio plurium, die Bestimmung, daß wenn mehrere als Vater in Betracht kommen können, keiner von ihnen zahlt, wird, wie ich schon eingangs sagte, beseitigt. Die Betreffenden haften dann als Gesamtschuldner, wenn nicht eine offenbare Unmöglichkeit vorliegt, daß die Mutter das Kind aus dieser Beiwohnung empfangen hat. Es ist aber allgemein in bezug auf den Anspruch an den Vater dem Entwurf eine sehr üble Bestimmung eingefügt. Sie lautet: »Ein Anspruch des Kindes oder der Mutter besteht nicht, wenn die Mutter innerhalb der Empfängniszeit einen dirnenhaften Lebenswandel geführt hat.« Warum soll das Kind für die Mutter büßen? Hat der mögliche Vater weniger Verantwortung für den außerehelichen Beischlaf und seine Folgen, weil die Mutter sich nicht entsprechend geführt hat? Das ist doch eine Begriffsvermengung. Und weiter: Was ist »dirnenhafter« Lebenswandel? Gewerbsmäßige Prostituierte pflegen keine Kinder zu bekommen. Und wie wird der Nachweis des dirnenhaften Lebenswandels geführt und wie wird er zu führen versucht werden? Wird nicht der gewissenlose Vater, um sich der Unterhaltspflicht zu entziehen, allen möglichen Schmutz auf die Mutter häufen zum Beweis des dirnenhaften Lebenswandels? Die Bestimmung muß durchaus fallen.

Allgemein geschieht die Feststellung der Vaterschaft durch Anerkennung seitens des Vaters, auch durch eine vor der Geburt abgegebene Erklärung oder durch gerichtliche Feststellung. Erbrechtlich wird weiter vorgeschlagen, daß ein uneheliches Kind, das seinen Vater überlebt, neben Verwandten der zweiten Ordnung ein Viertel, neben väterlichen Großeltern zur Hälfte erben soll. Wenn außer ihm nur die Ehefrau in Betracht kommt, soll es gar nicht erben. Diese letzte das Kind benachteiligende Bestimmung scheint mir gänzlich unbegründet in den Verhältnissen des Lebens und zu beseitigen.

Die Abschnitte 3 bis 6 des Gesetzentwurfes über Ehelichkeitserklärung, rechtliche Stellung der Kinder aus nichtigen Ehen und Annahme an Kindes Statt bedürfen einer weiteren Besprechung.

Außenpolitische Rundschau

Die Rolle Amerikas — Die deutsche Initiative — Die notwendige Umstellung — Das Fazit der englischen Wahlen — Der Kongreß vom Haag — Die Entwicklung in Polen

Das Eingreifen der amerikanischen Regierung in die europäischen Wirren des Reparationsproblems, das wir auf Grund der Untersuchung des Wahlresultats zum amerikanischen Parlament vorausgesagt haben, ist in Europa mit überschwenglichen Hoffnungen aufgenommen worden. Man nannte bereits eine bestimmte Summe von Milliarden, die die Vereinigten Staaten dem ihnen verschuldeten Europa zu leihen bereit seien. Diese Vermutungen und Prophezeiungen, die nichts anderes als Wünsche sind, haben in Amerika selbst verschnupft und der Sache Europas nur geschadet. Es erinnert das an die Propagandareise, die der alte Clémenceau in Amerika unternahm und die er vorzeitig abbrach, weil die Amerikaner durch die Reden des »Tigers« gegen Frankreich aufgebracht wurden.

Statt sich von Hoffnungen und nebelhaften Wünschen leiten zu lassen, sollte man sich endlich bei der Behandlung außenpolitischer Probleme stets leiten lassen von der

Schichtung der wirtschaftlichen Umstände und den Kräften der politischen Traditionen der verschiedenen Länder. Freilich ist das Studium dieser Umstände und Kräfte eine notwendige Voraussetzung des Urteils.

Zunächst ist es falsch, zu sagen, die Initiative sei jetzt allein auf Amerika übergegangen. Ohne die Bereitwilligkeit Amerikas, helfend einzugreifen, wobei man sich diese Hilfe keineswegs in Form von Dollarmilliarden vorzustellen hat, denn auch in Amerika wachsen die Milliarden nicht wild auf den Bäumen, ist das Reparationsproblem gewiß nicht zu lösen; aber diese Bereitwilligkeit ist zunächst nichts mehr als ein Hebel, der die zum Stillstand gekommene diplomatische Maschinerie Europas wieder beweglich macht. Alles übrige muß von uns in Europa gemacht werden. Und in Europa ist die Initiative dadurch zunächst auf Deutschland übergegangen. Wenn die Londoner Konferenz abgebrochen und auf den Januar vertagt wurde, so ist der Hauptgrund in den deutschen Vorschlägen zu suchen, die als Verhandlungsbasis unzureichend waren, über die man aber auch nicht einfach zur Tagesordnung übergehen wollte oder konnte.

* * *

In Deutschland scheint man den Vorteil und die Verantwortung, die uns aus dieser neuen Situation erwachsen, noch nicht erfaßt zu haben. Der Vertrag von Versailles hat uns Lasten auferlegt, ohne daß wir auch nur bei der Ausarbeitung des Vertrags gehört worden wären. Das ist, wie man begriffen hat, eine der wesentlichsten Ursachen der Unmöglichkeit der Durchführung des Vertrags. Nun will man Deutschland die Möglichkeit geben, zu erklären, wie es selbst die Wiedergutmachung für durchführbar hält. Der Vorteil dieser neuen Situation wie auch die große Verantwortung, die sie in sich birgt, liegen auf der Hand. Wir haben innerhalb der Grenzen dessen, was die Alliierten heute noch von uns an Wiedergutmachung erwarten — und das ist erheblich weniger als vor vier Jahren —, die Wahl. Wir haben aber auch die Verantwortung dieser Wahl und der Wiedergutmachung. Die Welt erwartet von Deutschland ein Wiederaufbauprogramm.

Obwohl wir reichlich Zeit gehabt haben, uns vorzustellen, wie es gemacht werden müßte, nachdem wir zu fühlen bekommen haben, wie es nicht gemacht werden darf, besitzen wir in Deutschland weder ein solches Programm noch eine klare Vorstellung darüber, was gemacht werden könnte. Und darin liegt für Deutschland und Europa eine große Gefahr. Der neue Reichskanzler scheint sich dieser Gefahr bewußt zu sein, und er scheint auch das Gefühl und das Augenmaß zu haben für das, was ungefähr getan werden müßte. Aber er steht offenbar ziemlich allein. Die Regierungsmitglieder hat er vielleicht überzeugt von dem, was geschehen müßte, aber die Parteien, die heute die eigentlichen Regierungsparteien in Deutschland sind, stehen dem Reparationsproblem gegenüber wie eine hoffnungslose Oppositionspartei dem Budgetentwurf der Regierung: *Sieh zu, wie du fertig wirst.*

Wenn Deutschland heute noch in Europa Oppositionspartei ist, so ist es doch keine hoffnungslose Oppositionspartei. Seine Vorschläge müssen also zugleich die Bedingungen enthalten, unter denen es bereit ist, an der Regierung Europas wieder teilzunehmen; es müssen Vorschläge sein, die uns wieder regierungsfähig machen, und zwar in den Augen der ganzen Welt. Die politische Frage des Problems kann und braucht dabei nur ganz leicht angedeutet zu werden. Wesentlich ist die wirtschaftliche Seite. Die verlangt von uns Leistungen, die zwei Voraussetzungen haben: eine innere und eine äußere Umstellung.

* * *

Die äußere Umstellung liegt vor allem in der wirtschaftlichen Gleichberechtigung, in dem Abbau aller Schranken der Handelsbeziehungen, in der gegenseitigen Hilfe aller Staaten, die an dem Kriege teilgenommen haben. Diese Umstellung wäre wahrscheinlich zu erlangen, wenn die übrigen Vorschläge Deutschlands derart sind, daß sie für die Alliierten eine Verhandlungsgrundlage bilden. Wir würden es für verfehlt halten, eine bestimmte Summe zu nennen. Wir sind der Auffassung, daß

Deutschland keine zahlbare Summe nennen kann, die für die Alliierten politisch heute annehmbar ist. Deutschland müßte ausdrücklich die Wiedergutmachung der in Frankreich, Belgien und zu einem zu bestimmenden Teil in Italien, Jugoslawien und Rumänien angerichteten Zerstörungen übernehmen unter der Voraussetzung, daß die Wiedergutmachung, soweit sie möglich, aus direkten Leistungen Deutschlands erfolgt und daß die durch Barzahlungen abzugeltenden Wiedergutmachungen durch Sachverständige festzusetzen wären, die nicht Staatsangehörige der interessierten Staaten sind und deren Länder während des Krieges neutral blieben.

Daß eine derart reduzierte Schuld immer noch eine Riesenlast wäre, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Sie könnte nur getragen werden, wenn alle anderen Lasten von Deutschland genommen werden und wenn in Deutschland selbst eine innere Umstellung erfolgte. Diese innere Umstellung ist ein organisatorisches Problem der Wirtschaft, das aber nur mit der tätigen und freiwilligen Mitarbeit der Arbeiterschaft zu lösen ist. Ob Herr Cuno die innere Seite des Problems erfaßt hat, wissen wir nicht. Er stand zu lange im Wirtschaftsleben, um sie zu ignorieren. Bisher hat er sich freilich nur um die Hilfe der Unternehmer bemüht. Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, die unbedingt notwendige Umstellung der deutschen Wirtschaft könnte heute noch ohne die Arbeiterschaft erfolgen. Sie kann es schon deshalb nicht, weil die Unternehmer kein Interesse an dieser Umstellung haben. Sie haben unsere Wirtschaft in den letzten Jahren versumpfen lassen, weil sie mit dem Zusammenbruch der Mark operierten. Die Umstellung der Wirtschaft ist aber nicht allein ein inneres Problem: auch in diesem Punkte wartet die Welt auf Deutschlands Initiative.

* * *

Wir möchten hier einige Zeilen zitieren, die Macdonald, der parlamentarische Führer der englischen Arbeiterpartei, im Dezemberheft der »Socialist Review« über die Position der englischen Arbeiterpartei schreibt: »Dies ist die kritische Session. Sie (die Machtstellung) wird jetzt oder nie gewonnen. Die Arbeiterpartei muß in den Augen des Landes immer gegenwärtig sein nicht als eine Verneinung der Regierung, sondern als eine aktive Verkörperung einer Politik, die im Konflikt ist mit der der Konservativen Partei. Wir verloren zum großen Teil unsere Gewinne aus den Nachwahlen, weil wir diese nicht durch den Glauben an uns gewannen, sondern durch eine Revolte gegen die Regierung, die im Lande nicht bis zum Ende standhielt. Die Arbeiterpartei hat sich zu sehr der schädlichen Wirkung eines nominellen Regierungswechsels ausgesetzt, der knapp vor den Wahlen eintrat, und dieser Mißgriff muß in der künftigen Parlamentsarbeit vermieden werden. Abgesehen von der ausgezeichneten Qualität der Partei, hat ihre Zahl sie zur offiziellen Opposition gemacht. Der Gewinn ist groß, aber die Verantwortung ist schwer.«

Diese Zeilen charakterisieren nicht nur die Stellung und Auffassung der englischen Arbeiterpartei, sie können auch von uns in Deutschland beherzigt werden. Sie zeichnen sehr treffend die Stellung einer Oppositionspartei, die damit rechnet, an die Regierung zu kommen. So ungefähr hat jede deutsche Regierung heute ihre Stellung in Europa und die Sozialdemokratie in Deutschland aufzufassen.

* * *

Der Haager Friedenskongreß ist nicht ganz so befriedigend verlaufen, als man es wünschen und erwarten durfte. Wenn man sich mit den dort gefaßten Beschlüssen im allgemeinen einverstanden erklären kann, so fühlt man sich doch unbefriedigt, weil der Kongreß nicht eine Organisation geschaffen hat, die die Beschlüsse durchführt. Gewiß ist die Durchführung der Beschlüsse den Gewerkschaften beziehungsweise dem Internationalen Gewerkschaftsbund übertragen worden. Aber es kommt nicht so sehr darauf an, einen Generalstreik durchzuführen, sondern ihn überflüssig zu machen. Es müßte also eine Organisation geschaffen werden, die alle aktiven Friedenskräfte, soweit sie im Haag vertreten waren, umfaßt, um in allen Ländern eine

systematische Aktion im Sinne der Beschlüsse vom Haag zu führen. Sonst besteht die große Gefahr, daß diese Beschlüsse auf dem Papier stehenbleiben und daß die Partei und Verbindungen, die im Haag vertreten waren, praktisch versagen.

Der Kongreß im Haag hat für uns den Gewinn gebracht, daß er faktisch mit der Spaltung der Internationale ein Ende machte. Wenn wir von den Bolschewisten absehen, und wir müssen von ihnen absehen, dann gibt es heute in Wirklichkeit nur noch e i n e sozialistische Internationale. Was noch zu geschehen hat, ist nur mehr die Registrierung einer Tatsache. Es handelt sich jetzt darum, dieser Internationale Leben und Gestalt zu geben. Über die künftigen Aufgaben der Internationale haben wir uns an dieser Stelle bereits ausgesprochen. Wir möchten jedoch heute noch auf einen Punkt hinweisen. Das ist die veränderte Situation, die die neue Internationale vorfinden wird.

Bis 1914 gab es nicht allein eine einzige Internationale, diese umfaßte praktisch auch die Gewerkschaftsbewegung. Die neue Internationale wird eine rein politische Internationale sein. Sie wird sich also auf die politischen Fragen konzentrieren können, sie wird aber auch gleichzeitig mit der gewerkschaftlichen und mit der genossenschaftlichen Internationale zusammenarbeiten müssen. Von dem taktischen Geschick der neuen Internationale wird es abhängen, ob diese Arbeitsteilung zu einer Konzentrierung der Kräfte führt.

* * *

Die Ereignisse in Polen haben auf gewaltsamem Wege eine Entwicklung vorbereitet, die Deutschland fördern kann. Polen kann ohne die tätige Mitwirkung der nationalen Minderheiten nicht konsolidiert werden. Diese Minderheiten blicken teils auf Rußland, vor allem aber auf Deutschland. Es ist die Aufgabe der deutschen Außenpolitik, diese Tatsache auszuwerten. Das kann natürlich nicht etwa durch eine politische Unterstützung der Opposition geschehen, sondern muß zunächst in wirtschaftspolitischer Hinsicht verwertet werden. Dazu ist notwendig, daß die Verhandlungen über die wirtschaftspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen, die sich nun schon seit langen Monaten hinziehen, zum Abschluß gebracht werden. Die gegenwärtige polnische Regierung muß, um sich halten zu können, greifbare Erfolge aufweisen. Wenn sie auch weiter der Verbündete Frankreichs bleibt und bleiben muß, so schließt dies keineswegs aus, daß Polen zu Deutschland in ein freundnachbarliches Verhältnis tritt. Auch Rußland war der Verbündete Frankreichs, was die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland keineswegs ausgeschlossen hat. J. S.-J.

Literarische Rundschau

K a r l K o r n, **Die Arbeiterjugendbewegung.** Einführung in ihre Geschichte. Erster Teil. Berlin, Arbeiterjugend-Verlag. 95 Seiten.

Der jüngste Zweig der modernen Arbeiterbewegung, die Jugendorganisation, steckt noch mitten in ihrer Entwicklung. So jungen Datums sie aber auch ist, ist sie dennoch bereits so umfangreich und in ihren internationalen Beziehungen so weitverzweigt geworden, daß es ein Verdienst genannt werden muß, ihren ersten Anfängen historisch nachzugehen und ihr Werden und Wachsen aufzuzeichnen. Dieses Verdienst muß Karl Korn zuerkannt werden, der, selbst ein langjähriger Führer und Berater der deutschen Arbeiterjugend, in dem vorliegenden Buche ein reiches Quellenmaterial gesammelt, gesichtet und zu einem Ganzen zusammengestellt hat, das als eine Fundgrube übersichtlicher emsiger Forschung bezeichnet werden muß. Korn beginnt seine Arbeit mit Erwägungen über die soziologischen Voraussetzungen der deutschen Jugendbewegung. Er weist nach, daß sie erst aus den politischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Zeit geboren werden mußte. Nicht die Partei konnte sie aus dem Boden stampfen. Aus den Reihen der Jugendlichen selbst mußte sie entstehen.

Der Kapitalismus an der Jahrhundertwende hatte ein Jugendproletariat geschaffen, das sich notgedrungen seiner Klassenlage bewußt werden mußte. Der Wirtschaftsprozeß war es in erster Linie, der die Jugend zur Organisation aus Gründen des Selbstschutzes zwang. Gleichzeitig, doch völlig unabhängig voneinander entstanden denn auch sowohl in Nord- wie in Süddeutschland Vereine der arbeitenden Jugend (1904), die sich rasch (1906) zu Verbänden und Vereinigungen mit selbständigen Organen (»Die junge Garde« und »Die arbeitende Jugend«) zusammentaten. Berlin und Mannheim waren die Kristallisationskerne der jungen Bewegung, die durch Entgegenarbeiten des Unternehmertums und durch behördliche Schikane immer fester und inniger in ihren ersten lockeren Bestandteilen zusammengeschweißt wurden. Ausführlich wird der allmähliche Entwicklungsgang dieser Keimzellen der Jugendbewegung behandelt. Ein breiter Raum ist den Verdiensten Dr. Ludwig Franks gewidmet, der zäh und zielbewußt mit dem ganzen Feuereifer seiner temperamentvollen Persönlichkeit an der Zusammenfassung der jungen Bewegung wirkte und die ersten internationalen Fäden zu spinnen bestrebt war. Es ist hier nicht der Platz und der Raum, eingehender den Inhalt der fesselnden Schrift zu erörtern. Man muß sie selber lesen. Viele werden eigenes Erleben in ihr finden; vielen wird sie wichtige Aufschlüsse über Beziehungen und Verwicklungen geben, die ohne gesichtetes Material nur schwer zu entwirren gewesen wären. Ein entschiedener Vorzug der Arbeit ist ihre Form: ihre Übersichtlichkeit, ihre klare, vornehme Sprache, ihr aller äußerlichen fachmännischen Wissenschaftlichkeit abholder Stil. Dieser Auftakt zur Geschichte der deutschen Jugendbewegung macht gespannt auf die kommenden Veröffentlichungen. Halten sie sich im Rahmen dieser ersten Probe, so kann sich die deutsche Arbeiterschaft zu diesem im Entstehen begriffenen Werk, das einer schwierigen Aufgabe so glatt und tiefschöpfend Herr geworden ist, beglückwünschen. Es wäre ganz im Sinne unserer gesamten Parteibewegung, wenn das Werk in recht viele Hände käme; in unseren Bibliotheken sollte es wenigstens auf keinen Fall fehlen. L.

Landgerichtsrat W. Kulemann, **Genossenschaftsbewegung.** 1. Band: Geschichtlicher Teil. Berlin 1922, Verlag von Otto Liebmann.

Der durch seine Behandlung der Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände sowie durch einige andere kleinere Schriften auch in den Kreisen der Arbeiterschaft bekannt gewordene Verfasser des hier angezeigten Buches unternimmt es, seine Methoden, die er bei der Darstellung der Tatsachen der Berufsvereine angewandt hat, auch auf die Genossenschaftsbewegung zu übertragen. Der erste bis jetzt erschienene Band seines Werkes über die Genossenschaftsbewegung beschäftigt sich lediglich mit den geschichtlichen Tatsachen der Entwicklung. Dabei wird naturgemäß am ausführlichsten die Entwicklung in Deutschland behandelt, die von den 275 Seiten des Bandes 133 Seiten in Anspruch nimmt. Der verbleibende Textteil ist der Darstellung der Entwicklung in Großbritannien, Frankreich, Belgien, Holland, der Schweiz, Spanien, Italien, Österreich, Ungarn, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland, Rußland, Serbien, Bulgarien, Rumänien, Griechenland, Amerika und Japan gewidmet; als dritter Abschnitt schließt sich eine Schilderung der internationalen Genossenschaftsorganisationen an.

Die deutsche Genossenschaftsbewegung hat bisher in der Öffentlichkeit noch nicht die Beachtung gefunden, die ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung entspricht. Das liegt zum Teil an der Art der Genossenschaftsliteratur, die vorwiegend von den vorhandenen Verbänden ausgeht und stärker, als es wünschenswert ist, den Charakter der Fachliteratur für die in den betreffenden Verbänden organisierten Genossenschaftsarten bewahrt. Für denjenigen, der nicht die Genossenschaftsbewegung bereits kennengelernt hat, ist die Benutzung der genossenschaftlichen Verbandsliteratur weder anziehend, noch wird sie ihm besonders leicht gemacht. Dabei

entspricht dem Reichtum an Formen, der die deutsche Genossenschaftsbewegung auszeichnet, und der deutschen Vorliebe für das Schrifttum die Literatur der Genossenschaftsverbände durchaus. Sie ist sehr gewissenhaft, soweit die Tatsachen der Entwicklung in Betracht kommen, mannigfaltig und aufschlußreich. Die allgemeinen Schriften über das Genossenschaftswesen sind nicht sehr zahlreich. Sie haben entweder einen lehrbuchartigen Charakter oder behandeln Spezialfragen, wie das Genossenschaftsrecht; daneben gibt es Arbeiten über die Hauptarten der Genossenschaften, die für einen breiteren Leserkreis bestimmt sind. Die geschichtliche Seite der Bewegung ist in der letzten Zeit vernachlässigt worden, insbesondere soweit die Gesamtgenossenschaftsbewegung in Frage kommt. Was hier vorhanden ist, ist durchweg veraltet. Die Schrift von Kulemann füllt hier eine Lücke aus, was insbesondere deshalb zu begrüßen ist, weil sie die für die Verbandsbildung im Genossenschaftswesen Deutschlands besonders ereignisreiche Nachkriegszeit mit umfaßt.

Besondere geschichtliche Forschungen über die Entstehung des deutschen Genossenschaftswesens lagen nicht in der Absicht des hier angezeigten Werkes. Kulemann begnügt sich damit, zusammenzufassen, was hierüber in der vorhandenen allgemeinen und Spezialliteratur vorliegt. Für die neuere Zeit ergänzt er es durch die Hinzufügung von Materialien, die er den genossenschaftlichen Verbandszeitschriften, Jahrbüchern und ähnlichen Quellen entnehmen konnte. Die notwendige Aufgabe, das Werden der Genossenschaften aus den wirtschaftlichen und sozialen Erfordernissen und Ideen insbesondere für die Zeit der ersten Versuche der Genossenschaftsbildung zu erläutern, wird also auch durch Kulemann noch nicht erfüllt. Es gibt noch manche ungeklärten Zusammenhänge aufzuhellen und Vorgängen nachzuspüren, wenn die Eigenart des Genossenschaftswesens als Teilerscheinung der gesamten sozialen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts erklärt und gewürdigt werden soll. Das soll kein Vorwurf gegen die Art der Behandlung des Stoffes durch Kulemann sein, sondern nur den Charakter des Buches erläutern. Wer die großen Linien und die Haupttatsachen der Genossenschaftsentwicklung kennenlernen will, besitzt kein besseres Mittel hierzu als die Schrift von Kulemann. Soweit die deutsche Entwicklung in Betracht kommt, sind alle Hauptergebnisse registriert und alle bedeutsamen Entwicklungsmerkmale zu einem anschaulichen Gesamtbild vereinigt, das sich durch strenge Objektivität auszeichnet. Hie und da wird man anderer Meinung als der Verfasser über die Bedeutung und Beleuchtung von Einzelfragen sein dürfen, aber es handelt sich dabei meistens um Fragen, bei deren Beurteilung subjektive Wertmaßstäbe eine Rolle spielen. Erwünscht wäre eine stärkere Berücksichtigung der interessanten produktivgenossenschaftlichen Experimente in der Nachkriegszeit gewesen. Im großen und ganzen aber verdient die Kulemannsche Darstellung Lob und Anerkennung.

Viel schwieriger als die Entwicklung in Deutschland war natürlich die im Ausland zu behandeln. Über die Entwicklung der ausländischen Genossenschaftsbewegung liegen, abgesehen von der englischen und russischen, in deutscher Sprache so gut wie keine beachtenswerten, neuere Tatsachen berücksichtigende Quellen vor. Die Benutzung der Literatur der betreffenden Länder ist aber nicht nur schwierig und zeitraubend, sondern auch deshalb nicht leicht, weil auch hier eine Fachliteratur von einem ähnlichen Charakter wie die deutsche überwiegt. Über die Konsumgenossenschaftsbewegung der einzelnen Länder besitzen wir ein Sammelwerk von Totomianz, dessen erste Auflage aber vor dem Kriege abgeschlossen wurde. Kulemann war daher genötigt, sein Material über die ausländische Genossenschaftsbewegung vorwiegend den deutschen Genossenschaftszeitschriften und den Publikationen des Internationalen Genossenschaftsbundes in London sowie des früheren Internationalen Bundes für landwirtschaftliche Genossenschaften zu entnehmen. Es muß aber auch von dem Teil des Buches, der sich mit den außerdeutschen Genossenschaften beschäftigt, gesagt werden, daß es den deutschen Leser über die Haupttatsachen der Entwicklung in genügender und objektiver Weise orientiert.

Alles in allem muß man Kulemann das Zeugnis ausstellen, daß wir ihm in seiner Schrift eine höchst wünschenswerte Bereicherung der allgemeinen Genossenschaftsliteratur verdanken. Sie trägt hoffentlich dazu bei, dem Genossenschaftswesen bei der Beurteilung und Bewertung der sozialen Entwicklungserscheinungen unserer Zeit den Platz einzuräumen, der ihm gebührt. Ein zweiter Band soll die Genossenschaftspraxis und die Genossenschaftstheorie behandeln. Dr. August Müller

---

Graf Rüdiger von der Goltz, **Meine Sendung in Finnland und im Baltikum.** Leipzig 1920, Verlag von K. F. Köhler. 312 Seiten.

Henning Söderhjelm, **Der rote Aufruhr in Finnland im Jahre 1918.** Übersetzt von J. Öhquist. Leipzig 1918, Verlag von Quelle & Meyer. 180 Seiten.

Daß der General v. d. Goltz als sittlich hochstehender Charakter unermüdlich für das Wohl des Vaterlandes arbeitete, ja daß er einen weiteren Blick zeigte als manch anderer Offizier, muß jeder zugeben; daß wir aber anderer Meinung sind über den Begriff des Wohles des Vaterlandes, wird der General wohl selbst von vornherein annehmen. Als Buch subjektiver Art können wir diese Denkwürdigkeiten anerkennen und als geschichtliches Material empfehlen; als politisch Anderseingestellte müssen wir aber fast alle Voraussetzungen und Schlüsse ablehnen. Hierauf näher einzugehen, würde zu weit führen, wir können nur untersuchen, ob es ihm geglückt ist, die Ereignisse ziemlich objektiv zu schildern. Das Material kann als zuverlässig bezeichnet werden; aber wehe, wenn der Verfasser, was allerdings nur selten vorkommt, zu soziologischen Problemen übergeht! Zu einer einigermaßen gerechten Würdigung des neuen Deutschland kommt er nicht. Was Goltz allgemein von dem aufstrebenden demokratischen Finnland und einzelnen seiner Persönlichkeiten in warmen Worten zu sagen weiß, kann nur unterstrichen werden; aber die knappe Schilderung der soziologischen Seite der finnischen Revolution muß unbedingt abgelehnt werden. Die Bezeichnung der »Roten« als Bolschewiki läßt sich nicht aufrechterhalten. Die sozialdemokratische Partei hat nie beschlossen, »zur Gewalt zu schreiten« (S. 40). Die Scharfmacherpolitik der Rechten zwang sie vielmehr, zur Verteidigung der sozialen Rechte auf die Straße zu treten. Sonst gibt der Verfasser allgemeine militärische und politische Darstellungen, und diese sind, was sehr angenehm auffällt, im ganzen objektiv; so merkt jeder beim aufmerksamen Lesen, wie man Finnland wider seinen Willen einen deutschen König aufzwingen wollte (S. 85 f.). Der teilweise sehr günstige Eindruck, den man beim Lesen des Finnland-Abschnitts hat, geht jedoch verloren, wenn man auf die gehässigen Stellen im Baltikum-Abschnitt stößt. Hätte der Verfasser sich hier beherrschen können, dann hätte er ein Werk geliefert, dem auch wir trotz entgegengesetzter Grundanschauung unsere Anerkennung nicht hätten versagen können.

Man sollte endlich aufhören, die Ereignisse von Anfang 1918 als »roten Aufruhr« zu bezeichnen, wie Söderhjelm es in seiner offiziösen Darstellung, dem oben an zweiter Stelle angezeigten Buche tut; was wir damals in Finnland erlebten, war nichts anderes als ein Bürgerkrieg und ist auch so zu bezeichnen. Der Verfasser hat sich eine große Aufgabe gestellt, er will Ursache, Verlauf und Ziel der »Revolution« schildern, bleibt aber vollkommen an der Oberfläche haften. Das finnische Bürgertum hat sich nach meinen Eindrücken viel objektiver zu den Ereignissen eingestellt und durch Worte und Taten bewiesen, daß es viele der damals begangenen Fehler bereut. Deshalb kann das Buch von Söderhjelm nicht mehr als die Ansicht des Bürgertums gelten. Eine empfehlenswerte Darstellung dieser Ereignisse in deutscher Sprache fehlt noch. Man muß bedauern, daß der Plan nicht verwirklicht wurde, die Schrift des Genossen Wiik ins Deutsche zu übersetzen, der den Mut fand, Gegnern und auch Freunden die Wahrheit zu sagen und so die beste Darstellung des finnländischen Bürgerkriegs lieferte. Grkp.

Fanny Johnson, **The German Mind.** London 1922, Chapman & Dodd. 251 S. Preis 10 Schilling 6 Pence.

Die Verfasserin ist bestrebt, deutsche Wesensart, wie sie in unserer Literatur seit 1870 Ausdruck findet, zu charakterisieren. Bei einem solchen Versuch, die Psyche eines Volkes zu erfassen und zu kennzeichnen, hängt das Ergebnis aber von der Auswahl der Grundlagen ab. Um kein falsches Bild zu geben, wurde eine möglichst große Zahl von Schriftstellern der verschiedenen literarischen Gebiete herangezogen. Die Quellen sind am Schlusse eines jeden Kapitels genannt. Politische Schriften werden nicht berücksichtigt. Im Texte selbst wird in der Regel nicht gesagt, welchen Autoren die Verfasserin bei Zeichnung bestimmter Charakterzüge folgte. Es ist daher möglich, daß dort und da auf Grund einer Einzelmeinung allzusehr verallgemeinert wird. Selbstverständlich war es ausgeschlossen, die gesamte Literatur der letzten fünfzig Jahre in einem Buche von wenigen hundert Seiten voll zu würdigen und alle Wesenheiten unserer Kultur aufzuzeigen, die sich darin widerspiegeln. Es war unvermeidlich, den einen oder anderen Schriftsteller zu übergehen. Im Schlußabschnitt werden die Eigenarten der deutschen Geistesentwicklung seit 1914 beleuchtet, wobei die Verfasserin zu dem Schlusse kommt, daß jetzt unsere Dichter und Denker durchaus bemüht sind, zu den alten deutschen Idealen zurückzukehren und das abzulehnen, was in der Vorkriegszeit bedauerlich war. Wandlungen tiefgreifender Art werden aber doch nicht verzeichnet.

Die Grundstimmung des Buches ist eine gewisse sympathische Neigung zu deutschem Wesen, das Fräulein Johnson sicherlich nicht nur durch literarisches Studium kennengelernt hat. H. Fehlinger

Notizen

Industrie und Arbeit in Rußland. Nach dem Mißerfolg ihrer kommunistischen Wirtschaftsexperimente versucht jetzt die russische Sowjetregierung die heimische Industrie möglichst wiederaufzubauen und die Produktivkräfte des Landes zu entwickeln. Es dürfte deshalb eine soeben erschienene Schrift des Internationalen Arbeitsamts in Genf von Interesse sein, die den Titel führt »L'Organisation de l'Industrie et les Conditions du Travail dans la Russie des Soviets« (Die industrielle Organisation und die Arbeitsbedingungen in Sowjet-Rußland), Genf 1922, 94 Seiten. In dieser auch in englischer Sprache erschienenen Schrift hat das Internationale Arbeitsamt alle auf Industrie und Arbeit bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen und Anordnungen Sowjet-Rußlands zusammengestellt, und zwar auf Grund der amtlichen Texte, ohne selbst irgendeinen Kommentar dazu zu geben. So findet sich in dieser Schrift in übersichtlicher Anordnung im ersten Abschnitt alles über die Nationalisierung, die besonderen Vorschriften für Kleingewerbe, Handwerk und Heimarbeit, über Bildung und Verwaltung der verschiedenen Formen von Staatstrusten, über die Bewirtschaftung der Lebensmittel, über die Verpachtung von Industriebetrieben an Private und über die Konzessionen.

Der zweite Abschnitt behandelt die Arbeitsverhältnisse: Arbeitszeit, Überstunden, Frauenarbeit, Arbeit der Kinder und Jugendlichen, Ruhepausen, Urlaub, Einstellung und Entlassung, Sozialversicherung, Gewerbeaufsicht, Lohnfragen, Streiks, die Rolle der Gewerkschaften in den Betrieben usw. Der Anhang enthält noch eine Reihe wichtiger Statistiken über das russische Wirtschaftsleben, die nicht minder willkommen sein dürften.

Druckfehlerberichtigung. In Heft Nr. 12/13, S. 269, 21. Zeile von oben befindet sich ein sinnentstellender Druckfehler. Statt »daß deutsche Truppen n i c h t in Frankreich einfallen sollten« muß es heißen: »daß deutsche Truppen in Frankreich einfallen sollten«.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 15 Ausgegeben am 25. Januar 1923 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Bruch des Versailler Friedensvertrags

Von Heinrich Cunow

Berlin, 18. Januar

Poincaré hat — wie hier auf Grund der Abstimmung der französischen Deputiertenkammer ausdrücklich festgestellt werden soll, unter Zustimmung von ungefähr vier Fünfteln des französischen Volkes — mit der Ausführung seiner langgehegten, von Foch sorgfältig vorbereiteten Besetzungspläne begonnen. Der Einmarsch der französischen Truppen in den Ruhrbezirk ist unter Aufwendung eines großen militärischen Apparats erfolgt, und der Oberkommandierende dieser Truppen, der General Degoutte, hat bereits in treuer Befolgung seiner Pariser Instruktionen eine Reihe Befehle erlassen, die tief in das Wirtschaftsleben des Ruhrgebiets eingreifen. Diesen Einmarsch sowie die von der militärischen Verwaltung getroffenen Anordnungen und deren voraussichtliche wirtschaftliche Wirkung hier näher zu betrachten, würde zwecklos sein. Größtenteils hat bereits die Tagespresse über die jetzige Lage im Ruhrrevier ausführlich berichtet und daran von ihrem Standpunkt aus allerlei mehr oder minder optimistische und pessimistische Folgerungen geknüpft; zudem aber würde wahrscheinlich ein wesentlicher Teil meines Artikels schon überholt sein, wenn die vorliegende Nummer der Neuen Zeit in die Hände der Leser gelangt.

Ich möchte mich deshalb auf die Frage beschränken, die, obgleich sie schon mehrfach erörtert und auch vom Reichskanzler Dr. Cuno in seiner Reichstagserklärung vom 13. Januar berührt worden ist, doch noch immer nicht genügend in der Diskussion über die französisch-belgische Besetzung des Ruhrreviers berücksichtigt wird — auf die Frage: *Sind Frankreich und Belgien nach dem Friedensdiktat von Versailles berechtigt, irgendwelche Teile des Ruhrreviers oder eines anderen deutschen Gebiets zu besetzen?*

Prüft man diese Frage auf Grund des Wortlauts des Versailler Vertrags, so regen sich bereits bei der ersten Lektüre der Anlage II zum Teil VIII über die Wiedergutmachungen die ernstesten Zweifel, ob überhaupt die heutige Reparationskommission den Bestimmungen des Friedensdiktats der Entente entspricht und daher zu jenen Entscheidungen befugt ist, die sie sich angemaßt hat.

Im § 2 der Anlage II heißt es:

> Zu dieser Kommission werden die *Vereinigten Staaten von Nordamerika*, Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan, Belgien und Serbien Delegierte ernennen. Jede dieser Mächte wird einen Delegierten und ebenso je einen Stellvertreter ernennen, der den Delegierten im Falle seiner Erkrankung oder Abwesenheit ersetzt, aber sonst nur das Recht hat, den Verhandlungen beizuwohnen, dagegen nicht in sie einzugreifen.

Mehr als fünf Delegierte der obengenannten Mächte werden in keinem Falle zur Teilnahme an den Kommissionsberatungen und zur Abgabe der Stimme berechtigt sein. Die Delegierten der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Frankreichs und Italiens werden immer Sitz und Stimme haben. Der Vertreter Belgiens wird dies Recht in allen anderen Fällen haben als den nachstehend genannten. Der Vertreter Japans wird Sitz und Stimme in allen Fällen haben, in denen Fragen der Seeschäden geprüft werden, sowie in denjenigen im Artikel 260 Teil IX (Finanzielle Klauseln) vorgesehenen Fragen, in denen japanische Interessen in Rede stehen. Der Vertreter Serbiens wird Sitz und Stimme haben, wenn die auf Österreich, Ungarn, Bulgarien bezüglichen Fragen untersucht werden.

Danach soll die Kommission stets aus den vier Delegierten der Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritanniens, Frankreichs und Italiens bestehen, denen je nach dem Verhandlungs- beziehungsweise Beratungsstoff sich ein Delegierter von Belgien, von Japan oder von Serbien anschließen kann. Entspricht die jetzige Zusammensetzung der Reparationskommission diesen Bestimmungen? Nein! Die Regierung der Vereinigten Staaten hat den Versailler Vertrag nicht als für sie bindend anerkannt und entsendet demnach auch keinen Delegierten in die Reparationskommission. Kann sich nun die Kommission einfach nach Belieben über diese ihre Zusammensetzung festlegenden Bestimmungen hinwegsetzen? Kann sie, obgleich in § 13 der Anlage II für gewisse wichtige Entscheidungen Einstimmigkeit der fünf Kommissions-Delegierten verlangt wird, nach Belieben nur vier Delegierte abstimmen lassen, oder kann sie kurzweg einen Vertreter Japans oder Serbiens an Abstimmungen teilnehmen lassen, zu denen er nach § 2 nicht berechtigt ist?

Zweifellos ist dazu die Reparationskommission nicht ohne weiteres berechtigt. Sie kann durchaus nicht die Lücke, die in der Kommission durch die Nichtteilnahme der nordamerikanischen Union entstanden ist, einfach nach ihrem Gutdünken oder Ermessen ausfüllen. Es können auch nicht vier Stimmen entscheiden, wo nach den Rechtsbestimmungen des Versailler Vertrages fünf erforderlich sind. Und ebensowenig kann in den Fällen, wo nach § 13 bei Abstimmungen in der Kommission die Stimmenmehrheit entscheidet, ein Beschluß, der rechtmäßig nur von drei Kommissionsmitgliedern gefaßt werden darf, von nur zwei Stimmen (nämlich der Stimme des Präsidenten und der Stimme eines der übrigen Mitglieder) gefaßt werden.

Es mochte Frankreich, Belgien und England unangenehm sein, daß die nordamerikanische Union nicht mit ihnen paktieren wollte und sich dem Versailler Friedensdiktat nicht angeschlossen hat, aber es konnten diese drei Mächte nicht ohne weiteres die Ausscheidung Amerikas aus der Kommission ignorieren und die Funktionen der durch den Versailler Vertrag eingesetzten fünfgliedrigen Kommission auf eine viergliedrige übertragen. Sie hätten diesen Teil des Vertrages ändern müssen — und zwar können sie ihn nicht einseitig ohne Zustimmung des anderen Kontrahenten, des Deutschen Reiches, ändern.

Die jetzige Zusammensetzung der Reparationskommission verstößt demnach gegen den Friedensvertrag, und ihre Beschlüsse haben, genau genommen, für das Deutsche Reich keine Verbindlichkeit. Das hat auch jüngst Lloyd George eingesehen. In dem sechsten Artikel seiner Aufsatzserie über die Zukunft gibt er zu, daß die Entente selbst von grundsätzlichen Bestimmungen des Versailler Vertrages abgewichen ist. »Dies ist«, sagt er,

»nicht der Vertrag, wie ihn Deutschland unterzeichnet hat. Wenn man ein Abkommen unterzeichnet, auf Grund dessen man eine Summe zu zahlen hat, die durch A, B, C, D und E festgesetzt wird, dabei vor allem darauf vertraut, daß der Einfluß A's, der mächtig und uninteressiert ist, für eine gerechte Entscheidung eingesetzt wird und A sodann aus dem Kreise der Schiedsrichter ausscheidet, so ist man zu der Feststellung berechtigt, daß sich der Charakter des Abkommens geändert hat.«

Freilich ist Herr Lloyd George etwas spät zu dieser richtigen Erkenntnis gekommen — erst, nachdem er trotz alles Widersträubens seinen Posten als englischer Ministerpräsident verloren hatte.

Aber angenommen, die Reparationskommission entspräche völlig den Festsetzungen des Friedensvertrags, konnten die Vertreter Frankreichs, Belgiens und Italiens einfach entgegen der Weigerung Englands entscheiden, daß Deutschland »vorsätzlich« die eingegangenen Leistungsverpflichtungen nicht erfüllt habe?

Zunächst kommt für die Beantwortung dieser Frage Artikel 233, Anlage II, § 9 des Friedensvertrags in Betracht. Dort heißt es:

> Auf Verlangen der deutschen Regierung muß die Kommission an Terminen, die sie von Zeit zu Zeit festsetzt, alle Beweismittel und Zeugenaussagen anhören, die von Deutschland für alle seine Zahlungsfähigkeit betreffenden Punkte angeboten werden.

Es ist bisher keineswegs der deutschen Reichsregierung von der Reparationskommission gestattet worden, ihr alle Beweismittel vorzulegen, die nach deutscher Meinung für die Zahlungsfähigkeit oder -unfähigkeit des deutschen Volkes in Betracht kommen. Wohl hat die Reparationskommission, um äußerlich den Schein zu wahren, bevor sie am 9. Januar den Beschluß faßte, das Deutsche Reich hätte »vorsätzlich« seine Verpflichtungen nicht erfüllt, auch gnädigst einige deutsche Regierungsvertreter die Gründe für die nicht völlige Erfüllung der geforderten Kohlen- und Holzlieferungen darlegen lassen; aber von einer tatsächlichen Prüfung aller von Deutschland angebotenen Beweismittel und von einer bereitwilligen Anhörung der deutschen Zeugen kann keine Rede sein. Die ganzen Verhandlungen waren nichts als ein vorher hinter den Kulissen abgekartetes Spiel, eine elende Farce, um einen einigermaßen plausiblen Vorwand für die längst geplante Besetzung des Ruhrgebiets zu gewinnen.

Ferner, durfte nach den Bestimmungen des Friedensdiktats über die Frage, ob Deutschland »vorsätzlich« seine Leistungspflicht nicht erfüllt hatte, oder durch irgendwelche schweren Hindernisse an der Erfüllung gehindert war, durch bloße Stimmenmehrheit entschieden werden? War nicht vielmehr nach § 13 der Anlage II zum Artikel 233 »Einstimmigkeit« der Kommissionsmitglieder erforderlich? Die Frage ist nicht mit völliger Sicherheit zu beantworten, denn im § 13 wird — liederlich, wie der ganze Vertrag abgefaßt ist — die Nichteinhaltung einer bestimmten Lieferungsfrist überhaupt nicht berücksichtigt. Der betreffende Paragraph besagt im wesentlichen nur, daß zur Beschlußfassung über die Fragen des Betrags, der Beschaffung und Veräußerung (beziehungsweise Verteilung) der Schuldverschreibungen sowie für »jeden ganzen oder teilweisen Aufschub der zwischen dem 1. Mai 1921 und Ende 1926 einschließlich fällig werdenden Zahlungen über das Jahr

1930 hinaus« Einstimmigkeit der Kommission erforderlich ist. Außerdem heißt es in § 13 a, daß auch Beschlüsse, die »den ganzen oder teilweisen Erlaß der Schuld oder der Verpflichtungen Deutschlands betreffen«, nur einstimmig gefaßt werden können. Zu einer partiellen Ermäßigung der deutschen Kohlen- und Holzlieferungen an Frankreich wäre demnach »Einstimmigkeit« erforderlich gewesen; aber ist sie es auch zur Verlängerung der Lieferungsfrist — um die es sich im vorliegenden Fall handelt — nötig? Der Vertrag schweigt darüber!

Doch selbst, wenn man annimmt, daß Frankreich, Belgien und Italien berechtigt waren, im Namen der Kommission entgegen der Ansicht Englands eine »vorsätzliche Nichterfüllung« gewisser Deutschland auferlegter Lieferungsverpflichtungen festzustellen, so bleibt noch immer die wichtige Frage bestehen, ob die französische Regierung das Recht hat, Truppen in das Gebiet einer Macht zu entsenden, mit der sie nicht mehr Krieg führt. Die Antwort kann nur lauten, daß im ganzen Vertrag sich nicht ein einziger Paragraph findet, der Frankreich ein derartiges Recht verleiht.

Die beiden Paragraphen des Versailler Vertrages, die auf Repressalien im Falle der »Nichterfüllung« Bezug haben, lauten:

§ 17.

Im Falle, daß Deutschland die Ausführung einer Verpflichtung aus diesem Teile des gegenwärtigen Vertrags verletzt, wird die Kommission diese Nichterfüllung unverzüglich jeder der beteiligten Mächte mitteilen und gleichzeitig Vorschläge beifügen über die Maßnahmen, die ihr im Hinblick auf die Nichterfüllung geeignet erscheinen.

§ 18.

Die Maßnahmen, welche die alliierten und assoziierten Regierungen berechtigt sind, im Falle einer vorsätzlichen Nichterfüllung Deutschlands zu ergreifen, und die Deutschland sich verpflichtet, nicht als feindselige Handlungen zu betrachten, können sein: Ein- und Ausfuhrverbote, wirtschaftliche und finanzielle Repressalien und ganz allgemein solche Maßnahmen, welche die respektiven Regierungen als den Umständen nach notwendig erachten werden.

Deutlich besagen danach beide Paragraphen: Wenn Deutschland seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, dann muß zunächst die Reparationskommission die Nichterfüllung feststellen und jeder der beteiligten Mächte anzeigen. Zugleich kann sie Vorschläge über die Maßnahmen beifügen, die sie für angebracht hält. Welche Maßnahmen die verbündeten Mächte aber anwenden wollen, liegt in ihrem eigenen Willen. Hat Deutschland »vorsätzlich« seine Verpflichtungen nicht eingehalten, so können die beteiligten Mächte die Einfuhr deutscher Waren in ihre Gebiete oder die Ausfuhr von Waren ihres Landes nach Deutschland verbieten oder irgendwelche anderen ähnlichen wirtschaftlichen und finanziellen Repressivmaßnahmen ergreifen, die sie den Umständen nach für nötig halten.

Die Spitzfindigkeit der französischen Gewaltpolitiker interpretiert jedoch die beiden Paragraphen ganz anders. Aus den Worten »und ganz allgemein solche Maßnahmen, welche die genannten Regierungen als den Umständen nach notwendig erachten werden« wird erstens gefolgert, daß es den Regierungen völlig überlassen bleibt, was sie für erforderlich und angebracht halten, auch militärische Strafzüge, Gebietsbesetzungen, Vermögensbeschlagnahmen usw., und zwei-

tens, daß zur Durchführung solcher Maßnahmen ein Einverständnis und Zusammenwirken der Mächte durchaus nicht nötig ist, sondern jede einzelne Macht nach ihrem Belieben tun kann, was sie will.

Das ist eine geradezu lächerliche Auslegung. Denn, wenn unter den »allgemeinen« Maßnahmen jede beliebige Handlung zu verstehen sein soll, dann hatte es gar keinen Zweck, vorher von Ein- und Ausfuhrverboten sowie von wirtschaftlichen und finanziellen Repressalien (sind, nebenbei bemerkt, finanzielle Repressalien nicht auch wirtschaftliche?) zu sprechen, dann hätte es einfach im § 18 heißen können: »Im Falle einer vorsätzlichen Nichterfüllung können die beteiligten Mächte jede Maßnahme ergreifen, die sie zur Durchsetzung ihrer Forderungen für geeignet halten«. So wie der § 18 lautet, können unter »allgemeinen« Maßnahmen nur wirtschaftliche Zwangsmaßnahmen, niemals feindliche Einbrüche ins deutsche Gebiet, Besetzungen und Annexionen verstanden werden.

Ferner aber sind zweifellos, wenn in § 18 von Maßnahmen der alliierten und assoziierten Regierungen gesprochen wird, darunter gemeinsame Maßnahmen dieser Regierungen, nicht aber Maßnahmen einer einzelnen Macht im Widerspruch gegen andere verbündete Mächte zu verstehen. Tatsächlich hat man auch früher in Frankreich selbst diesen Paragraphen so aufgefaßt. In seinem Kommentar zu dem Friedensvertrag schreibt Herr Barthou, der jetzige französische Präsident der Reparationskommission:

Wenn Deutschland seine Verpflichtungen nicht einhält, wird die Kommission den interessierten Mächten diese Verfehlung mitteilen, und die verbündeten und assoziierten Mächte werden berechtigt sein, auf gemeinsamen Beschluß (d'un commun accord) Sperr- und Repressionsmaßnahmen zu ergreifen, die Deutschland nicht als Kriegshandlungen betrachten darf.

Damals war also nach Herrn Barthous eigener Ansicht zur Ergreifung von Repressalien eine voraufgehende Verständigung zwischen den beteiligten Mächten nötig; heute kann hingegen nach seiner Meinung jede Regierung ganz nach ihrem Belieben selbständig vorgehen und machen, was sie will. Das Widerlichste an der Sache ist aber, daß, als damals die französische Deputiertenkammer Clémenceaus Friedensratifikationsvorlage beriet, sie sich der Barthouschen Interpretation des § 18 anschloß.

John Maynard Keynes, unzweifelhaft einer der besten Kenner des Versailler Vertrags, sagt denn auch in seinem schon 1921 geschriebenen Buche »Revision des Friedensvertrags«:

Tatsächlich ist die Theorie, daß zu irgendeiner Zeit während der nächsten dreißig Jahre jeder Verbündete einen Teil Deutschlands besetzen könne mit der Begründung, daß Deutschland nicht jeden Buchstaben des Vertrags erfüllt habe, offensichtlich vernunftwidrig. ... Die Paragraphen enthalten kein Mandat für die isolierte Aktion eines einzelnen Verbündeten.

* * *

Kennzeichnend für den heutigen Stand der Staatsmoral ist, daß trotz dieser durchaus klaren Rechtslage keine der großen und kleinen Mächte Europas sich bisher bewogen fühlt, gegen das Vorgehen Frankreichs energisch zu protestieren. Die öffentliche Meinung Englands, das doch auch zu den sogenannten »alliierten und assoziierten Mächten« des Friedensvertrages gehört und ständiges Mitglied der Reparationskommission ist, billigt zwar

aus gewissen materiellen Gründen die Besetzung des Ruhrreviers nicht; aber die Rücksicht auf die imperialistischen Interessen seiner Bourgeoisie in Europa und im Orient gestatten der englischen Regierung des Herrn Bonar Law nicht, Einspruch gegen den frivolen Vertragsbruch Frankreichs zu erheben. Man möchte ja die „Entente cordiale" mit Frankreich nicht gefährden. Das ganze Verhalten der verbündeten Mächte bietet einen neuen Beleg für die immer wieder während des Krieges hervorgetretene Tatsache, daß im Rivalitätskampf der Völker die Interessenstreitigkeiten zwischen ihnen nicht nach Rechts- und Moralgrundsätzen beurteilt, sondern als Machtfragen behandelt werden.

Innere Wandlungen der Sozialdemokratie

Von **Bernhard Rausch**

Seit der Staatsumwälzung befindet sich das deutsche Parteiwesen in einem deutlich spürbaren Umwandlungsprozeß. Zwar zeigt die äußere Struktur der Parteien eine bemerkenswerte Stabilität, die durch das Beharrungsvermögen der historisch gewordenen Parteiapparate mit ihren an starke persönliche Interessen geknüpften Institutionen bedingt ist, desto deutlicher aber ist überall eine innere Umwandlung zu beobachten. In keiner jedoch so tiefgreifend wie in der Sozialdemokratie, weil keine so wie diese mit dem Übergang Deutschlands vom Obrigkeitsstaat zur demokratischen Republik eine so vollständige Veränderung ihres Verhältnisses zum Staat erlebt hat.

Wenn man früher den großen, wohldisziplinierten Parteikörper der Sozialdemokratie so oft als »preußisch-deutsch« teils bewundert, teils bespöttelt hat, so war an solcher Beurteilung soviel richtig, daß äußere Struktur wie innerer Gehalt der alten deutschen Sozialdemokratie mit dem kaiserlichen Obrigkeitsstaat untrennbar verbunden waren. Die preußisch-deutsche Regierungsgewalt stand als nur schlecht verhüllter Absolutismus über dem Volke, abgesondert von den Parteien, und ertötete in ihnen fast jede verantwortliche, selbständige Betätigung. Die bürgerlichen Parteien fanden sich mit dieser unmodernen, mit den liberalen Staatsidealen unvereinbaren Politik nach einigem Knurren sehr bald ab, weil der ein Jahrhundert lang siegreiche Militarismus ihnen die goldenen Schätze sicherte, die eine überraschende wirtschaftliche Entwicklung aus überquellendem Füllhorn über sie ausschüttete. Auch das Zentrum machte seinen Frieden mit Kaiser und Reich. Der ehrenfeste, ideale Schlapphut der 48er Demokraten wurde in dem strammen wilhelminischen Reich der Pickelhaube eine halb bespöttelte, halb bemitleidete Museumsrarität. Um so feindlicher aber mußte die Sozialdemokratie als Partei des zum Klassenbewußtsein erwachenden und rasch an gesellschaftlicher Bedeutung zunehmenden Proletariats einem System gegenüberstehen, das es nicht nur von jeder Teilnahme an Gesetzgebung und Verwaltung ausschloß, sondern sich ihm gegenüber auch als Büttel der ausbeutenden Kapitalistenklasse gebärdete; denn dem proletarischen Klassenkampf gegenüber kannte der Staat des Sozialistengesetzes und endloser Polizeischikanen keine andere Weisheit als vermehrten Druck und verletzendere Achtung.

Aber diese immer bewußter nur auf »Vernichtung der Sozialdemokratie« eingestellte innere Politik des kaiserlichen Deutschland leistete in Wahrheit dem Wachstum der Partei die wertvollsten Dienste. Während in den Staaten

mit parlamentarischem Regime und größeren staatsbürgerlichen Freiheiten die sozialistischen Parteien klein blieben, in Frankreich über ein einflußloses Sektierertum kaum hinausgelangten, wurde die deutsche Sozialdemokratie die weitaus größte sozialistische Partei der Welt. Das sprichwörtliche »Schweineglück der Sozialdemokratie« bestand darin, daß die Handlungen eines mit den Lebensbedürfnissen des modernen Industriestaates in so krassem Widerspruch stehenden Herrschaftssystems, wie das wilhelminische, letzten Endes agitatorisch für seine schärfste politische Gegnerin wirken mußte. Der starke politische Druck preßte alle Unterdrückten, auch heterogene Elemente, zu einer festen Einheit zusammen und sonderte sie ab als Staat im Staate.

Es war durch diese ihre politische Pariastellung begründet, daß die Sozialdemokratie aus der Not eine Tugend machte und noch als Millionenpartei und stärkste Gruppe des Reichstags unbedingte Opposition und schärfsten Klassenkampf als die ihr einzig mögliche Taktik ansah, bis zu dem Tage, an dem sie die volle und alleinige politische Macht erobern würde. Der »Block von Bassermann bis Bebel« wurde verhöhnt als eine Ausgeburt wohlmeinender aber schwacher Hirne. Voller Sehnsucht und Neid blickte die Sozialdemokratie über die Grenzen nach den sogenannten »westlichen Demokratien«. In dem Agitationsbedürfnis gegen die heimischen Unterdrücker neigten wir nur zu sehr dazu, die politischen Zustände des Auslands in rosigstem Licht zu sehen und uns namentlich über die Stärke des Pazifismus und die innere Kraft der sozialistischen Internationale in holden Illusionen zu wiegen. Gegenüber einer vor Reichtum strotzenden Bourgeoisie, die, im Schutz siegreicher Bajonette, sich anschickte, im Wirtschaftswettbewerb die Welt zu erobern, sah die Sozialdemokratie sich in erster Linie verpflichtet, sich als Schutzpatron aller Unterdrückten den wirklichen oder vermeintlichen Übergriffen des deutschen Imperialismus entgegenzustellen. Alles »Nationale« war von vornherein verdächtig, und das Schimpfwort von den vaterlandslosen Gesellen wurde mit kräftiger Betonung des Internationalen beantwortet.

Welch eine Veränderung der äußeren und inneren Daseinsbedingungen der Partei infolge der Staatsumwälzung! Die bequemen agitatorischen Helfersdienste des kaiserlichen Regimes haben aufgehört, und so sehr auch noch bei einigen Funktionären die Neigung dazu besteht, das nahrhafte Brot der Opposition zu essen, so wächst doch die Einsicht, daß wir in der demokratischen Republik als stärkste politische Partei auch dann nicht mehr von jeder Verantwortung befreit sind, wenn wir aus Parteirücksichten das Regieren den Bürgerlichen überlassen. Zwar hat sich in einer Beziehung die Position der Sozialdemokratie ungemein verbessert. In einem Volke, das von dem feindlichen Imperialismus der Entente als Ganzes proletarisiert und in immer tieferes Elend gestoßen wird, muß die Anziehungskraft der Partei des arbeitenden Volkes wachsen, allerdings nur dann, wenn sie die ihr im Interesse der werktätigen Massen des Volkes gestellten Aufgaben in praktischer politisch-parlamentarischer Arbeit erfüllt und den die Volksmassen erfüllenden nationalen Selbsterhaltungstrieb kräftig zur Geltung bringt.

Es ist durchaus erklärlich, daß die sozialdemokratische Millionenpartei, die bisher in jahrzehntealten, durch viele Opfer und heroische Kämpfe geheiligten Traditionen lebt, nicht schon in kurzer Zeit auf eine völlig verän-

derte historische Situation umgestellt werden kann. So zeigt beispielsweise die Behandlung der Koalitionsfrage in den letzten Jahren, wie mühselig der Umstellungsprozeß vor sich geht, weniger vielleicht bei den Massen, die konsequentes staatspolitisches Handeln instinktiv begreifen, als bei manchen Funktionären, in denen die von ihnen berufsmäßig gepflegten Traditionen einer überlebten Taktik naturgemäß am festesten eingewurzelt sind, und die allerdings oft erst die Massenstimmung erzeugen, auf die sie sich dann zur Verhinderung notwendig gewordener faktischer Umstellungen berufen.

Indessen war trotz des zweifellosen Rückschritts, den nach der Einigung die V. S. P. D. während der Reichskabinettskrise in der Koalitionsfrage gemacht hat, im allgemeinen eine Preisgabe des Doktrinären und eine Zuwendung zu den politischen Realitäten bemerkbar. Ein Anzeichen dafür ist ein Artikel des Genossen Hilferding in der Neujahrsnummer der »Frankfurter Zeitung«, in der er schreibt:

> Die bloße Propaganda, das reine Bekenntnis genügt jetzt nicht mehr; es wird nötig, den praktischen Weg, den nächsten Schritt, die unmittelbare Aufgabe zu zeigen, das, was sofort zu leisten ist, in den Vordergrund zu stellen, die Majorität allein oder mit Bundesgenossen zu erobern, um als regierende Partei durchzuführen, was man als Opposition gefordert hat. Dies wirkt auch zurück auf die Art der Opposition. Sie muß gewärtigen, jederzeit zur Ausführung ihres Programms berufen zu werden; es muß deshalb in den Grenzen unmittelbarer Ausführung bleiben. Dazu kommt, daß die Anwendung außerparlamentarischer Mittel in der entwickelten Demokratie wegen der Klarheit über die jeweilige soziale und politische Machtverteilung begrenzt ist.
>
> Hart müssen solche Tendenzen im neuen Deutschland um ihren Durchbruch ringen. Doch langsam dringen sie vor. Bedeutsam ist der innere Entwicklungsprozeß, den die stärkste Partei, die Sozialdemokratie, erfahren hat. Die dem alten Staate am meisten Entfremdete ist bewußt die Trägerin der Republik geworden, hat eine von starker Verantwortung erfüllte staatspolitische Einstellung zu den politischen Problemen gewonnen.

Wenn Hilferding hier auch nur das wiederholt, was von den konsequenten Vertretern der durch den »Zwang zur Verantwortung« uns auferlegten Koalitionspolitik seit Jahr und Tag, insbesondere in der Neuen Zeit gesagt worden ist, und was so ungefähr *das gerade Gegenteil* von dem ist, was zwei Jahre lang in der »Freiheit« zu lesen war, so zeigen diese Auslassungen doch erfreulicherweise den Weg, auf dem auch der ehemals unabhängige Teil der Partei zu den Erkenntnissen des Görlitzer Parteitages gelangen wird, weil er durch die innere Logik des geschichtlichen Geschehens zu ihnen gelangen muß.

Die staatspolitische Verantwortung darf sich jedoch nicht nur in Worten, sondern muß sich durch die Tat bekunden. Wenn man, wie es jetzt in der Partei teilweise vertreten wird, erst zum Wiedereintritt in die Reichsregierung bereit wäre, nachdem das Kabinett Cuno »abgewirtschaftet« hätte, so wäre das meines Erachtens eine Politik der Verantwortungs*losigkeit*; denn die Kosten dieses »Abwirtschaftens« hätte doch das Volk zu zahlen. Eine bloß agitatorisch eingestellte Politik ohne *positive* staatspolitische Leistungen wirkt auf dem Boden der demokratisch-parlamentarischen Republik nicht parteifördernd, sondern parteischädigend.

Zu den Gebieten, auf denen die Veränderung der Staatsgrundlagen eine innere Wandlung der politischen Mentalität der Sozialdemokratie notwen-

dig bedingen, gehört in hervorragendem Maße die Betätigung des »Nationalen«. Die Stärke des Nationalgefühls in den einzelnen Klassen ist im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sehr verschieden gewesen, bedingt durch den Grad der Interessiertheit der Klassen am Staat. Wie oben gezeigt, war es unter dem Druck, der im kaiserlichen Obrigkeitsstaat auf der Sozialdemokratie lastete, und der völligen Unmöglichkeit für sie, Anteil am Staat zu nehmen, erklärlich, daß sich in ihr die — freilich unmarxistische — Doktrin festsetzen konnte, das Nationalgefühl sei in einem kapitalistischen Staat nur eine Angelegenheit der herrschenden Klasse; der Arbeiter habe kein Vaterland. Der Weltkrieg hat bereits die Unrichtigkeit dieses Schlagworts bewiesen.

Wenn aber schon der kaiserliche Obrigkeitsstaat das Nationalgefühl in der Arbeiterschaft zwar zurückdrängen, doch nicht ertöten konnte, so ist in der demokratischen Republik ein voll bewußtes Nationalgefühl der Arbeiterschaft eine ebenso elementar gestaltende Kraft des politischen Lebens geworden wie das proletarische Klassenbewußtsein. In einem Staat vollends, der in seiner Gesamtheit zum Fröner eines fremdländischen Kapitalismus geworden ist, muß die Arbeiterschaft naturgemäß zum Hauptträger des Nationalgefühls werden. Wenn gewisse Kapitalistenkreise, um privatwirtschaftlicher Profitinteressen willen, einmal deutsche Volksinteressen an ausländisches Kapital preisgeben sollten, würde die Sozialdemokratie in der Vorhut des nationalen Kampfes gegen diese ehemaligen Erbpächter des Nationalgefühls zu stehen haben.

Ein Intellektualismus, der versuchte, sich auch nur teilweise von diesem elementaren Gefühl für das Gesamtschicksal der deutschen Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft zu emanzipieren, wäre eine Sophisterei, die sich mit den Grundtatsachen des gesellschaftlichen Lebens in krassestem Widerspruch befände. Der besonders starke Beifall, den jüngst in Köln bei der Tagung der zweiten Internationale die kräftige Rede von Otto Wels gegen die französischen Rheinlandpläne und die Worte des Engländers Tom Shaw, »Deutschland darf nicht zugrunde gehen«, bei den Arbeitern fanden, zeigen, welche Gefühlswerte heute den Massen am unmittelbarsten ans Herz greifen. Wir befinden uns allem Anschein nach zwar erst am Anfang eines langen nationalen Leidensweges, aber die Stimmung, die heute schon im Rheinland und Saargebiet herrscht, wird wohl bald die Stimmung der gesamten deutschen Arbeiterschaft sein.

Nun soll man in der sozialdemokratischen Partei auch überall das zu scheinen wagen, was man ist, und eine bei einzelnen noch vorhandene aus früheren Zeiten stammende Bedenklichkeit bei der Bekundung nationalen Fühlens entschlossen preisgeben. Es ist nicht klug, wenn einige Politiker auch jetzt noch den Anschein erwecken, als sei es ihre Hauptsorge, die Trennung ihrer Art nationalen Empfindens von dem aller anderen Parteien und Volksschichten geflissentlich in den Vordergrund zu rücken; denn sie geben damit der Nachrede Nahrung, ihnen ginge das Partei- über das allgemeine Volksinteresse. Bei der Art, wie sich in entscheidenden Schicksalszeiten eines Volkes politische Grundeinstellung und Willensbildung in den Massen vollziehen, bleiben theoretisierende Differenzierungsversuche wirkungslos. Wenn die Partei in dieser Zeit des anschwellenden Nationalgefühls fortfahren würde, die vorsichtige scheue Zurückhaltung früherer Zeiten zu üben, würde

das nur Wasser auf die Mühlen der extremsten nationalistischen Richtungen leiten und der Partei auf die Dauer empfindlichen Abbruch tun. Die wachsende Anhängerschaft und Aktivität der nationalsozialistischen Arbeiterpartei, die neuerdings auch unter der Firma »Großdeutsche Arbeiterpartei« segelt, ist eines der bedenklichsten Symptome unserer innerpolitischen Entwicklung; denn es ist unverkennbar, daß der überhitzte Nationalismus dieser Bewegung bereits in relativ starkem Maße auch in der Arbeiterschaft Anhänger gefunden hat. Daß die Extreme sich hier wieder einmal berühren, zeigt die Aufforderung des Kommunisten Böttcher im Sächsischen Landtag, jetzt sofort mit Sowjetrußland zusammen Krieg am Rhein zu führen.

Das Bedenkliche dieser Erscheinung liegt nicht in dem Anwachsen des nationalen Empfindens, sondern in den Formen, in denen es sich hier äußert. So selbstverständlich es ist, daß die Einzelstaaten —Bayern ausgenommen— den staatsgefährdenden Umtrieben der Nationalsozialisten zu Leibe gehen, so genügt es doch nicht, ein Übel nur in seinen Symptomen zu bekämpfen. Eine Bewegung, die in die Massen dringt, kann auf die Dauer nur durch geistig-politische Mittel abgedämmt und trockengelegt werden. Die nationalsozialistische Bewegung ist mit der durch unerhörten außenpolitischen Druck emporgetriebenen allgemeinen Welle des Nationalismus hochgetragen worden, aber sie konnte doch in Arbeiterkreise nur deshalb eindringen, weil ihre Agitatoren damit Glauben fanden, daß die Sozialdemokratie den allgemeinen nationalen Interessen der deutschen Volksgemeinschaft gleichgültig gegenübersteht.

Nun ist gewiß nichts falscher als das. In der Sozialdemokratie, Masse wie Führern, ist das Gefühl für die deutsche Schicksals- und Kulturgemeinschaft und die Erbitterung über fremden Rechtsbruch und fremde Gewalt nicht weniger stark als sonstwo im deutschen Volke; aber wer wollte leugnen, daß die beklagenswerten Erscheinungen eines überhitzten Nationalismus erst im Zusammenhang mit einer der Vergangenheit angehörenden Mentalität in »nationalen« Dingen zu verstehen sind, die in der sozialdemokratischen Partei nicht überall schon völlig überwunden ist.

Es dürfte deshalb der Partei auf die Dauer nicht möglich sein, ihre Stellung zu der Frage der »*nationalen Einheitsfront*« aufrechtzuerhalten, die am 14. Januar bei den Sonderdemonstrationen gegen den Einbruch ins Ruhrgebiet und, von einem Teil der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, auch bei der Abstimmung über die Reichstagskundgebung am 13. Januar praktisch betätigt wurde. Über die Absichten der auf weite Sicht angelegten französisch-imperialistischen Politik können keine Zweifel mehr bestehen, denn was am Rhein und an der Ruhr geschieht, hat die Verwirklichung eines jahrhundertealten französischen Traumes zum Ziel: die europäische Hegemonie Frankreichs, heute in der Form der *militaristisch-industriellen Vorherrschaft auf Kosten eines für lange Zeit ruinierten Deutschlands*. Mit kalter Berechnung und zynischer Brutalität drückt die gepanzerte Faust Frankreichs dem deutschen Volk die Kehle zu. Darunter leiden *alle* Schichten, Proletariat und Mittelstand noch mehr als das Kapital, und da es sich für uns um nichts weniger als die nackte Existenz handelt, erlangen die Worte von Friedrich Engels wieder aktuelle Bedeutung, die er am 15. August 1870 in einem Brief an Marx über den Deutsch-Französischen Krieg schrieb:

Die ganze Masse des deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt, und ist darum sofort eingesprungen. Daß eine deutsche politische Partei unter diesen Umständen à la Wilhelm (Wilhelm Liebknecht) die totale Obstruktion predigen und allerhand Nebenrücksichten über die Hauptrücksicht setzen kann, scheint mir unmöglich.

Auf die »Hauptrücksicht« kommt es auch jetzt an! Den kriegerischen Raubzug der Franzosen kann das entwaffnete deutsche Volk nicht mit Waffen abwehren. Ihm stehen nur moralische Verteidigungsmittel zur Verfügung, und für die Partei als Vertreterin der großen Massen des werktätigen Volkes liegt die Frage jetzt so: Dient es den Interessen der Arbeiterschaft (die hier mit den Lebensinteressen des gesamten deutschen Volkes zusammenfallen), innerpolitische Gegensätze auch bei der Bekundung ihres Staats- und Nationalgefühls dem Ausland gegenüber in den Vordergrund zu stellen?

Als das kaiserliche Deutschland im August 1914 in einen Krieg zog, von dem viele von uns nicht einmal wußten, ob er ein Angriffs- oder Verteidigungskrieg wäre, ordnete die Partei entschlossen alle inneren Gegensätze dem Selbsterhaltungswillen des Volkes unter. Niemand war so töricht zu glauben, daß die Bereitschaft zur Landesverteidigung die Klassengegensätze ausgelöscht hätte, aber sie waren von minderer Bedeutung, solange es für alle galt, das bloße Leben zu retten. Und jetzt, da die wehrlose deutsche Republik unter frivolem Rechtsbruch mit Krieg überzogen wird, sollte es richtig sein, daß sich die Sozialdemokratie gemeinsamen nationalen Willenskundgebungen entzieht?!

Die Haltung der Partei am 14. Januar ist ein Ausfluß derselben eben gekennzeichneten Mentalität, die sich in der Abneigung gegen die politische Koalition mit der Deutschen Volkspartei im Reich bemerkbar macht. Es wird nur übersehen, daß dieses Abseitsstellen bei gemeinsamen nationalen Kundgebungen alle jene Exponenten der Partei in den Ministerien und Präsidien der Parlamente, die dem staatlichen Gesamtwillen des Volkes Ausdruck zu verleihen haben, geistig isoliert.

Unsere Sonderaktionen wurden in der Hauptsache damit begründet, daß wir als prinzipielle Gegner eines jeden Imperialismus, also auch des deutschen, auf diejenigen Elemente des Auslands Rücksicht nehmen müßten, die dem französischen Vorgehen ablehnend oder wenigstens noch schwankend gegenüberständen. So schreibt der »Vorwärts« am 13. Januar:

Es ist nicht wahr, daß nur Einigkeit in solchen Situationen stark mache; die »nationale Einheitsfront« ist nicht nur ein leere Phrase, geeignet, auf die gänzlich unpolitischen Massen des Bürgertums Eindruck zu machen, sie ist eine nationale Gefahr: denn das Weltgewissen wird sich nicht gegen die Raubpolitik des »Nationalen Blocks« aufbäumen, wenn es dazu von den Männern aufgefordert wird, die einst Belgien annektieren wollten und in Nordfrankreich böswillige Verwüstungen verursacht und bejubelt haben. Ein Hergt schlägt in dem uns wohlgesinnten Ausland zwanzig Schücking tot.

Also wenn wir der Welt jetzt das Bild innerer Zerrissenheit bieten, werden die Pazifisten der Welt so erstarken, daß sie den Millerand, Poincaré, Foch erfolgreich in den Arm fallen können?! Welcher Illusionismus, und wie würden Marx und Engels die ideologische Vorstellung gegeißelt haben, die sich einbildet, wenn wir uns unter dem Messer Frankreichs fein lamm-

fromm pazifistisch schlachten lassen, werde das Weltgewissen sich zu unseren Gunsten aufbäumen! Als wenn der Motor des geschichtlichen Geschehens nicht ganz woanders zu suchen wäre als in einem Lehrbuch der Moral. Nichts ermutigt im Gegenteil den Poincarismus und lähmt die pazifistischen Tendenzen im Ausland so sehr wie jede wirkliche oder vermeintliche Schwächung der inneren Widerstandskraft des deutschen Volkes. Alle Schückinge der Welt werden dem französischen Expansionsdrang, der sich vor der Erreichung eines seit Jahrhunderten verfolgten Zieles glaubt, nicht den Weg verlegen können, wenn es nicht der geschlossene und zähe Abwehrwille Deutschlands tut. Wir sind gewiß für alle mutigen Beschlüsse und Kundgebungen französischer, belgischer und italienischer Sozialisten und Pazifisten gegen die uns zugefügte Vergewaltigung von Herzen dankbar, aber wir sollten uns doch nun endlich abgewöhnt haben, die hinter ihnen stehenden realen Machtfaktoren zu überschätzen. Sozialisten und Pazifisten sind in Frankreich ohnmächtiger, als es je die Vertreter des Verständigungsfriedens während des Krieges in Deutschland waren. Wir dienen dem deutschen Volke und zugleich dem Frieden der Welt am besten, wenn wir jeden Zweifel darüber beheben, daß nie mehr wie in früheren Jahrhunderten innerdeutsche Katzbalgereien die französische Eroberungsgier begünstigen werden und daß sich der französische Imperialismus an dem geschlossenen Lebenswillen des deutschen Volkes die Zähne ausbeißen wird.

Ich höre schon den Einwand, daß die Verteidigung unserer nationalen Existenz für die Sozialdemokratie nach wie vor eine Selbstverständlichkeit sei, aber daß man ihr unmöglich zumuten könne, mit den Hergt und Laverenz gemeinsam zu demonstrieren. Ja, wenn nur nicht das Abseitsstehen der Partei den Einfluß jener rechtsradikalen Tendenzen auf das Volk begünstigte!

Es gilt, trotz aller gegenrevolutionären Erscheinungen, sich den Blick für die Tatsachen nicht trüben zu lassen! Wer im Lager der Rechten nur noch »Hakenkreuzlern, Blausäurespritzer, Ministermörder und Nationalunken jeden Kalibers« sieht, mag daraus seinem revolutionären Temperament herzkräftigende Atzung saugen, mit Politik hat dieses Paukantentum nichts zu tun, denn die Neigung einiger unserer Blätter, sich in den Rechtsradikalismus zu verbeißen wie der Terrier in die Ratte, schafft ihm ja erst jenes politische Relief, das er sich wünscht und das ihm sonst fehlte. Es wird hier auf unserer Seite die Torheit der Antisemiten wiederholt, die in der ganzen Welt nur noch lauter Juden sehen.

Indessen wäre es ebenso verkehrt, die Gefahren des Rechtsradikalismus zu verkleinern. Kein Wort ist scharf genug gegen die politischen Verbrecher, die, wie die bayerischen Hitlergarden, in einer Zeit, wo der Feind im Lande steht, als ihre Hauptaufgabe ansehen, eine Pogromstimmung gegen »Juden und Novemberleute« zu erzeugen. Trotzdem wäre es von der Partei falsch, sich von der Einheitsfront mit der großen Mehrheit des Bürgertums so lange fernhalten zu wollen, bis dieser Unfug aufgehört hat. In der Politik kommt es nicht so sehr auf die Motive der Handlungen als *auf ihre Wirkung* an. Wenn wir fortfahren, auch in nationalen Dingen einen dicken Trennungsstrich zwischen uns und den bürgerlichen Parteien zu ziehen, begünstigen wir dadurch indirekt den verhängnisvollen Einfluß der rechtsradikalen Heißsporne auf sie und — *die Arbeiterschaft*! »Na-

tionale Einheitsfront« bedeutet für uns also nicht Einheitsfront mit den v. Gräfe, Wulle und Hitler, sondern Einheitsfront mit der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes zur praktischen Ausschaltung jener Gegenrevolutionäre und politischen Desperados!

Richtiges politisches Handeln bedingt Voraussicht des Kommenden. Nur wenn die Sozialdemokratie auch in sich das die breiten Massen erfüllende Nationalgefühl weithin sichtbar und aktiv zum Ausdruck gelangen läßt, wird sie die Arbeiterschaft davor bewahren, zu erheblichen Teilen unter die Führung ihr fremder chauvinistischer Tendenzen zu geraten, und nur dann wird die deutsche Republik auch in den nächsten schweren Jahren eine Außenpolitik treiben können, die — bei kräftigster Wahrung der deutschen Volksinteressen — das hohe Ziel des europäischen Friedens nicht aus den Augen verliert.

Betrachtungen zu den „Ursachen des Zusammenbruchs"

(Gutachten des 12. Reichstagsausschusses)

Von H. Müller-Brandenburg

Der Untersuchungsausschuß hat in drei Heften Gutachten der Herren Oberst a. D. Schwertfeger, General der Infanterie a. D. v. Kuhl und Geheimrat Professor Hans Delbrück veröffentlicht, die für die Beurteilung der Ursachen des militärischen Zusammenbruchs von recht erheblicher Bedeutung sind. Die Arbeiten beschäftigen sich mit der Frage: Entstehung, Durchführung und Zusammenbruch der Offensive im Jahre 1918, also mit der Kernfrage unserer militärischen Niederlage, die ihrerseits die Revolution gebar. Allerdings bilden die drei Gutachten noch nicht den Abschluß der Arbeiten der drei genannten Herren, vielmehr werden »zweite Teile« folgen, die man kennen muß, ehe ein abschließendes Urteil möglich ist.

Nichtsdestoweniger bringen die Arbeiten, wie sie jetzt vorliegen, bereits eine solche Fülle höchst wertvollen, zum Teil bisher nicht veröffentlichten Materials, daß ihre Beleuchtung notwendig erscheint. Es sei mir gestattet, hier gleich zu bemerken, daß ich auch auf Grund dieser Veröffentlichungen nicht genötigt bin, meine Auffassungen, wie ich sie in der Schrift »Von der Marne zur Marne«, in den mehrfachen Aufsätzen in der »Glocke« und in den beiden Aufsätzen »Die Offensive 1918« in der Neuen Zeit (März/April 1922) vertreten habe, zu revidieren. Vieles meiner Ausführungen findet vielmehr durch die Gutachten ihre Bestätigung und Unterstreichung. Da, wo andere Auffassungen bestehen, werde ich im Rahmen dieser Betrachtungen darauf zurückkommen.

I

Schwertfeger, der in seinen ganzen Beweisführungen von dem sichtlichen Bestreben geleitet ist, peinlichstes Gerechtigkeitsgefühl, sauberste Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zur Grundlage seiner Betrachtungen zu machen, gibt ein Gutachten ab, das man überschreiben kann mit dem Motto: »Alles verstehen heißt alles verzeihen.« Und doch tritt als unleugbare Tatsache aus seinen Untersuchungen ans Tageslicht, daß ab Mitte 1917, der Zeit, da Ludendorff den Kanzler Bethmann stürzte, die Oberste Heeresleitung, das heißt

Hindenburg und Ludendorff, der ausschlaggebende Machtfaktor der deutschen Politik gewesen ist. Ludendorff übte in Deutschland eine verbrämte Diktatur aus. Das ist eines der wichtigsten Ergebnisse der Untersuchungen Schwertfegers. Daneben tritt die volle Unzulänglichkeit des Trägers der Kaiserkrone in eine geradezu niederziehende Beleuchtung. Es ist das furchtbare Schicksal des deutschen Volkes, daß dieser unselige Wilhelm II. in den entscheidendsten Jahren der modernen deutschen Geschichte »großmächtiger und allergnädigster Kaiser und König von Gottes Gnaden« und »oberster Kriegsherr« gewesen ist. Nur diesem Unfähigen und moralisch Feigen gegenüber konnte sich Ludendorff zum Diktator aufschwingen, konnte ihn zwingen, Kanzler und andere hohe Reichsbeamte zum Teufel zu jagen und so den politischen Zusammenbruch direkt in die Wege zu leiten.

Bei Besprechung der Vorgänge, die sich um Bethmanns Sturz und in den folgenden Monaten abspielen, kommt Schwertfeger zu folgendem Urteil: »Der obersten Reichsleitung blieb nur die Ausführung der ihr gemachten Vorschläge. Fast konnte sie damals schon als eine Beauftragte der Obersten Heeresleitung erscheinen.« Und später sagt Schwertfeger auf S. 77 seines Gutachtens: »Nicht Schuld, sondern Schicksal ist es gewesen, daß das deutsche Volk bei seinem schwersten Waffengange nicht den Mann an seiner Spitze fand, der die Eigenschaften Friedrichs des Großen besaß.... Von niemanden kann man verlangen, daß er ein großer Mann sei.«

Demgegenüber stellt sich Professor Delbrück in seinem Gutachten auf folgenden Standpunkt:

»Aus den Feststellungen des Herrn Oberst Schwertfeger geht hervor, daß, obgleich die formelle Verantwortung bei dem Kaiser und dem Reichskanzler geblieben ist, doch die tatsächliche Führung Deutschlands an die Oberste Heeresleitung übergegangen war, die militärisch eingestellt war. Sich von dieser rein militärischen Einstellung zu befreien, hätte der General Ludendorff ein großer Mann sein müssen, was man, wie allgemein zugestanden werden wird, von niemand, der es nun einmal nicht ist, verlangen kann. Ausgenommen aber ist doch wohl der Fall, daß jemand ungezwungen eine Stellung ergriffen hat, die einen großen Mann verlangt hätte. Wer eine solche Stellung freiwillig ergreift und sich ihr dann nicht gewachsen zeigt, der muß sich gefallen lassen, daß man an ihn den Maßstab eines großen Mannes legt und ihn verdammt nach dem Grade des Unheils, das er vermöge seiner ungenügenden Fähigkeiten angerichtet hat.«

Soweit Delbrück. (Die Unterstreichungen hat der Verfasser dieses gemacht.) Ludendorff hat freiwillig sich Machtbefugnisse angeeignet, hat die Reichsleitung sich untertan gemacht und trägt die Verantwortung für alles, was daraus entsprang. Mit dem »Alles verstehen heißt alles verzeihen« ist hier nicht weiterzukommen.

Ein Volk von 65 Millionen Menschen, das beispiellose Opfer vier Jahre hindurch gebracht hat, das gläubig gerade dem Manne vertraute, der Ludendorff heißt, ist in namenloses Unglück gebracht worden. Es heißt die Dinge auf den Kopf stellen, hier verzeihen zu wollen. Nicht das Volk trägt die Verantwortung für sein Elend, sondern die, die führten. Sie sind schuldig, das auszusprechen ist Pflicht. Das gilt meines Erachtens stets, gleichgültig, unter welcher Staatsform ein Volk lebt.

Ludendorff hat Bethmann Hollweg gestürzt, hat bewußt mit rauher Hand in einer Zeit, da der Verständigungsfriede zum mindesten keine Unmöglichkeit war, durch diese Tat die ersten Keime eines Friedens zerstört, hat brutal in die Fragen, die um Brest-Litowsk spielten, zum Unglück der Nation eingegriffen, hat überall da, wo er in die politische Welt einbrach, Scherben geschlagen. Die Folgen tragen heute 65 Millionen Deutsche!

Aus dem von Schwertfeger beigebrachten Material geht hervor, daß die Oberste Heeresleitung in der Tat mehrfach — direkt und indirekt — eine den Frieden möglich machende Erklärung der Reichsregierung über Belgien verhindert hat, weil sie die belgische Küste mit Hinterland bis einschließlich Brügge und den östlichen Teil Belgiens (große Teile des Landes östlich der Maas einschließlich Lüttich) als »Pachtland auf 99 Jahre« gefordert hat. Diese Forderung allein zeigt die ganze politische Unreife und unstaatsmännische Einstellung der maßgebenden Männer der Obersten Heeresleitung. Als Entschuldigung wird angeführt, Ludendorff hätte geglaubt, das fordern zu müssen, weil die Truppen dies Ziel verlangten! Die Armee habe auf Belgien nicht verzichten wollen!

Man braucht keinen schlagenderen Beweis — wie diese Entschuldigung — für die Richtigkeit der Behauptung, daß Ludendorff über die Stimmung der Truppen überhaupt nicht im Bilde war. Mit Recht weist Delbrück in seinem Gutachten darauf hin, daß der einfache Mann sich über das Schicksal Belgiens recht wenig Gedanken machte, daß der einen Verständigungsfrieden sehr gut aufgenommen hätte, ja daß auch Generale wie der Kriegsminister Scheüch, der Generalstäbler Hoffmann, die Kronprinzen Wilhelm und Rupprecht, der Kommandierende v. Deimling wie auch Ludendorffs Vorgänger v. Falkenhayn die Notwendigkeit eines Verständigungsfriedens erkannt hätten.

Ich möchte hier folgende Bemerkungen machen. Der Mann im Schützengraben und der am Geschütz wollten schon 1915 einen Frieden, der uns das erhielt, was wir 1914 vor dem Kriegsausbruch besaßen. Nicht mehr, nicht weniger. 1916 betrachtete die breite Masse der Frontsoldaten es als ein Glück, wenn wir den Frieden ohne Verlust an Land und Leuten erlangen konnten. Die Masse der Truppen, bis in die mittleren Stäbe hinein, stand unter dem Eindruck: »Wo soll das hin, wir siegen uns tot!« »Wir schlagen uns für die Heimat, damit der Feind uns nicht den heimischen Boden zerstört. Wir wollen von ihm nichts, als behalten, was wir besaßen.«

Jeder Offizier, der sich zurückversetzt in die Zeit 1916 und der ein offenes Ohr für das hatte, was der einfache Mann sprach, kann das nur bestätigen. Er wird auch bestätigen, daß in den Stäben der Bataillone und Regimenter, selbst vieler Brigaden, im Offizierkorps gleiche Auffassungen zutage traten. Die Offiziere, die um Eroberung willen vor dem Feinde standen, waren entschieden in der Minderheit.

Als sich die üble »Vaterlandspartei« auftat und in der Front die Werbetrommel zu rühren begann, fand sie in zahlreichen Offizierkorps, selbst bei Divisionsstäben, glattweg Ablehnung. Daß die Herren Kameraden der Etappe zu großem Teil anders dachten, mag richtig sein. Aber war das die »Armee«?

Wenn die Oberste Heeresleitung wirklich geglaubt hat, man müsse auf Belgien der Truppen wegen bestehen, hat sie sich also in einer geradezu ungeheuerlichen Unkenntnis der Denkart der Truppen befunden.

Schwertfeger hat schon recht, wenn er auf S. 97 seines Gutachtens schreibt: »Aber man unterschätzte bei der Obersten Heeresleitung doch die Friedenssehnsucht nicht nur des Volkes, sondern auch des Heeres ... was man wollte, das war der Frieden.«

Und noch eines soll hier einmal klar gesagt werden: Es gibt heute recht viele Leute, die einen riesengroßen Mund haben und ständig schreien, man hätte »durchhalten« sollen, die von Drückebergern und Deserteuren mit mächtiger Verachtung reden. Wenn man all diese Leutchen auf Herz und Nieren prüfen wollte, wo sie im Sommer und Herbst 1918, wo sie im Frühjahr 1918 und Herbst 1917 gesteckt haben, wie sie sich damals benahmen, es würden da niedliche Geständnisse ans Tageslicht kommen. Da würde sich oft zeigen, daß diese Großmäuler von heute schon 1915 in den Reihen der »Defaitisten« standen und mit der Parole herumliefen: »Nur Schluß machen«, während unsereins den Standpunkt vertrat: »Jawohl, Schluß machen, sowie die Sicherheit vorhanden ist, daß der Statusquo von 1914 erhalten bleibt.« Ich kenne Leutchen, die mir da bereits 1915 ins Wort fielen: »Ach, Unsinn, ganz egal, Schluß machen sollen sie.« Und solche Kerle sind heute »deutschnational« und »völkisch« und sehen in unsereinem den »vaterlandslosen Gesellen«. Und wieviel Tausende und aber Tausende von Sozialdemokraten haben 1918 bis zuletzt ihren Mann auf dem blutigen Boden des Westkriegsschauplatzes gestanden!

Es würde sich wirklich lohnen, mal eine Statistik darüber aufzumachen, wieviel Mitglieder der V. S. P. D. in der Front gestanden haben, wieviel der alten Partei (Stand 1914) im Weltkrieg gefallen sind, wieviel Genossen der V. S. P. D. geblutet haben. Das wäre ein prachtvolles Material gegen die monarchistischen Maulhelden.

Sehr wichtig sind die Aufschlüsse, die die Gutachten Schwertfegers und Delbrücks über die Tätigkeit Naumanns und Scheidemanns geben, wie diese Männer vergebens der Obersten Heeresleistung klarzumachen versuchten, daß der Weg, den sie gehe, in den Abgrund führe. Aber: »Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.« Das Entsetzliche bei dieser Tragödie ist nur, daß 65 Millionen die Zeche bezahlen müssen, die eine Handvoll Unseliger gemacht hat.

Es ließen sich noch eine ganze Reihe von Dingen hier aufzeigen, die durch die Gutachten ans Tageslicht gezogen werden, Dinge, die die ganze Unkenntnis der politischen Welt und ihrer Bedingtheiten bei der Obersten Heeresleitung beleuchten; wie diese völlige Unwissenheit auf dem Gebiet der großen Politik nicht hindert, daß ein Ludendorff mit seinen Getreuen »kraftvoll« in den politischen Laden einbricht und Scherben schlägt. Es mag jedoch genügen, und wir wollen jetzt den mehr militärischen Fragen uns zuwenden. Auch dort sind bezeichnende Dinge festzustellen.

II

Hier spielt das Gutachten des Generals v. Kuhl eine große Rolle. Der General ist leider den Männern der Obersten Heeresleitung gegenüber moralisch zu sehr gebunden, als daß man sein Gutachten ohne jeden inneren Vorbehalt hinnehmen kann. Man verstehe mich recht: Nicht daß der General irgendwie moralisch Ludendorff oder Hindenburg gegenüber verpflichtet sei. So ist der Ausdruck »moralisch gebunden« nicht gemeint. Aber Kuhl hat Jahre hindurch als Generalstabschef der Heeresgruppe Ruprecht mit

Ludendorff in zu engem Gedankenaustausch gestanden, zu eng mit ihm gearbeitet, fühlt sich zu sehr als alter königlich preußischer Generalstabsoffizier, als daß er innerlich völlig frei sein könnte. Das ist keine Herabsetzung seiner Person oder seines Charakters, sondern ist nur Anerkennung eines Tatbestandes. Ich möchte hier ausdrücklich feststellen, daß ich vor dem General v. Kuhl als Soldat Hochachtung habe und daß ich seine militärwissenschaftliche Bedeutung hoch einschätze. Schon an anderer Stelle habe ich einmal zum Ausdruck gebracht, daß nach meiner Überzeugung die militärische Katastrophe nicht eingetreten wäre, wenn die Heeresgruppe Ruprecht, damit v. Kuhl, die Leitung der großen Offensive 1918 in der Hand gehabt hätte. Ich lege das hier ausdrücklich fest, damit nicht wieder irgendein Schmutzfink hingeht und die freche Lüge in die Welt setzt, ich hätte »das deutsche Offizierkorps und seine Führer beleidigt«. Es gibt leider allerlei Menschen, die sich Offiziere nennen und solche Lügen in die Welt setzen, weil sie unangenehme Wahrheiten nicht hören wollen.

Der Dolchstoßlegende und der Behauptung, wir hätten nur durchhalten sollen, wird durch das Gutachten Kuhl ganz gründlich das Genick abgedreht.

Auf S. 12 stellt v. Kuhl fest, daß die Oberste Heeresleitung im Oktober 1918 die Frage untersuchte, ob wir nach dem Ausfall Bulgariens uns noch lange halten könnten. (Die österreichische Front in Italien stand noch!) Das Ergebnis ist folgendes:

»Fliegerei kann Vollbetrieb noch zwei Monate fortsetzen, dann völliger Stillstand.

Kraftwagen können Vollbetrieb noch rund zwei Monate fortsetzen, dann Halbbetrieb.

Schmieröl für sechs Monate vorhanden, dann Stillstand aller Maschinen. (Ohne Heimatindustrie. D. Verf.)«

»In einer unter dem Vorsitz des Reichskanzlers am 17. Oktober 1918 abgehaltenen Sitzung erklärte der Kriegsminister Scheüch, daß wir den Krieg nur noch anderthalb Monate weiterführen könnten, wenn Rumänien uns nicht mehr zur Verfügung stände.«

Das alles, ehe die österreichische Front zusammenbrach! Das alles, ehe der Tag nahte, an dem die Amerikaner zur großen, von Foch vorgesehenen Offensive in Lothringen (14. November) aufmarschierten, die uns in der Flanke packen sollte.

Jetzt wird die plötzliche Forderung der Obersten Heeresleitung: »Sofort Waffenstillstand!« klar. Der Zusammenbruch der bulgarischen Front brachte den Verlust Rumäniens, damit die Ausmergelung an Betriebsstoff für Fliegerei und Kraftfahrwesen, die völlige Aushungerung Österreichs — den Zusammenbruch. Das alles ganz abgesehen von der Lage an der italienischen Front und auf dem Westkriegsschauplatz! Das Schicksal! Die Rache des Himmels für die frevelhaften »Friedensschlüsse« mit Rußland und Rumänien.

Von Durchhalten ist also überhaupt keine Rede mehr. Wir waren Anfang Oktober bereits völlig erledigt! Dank der »hervorragenden Politik« der Obersten Heeresleitung und der »genialen Heerführung 1918«. Ich will ganz offen gestehen, daß mich jedesmal der Zorn packt, wenn ich mich mit der Frage 1918 beschäftige. Ungeheure Leistungen der Truppen, Leistungen, die an die Grenze des Menschenmöglichen gingen, im

Frühjahr zweimal eine Lage, die, richtig genutzt, der Entente eine nicht wieder gut zu machende Niederlage brachte (im März vor Amiens, im April am Kemmel), beides nicht genutzt infolge falscher strategischer Einstellung der Obersten Heeresleitung, dann strategische Fehler, die nicht gutzumachen sind (Marnesack — Noyon-Montdidier und Reims!). Und nun als logische Folgen: Niederlage auf Niederlage bis zum Zusammenbruch. Und dann stellt man sich hin, beschimpft das Volk und hebt die Männer in den Himmel, die all das Unglück über die Nation gebracht haben! Und das nennt man »vaterländisch! national! völkisch!«

Die Knechtsseele sitzt doch noch tief in vielen Teilen des deutschen Volkes. Wie anders soll das erklärt werden, als daß es Hunderttausende gibt, die sich im Interesse des Heroenkults von Scheingrößen als Mitglieder der Nation mit beschimpfen lassen?!

Doch lassen wir alle bitteren Gefühle beiseite und wenden uns der sachlichen Betrachtung der Gutachten wieder zu.

General v. Kuhl stellt fest, daß Mitte März 1918 vorhanden waren:

I. Deutsche Divisionen:

a) Westkriegsschauplatz	192	Divisionen,	3	Brigaden
b) Osten und Südosten	53	»	13	»
c) Balkan	1	»	—	»
d) Türkei	1	»	—	»
e) Heimat	1	»	—	»
	248	Divisionen,	16	Brigaden

Diese hatten Kopfstärke:

Westen: 136618 Offiziere, 3438288 Mann, 710827 Pferde,
Osten: 40095 Offiziere, 1004955 Mann, 281770 Pferde.

Der Annexionsfriede von Brest-Litowsk und der von Bukarest fesselte also im Frühjahr 1918, in den Tagen, da man im Westen die Entscheidung suchte, noch eine volle Million Soldaten. Gewiß war der größte Teil dieser Leute zu alt für den Angriff; aber um Stellungen zu halten, rückwärtige Stellungen zu bauen, den Nachschubdienst zu versehen, waren diese Leute durchaus geeignet. Hätte man im Westen für die genannten Zwecke nur die Hälfte verwendet, man hätte dafür zirka 20 Divisionen aus den Stellungen der Westfront ablösen können, die zur Heeresreserve stießen. Welche Bedeutung das für die Offensive gehabt hätte, braucht hier nicht dargestellt zu werden. Darüber ist in meiner Arbeit »Der Feldzug 1918« Nr. 1 und 2 (40. Jahrgang, 2. Band) 1922 der Neuen Zeit das Nötige gesagt worden.

Mit den 3,4 Millionen Mann im Westen erreichten wir im Frühjahr zum ersten Male eine ziffermäßige Stärke auf dem Westkriegsschauplatz, die der der Ententestreitkräfte entsprach, die bis dahin uns stets zahlenmäßig überlegen gewesen waren. Welche Bedeutung hätten da 500 000 Mann Übergewicht gehabt! Der Mangel an Raum verbietet mir, hier näher darauf einzugehen, welche Gründe nach Kuhl für die Oberste Heeresleitung maßgebend gewesen sind, den Vormarsch ins Innere Rußlands erneut anzutreten (was eben die zirka 1 Million Mann im Osten festhielt). Delbrück zerpflückt mit Fug und Recht da vieles, worauf hier verwiesen sei. Einen Grund, den Kuhl erwähnt, wollen wir hier aber vermerken. Er zeigt so recht die ganze politische Kurzsichtigkeit der Obersten Heeresleitung. General v. Kuhl schreibt nämlich:

»Es war freilich unerwünscht, unsere Linien weiter vorzuschieben. Aber gegen den Bolschewismus von Sowjetrußland mußte Deutschland sich durch eine weit genug vorgeschobene Sperre schützen.«

Es genügt hier, dies festzuhalten und darauf hinzuweisen, daß zum Beispiel Rumänien und Polen sich gegen den Bolschewismus nicht durch »weit vorgeschobene Sperre« schützen können, ihn unmittelbar vor ihrer Grenze haben. Nur politische Unerfahrenheit kann Gründe, wie die oben gezeigten, zur Richtschnur des Handelns machen.

Kuhl beleuchtet in seinem Gutachten sehr scharf die völlig zerrüttete Lage der Donaumonarchie, die Mitte Mai bereits alle Anzeichen der kommenden Katastrophe deutlich erkennen läßt. Das Ende mit Schrecken steht vor der Tür! Die Oberste Heeresleitung ist über die Zustände in Österreich-Ungarn genau unterrichtet. Sie mußte sich klar darüber sein, daß nur baldigster Friede, wenn er auch mit Opfern erkauft wurde, die Katastrophe verhindern konnte. Aber nichts geschah in der Richtung baldigen Friedensschlusses. Im Gegenteil: Kühlmann, der die Erkenntnis in sich trägt, daß wir der Katastrophe entgegeneilen, und warnend die Stimme hebt, fliegt auf Ludendorffs Druck hin aus dem Amte. Ludendorff aber schlug Noyon-Montdidier und Reims, beging damit strategische Fehler, die uns den Rest gaben.

Als ich in meiner Schrift »Von der Marne zur Marne« auf die Unterschätzung der Amerikaner hinwies, wurde ich darob schwer beschimpft. Jetzt schreibt Kuhl in seinem Gutachten:

»Zweifellos ist für uns die außerordentliche Steigerung der amerikanischen Truppensendungen seit dem Mai eine Überraschung gewesen. In den ersten Monaten wurden diese Leistungen von uns unterschätzt.« Etwas anderes habe ich auch nicht festgestellt.

Geradezu erschütternd sind die Kuhlschen Feststellungen über die Ersatzlage 1918. Ich muß offen gestehen, daß ich die Lage in bezug auf den Ersatz für die Feldtruppen nicht für so katastrophal gehalten habe, als wie sie jetzt durch Kuhl nachgewiesen wird. Um so unverständlicher ist mir die Durchführung der Operationen, die sich an dem Chemin-des-Dames-Angriff vollzogen. Je mehr die Dinge über die wahre Lage 1918 ins Licht gerückt werden, um so unbegreiflicher wird das Handeln der Obersten Heeresleitung ab Mai 1918. Die Erkenntnis, daß da nichts zu verteidigen ist, wächst ständig. Nichts ist bezeichnender, als daß Foerster, der Oberstleutnant im Generalstab, der mit großer Sachkenntnis und Geistesschärfe manche Handlungen Ludendorffs zu verteidigen sucht, der offen sich auf Ludendorffs Seite stellt, in seinem Werke »Graf Schlieffen und der Weltkrieg« (eine ausgezeichnete militärwissenschaftliche Arbeit) mit der Kemmeloffensive abbricht und kein Wort der Verteidigung für Noyon-Montdidier und Reims findet. Man hat das Gefühl, daß Foerster hier einfach nicht verteidigen kann und deshalb — *schweigt*! Dieses Schweigen trifft Ludendorff schwerer als unsere scharfe Kritik.

Auch die Tankfrage findet bei Kuhl manch bezeichnende Beleuchtung. Der Kürze halber sei hier nicht näher darauf eingegangen.

Wie schon eingangs betont, nehmen die drei Gutachten, wie sie jetzt vorliegen, nur Stellung zu den Fragen, die um den militärischen Zusammenbruch gelagert liegen, ohne auf die Durchführung der Operationen entsprechend einzugehen. Die Durchführung der Operationen des Feldzugs 1918 soll in den zweiten Teilen zur Behandlung kommen, die hoffentlich recht bald erscheinen.

Diesen zweiten Teilen ist meines Erachtens besonderes Interesse zuzumessen. Hier wird es nicht möglich sein, über die Fragen »Marnesack«, Noyon-Montdidier und Reims sich auszuschweigen. Da wird man Stellung nehmen müssen. Denn in diesen drei Fragen liegt der Kern des militärischen Zusammenbruchs, in diesen Fragen liegt der Beweis für die Behauptung eingeschlossen, daß nicht die Truppen die militärische Niederlage Deutschlands herbeiführten, sondern die Oberste Heeresleitung! Die Dolchstoßlegende muß endgültig abdanken, es hilft nichts!

Überlegungen zur Wiedergutmachung und Stabilisierung

Von **Herman Kranold** (Hannover) (Schluß)

II

Die weitere Frage, die wir noch beantworten müssen, ist die nach den praktischen Mitteln, die Produktivität der Landwirtschaft in Deutschland wieder auf den Friedensstand zu heben. In Anlehnung an einen von mir in Nr. 21 der »Sozialistischen Agrar-Korrespondenz« vom 29. November 1922 veröffentlichten Aufsatz »Valutazusammenbruch, Teuerung, Produktionssteigerung und die Naturalbesteuerung der Landwirtschaft« will ich das folgendermaßen darlegen:

Die landwirtschaftliche Produktion Deutschlands bringt auf dem gegenwärtigen Reichsgebiet ungefähr die Hälfte der Produktenmasse hervor wie vor dem Kriege. Die wichtigste Ursache ist die ungenügende Versorgung der landwirtschaftlichen Betriebe mit Produktionskapital. Die künstliche und natürliche Düngung des landwirtschaftlich genutzten Bodens findet nicht in ausreichendem Maße statt. Die Intensität der Bodenbearbeitung leidet durch den Rückgang der Zugviehhaltung, durch das Fehlen der Sachsengänger und durch die Verteuerung der Treiböle für Motore: Infolgedessen gehen die Landwirte zu weniger intensiven Bestellungsmethoden über, der Ertrag an menschlicher Nahrung und an Futtermitteln für das Vieh geht zurück, die Milch- und Fleischerträge nehmen ab. Diese Verarmung der landwirtschaftlichen Betriebe an produktivem Kapital ist aber durchaus nicht gleichbedeutend mit einer Verarmung der Landwirte. Sie bilden vielmehr aus den sehr hohen Gelderträgen, die sie für ihre verminderten Ernten usw. erzielen, fortgesetzt große unproduktive Privatvermögen, zum Teil durch einfaches Hamstern von Noten oder Valuten, zum Teil durch Anhäufung von Möbeln, Klavieren, Bildern usw. in den Wohnungen und durch Anschaffung von Ausstattungen für ihre Kinder auf ganze Generationen hinaus. Silberzeug, Schmuck, teures Haushaltsgeschirr wird aufgestapelt; daneben geht eine Lebensweise einher, die von der Verarmung Deutschlands kaum etwas spüren läßt. Die volkswirtschaftliche Bekämpfung dieser Schäden liegt nicht in der Bejammerung dieser Zustände, auch nicht in agitatorischem Schelten über den Eigennutz der Bauern, sondern in der Frage, wie es möglich ist, die Landwirtschaft so umzustellen, daß in ihr laufend das erforderliche Produktionskapital wieder gebildet und den Betrieben zugeführt wird. Das kann durch Zwang oder durch Anlockung erreicht werden; es fragt sich also, welche Art von Zwang und welche Art von Anreiz Erfolg versprechen. Die Zwangswirtschaft in der während des Krieges aufgebauten

Form bietet keine Möglichkeit, einen wirksamen Zwang auszuüben. Ihr Bureaukratismus ist zu groß, viele Arbeitskräfte legt sie unproduktiv fest, die Kontrolle ist unwirksam, Schleichhandel usw. kann nicht verhütet werden. Die Zwangsmaßnahmen müssen also anderer Art sein, wenn man von ihnen einen Erfolg will erwarten können. Auch die Getreideumlage in ihrer gegenwärtigen Form hat die landwirtschaftliche Produktion eher geschädigt als gefördert, sie ist nur zum Teil eintreibbar, verärgert aber trotzdem die Landwirte und enthält in sich nicht das geringste Moment, das es dem Egoismus der Landwirte geraten erscheinen ließe, die Kapitalbasis der landwirtschaftlichen Produktion zu verbreitern. Den Vorteil billiger Deckung eines Teiles des Brotgetreidebedarfs der Massen bezahlt die Getreideumlage also mit einer neuen Schädigung des Produktionskapitals. Ihr wertvoller Grundgedanke liegt darin, daß durch sie (unter Ausschaltung des Preiskampfes zwischen Produzent und Konsument) greifbare Ernährungswerte für den Staat disponibel werden, ihr wichtigster Mangel zunächst einmal schon in ihrer Beschränkung auf Brotgetreide.

Infolgedessen ist es erforderlich, die Getreideumlage auszubauen zu einer Naturalbesteuerung aller wichtigen landwirtschaftlichen Produktionszweige. Es käme dafür in Frage der Anbau von Hackfrüchten, Getreide und Feldgemüse. Für die übrigen landwirtschaftlichen Produktionszweige müßte die zulässige Anbaufläche im ganzen kontingentiert, für das erzielte Produkt in besonderen Fällen (Kümmel, Meerrettig usw.) ein Ausfuhrverbot verfügt werden. Soweit Futtermittel für den eigenen Betrieb erzeugt werden, wäre die Naturalsteuer auf die Milch- und Viehproduktion auszudehnen; in diesem Sinne rechnet auch der Weidegang zur Erzeugung von Futtermitteln.

Die Durchführung dieser Naturalbesteuerung ist nur möglich, wenn eine wirkliche Kontrolle stattfindet. Solange der Landwirt hinterziehen kann, kann eine Naturalbesteuerung nicht durchgeführt werden. Soll eine solche Kontrolle einfach und wirksam sein, so kann sie nur darin bestehen, daß (unter Berücksichtigung der Bodengüten) auf die einzelnen Gemeinden bestimmte Mengen landwirtschaftlicher Erzeugnisse umgelegt werden. Dabei ist besonders festzusetzen, in welchen Mengen die einzelnen Produkte einander vertreten können. Die Umlegung des Naturalsteuersolls innerhalb der Gemeinde ist von der Gemeinde selbst zu regeln. Für einen Ausfall an Steuerleistung haftet der Staatsbehörde jeder einzelne Gemeindeangehörige für den ganzen Umfang der Steuerpflicht seiner Gemeinde, und zwar sowohl mit seinen Vorräten wie mit seinem gesamten sonstigen Privatvermögen. Hält sich die Regierung an einen Unschuldigen, so muß er nichtsdestoweniger sich das gefallen lassen, hat aber einen Rechtsanspruch auf Ersatz seines vollen Schadens durch den säumigen Steuerpflichtigen. Für die Verwirklichung dieses Rechtsanspruchs und für die Sicherung der kleinen Leute bei der Umlegung der Steuermengen innerhalb der Gemeinden ist ein mit demokratischen Garantien ausgestattetes, abgekürztes, dem Wechselprozeß ähnliches Rechtsverfahren festzusetzen. Durch dieses System der Solidarhaftung der Gemeindeangehörigen für die Steuerleistung der Gemeinde wird der einzelne Landwirt zum Kontrolleur des Nachbarn, die einzelne Gemeinde zum Kontrolleur der benachbarten Gemeinde. Der Kontrollapparat wird einfach, wirksam und entbureaukratisiert.

In dieser Ausgestaltung bietet nun aber die allgemeine Naturalbesteuerung der Landwirtschaft zugleich die Möglichkeit, zur Produktionssteigerung die Landwirte anzureizen. Dazu muß sie derartig gestaffelt werden, daß innerhalb der einzelnen Güteklassen mit steigendem Ertrag ein geringerer Prozentsatz der Ernte für die Naturalsteuer in Anspruch genommen wird. Nimmt man zum Beispiel an, daß die Steuer mit 90 Prozent bei einem Ertrag von 2 Doppelzentnern vom Hektar beginnt und daß von jedem mehr erzeugten Doppelzentner je 5 Prozent weniger weggesteuert werden, so beträgt bei einem Ertrag von 5 Doppelzentnern pro Hektar die Naturalsteuer 84 Prozent von der Gesamternte, 4,2 Doppelzentner pro Hektar fallen an den Staat, 0,8 Doppelzentner pro Hektar verbleiben dem landwirtschaftlichen Produzenten. Bei einem Ertrag von 10 Doppelzentnern vom Hektar aber macht der Prozentsatz der Naturalsteuer nur noch 72 Prozent aus, an den Staat fallen 7,2 Doppelzentner pro Hektar, dem Produzenten verbleibt (nicht das Doppelte von 0,8 Doppelzentnern, wie bei der Verdoppelung des Ertrags an sich zu erwarten wäre, sondern) das Dreieinhalbfache, nämlich 2,8 Doppelzentner pro Hektar. Es steigt also die Profitmasse für den Landwirt stärker als das investierte Kapital, von steigender Kapitalintensivierung hat er also als Privatwirtschaftler eine steigende Profitrate zu erwarten.[2] Die Mengen der einzelnen Produkte, die erhoben werden, müssen natürlich einander nach dem Geldwert äquivalent sein. Anderenfalls wandert der Landwirt mit seiner Produktion zu dem geringer besteuerten Produktionszweig ab. Eine solche Abwanderung kann aber durch entsprechende Minderbesteuerung einzelner Produktionszweige auch absichtlich hervorgerufen werden, wenn der Staat glaubt, daran ein Interesse zu haben. Auf diese Weise wäre zum Beispiel der Wiedergewinn des in Weiden verwandelten Ackerbodens für den Getreidebau möglich usw. Man sieht also, daß die Produktion mit Hilfe dieses Steuersystems durch Schaffen von Anreizen nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verbessert werden kann.

Von seiten des Staatsinteresses betrachtet, hat nun die Naturalbesteuerung der Landwirtschaft nicht nur den Zweck einer wirksamen Besteuerung und einer Produktionssteigerung, sondern auch den einer ausreichenden Versorgung aller Arbeiter, Beamten und Sozialrentner mit Lebensmitteln, die durch Ausschaltung des Zwischenhandels verbilligt sind. Wenn das in ausreichendem Maße geschehen soll, so müssen die von der Besteuerung erfaßten Mengen landwirtschaftlicher Produkte so groß sein, daß dadurch der Verbrauch dieser Gruppen (der natürlich zu rationieren wäre) womöglich in seinem ganzen Umfange gedeckt wird. Das ist nur möglich, wenn die erfaßten Mengen nicht nur bestimmte Steuern abgelten, sondern darüber hinaus auch wenigstens zum Teil bezahlt werden. Infolgedessen ist der Umlagebedarf so zu berechnen, daß von der Gesamternte zunächst abgesetzt wird der Bedarf an Saatgut und der Selbstversorgungsbedarf der landwirtschaftlichen Produzenten (auf Grundlage derselben Rationen wie für die übrige Bevölkerung). Von dem dann noch übrigbleibenden Produkt wären etwa zwei Drittel durch die Naturalbesteuerung zu erfassen. Von diesen zwei

[2] Es ist offensichtlich, daß dadurch das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag nicht verletzt wird, da es sich nur um eine Folge des Modus der Verteilung des Mehrertrags zwischen Staat und Landwirt handelt!

Dritteln wieder wäre die Hälfte als Ablösung bestimmter, jetzt auf der Landwirtschaft liegender Geldsteuern zu betrachten: die Besteuerung des Einkommens aus dem Betrieb der Landwirtschaft, des landwirtschaftlichen Betriebsvermögens, die Grundsteuer und die Steuer auf den Umsatz zwischen Produzenten und erstem Käufer wären hierdurch abzudingen. Die andere Hälfte der Naturalsteuer müßte bezahlt werden in Kunstdünger und Kraftfuttermitteln, und zwar in einer Menge, die nach dem besteuerten Ernteertrag abgestuft ist. Schließlich wäre der Landwirtschaft der Umtausch von selbstproduziertem Saatgut gegen hochqualifiziertes Saatgut in gleichen Gewichtsmengen auf Staatskosten zu gestatten. Auf diese Weise würde gleichzeitig auf diejenigen landwirtschaftlichen Produzenten, die ihren wahren Vorteil nicht einsehen, auf die der Anreiz zur Produktionssteigerung also nicht wirkt, ein gewisser Zwang zur Produktionssteigerung ausgeübt.

Die Verwendung des Ertrags der Naturalsteuer durch den Staat macht eine Kommunalisierung der Lebensmittelverteilung mit Hilfe der Konsumgenossenschaften nötig. Gleichzeitig werden dadurch gewisse gemeinwirtschaftliche Eingriffe in die Gebiete der Erzeugung von Konserven, Speisefetten, Zucker, Kali-, Stickstoff-, Kalk- und Phosphordünger und Roheisen erforderlich. Auf diese Zusammenhänge kann diesmal nicht näher eingegangen werden.

* * *

Dieses Programm ist weder wirtschaftstechnisch noch politisch eine Utopie. Wirtschaftstechnisch nicht: denn grade die Fehler der Zwangswirtschaft im Gebiet der agrarischen Produktion, wie sie während des Kriegs reichlich begangen wurden, sind hier vermieden. Politisch nicht: denn der Egoismus der Landwirte ist hier zum Hebel der Produktionssteigerung gemacht. Freilich muß eine andere propagatorische Behandlung der Landwirte dazu, besonders von sozialistischer Seite, einsetzen, als sie bisher im großen ganzen üblich war: wir müssen einsehen, daß die landwirtschaftlichen Kapitalisten keine ärgeren Ausbeuter sind als die industriellen, Handels-, Handwerks-, Bank- und Spekulationskapitalisten, und darauf allen Ernstes unseren Ton einstellen.

Aber damit kommt man auf ein Thema, das ich jetzt nicht behandeln will: Wie agitiert man, als Sozialist und heute, vernünftig? Ich will mich damit begnügen, auf die Notwendigkeit des Erlassens von Geldsteuern in diesem Zusammenhang noch einmal nachdrücklich hinzuweisen. Ein Hauptgrund für den Mißerfolg der Getreideumlage in ihrer jetzigen Gestalt liegt darin, daß die Landwirtschaft als Ganzes sich gegenüber der Industrie mit einer Sondersteuer belegt fühlt, denn die Getreideumlage ist (wegen des Unterschieds zwischen Umlagepreis und Marktpreis) eine sehr fühlbare Geldsteuer, und die anderen Steuern, die auf Arbeiterschaft, Industrie, Handel und Landwirtschaft lagen, wurden der Landwirtschaft nicht als Entgelt für die Getreideumlage ermäßigt. Daß die Landwirte die Geldsteuern nur zu einem geringen Teil und nur mit großer Verspätung zahlen, sollte zwar die Landwirte bewegen, die Sache anders zu beurteilen. Es hat aber bei der Eigentümlichkeit der ländlichen Seelenverfassung diese Wirkung nicht. Infolgedessen werden wir bei Fortdauer dieses Systems mit weiterem Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugung zu rechnen haben; also müssen wir auch diesen Fehler vermeiden. Die Staatskasse stirbt nicht am Erlassen von Steuern, von denen sie den größten Teil ohnehin nicht erhält.

* * *

In vier Jahren mit diesen Methoden, zumal in Anbetracht der jetzt schon vorhandenen Steigerung der Braunkohlengewinnung um 50 Prozent, des ständig fortschreitenden Ausbaus der Wasserkräfte, des stark zurückgegangenen Nahrungsanspruchs der Bevölkerung wieder den Friedensstand der Erzeugung und Versorgung und, bei Brennstoffen, des Überschußverhältnisses der Vorkriegszeit zu erreichen, ist also nach meiner Meinung zwar schwer, aber keine Utopie. Damit allein aber gewinnen die Maßregeln zur Stabilisierung, mögen es nun im einzelnen diese oder jene sein, einen Sinn: und durch solche Aufweisung großer, ohne Verlängerung des gesetzlichen Arbeitstages möglicher Steigerungen der Produktion wird auch eine andere, aussichtsreichere Basis für den Kampf um den Achtstundentag der Arbeiterschaft erschlossen, als ihr jetzt zugänglich ist. Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Die geistigen Arbeiter

Von Dr. **Viktor Engelhardt** (Berlin-Friedenau)

Die geistige Kultur einer Zeit findet ihren Ausdruck im wissenschaftlichen oder künstlerischen Werk als dem Ergebnis eines geistigen Schaffensprozesses. Dieser ist abhängig von den Bedingungen, unter denen sich jede menschliche Produktion vollzieht — und außerdem von gewissen Sonderbedingungen, welche nur die geistige Arbeit bestimmen. Derartige Sonderbedingungen mögen in der Fülle menschlicher Kulturäußerungen fast verschwinden; als Bestimmungsstücke des geistigen Schaffens sind sie für die gesamte Kulturlage doch von höchster Bedeutung. Man darf sie, trotz ihrer äußeren Unscheinbarkeit, nicht übersehen, wenn man den geistigen Habitus einer Epoche oder eines Volkes erfassen will.

Solche »Sonderbedingungen« erblicke ich in der Vervielfältigungsart literarischer Erzeugnisse. Das alte Indien hat sich hauptsächlich auf das Gedächtnis der Brahmanen verlassen. Die Reden wurden Wort für Wort den Köpfen treuer Schüler überliefert. Wer wagt zu entscheiden, wie weit die hierdurch bedingte Vorliebe für rhythmische Formen und für Gedankenrhythmus den Inhalt bestimmte? Tatsächlich fließen Wissenschaft und Dichtkunst in Indien oft völlig zusammen. Gemeinsame Form ebnet gemeinsamem Geist jedenfalls den Weg, wenn auch sicher noch andere Bedingungen hinzutreten müssen, um ein fast restloses Aufgehen aller Forschung in freier Phantasietätigkeit möglich zu machen. In China beherrscht die Schrift das Wesen der Literatur. Das gesprochene Wort der einsilbigen, nicht biegungsfähigen Sprache ist unbeholfen und ungenau; die in Symbolen schaffende Schrift dagegen ein Werkzeug von mathematischer Präzision. Die chinesische Literatur ist nicht zum Hören oder Vorlesen bestimmt, sondern zum »Gelesenwerden« im optischen Sinne. Etwas vom Geist mathematischer Gleichungen zieht damit in sie ein. Ihre Diktion ist folgerichtig und streng, aber auch pedantisch und dürr.

Diese Bedeutung der Vervielfältigungsart läßt auch Einflüsse auf die Entwicklung der geistigen Kultur innerhalb eines Volkes vermuten. Da im Grundverhältnis von Sprache und Schrift innerhalb dieser Entwicklung wohl wenig geändert wird, werden solche Einflüsse allerdings nicht so tiefgreifend sein wie in den eben besprochenen Fällen. Innerhalb des festen Grundverhält-

nisses von Sprache und Schrift sind aber doch noch Umwälzungen der Vervielfältigungsart möglich, die keineswegs vernachlässigt werden dürfen. Man denke nur an die Erfindung der Buchdruckerkunst. Das abgeschriebene Buch des Mittelalters konnte nie den großen Massen zugänglich werden. Es wandte sich an den engen Kreis der Gelehrten. War dieser auf die Geistlichkeit beschränkt, so war die Gefahr der Einkapselung des geistigen Lebens gegeben. Freie Luft zog durch die Bücher erst, als mit dem Bürgertum der Städte eine von Traditionen ungehemmte Leser- und Autorenschaft entstanden war. Auf diesem Boden waren der Buchdruckerkunst reiche Erfolge beschieden. Dem Bedürfnis des aufsteigenden Bürgertums konnte Rechnung getragen werden. Die Bücher wurden den Massen zugänglich — und die Massen damit den Autoren. Die aktive Seite dieser Beziehung lag zunächst in den Händen der Autoren. Das geistige Niveau der Produktion wurde durch die Führer bestimmt, da für eine »herabziehende« Machtentfaltung der Leserschaft noch die Bedingungen (Überangebot, Schriftstellerei aus Beruf usw.) fehlten.

Die Änderung der technischen Seite der Vervielfältigung führte im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwicklung des Bürgertums bald zu einer völligen Umgestaltung der speziellen wirtschaftlichen Grundlagen der geistigen Produktion. Diesen neuen »Sonderbedingungen« muß man ebenso Rechnung tragen wie den allgemeinen ökonomischen Grundlagen der Epoche. Der Verein für Sozialpolitik hat sich in dankenswerter Weise die Aufgabe gestellt, Material für eine derartige »Weiterbildung der volkswirtschaftlichen Theorie« zu sammeln.[1] Die wichtigste Erscheinung ist die Entstehung des Verlegers. Borchardt (I, S. 4 f.) schreibt seine Geschichte. Im sechzehnten Jahrhundert war der Verleger mit dem Drucker, Schriftgießer, Setzer und Buchbinder identisch. Erst im siebzehnten Jahrhundert entstand im aufblühenden Bürgertum der Niederlande der »Buchhändler«, der als Kaufmann das Risiko des Verlagsgeschäfts übernahm und Drucker und Buchbinder zum Handwerker machte. In Deutschland wurde diese Entwicklung durch den Dreißigjährigen Krieg etwas verzögert, noch bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein blieben Verlag und Sortiment in Deutschland ungeschieden. Der damals übliche Tauschhandel verhinderte die Trennung. Sie vollzog sich unter dem Zeichen des Merkantilismus erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, so daß 1795 13 reine Verlagsanstalten gezählt werden konnten, die sich bis 1801 auf 64 vermehrt hatten.

Der Aufschwung des reinen Verlagsgeschäfts mußte auf die Lage der Autoren und damit auf das geistige Leben zurückwirken. Noch im siebzehnten Jahrhundert galt das Bücherschreiben als »nobili officium«. Man nahm fast nie ein Honorar und kannte darum auch keinen Schriftsteller von Beruf. Erst die Erweiterung des Büchermarktes durch ein zahlungsfähiges und lesehungriges Bürgertum und die damit zusammenhängende wirtschaftliche Entwicklung des Verlagsgeschäfts brachte den Autoren den Gedanken nahe, daß ihr Geisteskind nicht nur ideellen, sondern auch recht greifbaren materiellen

[1] Die geistigen Arbeiter, 1. Teil. Freies Schriftstellertum und Literaturverlag, herausgegeben im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik von Ludwig Sinzheimer. — 2. Teil. Journalisten und bildende Künstler, herausgegeben von Ernst Francke und Walter Loß. München und Leipzig 1922, Verlag von Duncker & Humblot. Im folgenden als I und II zitiert.

Wert besitze. Wieland war einer der ersten, der seine Werke zielbewußt als wirtschaftliche Objekte ansah. Der Versuch, die Schriftstellerei als Hauptberuf zu betreiben, wurde gemacht und fand einen nicht ungünstigen Boden. Dem lesehungrigen Publikum standen verhältnismäßig wenig Autoren gegenüber. Der Autor konnte seine Bedingungen stellen — und der Verleger war trotzdem des gewinnbringenden Absatzes sicher. Er hatte nicht nötig, in die Tiefen zu steigen. Die Sicherheit des Geschäfts und sein Wohlstand hatten ihn geistig gehoben, zum Freund und Berater der Autoren, ja sehr oft zum Repräsentanten des geistigen Lebens seiner Epoche gemacht. Die Zeit der Klassiker war eine Glanzperiode für Schriftsteller und — Verleger.

Aus dem Glanze aber erwuchsen die Kräfte, welche den Niedergang brachten. Der materielle Gewinn vermehrte die Zahl der Schriftsteller. Damit wurde der Verleger aus einem Freund und Arbeitnehmer zum Arbeitgeber. Er konnte nun seinerseits die Bedingungen stellen. Die Romantiker haben es bereits schwer zu spüren bekommen. Das steigende Bücherangebot und die vermehrte Zahl der Verleger führte zu einem Konkurrenzkampf derselben. Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte unterdrückten die geistigen — und der Geschmack der Konsumenten wurde zur siegreichen Macht. Ein Clauren und andere süßliche Modeschreiber heimsten große Honorare ein; die Männer aber, die wir noch heute lesen, mußten sich bitter beklagen. Die Berufsschriftstellerei zeigte ihre Schattenseiten. Manche Idee mag in dem auf Broterwerb abzielenden Buche eine Gestalt gewonnen haben, welche keine Ähnlichkeit zeigte mit der ersten Intuition. Benedix, Gutzkow und die Birch-Pfeiffer stöhnen über die Hast der Arbeit, welche ihnen der Broterwerb aufzwingt.

Noch harren die Zusammenhänge zwischen Verlagsgeschäft und — sagen wir es offen heraus — geistiger Kultur (nicht nur geistiger Arbeit) der genauen Untersuchung. Sie ist nötig, denn schon die ersten Einblicke zeigen die ungeheure Bedeutung der materiellen Grundlagen geistiger Produktion, zu denen das Verlagswesen als ein Faktor der »Vervielfältigung« gehört. — Nicht nur theoretischer Gewinn aber erwächst aus solcher Untersuchung, sondern auch praktischer Lohn. Auf Grund der gewonnenen klaren Erkenntnis kann man, wie Sinzheimer sagt, versuchen, »in die Gestaltung des Lebens einzugreifen« (I, S. V). Zu solchem »Eingriff« liegt heute mancher Anlaß vor. Die »Not der geistigen Arbeiter« ist in aller Mund. Mit Sammlungen, mit Zehntausendmarkscheinen oder mit 100 000 Mark sucht »man« zu helfen. Eine besondere Art von Wohltätigkeitsrummel hat sich aufgetan. Die Geistesarbeiter werden diese Wohltätigkeit ebenso entrüstet zurückweisen wie das Proletariat. Nicht Almosen wollen sie haben, sondern Aufträge und Arbeit. Sie werden darum eine wissenschaftliche Untersuchung über die sozialen Bedingungen ihrer heutigen Lage mit Freuden begrüßen, denn nur auf Grund der Erkenntnis tatsächlicher Zustände kann wirklich eingegriffen werden.

Ist Aussicht vorhanden, daß dieses Eingreifen die Not zu lindern vermag? Soweit Schriftsteller in Frage kommen, glaube ich — ja.

Mit Recht weist Mahrholz (I, S. 67) nachdrücklich darauf hin, daß viele große Schriftsteller der Vergangenheit (im Gegensatz zu Malern, Musikern oder Bildhauern) einen bürgerlichen Beruf hatten. Er meint, das sei möglich gewesen, weil das Tempo der Berufe damals nicht so atemlos war wie heute. Der Beruf erfüllte nicht den ganzen Tag und nicht alle Gedanken. Ferien und lange Abende gewährten die nötige Muße. Heute jedoch sei der Beruf

so anstrengend, zeitraubend und gedankenfordernd, daß alle Kraft für schöpferische Tätigkeit am Abend fehlt. Das mag im ganzen richtig sein. Und trotzdem muß es Berufe geben, die heute noch diese Zweiteilung des Lebens in »Berufsabschnitt« und »Berufungsabschnitt« erlauben. Mahrholz sagt selbst, daß der »freie« Schriftsteller heute auszusterben beginnt (I, S. 70), daß fast alle Schriftsteller einen Broterwerb haben. Diese Berufe sind zu vermehren. Hierin scheint mir die einzige Rettung aus der Not der geistigen Arbeiter zu liegen. Es ist kein Ausweg, es ist, wenigstens soweit Schriftsteller in Frage kommen, eine Rettung. Mahrholz betont zwar mit Recht, daß das Aussterben der freien Schriftsteller geistige Wirkungen im Gefolge haben wird, da das Berufsleben die Produktion in irgendeiner Weise beeinflussen muß. Sehr fraglich aber ist es, ob diese Wirkungen unbedingt schlecht sein müssen. Mahrholz sieht mehr Vorteile als Nachteile. Die Quantität der Produktion dürfte zurückgehen — die Qualität aber würde gehoben. Ein größerer innerer Drang wäre nötig, um, ohne durch Hunger gezwungen zu sein, den Abend, den andere »Kollegen« der Familie oder dem Vergnügen widmen, am Schreibtisch zu verbringen.

In ungünstiger Beeinflussung durch den Beruf liegt allerdings eine gewisse Gefahr. Sie ist groß, wenn auch der Brotberuf irgendwie mit schriftstellerischer Tätigkeit zusammenhängt. Die »Routine« des Berufs könnte die Reinheit des Schaffens zerstören. Eine streng qualitative Scheidung zwischen Beruf und Schriftstellerei ist darum vorzuziehen. Mahrholz schlägt kaufmännische oder organisatorische Tätigkeiten vor. Selbstverständlich dürfen sie niemals so anstrengend sein, daß sie alle Kraft des Menschen erfordern. Man schaffe Stellen mit sechsstündiger Arbeitszeit. Der Schriftsteller wird seine Freiheit gern mit einer im Verhältnis von 6 : 8 geringeren Entlohnung erkaufen. Wenn die Öffentlichkeit solche Stellen nicht schaffen kann, so eröffnet sich hier vielleicht der genossenschaftlichen Selbsthilfe der Schriftsteller, für die August Müller (I, S. 139) nicht allzuviel Betätigung weiß, ein dankbares Feld.

Von einer Sozialisierung des Verlagswesens erwartet Leopold v. Wiese (I, S. 385) keinen Vorteil für die Autoren, während Julius Runzel (I, S. 415) zum mindesten den heutigen Sortimentsbuchhandel als für Autoren und Leser gleich ungünstig bezeichnet und durch genossenschaftliche Betriebsformen ersetzen möchte. Karl Bücher (I, S. 463) tritt für radikale Verstaatlichung des Verlagswesens ein.

Über erste Gedanken und Pläne ist man auf diesem Gebiet der Sozialisierungspolitik, welches besonders schwierig zu beackern sein dürfte, noch nicht hinaus. Der kapitalistische Verleger beherrscht unterdessen das Feld, sei es als Privatunternehmer mit persönlicher Note, welche manchmal einen gewissen, vor Opfern nicht zurückscheuenden Idealismus bedingt, oder — mehr und mehr an Boden gewinnend — als rein kaufmännisch denkende Riesengesellschaft, welche oft durch Zusammenlegen großer Verlagsanstalten entsteht. Beherrschen solche Gesellschaften das Feld, haben sie den privaten Verleger, der auch heute noch Freund des Autors werden kann, verdrängt, so haben die Schriftsteller vom »unpersönlichen« sozialisierten Verlag zum mindesten nichts mehr zu fürchten.

Nirgends tritt die »geistige« Macht des Kapitals deutlicher hervor als im Zeitungsgewerbe, das der zweite Band der vorliegenden Untersuchungen be-

handelt. Dieser stellt — abgesehen von den praktischen Teilen, welche die wirtschaftliche Lage der Journalisten erörtern, eine Aufgabe — eine Aufgabe von ungeheurer Tragweite. Die »Soziologie der Presse« ist noch zu schreiben; das ist der Eindruck, den man aus den andeutenden Ausführungen Adolf Brauns (II, S. 1) gewinnt. Können seine Worte einen Soziologen so begeistern, daß er sich an die ungeheure Aufgabe macht — eine Lebensaufgabe würde es sein —, so haben sie die beste Wirkung gehabt, die ihnen zu wünschen ist. Eine Soziologie der Presse, als Teilaufgabe einer Soziologie der geistigen Arbeit, das wäre ein Problem, welches uns nach den Erfahrungen des Massenbetrugs der Kriegsjahre und der leidenschaftlichen Kämpfe der »Friedenszeit« vielleicht am nächsten liegt. Hat der »Verein für Sozialpolitik« hier mehr zu bieten als die Andeutungen des verhältnismäßig dünnen zweiten Bandes seiner Untersuchungen, so scheue er die Arbeit nicht. Dieser Wunsch ist wohl die beste Empfehlung, die man den besprochenen beiden Bänden mitgeben kann.

Die Donau und ihre Bedeutung im europäischen Wirtschaftsverkehr

Von **Karl Kolar** (Krems)

Seit der Beendigung des Krieges hat in den Ländern an der unteren Donau ein starker Wirtschaftsverkehr eingesetzt. Die Zerstörungen des Krieges haben in diesen Ländern einen großen Bedarf an Waren und Industrieprodukten aller Art geschaffen, besonders an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten, Transport- und Verkehrsmitteln, Baumaterialien usw. Umgekehrt haben diese vorwiegend agrarischen Länder die Überschüsse ihrer landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Getreide, Vieh, nach Mittel- und Westeuropa abzustoßen gesucht. So hat sich zwischen West- und Mitteleuropa und den Ländern am Balkan ein reger Wirtschafts- und Handelsverkehr entwickelt. Zwischen den einzelnen Industrieländern hat denn auch bereits ein heftiger Kampf um dieses Absatzgebiet eingesetzt. Frankreich besonders macht alle Anstrengungen, um den Einfluß der deutschen Industrie da unten zu verdrängen. Die vollständig zerrütteten Eisenbahn- und Verkehrsverhältnisse zwingen dazu, einen großen Teil der Warentransporte über die Donau als Verkehrsstraße zu führen. Das hat die Bedeutung der Donau als internationale Wasserstraße in ungeahntem Maße gehoben. Die westeuropäischen Staaten, in erster Linie England, scheinen dies längst erkannt zu haben; denn die Vormachtstellung auf der Donau bedeutet zugleich die Vorherrschaft über die einzelnen Uferstaaten.

Die Kapitalisten Englands und Frankreichs zeigen daher großes Interesse für die Aktien mitteleuropäischer Verkehrsunternehmungen. Durch geschickte Transaktionen erwarb England gleich nach der Beendigung des Krieges den größten Teil des Aktienbesitzes der drei größten Schiffahrtsunternehmungen auf der Donau: der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, der Ungarischen Fluß- und Seeschiffahrtsgesellschaft und der Süddeutschen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft. Dadurch sicherte sich der englische Kapitalismus die Majorität in diesen Aktiengesellschaften. Das sogenannte River-Syndikat, dem die größten Finanzleute und die mächtigsten Bankunternehmungen Englands angehören, zahlte der österreichischen Regierung für die in ihrem Besitz befindlichen Aktien der Süddeutschen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft 66 000 Pfund Sterling und gab außerdem entsprechende Summen für jeden von den Serben und Rumänen beschlagnahmten Dampfer und Schlepper. Von den Aktien der Ungarischen Fluß- und Seeschiffahrtsgesellschaft erwarb ferner das englische Syndikat 51 Prozent des Aktienkapitals, und von den 87 000 Aktien der

Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft gingen ungefähr 40 000 Stück in den Besitz des Syndikats über. Ein großer Teil der Aktien dieses Unternehmens befand sich im Besitz der ehemaligen Dynastie Habsburg. Ein zweites englisches Finanzsyndikat bewarb sich um den Aktienbesitz der Atlantica-Seeschiffahrtsgesellschaft.

Die Bestrebungen Englands auf der Donau konnten nicht lange geheim bleiben. Auf der Börse ging der Kurs der Aktien dieser Unternehmungen sprunghaft in die Höhe. Frankreich mußte bald einsehen, daß es in seinen Bestrebungen auf der Donau zu spät gekommen war. Es widmete daher seine ganze Aufmerksamkeit den Eisenbahnen dieser Länder. Hierbei begegnete es weniger Schwierigkeiten, da sich ein großer Teil des Aktienbesitzes der größten Eisenbahnunternehmungen der österreichischen Monarchie, der »Südbahn«, und der österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft schon in französischen Händen befand. Nach dem Zusammenbruch der alten Monarchie und der Zerstückelung des österreichischen Eisenbahnnetzes hatten diese Unternehmungen überdies keine so große Bedeutung mehr wie früher.

Als ganz neuer Donaustaat ist nach dem Zusammenbruch des Jahres 1918 die Tschechoslowakei entstanden. Nach der Ratifizierung des Friedensvertrags von Trianon erhielt die Tschechoslowakei durch den Schiedsspruch des amerikanischen Schiedsrichters der Donaukommission, D. Hynes, drei Dampfschiffe der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, und zwar die Donaudampfer Aggstein, Passau und Wien, aus dem Besitz der Süddeutschen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft die Schleppdampfer Wien, München, Bayern, Irene und Wittelsbach, ferner zwei Dampfschiffe der Ungarischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, 116 Schlepper (52 davon sind aus dem Besitz der Süddeutschen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft), endlich einige Kähne aus der Werft von Komorn. Auch wurden mehrere Schiffe auf der Ganz-Danubius-Werft in Budapest für die Tschechoslowakei gebaut.

Als neuer Donaustaat besitzt die Tschechoslowakei zwei Häfen, Preßburg (Bratislava) und Komorn (Komorna). Preßburg spielte als Hafenstadt, zwischen Wien und Budapest gelegen, stets eine geringe Rolle. Dagegen war industriell Preßburg stets von Bedeutung. Es war der Sitz einiger großer Industrieunternehmungen, wie zum Beispiel großer Textilwerke, der Apollo-Reinöl-Aktiengesellschaft, der Dynamitfabrik »Nobel« und einiger großer Lebensmittelfabriken. Die Tschechoslowakei macht alle Anstrengungen und läßt nichts unversucht, um Preßburg zum Mittelpunkt des europäischen Donauverkehrs zu machen. Gleich nach dem Zusammenbruch der Rätediktatur in Ungarn errichtete die tschechoslowakische Regierung in Preßburg ein Donauverkehrsamt, im Jahre 1921 auch ein Hafenamt. Diese schlossen mit der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft einige Mietverträge über Schiffe ab, die den Schiffspark der Tschechoslowakei im Donauverkehr nicht unerheblich vergrößerten. Auch große bauliche Ausgestaltungen Preßburgs sind vorgenommen worden: Lagerhäuser, Magazine, einige neue Aufzugskrane wurden errichtet.

Die Tschechoslowakei als Donaustaat ist ein gefährlicher Konkurrent Deutschösterreichs. Seine bedeutenden Hafenanlagen und Einrichtungen haben Wien zum Donaumittelpunkt gemacht. Der Plan, Wien als Hafenstadt zu verdrängen, gehört zu den wichtigsten tschechischen Donauprojekten. Schon vor etwa zwei Jahren wurden Verhandlungen über einen tschechischen Umschlagtarif geführt, durch den die Verfrachtung von Warensendungen nach Ungarn oder umgekehrt über Preßburg unter Ausschaltung Wiens geleitet werden sollte. Dennoch stellte sich jedoch die Verfrachtung über Wien billiger als über Preßburg.

Nicht uninteressant ist auch, daß die Tschechoslowakei sich durch die Inbetriebsetzung von Schiffen neuer Konstruktionen eine wirtschaftliche Überlegenheit im Donauverkehr zu sichern sucht. Skeptiker bezweifeln aber die Verwirklichung der tschechoslowakischen Donauprojekte. Die tschechischen Pläne betreffen durchweg ungarische Sprachgebiete und stoßen besonders in Komorn auf starken Widerstand. Solange nicht zur Verwirklichung der großen internationalen Donauprojekte ge-

schritten wird, bleiben die tschechoslowakischen Pläne eben nur Pläne. Wien hat bis jetzt seine Stellung im Donauverkehr gewahrt.

Es harren zwei große internationale Donauprojekte ihrer Verwirklichung: das deutsche Kanalprojekt Donau—Main—Rhein und ein zweites Projekt, das die Schiffbarmachung des Marchflusses voraussetzt, der als Grenzfluß zwischen Deutschösterreich und der Tschechoslowakei nicht weit oberhalb Preßburgs in die Donau einmündet. Es fragt sich nur, welches Projekt zuerst verwirklicht wird. Falls das tschechische Projekt zuerst verwirklicht wird, würden die für Ungarn und den Balkan bestimmten deutschen Waren (nach der Schiffbarmachung des Marchflusses und der Erbauung eines Kanals zur Elbe) über die March gehen und als ersten Donauhafen Preßburg berühren, Wien also als Hafenstadt im Donauverkehr ausschalten. Deutschlands Transitverkehr auf der Donau würde also der tschechischen Wirtschaftspolitik ausgeliefert. Die Verwirklichung des Donau-Main-Rhein-Kanals ist daher für die Interessen Deutschlands und der deutschen Industrie im Südosten Europas von großer Wichtigkeit. Zugleich würde die Zukunft Wiens als Hafenstadt sichergestellt. Bei dem später zu erwartenden Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland würde Wien die große Donauhafenstadt der deutschen Republik im Südosten.

Literarische Rundschau

Karl Diehl, **Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und Besteuerung.** Dritte Auflage. 2. Teil: Lohntheorie, Zins- und Unternehmergewinn, Handelspolitik, Krisen und Steuerlehre. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. Grundpreis 15 Mark.

In dem zweiten Teil seines groß angelegten Werkes über die volkswirtschaftlichen Theorien Ricardos gibt der Verfasser sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu den Problemen des Lohnes, des Zinses und des Profits. Er legt zunächst die Theorien Ricardos in gemeinverständlicher Weise dar und übt dann an ihnen eine eingehende, gründliche Kritik. Bei der Frage der Lohntheorie behandelt er unter anderem auch die verschiedenen Lohnfondstheorien, das eherne ökonomische Lohngesetz Lassalles, die Tendenzen der Lohnbewegung und den Einfluß der Gewerkschaften auf die Lohnhöhe, den Zusammenhang zwischen Arbeitslohn und Getreidepreis, wobei er die Ricardosche Parallel- und Konträrtheorie auf ihre Richtigkeit prüft, sowie das Malthussche Bevölkerungsgesetz. Die Stellung von Marx und Engels zu der Lohntheorie Ricardos wird besonders erörtert, wie auch sonst auf die geschichtliche Entwicklung dieser Theorie viel Fleiß verwendet worden ist. In der Darlegung der Ricardoschen Lehre vom Zins- und Unternehmergewinn wird das Wesen des Profits, die Durchschnittsprofitrate (ein vielumstrittenes Kapitel), das Verhältnis des Profits zum Arbeitslohn und zum auswärtigen Handel besprochen und kritisiert. Diese Auseinandersetzungen bieten aktuelles Interesse, wie auch die Ricardosche Geldtheorie, seine praktischen Vorschläge zur Reform des englischen Geld- und Bankwesens, seine Anschauungen über Handelspolitik, Freihandel, Getreidezölle, Überproduktion und Krisen gerade in gegenwärtiger Zeit zum Nachdenken und Nachprüfen anregen. Auch seine Steuerlehre enthält manchen guten Gedanken.

Das letzte Kapitel des Buches behandelt Ricardos Persönlichkeit, seine Sozialphilosophie und Methodenlehre wie überhaupt seine Bedeutung für die Geschichte und Methode der Sozialwissenschaft. Dieser Teil der Diehlschen Arbeit ist besonders lesenswert und genußreich. Der Verfasser wägt die verschiedenartigen Urteile der Volkswirtschaftler über Ricardo und seine Lehre, die zwischen einer Verhimmelung und einer Verdammung hin und her schwanken, gegeneinander ab und gelangt zu dem Ergebnis, daß auch noch für die Gegenwart David Ricardo von großer Bedeutung sei, wenn man auch vom Standpunkt heutiger Wissenschaft aus manche seiner Lehren als falsch und überwunden bezeichnen müsse.

Schon allein aus dem Grunde stehe er für alle Zeiten als nationalökonomischer Denker in erster Linie, weil er die Wichtigkeit scharfer Begriffsformulierung wie kein anderer vor oder nach ihm klar erkannt habe. Viele seiner Definitionen müßten geradezu mustergültig genannt werden, aber auch die Lehren, bei denen er offenbar irrte, seien groß angelegte Versuche, aus einfachen Voraussetzungen die Gesetze der Verteilung des Volkseinkommens zu entwickeln. Wenn auch der Weg, den er eingeschlagen habe, unrichtig sei, so ständen die von ihm erforschten Probleme noch heute im Mittelpunkt wirtschaftlicher Erörterung, noch heute seien die Probleme: Lohn, Zins, Profit und Rente ebenso heiß umstritten wie zu Ricardos Lebzeiten. Diehl verteidigt Ricardo gegen den Vorwurf, daß er das Wirtschaftsleben rein materialistisch betrachte und lediglich kapitalistische Interessen vertrete, gerade im Gegenteil habe er stets für die besitzlosen Schichten eine warme Anteilnahme gezeigt. Überhaupt müsse sein unermüdlicher Forscherdrang, den wahren Zusammenhang der Dinge zu erkennen, sowie seine unbedingte Wahrheitsliebe und strenge Objektivität als vorbildlich anerkannt werden. Die ungemein fleißige Arbeit Diehls verdient wärmste Empfehlung und eingehendes Studium, das nicht ohne Nutzen bleiben wird.

Franz Laufkötter

Alice Berend, **Bruders Bekenntnis.** Roman. München, Verlag Albert Langen. 224 Seiten.

Alice Berend, deren Schaffen in diesen Blättern bereits eingehender behandelt wurde (37. Jahrgang, 1. Band, S. 142 ff.), legt uns ihren neunten Roman auf den Tisch. Wie in allen ihren früheren Büchern ist die Verfasserin auch diesmal schon in der Form originell. Ein Dobbermann, den sein Herr seiner Treue wegen Bruder nennt, erzählt uns seine Erlebnisse und Beobachtungen! Alltagsleid und Alltagsfreuden. Dazwischen finden wir aus dem Hundegesichtskreis geborene und entwickelte Betrachtungen über Menschen und Dinge der Umwelt, die originell und eigenartig sind und uns trotz ihrer anscheinenden Harmlosigkeit manchmal recht nachdenklich zu stimmen vermögen, denn hinter dem braven Tier steht die in dessen Seele tief und liebevoll eingedrungene Verfasserin selbst, und wer Alice Berends frühere Bücher kennt — und wer sie nicht kennt, dem seien sie empfohlen —, der weiß, welch tiefen Humor und welch gereifte Lebensklugheit diese besitzt. Den neuen Roman, der fast auf den Tag ein Jahrhundert nach E. T. A. Hoffmanns »Lebensansichten des Kater Murr« erschien, zeichnet sachlich eine frappierende Menschenkenntnis und technisch eine sehr sichere Gestaltungskraft aus. Kl.

Jugend heraus, Gedichte und Prologe für Kundgebungen und Feste. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Arbeiter-Jugendverlag. 80 Seiten.

Das frische, von Walter Schenk zusammengestellte Büchlein unseres rührigen Arbeiter-Jugendverlags, das wir vor etlichen Monaten an dieser Stelle begrüßten, ist in seiner ersten Auflage rasch vergriffen worden. Nun liegt eine neue, stark vermehrte Auflage vor. Die Gliederung ist die gleich geschickte und ansprechende wie ehedem: zwei Hauptgruppen »Die Jugend im Kampf« und »Werkstattnot — Sonntagsfreude«; die erste Gruppe nimmt in zahlreichen Unterabteilungen auf Feste des Jahres und jugendlich-proletarisch wichtige Gedenktage Rücksicht. Alt und jung ist wieder reichhaltig vertreten. Es steckt Zug in dem Buche und Schönheit; und es ist zu wünschen, daß es sich immer weitere Kreise der Jugendlichen erobert. L.

Notizen

Der Hauptverband deutscher Ortskrankenkassen, E. V. in Dresden, ersucht uns um Veröffentlichung folgender Zuschrift:

Der Aufsatz von Th. Hüpeden »Die Arbeiterversicherung und das Kreditbedürfnis der Konsumvereine« in Nr. 12/13 der Neuen Zeit kann falsche Vorstel-

lungen über die finanzielle Lage der Reichsversicherungsträger, besonders der Krankenkassen, hervorrufen. Über die tatsächliche Lage werden Sie die nachstehenden Zeilen unterrichten. Wir wären Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie auch Ihren Lesern diese Ausführungen in Ihnen geeignet scheinender Form unterbreiten würden.

Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß die Reichsversicherungsträger ohne weiteres als »kapitalkräftig« anzusprechen sind. Wie weit diese Behauptung für die Landesversicherungsanstalten und für die Berufsgenossenschaften zutrifft, möchten wir hier nicht beurteilen. Für die Krankenkassen stimmt sie jedenfalls nicht. Zugegeben werden soll, daß für kurze Zeit nach dem Kriege die Krankenkassen wirklich über größere Mittel verfügten. Der Währungsverfall und die für die Jetztzeit außerordentlich unzweckmäßigen Versicherungsgesetze haben aber jenen vorübergehenden Wohlstand vollständig vernichtet. Die Beiträge der Krankenkassen, ihre überwiegende Einnahmequelle, werden bekanntlich nach einem Grundlohn bemessen. Die Kassenorgane können diesen Grundlohn nur bis zu einer bestimmten Höchstgrenze festsetzen, die jeweils von den gesetzgebenden Körperschaften — neuerdings vom Reichsarbeitsminister — festgelegt wird. Diese Höchstgrenze ist im vergangenen Jahre nicht weniger als viermal geändert worden. Trotzdem blieb sie hinter den wirklich gezahlten Löhnen immer weit zurück. Ab 11. Dezember 1922 steht sie zum Beispiel auf 1800 Mark pro Tag. Die Krankenkassen müssen einerseits mit Ausnahme des Krankengeldes bei allen Ausgaben den Teuerungsverhältnissen Rechnung tragen, ohne daß ihnen andererseits entsprechende Einnahmen zur Verfügung stehen. Hinzu kam dann noch, daß bei den Grundlohnerhöhungen, ausgenommen der letzten, die erhöhten Barleistungen sofort von den Kassen zu zahlen waren, die erhöhten Beiträge dagegen aus technischen Gründen erst nach vier Wochen eingingen. Als erschwerender Faktor kommt dann weiter die höchst unzweckmäßige Regelung der Arztfrage dazu, die dem Kassenarzt die Verfügung über den größten Teil der Kassenmittel überläßt, ihm aber die Verantwortung dafür nicht auflegt. Aus den Veröffentlichungen der Tagespresse werden die letztgeschilderten Verhältnisse bekannt sein. Auf eine Reihe weiterer kleinerer Übelstände soll hier nicht eingegangen werden.

Zusammengefaßt haben alle diese Gründe dazu geführt, daß die Krankenkassen nicht nur ihre Rücklagen vollständig aufgezehrt haben, sondern daß sie, die sonst Kreditgeber waren, selbst in weitestem Umfang Kredite haben in Anspruch nehmen müssen. Bei einer größeren Ortskrankenkasse kam es sogar so weit, daß der Vorstand die Verantwortung für die Geschäftsführung der Kasse ablehnen mußte und die Verwaltung dem Versicherungsamt übertrug. Ob nicht andere Kassen diesem Beispiel werden folgen müssen, steht dahin. Die Lage in der Krankenversicherung ist jedenfalls derart gespannt, daß man mit dem Schlimmsten rechnen muß. Als Kreditgeber aufzutreten, sind die Krankenkassen auf lange Zeit hinaus nicht befähigt. Das muß öffentlich immer und immer wieder betont werden, damit nicht falsche Hoffnungen erweckt werden.

Im Zusammenhang damit wollen wir noch kurz darauf hinweisen, daß auf die Vermittlung der Krankenkassenverbände — gemeint sind offenbar die Krankenkassenhauptverbände — für eine Kreditgewährung nicht gerechnet werden kann. Die Kassenverbände haben für derartige Zwecke keine eigenen Mittel zur Verfügung, sie könnten höchstens etwa als Auskunftstellen herangezogen werden. Bei dem schlechten Stande der Finanzen fast aller Kassen ist aber auch jeder dahin zielenden Tätigkeit der Boden von vornherein entzogen.

Hochachtungsvoll

Hauptverband deutscher Ortskrankenkassen E. V.

H. Lehmann, Geschäftsführer.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16 — Ausgegeben am 10. Februar 1923 — 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

England, Amerika und der französische Einfall in das Ruhrgebiet

Von Heinrich Cunow

Berlin, 4. Februar 1923

Während die französische Regierung ihre »friedliche Aktion« im besetzten Ruhrrevier nach wohlüberlegtem Plan systematisch durchführt, mit größter Rücksichtslosigkeit das Ruhrgebiet vom übrigen Deutschland abschnürt, den militärischen Drohbefehlen nicht sofort Folge leistende deutsche Beamte ausweist und dort, wo die deutsche Arbeiterbevölkerung in berechtigtem Unmut gegen die französischen Willkürmaßnahmen demonstriert, gegen die Demonstranten mit Waffengewalt vorgeht, begnügen sich nicht nur die für die Völkerverständigung und internationale Schiedsgerichtsbarkeit schwärmenden pazifistischen Vereine der neutralen Länder Europas, sondern auch manche ausländischen sozialistischen und gewerkschaftlichen Verbände damit, gegen den französischen Einbruch langatmige Protest- und Sympathieresolutionen anzunehmen. Nur wenige dieser Verbände erklärten sich bisher bereit, der Ruhrarbeiterschaft materielle Hilfe zu leisten, und noch wenigere zeigen sich willens, in ihren Landparlamenten energische politische Vorstöße gegen den französischen Rechtsbruch zu unternehmen. Soweit ich nach Zeitungsberichten zu beurteilen vermag, trägt sich bislang nur die englische Arbeiterschaft mit der Absicht, im Unterhaus die englische Regierung Bonar Laws wegen ihrer Haltung zur Ruhrrevierbesetzung zu interpellieren.

Daß diese Resolutionen auf die Entschlüsse der französischen Regierung irgendwelchen Einfluß haben werden, erwarten wohl die meisten jener Führer, die sie unterschrieben haben, selbst nicht, zumal die Erklärungen häufig nach dem Schema »einerseits — andererseits« gefaßt sind, allerlei unangebrachte Verklausulierungen enthalten und schließlich mit der alten billigen Mahnung endigen, Deutschland und Frankreich müßten sich zu verständigen suchen. Was soll man zu politischen Kundgebungen sagen, die zu Anfang die Behauptung aufstellen, es handle sich bei dem Einmarsch der französischen Truppen in das deutsche Ruhrgebiet lediglich um einen inneren Konflikt der kapitalistischen Schwerindustrien Deutschlands und Frankreichs, die ferner in diesem Einmarsch nur ein Ereignis sehen, das den Wiederaufbau oder den Gesundungsfortschritt West- und Mitteleuropas zu hindern vermag, und die schließlich zur Belebung der Widerstandskraft der Ruhrarbeiterschaft kein besseres Mittel wissen, als dieser zu empfehlen, sie solle die deutsche Regierung und die deutschen Kapitalisten möglichst zur Erfüllung der Forderungen des Pariser Friedensdiktats anhalten!

Daß Poincaré durch derartige Erklärungen sich sicherlich nicht in der Befolgung seiner Pläne stören lassen wird, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden; aber selbst der nächstliegende einfache Zweck solcher Resolutionen,

die Arbeiterschaft des Ruhrgebiets in ihrem Kampfe zu ermutigen und zum Ausharren zu bewegen, wird durch derartige Ausführungen nicht erreicht. Hätte die deutsche Arbeiterschaft des Ruhrgebiets nicht instinktiv selbst die ihr in nationaler wie in wirtschaftlicher Hinsicht drohende Gefahr erkannt und zur passiven Resistenz gegriffen, politische Kundgebungen dieser Art würden schwerlich ihre Widerstandsfähigkeit stärken.

Auch die stillen Hoffnungen auf Englands Unterstützung, die seltsamerweise noch immer in manchen politischen Kreisen Deutschlands gehegt werden, sind bisher arg getäuscht worden. Das offizielle England verharrt allen Vorgängen im Ruhrrevier gegenüber auf seiner bekannten »benevolent neutrality«, die in Wirklichkeit nur »wohlwollend« gegenüber Frankreich ist. Mag dessen Willkürherrschaft im Ruhrrevier sich auch in Einzelfällen durch das Zuschauen der englischen Besatzung in Nachbargebieten etwas geniert fühlen, so bietet doch andererseits die Niederhaltung dieses Nachbargebiets durch englische Truppen den Franzosen eine gewisse Sicherung gegen Störungen und Einmischungen von jener Seite. Zudem aber bedeuten einzelne von der englischen Verwaltung durchgeführte Verkehrsmaßnahmen, wie zum Beispiel die Verordnung, daß die Eisenbahnzüge durch das von englischen Soldaten besetzte linksrheinische Gebiet nur von deutschen Eisenbahnangestellten geführt werden dürfen, eine indirekte Begünstigung Frankreichs, denn in ihrer Wirkung läuft diese Verordnung darauf hinaus, die deutschen Eisenbahner zu zwingen, die französischen Züge nach dem Ruhrrevier durchzuleiten und von Streiks im englisch-besetzten Gebiet abzusehen.

Zwar ist man teilweise in England sehr unzufrieden mit der Festsetzung Frankreichs im rechtsrheinischen Gebiet. Es gibt auch nicht wenige Politiker, welche sich über die von Poincaré und seiner Gefolgschaft verfolgten Ziele völlig klar sind, Deutschland zu zerstückeln und wieder in einzelstaatliche Atome zu zerlegen wie einst im Westfälischen oder später im Tilsiter Frieden und dadurch Frankreichs politische Hegemonie über Europa aufzurichten. Manche englischen Wirtschaftspolitiker begreifen auch, daß durch die Auslieferung der großen Kohlengebiete des Ruhrreviers an Frankreich dem englischen Kohlenbergbau und seiner Schwerindustrie ein neuer sehr leistungsfähiger Konkurrent auf dem industriellen Weltmarkt erstehen würde. Frankreich ist heute mit seinen reichen Erzlagern in Elsaß-Lothringen und in Marokko das reichste Erzland Europas. Was ihm fehlt, ist geeignete Kohle zur Verhüttung dieser Erze — Kohle, die sich gut verkoken läßt. Deshalb die im Versailler Friedensdiktat dem Deutschen Reich aufgezwungene Verpflichtung, Frankreich enorme Fettkohlenmengen bestimmter Qualität zu liefern, deshalb auch die von Frankreich alsbald nach der Inbesitznahme der Saarbergwerke unternommenen Versuche, die Saarkohle zu verkoken und damit den Koksbedarf der lothringischen Eisenindustrie zu decken — Versuche, die bekanntlich fehlgeschlagen sind. Gelingt es daher Frankreich, sich der Ruhrkohlengruben zu bemächtigen, dann ist dieser Mangel behoben, dann beherrscht es nicht nur Deutschlands zukünftige industrielle Entwicklung, sondern kann auch der englischen Eisen- und Stahlindustrie Schach bieten, vor allem auf dem europäischen Kontinent.

Daneben gibt es noch, wie anerkannt werden soll — wenn auch nur in verhältnismäßig kleiner Zahl —, gewisse englische Intellektuelle, die es aus ethischen Gründen als Verpflichtung Englands betrachten, in seiner Eigen-

schaft als Mitkontrahent und Mitunterzeichner des Versailler Friedensvertrags für die strenge Einhaltung seiner Bestimmungen zu sorgen und demnach gegen das Vorgehen Frankreichs, das auch nach ihrer Meinung einen offenkundigen Vertrags- und Rechtsbruch darstellt, zu intervenieren. Aber so weit geht doch selbst bei diesem Teil der mit Frankreichs Sanktions-, richtiger Annexionspolitik Unzufriedenen die Mißbilligung nicht, daß sie die Entente cordiale mit Frankreich aufzugeben geneigt sind, dem Deutschen Reich — falls sie möglich wäre — eine militärische Abwehr des französischen Überfalls gestatten möchten oder gar ein militärisches Eingreifen Englands in den deutsch-französischen Konflikt befürworten. Die englische Regierung soll nur auf diplomatischem Wege Einspruch erheben; sie soll nur drücken — aber nicht zu heftig, damit die Entente cordiale nicht etwa gesprengt wird.

Sehr groß ist dieser Teil der Engländer nicht, und er hat vor allem auf die englische Geschäftswelt, die schließlich doch in allen wichtigen Fragen der englischen Auslandspolitik entscheidet, nur geringen Einfluß. Man darf die Stimmung des großen englischen Publikums nicht nach den schönen Zitaten beurteilen, die uns so oft von linksliberalen und demokratischen Zeitungen als englische Meinung präsentiert werden. Gewiß, dieses und jenes englische Blatt hat so etwas geschrieben; aber oft entspricht das Zitat nicht einmal der eigenen Redaktionsmeinung des betreffenden Blattes. Es ist lediglich die Ansicht eines Korrespondenten oder Mitarbeiters, die nur von einem kleinen Teil der Leserschaft geteilt wird. Und schließlich hat, wenn man sich das Blatt selbst näher ansieht, dieses oft nur einen Leserkreis von ganz bestimmter Eigenart; vielleicht wird es vornehmlich von Gelehrten, Literaten, Börsianern usw. gelesen.

Tatsächlich stehen denn auch den Kreisen, die eine diplomatisch-politische, nicht eine militärische Intervention Englands wünschen, andere Kreise gegenüber, die zwar nicht gerade Poincarés Politik für »fair« halten, aber doch ihre Wirkung ganz nützlich für ihr Geschäft finden. So mancher englische Industrielle hat durchaus nichts dagegen, wenn der deutschen Industrie der Kohlenbezug erschwert und verteuert und dadurch ihre Konkurrenzfähigkeit herabgesetzt wird. Solche Erhöhung der deutschen Produktionskosten ist ja noch viel wirksamer als das schönste Antidumping-Gesetz. Zudem, wenn die deutsche Kohlenkonkurrenz verschwindet, wenn selbst der deutsche Industrielle englische Kohlen zu erhöhten Preisen in Cardiff und Newcastle kaufen muß, hat davon nicht der englische Kohlenbergbau, der englische Kohlenexport, die englische Kohlenschiffahrt einen schönen Vorteil? Trotz aller gegenteiliger Versicherungen naiver Ideologen war es nicht die Sorge um das Wohl und die Selbständigkeit der kleinen Nationen, die England in den Krieg getrieben hat, sondern der Wunsch, einen unbequemen Konkurrenten auf dem internationalen Wirtschaftsmarkt loszuwerden — und die Zerrüttung der Ruhrkohlenverhältnisse führt an das gleiche Ziel. Freilich könnte, wenn Frankreich das Ruhrkohlenrevier behielte, auch dessen Konkurrenz später gefährlich werden; aber so weit ist es noch nicht, vorläufig nützt die französische Besetzung dem eigenen Geschäft — und das Weitere wird sich später finden.

Diesen englischen Interessenschichten reihen sich die Kreise des imperialistischen Handels- und Finanzkapitals an, denen von ihrem Geschäftsstand-

punkt aus die Orientfrage mit der sogenannten „Mosul question“ und die Machtstellung Englands in Ostasien viel wichtiger dünken als ein halbes Dutzend Ruhrfragen. Sie starren weit mehr nach Lausanne als nach Essen. Wollen sie aber ihre imperialistische Politik im Orient durchsetzen, dann müssen sie Frankreichs Wohlwollen im Orient erkaufen, das heißt nach dem schönen Prinzip „do ut des“ Herrn Poincaré für seine „benevolent neutrality“ im Orient ihre „benevolent neutrality“ an der Ruhr bieten.

Herr Lloyd George hat als Erfolg seiner so viel gepriesenen Kriegs- und Friedensvertragspolitik seinem Lande drei recht schmerzliche Erbteile hinterlassen: die französische Hegemonie auf dem europäischen Kontinent, verstärkt durch die Gründung der sogenannten kleinen Entente, die sich fast blindlings in den Dienst der französischen Machtpolitik stellt, zweitens die Anlehnung der Osmanen Kleinasiens an die russische Sowjetmacht und die innere Gärung der Welt des Islams bis in Nordindien hinein, drittens die wirtschaftliche Überlegenheit der nordamerikanischen Union. Mit der nordamerikanischen Union steht freilich England zurzeit auf recht freundschaftlichem Fuß, da es den Wünschen des amerikanischen Imperialismus bereitwillig entgegenkommt und ihn in Süd- und Mittelamerika eine jener wirtschaftlichen Machtpositionen nach der anderen besetzen läßt, die dort einst das englische Kapital innehatte. Wenigstens vorläufig hält England still; wie weit später die zunehmende Interessenrivalität zwischen den Vereinigten Staaten, Japan und England doch wahrscheinlich zu ernsten Konflikten führen wird, kann hier unberücksichtigt bleiben. Dagegen hat die kurzsichtige, nur mit Augenblickswerten rechnende Orientpolitik des Herrn Lloyd George und seine zwar nicht absichtlich, aber in ihrem Endeffekt unzweifelhaft die Hegemoniestellung Frankreichs fördernde europäische Kontinentalpolitik England in eine Lage gebracht, die es nach verschiedenen Seiten bindet und dazu zwingt, den politischen Machtansprüchen Frankreichs Rechnung zu tragen, das geschickt seine Ruhr- und Rheinlandinteressen gegen die englischen Orientinteressen auszuspielen versteht.

Um zu erkennen, wie weit die Abhängigkeit Englands von Frankreich gediehen ist, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, wie Briand und noch mehr Poincaré auf den verschiedenen Konferenzen der alliierten Mächte die Reparationsvorschläge der Herren Lloyd George und Bonar Law behandelt haben, und wie diese nach einigen demonstrativen Gesten stets von neuem vor den halbversteckten Drohungen der französischen Regierung zurückgewichen sind. Und welcher Nachgiebigkeit befleißigt sich England nicht in Lausanne gegenüber der Angora-Regierung und deren freiwilligen Fürsprecher, dem Ententefreund Frankreich! Läßt sich die englische Regierung doch sogar herbei, die Versicherung Poincarés ernst zu nehmen, die Meldung, daß Frankreich den Widerstand der Angora-Regierung hinter den diplomatischen Kulissen durch die Versicherung gestärkt habe, nach Abbruch der Lausanner Konferenz mit den Türken an einem anderen Ort allein weiterverhandeln zu wollen, sei nichts als eine böswillige Erfindung. Man stelle sich nur einmal, um die ganze Bindung Englands zu begreifen, vor, es wäre in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein französischer Ministerpräsident ebenso mit ihm vorgelegten wichtigen Plänen des englischen Kabinetts verfahren, wie Herr Poincaré mit Herrn Bonar Laws Reparationsplan. Glaubt man wirklich, die Palmerston, Disraeli, Glad-

stone, Rosebery und Salisbury hätten sich eine derartige hochmütige Abweisung ruhig gefallen lassen und bescheiden auf eine Erörterung ihrer Vorschläge verzichtet?

Es ist deshalb auch zwecklos, wenn deutsche Blätter an Englands Demokratie appellieren. Auf eine energische Intervention Englands aus eigenem Rechtsgefühl ist nicht zu rechnen. Wenn freilich die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika sich zu einem Einspruch verstehen und mit dem nötigen Nachdruck ihre Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich anbieten sollten, wird England sich sicherlich dem amerikanischen Vorgehen anschließen — mehr aus Rücksicht auf Amerika als auf Deutschland. Auch Hoffnungen auf ein Eingreifen des Völkerbundes, richtiger Staatenbundes sind vergebens. Ist er auch nach seinen Satzungen berechtigt, die Reparationsfrage vor sein Forum zu ziehen, so steht er doch in seiner heutigen Verfassung als Garantiebund der sogenannten alliierten und assoziierten Mächte — die neu hinzugekommenen neutralen Staaten fungieren im wesentlichen nur als Staffage — viel zu sehr unter dem Einfluß der großen und kleinen Ententemächte, um sich eigenmächtig mit einer so unbequemen Sache wie die Besetzung des Ruhrgebiets zu befassen und seinerseits eine Lösung des Reparationsproblems zu versuchen.

So bleibt nur der nordamerikanische Freistaat jenseits des Atlantischen Ozeans als die große Macht übrig, deren Einspruch Mitteleuropa vor der ihm drohenden völligen wirtschaftlichen Zerrüttung zu bewahren vermag; und es zeugt von einer gewissen Einsicht der deutschen Gewerkschaften und des Freien Angestelltenbundes in die weltpolitische Lage, wenn sie sich in ihrem soeben veröffentlichten Appell nicht an England, an den Völkerbund oder irgendwelche internationale pazifistische Vereinigung, sondern an den amerikanischen Senat und das Repräsentantenhaus wenden. Zunächst besteht allerdings, obgleich unzweifelhaft der Unwille der amerikanischen Bevölkerung über die französische militaristische Machtpolitik wächst und die noch vor zwei Jahren weitverbreiteten Sympathien für das »leidende Frankreich« sich mehr und mehr verflüchtigen, in der Regierung und den großen politischen Körperschaften der nordamerikanischen Union wenig Neigung, in die europäischen Händel einzugreifen. Ein großer Teil der amerikanischen Bevölkerung hat genug vom letzten Weltkrieg und seinen bitteren Folgen; er verlangt Fernhaltung aus den europäischen Wirren. Ein anderer Teil glaubt Amerika weit mehr im Stillen Ozean, dem großen Mittelmeer der Zukunft, interessiert als im alten Europa und fordert, daß sich die amerikanische Politik auf die Randgebiete dieses neuen Mittelmeeres konzentriert. Ein dritter Teil meint zwar, daß Amerika, nachdem es an dem Weltkrieg und an den Versailler Friedensverhandlungen teilgenommen hat, nun auch die Verpflichtung nicht von der Hand weisen könne, am Wiederaufbau Europas mitzuwirken; aber er hält den richtigen Zeitpunkt für eine erfolgreiche Einmischung noch nicht gekommen. Erst muß nach seiner Ansicht der Widerspruch der anderen europäischen Mächte gegen den französischen Einfall ins Ruhrgebiet steigen, erst muß vor allen Dingen ein größerer Teil der französischen Bevölkerung selbst zur Erkenntnis der Nutzlosigkeit der Ruhrbesetzung kommen, ehe sich das Reparationsproblem auf eine andere Basis stellen und in einigermaßen befriedigender Weise lösen läßt. Diese heute noch in den Vereinigten Staaten vorhandenen Bedenken mögen den unter den

jetzigen drückendsten Wirtschaftsverhältnissen stöhnenden Bevölkerungsschichten Deutschlands wenig plausibel erscheinen; doch wächst drüben — wenn auch nach unserer Auffassung allzu langsam — die Erkenntnis, daß Amerika nicht um eine Einmischung in die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Kontinentaleuropas herumkommt und daß diese Einmischung, soll es nicht vor einem Chaos stehen, bald erfolgen muß. Bis dahin gilt es für das deutsche Volk, auszuharren und alle moralischen und materiellen Kräfte zu einer passiven Resistenz zusammenzufassen, die Poincaré und seinem chauvinistischen Anhang beweist, daß sie mit brutalen Gewaltmitteln ihren Zweck einer Unterwerfung und Ausbeutung des Ruhrreviers nicht erreichen.

Eine Arbeiterbank

Von **Artur Heichen**

In Ausführung des bekannten Essener Programms der christlichen Gewerkschaften ist es vor längerer Zeit zur Errichtung der »Deutschen Volksbank A.-G.« gekommen. Diese Bank ist die erste Arbeiter- und Angestelltenbank in Deutschland. Dagegen ist von seiten der freien Gewerkschaften bis zur Gegenwart kein Institut der gleichen oder ähnlichen Art ins Leben gerufen worden, obgleich die »Bedürfnisfrage« schon seit langem zu »bejahen« gewesen wäre. Der finanzielle Aufgabenkreis der Gewerkschaften beschränkt sich ja wohl im wesentlichen auf reine Geldverwaltung. Die liquiden überschüssigen Mittel wurden bisher den Privatbanken zur Aufbewahrung und Verwaltung überlassen. Dagegen haben es die Konsumvereine nicht mit reiner Geldverwaltung, sondern in der Hauptsache mit der Finanzierung des Warenverkehrs, soweit er genossenschaftlich erfaßt wird, zu tun. Das bedingt bei den Konsumvereinen weit höhere Geldumsätze als bei den Gewerkschaften. So verfügt denn auch der Zentralverband der deutschen Konsumvereine über eine eigene Bankabteilung, die sogar Spargelder der Genossen zur Verwahrung übernimmt. Aber diese Bankabteilung des Zentralverbandes der deutschen Konsumvereine hat nur interne Bedeutung für die Konsumvereinsbewegung. Es fehlt bis zum heutigen Tage ein zentrales Institut, eine Arbeiterbank, die den finanziellen Überbau über Gewerkschaften, Konsumvereinen, Genossenschaften zu bilden hätte. Diese Arbeiterbank hätte die überschüssigen liquiden Mittel der Gewerkschaften, die bisher den Privatbanken anvertraut worden sind, sowie die zahlreichen Spezialfonds der Gewerkschaften zu verwalten und hätte ferner — als Gegengeschäft — die so einkommenden kurzfristigen Gelder beispielsweise den Konsumvereinen für kurze Termine zu überlassen. Die Finanzierung der »Sozialen Bauhütten«, falls diese auch in den Aufgabenkreis der »Arbeiterbank« einbezogen würden, müßte natürlich auf einer anderen Grundlage geschehen, da es sich hier um langfristige Gelder handelt. Die Arbeiterbank wäre also ein Clearinghaus für die finanziellen Bedürfnisse der entweder als Produzenten oder als Konsumenten organisierten Arbeiter und Angestellten. Daß die Gewerkschaftsverwaltung infolge des Erstehens einer Arbeiterbank unter Umständen reorganisiert werden müßte — nach der finanziellen Seite hin vielleicht in bezug auf das Zahlstellenwesen —, soll

nur nebenbei erwähnt werden. Erst die Praxis würde es erweisen, welche Um- und Neugestaltungen Platz zu greifen hätten.

Aber die Funktion eines Clearinghauses würde für das Wesen und die Bedeutung der Arbeiterbank nicht die entscheidende sein. Wichtiger ist die Funktion einer Sparkasse und Depositenbank für die Arbeiterschaft. Die Arbeiterbank hätte genau die gleichen Funktionen zu übernehmen, die bisher die öffentlichen Sparkassen erfüllt haben. Bisher war es doch so, daß die Sparer aus den Kreisen der Arbeiterschaft und des Mittelstandes das Sparkassenpublikum repräsentierten, während die wohlhabenderen Kreise die Kundschaft der Banken bildeten. Die Spargelder bei den Sparkassen wurden entweder in Staats- oder Kommunalanleihen oder in Hypotheken angelegt, die Spargelder und Depositen bei den Banken, die — sobald sie eine gewisse Höhe überschritten hatten — von den Einlegern meist selbst in Aktien oder andere Wertpapiere umgewandelt wurden, dienten in Form von Krediten und Vorschüssen an Handel und Industrie der Sphäre der Produktion oder auch der Spekulation. Die den Sparkassen zufließenden Mittel wurden also letzten Endes entweder der Stützung des Staatskredits und der Staatsfinanzen oder aber dem Baumarkt nutzbar gemacht. Die Depositen bei den Banken dagegen wurden für die Zwecke der Privatindustrie, für die Produktion von Kohle und Eisen, Maschinen, Textilien, Chemikalien usw. dienstbar gemacht. An dieser Stelle — bei Kohle, Eisen, Kali, Maschinen, Textilien und Chemikalien — ist in einer kapitalistischen Wirtschaft die ökonomische und damit auch ein großer Teil der politischen Macht verankert. Von dieser Stelle, also von den Zentren der ökonomischen und politischen Macht, wurden die den Sparkassen zufließenden Gelder abgelenkt und auf die in jeder Richtung mehr neutralen Gebiete der Staatswirtschaft und des Baumarktes geleitet.

Die Arbeiterbank wäre nunmehr berufen, diesen zweiten Strom umzulenken, mit einem Wort die Spargelder der Arbeiterschaft auch unmittelbar der Sphäre der Produktion zuzuleiten, um sie in ökonomische und politische Macht umzumünzen. Nicht nur die als Produzenten (Gewerkschaften) oder als Konsumenten (Konsumgenossenschaften), sondern auch die als Sparer (in der Arbeiterbank) organisierten Angestellten, Beamten und Arbeiter können bis zu einem gewissen Grade Macht und Einfluß auch innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft erlangen. Der Weg dazu führt über die Arbeiterbank, die zunächst also die Funktion einer Depositen- und Sparbank zu übernehmen hätte. Gegenwärtig ist allerdings die Lebenshaltung des deutschen Proletariats so gedrückt, daß man die Sparkraft der deutschen Arbeiterschaft — und damit letzten Endes auch den Wirkungsradius der Arbeiterbank — keineswes überschätzen darf. Vor dem Kriege hat das gesamte deutsche Volk von einem jährlichen Totaleinkommen von zirka 40 Milliarden Friedensmark etwa 32 Milliarden konsumiert und 8 Milliarden »gespart« beziehungsweise akkumuliert. Heutzutage übersteigt der Gesamtverbrauch des deutschen Volkes einschließlich der Reparationsleistungen das Gesamteinkommen, so daß von einer Sparfähigkeit der Bevölkerung, von volkswirtschaftlicher Kapitalneubildung in strengem Sinne des Wortes nicht gesprochen werden kann. Volkswirtschaftlich betrachtet, lebt die deutsche Bevölkerung von der Vermögenssubstanz, von Kredit und

Pump bei anderen Völkern oder von der Vorbelastung kommender Generationen. Wenn dennoch hier und da in Deutschland Güter- und Kapitalakkumulation — namentlich im Zusammenhang mit der modernen Trustbildung — zu verzeichnen ist, so steht das im Zusammenhang nicht mit echter Kapitalneubildung, sondern mit den durch die Geldentwertung erzeugten Vermögens- und Einkommensumschichtungen. Stabile Währungs- und Preisverhältnisse würden zweifellos die Sparlust und Sparkraft gerade bei dem Geldlohn empfangenden Teil der Bevölkerung wieder aufleben lassen. Schon für die allernächste Zeit darf man mit einer gewissen, wenn auch begrenzten Sanierung der verfahrenen Verhältnisse rechnen, weil in letzter Zeit in Gestalt der sogenannten »Roggenwert«- und »Kohlenwertanleihen« eine ganze Serie von beständigen Anlagemöglichkeiten geschaffen worden ist, die — wie sich bereits erwiesen hat — auf die sparlustige Bevölkerung eine große Anziehungskraft ausüben. Sparkraft und Sparlust — obwohl geschwächt — sind also zweifellos noch vorhanden. Von der Arbeiterschaft kommen namentlich die jüngeren Altersklassen in Frage, deren Abstand von der Entlohnung der älteren, verheirateten Altersschichten oft nur allzu gering ist. Inwieweit eine solche Spartätigkeit mit einer durch die Arbeiterbank zu organisierende freiwillige Lebens- und namentlich Altersversicherung in Zusammenhang zu bringen wäre, ist eine Frage für sich, die hier nur gestreift werden soll. Jedenfalls wäre die Aufgabe der Arbeiterbank, was die Entgegennahme und Verwaltung von Spargeldern anbelangt, eine einfache, wenn wir stabile Geldverhältnisse hätten, wenn die Kaufkraft der Reichsmark nicht von Monat zu Monat dahinschwände wie Schnee in der Frühjahrssonne. Solange die Mark nicht stabilisiert beziehungsweise die Wertschwankungen nicht auf ein enges Ausmaß reduziert sind, würde ein Papiermarksparverkehr nur recht kümmerliche Resultate ergeben. Der Spar- und Depositenverkehr bei der Arbeiterbank muß sich, wenn er *erfolgreich* sein will, auf der Basis der »*Wertbeständigkeit*« vollziehen. Das war der richtige Grundgedanke des Auerschen Projekts einer »Bayerischen Landessparbank« zur Beteiligung des Sparkapitals am Sachwertbesitz. Die Gut- und Lastschriften hätten nicht in Papiermark, sondern in Festmark zu erfolgen. Ein- und Auszahlungen würden zwar in Papiermark vorgenommen werden müssen, aber unter jeweiliger Be- und Umrechnung in Festmark.

Die Schwierigkeit besteht in dem Umrechnungsverhältnis der Festmark zur Papiermark. Das Auersche Projekt wollte die Festmark an die Bewegung der Aktienkurse binden. Wir erkannten bei der Kritik des Auerschen Projekts in dieser Zeitschrift gerade darin den wunden Punkt dieser Konstruktion. Inzwischen ist eine Reihe von Wochen vergangen, und die Entwicklung zur »Wertbeständigkeit« hat rasche Fortschritte gemacht. Erstreckte sich die Wertbeständigkeit zunächst nur auf Anleihen, also auf langfristiges Geld, so wird jetzt auch der Depositen- und Einlagenverkehr, also das kurzfristige Geld, von der gleichen Entwicklung zur Wertbeständigkeit ergriffen. Freilich handelt es sich zunächst nur um allererste Ansätze, aber man darf wohl — ohne damit einer voreiligen Prophetie zu huldigen — soviel sagen, daß in den nächsten Monaten sich ein *Festmarkdepositen-* und *Sparverkehr* in geregelteren Formen entwickeln wird. Heute bereits wird ein Festmark- und Bankomarkverkehr in beschränktem Umfang von einer Hamburger Privatbank und von einer ganzen Reihe von Versicherungs-

gesellschaften gepflegt. Man unterscheidet Festmark auf Dollarbasis, auf Basis des Goldzollaufgelds (Zollmark), auf Basis des Roggens und der Kohle. Die Umrechnungsschlüssel sind also noch recht vielgestaltig.

Auf jeden Fall aber gibt es keine ernsten Hindernisse, die eine Arbeiterbank noch heute daran hindern könnten, einen wertbeständigen Sparverkehr — wie er in dem sozialdemokratischen Programm zur Währungsreform vor einiger Zeit gefordert wurde — durchzuführen. Denkbar wäre ein Nebeneinander von verschiedenen Umrechnungsschlüsseln (Gold, Roggen, Kohle usw.), wie es heute bereits besteht, denkbar wäre auch ein einheitlicher Umrechnungsschlüssel, wenn die Arbeiterbank ihr Portefeuille mit verschiedenerlei wertbeständigen Anleihen, die als Deckung für die entgegenzunehmenden Spargelder zu dienen hätten, so gehörig mischen könnte, daß das dann noch aus der divergierenden Wertentwicklung der Zollmark, Roggenmark, Kohlenmark usw. sich ergebende Kursrisiko durch Einbehaltung eines verhältnismäßig kleinen Abzugs (der übrigens gegen die Zinsen aufgerechnet werden könnte und diese keinesfalls überschreiten dürfte) abgedeckt werden könnte. Das Auersche Projekt sah bekanntlich einen ziemlich hohen Abzug von 10 Prozent vor. — Das wären in kurzen Strichen die Funktionen einer Arbeiterbank, die sie als Sparinstitut, unter Umständen auch als Versicherungsinstitut auf der Basis der Wertbeständigkeit zu erfüllen hätte.

Eine andere und vielleicht die wichtigste Funktion wäre jedoch die eines Holding-Instituts. Die Arbeiterbank wäre eine Aktienbank, deren Aktien nicht durch die Banken und Börsen emittiert und notiert würden, sondern durch die Gewerkschaften, Genossenschaften, Konsumvereine zu übernehmen und an den Mann zu bringen wären. Die Gewerkschaften könnten teilweise diese Aktien als festen Besitz selbst behalten und gewisse Fonds, die sie zu verwalten haben, darin anlegen. Die große Mehrzahl der Aktien wäre natürlich an die Gewerkschaftsmitglieder zu vertreiben. Es kommen selbstverständlich nur vinkulierte Namensaktien, keine Inhaberaktien in Frage; andernfalls könnten leicht unbefugte Elemente, namentlich aus konkurrierenden Gewerkschaftsrichtungen, in die Arbeiterbank eindringen. Die durch den Verkauf der Arbeiterbankaktien hereinkommenden Gegenwerte müßten in erster Linie zum Erwerb von Bankgebäuden und -räumlichkeiten, Inventar usw. verwendet werden, während der Rest in Aktien inländischer Unternehmungen anzulegen wäre. (Eine Aktiengesellschaft, deren Aktiva im wesentlichen aus Aktien anderer Gesellschaften bestehen, heißt Holding-Company.) Für den Arbeiterbankaktionär besteht der Hauptvorteil in einer fast absoluten Risikofreiheit. Die Arbeiterbank würde natürlich, um das Risiko zu verteilen, die Aktien der verschiedensten Gesellschaften aus möglichst allen Industriezweigen erwerben. Innerhalb des Portefeuilles der Arbeiterbank gleichen sich dann die Risiken infolge der Mischung verschiedenster Aktien aus, und die Arbeiterbankaktie würde — im Vergleich zu den übrigen Einzelaktien — ein verhältnismäßig stabiler Sachwert. Der Größe und der Ausdehnung der Arbeiterbank und namentlich des von dieser im Besitz gehaltenen Portefeuilles an Aktien anderer Gesellschaften wären dann keine Grenzen nach oben gesetzt. Sie hingen ausschließlich von der Sparkraft, der Sparlust und dem Sparwillen der Arbeiterbevölkerung sowie dem organisatorischen Geschick der Arbeiterbankleitung ab.

Der Erwerb von Aktien deutscher Gesellschaften durch die Arbeiterbank — es handelt sich dabei zweifellos um eine indirekte Sozialisierung, die sich ohne Inanspruchnahme der Klinke der Gesetzgebung vollzieht — hätte natürlich auch unter gewissen politischen Gesichtspunkten zu erfolgen. Auf Grund ihres Aktienbesitzes kann die Direktion der Arbeiterbank ihre Vertreter in die Generalversammlungen der betreffenden Gesellschaften beordern, und diese Vertreter können dort das Wort ergreifen, können kritisieren, Anträge stellen, Proteste zu Protokoll geben usw. Alles in allem: es eröffnet sich ein neues Arbeits- und Betätigungsfeld für die Arbeiterbewegung, dessen Wert nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Namentlich das Zusammenarbeiten der auf Grund des Betriebsrätegesetzes in den Aufsichtsrat entsandten Angestellten- und Arbeitervertreter mit den Beauftragten der Arbeiterbank in den Generalversammlungen eröffnet gewisse Möglichkeiten. Davon soll demnächst in einem anderen Artikel die Rede sein.

Kapitalismus und Sozialismus nach neumarxistischer Orientierung[1]

Von **Eugen Dietzgen** (Locarno)

Freimütig bekennt Karl Kautsky in seinem neue Wege weisenden Werke »Die proletarische Revolution und ihr Programm«,[2] daß er seit dem Weltkrieg wesentlich umgelernt hat. Eine ähnliche Umstellung hatte die wirtschaftliche Praxis bereits zur Jahrhundertwende mir nahegelegt, aber erst die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts und die obigen Ausführungen Kautskys haben mir befriedigende Gewißheit gebracht, daß der alte Kurs aufzugeben ist. Wo ich glaube, an Kautsky für meine nachstehenden Ansichten einen Eideshelfer zu haben, gebe ich in Klammern die betreffende Seite seines Werkes an.

Kautsky vertritt nicht mehr die altmarxistische Auffassung, daß der Kapitalismus den Höhepunkt seiner Entwicklung schon erreicht habe, so daß sein Zusammenbruch vor der Tür stehe, um dem Sozialismus Platz zu machen. (S. 68, 89, 193.) Vielmehr erklärt er, selbst wenn die Sozialisten Deutschlands und Englands in naher Zukunft die Mehrheit des Volkes für eine rein sozialistische Regierung gewinnen sollten, der Kapitalismus dort nicht sofort und radikal abgeschafft werden kann (S. VII, 194); sondern die rgierenden Genossen müßten während einer längeren Übergangsperiode notwendig für Arbeitsgemeinschaft des Lohnproletariats mit dem Unternehmertum eintreten. Anders könne die Produktion nicht fortgeführt werden, deren Stillstand aber bedeute Tod. Noch auf Jahrzehnte hinaus wäre ein erheblicher Teil der Produktion rein kapitalistisch zu betreiben (S. 182 ff.).

[1] Nachdem wir in Nr. 7 und 9 eine Kritik des neuen Kautskyschen Buches über »Die proletarische Revolution« aus der Feder Walter Israels gebracht haben, bringen wir nun auch einen sich im wesentlichen den wirtschaftlichen Anschauungen Kautskys anschließenden Artikel Eugen Dietzgens zum Abdruck, ohne uns mit dessen Ausführungen zu identifizieren. Die Redaktion der Neuen Zeit.

[2] Band 64 der »Internationalen Bibliothek«, Stuttgart und Berlin 1922, Verlag J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts.

Ja, sogar in den meist ausgereiften Produktionszweigen, die Monopolcharakter tragen, wie die Schlüsselindustrien Kohle und Eisen, wäre nur soweit zweckmäßig zu sozialisieren, als das Eigentumsrecht daran auf dem Entschädigungsweg an die staatlich organisierte Gemeinschaft überginge. Dahingegen verlange die Erhaltung und Steigerung der Produktivität der Arbeit — diese Grundvoraussetzung für den allgemeinen Wohlstand wie für die höhere Kultur des Sozialismus —, daß der Betrieb dieser Industrien noch auf lange hinaus der unentbehrlichen Initiative individueller Unternehmer überlassen bleibe, die ihn unter Mitaufsicht der Arbeiter, der Konsumenten und des Staates profitabel zu leiten suchen (S. 185 ff., 191, 212, 213, 252 ff., 270). Derart hofft Kautsky dem schwerfälligen, weniger produktiven und der Korruption leichter zugänglichen bureaukratischen Staatsbetrieb auszuweichen. Selbstverständlich betont er, daß keine Sozialisation sich halten kann, die nicht leistungsfähiger als die privatkapitalistische Produktionsform ist, daß also nur solcher Sozialismus lebensfähig ist, der reicher als der Privatkapitalismus zu produzieren versteht (S. 155).

Dafür, daß Kautsky die baldige Katastrophe des Kapitalismus nicht mehr voraussagt, entschädigt er reichlich dadurch, daß er den tatsächlichen Zusammenbruch des Altmarxismus beziehungsweise dessen Fortentwicklung zum Neumarxismus aufweist. Wird doch durch diese seine, wie mir scheint, bedeutendste Leistung viel Utopismus beseitigt, der bislang einer erfolgreichen sozialistischen Praxis verhängnisvoll im Wege stand. Der früher so orthodoxe Theoretiker des Altmarxismus krönt nämlich seinen Revisionismus durch die überzeugende Darstellung, daß selbst nach vollzogenem Übergang der meisten Produktionsmittel in den Besitz der staatlichen oder kommunalen Gemeinschaft einer demokratischen Republik dennoch eine Waren-, Geld-, Lohnarbeit- und Profitwirtschaft für unabsehbare Zeiten beibehalten werden muß, während das Kapital, soweit es dem Gemeinwohl gefährlich werden kann, inzwischen der autokratischen Botmäßigkeit einzelner entzogen und unter Verfügungsrecht und Kuratel aller gebracht worden ist, womit es seinen individualistischen Charakter in einen demokratisch-sozialistischer Natur verwandelt habe (S. 138, 263, 313 ff.).

Während dieser ersten Phase des Sozialismus richte, meint Kautsky, sich die Verteilung des für die Konsumenten bestimmten Teils des Produktionsertrags notwendig nach dem Grundsatz: »Jedem nach seinen Leistungen« (S. 164). Größere Unterschiede im Arbeitseinkommen sind inzwischen also unvermeidlich (S. 122, 168, 212). Wohl schwinden immer mehr die Gegensätze auf Grund der Einkommensart, ob nämlich das Einkommen mit oder ohne individuelles Eigentum an Produktionsmitteln gewonnen wurde, es bleiben jedoch während der ersten Phase des Sozialismus die Gegensätze der Einkommenshöhe. So stirbt mittels schrittweiser Umwandlung der alte Klassenkampf zugleich mit dem alten Kapitalismus und dem alten Staat ab (S. 109).

Die zweite Phase des Sozialismus mit dem Verteilungsprinzip: »Jedem nach seinen Bedürfnissen« lehnt Kautsky als eine vorläufig müßige Spekulation ab, denn sie setzt solchen Reichtumsüberfluß und eine so märchenhafte Produktivität der Arbeit voraus, wie sie noch ganz außer Sicht ist, wiewohl kommunistische Schwärmer diese Tischlein-deck-dich-Phase bereits in Griffweite wähnen (S. 107, 192, 315 ff.). Zur deutlichen Unterscheidung zwischen

Wissen und Glauben nenne ich die erste Phase kurzweg Sozialismus, die zweite aber Kommunismus.

Soweit ist Kautsky meines Erachtens im Einklang mit der nachweisbaren Wirklichkeit. Daher überrascht es, daß er trotzdem die wirklichkeitsfremde altmarxistische Auffassung vom meist nichtarbeitenden, durchweg parasitischen Unternehmertum (S. 165, 168) und von der wachsenden Verelendung der Arbeiterklasse unter dem Privatkapitalismus nicht unzweideutig aufgibt (S. 40 bis 63).

Bei aller Hochschätzung für die Leistungen unserer Altmeister Marx und Engels müssen meines Erachtens einige ihrer Lehren gemäß der inzwischen anders verlaufenen Wirtschaftsentwicklung modifiziert und den Tatsachen angepaßt werden. Ihr bleibender wissenschaftlicher Ruhm ist die Aufdeckung der materialistischen Geschichtsauffassung, wonach die organische Entwicklung der materiellen ökonomischen Produktion unter vielen anderen Faktoren der im allgemeinen maßgebendste für den menschlichen Fortschritt und deshalb auch der findigste Schlüssel zur Erforschung von gesellschaftlichen Problemen ist, und voll gewürdigt sei auch der Aufschluß, den uns die ebenfalls von Marx fortentwickelte Mehrwertlehre über soziale Zusammenhänge gibt.

Gemäß Marxscher Lehre ist Industriekapital die Grundform des Kapitals und ein anderer Name für Produktionsmittel, welche im Alleinbesitz einzelner sind und von diesen verwertet werden, um durch Aneignung der Früchte fremder unbezahlter Arbeit einen Mehrwert zu ihrem ausschließlichen Vorteil zu erzielen, ohne selbst mitzuarbeiten. Tatsächlich bringt aber die bloße Beschäftigung von Lohnarbeitern dem Kapitalisten keinen Mehrwert, vielmehr in der Regel einen Verlust, wenn er selbst nicht so qualifiziert, erfahren und arbeitsam ist, sein Unternehmen konkurrenzfähig zu organisieren, es ständig wirksam zu überwachen, Differenzen zwischen Beamten und Arbeitern auszugleichen, das Kreditgeben wie Kreditnehmen in sicheren Grenzen zu halten, das Produkt in einer begehrten Form preiswürdig herstellen zu lassen und schließlich auch dafür zu sorgen, daß lohnender Absatz dafür erhalten und vermehrt wird. Ohne solche Mitarbeit des Kapitalisten gibt es keinen Überschuß, Reingewinn, Profit, kurz keinen Mehrwert. Namentlich die potenzierte Arbeitskraft des Unternehmers ist Mitbedingung. Laßt auch dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren, zumal in der Erwägung, daß es ohne Hölle keinen Himmel geben würde!

Der Fortschritt verlangt unter jeder Produktionsform nach Mehrarbeit und Mehrwert (S. 163). Unter dem Privatkapitalismus dient der Mehrwert der Gesellschaft indirekt und unvollständig, das heißt auf dem Umweg über das Besitzrecht des Privatunternehmers, dagegen unter dem Sozialismus direkt und vollkommener. Die Demokratie vorausgesetzt, hängt das Wieviel der Mehrarbeit hauptsächlich von Umfang und Entwicklung der Produktivkräfte wie von dem Maße der gesellschaftlichen Bedürfnisse ab. Da letztere unter dem Sozialismus stark wachsen dürften, muß alsdann bei gleichbleibender Produktivität der Arbeit mehr unbezahlte Arbeit geleistet beziehungsweise größerer Mehrwert produziert werden. Gewiß erhoffen wir, daß dem Sozialismus die wachsende Steigerung der Produktion gelingen wird, aber rechnen dürfen wir erst damit, wenn sie durch ihn erfahrungsmäßig gegeben ist.

Der Mehrwert ist ein gesellschaftliches Produkt. Auch unter dem Sozialismus hat er zur Voraussetzung die Mehrarbeit von Unternehmern, Arbeitern und Angestellten. Ferner das Bedürfnis nach der betreffenden Ware von seiten zahlender, das heißt Gegendienst leistender Konsumenten, und schließlich auch vergangene produktive Mehrarbeit. Individuell trägt der Lohnarbeiter weniger zum Mehrwert bei als der einzelne Unternehmer, jedoch den gesamten Arbeitern eines Betriebs ist er mehr verdankt als dem betreffenden Unternehmer. Normalerweise restiert der Mehrwert, nachdem der Besitzer der Produktionsmittel, ob Staat, Kommune oder ein Privatunternehmer, die Arbeitskraft der Arbeiter und des Unternehmers zu ihrem Werte bezahlt hat. Indes unter dem Privatkapitalismus fällt er besitzrechtlich nicht allen Urhebern zu, also den Arbeitern, dem Unternehmer, den Konsumenten und der Gemeinschaft, Staat oder Kommune, sondern allein dem jeweiligen privaten Besitzer der Produktionsmittel. Nun liegt es allerdings am Verwertungsbedürfnis des Mehrwert akkumulierenden Bourgeois, daß auch solch wachsendes Privatkapital notwendig dem Gemeinschaftsinteresse aller im Sinne des historischen Materialismus dient.

Zweifellos schuldet die Gesellschaft dem Unternehmer für seine Leistungen von potenzierter und unentbehrlicher Arbeit einen honorigen Entgelt (Seite 184 ff.). Wenn Unternehmer wie zum Beispiel Stinnes und Ford das Mehrhundertfache des Einkommens eines Durchschnittsarbeiters konsumieren sollten, so bedeutet das und selbst der ganze Konsum der Großbürgerschicht nur einen relativ kleinen Bruchteil der nationalen Konsumtion, wie die Statistik am Schlusse dieses Artikels zeigen wird. Trotz gegenstehender ethischer Bedenken wegen des vielfach zur Schau getragenen Luxus bleibt dieser Bruchteil für die Gesellschaft eine rentable und für Kunst und Wissenschaft nicht selten förderliche Auslage.

Der Hinweis auf die Form der Aktiengesellschaft, wodurch die Überflüssigkeit der Unternehmerarbeit bewiesen werden soll, scheint mir insofern wenig stichhaltig, als auch bei einer Aktiengesellschaft die Oberleitung und Überwachung gewöhnlich in Händen eines oder mehrerer Unternehmer ist, die über die Mehrzahl der stimmberechtigten Aktien verfügen, wodurch ihnen nicht nur die Berechtigung zur Führung, sondern in wohlverstandenem Eigeninteresse auch deren Betätigung durch ernste Mitarbeit zufällt. Das stimmt unbeschadet der Tatsache, daß viele der heutigen Aufsichtsratsstellen in den Aktiengesellschaften höchst entbehrliche wie sehr kostspielige Sinekuren sind. Der Erfolg der Aktiengesellschaftsform weist auf die praktische Durchführbarkeit eines Gemeinschaftskapitalismus hin, der genossenschaftlicher entwickelt werden kann.

Die Mehrwertjagd stellt so große Anforderungen an die Befähigung und Arbeitskraft der Unternehmer, daß die große Mehrzahl der neuen Unternehmungen bankrott geht. Das beste Schulwissen allein genügt nicht zum erfolgreichen Unternehmer. Mehr als umfassende Bildung gehört dazu hervorragende organisatorische Begabung, starke Urteilskraft, die mit Einstein nur das erfahrungsmäßig Nachweisbare als existierend sich vorstellt und als Aktionsbasis braucht, viel praktische Wirtschaftserfahrung, zähe Ausdauer und energische Initiative. Solchen Marschallstab trägt nicht jeder in seinem Rucksack. Hervorragende Talente sind selten im Wirtschaftsfach wie in jeder anderen Betätigung (S. 211). Aber gerade den Wirtschaftsführern dürfte

es mit ideeller Anerkennung nicht genug sein. Sie verlangen an erster Stelle möglichst viel Mehrwert, sowohl um mehr konsumieren zu dürfen als auch zwecks Ausdehnung ihrer Produktions-, Einfluß- und Konkurrenzstärke. Ohne bedeutende Gewinnaussichten und ohne große Bewegungsfreiheit für sie holt die Gesellschaft schwerlich aus ihnen ihre beste Kraftleistung. Was den Anschein gibt, als ob der Kapitalist selbst kaum mitzuarbeiten brauche, ist die Tatsache, daß ein erfolgreiches Unternehmen zugleich mit Einheitlichkeit und Freiheit der Oberleitung eine weitgehende Dezentralisation nötig hat, um den einzelnen Unterleitern, vom Generaldirektor herunter bis zum Werkführer und sogar individuellen Arbeiter, möglichste Selbständigkeit, freie Initiative und Verantwortlichkeit innerhalb ihres Aufgabenkreises zu verleihen. Da wird unbeschadet strenger Disziplin jeder gelehrt, im Bedarfsfall, sofern der nächste Vorgesetzte fehlt, an dessen Stelle selbständig zu handeln, ohne sich hinter den Instanzenweg des bureaukratischen Systems zu verstecken. Nur so kann ein Großbetrieb möglichst produktiv verwaltet werden.

Den Vertrieb der Produkte müssen die Fabrikanten entweder selbst organisieren oder Kaufleute dafür gewinnen, denn Waren, die nicht prompt abgesetzt werden, bringen keinen Mehrwert. Auch die kaufmännischen Unternehmer sind produktiv mittätig, wenn auch der industrielle Unternehmer die wirtschaftlich wichtigere Kraft ist und die eigentliche Produktion überwacht wie leitet. Solche Arbeitsteilung zwischen Fabrikant und Kaufmann geschieht im Interesse größerer Leistungsfähigkeit. Es ist der Kaufmann, der für viele Artikel erst den Markt schafft, indem er die Nachfrage danach zu wecken weiß. Ebenfalls ist es der Kaufmann, der im Verkehr mit den Konsumenten die Anregungen dieser zwecks verbesserter Produkte sammelt, ausarbeitet und an den Fabrikanten weitergibt. Ohne fachmännisch geschulte Kaufleute kommt auch der Sozialismus nicht aus. Wohl aber werden Schieber unter ihm wahrscheinlich brotlos werden.

Gibt es aber unter den Bourgeois — so nennen Marx und Engels die privaten Eigentümer von aktiven Produktionsmitteln, ob Unternehmer oder Großgrundbesitzer — außer Rentnern, die zu alt oder zu krank zum Arbeiten sind, keine, die von arbeitslosem Einkommen leben? Ja, nämlich Großagrarier, die ihren Grundbesitz langfristig — in England und Amerika vielfach auf 99 Jahre — verpachten, ohne sich weiter darum zu kümmern. Solche Bourgeois sind gemeinschädliche Schmarotzer, deren Grundbesitz ohne Störung für die Produktion zu sozialisieren wäre. Anders steht es mit den Bankiers, deren kollektives eigenes Kapital übrigens im Verhältnis zum nationalen Industrie- und Handelskapital weniger als 5 Prozent ausmacht. Die finanziellen Fachleute sind noch wichtige Mithelfer im Produktionsprozeß (S. 325).

Meines Ermessens können die Lohnarbeiter den Unternehmern getrost reichen Mehrwert gönnen, sofern sie selbst sich gewerkschaftlich und politisch stark genug organisieren, um an den Vorteilen der steigenden Produktivität der Arbeit progressiv teilzunehmen (S. 188, 212). Denn die Unternehmer bleiben, ganz wie alle anderen Menschen, gar einseitig auf ihr Eigeninteresse eingestellt und geben freiwillig wenig her, bis so großer Reichtum an Produktionsmitteln, lies Kapital, mit so großen Erträgen vorhanden ist, daß aus dem Überfluß zugleich mit dem Sozialismus auch größere Nächstenliebe zur Wirklichkeit werden kann. Wollten wir auf die wünschenswerte Entfaltung

des Altruismus durch bloße Erziehung warten, dann könnten wir die Jahrtausende anreden, da anerzogene Eigenschaften nur sehr langsam sich vererben sollen. Viel früher kommen wir durch Mehrung der Produktivkräfte zum sozialistischen Ziel. Jedoch zu diesem Zweck müssen sich die Lohnarbeiter als Klasse zusammenschließen, wie Marx und Engels stets betont haben, um vereint dem Unternehmertum gegenüber eine ebenbürtige Macht zu bilden. Sonst würde unstreitig der Egoismus der Kapitalisten den Proletariern das Fell über die Ohren ziehen, sich auf deren Kosten zu Diktatoren und Monopolisten machen und eben durch konkurrenzlose Wirtschaft die Entwicklung der Produktivkräfte versumpfen lassen — ganz wie im bureaukratischen Staatsbetrieb. Wie Macht ohne Kontrolle durch ebenbürtige Gegenmacht zu Mißbrauch verleitet, erleben wir heute zum Beispiel an dem amerikanischen Stahltrust und auf den Rockefellerschen Ölfeldern, wo ein großer Teil der Arbeiter täglich 12 Stunden und wöchentlich 7 Tage schuften muß. Aus derselben Quelle entspringt das unmenschliche Verhalten der englischen Frühkapitalisten, das Marx aus Berichten von englischen Fabrikinspektoren so ergreifend im »Kapital« wiedergibt.

Unzweifelhaft haben die Arbeiter am ungestörten Fortgang der Produktion nicht minderes Interesse als die Kapitalisten (S. 183). Wie Deutschland zeigt, gehen sie daher immer bereitwilliger weitgehende Arbeitsgemeinschaft mit den Unternehmern auf Grund von Tarifverträgen ein. Jedoch müssen diese in Verhandlungen zwischen ebenbürtigen Mächten zustande kommen. Dabei geht es ohne Kämpfe nicht ab, weil die Interessen bezüglich des gegenseitigen Anteils am Produktionsertrag auseinandergehen. Solcher Interessen- bezw. Klassenkampf ist noch lange unvermeidlich, nachdem der Kapitalismus dem Sozialismus den ersten Platz hat einräumen müssen. Und dies wird wahrscheinlich fällig, sobald der heutige Kapitalreichtum in Amerika etwa verdoppelt und in Europa gegenüber dem Vorkriegsstand mindestens verdreifacht ist. Darüber dürfte das Ende dieses Jahrhunderts herankommen, während inzwischen die Lebenshaltung der Erwerbstätigen etwa zu der Höhe gehoben werden kann, daß jeder Erwerbstätige bei achtstündiger Arbeitszeit unter anderem ein Badezimmer, Telephon und Automobil zur Verfügung hat.[3] Hierzu benötigen wir Klassenkampf mit friedlichen Mitteln, also keinen Klassenkrieg (S. 76, 84, 90, 95, 129, 178, 191). Sozialist sein heißt vor allem Kämpfer gegen jede Form von Vergewaltigung und gegen jede Art von Armut sein. Die Produktion läßt sich nicht mit Gewalt fördern. Gewalt ist überall nur als Notwehr heilsam. Lediglich als solche gelten Polizei, Gefängnis und Militär. Damit Gewalt nicht in Willkür ausartet, müssen ihre Inhaber unter Aufsicht bleiben. Eine wirksame Kontrolle der großbürgerlichen Kapitalmacht durch sozialdemokratische Volksvertreter dürfte das beste Abwehrmittel gegen Krieg sein.

Der Lohnarbeiter, der die Zusammenhänge der Wirtschaftsentwicklung gemäß der Marxschen Lehre begreifen lernt, wird den Kapitalisten weder als Brotherrn anhimmeln noch als Ausbeuter hassen. In der Tat, wäre ihm selbst die freie Wahl zwischen Proletarier- oder Unternehmerdasein gegeben, dann würde er sich in der Regel ohne Skrupel für letzteres entschei-

[3] In der amerikanischen Union kommen heute auf 40 Millionen Erwerbstätige 9 Millionen Personenautos und auf jeden fünften Erwerbstätigen ein Telephon.

den. Ein marxistisch denkender Arbeiter wird die Mithilfe des Kapitalisten nicht entbehren wollen, bis dieser die Vorbedingung für den Sozialismus in Form der nötigen Akkumulation von Kapital beziehungsweise der erforderlichen Mehrung von Produktivkräften hat mitschaffen helfen (S. 170, 193, 195). Deshalb ist Haß gegenüber solchem »Kompagnon« deplaciert, zumal in einer demokratischen Republik, wo die Lohnarbeiterschaft dank ihrer Mehrzahl die ausschlaggebende Rolle im Staate spielen kann, um kapitalistischen Auswüchsen wirksam zu begegnen und die Gemeinschaft der Staatsbürger mittels progressiver Einkommen- und Erbschaftssteuer sowie Beaufsichtigung der kapitalistischen Bilanzen immer mehr am Verfügungsrecht über den Mehrwert zu beteiligen. Derart dürfte der proletarisch bestimmte Staat vorläufig zumeist die Mittel für soziale Reformen wie die des Wohnungs-, Erziehungs- und Gesundheitswesens und der Fürsorge für Arbeitslose oder Alte, Kranke und Invaliden bekommen (S. 227). Auf solche Weise wächst der Kapitalismus in den Sozialismus hinein, indem sich das Individualkapital in Sozialkapital verwandelt, so daß die Produktionsmittel dann hauptsächlich für die Arbeiter da sind (S. 216). Das scheint noch für ein Jahrhundert und mehr der vorgezeichnete Weg zu sein. Meines Erachtens ist wissenschaftlicher Sozialismus identisch mit demokratisiertem Kapitalismus (S. 138). Denn mit dem Kapitalismus dürfte es gehen wie mit Religion und Staat: radikal abschaffen lassen sie sich nicht, wohl aber fortentwickeln, bis sie so wesentlich anders geworden sind, daß sie eines anderen Namens bedürfen. Wer noch weiteren Zukunftsplänen nachstreben will, mag das tun, jedoch die Kampfesweise für Sozialisierung und Politik darf nur nach dem heute und in absehbarer Zeit Möglichen sich bestimmen lassen, wenn sie Utopisterei und Rückschritt meiden will (S. 278, 315).

Wie gesagt, besteht Kapital aus Produktionsmitteln. Wiewohl diese samt dem Mehrwert, welchen sie bringen, noch ausschließlich einzelnen gehören, sind sie notwendig im Interesse aller tätig. Dazu sind sie internationalen Charakters, weil die Wirtschaft ein Weltorganismus geworden ist. Deshalb in eurem nationalen Interesse, ihr Ententesieger, Bolschewiki und selbst ihr Genossen der Schweiz und Englands, die ihr für eine Kapitalabgabe zu Konsumtionszwecken eintretet, keinen gewalttätigen Eingriff in die Produktionsmittel! Wer Produktionsmittel verzehrt, konsumiert das Huhn, das die goldenen Eier legt, »den Mehrwert heckenden Wert«. Nur in der äußersten Not darf das geschehen. Bloß als Notbehelf rechtfertigt sich alle Zwangswirtschaft, weil sie ein Reformversuch mit untauglichen Mitteln ist, indem sie den wirtschaftlichen Fortschritt sabotiert. Damit die Arbeiter nur etwa 10 statt 20 bis 25 Prozent ihres Lohnes für Wohnung auszugeben haben, befürworten unsere Genossen in Deutschland nach einer vorübergehend heilsamen Einführung die Fortsetzung der Mietenzwangswirtschaft. Was ist das Resultat? Alte Wohnungen verfallen aus Mangel an Reparaturen, und neue Wohnungen werden nicht gebaut, weil Reparaturen und Neubau unrentabel sind. Dafür aber sparen die Unternehmer am Lohn ihrer Arbeiter und können das Ausland desto besser zum Dumpingfeld ihrer Waren machen. Progressiv besteuert und teilweise konsumiert darf nur Einkommen werden, damit Kapitalanhäufung und Fortschritt gedeihen können. Mehr und immer mehr Kapital ist uns nötig selbst in der amerikanischen Union, aber demokratisch kontrolliertes Kapital, das baldmöglichst Gemeinschaftskapital werden soll.

Ein Unternehmer hütet sich, von seinem Kapital zu zehren. Weniger aus sozialem Beweggrund als aus Sorge um seine Existenz. Indes auch von seinem Einkommen konsumiert ein Kapitalist relativ um so weniger, je größer sein Einkommen ist. Nicht aus Menschenliebe, sondern eher, weil es zur guten Kinderstube gehört. Denn einmal ist seine Konsumtionsfähigkeit immerhin eine begrenzte, wenn sie ihm nicht mehr Leid und Verdruß als Freude und Genuß eintragen soll. Dann aber und hauptsächlich, weil Anhäufung von Kapital erweiterte Produktion und diese größeren Konsumtionsfonds wie gesichertere Stellung gegenüber der Konkurrenz, mehr Macht und Ansehen bedeutet. So dürfte das obere Drittel der Großbürger weniger als 10 Prozent seines Einkommens verzehren, dagegen mehr als 90 Prozent davon zu neuen Produktionsmitteln machen.

Zwar sagt Marx im Vorwort zum »Kapital«: »Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.« So spricht Marx als Mann der Wissenschaft, der objektiv urteilt, indem er dem inneren Sinne des Gefühls nur so weit Rechnung trägt, als dessen Objekte mit den äußeren Sinnen der Empfindung materiell sich kontrollieren lassen. Dagegen dem Politiker Marx geht bisweilen das Gefühl mit seinem Verstand durch. Dann äußert er sich, als ob der Wille wenig determiniert sei, ganz entgegen dem obigen Ausspruch im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung. Denn diese faßt den Sozialismus als eine zwangsläufige, vorwiegend ökonomisch bestimmte Entwicklung auf. Nach Marx bestimmt hauptsächlich die materielle Wirtschaftsentwicklung Geist und Willen, während diese erst an zweiter Stelle auf jene einwirken.

So machen zwar die Menschen ihre Geschichte selber, jedoch erst auf Grund des ökonomischen Fortschritts, der seinerseits eine Art naturgeschichtlicher Entwicklung ist. Wohlgemerkt wird nach Marx die menschliche Entwicklung vorwiegend, aber doch nicht ausschließlich durch materiellen Wirtschaftsfortschritt bestimmt, denn das Ideelle, wie Erkenntnis und Wille, determinieren auch mit, jedoch in der Regel minder als das Materielle, bis etwa der kommunistische Reichtum erreicht ist und mit ihm die maßgebende Geltung eines historischen Idealismus. Leider sind wir so weit noch lange nicht! Bisher machte uns die Erfahrung nur mit einem Kommunismus materieller und geistiger Armut wie persönlicher Unfreiheit bekannt, vom Urkommunismus an bis zu den kommunistischen Kolonien in Amerika und bis zum bolschewistischen Kommunismus in Rußland.

Marx, Engels und Josef Dietzgen sind keine Kantianer, weil sie erkennen, daß Kant und seine Schüler das Verhältnis des Materiellen zum Ideellen auf den Kopf stellen. Den Nachweis hierfür habe ich versucht, in vier Beiträgen zur Begründung und Veranschaulichung von Josef Dietzgens kritischem Naturmonismus zu bringen.[4] Dr. Israel sieht in seinen kürzlich erschienenen Artikeln in der Neuen Zeit (Nr. 2 »Philosophische Betrachtungen« und Nr. 7 und 9 »Kautskys Kampf mit sich selbst«) vorbei an dem wesentlich

[4] Siehe Einleitung zum 2. Bande der 3. Auflage von Josef Dietzgens Gesammelten Schriften, Stuttgart 1922, Verlag J. H. W. Dietz Nachf.

Neuen in Josef Dietzgens Erkenntnislehre und in Karl Kautskys letztem Werke. Marx, Engels und Josef Dietzgen lassen Kant gewiß gelten als ein höchst wichtiges Glied in der Entwicklungskette des Erkenntnisproblems,[5] aber die mehr subjektiv konstruierte als objektiv begründete aprioristische Methode Kants lehnen alle drei für wissenschaftliches Forschen ab.

(Schluß folgt)

Krupp in Sowjetrußland

Von Dr. **Elias Hurwicz**

»Die Sowjetregierung bestätigte in endgültiger Form die von der Kruppgesellschaft vorgeschlagenen Berichtigungen zu dem von ihr am 23. März 1922 mit der Sowjetregierung abgeschlossenen Vertrag über eine landwirtschaftliche Konzession im Donezbassin. Durch diesen Akt werden die langwierigen Unterhandlungen mit der Kruppgesellschaft liquidiert, die bislang an die Erfüllung des Vertrags vom 23. März nicht herangegangen war. In Anbetracht des sekundären Charakters dieser Berichtigungen, die zwar die Konzessionsbedingungen teilweise zugunsten Krupps verbessern, jedoch die Grundbedingungen des Vertrags nicht grundsätzlich verändern, in Anbetracht ferner der schwierigen Lage Deutschlands erachtete die Sowjetregierung es für möglich, die vorgeschlagenen Berichtigungen des Vertrags zu bestätigen, der nunmehr unverzüglich in Kraft tritt.«

So melden neuerdings die Sowjetzeitungen den endgültigen Abschluß eines Vertrags, demzufolge der industriell pazifizierte Krupp seinen Einzug in Sowjetrußland hält. Unter der schleierhaften Form dieser Meldung verbergen sich aber Einzelheiten, die für das gesamte Problem der russisch-ausländischen wirtschaftlichen Zusammenarbeit sicherlich nicht ohne charakteristische Bedeutung sind. Krupp, der kraft des Versailler Vertrags gezwungen worden war, seine Industrie umzustellen und zur Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen überging, richtete seine Blicke naturgemäß nach Sowjetrußland, das solcher Maschinen in erster Linie bedarf. Krupps Vertreter, der daraufhin nach Sowjetrußland entsandt wurde, berichtete indessen Ungünstiges über die derzeitige Möglichkeit des Absatzes solcher Maschinen und schlug seiner Firma vor, das gewünschte Ziel zunächst mit einer landwirtschaftlichen Konzession zu verbinden. Bei der Abwicklung dieser Konzession müßten ja landwirtschaftliche Maschinen in Betrieb treten, ferner könnte die hoffentlich mustergültige Landwirtschaft des Konzessionsgebiets nach und nach auch andere landwirtschaftliche Gebiete Sowjetrußlands zum Kaufe solcher Maschinen anregen. Das ursprüngliche Konzessionsgebiet sollte 150 000 Deßjatinen (1 = 1,05 Hektar) im südöstlichen Teile des Dongebiets umfassen, das Betriebskapital 100 Millionen Mark betragen. Der im Juli 1922 einsetzende Marksturz stürzte indessen alle ursprünglichen Kalkulationen um. Bereits Ende Juli hätte Krupp in das Unternehmen einige hundert Millionen Mark investieren müssen. Er wandte sich daher an die Sowjetregierung mit der Bitte um Aufschub. Unterdessen sank die Mark immer tiefer, und schließlich erklärte Krupp, auf die Konzession verzichten zu müssen. Der Ver-

[5] Siehe Viktor Thomas, Das Erkenntnisproblem, Stuttgart 1921, Verlag J. H. W. Dietz Nachf.

treter der Berliner Sowjethandelsmission Stomonjakow erwiderte indessen, diesen Verzicht nicht annehmen zu können. Der Firma Krupp wurde eine neue Frist zum endgültigen Vertragsabschluß gesetzt. Da nach Ablauf dieser Frist Krupp erneut um Aufschub des endgültigen Vertragsabschlusses bat, wurde dies von den Sowjetjuristen als faktische Bestätigung der Vertragsgültigkeit ausgelegt, und als Krupp schließlich doch auf seinem Verzicht bestand, wurden ihm ungeheure Entschädigungsklagen angedroht. Nach Beratung mit seinen Juristen mußte er nachgeben, bemühte sich aber bei der Sowjetregierung um jene »Vertragsberichtigungen«, von denen oben die Rede war und die vor allem in einem Doppelten bestehen: Das Konzessionsgebiet wird von 150 000 Deßjatinen auf 25 000 verringert; an dem Betriebskapital beteiligen sich außer Krupp, durch Vermittlung von Urquart, auch englische Kapitalisten.

Die interessantesten Einzelheiten des nunmehr perfekt gewordenen Vertrags sind die folgenden: Die Sowjetregierung garantiert, daß das Konzessionsgebiet niemals Privat- oder Kommunalgrundbesitz gewesen war, sondern bereits vor der Revolution zu den Staatsdomänen gehörte. Krupp verpflichtet sich, innerhalb sechs Jahren das ganze Konzessionsgebiet zu bearbeiten. Sollten nach drei Jahren 40 Prozent des Gebietes nicht bearbeitet sein, ist die Sowjetregierung berechtigt, Krupp die Konzession zu entziehen, unter Rückerstattung des investierten Kapitals mit Zinsen. Der Konzessionär hat der Sowjetregierung alljährlich 10 bis 15 Prozent des Reinertrags, sei es in natura oder in Sowjetvaluta (nach den Preisen der Rotterdamer Getreidebörse) abzuführen. Für den Rest der erzielten landwirtschaftlichen Produkte steht der Sowjetregierung zu dem obigen Börsentarif das Vorkaufsrecht zu; im übrigen darf dieser Rest vom Konzessionär nach dem Ausland ausgeführt werden. Die Arbeiterräte haben kein Recht, sich weder in die Verwaltung noch in die Betriebsführung einzumischen; sie haben nur die soziale Versicherung und die Löhnung zu überwachen. Der Konzessionär ist zum Abschluß eines Kollektivvertrags verpflichtet. Die Zahl ausländischer Arbeiter darf nicht über 50 Prozent, die der Angestellten nicht über 75 Prozent der Gesamtzahl betragen. Das Eigentum des Konzessionärs darf weder sequestriert noch konfisziert, noch zeitweise in Pacht genommen werden. Haussuchungen dürfen nur mit seiner Zustimmung vorgenommen werden. Bei Streitigkeiten entscheidet ein Schiedsgericht, das zur Hälfte aus Vertretern Krupps, zur andern aus Vertretern der Sowjetregierung besteht. Die Vertragspflicht beträgt 36 Jahre. Das Grundkapital beträgt 15 000 Pfund Sterling.

Wie ist nun die wirtschaftliche Bedeutung dieses Vertrages zu beurteilen? Nach der Schätzung des (antibolschewistischen) »Rußki Ekonomist« dürften erst 5 bis 6 Jahre verstreichen, bis das in das heute brachliegende Gebiet investierte Kapital Früchte tragen wird. Aber auch dann würden wohl kaum über 10 000 Deßjatinen voll bewirtschaftet werden können. Die russische Durchschnittsernte beträgt 80 Pud (Pud gleich 40 russische Pfund) von der Deßjatine, so daß also das Gesamtresultat 800 000 Pud betragen würde, von denen das Land 80 000 erhalten würde. Da aber, wie oben gesagt, der Preis für das Getreide nach den Notierungen der Rotterdamer Börse festgestellt wird, sei die Sowjetregierung in der Lage, das Getreide anderswo noch billiger als bei Krupp zu kaufen.

Für Krupp selber bedeutet die Konzession ein äußerst riskantes Unternehmen, zu dem er sich nur unter dem Druck der oben geschilderten Umstände entschlossen hat. Die Sowjetregierung, der die wirtschaftlich durchaus fragwürdige Bedeutung der Konzession nicht verborgen sei, habe trotzdem das Zustandekommen der ganzen Konzession mit einer derartigen Energie nur betrieben, um der ganzen Welt verkünden zu können, daß die weltbekannte Firma Krupp nach Rußland geht, um dort die Landwirtschaft wiederherzustellen; dadurch sei ein guter Köder geschaffen, um auch andere Auslandskapitalisten ins Land zu locken, ganz abgesehen von der Spiegelfechterei gegenüber den eigenen Untertanen. Wie wenig in Wahrheit die Interessen der letzteren wahrgenommen werden, ersehe man aus den oben angeführten geringen Zahlen der russischen Arbeiter und Angestellten.

Uns scheint dieses Urteil etwas von politischer Voreingenommenheit getrübt. Es kann doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Sowjetregierung, angesichts der vorjährigen und voraussichtlich auch in diesem Jahr sich wiederholenden Mißernte, ein reales Interesse und Bedürfnis nach einer solchen Konzession hat. Daß Krupp dabei möglicherweise, wenigstens in den ersten Betriebsjahren, »hereingefallen« ist, tut doch nur dem geschäftlichen Sinn der Sowjetvertreter Ehre. Der Hinweis auf die geringe Zahl im Betrieb beschäftigter Russen ist wohl auch kaum durchschlagend, da die russische Landwirtschaft, eben gerade infolge des Mangels landwirtschaftlicher Maschinen und des Arbeitsviehs, selber der Menschenkraft dringend bedarf und sie nur zu einem geringen Teil für fremde Unternehmungen entbehren kann. Es kann ferner keinem Zweifel unterliegen, daß die Wiederherstellung der russischen Landwirtschaft vorderhand nur mit Hilfe des ausländischen Kapitals möglich ist und daß der Kontakt mit mustergültigen kapitalistischen Betrieben für die »Evolution« der Sowjetregierung nur heilsam sein kann. Aus allen diesen Gründen ist die neue Konzession doch wohl zu begrüßen, und es bleibt nur zu wünschen, daß es ihr gelingen möge, die verödeten Gebiete des russischen Südens zu neuem Leben zu erwecken. Nicht allein im russischen, sondern auch im deutschen Interesse. Denn die vorliegende Konzession liegt, abgesehen von rein privatwirtschaftlichem, kommerziellem, im Interesse der beiden Länder und ihres gedeihlichen Zusammenarbeitens.

Noch etwas über Goldlöhne

Von **Fritz Tarnow**

In Nr. 14 der Neuen Zeit beschäftigt sich Dr. W. Schöttler kritisch und ablehnend mit der Forderung von Goldlöhnen. Er hat sicher recht, die Goldlöhne, wie er sie sieht, sind unmöglich. »*Gemeint ist die Forderung nach Goldlöhnen, die etwa der früheren nach Weltmarktlöhnen entspricht*«, sagt Genosse Schöttler, und er nennt dann mich als einen der »Hauptverfechter der Goldlohnforderung«. Tatsache ist, daß er das von mir zur Behandlung gestellte Problem, das identisch ist mit dem Problem der Goldrechnung überhaupt, mißverstanden hat. Es handelt sich weder um Weltmarktlöhne noch um Friedenslöhne und überhaupt nicht um eine Lohnhöhe, sondern darum, wie bei fortschreitender Geldent-

wertung die Kaufkraft des vereinbarten Lohnes gesichert werden kann. Mit dem Hinweis auf die geringen Erträgnisse unserer Wirtschaft ist lediglich erklärt, warum die durchschnittliche Lebenshaltung heute niedriger sein muß als vor dem Kriege.

Damit ist aber noch nicht im geringsten erwiesen, daß notwendigerweise jedesmal eine starke Senkung des realen Arbeitseinkommens erfolgen muß, wenn die Geldentwertung Sprünge macht. Hängt das mögliche Maß realer Lebenshaltung vom Stande der Güterproduktion ab, und das ist sicher richtig, dann kann es kein unabänderliches Fatum sein, daß bei jeder Geldentwertung trotz gleichbleibender Produktionsleistung die Lebenshaltung der Arbeiterschaft rapide sinkt.

Es handelt sich darum, wie die Lohnidee wiederhergestellt werden kann. Im Gegensatz zum willkürlich bemessenen Trinkgeld stellt man sich unter Lohn eine bestimmte Menge Kaufkraft als Äquivalent für eine bestimmte Menge Arbeit vor. Diese seine wesentliche Eigenschaft hat der Lohn von heute verloren. Er besitzt gewiß noch irgendeine Kaufkraft, aber nicht von bestimmter, sondern von ganz unbestimmter und unbekannter Größe. Schon am Tage der Lohnvereinbarung wissen weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer, wieviel Kaufkraft sie eigentlich vereinbart haben, und wenn sie es wüßten, so wäre doch der schon bei der ersten Lohnzahlung fällige Lohn von ganz anderer Kaufkraft als der vereinbarte. Diese unberechenbare Willkür der Lohnhöhe ist es, die die Lohn- und Gehaltsempfänger noch mehr zur Verzweiflung treibt als die Unzulänglichkeit der realen Lohnhöhe an sich. Es verlohnt sich also schon, darüber nachzudenken, ob hier Abhilfe möglich ist.

Es ist klar, daß die Wiederherstellung einer Goldwährung oder, was gleichbedeutend ist, die Stabilisierung der Papiermark die beste Lösung des Problems sein würde. Ebenso sicher scheint es aber zu sein, daß diese Lösung auf absehbare Zeit noch nicht gelingen wird. Deshalb ist zu prüfen, ob bis zu diesem Zeitpunkt währungstechnische Behelfsmaßnahmen den gegenwärtig unerträglichen Zustand zu lindern vermögen. Die Angelegenheit ist für die Arbeiterschaft um so dringender geworden, als solche Behelfsmaßnahmen für den Warenverkehr in der Privatwirtschaft bereits in großem Umfang eingeführt sind. Auch Schöttler verschließt sich dem nicht: »Was zunächst die Fakturierung von Handel und Industrie in ausländischer Währung betrifft,« sagt er, »so ist Tarnow durchaus recht zu geben. Leider hat die Regierung hier bisher nicht eingegriffen, trotzdem genügend rechtliche Handhaben gegeben sind.« An die Anwendbarkeit solcher »Handhaben« hat aber offenbar selbst das sozialdemokratisch geführte Wirtschaftsministerium nicht recht geglaubt, denn es hat in der Devisennotverordnung den Produzenten und Großhändlern lediglich verboten, in ausländischer Währung Zahlung zu fordern, die Preisfestsetzung in einer Auslandswährung aber freigegeben. Nur der Kleinhandel soll nicht in Dollar, Gulden oder Franken auszeichnen dürfen. Wenn aber die Goldrechnung den Warenverkehr vom Rohstoff bis zur Ladenschwelle des Kleinhandels beherrscht, dann ist es nur Sand in die Augen des kaufenden Publikums, wenn man durch den Zwang zur Papiermarkpreisauszeichnung im Kleinhandel die Täuschung aufrechterhält, als ob die Papiermark tatsächlich noch der Wertmesser für Warenpreise wäre. Man erreicht dadurch nur einen erhöhten Verbrauch von Radiergummi und Bleistiften, weil nun-

mehr der Detailliſt mit dem Kurszettel in der Hand täglich ſeine Preiſe umzeichnet.

Als Wertmeſſer hat die Papiermark auch im innerdeutſchen Verkehr für den größten Teil der Wirtſchaft ihre Rolle bereits ausgeſpielt. An ihre Stelle ſind Dollar, Gulden, Franken, Friedensgoldmark, Kohlenwert, Roggenwert und andere Rechnungsmaßſtäbe getreten, die ſämtlich auf dem gleichen Prinzip beruhen, nämlich der Anwendung eines ſtabilen oder möglichſt ſtabilen Wertmaßſtabs. Man würde ſich täuſchen, wenn man hier eine bloße Laune oder Ausſchreitungen der Profitgier ſehen würde, es handelt ſich vielmehr um eine Selbſthilfe der Wirtſchaft, die kommen mußte, weil man in der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsordnung ohne ein feſtes Wertmaß nicht auskommen kann. Die Warenzirkulation nach der Formel Ware — Geld — Ware funktioniert nicht mehr, wenn das gebräuchliche Geld aufhört, ein Wertmaß zu ſein, und da die Rückkehr zur primitiven Güterverkehrsform — Ware gegen Ware — nicht mehr möglich iſt, muß an die Stelle des Papiermarkgeldes ein tatſächliches Wertmaß treten, wenn die Wirtſchaft nicht zuſammenbrechen ſoll. Gegen wirtſchaftliche Naturgeſetze helfen weder Geſetzesparagraphen noch Polizeiorgane. Die Goldrechnung — als eine fiktive Rechnungswährung neben der Papiermark als Zahlungsmittel — iſt ganz einfach zwangsläufig in die Erſcheinung getreten, und ſie muß ſich weiter bis zur vollen Beherrſchung des ganzen Geldverkehrs entwickeln, ſo lange, bis durch die Wiederherſtellung einer einheitlichen ſtabilen Währung Behelfsmaßnahmen überflüſſig werden.

Gilt für die Warenwirtſchaft die Goldrechnung, dann muß ſie auch für die »Ware Arbeitskraft« gefordert werden. Die Goldrechnung für die Warenpreiſe bedeutet, daß dieſe in Papiermark ausgedrückt unmittelbar und automatiſch der Verſchlechterung des Papiermarkkurſes folgen. Ein Vergleich der Entwicklung der Deviſenkurſe und des Großhandelsindex macht dieſen Zuſammenhang ganz offenkundig. Wenn die breitere Öffentlichkeit auch die techniſchen Vorgänge der Goldrechnung nicht ſieht, ihre Wirkungen verſpürt ſie in der ſprunghaften Preisſteigerung in Zeiten ſchneller Geldentwertung. Alle Verſuche, die Anpaſſung der Preiſe an die Geldentwertung durch Wucherbeſtimmungen aufzuhalten, ſind im weſentlichen erfolglos geblieben. Die Auffaſſung, als ob die Preiſe an die Papiermarkgeſtehungskoſten gebunden bleiben müſſen, konnte ſchon zur Zeit des ſozialdemokratiſchen Wirtſchaftsminiſters nicht mehr aufrechterhalten werden. Auch die Arbeiterkonſumvereine mußten ſich in der Praxis wohl oder übel dazu verſtehen, auch bei vorhandenen Lagerbeſtänden die Preiſe der Geldentwertung anzupaſſen. Der neue Wirtſchaftsminiſter hat nunmehr in Gemeinſchaft mit dem Juſtizminiſter und geſtützt auf eine Entſcheidung des Reichsgerichts offizielle Richtlinien herausgegeben, in denen die Anpaſſung der Preiſe in voller Höhe der inneren Geldentwertung als berechtigt ausdrücklich zugegeben wird. Dieſe Anordnung wird einige Hemmungen, die bisher immer noch beſtanden, beſeitigen und das Tempo der Preisentwicklung im Kleinhandel demjenigen des Großhandels angleichen. Die unmittelbare Auswirkung der Goldrechnung muß alſo auch im Kleinhandel und damit auf die Lebenshaltungskoſten immer ſchärfer fühlbar werden

Wenn die Warenpreiſe von der Goldrechnung beherrſcht werden und keine Ausſicht beſteht, das zu beſeitigen, kann dann die Arbeiterſchaft noch weiter-

hin an der Fiktion festhalten, daß die Papiermark der Wertmesser sei, der alles bestimmt und also auch den Lohn bestimmen müsse? Ist nicht vielmehr für den Arbeitslohn mindestens mit gleichem Recht wie für den Warenpreis die Forderung nach einem festen Wertmaß berechtigt? Sollte man nunmehr nicht überhaupt die Frage ernsthaft erörtern, ob es nicht angebracht ist, die Goldrechnung ganz allgemein und für alle Geldleistungen gesetzlich einzuführen?

Der Gedanke erschreckt auf den ersten Blick. Es erscheint als eine währungstechnische Utopie, das Geld aufteilen zu wollen in ein goldwertbeständiges Rechnungsmittel und ein wertunbeständiges Zahlungsmittel. Bisher wußte man nicht anders, als daß beide Funktionen im Gelde in einer einheitlichen Währung untrennbar miteinander verbunden seien. Aber die tatsächliche und vorhandene Goldrechnung in unserer Wirtschaft trotz Beibehaltung der Papiermarkzahlung zeigt, daß diese Trennung tatsächlich möglich ist, die auch in der Geschichte des Geldes durchaus kein Novum darstellt. Wer aber an die technische Möglichkeit einer solchen Parallelwährung nicht glauben will ohne den Stempel anerkannter Währungssachverständiger, der sei auf das Gutachten der seinerzeit berufenen internationalen Sachverständigen Vissering, Dubois und Kamenka aufmerksam gemacht, die in Punkt 8 ihres Exposé sich wie folgt äußerten:

Das zu erreichende Ziel besteht in der Herstellung einer Goldwährung. Im Falle eine Übergangszeit notwendig sein sollte, wäre es angezeigt, vorübergehend die Papiermark in Zirkulation zu lassen und gleichzeitig die Goldmark als Rechnungsgeld einzuführen.

Auch namhafte deutsche Währungstheoretiker halten die Einführung der Goldrechnung nicht nur für möglich, sondern sehen darin einen zweckmäßigen Übergang für die Wiederherstellung der Goldwährung.

Die Praktiker der Wirtschaft haben sich freilich den Teufel um die Theorie gekümmert. Sie haben ganz einfach die Goldrechnung eingeführt, kalkulieren und fakturieren danach und befinden sich dabei außerordentlich wohl. Solange sie die Goldrechnung als Monopol besitzen, bringt es ihre Rechnungsmethode mit sich, daß sie nicht nur gegen Verluste aus der Geldentwertung geschützt sind, sondern darüber hinaus noch einen ansehnlichen Extraprofit, und zwar auf Kosten derjenigen, die von der Goldrechnung ausgeschaltet sind, erzielen. Sie lassen sich jetzt Arbeitslöhne, Steuern und andere Produktionskosten auch nach dem Goldkurs bezahlen, die sie selbst in entwerteter Papiermark zahlen. Auch die Leute, die Geldkapital verleihen, sind lange Zeit geprellt worden, sie fangen aber an, dessen müde zu werden, und wollen weiterhin Kapitalien nur noch hergeben gegen Goldwertsicherung und Goldwertverzinsung. So sehen wir schon mancherlei wertbeständige Anlagen auf dem Kapitalmarkt (Kohlenwertanleihen, Roggenanweisungen), die andeuten, daß die Goldrechnung auch beginnt, den Kapitalmarkt zu erobern. Daß vielfach schon Kommunen dazu übergehen, ihre Tarife auf den Kohlenpreiskurs zu stellen, ist bekannt. Neuerdings ist den Versicherungsgesellschaften das Recht gegeben worden, goldwertbeständige Versicherungen abschließen zu dürfen. Die Goldrechnung in den verschiedensten Formen marschiert also, und es fragt sich nur, wie lange sich die Arbeiterschaft noch damit abfinden

will, in einer Form entlohnt zu werden, die um so mehr in Prellerei ausartet, je mehr die Goldrechnung sich im Wirtschaftsleben durchsetzt.

Die Einwendungen, die gegen die allgemeine Einführung der Goldrechnung, insbesondere auch für den Lohn erhoben werden, beruhen meistens auf einer falschen Auffassung über das Wesen dieser Rechnung. Namentlich trifft das zu bei dem Einwand, daß durch solche »Goldlöhne« die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt konkurrenzunfähig wäre. Das Gegenteil ist richtig; denn die Sicherheit der Kalkulation und der Preisabschlüsse für die Exportproduktion hängt gerade davon ab, daß alle Produktionsfaktoren nach einem Wertmaß berechnet werden, das weltmarktstabil ist. Wenn beispielsweise bei einem Dollarkurs von 8000 der Stundenlohn des deutschen Arbeiters statt auf 400 Mark auf den Wert von 5 amerikanischen Cent angesetzt würde, so ist nicht einzusehen, wieso die Exportmöglichkeit leiden sollte, wenn nun der Dollar auf 16 000 und damit der Papiermarklohn auf 800 Mark steigt, die doch nach wie vor um keinen Deut mehr oder weniger als eben 5 Cent sind. (Aus diesem Beispiel bitte ich aber nicht schließen zu wollen, daß mir die Anwendung der Dollarwährung für uns als die zweckmäßigste Form der Goldrechnung erscheint.)

Ernster ist der Hinweis auf die *inflationistische Gefahr*, die in der Goldrechnung liegt, zu nehmen. Hierbei wird aber doch übersehen, daß die befürchteten Wirkungen auf die Inflation im wesentlichen ohnehin bereits da sind. Die Großhandelspreise folgen bereits unmittelbar dem Goldkurs, die Kleinhandelspreise folgen unerbittlich nach, nur mit einer gewissen Zeitdifferenz, und schließlich folgen nach einer weiteren Zeitspanne auch die Löhne. Wer nicht gerade der Meinung ist, daß die deutsche Wirtschaft nur dann aufrechterhalten werden kann, wenn der Reallohn der Arbeiter noch fortgesetzt weiter sinkt, indem grundsätzlich die Lohnsteigerung ein langsameres Tempo einschlagen müsse als die Warenpreissteigerungen, der kann die Goldrechnung für die Löhne nicht ablehnen, nur weil damit für die Inflation die kurze Zeitspanne gerettet wird, die heute zwischen Warenpreissteigerung und Lohnanpassung noch liegt. Schließlich kann man aber auch der Arbeiterschaft nicht zumuten, durch eine fortgesetzt weitere Verschlechterung ihrer Lebenshaltung den Versuch machen zu sollen, die Inflation aufzuhalten, ein Versuch, der, wie die Tatsachen lehren, doch zur Erfolglosigkeit verurteilt ist.

Das Problem der »Goldlöhne« sieht also etwas anders aus, als es in der Kritik Schöttlers erscheint. Um keinen Irrtum aufkommen zu lassen, betone ich noch, daß es mir unmöglich erscheinen würde, die Goldrechnung für den Lohn etwa mit gewerkschaftlichen Mitteln und tarifvertraglich zur Einführung zu bringen. Sie ist nur möglich, wenn sie als *gesetzliche* Rechnungswährung *allgemein* eingeführt wird. Das würde zur Folge haben, daß sämtliche Geldleistungen, die Löhne sowohl wie die Warenpreise, in der Goldrechnungswährung auszudrücken wären, während die zu zahlende Papiermarksumme nach dem jeweiligen amtlich einzusetzenden Kurse zu entrichten wäre. Die Bedenken, die sich aus der Überlegung ergeben, daß bei einem Steigen der Papiermark die Löhne fallen, die Warenpreise aber gleich bleiben würden, hätten dann keine Berechtigung mehr. Gilt allgemein die Goldrechnung, so wird die Kaufkraft des in Goldwert festgelegten Lohnes durch Schwankungen des Papiermarkkurses nicht berührt. Werden andererseits

auch die Warenpreiſe in der Goldrechnung offen ausgezeichnet, ſo hört der heutige unerträgliche Zuſtand auf, daß die Papiermarkpreiſe bei einem Steigen des Gold- reſp. Deviſenkurſes zwar getreulich mitmarſchieren, bei einer vorübergehenden Senkung aber unbeweglich bleiben.[1]

Schweizer Erzähler

Von L. Leſſen

Die deutſche Literatur der Gegenwart iſt nicht nach den Landesgrenzen der deutſchen Republik zu bemeſſen. Wie die deutſche Zunge auch jenſeits der ſchwarzrotgoldenen Grenzpfähle ſingt und deutſche Kultur daſelbſt eine Heimſtatt hat, ſo iſt uns auch manche gute Gabe von Dichtern gereicht worden, die ihrem Herkommen nach nicht, ihrer Art nach aber voll und ganz Deutſche geweſen ſind. Wir erinnern nur an die Öſterreicher Bartſch, Greinz, Leitgeb, Hoffensthal und andere. Und was für Öſterreich Geltung hat, gilt auch für die Schweiz, deren Erzähler heute noch immer ſtark unter dem dichteriſchen Einfluß Gottfried Kellers und C. F. Meyers ſtehen. Viele von dieſen Schweizer Erzählern ſind in den letzten Jahrzehnten auch den reichsdeutſchen Arbeitern gut bekannt geworden. Novellen und Romanen von Paul Ilg, Ernſt Zahn, Jakob Boßhart, Adolf Frey begegnete und begegnet man vielfach in der Parteipreſſe. Schon aus dieſem Grunde ſoll deshalb verſucht werden, die Eigenart dieſer Schweizer Erzähler, ſoweit das für deutſche Arbeiterleſer Intereſſe haben dürfte, kurz zu kennzeichnen.

Die weiteſte Verbreitung von allen Schweizer Dichtern in Deutſchland dürften wohl die Romane und Erzählungen von Ernſt Zahn gefunden haben. Eine überaus kraftvolle, epiſche Begabung iſt dieſem Dichter eigen, der in Göſchenen am Gotthard lange Jahre als Bahnhofswirt hauſte. Er kennt ſeine Menſchen gut: ſie ſind ſtarr und ſtreng wie die Berge, die ihnen Heimat ſind. Aber Zahn iſt viel zu ſehr Lyriker, als daß er mit dieſer Sprödigkeit ſeines Materials allein arbeiten könnte. Um die Schroffheit und Kantigkeit ſeiner Figuren weiß er etwas wunderfein Weiches und Zartes zu breiten, etwas Rührendes, das ungeahnte ſeeliſche Tiefen erſchließt und bei aller Straffheit ſeiner Darſtellung unſer ganzes Mitempfinden wach hält. Sachlich und von gediegener Menſchenkenntnis getragen rollt ſich alles Geſchehen in ſeinen Erzählungen und Romanen ab. Etwas bewußt Lehrhaftes ſteckt oft in ſeiner Vortragsweiſe, etwas Breites und eine allzu ſtark zur Schau getragene Liebe am Ausſpinſeln von Nebenſächlichkeiten. Zahn will erziehen; er will die Menſchen erheben, verträglicher, beſſer machen. Er iſt ganz Ethiker. Das ſpricht ſich namentlich in ſeinen Romanen aus (»Die Liebe des Severin Imboden« und andere); ſeine kürzeren Erzählungen ſind künſtleriſch weit ſtraffer; in ihnen pulſt meiſt eine ganz ungeheure dramatiſche Wucht und Spannung; hier wirkt nur die Handlung; hier ſpricht nur der Dichter; jede ethiſche Nebenabſicht fehlt; um ſo gigantiſcher und bewältigender kommt ſie natürlich dennoch zum Ausdruck. »Bergvolk«, »Menſchen«, »Helden des Alltags«, »Die da kommen und gehen«, »Was das Leben zerbricht« uſw. heißen einzelne ſeiner Novellenſammlungen. Schon dieſe Titel beſagen, was der Dichter zu geſtalten verſuchte. Gerade dieſe kürzeren Erzählungen ſind als eine durchaus gute geiſtige Volksnahrung zu bezeichnen. Und daß das Volk an dieſer Koſt Gefallen gefunden, erweiſt zu einem guten Teil die Tatſache, daß Zahnſche Bücher in den deutſchen Leihbibliotheken in zunehmendem Maße verlangt werden.

[1] Wer ſich eingehender mit dem Problem der Goldrechnung beſchäftigen will, ſei auf die kürzlich erſchienene Schrift des Staatsſekretärs im preußiſchen Juſtizminiſterium Dr. Mügel »Geldentwertung und Geſetzgebung« (Berlin 1922, Induſtrieverlag Späth & Linde) aufmerkſam gemacht.

Sind die Schweizer Berge zwischen Zürich und dem Gotthard die Domäne Zahns, so zwingt uns Jakob Christoph Heer, namentlich in seinem symbolischen Roman »An heiligen Wassern«, in den Bann der Gletscherwelt. In beachtenswerter Weise sind in diesen tiefschürfenden Erzählungen kulturgeschichtliche Momente verankert, die für die Erschließung der Schweiz als Durchgangs- und Touristenland charakteristisch sind: Kanäle werden gebaut, Tunnels gegraben, Abgründe überbrückt. Die moderne Ingenieurkunst feiert Triumphe. Die Fremden strömen ins Land und beeinflussen die Sitten der Eingeborenen. In den gleichen Geleisen läuft auch ein anderer großzügig angelegter Roman Heers, der sich »Der König der Beresina« betitelt; seine Handlung spielt im Engadin. Bekannt in Deutschland ist dann noch hauptsächlich sein Buch »Joggeli, die Geschichte einer Jugend« geworden, in der viel Selbsterlebtes niedergeschrieben ist. Heers schriftstellerische Art ist für den Roman ein wenig zu breit; er ist zu sehr Lyriker und verweilt mit sichtlichem Behagen allzulange bei der Schilderung der heimatlichen Naturschönheiten. Manches Übermaß, das hart an Schwülstigkeit streift, muß man mit in den Kauf nehmen. Doch sind Wortprägung, Satzbildung, Aufbau und Gestaltung stets edel, schön und vornehm.

Unter dem unmittelbarsten Einfluß Gottfried Kellers steht unter den lebenden Schweizer Erzählern wohl Adolf Frey. Er hat seiner Heimat den historischen Roman geschenkt. Sein farbiges Zeitbild »Die Jungfer von Wattenwil« ist in der Schweiz als Lektüre naturgemäß begehrter als bei uns zulande. In diesem Werke, das literarisch entschieden weit über dem Durchschnitt steht, wird der Dichter allen Wünschen und Neigungen der Schweizer Volksseele gerecht; kraftvoll und markig baut er die Handlung auf; geschickt vermeidet er jedes Übermaß, jegliche tendenziöse Ausschmückung. Dramatisch-packend rollt sich das Geschehen ab, den Leser in Spannung haltend und zum Schlusse mit Befriedigung erfüllend.

Wenn wir dann Walter Siegfried nennen, müssen wir wieder Gottfried Keller, der mehr oder weniger ja so ziemlich alle lebenden Schweizer Dichter beeinflußt hat, erwähnen. Denn Siegfrieds kraftvolle und farbige Sprache ist sichtlich an diesem großen Vorbild gebildet. Schon sein erster Roman »Tino Moralt«, der auch in Deutschland berechtigtes Aufsehen erregte, erwies das. In diesem packenden Buche ist alles auf das Seelische eingestellt; es ist ein Künstlerroman, der mit feinsten psychologischen Motiven arbeitet. Eine jagende Atemlosigkeit peitscht leidenschaftlich durch den Inhalt und hält die Aufmerksamkeit des Lesers im Bann. Von anderen Arbeiten Siegfrieds wollen wir nur noch die Erzählung »Um der Heimat willen« nennen, die ein starkes Ethos durchweht und die inhaltlich wieder mehr an Heers Art — es handelt sich auch hier um die Bezwingung der wilden Gebirgswelt durch den menschlichen Geist — anklingt.

Dann ist da Jakob Boßhart. Seine etwas breite, doch literarisch wohlgefeilte, vornehme Art hat sich erst verhältnismäßig spät zur Anerkennung durchgerungen. In Deutschland ist er noch wenig bekannt, obwohl hier und da auch ein Parteiblatt eine seiner schönen Erzählungen veröffentlichte. Ähnlich ist es um die Schöpfungen von Meinrad Lienert und Hermann Kurz bestellt. Von den Jüngeren wurde verhältnismäßig am raschesten bekannt Paul Ilg; sein sozialer Roman »Das Menschlein Matthias« machte die Runde durch die deutsche Arbeiterpresse und fand reichen Anklang. Ilg hat unter allen Schweizer Erzählern der Gegenwart die soziale Note in seinen Schilderungen am bewußtesten und schärfsten betont. Während alle anderen den modernen Klassenkampf ihren Schöpfungen nach Möglichkeit fernhalten, geht er seiner Schilderung nicht aus dem Wege. Er sieht seine Landsleute nicht bloß als Jäger, Hirten, Fischer und Straßenpflasterer, sondern auch als moderne Industriearbeiter, wie sie namentlich in den Zentren des Landes schwer und schlechtentlohnt schaffen. Seine Erzählungen und Romane sind denn auch großzügig und weitspannend angelegt. Sprache und Form weiß er klingend und fesselnd zu meistern. Seine Personen sind scharf herausgemeißelt, ihre Schick-

sale sind dem Leben abgelauscht. In seinem noch Reiches versprechenden Können steckt viel Volkstümlichkeit.

Gilt unter den Schweizer Erzählern heute Ernst Zahn als der in Deutschland begehrteste, so erscheint einem Arbeiterpublikum Ilg als der interessanteste. Zahns Art ist verhältnismäßig eng umgrenzt. Was er zu geben hatte, hat er im wesentlichen bereits gespendet. Er gibt nur neue Modulationen alter Melodien. Seine Ratsherren, seine Kleinstadthandwerker, seine Hirten und Fuhrleute sind liebevoll und treu nach dem Leben gezeichnet; aber mehr oder weniger ähneln sie doch alle einander. Ilg hat eine beweglichere Art und ein weiter gesteckteres Ziel. Er setzt seine Menschen nicht nur in ihre Umwelt und sucht seelische Beziehungen zwischen ihnen und der Landschaft zu konstruieren, sondern er stellt sie mitten in das wilde Getriebe der Zeit — der Zeit der Industrialisierung, die auch für die Schweiz seit Jahr und Tag gekommen ist. Und so schuf er für seine Heimat ein naturalistisches Milieu, das dortzulande bis dahin nur wenig Anklang gefunden. Das war gewissermaßen eine Tat. Und diese Tat, dieses nicht beschönigende Sehen und Schildern, ist es denn auch in erster Linie gewesen, was seine Schöpfungen in Deutschland so populär gemacht hat.

Von der Eigenart der Schweizer Erzähler zu derjenigen der süddeutschen ist nur ein kleiner Schritt. Die Art des Sehens, des Schilderns und der Lebensauffassung ist bei beiden außerordentlich nahe verwandt. Ludwig Finckh steht den Schweizern wohl am nächsten. Die Freude am Behaglichen und Beschaulichen prägt sich bei ihm am offensichtlichsten. Es ist ein eigener Kulturkreis, der hier zum Ausdruck strebt. Für unsere deutsche literarische Gegenwartskultur bildet diese Gruppe heimischen Schrifttums einen geschlossenen Zirkel. Die Liebe zur Heimat, das Festhalten am Hergebrachten sind die Hauptmerkmale dieser Art, die mehr als eine oberflächliche Unterhaltungslektüre zu vergeben hat. In ihr spinnen sich am klarsten und wenigsten angekränkelt die Fäden aus der Gegenwart zur Vergangenheit, getreu dem Bilde wirtschaftlicher Entwicklung, die im Süden unseres Sprachgebiets minder lebhaft pulst als im industriell überhitzteren Norden.

Literarische Rundschau

Die Tscheka. Russische Hilferufe an das Weltgewissen. Berlin 1922, Buchhandlung Vorwärts.

Der Herausgeber dieses Buches, Viktor Tschernow, wendet sich an die breiteste Öffentlichkeit, um das dunkelste Blatt in der Geschichte der russischen Revolution aufzuschlagen — um die Tätigkeit einer bolschewistischen Einrichtung zu schildern, die den allgemeinen und außerordentlichen Haß der Bevölkerung auf sich gezogen hat. Er hat sich, um diese geheimnisvolle Einrichtung in ihrer ganzen scheußlichen Nacktheit zu enthüllen, an russische Genossen und Genossinnen gewendet, die erst kürzlich den Kerkern der Tscheka entronnen sind oder die noch heute hinter Kerkergittern schmachten. Die Berichterstatter schreiben nicht auf Grund von Gerüchten, sondern aus eigener schlimmer Erfahrung heraus, weshalb der Herausgeber die volle sittliche und politische Verantwortung für die Mitteilungen übernimmt. Es handelt sich hier um Sozialisten, nicht ausschließlich um Sozialrevolutionäre, um Menschen, die unter dem weißen Schrecken des Zarismus ebenso gelitten haben wie unter dem roten Schrecken der Bolschewiki. Die mitgeteilten Tatsachen sind so ungeheuerlich, daß man sich fragen muß, ob eine derartige Verfierung von Menschen überhaupt möglich ist, aber sie werden bestätigt durch offizielle Berichte der Sowjetpresse. Es ist schwer, aus den zahlreichen Scheußlichkeiten, die die Sowjetregierung an ihren sozialrevolutionären Gegnern ausübt oder ungestraft verüben läßt, auch nur einzelne Stichproben zu geben, man muß das Buch lesen, um den erschüttern-

den Eindruck zu gewinnen, daß hier Verbrechen begangen werden, die geradezu zum Himmel schreien. Der Zweck des Buches, das Weltgewissen zu wecken, damit es unablässig an der Überwindung der Methoden blutiger Gewalttätigkeit arbeitet, wird erreicht werden, wenn es sehr viele Leser findet, die gegen die mitgeteilten Greueltaten protestieren, damit die russische Sowjetrepublik endlich in die Bahnen sozialistischer Kampfmethoden gedrängt wird. Franz Laufkötter

---

Professor Erwin Jacobi, **Gewerbe- und Arbeiterrecht.** Leipzig 1922, Verlag F. Meiner.

Das vorliegende Buch enthält in 24 Paragraphen eine gedrängte Einführung in das heutige Gewerbe- und Arbeiterrecht. Leider ist nicht recht ersichtlich, welche Gliederung der Darstellung zugrunde liegt. Wenn zum Beispiel Arbeitsordnung und Tarifvertrag in den § 17, 18, das Schlichtungswesen in § 13, 20 behandelt werden, so geht dem Leser die Erkenntnis der inneren Zusammengehörigkeit dieser drei zusammengehörigen Bestandteile des kollektiven Arbeitsrechts verloren. Umgekehrt sind fälschlich im Abschnitt »Schlichtungswesen« auch die heute den Schlichtungsausschüssen zugewiesenen, mit der Schlichtung ohne innere Verbindung stehenden Einzelstreitigkeiten aus dem Betriebsrätegesetz usw. erwähnt. Der Einzelarbeitsvertrag ist dagegen zwischen das Betriebsräterecht und die Arbeitsordnung eingeschoben. Diese Mängel sind keineswegs nur Schönheitsmängel, da jeder Fehler in der Gliederung arbeitsrechtlicher Darstellungen, zumal in einer Einführung, das ohnehin recht schwach entwickelte Empfinden für die Grundbegriffe des Arbeitsrechts, im besonderen die Verschiedenheit der Aufgaben des Kollektiv- und des Individualrechts, auf materiellem wie auf formellem Gebiet, beeinträchtigt. Die von Kaskel in seinem Buche »Das Neue Arbeitsrecht« vorgenommene Einteilung des Stoffes erscheint mir demgegenüber für die Förderung des Verständnisses auf arbeitsrechtlichem Gebiet viel wertvoller. Mit diesen Vorbehalten möchte ich das Buch der Beachtung empfehlen. Dr. Georg Flatow

---

Alfons Paquet, **Delphische Wanderung.** Ein Zeit- und Reisebuch. München, Drei-Masken-Verlag. 236 Seiten.

Die Schilderungen, die Land und Leute des Balkans in der Gegenwart, das heißt nach dem Weltkrieg behandeln, mehren sich in erfreulicher Weise. Vor einiger Zeit konnten wir an dieser Stelle auf das Buch unseres Genossen Hermann Wendel (Von Belgrad nach Buccari) hinweisen. Paquet schildert nun das neue Griechenland und die kümmerlichen Reste der Europäischen Türkei. Das Buch kann auf Aktualität Anspruch machen. Die allerjüngste Vergangenheit (die Kämpfe vor Smyrna, Kemals Siegeszug) pulst in ihm. Tatsachen und Tagesforderungen steigen auf, wie sie nur der zu schildern vermag, der selbst im Lande weilte. Und diese Schilderungen sind mit einer geradezu glänzenden Anschaulichkeit hingeworfen. Ein gepflegter Stil, eine gewählte Sprache, ein verinnerlichtes Versenken in die geschichtlichen und kulturellen Eigenheiten des bereisten Landes vereinen sich mit einem umfassenden Wissen; alles das macht die Lektüre des Büchleins zu einem hohen Genuß. Wer vorurteilslos Belehrung über die Verhältnisse im Südbalkan sucht, wird sie in der Paquetschen Schrift in reichstem Maße finden.

Die Reiseroute, auf der wir den Autor begleiten, führt über Mailand, Genua, Rom, Neapel, Brindisi, Valona, Korfu, Patras, Korinth, Piräus, Delphi, quer durch Thessalien, Saloniki, Konstantinopel, Üsküb, Belgrad, Agram, Wien. Überall starren uns die gleichen wirtschaftlichen Erscheinungen entgegen: Preissteigerung, mit der die Entlohnung nicht Schritt zu halten vermag. Die Folgen sind Streiks und Unruhen, die sowohl in Italien wie auch in Griechenland die Reise verzögern. Hier und da muß man an die Zustände in Deutschland denken: auch in Athen kosten ein Paar Schuhe 80 Drachmen, ein Preis, für den der Arbeiter nahezu eine ganze

Woche schuften muß. Das interessanteste Kapitel ist Konstantinopel gewidmet. Französische und englische Soldateska beherrscht die Stadt, die im übrigen von ungezählten hungernden und hungernden Russen erfüllt ist. Ein Massenelend tut sich dort auf, wie es fürchterlicher und zusammengedrängter wohl zurzeit an keinem anderen Platz der Erde sich finden dürfte. In kleinen, skizzenhaft hingeworfenen, aber aufs feinste ausgearbeiteten Momentbildern werden Typen der verschiedenartigsten Völker gezeichnet: der von militärischem Machtdünkel geschwollene Franzose, der steife, kaufmännisch berechnende Engländer, der gewinnsuchende Grieche, der leidenschaftliche Italiener, der müde, energielos gewordene Russe. Daneben läuft eine berauschend schöne Schilderung der geschauten Landschaft. Reiches Kunstwissen und erlesener Kunstgeschmack geben vornehm-unaufdringlich Belehrung. Nirgends eine Parteinahme, nirgends Chauvinismus irgendeiner Art. Alles in diesem Buche steht über den Dingen, geschaut mit den Augen vornehmen Weltmenschentums, erfühlt und genossen mit Sinnen, die nur der sein eigen nennen kann, der sich das Suchen von Freiheit, Schönheit und Wahrheit zur Lebensaufgabe gemacht hat. Das vornehm und geschmackvoll ausgestattete Buch darf nicht als die übliche Reiseschilderung gewertet werden; auch für den Ästheten ist es nicht ausschließlich geschrieben; Politiker und Volkswirtschaftler könnten viel aus ihm lernen. L.

Der Frauen Hausschatz. Jahrbuch für Arbeiterfrauen und -töchter. Herausgegeben von Wilhelmine Kähler. Hamburg, Auer & Co. 96 Seiten.

Goethe-Kalender 1923. Herausgegeben von Dr. Karl Heinemann. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 163 Seiten.

Mit in diesem Jahre besonders glückbegabter Hand hat die Herausgeberin den im Vorjahr zum ersten Male vorgelegten »Frauenhausschatz« zusammengestellt. Ich erinnere mich kaum eines Kalenders oder Jahrbuchs, das auf knappem Raume so Reichhaltiges und Interessantes in zweckmäßiger Form bietet. Die bekanntesten Verse Flaischlens, die ich jedem Menschen als Lebensspruch wünsche: »Hab' Sonne im Herzen, ob's stürmt oder schneit« bieten den Lesern den ersten Gruß. Kurze interessante Ausführungen über die Frauenfrage von Anna Blos gipfeln in der Forderung: Nicht unbedingt gleichartige, sondern gleichwertige, der weiblichen Individualität angepaßte Ausbildung und Berufsbetätigung wie der Mann. Weiblicher Ehrgeiz strebe nicht dahin, möglichst in solchen Berufen tätig zu sein, in denen Männer wirken, sondern dahin, die Berufe, die Frauen besonders eignen, so auszuüben, daß sie den Männerleistungen als gleichwertig zur Seite gestellt werden können. »Gedanken zur Mitarbeit der Frau in der Partei« entwickelt Marie Juchacz, während die Ausführungen C. Schrecks einen Wegweiser für die Selbstbildung der Frau darstellen. — Aus noch nicht lange vergangenen Tagen, da die Frau als Staatsbürgerin nichts galt, als man ihr durch Vereinsgesetz, Versammlungsverbot und Wahlunrecht einen Maulkorb vorzubinden suchte, plaudert Hermann Molkenbuhr. Als Gegenstück dazu berichtet Paul Löbe über die Tätigkeit der Frauen im Reichstag und Luise Schröder über die Frau in der Gerichtspraxis. Professor Dr. Grotjahns Winke über erste Hilfe bei Unglücks- und Krankheitsfällen sind besonders für Frauen wichtig, da in der Familie sie es meistens sind, die in solchen Fällen mit Umsicht und Geschick eingreifen müssen. — Durch eine Plauderei über das Pilzesuchen und -zubereiten weckt W. Reimes das Verständnis für dieses wichtige Volksnahrungsmittel. Vom selben Autor stammt auch ein längerer Aufsatz über Karl Marx, den Menschen und Wissenschaftler, der in großen Zügen Leben und Werk dieses bedeutendsten sozialistischen Theoretikers zeichnet.

Diese Proben aus dem Inhaltsverzeichnis mögen genügen. Sie sind aus dem Vollen herausgegriffen, ohne damit die nicht genannten Beiträge hintansetzen zu wollen. Kleine Novelletten und Skizzen, wie zum Beispiel die kleine liebenswürdig-boshafte Ehestandsgeschichte aus dem Spatzenleben von Manfred Kyber, sorgen für

Unterhaltung. Worte aus den Werken großer Dichter und Denker sind als Sprüche geschickt verteilt, und geschmackvoll ausgewählte lyrische Gaben erhöhen den Stimmungsgehalt. Als letzter, vom künstlerisch-ästhetischen Standpunkt wertvollster literarischer Beitrag sei »Die Schwarzpappel« erwähnt. Es ist eine ganz kleine Skizze, die in ihrer unendlichen Zartheit und rhythmischen Sprache an die schönsten »Gedichte in Prosa« von Turgenjew erinnert — um so erstaunlicher, wenn man sieht, daß dieser literarische Edelstein aus der Feder eines Mannes der exakten Wissenschaft stammt, des Professors Dr. Gustav Radbruch.

Zahlreiche Textillustrationen, Kalendervignetten und Vollbilder schmücken das Büchlein. Ganz köstlich ist von letzteren »Eine Landpartie« von C. v. Bergen, das wie das Urbild der arbeitenden, jugendkraftstrotzenden Frau wirkt, die Mutterglück und Schaffenslust geradezu ausstrahlt.

Die buchtechnische Ausstattung ist geschmackvoll und solide, der Druck klar, die Bilder scharf und gut ausgeführt. —

An im allgemeinen andere Kreise wendet sich der Goethe-Kalender. Für jeden Goethe-Kenner und -Verehrer bietet er viel Anregendes: eine Darstellung des ungemein zarten Verhältnisses zwischen dem greisen Dichter und der jugendfrischen Ulrike v. Levetzow nebst einigen Briefen Goethes und der diesem Kreise angehörenden Personen, die auf den Menschen Goethe in dieser letzten eigenartigen, zwischen jugendlicher Leidenschaft und inniger väterlicher Zuneigung schwankenden Liebe Schlaglichter werfen. Dann Nachforschungen nach dem Urbild Friederikens in dem Dörfchen Sesenheim und daran anschließend das wenig bekannte Märchen »Die neue Melusine«.

Sehr zu begrüßen ist auch der Entschluß des Herausgebers, die Tragödie »Dido« der Charlotte v. Stein abzudrucken. An sich besitzt dies Werk keinen besonders hervorragenden literarischen Wert, doch ist es eben deshalb interessant, weil es von Goethes vielumstrittener Freundin stammt und in der umfangreichen Literatur über Goethes Beziehungen zu Frau v. Stein eine gewisse Rolle spielt, ohne bisher irgendwo ganz zitiert zu sein. Der Abdruck im Goethe-Kalender ermöglicht es dem Leser, sich ein eigenes Urteil über dies sonst schwer zu beschaffende Drama und seine Beziehungen zu Goethe und Frau v. Stein zu bilden.

Wie in jedem Jahrgang, frischen kurze Zitate im Kalendarium die Erinnerung an Goethesche Aussprüche und Lebensweisheiten auf. Die Ausstattung des Buches ist geschmackvoll — bis auf e i n e grobe Entgleisung: die Schokoladenreklame auf der Rückseite des Bandes. M a r i a S c h i p f m a n n

---

Schneiders Bühnenführer. Berlin S, Verlag Franz Schneider.

Diese Bühnenführer erfüllen die ihnen gestellte Aufgabe, den Theaterbesucher vor der Aufführung in den Geist und die Handlung des anzusehenden Stückes einzuführen und ihm das Wesentliche über Entwicklung und Wesensart des Dichters sowie die Entstehung seiner Bühnenwerke mitzuteilen, in vollstem Maße. Darüber hinaus bieten sie jedoch auch dem Nichttheaterbesucher eine allgemeine Übersicht. Und wenn auch nicht alle Leser durch die meistens recht anregend geschriebenen kurzen Einleitungen, die den eigentlichen Handlungsbeschreibungen vorangestellt sind, veranlaßt werden, zu den Werken des Dichters selbst zu greifen — sei es in Form des Buches, sei es in Form von Theaterbesuchen —, so ermöglichen ihnen die Bühnenführer doch, sich über die das Theater gegenwärtig beherrschenden Dramatiker und die Handlung ihrer Stücke zu unterrichten. Dadurch erheben sich diese kleinen Büchlein auch weit über die bisher gebräuchlichen »Schauspielführer«, die schon infolge ihrer zusammengepreßten Stoffülle nur die äußere Handlung der Stücke in nüchternen Worten, knapp umrissen, beschreiben konnten, vom inneren Gehalt aber kaum etwas ahnen lassen. Ganz besonders das Büchlein über 34 Bühnenstücke von August Strindberg bietet auf dem knappen Raum von 212 Seiten einen vorzüglichen Kommentar zu den Werken des nordischen Dramatikers. Er erschließt das Allegorische

und Visionäre und verleiht dem Leser Hellhörigkeit für das, was Strindberg zwischen den Worten gibt.

Nicht ganz richtig finde ich die Titelbezeichnung »Björnson (oder welcher Autor es gerade ist) und seine 5 besten Bühnenwerke«. Da sich die Bühnenführer sonst auf eine rein objektive Darstellung beschränken, sollte dieser Superlativ, der ein subjektives Werturteil enthält, lieber geändert werden, etwa in »... und seine meist aufgeführten« oder »bekanntesten« Bühnenwerke. Doch das ist nur äußerlich; dem inneren Gehalt und der praktischen Brauchbarkeit nach sind die »Führer« durchaus zu empfehlen — besonders auch zur Anschaffung für Arbeiterbüchereien, denen die Originalwerke der Dramatiker meist zu kostspielig sein dürften. Zurzeit liegen vor: Björnson von Hans Teßmer (Grundpreis M. —.80), Hebbel von Karl Strecker (M. —.80), Gött von Gustav Peters (M. —.80), Lauckner von Fritz Engel (M. —.80), Shaw von Fritz Engel (M. —.80), Ibsen von Karl Strecker (M. 1.—), Strindberg von Fr. W. Schmidt (M. 1.20). Weitere Bändchen sind angekündigt und zum Teil bereits erschienen. Sie sollen demnächst hier ebenfalls angezeigt werden. M. Sch.

Felix v. Luschan, **Völker, Rassen, Sprachen.** Berlin 1922, Welt-Verlag. VIII und 192 Seiten.

Es gibt bereits viele Bücher, die bestimmt sind, in die Völkerkunde einzuführen und Aufschluß zu geben über Körperbeschaffenheit und Kultur der verschiedenen Zweige des Menschengeschlechts, doch kaum eines ist darunter, das durch gleiche erfrischende Lebhaftigkeit und Originalität ausgezeichnet ist, wie dieses jüngste Buch Luschans. Zum weitaus größten Teile beruht es auf eigenen Forschungen und Studien; es ist keine Sammlung fremder Arbeitsergebnisse. Dieser Umstand erklärt es auch, daß nicht alle Teile der Erde gleichmäßig behandelt sind, so daß zum Beispiel über die Völker von Nord-, Ost- und Innerasien nur auf zwei Seiten kurz gesprochen wird, während den vorderasiatischen Völkern nahezu 100 Seiten gewidmet sind. Entschädigt wird der Leser dafür durch die Fülle der von Luschan gebotenen anregenden Gedanken, beispielsweise über das jüdische Rassenproblem, die anthropologische Stellung der Madjaren, die Beziehungen zwischen der vorgeschichtlichen Kunst Südeuropas und des fernen Südafrika, die Negerfrage in Amerika, die wahrscheinliche Rassenverwandtschaft zwischen Negern, afrikanischen Pygmäen und Melanesiern usw. — Eine Reihe gut gewählter Bilder erhöhen den Wert des Buches. H. Fehlinger

---

Karl Neurath, **Der Preußenkaplan.** Roman. Leipzig, Verlag Grethlein & Co. 356 Seiten.

Dieses Buch ist ein begeisterter Sang auf die hessische Rheinheimat des in Norddeutschland lebenden Autors, voller Farbenpracht, Lebensfülle und Poesie. Die Handlung spielt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ein junger katholischer Priester, hoch an Geist und Seele, gerät mit der herkömmlichen Orthodoxie in Widerspruch, legt den Priesterrock ab und geht jenseits des Rheins. Die politische Entwicklung im Gefolge des siebziger Krieges bringt die Ausweisung des einstigen Kaplans aus Frankreich und seine Rückkehr nach Deutschland. Festumrissene, sicher gestaltete Menschen führen den Kampf um das Volkstum und bauen auf die Zukunft, auf das einige Deutschland. Diese Zukunft war die bismärckische Reichsgründung. J. Kliche

---

Notizen

Das russisch-kommunistische Produktionsexperiment. In einem Artikel der Nummer 51/52 des vom Hamburgischen Weltwirtschafts-Archiv herausgegebenen »Wirtschaftsdienstes« beschäftigt sich Hans v. Eckardt mit der Industrieproduktion und Arbeitsintensität in Rußland während der letzten Jahre. Das Material für diese Arbeit liefert ihm eine von dem russischen Obersten Volkswirtschaftsrat aufgenommene

Statistik, die am 7. November in der Moskauer »Iswestija« zu dem Zweck veröffentlicht worden ist, der Welt zu beweisen, daß sich Rußland seit ungefähr einem Jahre wieder in einem wirtschaftlichen Aufstieg befindet. Tatsächlich beweisen die Ziffern, daß sich, seitdem die Sowjetregierung ihre früheren »sozialen Experimente« aufgegeben hat und wieder mehr und mehr zur kapitalistischen Wirtschaftsweise zurückgekehrt ist, die Erzeugungsmenge und die Arbeitsleistung des russischen Arbeiters nicht unbeträchtlich gehoben haben, wenn sie auch noch lange nicht wieder jene des Vorkriegsjahres 1913 erreichen. Ein um so trüberes Licht fällt auf die Periode der kommunistischen Produktionsversuche, die sowohl eine enorme Abnahme der Gesamtproduktion wie auch der Arbeitsintensität des einzelnen Arbeiters aufweist. Hierfür einige Ziffern.

Es wurden im Gebiet des heutigen Sowjet-Rußlands erzeugt an:

	1913	1920	1922 (v. 1. Okt. 1921 bis 1. Okt. 1922)
Kohlen, in 1000 Pud	1738000	446000	591270
Petroleum, in 1000 Pud	564000	232000	274265
Erz, in 1000 Pud	638000	10400	13478
Gußeisenprodukte, in 1000 Pud	257400	6330	10184
Martineisenprodukte, in 1000 Pud	259300	10000	19314
Walzeisenprodukte, in 1000 Pud	214200	12200	15248
Lokomotiven (neue), Stück	609	90	102[1]
Pflüge und Maschinen, Stück	778000	93900	47032[1]
Baumwollgarn, in 1000 Pud	16000	825	2712
Wollgespinste, in 1000 Pud	2400	560	654
Leinengarn, in 1000 Pud	2093	800	962
Schuhwerk, Paar	54880	6310	3001
Papier, in 1000 Pud	9100	2260	1622
Zucker, in 1000 Pud	82806	4840	—

[1] In 11 Monaten.

Ein Vergleich der Ziffern ergibt einen enormen Rückgang der industriellen Produktion unter der bolschewistischen Herrschaft; doch bieten die Zahlen keinen genauen Überblick, da sich die Grenzen der statistisch erfaßten Gebiete für die Jahre 1913 und 1920 nicht genau decken und zudem in der obigen Aufstellung die Zahl der jeweils beschäftigten Arbeiter nicht mit in Berücksichtigung gezogen ist. Ein genaueres Bild der Wirkung des kommunistischen Experiments auf die Produktionstätigkeit Rußlands ergibt die von dem Obersten Volkswirtschaftsrat darüber aufgenommene Statistik, in welchem prozentualen Durchschnittsverhältnis die Arbeitsleistung des einzelnen Arbeiters in den verschiedenen Industriezweigen während des ersten Halbjahres 1922 (also in einer Periode, in der nach dem Tiefstand von 1920 bereits wieder eine beträchtliche Zunahme der Arbeitsintensität hervortrat) zur Durchschnittsarbeitsleistung im Jahre 1913 gestanden hat. Danach ergibt sich, daß in den meisten Gewerben noch 1922 der einzelne Arbeiter ungefähr ein Viertel oder ein Drittel jenes Arbeitsquantums geleistet hat, das er 1913 leistete. Verhältnismäßig am intensivsten wurde in der Montanindustrie gearbeitet. Im Donbassin förderte zum Beispiel 1922 der einzelne Arbeiter im Tagesdurchschnitt 46 Prozent der Kohlenmenge, die er 1913 gefördert hatte; dagegen betrug in der Baumwollindustrie die durchschnittliche Tagesarbeitsleistung nur 28 Prozent, in der Leinenindustrie 33 Prozent, in der Lederindustrie 40 Prozent, in der Papierindustrie 31 Prozent der Leistung im Vorkriegsjahr. Im ganzen kann man sagen, daß nach eigener Angabe des Obersten Volkswirtschaftsrats unter dem bolschewistischen Wirtschaftsregime die Arbeitsintensität auf fast ein Drittel der früheren zurückgegangen ist. Eine schärfere Kritik der bolschewistischen Wirtschaftsdiktatur ist kaum möglich.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17 | Ausgegeben am 25. Februar 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Saarpolitik Frankreichs

Vorläufer und Vorbild seiner Politik am Rhein und an der Ruhr

Von **Bernhard Rausch**

Ein gesunder Organismus reagiert auf Eingriffe lebhafter als ein kranker, dessen Leiden ihn gegen Schmerz abgestumpft haben. So schien der an allen Seiten amputierte deutsche Volkskörper kaum noch die brennende Wunde zu beachten, die ihm an der Saar zugefügt worden ist und in die ein zynischer Feind jeden Tag von neuem Salz streut. Indessen hat der französische Gewaltstreich gegen das Ruhrgebiet, der die Ziele der französischen Politik blitzartig beleuchtete, die lebhafte Aufmerksamkeit des deutschen Volkes wie dem ganzen Rheinland, so auch seinem südlichen Teil, dem Saargebiet zugewendet. Ist doch dieses 2000 Quadratkilometer umfassende Gebiet mit 800 000 rein deutschen Einwohnern, das nach einem wohlüberlegten Plan in fünfzehn Jahren anschlußreif für Frankreich gemacht werden soll, ein Zukunftsspiegel des Schicksals, das auch der deutschen Bevölkerung am Rhein und an der Ruhr harrt, falls es den Franzosen gelingen sollte, sich dort, gestützt auf militärische Gewalt, ebenso fest einzunisten, wie der Versailler Vertrag es ihnen an der Saar seit 1920 gestattet hat.

Gewisse deutsche Freunde und Bewunderer der französischen Kultur sind sehr erstaunt darüber, wie ein Volk, das den Ruf besonderer geistiger Klarheit beansprucht, sich die doch so törichte Politik der Millerand, Poincaré, Foch gefallen lassen könne. Das liegt nun gewiß zu einem erheblichen Teil an jener unerreichten Verlogenheit der korrumpierten französischen Gazetten, die es dem französischen Volk unmöglich machen, die Wirklichkeit zu sehen. Mit Recht schrieb der Engländer Lorenz Sterne im Oktober 1922 in der Zeitschrift »The New Statesman«:

> Die Franzosen sind so völlig außer aller Berührung mit der Welt, als wohnten sie auf einer wüsten Insel. Ich war imstande, ein paar absolut zuverlässige Nachrichten über die Lage in Deutschland und über das Benehmen der französischen Behörden in den besetzten Gebieten und im Saartal zu geben. Man war erstaunt und entsetzt. Niemand in Paris, so sagte man, habe die geringste Kenntnis von diesen Tatsachen, und jeder bezeichnete das Benehmen der französischen Behörden im besetzten Gebiet als ebenso dumm wie abscheulich. Diese Unwissenheit ist eine der gefährlichsten Tatsachen in Frankreich.

Indessen dürfte es leider doch nur eine freundliche Illusion sein, zu hoffen, daß die »Krankheit Poincaré« in Frankreich überwunden wäre, wenn dem französischen Volke nur erst die Augen über die Ziele seiner Machthaber aufgegangen sein würden. Die Geschichte sowie die Erfahrungen der Gegenwart lehren vielmehr, daß auch das »andere« Frankreich an einem von Poincaré an der Saar, am Rhein und an der Ruhr geschaffenen Fait accompli kaum etwas zu ändern bereit sein wird, solange ihm dieser Zu-

stand, jetzt oder für die Zukunft, Vorteile zu versprechen scheint. Im Mittelpunkt aller französischen Wünsche und Hoffnungen steht aber seit Jahrhunderten die Rheingrenze, von der der Sozialist Proudhon sagte, daß sie ein außenpolitisches Ziel sei, das tief im Volke wurzle, und das auch Poincarés gefährlicher Gegenspieler Lloyd George unlängst als die stärkste Triebkraft der französischen Politik aufgedeckt hat. Und wenn man in Frankreich Rhein sagt, so meint man heute in den politisch führenden Kreisen Frankreichs seine europäische Hegemonie, gestützt auf die industrielle Beherrschung von Kohle, Eisen und Stahl, wozu die Besitzergreifung der Ruhrkohle ebenso gehört wie die der Saarkohle.

So gefährlich und letzten Endes aussichtslos diese Tendenzen der Außenpolitik eines 36-Millionen-Volkes auch sind, so würden wir uns in Deutschland doch einer Täuschung hingeben, wenn wir uns bei dem Gedanken beruhigten, daß die gegenwärtig wirkenden Annexionsbestrebungen nur der Ausfluß eines augenblicklichen Siegerübermuts, einer temporären Psychose wären, die mit dem Bloc national wieder verschwinden werde.

Über diese historischen Ziele Frankreichs gewinnt man endlich im deutschen Volke seit den düsteren Tagen von Versailles immer größere Klarheit. Es hatte vertrauensselig auf Wilsons vierzehn Punkte angebissen, aber dieser Apfelbiß brachte ihm nur die schmerzliche Erkenntnis, daß die Welt keineswegs nach einem frommen Sittenkodex regiert wird, und auch gewisse unter der Flagge von Karl Marx segelnde Parteigenossen wurden am meisten durch die »marxistische« Tatsache überrascht, daß die fremden Imperialisten nicht weniger der Sünde bloß sind als die eigenen, und daß sie nichts als ihre Industrie- und Handelsstatistik meinten, wenn sie den Cant von Völkerbund, Abrüstung und ewigem Frieden anstimmten.

Immerhin war uns die Industrie- und Handelsstatistik der Welt auch in Versailles nicht nur von Nachteil. Lloyd George begann schon während der Friedensberatungen einzusehen, was für ein verhängnisvoller Bruch mit den Traditionen der englischen Außenpolitik, mit Pitts Grundsatz vom balance of power es gewesen war, den deutschen Konkurrenten bis zum knock out blow niederzukämpfen, denn noch weniger als die deutsche Hegemonie in Europa vermag England die französische zu ertragen. Ein westeuropäischer Kohlen-, Eisen- und Stahltrust in den Händen Frankreichs bedeutet das Ende der englischen Weltstellung und eine unmittelbare Bedrohung Englands. So hat England seit Versailles manche Mühe, der französischen Rheinpolitik hindernd in den Arm zu fallen. Und diesen englischen Beklemmungen hat auch das Saargebiet es zu verdanken, daß es von Frankreich noch nicht völlig verschluckt worden ist.

1. Das Saarkohlengeschenk an Frankreich

Die industrielle Überlegenheit Deutschlands gegenüber Frankreich vor dem Kriege beleuchten folgende Zahlen: Deutschland hatte 1913 eine Förderung von 36 Millionen Tonnen Eisenerz, Frankreich von 22. Steinkohlen förderte Deutschland in jenem Jahre 190 Millionen Tonnen, Braunkohle 87, also zusammen 277 Millionen Tonnen, Frankreich dagegen an Steinkohle und Braunkohle zusammen nur 41 Millionen Tonnen. Der Versailler Vertrag hat Deutschland vier Fünftel seines Eisenerzes genommen. Aber um die lothringischen Erze zu verhütten, ist Frankreichs Stahl- und Eisenindustrie auf den

ununterbrochen fließenden Bezug des harten Ruhrkoks angewiesen, den es sonst nirgends, auch nicht aus dem Saargebiet, erlangen kann. Nicht weniger als drei Viertel des französischen Koksbedarfs muß aus dem Ruhrgebiet gedeckt werden. Die industrielle Vorherrschaft Frankreichs ist also trotz seines Erzreichtums nur ein Traum, solange die Kohle in den Händen Deutschlands bleibt. Von den 1913 geförderten 190 Millionen Tonnen Kohle entfielen 114,5 auf das Ruhrgebiet, 43,4 auf Oberschlesien, 13,2 auf das Saargebiet und 3,8 auf Lothringen. Hier liegen die Wurzeln für den Raubeinfall ins Ruhrgebiet, für die Teilung Oberschlesiens und auch für die Besitzergreifung des Saargebiets.

Der Versailler Vertrag bestimmt in Artikel 45, Teil III, daß Deutschland »als Ersatz für die Zerstörung der Kohlengruben in Nordfrankreich und in Anrechnung auf die Summe der Wiedergutmachung von Kriegsschäden« an Frankreich das vollständige und unbeschränkte Eigentum an den Kohlengruben im Saarbecken abtritt. Das Eigentum ist also frei von allen Schulden und Lasten sowie mit dem ausschließlichen Ausbeutungsrecht in Frankreichs Hände übergegangen. Es handelt sich um ein Kohlenvorkommen von $16^1/_2$ Milliarden Tonnen. Dem Deutschen Reich ist für den Fall, daß die nach fünfzehn Jahren (1935) vorgesehene Volksabstimmung zu seinen Gunsten ausfallen sollte, lediglich ein Rückkaufsrecht geblieben, und zwar zu einem in Gold zu zahlenden Preise, der von drei Sachverständigen festgesetzt werden wird, die mit Stimmenmehrheit beschließen. Einer soll von Deutschland, einer von Frankreich und der dritte, der weder Deutscher noch Franzose sein darf, vom Völkerbund ernannt werden. Wenn in sechs Monaten, die auf die Entscheidung der Sachverständigen folgen, der Preis von Deutschland nicht bezahlt worden ist, soll das Eigentumsrecht endgültig von Frankreich »erworben« sein.

Es leuchtet ein, daß es sich hier um ein Riesengeschenk handelt, dessen Größe weit über den angerichteten Schaden hinausgeht, denn der Gesamtreichtum Frankreichs an Kohlen war nicht viel größer, als der des Saarbeckens ist. In seinem Buche »Les libertés Rhénanes« schreibt darüber der französische Schriftsteller Jean de Pange:

1910 wurde auf dem Kongreß von Toronto die Gesamtheit des Kohlenreichtums Frankreichs auf $17^1/_2$ Milliarden Tonnen geschätzt, von denen die Hälfte auf die Kohlenbecken im Norden und im Pas de Calais entfielen. Auf dem gleichen Kongreß schätzte man das Saargebiet auf $16^1/_2$ Milliarden Tonnen sicherer Reserven.

Also weil ein Teil der nordfranzösischen Gruben für einige Jahre stillgelegt worden ist, deren Förderausfall, hoch gerechnet 200 Millionen Tonnen, überdies durch die Reparationskohlen überreichlich gedeckt wird, hat Frankreich ein Kohlenvorkommen als Geschenk erhalten, das fast ebenso groß ist wie das eigene. Man wird sich daran 1935 oder später noch einmal zu erinnern haben.

2. Das Ziel der französischen Saarpolitik

Da die Besitzergreifung der Saarkohle in den Augen Frankreichs aber nur ein Teil seiner von industriellen Gesichtspunkten bestimmten Rheinpolitik ist, begehrte es bei den Friedensberatungen in Versailles zu dem Kohlengeschenk nun auch das lebende Inventar. Es wies auf die Schwierigkeiten hin, Gruben in einem Gebiet zu besitzen, das nicht seiner Verwaltung unterstände, und wünschte das Saarbecken als nördlichen Teil Lothringens einzustecken.

Aber Lloyd George, der die französischen Pläne zu durchschauen begann, widerstand der Annexion dieses rein deutschen Gebiets, die dem gepriesenen Selbstbestimmungsrecht der Völker widersprochen hätte. Clémenceau setzte jedoch auf einen Schelm anderthalbe und band nach den Aufzeichnungen Tardieus Lloyd George und Wilson folgenden Bären auf:

Es gibt in der Gegend dort wenigstens 150 000 Menschen, die Franzosen sind. Auch diese Menschen, die im Jahre 1918 Adressen an den Präsidenten Poincaré geschickt haben, haben für sich Anspruch auf Gerechtigkeit.

Diese Legende ist inzwischen, besonders durch die Landesratswahlen, so gründlich zerstört worden, daß man heute nicht einmal in Frankreich den tausendsten Teil jener 150 000 Saarfranzosen glauben würde. Der Adressenschwindel ist übrigens seit Jahrhunderten ein so beliebtes Hilfsmittel der französischen Rheinpolitik gewesen, daß auch Lloyd George davon etwas gewußt haben könnte. Aber da die Weltschiedsrichter sich für eine Lappalie wie die Abfassung des Saarstatuts in Versailles gerade 36 Stunden Zeit ließen, hielt es Lloyd George wohl nicht der Mühe wert, den Dingen ein wenig auf den Grund zu gehen. So erlangte Frankreich durch seinen Schwindel die Aussicht, auf einem Umweg zum Ziele zu gelangen und die Saarangelegenheit zusammen mit anderen »Irrtümern von Versailles« in einem späteren Zeitpunkt revidieren zu können.

Artikel 49 des Versailler Vertrags zwingt Deutschland, auf die Regierung des Saargebiets zu verzichten zugunsten der Liga der Nationen, »die hier als *Treuhänder* erachtet wird«. Wenn nun der Völkerbund das ihm übertragene Mandat wirklich als Treuhänder Deutschlands ausüben würde, könnten wir uns mit diesem Zustand abfinden und ruhig dem Abstimmungstag entgegensehen, an dem das Saargebiet mit überwältigender deutscher Mehrheit zu seinem Mutterland zurückkehren würde, mit dem es durch Geschichte, Wirtschaft und Kultur unlösbar verbunden ist. Unaufhörlichen Protest aber müssen das deutsche Volk und seine Regierung vor der Welt dagegen erheben, daß die Regierungskommission des Völkerbunds ihr Mandat zu untreuen Händen ausübt, indem sie unter fortgesetzter Verletzung klarer Vertragsbestimmungen, allein auf die Macht französischer Bajonette gestützt, das Saargebiet von Deutschland systematisch abschnürt und in ihm eine unverhüllte französische Annexionspolitik treibt. Die vom Völkerbund ernannte Regierungskommission besteht aus fünf Mitgliedern: Einem Franzosen, *Rault*, der gleichzeitig ihr Präsident ist, einem nicht französischen Mitglied, das aus dem Saargebiet stammt, Dr. Hector,[1] und drei Mitglie-

[1] Bei der Völkerbundstagung im August 1922 hat der Landesrat des Saargebiets durch eine Kommission den Antrag gestellt, das Mandat Dr. Hectors nicht zu erneuern, und gebeten, das saarländische Mitglied der Regierungskommission entweder aus allgemeinen Wahlen hervorgehen zu lassen oder es auf Vorschlag des Landesrats zu ernennen. Nachdem das erste saarländische Mitglied der Regierungskommission, v. Bogh, sein Amt schon nach kurzer Zeit niedergelegt hatte, weil es die französische Annexionspolitik nicht mitmachen konnte, hat Herr Rault in dem Arzt Dr. Hector aus Saarlouis jene Kreatur gefunden, die für die 100 000 Franken Gehalt zu jeder Gegenleistung fähig ist. Schon während der Versailler Verhandlungen hatte er sich an die französische Regierung herangemacht und als Bürgermeister der Stadt Saarlouis eine rein wirtschaftliche Denkschrift der Stadtvertretung in eine Loyalitätserklärung für Frankreich umgefälscht. Die überwiegende Mehrheit der

dern, die weder Franzosen noch Deutsche sind, dem Belgier Lambert, dem Dänen Graf Moltke-Huitfeld, der jedoch auch ganz französisch eingestellt ist, und dem Kanadier Waugh. Die Saarpolitik ist nur ein Teil der französischen Rheinpolitik. Wie könnte Frankreich sein Herrschaftsgebiet bis an den Rhein vortragen, wenn an der Saar eine deutsche Insel bliebe? Dadurch ist Herrn Rault, dem Agenten Poincarés an der Saar, der Weg klar vorgezeichnet. Obwohl das Saargebiet noch zu Deutschland gehört und nur vorübergehend der Verwaltung des Völkerbunds untersteht, wird es doch wie eine bereits zu Frankreich gehörende Kolonie behandelt. In der ersten Zeit der französischen Okkupation wurde das Saargebiet mit stürmischem Säbel von den unbequemsten Elementen in ähnlicher Weise reingefegt, wie es gegenwärtig im Ruhrgebiet geschieht. Jene brutalen Gewaltakte, als deutsche Familien, die jahrzehntelang im Saargebiet ansässig waren, per Schub außer Landes gebracht wurden, haben in der Bevölkerung eine tiefe Erbitterung hinterlassen, die auch jetzt noch immer wieder von neuem genährt wird. Die letzte Ausweisung hat die beiden sozialdemokratischen Redakteure der Volksstimme in Saarbrücken betroffen.

Aber im ganzen ist der dreinfahrenden militärischen Diktatur eine zähe, systematische Verwaltungsarbeit gefolgt. Die Hoffnung freilich, daß das Saargebiet jemals für Frankreich votieren würde, hat man in Paris endgültig zu Grabe tragen müssen. Doch es würde für die französischen Zwecke schon genügen und sich in den Rahmen der französischen Rheinpolitik einfügen lassen, wenn sich bei der Abstimmung im Jahre 1935 von den drei vorgeschriebenen Möglichkeiten — Deutschland, Frankreich oder Beibehaltung des Völkerbundsmandats — eine Mehrheit für die letztere ergäbe. Das Saargebiet würde dann ein selbständiger Staat unter der Hoheit des Völkerbunds bleiben. Die Abstimmung wird gemeinde- und bezirksweise stattfinden, und abstimmungsberechtigt wird jede über 20 Jahre alte Person sein, die im Saargebiet zur Zeit der Unterzeichnung des Versailler Vertrags gewohnt hat. Wenn wir auch bestimmt hoffen dürfen, daß das Saargebiet uns erhalten bleibt, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß der Regierungskommission starke Mittel in die Hand gegeben sind, um in der Saarbevölkerung den Wunsch zu wecken, einem selbständigen Staat und nicht dem Deutschen Reich anzugehören, und wir dürfen auch nicht die Geschicklichkeit verkennen, mit der dieses Ziel angestrebt wird. Um so größer aber ist für das deutsche Volk die Aufgabe, die Saarfrage nicht ruhen zu lassen und darüber zu wachen, daß in den Deutschen des Saargebiets das Bewußtsein ihrer nationalen Zugehörigkeit nicht einschläft.

3. Die Zollgrenze

Als wichtigstes Mittel zur Abschnürung des Saargebiets von Deutschland ist die Errichtung einer Zollgrenze ins Auge gefaßt. Vom Jahre 1925 ab wird das Saargebiet, entsprechend den Bestimmungen des Versailler Vertrags, dem französischen Zollgebiet einverleibt sein. Bis 1925 ist die deutsche

Saarbevölkerung erblickt in dieser Kreatur Raults einen »Landesverräter«, mit dem sie nichts zu tun haben will. Leider hat die zweideutige Haltung, die der englische Hauptdelegierte beim Völkerbund, Balfour, noch im vorigen Jahre einzunehmen für richtig fand, Dr. Hector die Möglichkeit gegeben, sein Amt ein weiteres Jahr auszuüben.

Einfuhr von Artikeln, die für den örtlichen Gebrauch bestimmt sind, frei von Zollabgaben. Vom Jahre 1925 ab soll kein Ausfuhrzoll auf die metallurgischen Produkte oder auf die Kohlen gelegt werden, die aus dem Saargebiet nach Deutschland gehen, oder auf die deutsche Ausfuhr, die für die Industrie des Saargebiets bestimmt ist. Schon jetzt beeilt sich die Saarregierung mit der Herstellung von Bahnanlagen für Zoll- und Steuerzwecke und hat deshalb dem Landesrat eine Verordnung über die Beschleunigung des Enteignungsverfahrens zugehen lassen, die sie natürlich trotz seines Protestes durchführen wird, wo es ihr paßt. Es handelt sich um Eisenbahnbauprojekte im Werte von 100 Millionen Franken zur Errichtung von Zollbahnhöfen, Zollschuppen, Gleisanlagen und anderen Bauten an allen Stationen der Saargebietsgrenze.

Die Wirkung der Zollgrenze kann für das Wirtschaftsleben des Saargebiets nur verhängnisvoll sein. Das beweisen schon die Ergebnisse, die die bisherigen wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Saarregierung gezeitigt haben. Das hochindustrielle Saargebiet war früher auf das engste mit Deutschland, namentlich Süddeutschland verbunden. Die Zollabschnürung wird das Saargebiet zwingen, sich wirtschaftlich vollständig nach dem Westen umzustellen. Wie aber, wenn es, wie ziemlich sicher, nach zehn Jahren wieder deutsches Zollinland wird? Ist es nicht ein Wahnsinn, einem komplizierten industriellen Wirtschaftsorganismus zuzumuten, in kurzer Zeit zweimal vollkommen die Front zu wechseln, einmal von Osten nach Westen und dann wieder von Westen nach Osten?! Wahrlich, die Väter des Versailler Vertrags waren sehr weise und — sehr gewissenhaft, nicht wahr, Lloyd George?

In den wenigen Jahren seiner Verbundenheit mit dem französischen Wirtschaftsleben wird die Industrie und damit die gesamte Wirtschaft des Saargebiets ebenso ruiniert werden, wie es Frankreich gelungen ist, die lothringische Industrie in kurzer Zeit herunterzubringen. Zunächst hat der Saarbergbau nichts von Frankreich zu erhoffen. Dieses wurde bisher durch die deutschen Reparationslieferungen so mit Kohle überschüttet, daß es im Jahre 1921 2,3 Millionen Tonnen Kohle aus seinen eigenen Grenzen und 4,2 Millionen Tonnen Saarkohle ausführte. Um sich im Innern gegen die Konkurrenz der unter billigeren Produktionsbedingungen (Doppelwährung im Saargebiet) geförderten Saarkohle zu schützen, hat Frankreich auf diese eine zehnprozentige Steuer gelegt, auf die eigene Kohle nur eine zweiprozentige. Außerdem hat die französische Regierung die Tarife der elsaß-lothringischen Bahnen so hoch hinaufgesetzt, daß die Saarkohlen in Frankreich um 12 bis 13 Franken pro Tonne teurer sind als die französischen. Das angeblich so entschädigungsbedürftige Frankreich kann, obwohl die Förderung im Saarbergbau weit hinter den Ziffern der Friedenszeit zurückbleibt, mit der Saarkohle nichts anfangen, so daß die französische Bergverwaltung der Saargruben sich veranlaßt gesehen hat, Feierschichten einzulegen und Arbeiterentlassungen vorzunehmen. Die Arbeitslosenziffer ist im Saargebiet ständig im Wachsen begriffen.

So sind die Bergarbeiter des Ruhrgebiets, solange sie für Frankreich frönten, wider Willen Konkurrenten der Saarbergarbeiter gewesen. Und wenn die Arbeitslosenzahl im Saarbergbau bisher nicht katastrophal angeschwollen ist, so liegt das an den Ankäufen von Saarkohle durch Deutschland. Die schwierige Lage der deutschen Kohlenwirtschaft hat uns zu starker

Einfuhr fremder Kohle gezwungen. Sie betrug 1921 erst rund 768 000 Tonnen, davon aus dem Saargebiet monatlich rund 17 000 Tonnen, ist aber im Jahre 1922 erheblich angewachsen. Im Juli 1922 allein auf 1 550 000 Tonnen. Die Durchschnittseinfuhr aus dem Saargebiet betrug 1922 monatlich 50 000 Tonnen. Das Ruhrabenteuer könnte zur Folge haben, daß sich die Ausfuhr von Saarkohle nach Deutschland in den nächsten Monaten bedeutend steigert, vorausgesetzt, daß Frankreich sie gestattet. Versucht Frankreich, Deutschland die Kohlenzufuhr auch aus dem Saargebiet abzuriegeln, dann kann von dem Saarbergbau eine Katastrophe nur abgewendet werden, wenn der französische Markt sich der Saarkohle in genügendem Maße öffnet. Aber auch im andern Falle hat die Kohleneinfuhr aus dem Saargebiet nach Deutschland ihre Grenze an der geringen Aufnahmefähigkeit der geschwächten deutschen Wirtschaft, deren verarbeitende Industrie zum großen Teil kaum noch in der Lage ist, die teuren ausländischen Rohprodukte zu bezahlen.

Nicht besser sind die Aussichten für die Schwerindustrie des Saargebiets. Uns interessiert diese Frage lediglich vom Standpunkt der deutschen Arbeiter und Angestellten aus, zumal die Schwerindustrie des Saargebiets zum größten Teil mit französischem Kapital überfremdet ist. Die saarländische Eisenindustrie hat eine Erzeugungsmöglichkeit von 1,2 Millionen Tonnen Roheisen und 2 Millionen Tonnen Stahl. Da sie wegen der größeren Entfernung von den Häfen in bezug auf den Weltexport nicht mit dem Ruhrgebiet konkurrieren konnte, fand sie ihren Hauptabsatz früher in Süddeutschland. Infolge der immer geringer werdenden Aufnahmefähigkeit des deutschen Marktes für die relativ teuren saarländischen Produkte (Frankenlöhnung!) ist bei der Schwerindustrie des Saargebiets der Anteil der Versorgung ihres natürlich gegebenen deutschen Marktes von 80 schon jetzt bis auf 30 bis 40 Prozent zurückgegangen.

Als Ausgleich hat sich aber auch hier der französische Markt nicht in genügendem Maße geöffnet. Die französische Schwerindustrie wurde in der Nachkriegszeit, solange Deutschland bis zum Raubeinfall ins Ruhrgebiet freiwillig lieferte, mit Reparationskohle und Koks überschüttet. Auch ins Saargebiet hatte Deutschland große Koksmengen zur Aufrechterhaltung der dortigen Hüttenbetriebe zu liefern. Der billige deutsche Koks sowie Ausfuhrvergütungen haben lothringische Eisen wettbewerbsfähig gemacht und der französischen Eisenindustrie ein gewisses Dumping ermöglicht. Und doch zwang die geringe Aufnahmefähigkeit des französischen Marktes sowie des Weltmarktes die französische Schwerindustrie, Hochöfen abzudämpfen. Am 31. Januar mußten zehn lothringische Hochöfen ausgeblasen werden. Nur etwa ein Drittel der vorhandenen Öfen ist noch im Betrieb. Die Stockung der Kohlen- und Kokszufuhr aus dem Ruhrgebiet als Folge der französischen Invasion haben weitere Stillegungen verursacht und werden es je länger desto mehr tun. Die Schwerindustrie des Saargebiets hat gegenüber der französischen insofern einen Vorsprung, als bei ihr die Frankenlöhne nicht so hoch sind wie in Lothringen. Aber die teure Fracht und das Fehlen jeden billigen Schiffahrtsweges tragen dazu bei, daß sich der französische Markt der Saarindustrie nicht genügend öffnen kann. Wenn auch vorläufig eine Zunahme der Ausfuhr nach Frankreich festzustellen ist, so entschädigt sie doch längst nicht für den Verlust des deutschen Marktes. Übrigens geht auch der Vorteil der geringeren Produktionskosten in dem Maße verloren, in dem

sich die Löhne im Saargebiet denen in Frankreich nähern. Die Schwerindustrie des Saargebiets wird bei der durch die vollendete Zollabschnürung wahrscheinlich eintretenden allgemeinen Frankenwährung in eine immer schwierigere Lage geraten. Betriebseinschränkungen und Arbeiterentlassungen werden auch bei ihr die notwendige Folge davon sein, daß die Zollabschnürung das Saargebiet wirtschaftlich mit Frankreich verbindet. Aber weil diese Verbundenheit, ganz gleich, welches ihre Folgen sein mögen, der französischen Annexionspolitik die Hauptsache ist, werden alle Bemühungen der Bevölkerung des Saargebiets, das Unheil abzuwenden, erfolglos sein.

4. Die Währungsfrage

Mit der Zollpolitik in innerem Zusammenhang steht die französische Währungspolitik im Saargebiet, in der man mit Recht das Kernstück der Französierungsbestrebungen der Regierungskommission erblickt. Der Versailler Vertrag bestimmt, daß dem Umlauf des französischen Geldes im Saarbeckengebiet kein Verbot und keine Einschränkung auferlegt werden darf. Der französische Staat hat das Recht erhalten, sich des französischen Geldes für alle seine Käufe oder Zahlungen und in allen seinen Verträgen bezüglich der Ausbeutung der Gruben oder ihres Zubehörs zu bedienen. Diese Bestimmungen besagen ganz klar, daß es sich bei der Zulassung der französischen Währung nur um eine Ausnahme für die Zwecke der französischen Grubenbewirtschaftung handelt, und daß sich aus ihnen nie das Recht zu einer allgemeinen Änderung des bisherigen Währungssystems herleiten läßt. In diesem dem Deutschen Reich formell noch gebliebenen und nur zeitweise dem Völkerbund zu »treuen« Händen übergebenen Gebiet sollte die Beibehaltung der Markwährung die selbstverständliche Voraussetzung sein.

Die Lohn- und Gehaltszahlung in Franken wurde aber über den in französischen Händen liegenden Bergbau und der überfremdeten Schwerindustrie hinaus von der Regierungskommission seit dem 1. Mai 1921 — trotz des Widerspruchs der davon betroffenen Lohn- und Gehaltsempfänger — auch bei der Eisenbahn und Post durchgeführt. Seit dem Oktober 1921 zwang die Regierungskommission durch unerhörten Druck auch die Kommunen zur Frankenwirtschaft. Die Stadt Saarbrücken vermochte am längsten zu widerstehen. Die deutsche Regierung hat gegen diese vertragswidrigen Übergriffe fortgesetzt beim Völkerbund protestiert, und die politischen Parteien sowie die wirtschaftlichen Kreise, die Gewerkschaften und die Organisationen von Industrie, Handel und Handwerk, die die verhängnisvollen Folgen voraussahen, haben gegen die französischen Währungsmaßnahmen leidenschaftlich angekämpft. Sie konnten aber nicht hindern, daß ein ständig wachsender Teil der Saarbevölkerung zu »Frankenempfängern« wurde, ist doch das hochentwickelte Industriegebiet zu etwa 70 Prozent von Arbeitern bewohnt, von denen der überwiegende Teil (rund 90 000) im Bergbau und in der Eisenindustrie beschäftigt sind und 70 000 in anderen Industriezweigen, insbesondere der Glas- und Keramindustrie, oder bei der Eisenbahn arbeiten. Nachdem bald zwei Drittel der Bevölkerung in Franken bezahlt wurden, nahm das Verhängnis seinen Lauf. Weil die Betriebskosten für Kohle, Licht und Frachten in Franken zu entrichten sind, begannen auch Landwirte, Bäcker, Fleischer, Handwerker und Kaufleute für ihre Waren Franken zu fordern.

Es würde hier zu weit führen, in Einzelheiten all die schweren Unzuträglichkeiten auszumalen, die sich für die kaufende Bevölkerung aus der Doppelwährung besonders in Zeiten ergeben, in denen Mark und Franken in ihrer Börsenbewertung rasch auseinandergehen, oder die demoralisierenden Wirkungen durch die Züchtung von Spekulationsgeist und Schiebertum zu schildern.

Die Regierungskommission will die Einführung des Franken damit rechtfertigen, daß sie den vertraglich vorgesehenen Übergang des Saargebiets zum französischen Zollregime erleichtere. Das ist jedoch nur ein Scheingrund, denn das Beispiel Luxemburgs zur Zeit seiner Zugehörigkeit zum deutschen Zollgebiet beweist, daß sich Zollzugehörigkeit und fremde Währung keineswegs ausschließen.

In Wahrheit kommt es der Regierungskommission lediglich auf die politischen Wirkungen der Frankenwährung an. Sie glaubt, daß der Franken in den Händen der Saarbevölkerung diese auch frankophil machen werde, und rechnet damit, daß der wirtschaftliche Abstand zwischen Mark- und Frankenempfängern sich zu einer ideellen Kluft erweitern müßte. Entsprechend den auch am Rhein und an der Ruhr angewandten französischen Methoden versucht sie nicht nur den Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Hausbesitzern und Mietern, Stadt und Land, deutschen und französischen Gewerkschaften, sondern auch den zwischen Mark- und Frankenempfängern ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Diese Absicht ist jedoch in dem Augenblick illusorisch, in dem die Mark stabilisiert wird und damit zu einer erheblichen Kräftigung und zu einem festen valutarischen Verhältnis gegenüber dem Franken gelangt; denn der dann mögliche dauernde Ausgleich der Mark- und Frankenbezüge nimmt der Doppelwährung sofort ihren politischen Stachel. In den Zeiten allerdings, in denen die Mark rapide in den Abgrund rollt, erleiden die Markempfänger wirtschaftliche Nachteile gegenüber den lachenden Frankenbesitzern.

Zwar zieht die Mark den Franken unaufhaltsam hinter sich her, aber sie stürzt schneller, und ihr gegenüber wird der Franken im Saargebiet immer noch als Edelvaluta empfunden. Wenn beispielsweise, wie Ende Januar, der Franken in wenigen Tagen von 1500 auf 2000 steigt, so hat sich das Einkommen der Markempfänger in dieser Zeit um 25 Prozent gegenüber dem der Frankenempfänger verschlechtert, denn es vergeht erfahrungsgemäß immer erst eine gewisse Zeit, ehe Löhne und Gehälter der durch die Geldentwertung automatisch eintretenden Verteuerung der Lebenshaltung nachklettern.

Es ist deshalb erklärlich, daß die noch in Mark bezahlten Arbeiter und Angestellten im Saargebiet, entgegen ihrer bisherigen Haltung, seit ein paar Monaten teilweise mit in den Ruf nach dem Franken einstimmen. Und es mag zugegeben werden, ich habe das selbst in der »Volksstimme« in Saarbrücken öfters ausgeführt, daß der Druck auf den Geldscheinen in der Tasche nichts mit dem Gefühl im Herzen zu tun zu haben braucht; trotzdem bleibt es, unter weiterblickenden Gesichtspunkten gesehen, ein schwerer taktischer Fehler, daß ein Kongreß der freien Gewerkschaften in Saarbrücken am 12. November 1922 unter Führung des Gewerkschaftssekretärs Kimmritz eine Entschließung faßte, in der es heißt:

Der Kongreß fordert deshalb von der Regierungskommission eine sofortige gesetzliche Regelung der Währungsfrage durch die Einführung der allgemeinen Frankenwährung.

Das heißt denn doch einer Augenblickssituation schwerwiegende, dauernde und allgemeine Interessen opfern! Wie, wenn die Mark — und das werden die Veranlasser jenes Beschlusses doch wohl auch für wahrscheinlich halten! — sich in absehbarer Zeit wieder in entgegengesetzter Richtung bewegen wird? Glauben sie dann noch von der Regierungskommission, wie sie es früher zusammen mit der Sozialdemokratischen Partei taten, die allgemeine Markwährung fordern zu können, und glauben sie noch irgendwelchen Eindruck damit zu machen, wenn sie der Regierungskommission die Verantwortung für die Folgen ihrer Währungspolitik zuschieben, nachdem sie von ihr die gesetzliche Einführung der Frankenwährung direkt gefordert haben?! Wie sehr die im Irrtum sind, die die Frankenfrage im Saargebiet nur als eine wirtschaftliche und nicht politische ansehen, geht aus der Begeisterung hervor, mit der der »Matin« auf jenen gewerkschaftlichen Ruf nach dem Franken antwortete:

»Liebe Note unserer alten guten Banque de France: hier ist deine Aufgabe. Das Bild der behelmten Frau, das du trägst, dringt zuerst in dieses jeglicher französischen Durchdringung widerstrebende Gebiet ein. Bist du ein Vorläufer? Jedenfalls ruft man dich, und du vertrittst Frankreich. Behalte ja deine ganze Kraft, liebe Banknote....«

Wenn man auch meint, daß der »Siegeszug des Franken« unaufhaltsam geworden sei, nachdem er sich schon über drei Viertel des Saargebiets erobert habe, so durfte man, auch wenn die Industrie an der Aufrechterhaltung der Doppelwährung interessiert ist, doch auf keinen Fall der Saarregierung jenen nachträglichen Berechtigungsschein für ihre Währungspolitik ausstellen, zumal es nicht schwer war, vorauszusehen, daß die Regierungskommission für die allgemeine Einführung des Franken keinen Finger krumm machen würde, solange in Zeiten rascher Markentwertung der Währungsdualismus ihren Zwecken nur förderlich ist. Denn in dem Augenblick allgemeiner Frankenwährung würden sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Saargebiets denen Lothringens vollkommen angleichen, und mit dem Zauber des Franken wäre es ein für allemal vorbei. Der Bergarbeiterstreik im Saargebiet und in Lothringen im Februar 1923 beweist, daß mit der Verallgemeinerung der Frankenlöhnung sich die Lage der Arbeiterschaft im Saargebiet der Lothringens genähert, das heißt rapide verschlechtert hat. So hat jener Gewerkschaftskongreß, erfreulicherweise nicht einstimmig, einen für den Augenblick praktisch wertlosen, für die Zukunft aber höchst verhängnisvollen Beschluß gefaßt, den die Regierungskommission wohl nicht verfehlen wird, vor dem Völkerbund und der Saarbevölkerung gegenüber dann auszuschlachten, wenn die allgemeine Frankenwährung ihr schließlich nur Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Not und riesenhafte Teuerung gebracht haben wird. Sollten am Rhein und an der Ruhr sich jemals ähnliche Verhältnisse entwickeln, wie sie jetzt im Saargebiet bestehen, so werden die Gewerkschaften dort diesen im Saargebiet begangenen Fehler nicht wiederholen dürfen.

(Schluß folgt)

Die Arbeiterbewegung Frankreichs

Von J. Steiner-Jullien

Heute mehr als je sind unsere Augen nach Paris gerichtet. Von dort kam der Angriff. Und weil wir verlernt haben, auf die Hilfe der Neutralen zu rechnen, erwarten wir mit Spannung die Taten der französischen Demokraten, der Erben jener großen Idealisten und Philosophen, die die Welt eroberten, bevor Napoleon sie zu unterwerfen suchte. Wir erwarten insbesondere die Taten der französischen Arbeiterbewegung, der Erben von Jean Jaurès. Wir erwarten und — warten. In dieser Spannung sind wohl manche geneigt, anzunehmen, daß die französische Arbeiterbewegung im besonderen, die bürgerlichen Demokraten im allgemeinen wenig Neigung verspüren, dem französischen Militarismus in den Arm zu fallen.

Ehe wir die Stärke und die Aktion der französischen Arbeiterbewegung untersuchen, ist es deshalb angebracht, die der bürgerlichen Demokraten Frankreichs kurz zu beleuchten. Die bürgerlichen Demokraten Frankreichs, deren politische Vertretung die Radikale Partei ist, war um die Jahrhundertwende bis 1910 die regierende Partei. Sie stützt sich auf die Masse der Bauern, der Beamten und der intellektuellen Schichten. Diese drei Gruppen sind ziemlich heterogen. Sie wurden zusammengehalten durch den traditionellen Kampf gegen die Wiederkehr der Herrschaft der Klerikalen und der monarchistischen Junker, nicht aber durch eine wirtschaftliche und politische Interessengemeinschaft. Deshalb mußte ihre Herrschaft stets von kurzer Dauer sein.

Die Herrschaft der Radikalen Partei zerfiel an innerer Haltlosigkeit, ohne von einem Gegner besiegt zu werden. Von 1910 bis 1914 regierte in Frankreich die Zweideutigkeit. Der Krieg hat die politischen Scheidegrenzen verwischt. Der Sieg brachte den nationalen Block an die Herrschaft. Dieser Block wird zusammengehalten durch das programmatische Schlagwort, daß Deutschland alles bezahlen müsse. In diesem nationalen Block dominieren die Kriegsgewinnler aller Art: Großkapitalisten der Industrie und der Finanz, Agrarier großen und kleinen Kalibers, Klerikale und Militärs. Sie werden innerpolitisch vor allem zusammengehalten durch die Steuerscheu, durch eine Furcht vor jeder Neuordnung der Wirtschaft, durch die Sucht, sich die erreichten oder erhofften Kriegsgewinne nicht entgehen zu lassen. Diese Sucht hat sie nach dem Ruhrgebiet geführt. Außer der Forderung, daß Deutschland bezahlen soll, haben auch die um die Fahne des nationalen Blocks zusammengetrommelten Schichten kein politisches Programm.

Die Radikale Partei als solche hat sich dem nationalen Block nicht angeschlossen, aber eine große Zahl Radikaler hat ihm Gefolgschaft geleistet — noch unter dem Einfluß der Kriegspsychose und um des Mandats nicht verlustig zu gehen. Die Radikale Partei ist auch keineswegs eine Gegnerin der Forderung, daß Deutschland alles bezahlen soll, wenn sie diese Forderung auch mit einer erheblichen Dosis Skepsis vertritt. Sie vertritt diese Forderung aus »ideologischen« Gründen. Sie sagt: Deutschland hat den Krieg gewollt (eine Behauptung, die man dem Durchschnittsfranzosen nur sehr schwer ausreden kann), es hat Nordfrankreich zerstört, es muß also nach Recht und Gerechtigkeit den angerichteten Schaden wieder gutmachen. Doch sind die

Radikalen dafür, daß man versuche, Deutschland zu einer freiwilligen Verständigung zu bewegen.

Aber die Radikale Partei ist heute nicht mehr die große Volkspartei von ehedem. Die Bauern sind in Frankreich wie anderwärts unter die Kriegsgewinnler gegangen. Die Intellektuellen sind wirtschaftlich geschwächt und politisch in ihrem Einfluß zurückgedrängt. Die Beamten schielen heute entweder liebedienerisch nach den neuen Herren oder sie sind in die sozialistische und vor allem in die kommunistische Opposition gegangen. Noch besteht wohl die Liga der Menschenrechte, die einst jenen Kampf geführt hat, der die Radikalen ans Ruder brachte, aber sie ist nur mehr der Schatten von dem, was sie gewesen ist. Und der Einfluß der Freimaurerlogen, die Hochburgen der französischen Ideologie, scheint stark zurückgedrängt zu sein. Die bürgerlich-demokratische Flügelpartei der Sozialistischen Partei ist also ausgehöhlt und zusammengeschmolzen — was wieder den Einfluß der Sozialistischen Partei selbst schwächen muß.

Es ist bekannt und hier wiederholt ausgeführt worden, daß der Krieg in Frankreich auch die Sozialistische Partei geschwächt hat. Das ist eigentlich selbstverständlich. Wenn der Krieg schließlich zunächst allenthalben zum Schaden der reaktionären Parteien ausgeschlagen ist, dann nur durch seine unerträglich lange Dauer. Der Reaktion kam aber im letzten Augenblick noch eine unerwartete Hilfe in der bolschewistischen Spaltung. Der Zulauf, den die Bolschewisten zunächst hatten, ist sehr natürlich. Die Verbitterung der Massen war so groß, daß sie mit Vorliebe den extremsten Parteien nachliefen. Die sozialistischen Parteien aber hatten sich zum mindesten als schüchtern in ihrer Opposition gegen den Krieg erwiesen. Sie waren auch in ihren Versprechungen schüchtern geblieben. Diese Schüchternheit war den Bolschewisten fremd. Die Sozialistische Partei Frankreichs wurde von dem Bolschewistentaumel fortgerissen. Selbst sozialistisch so durchgebildete Köpfe wie Jean Longuet schwammen zunächst mit. Durchaus gemäßigte Sozialisten wurden über Nacht radikale Bolschewisten. Dieser Bolschewistentaumel hat nicht unwesentlich zur Bildung des nationalen Blocks beigetragen, der viel weniger aus dem überschwenglichen Siegergefühl als vielmehr aus bleicher Furcht entstanden ist: aus der Furcht vor der bolschewistischen Revolution und der deutschen Revanche.

Unter diesen Umständen konnte die Niederlage der Sozialisten und der bürgerlichen Radikalen bei den Wahlen im November 1919 nicht ausbleiben, zumal der nationale Block noch durch ein ihm auf den Leib zugeschnittenes Wahlverfahren unterstützt wurde. Die Sozialisten konnten in der neuen Kammer nicht den Mund auftun, ohne niedergebrüllt zu werden, und die Radikalen trauten sich nicht einmal, den Mund aufzutun. Dann kam, ein Jahr später, Weihnachten 1920, die Spaltung der Sozialistischen Partei und wieder ein Jahr darauf, Weihnachten 1921, die Spaltung der Gewerkschaften. Dazwischen lag eine Welle, die nach dem Kriege den Gewerkschaften und der Partei starken Zuzug brachte. Die Partei hatte vor der Spaltung 130 000 Mitglieder, gegen 80 000 vor dem Kriege. Die »Humanité« hatte eine Auflage von mehr als 300 000. Die Gewerkschaften, die vor dem Kriege 360 000 Mitglieder gehabt hatten, waren auf 2 Millionen gestiegen. Der von den Kommunisten angezettelte Generalstreik im Frühjahr 1921 und die inneren Kämpfe, schließlich die Spaltung haben die Gewerkschaften nahezu

auf ihren Vorkriegsstand zurückgeworfen. Sie zählen heute etwas über 400 000 Mitglieder. Die Partei ist in ungefähr zwei gleich starke — vielmehr gleich schwache — Hälften gespalten: die Sozialistische Partei hat nahezu 50 000 Mitglieder, während die Kommunistische Partei gegenwärtig eher weniger Mitglieder haben dürfte. Die kommunistischen Gewerkschaften haben irgendwelche Zahlen über ihre Mitgliedschaft bisher noch nicht veröffentlicht. Nach übereinstimmenden Schätzungen der erfahrenen Gewerkschafter dürften sie höchstens 100 000 Mitglieder haben.

Trotz dieses Zusammenschmelzens ist die Arbeiterbewegung in ihrer Gesamtheit heute stärker als vor dem Kriege; aber sie ist in verschiedene Flügel zerfallen, die einander bis aufs Messer bekämpfen. Den Kampf, den die Kommunisten gegen die Sozialisten und die Amsterdamer Gewerkschaften führen, kennen wir aus Deutschland. Die Sozialistische Partei selbst ist jedoch außerdem erheblich schwächer als vor dem Kriege. Nicht allein weil sie weniger Mitglieder hat, es fehlt ihr auch das große Tageblatt, das die »Humanité« unter der Leitung von Jaurès war. Der »Populaire« ist nur ein kleines Parteiblatt, das mühsam um seine Existenz ringt. Es fehlt der Partei auch an großen Führern. Jaurès, Vaillant, Sembat, Guesde sind tot. Gewiß gibt es auch heute noch in der französischen Partei kluge und kultivierte Köpfe, Politiker von Erfahrung, denen eine Tradition von Jahrzehnten auf den Leib geschrieben ist. Aber es fehlt ihnen jenes große Ausmaß, das die Volkstribunen macht. Andererseits fehlen die Massen, die, wie in Deutschland, die Quantität in die Qualität umzuschlagen vermögen. Und da die demokratische Flügelpartei des Bürgertums zusammengeschmolzen ist, fehlt den sozialistischen Führern der parlamentarische Resonanzboden, den Jaurès zum Klingen zu bringen verstand. Die Sozialistische Partei ist heute in Frankreich weit eher eine politische Sekte als eine große Volkspartei.

Die Kommunistische Partei, die eine große Volkspartei hätte werden können, nicht weil sie über besonders hervorragende Führer verfügte — in dieser Beziehung ist sie noch weit schlechter als die Sozialistische Partei gestellt —, sondern weil sie eine populäre Strömung verkörperte, befindet sich in jenem Verfall, dem jede kommunistische Partei geweiht ist. Moskau verlangt Unterwerfung! Selbsttätiges Handeln und Denken ist den nationalen Sektionen der Moskauer »Internationale« verboten. Die Kommunistische Partei Frankreichs hat zwei Jahre lang laviert und versucht, ihr Schiff zwischen den Klippen der 21 Bedingungen nach eigenem Kurs zu steuern. Der letzte Moskauer Kongreß hat damit aufgeräumt. Wer sich nicht fügte, der flog. Zu letzteren gehört auch Anatole France. Der Generalsekretär der Partei, Frossard, mit ihm die meisten der erfahrenen Politiker, gingen. Was zurückgeblieben ist, sind ein paar arme Schächer und ein paar ergebene Fanatiker, wie wir sie im selben Ausmaß in Deutschland innerhalb der Kommunistischen Partei auch haben. Politischer Schund. Was nach dem letzten großen Reinemachen noch übriggeblieben ist, wird man erst richtig abschätzen können, wenn die Hilfsaktion, die die französische Regierung mit dem Prozeß gegen die Kommunisten zur Rettung der Kommunistischen Partei unternommen hat, sich fortgelaufen haben wird.

Weit besser steht es um die Amsterdamer Gewerkschaften. Zwar sind sie heute so sehr geschwächt, daß sie außerstande sind, Aktionen großen Stils

zu unternehmen; aber sie haben fast in allen Organisationen den Generalstab der erfahrenen Gewerkschafter und den Bau der Organisationen selbst in der Hand behalten. Sie schöpfen ihre Kraft aus der nie versiegenden Quelle des akuten Interessengegensatzes zwischen Unternehmern und Arbeitern und aus den Erfolgen und Niederlagen in dem Kleinkrieg um die Lohn- und Arbeitsbedingungen. Sie verfügen außerdem in Paris im »Peuple« über ein gut redigiertes Tageblatt, das nicht ohne Einfluß und Ansehen ist; sie haben schließlich aus den vielfachen Erfahrungen gelernt und den Mut gefunden, daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Der Parteitag der Sozialistischen Partei, der zu Anfang Februar in Lille stattfand, und der Gewerkschaftskongreß, der ihm unmittelbar voranging, boten beide in ihrer Art ein erfreuliches und zugleich deprimierendes Bild. Erfreulich insofern, weil die beiden Tagungen in voller Harmonie und sachlichen Debatten verliefen und in einmütigen Beschlüssen ausgingen. Deprimierend aber, weil beide Tagungen die Schwäche der französischen Arbeiterbewegung und darüber hinaus ihre Aktionsunfähigkeit als Folge der Spaltung offenbarten. Denn es genügt ja, daß der eine Flügel eine Aktion unternimmt, um den anderen Flügel aus Konkurrenzrücksichten zu veranlassen, dieser Aktion Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Besonders die Kommunisten haben es in dieser Beziehung zu einer großen Fertigkeit gebracht. Freilich nur in diesem Punkte allein.

Beide Kongresse hatten sich denn auch mit den fälligen Vorschlägen der Kommunisten auf Herstellung der »Einheitsfront« zu beschäftigen. Auf beiden Kongressen wurde das ebenso plumpe wie abgebrauchte Mittel, die Arbeiter gegeneinander zu verhetzen, abgelehnt. Die Gewerkschaften beschäftigten sich ernsthafter mit dem Vorschlag der Moskauer Gewerkschaften. Von diesen war sogar vorgeschlagen worden, die *organisatorische* Einheit wiederherzustellen. Der Weg, den sie mit Absicht vorschlugen, die Einberufung eines gemeinsamen Kongresses, war nicht gangbar. Man hätte nur den Kommunisten ermöglicht, vor einem großen Publikum Kilometerreden gegen die Amsterdamer »Verräter« zu halten. Aber es gibt in den Moskauer Gewerkschaften, besonders in Paris, einen Teil von *Syndikalisten*, denen das Moskauer Zwangssystem keineswegs behagt. Ihnen mußte die Türe offen gehalten werden. In diesem Sinne wurde darum auch eine Resolution angenommen, die zwar den Vorschlag ablehnt und erklärt, daß eine Einigkeit nur innerhalb der Amsterdamer Internationale und innerhalb des alten Gewerkschaftsbundes möglich ist, die aber auch ausspricht, daß allen Gewerkschaftern die Türen der Organisation weit offen stehen.

Im übrigen beschäftigten sich beide Kongresse in der Hauptsache mit Fragen innerer Organisation. Die Gewerkschaften befaßten sich darüber hinaus noch besonders mit den Fragen der Sozialpolitik. Daß beide Kongresse zur Ruhrinvasion Stellung nahmen und diese verurteilten, versteht sich von selbst. Über diese verbale Verurteilung hinaus hat besonders der alte Gewerkschaftsbund durch eine systematische Agitation sich dem Abenteuer entgegengestellt; aber gerade diese Stellungnahme zeigt, wie ohnmächtig gegenwärtig die französische Arbeiterbewegung durch die Ungunst der inneren Entwicklung und *durch eigene Schuld* ist.

Kapitalismus und Sozialismus nach neumarxistischer Orientierung

Von **Eugen Dietzgen** (Locarno)

(Schluß)

II

Marxens und Engels' Untersuchungsmethode geht stets bewußt vom Konkreten aus, um allein auf dessen Grundlage zum Abstrakten zu gelangen. Erst aus dem derart induktiv Gewonnenen entwickeln sie ihre Deduktionen, welche dadurch auf wirkliches Leben und vielfach Eigenerleben gegründet sind. Diese Methode erkenntniskritisch entwickelt zu haben, ist Josef Dietzgens Verdienst, der in dieser Hinsicht Kant überholte. Das Leben spottet aller Wissenschaft und Kunst, weil es im Grunde identisch ist mit der vorwiegend konkreten Wirklichkeit, oder nach Einstein mit dem dreidimensionalen Raum in untrennbarer Verknüpfung mit der Zeit des Lichtes als vierter Dimension, oder nach Josef Dietzgen mit dem unlöslichen Zusammenhang zwischen Stoff und Kraft. Die konkrete Wirklichkeit ist unendlich, so daß sie nur durch Verendlichung erfaßt werden kann, indem Wissenschaft und Kunst, erstere mehr verstandesmäßig und objektiv, letztere vorwiegend subjektiv und gefühlsmäßig, davon Begrenzungen in der Form abstrakter Symbole, Regeln und Grundsätze projizieren, die sich Vorstellungs-, Begriffs- und Erkenntnisbilder nennen. So relativiert Josef Dietzgen alle Wissenschaft und Kunst durch den Nachweis, daß sie nur annähernd das wirkliche Leben porträtieren können.

Wenn Friedrich Engels in seinem Anti-Dühring (4. Aufl., S. 7) schreibt: »Auch finden wir bei genauerer Betrachtung, daß die beiden Pole eines Gegensatzes, wie positiv und negativ, ebenso untrennbar voneinander wie entgegengesetzt sind, und daß sie trotz aller Gegensätzlichkeit sich gegenseitig durchdringen«, so könnte solche Dialektik wegen seiner Worte »ebenso untrennbar voneinander wie entgegengesetzt« mit der scheingründigen der Sophisten verwechselt werden, weil sie scheinbar einem einerseits-andererseits Parallelismus und Schaukelprinzip das Wort redet, aber so ist sie durchaus nicht von Engels gemeint. Vielmehr versteht er ganz wie Josef Dietzgen unter Dialektik die fortschrittliche Bewegung mittels relativer Gegensätzlichkeit innerhalb der Einheit des absoluten Gesamtzusammenhangs. Das besagt sein Hinweis, daß die Pole sich trotz aller Gegensätzlichkeit gegenseitig durchdringen. Den Gedanken der absoluten Verschmolzenheit aller Dinge und Vorgänge und ihrer nur relativen Unterschiedlichkeit, welche lediglich durch Feststellung des Mehr oder Minder im konkreten Gegensatz nachweisbar zu ermitteln ist — diese Grundmethode der wissenschaftlichen Dialektik —, habe ich im ersten der im vorigen Artikel genannten Beiträge durch eine Analyse der Erfahrung klarer zu begründen versucht. Hier möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß aus der Gegenüberstellung von Natur und Mensch wie an zweiter Stelle von menschlichem Körper und dikto Geist, die Erfahrungsvorgang heißt, und in welcher Gegenüberstellung beide Faktoren jedesmal unzertrennlich verknüpft sind und nur relativ geschieden werden können, folgt, daß alles uns ebenso absolut vereinheitlicht wie relativ gegensätzlich gegeben ist. Demnach besteht die Hauptarbeit der Erkenntnis darin, das Mehr gegenüber dem Minder in einem bestimmten Kreise des Gegensätzlichen zu ermitteln. Das Mehr heißt populär Wahrheit, das Minder aber Irrtum. Wegen der Relativität und dem ständigen Wechsel alles Gegensätzlichen

kann es außer Tautologien keine absolut wahren oder absolut irrigen Erkenntnisse geben, auch kein absolut Gutes oder solch Schlechtes, kein absolut Schönes oder derart Häßliches usw. Wie der Erfahrungsvorgang beweist, steckt im Wahren notwendig das Irrige, im Schönen das Häßliche und umgekehrt. Die wissenschaftliche Frage lautet daher stets: Ist in einem Zusammenhang von nachweisbar Gegebenem etwas Ort- und Zeitbestimmtes mehr wahr als irrig, mehr gut als schlecht usw.?

Marxistisch sind also Konkretes und Abstraktes nur als relativ Unterschiedliches in untrennbarem Zusammenhang zu verstehen. Kant dagegen glaubt nach dem Beispiel von Plato an selbständige Abstrakta, an absolut wahre Erkenntnisse, die er Apriorismen nennt, weil sie auf Grund seines bloßen Gemütsglaubens wie eine spontane Bedingung des Konkreten dank selbständiger Geisteskraft angeblich wirken sollen. Unsere Hauptwelt des Konkret-Objektiven hält Kant als »Ding an sich« für unerkennbar, weshalb er sie in die bloß subjektive Teilwirklichkeit einer »Erscheinung«, das heißt lediglichen Vorstellung verwandelt. Denn Kant erkennt vorwiegend ein Ding, nicht wie es objektiv ist, sondern wie es ihm subjektiv erscheint. Das ist das verhängnisvolle kantische Quidproquo, welches seine Erkenntnismethode für Erforscher des wirklichen Lebens mittels Beobachtung und Experiment unbrauchbar macht. Daher waren Denker wie Darwin, Häckel, Avenarius, Mach und auch Marx, Engels und Josef Dietzgen keine Kantianer. Daß Einstein es fertig brachte, »Aphorismen« von Euklid und Galilei als relative, der Fortentwicklung bedürftige Erkenntnisse nachzuweisen, ist eine so überzeugende Widerlegung der Grundauffassung Kants wie der historische Materialismus.

Doch zurück zu Marx. Obschon also Marx dem individuellen Kapitalisten keinen Vorwurf machen will, daß er Mehrwert sich aneignet und solchen akkumuliert, vielmehr ihm beides als sein historisches Verdienst anrechnet, stellt er dessen Rolle im Text seines »Kapital«, 1. Band, meist so dar, als ob er hauptsächlich von arbeitslosem Einkommen lebe und durch seine Kapitalakkumulierung notwendig die Arbeiter immer tiefer ins Elend stieße, bis durch die wachsende Armee der infolge der Maschine überflüssig gewordenen Arbeiter, durch die zunehmende Verdrängung des Kleinbetriebs und die ständige Verschärfung der Klassengegensätze der Zusammenbruch des Kapitalismus offensichtlich schon demnächst eintreten müsse. Sei es im Anschluß an eine der nach Marx immer verheerender werdenden und im Wesen des Kapitalismus begründeten Wirtschaftskrisen, sei es infolge der Empörung der sich immer mehr als eine solidarische Klasse organisierenden Lohnarbeiter. So dachte sich Marx den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus meist als katastrophalen, der eingeleitet werde durch eine vorübergehende Diktatur des Proletariats. Zwar verstand Marx gemäß Heinrich Cunows Ansicht, welche er uns in einem tiefschürfenden und gründlichen Werk [6] gibt, unter Diktatur des Proletariats »nicht das Willkürregiment einer Arbeiterminderheit, sondern die energische Ausnutzung der Machtstellung der großen proletarischen Mehrheit ohne Rücksicht auf kapitalistische Widerstände«. Sei dem, wie ihm wolle, sicherlich vertrat Marx obige Verelendung nicht bloß im platonischen Sinne, sondern in einer Auffassung von vorwiegend materieller Verelendung. Zum Belege zitiere ich folgende Stellen aus »Kapital«, 1. Band, 4. Auflage:

[6] Siehe Heinrich Cunow, Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, 1. Band, S. 331, Berlin 1920, Buchhandlung Vorwärts.

»Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.« (S. 471.)

»Je größer der gesellschaftliche Reichtum, das funktionierende Kapital, Umfang und Energie seines Wachstums, also auch die absolute Größe des Proletariats und die Produktivkraft seiner Arbeit, desto größer die industrielle Reservearmee. Die disponible Arbeitskraft wird durch dieselben Ursachen entwickelt wie die Expansivkraft des Kapitals. Die verhältnismäßige Größe der industriellen Reservearmee wächst also mit den Potenzen des Reichtums. Je größer aber diese Reservearmee im Verhältnis zur aktiven Arbeiterarmee, desto massenhafter die konsolidierte Übervölkerung, deren Elend im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Arbeitsqual steht. Je größer endlich die Lazarusschichte der Arbeiterklasse und die industrielle Reservearmee, desto größer der offizielle Pauperismus. *Dies ist das absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation.* Es wird, gleich allen anderen Gesetzen, in seiner Verwirklichung durch mannigfache Umstände modifiziert, deren Analyse nicht hierher gehört.« (S. 609.)

»Es folgt daher, daß im Maße wie Kapital akkumuliert die Lage des Arbeiters, welches immer seine Zahlung, hoch oder niedrig, sich verschlechtern muß. Das Gesetz endlich, welches die relative Übervölkerung oder industrielle Reservearmee stets mit Umfang und Energie der Akkumulation im Gleichgewicht hält, schmiedet den Arbeiter fester an das Kapital als den Prometheus die Keile des Hephästos an den Felsen. Es bedingt eine der Akkumulation von Kapital entsprechende Akkumulation von Elend. Die Akkumulation von Reichtum auf dem einen Pol ist also zugleich Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol, das heißt auf Seite der Klasse, die ihr eigenes Produkt als Kapital produziert.« (S. 611.)

»Je ein Kapitalist schlägt viele tot. Hand in Hand mit dieser Zentralisation oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßige Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel, die Ökonomisierung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als Produktionsmittel kombinierter, gesellschaftlicher Arbeit, die Verschlingung aller Völker in das Netz des Weltmarkts, und damit der internationale Charakter des kapitalistischen Regimes. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateure werden expropriiert.« (S. 72.)

Mit solcher wuchtig schönen Sprache verkündete Marx vor einem halben Jahrhundert die mit der wachsenden Kapitalakkumulation Schritt haltende Verelendung der Arbeiterklasse und den Kladderadatsch. Der tatsächliche Entwicklungsgang hat Marx recht gegeben, was die gewaltig zunehmende Konzentration und Akkumulation des Kapitals wie die abnehmende wirtschaftliche Bedeutung des Kleinbetriebs in der Industrie anlangt. Fraglich bleibt, ob die Wirtschaftskrisen immer verheerender werden. Dagegen hat sich als entschieden unrichtig herausgestellt, daß die maschinelle Entwicklung eine wachsende Armee von überzähligen Arbeitern schafft, wodurch die Arbeiterklasse in immer tieferes Elend gestoßen wird. Das »absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation« erinnert mit seiner angeblichen Verelendung an Lasalles ehernes Lohngesetz und ist nicht minder von der wirklichen Entwicklung widerlegt worden. Die Tendenz, welche in dem Marxschen Gesetz liegt, führt zum gehässigen Klassenkrieg, der mehr anarchistisch als sozialistisch, mehr zerstörend als aufbauend das wirtschaftliche und politische Leben vergiftet und zum Beispiel in Deutschland unter anderem das demokratische Bürgertum, aus Angst vor einem revanchelüsternen kommunistischen Umsturz, während der wilhelminischen Periode an die Seite der junkerlichen und militaristischen Reaktion getrieben hat. Darin liegt eine wesentliche Mitschuld unserer deutschen Partei am Weltkrieg. Dieselbe Marxsche Tendenz verleitet Lenin und Konsorten zum bolschewistischen Klassenkrieg, in dem bisher mehr als $1^1/_2$ Millionen Unschuldiger hingerichtet wurden, während andere Millionen im Elend der kommunistischen Mißwirtschaft zugrunde gehen.

* * *

Wie utopistisch die Marxsche Ansicht geworden ist — denn seinerzeit wird sie dank seiner induktiven oder aposteriorischen Grundmethode tatsächlich begründet gewesen sein —, daß der Kapitalismus für das Proletariat wachsende Zunahme des Elends verursacht, wird schon durch die eine Tatsache klar bewiesen, daß seit Bestehen des Kapitalismus zu Anfang des 16. Jahrhunderts bis heute die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen von 20 auf 40 Jahre und in der amerikanischen Union, dem kapitalistisch meist fortgeschrittenen Lande, sogar auf 50 Jahre sich erhöht hat.[7]

Ebenso überzeugend spricht gegen die Marxsche Auffassung ein Tatsachenmaterial, das ich einem kürzlich in New York erschienenen Buche über den Betrag und die Verteilung des Einkommens in der amerikanischen Union von 1909—1919 verdanke.[8] Das Werk ist von amerikanischen Fachleuten verfaßt, denen, unbekümmert um irgendeine Parteirichtung, die Feststellung wichtiger ökonomischer Tatsachen am Herzen lag. Unter den Kontrolleuren der erforschten Ziffern sind bekannte Industrielle, Finanzleute, Statistiker (darunter unser Genosse N. J. Stone), Professoren der politischen Ökonomie und Gewerkschaftler. Innerhalb eines Spielraums von 10 Prozent glauben sie zuverlässige Zahlen zu bringen. Indes, wenn wir auch den doppelten Spielraum für Fehler annehmen, würden die Ziffern aus dem Musterland der kapitalistischen Akkumulation, Konzentration und Vertrustung genügen, um die altmarxistische Verelendungs- und Katastrophentheorie zu widerlegen.

[7] Siehe Professor Alfred Grotjahn, Die hygienische Forderung, Leipzig, Verlag von Karl Robert Langewiesche, S. 5.

[8] Income in the United States, its Amount and Distribution 1909 till 1919. New York 1922, Harcourt, Bruce & Co.

Nachfolgend zitiere ich die Hauptzahlen. Ich wählte von den Jahren 1909 bis 1919 das Jahr 1918, weil hiervon die zuverlässigsten Daten zur Verfügung standen. Aber zur bequemeren Übersicht rundete ich einige der Zahlen, so zum Beispiel die Einwohnerzahl der Union in 1918 von 104 auf 100 Millionen und die Zahl der Erwerbstätigen von 37½ Millionen auf 40 Millionen ab, indem ich in letzterem Falle die 2½ Millionen Soldaten und Matrosen zurechnete, die in 1918 vorübergehend »Staatsangestellte« waren.

Von den 40 Millionen Erwerbstätigen sind:

	Einkommen Dollar	Prozent	Zahl der Erwerbstätigen
Arbeiter	0 bis 1000	39	15,6 Millionen
Kleinbürger	1000 » 2000	47	18,8 »
Mittelbürger	2000 » 25000	13,8	5,54 »
Großbürger	25000 und mehr	0,2	0,06 »

Die Einteilung in Arbeiter, Kleinbürger, Mittelbürger und Großbürger rührt von mir. Erwähnt muß werden, daß von 18,8 Millionen erwerbstätiger Kleinbürger wahrscheinlich die Hälfte aus Arbeitern in gehobener Stellung besteht. Ferner, daß unter den rund 60 000 Großbürgern 152 waren mit einem Einkommen von 1 Million Dollar und mehr, darunter 10 Personen mit einem Einkommen von 4 Millionen und mehr.

Von den 100 Millionen Einwohnern zählen, wenn für alle der gleiche Familienanhang angenommen wird, zur

Arbeiter-Einkommenschicht	39	Millionen Einwohner
Kleinbürger-Einkommenschicht	47	» »
Mittelbürger-Einkommenschicht	13,8	» »
Großbürger-Einkommenschicht	0,2	» »

Verteilung des Gesamteinkommens:

Das Gesamteinkommen von genau 38,8 Milliarden Dollar, wenn zur Kaufkraft des Dollars von 1913 berechnet, runde ich in 40 Milliarden Dollar ab, was nicht zuviel sein dürfte, sofern man das verheimlichte Einkommen erwägt. Es verteilt sich unter:

	Prozent	Milliarden	Pro Kopf Dollar	Pro Erwerbstätigen Dollar	Pro Familie Dollar
Arbeiter	18	7,2	185	460	920
Kleinbürger	42	16,8	360	890	1780
Mittelbürger	33	13,2	960	2400	4800
Großbürger	7	2,8	14000	46700	93400

Akkumulation:

Schätzungsweise werden rund 20 Prozent des Gesamteinkommens jährlich akkumuliert, also in der Union für 1918 rund 8 Milliarden. Der Anteil jeder Einkommens-Schicht daran ist nach meiner bloß persönlichen Vermutung und Erfahrung:

	Prozent	Milliarden	Pro Erwerbstätigen konsumiert Dollar	Pro Erwerbstätigen akkumuliert Dollar
Arbeiter	5	= 0,36	437	23
Kleinbürger	10	= 1,68	801	89
Mittelbürger	30	= 3,96	1680	720
Großbürger	70	= 2,00	14010	32690

Zunahme des Gesamteinkommens in den 10 Jahren von 1909—1919 war rund 12 Prozent.

* * *

Die obigen Ziffern sollen für sich selbst sprechen. Daher spare ich mir einen Kommentar. Nur einige allgemeine Bemerkungen noch. Zwar verschärfen sich die Klassengegensätze zwischen Arbeiterschaft und Großbürgertum, aber gleichzeitig mildern sich immer mehr die Gegensätze zwischen den Mittelgliedern, indem die Arbeiter sich zunehmend den Kleinbürgern nähern und zum Teil in deren gehobenere Stellungen einrücken. Zu den Kleinbürgern gehört die Mehrzahl der Kopfarbeiter. Trotz der riesigen Kapital-Akkumulation und -Konzentration in der Union bleibt ein wirtschaftlich hochbedeutender Mittelstand, so daß für den Großbetrieb noch ein weiter Spielraum zur Fortentwicklung gegeben ist. Wiewohl der technische Fortschritt in den Vereinigten Staaten so groß ist wie irgendwo, findet sich dort von einer wachsenden Armee überzähliger Arbeiter keine Spur. Im Gegenteil. Seit die Einwanderung, die vor dem Kriege rund 1 Million Köpfe jährlich betrug, stark abgewehrt wurde, ist selbst beim heutigen hinkenden Geschäftsgang ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften vorhanden. Auch Deutschland kannte vor dem Kriege keine zunehmende Reservearmee von Arbeitern, vielmehr beschäftigte es noch Hunderttausende von ausländischen Arbeitern. Auf die wachsende Reservearmee jedoch stützt Marx hauptsächlich, wie wir gesehen haben, sein Verelendungsgesetz, seinen Klassenkriegsstandpunkt wie seine Katastrophenlehre.

Wie Kautsky überzeugend ausgeführt hat (S. 306—324), kommen wir während der ersten Phase des Sozialismus nicht ohne Geld aus, denn Geldersatz in Form von Arbeitszeitscheinen ist ein utopistischer Gedanke. Mit Geld aber ist inzwischen unzertrennlich verknüpft eine Waren-, Lohn- und Kapitalwirtschaft. Wo bleibt da der Sozialismus?

Erinnern wir uns, daß die sozialistische Kapitalwirtschaft zwar auch noch Fabrikanten und Kaufleute als Unternehmer braucht, sie jedoch gegen honorigen Gehalt und ditto Gewinnbeteiligung immer mehr in eigenen Dienst stellt, so daß der Überschuß oder Profit hauptsächlich der kommunalen oder staatlichen Gemeinschaft zugute kommt. Damit übrigens der Gewinnanteil für die Unternehmer von diesen nicht etwa verjubelt oder in einem privaten Konkurrenzunternehmen angelegt werden kann, weiß ich aus eigener Praxis als erfolgreiches Verhütungsmittel, daß an die Gewinnbeteiligten kein Bargeld, sondern zinstragende Schuldscheine auf etwa 20 Jahre ausgestellt werden können, die nur auf den Namen des betreffenden Angestellten lauten und unübertragbar sind, so daß inzwischen die Kapitalakkumulation flott weitergeht. Die kommunale oder staatliche Gemeinschaft würde solche Schuldscheine auf Lebenszeit des namentlichen Inhabers ausstellen können. Die Erfahrung lehrt uns, daß der Kapitalismus die Bedingungen schaffen hilft zur Demokratie (S. 73, 114, 182), welche ihrerseits ihre Vollendung im demokratisierten Kapitalismus findet. Solcher Gemeinschaftskapitalismus ist aber identisch mit einem auf erfahrungsmäßiger Wissenschaft beruhenden wie auch die persönliche Freiheit schützenden Sozialismus, dem meines Erachtens die nähere Zukunft gehört, indem die Privatkapitalisten in unblutigem Wettkampf den Gemeinschaftskapitalisten oder Sozialisten weichen müssen, wenn diese produktiver zu arbeiten verstehen. Letzteres ist die ebenso unumgängliche wie schwierige Voraussetzung des Sozialismus. Ein anderer Sozialismus scheint illusorisch für die nächsten Jahrhunderte oder jedenfalls so lange, bis die Produktivität der Arbeit über die bis heute erfahrene Entwicklungsmöglichkeit und ihr Tempo hinaus gesteigert worden ist, mithin bis zu jener

zweiten Phase, die ich Kommunismus nannte und worüber Kautsky treffend äußert: »von der wir heute noch gar nicht wissen, ob sie jemals mehr sein wird als ein frommer Wunsch, ähnlich dem Tausendjährigen Reich«. (S. 317.)

Mit der Propagierung des Gemeinschaftskapitalismus dürften wir die Kopfarbeiter allenthalben wie auch die realistisch denkenden amerikanischen Arbeiter eher für den Sozialismus gewinnen. In den Vereinigten Staaten ist nämlich die sozialistische Bewegung im gewerkschaftlichen und politischen Leben bis heute nahezu gleich Null, weil noch mit der Doktrin der Verelendung und des Klassenkriegs agitiert wird, die drüben allein von einer naiven Bureaukratie ernst genommen und zweckwidrig mit drakonischen Strafen verfolgt wird. Aus demselben Grunde steht es nicht viel besser mit dem Fortschritt des Sozialismus in Italien und Frankreich. Drum weg mit dem altmarxistischen Utopismus, so weh der Verlust liebgewonnener Illusionen anfänglich auch tun mag!

Pariser Kaffeehausleben während der großen Französischen Revolution

Von **Heinrich Cunow**

I

Revolutionszeiten weisen, was die gesellschaftlichen Sitten und Lebensverhältnisse anbetrifft, vielfach überraschende Parallelen auf. Das gilt auch von dem Pariser Kaffeehausleben im Jahre 1789/90 und dem alsbald nach dem 9. November 1918 in den großen Cafés mancher deutschen Großstädte, vor allem Berlins, einsetzenden bunten Treiben.

Schon vor der Einberufung der Reichsstände nach Versailles gab es in Paris in den Stadtteilen auf beiden Seiten der Seine eine große Anzahl von Kaffeehäusern, in denen wohlhabende Pariser nachmittags und abends ihre Tasse Kaffee, ihr Glas Wein oder auch ihr Gläschen Schnaps, ihr sogenanntes »petit verre« tranken. In den meisten Cafés konnten auch schon damals die Besucher auf Wunsch Bier haben. Meist lagen diese Cafés in der Nähe des Tuilerien-Gartens oder am Garten des Palais Royal. Waren an schönen Nachmittagen die Spaziergänger nach ihrer Meinung genug in diesen Gärten herumgewandert, nahmen sie gern ein Täßchen Kaffee in den umliegenden Cafés zu sich. Doch beschränkte sich der Verkehr dort nicht auf solches Nachmittagspublikum; die Haupteinnahme brachten den Kaffeehausbesitzern die Abendbesucher: wohlhabende Gewerbetreibende des betreffenden Stadtquartiers, zumeist aber Angehörige der sogenannten freien Berufe, wie Rechtsanwälte, Sekretäre, Schauspieler, Ärzte, Staats- und Kommunalbeamte, die hier ihre Freunde und Bekannten trafen und sich mit ihnen über die lokalen Ereignisse, die zunehmende Teuerung, die Stadtverwaltung oder die politische Lage unterhielten. Oft wurde auch ein Spielchen angesetzt. Gejeut — nicht selten um recht ansehnliche Geldbeträge — wurde in den meisten Pariser Cafés schon lange vor der Revolution, wenn auch die eigentliche Spielwut erst später, nach Beginn der Revolution, in Paris um sich griff.

Zumeist setzte sich das die Kaffeehäuser besuchende Publikum, wie schon erwähnt, aus Bemittelten zusammen; Arbeiter, kleine Handwerker und Angestellte gingen zu jener Zeit äußerst selten in ein Café. Sie tranken auch im Hause keinen Kaffee, sondern ersetzten ihn durch eine Kumme mit geschmalzter

oder ungeschmalzter Mehlsuppe. Gerade die der Revolution voraufgegangenen beiden Jahre waren für die Pariser Arbeiter eine Zeit bitterer Not. Der Industriearbeiter verdiente bei zwölf- bis vierzehnstündiger Arbeitszeit nur 25 bis 30 Sous pro Tag, und das Brot war teuer. Das Pfund Brot, aus Gerstenmehl mit Weizenmehl gemischt, kostete durchschnittlich 3 bis 4 Sous. Kartoffeln waren damals in Paris noch unbekannt. Morgens, mittags, abends wurde im Arbeiterhaushalt Brot und Mehlsuppe gegessen. Deshalb gebrauchte eine vierköpfige Familie mindestens 3 Pfund Brot und ein halbes Pfund Mehl täglich. Fast die Hälfte des Tagelohns ging also allein für Brot auf. Für den Besuch eines Kaffeehauses blieb nichts übrig; höchstens konnte sich der bessergestellte Arbeiter hin und wieder ein Glas billigen Weines oder einen Schnaps leisten. Vielen fehlten aber im Winter 1788 und in der ersten Hälfte des Jahres 1789 auch dazu die Mittel. Der Herbst des Jahres 1788 hatte eine große Mißernte gebracht, und dieser folgte ein sehr strenger Winter, der zur Einstellung der Bautätigkeit und des Frachtschiffverkehrs auf der Seine und Marne zwang, und als die Flüsse wieder schiffbar wurden, fehlte es, da die Lebensmittel- und Rohstofftransporte inzwischen andere Wege eingeschlagen hatten, zunächst an Frachten. Diese Notlage wirkte naturgemäß auf den Absatz anderer Gewerbe zurück. Die Arbeiter standen an den Kais und auf den öffentlichen Plätzen gruppenweise herum und hatten nichts zu tun.

Eine Wendung im Kaffeehausbetrieb trat erst ein, als die Reichsstände nach einer feierlichen Prozession am 5. Mai ihre Tagung in der zum Sitzungssaal hergerichteten »Salle des Menus« in Versailles begannen. Mit fieberhafter Aufgeregtheit folgte man in Paris den Beratungen. Überall auf den Plätzen und an den Straßenecken bildeten sich Gruppen, die die neuesten Ereignisse besprachen. Jeder wollte wissen, was in Versailles vorging. Zeitungen gab es zu jener Zeit nur wenige; auch konnten selbst manche Bessersituierten nicht genügend lesen, um die Zeitungsberichte zu verstehen. Als politisches Nachrichtenblatt kam vorerst nur die höfische »Gazette de France« in Betracht. Das von der reicheren Pariser Geschäftswelt gelesene »Journal de Paris« brachte nur amtliche Meldungen, Theater- und Musikreferate, Börsennotizen, Literarisches und Gesellschaftsklatsch. Erst Ende Mai 1789 wurde vom Verlag der Abgeordnete des Dritten Standes von Bordeaux, Dominik Joseph Garat, als Berichterstatter über die Sitzungen der Reichsstände gewonnen. Allmählich tauchten freilich eine Reihe Blätter auf, die sich speziell mit den Beratungen in Versailles beschäftigten; zunächst erschien am 6. Mai das von Le Hodey de Saultchevreuil herausgegebene »Journal des Etat-Généraux« (Journal der Generalstände), dann vom 10. Mai ab Mirabeaus »Lettres du Comte de Mirabeau à ses commettants« (Briefe des Grafen Mirabeau an seine Wähler), eine kleine Zeitschrift in Broschürenform, die später ihren Titel in »Courrier de Provence« änderte, schließlich am 19. Juni der von Barrère de Vieusac herausgegebene, ebenfalls in Heftform erscheinende »Point du Jour« (Der Tagesanbruch) und darauf am 28. Juni Brissots »Patriote français« (Französischer Patriot). Aber diese und einige andere kleinere Blättchen gewannen erst nach und nach ein bestimmtes Lesepublikum; sie boten den meisten aufgeregten Pariser Intellektuellen zu wenig, waren zu nüchtern und vor allem zu teuer. Auf den öffentlichen Plätzen der Stadt erfuhr man allerlei Geheimes, was kein Blatt brachte,

und fand zudem Gelegenheit, über das Vernommene seine eigenen Ansichten auszusprechen und fremde Ansichten zu hören.

Die Stätte, wo bald alles zusammenströmte, um Neues zu erfahren und zu debattieren, war der im Mittelpunkt der Stadt nördlich der Seine gelegene, von allen Seiten leicht zu erreichende Jardin du Palais Royal. In diesem Garten, den ein weites Bautenviereck umschloß, fanden vom Morgen bis in die Nacht hinein Zusammenkünfte und Volksversammlungen statt. Dichte Menschenhaufen umdrängten die Tische und Stühle, von denen herab jugendliche Redner, meist Angehörige des Intelligenzproletariats, feurige Ansprachen hielten, politische Neuigkeiten erzählten, saftige Stellen aus Zeitungen und Pamphleten vorlasen und kommentierten oder ihre nicht selten die kurioseften Forderungen enthaltenden Vorschläge begründeten. Camille Desmoulin, zu jener Zeit einer der Hauptredner des Gartens, der am 12. Juli 1789 nach der Entlassung des Ministers Necker zum Kampf aufruft, schreibt darüber begeistert an seinen Vater: »Im Palais Royal lösen sich die, welche die Stimme Stentors haben, jeden Abend ab. Sie steigen auf einen Tisch; man sammelt sich um sie und hört zu. Sie lesen das Stärkste vor, was über die Tagesereignisse gedruckt worden ist. Das Stillschweigen wird nur durch die Bravos unterbrochen, die bei den kräftigsten Stellen ertönen. Dann rufen die Patrioten ‚Bis' (da capo)«.

Den am Garten liegenden Kaffeehäusern kamen diese Menschenansammlungen sehr zustatten. Hatten sich die Gartenbesucher müde gestanden und geschrien, gingen sie in die Cafés und setzten dort bei einigen Tassen Kaffee ihre Debatten fort — oft bis in die Nacht hinein. Am meisten Zuspruch fand das Café de Foy, das bald, wenn man so sagen darf, zum Stammlokal der ganz- und halbproletarisierten Intellektuellen wurde — vielfach gar keine Pariser, sondern Advokaten, Schriftsteller, Künstler, Schauspieler, Beamte, Studierende, die zum größten Teil erst jüngst aus den kleinen Provinzstädten nach Paris gekommen waren, um dort unter den neuen Verhältnissen ihr Glück zu suchen. Auch der »Klub der Enragés« (Wütenden, Tollen), später meist Klub des Palais Royal genannt, der zuerst in einer im Garten aufgerichteten Bretterbude seine Sitzungen abhielt, übersiedelte ins Café de Foy.

Es ging dort oft recht wüst her. An den Tischen wurde eifrig diskutiert, und nicht selten endeten die Meinungsstreitigkeiten mit gegenseitigen Beschimpfungen und Tätlichkeiten. Hin und wieder stand einer der »Enragés« auf, las aus einem Blatt oder Pamphlet etwas vor, hielt eine Ansprache oder deklamierte ein satirisches Gedicht. Hauptredner waren Camille Desmoulins, Elisée Loustalot, der talentvolle Redakteur der in den Tagen nach dem Bastillensturm von dem Buchhändler Louis Proudhomme gegründeten Pariser radikaldemokratischen Wochenschrift »Révolutions de Paris«, und der Marquis de Saint-Hurugue, ein völlig verarmter Adeliger, der, nachdem er sein großes Vermögen durchgebracht hatte, beim Ausbruch der Revolution von England nach Frankreich zurückgeeilt war; ferner ein alter Schauspieler namens Grammont.

Besonders aufgeregt ging es im Garten des Palais Royal und in den an ihm gelegenen Cafés her, als Ende August 1789 die Nationalversammlung in die Beratung der Verfassungsgrundrechte eintrat und die Frage, ob der König gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung ein absolutes Veto oder nur ein Suspensiv-Veto haben solle, zur Erörterung stand. Von vormittags

bis spät abends wurde im Café de Foy geredet, diskutiert und protestiert. Eine scharfe Resolution gegen den Hof und die Royalisten jagte die andere.

Am 30. August waren wieder die Räume des Cafés von einer erregten Menge erfüllt. Schließlich kam man überein, eine Deputation mit einem scharfen Protest an die Nationalversammlung zu schicken. Der Marquis von Saint-Hurugue übernahm die Führung. Doch die neue Stadtverwaltung, die im Garten des Palais Royal ihre Spione hatte und das Café de Foy streng überwachen ließ, erfuhr sofort von diesem Plan. Sie ließ die Ausgänge des Gartens durch die Nationalgarde absperren und Kanonen auffahren. Die Deputation kam nicht durch; sie sah sich gezwungen, ins Café de Foy zurückzukehren. Empört beschlossen die Anwesenden, nun an den Pariser Magistrat eine zweite Deputation zu schicken, um für die erste freien Durchzug nach Versailles zu verlangen. Der Pariser Gemeinderat weigerte sich jedoch, die Abordnung zu empfangen. Erst eine neugewählte dritte Deputation durfte, da sie mehrere angesehene Bürger enthielt, den Sitzungssaal des Gemeinderats betreten. Auf ihr Ersuchen wurde dann auch der zweiten Deputation gnädigst der Zutritt gestattet. Die Absendung einer Deputation nach Versailles wurde jedoch vom Gemeinderat nicht gestattet, sondern als »gesetzwidrig« erklärt und zurückgewiesen.

Dieses Verhalten der Stadtverwaltung rief unter den Besuchern des Palaisgartens eine noch größere Aufregung hervor. Am nächsten Abend war das Café de Foy gepfropft voll. Loustalot redete. Ihm folgten andere Redner aus der Mitte der Versammlung. Einige empfahlen, den Durchzug nach Versailles mit Waffengewalt zu erzwingen. Den meisten dünkte das jedoch zu gefährlich. Schließlich wurden nochmals zwei neue Deputationen an die Stadtverwaltung gesandt. Sie wurden zwar vorgelassen, ihnen aber kurzweg von der Gemeindevertretung erklärt, sie lehne es ab, Forderungen und Wünsche des Palais Royal in Erwägung zu ziehen.

Die Spannung zwischen den Politikern des Palais-Royal-Gartens und der Stadtverwaltung wurde durch diese Vorgänge natürlich noch mehr vergrößert. Ohnehin war man schon seit einiger Zeit in der Gemeindevertretung nicht gut auf die Umtriebe des Palais Royal zu sprechen. Die »Aufwiegelei« der dort verkehrenden »Enragés«, das allabendliche laute Treiben in den Cafés, das Gelärm in den anliegenden Straßen gingen den friedliebenden, gemäßigtliberalen Stadtvätern gegen den Strich. Das war nicht die Freiheit, die man ersehnt hatte; das war Tollheit, Ausschweifung, Wahnsinn, die zum Verderben führen mußten. Dazu kam, daß sich neben dem Café de Foy der spekulative Buchhändler Desenne niedergelassen hatte, der in einem besonderen Raume neben seinem Laden eine kleine Ausstellung von politischen Broschüren, Pamphleten, Zeitungen, besonders aber von Karikaturen auf Marie Antoinette, die hohen Würdenträger des Hofes und die royalistischen Führer der Nationalversammlung, auch auf Herrn Bailly, das Stadtoberhaupt von Paris, eingerichtet hatte. Er hatte ganz richtig kalkuliert, als er zu der Ansicht gekommen war, neben dem vielbesuchten Café de Foy werde sich ein gutes Geschäft machen lassen. Sein Laden wurde kaum leer von Käufern und manches Karikaturenblatt fand von dort aus seinen Weg in die Hände der Gartenbesucher.

Den Pariser Gemeinderat verdroß dieses »böswillige, zuchtlose Treiben«. Schon am 29. Juli 1789 erließ der Polizeiausschuß der Gemeindeverwaltung

die Verfügung, daß alle Illustrationen vor ihrer Veröffentlichung bei Strafe der Konfiskation Herrn Robin, dem amtlichen Zensor, zur Genehmigung vorzulegen seien. Und diesem gegen die Karikaturen gerichteten Verbot folgte am 3. August eine weitere Einschränkung der Preßfreiheit, indem allen Druckern und Verlegern auferlegt wurde, auf dem Titelblatt jeder Schrift ihren Namen anzugeben und vor der Veröffentlichung ein Exemplar zur Prüfung auf dem Syndikalbureau einzureichen. Zugleich wurde dekretiert, daß nicht nur der Verfasser, sondern auch der Drucker und Verleger für den Inhalt haftbar seien.

Ferner wurde auch gegen die Agitation im Garten des Palais Royal vorgegangen; die Polizei und Nationalgarde wurde angewiesen, große Massenansammlungen im Garten zu verhindern. »Alle guten Bürger« wurden aufgefordert, sich fortan nicht mehr im Palais Royal, sondern in ihren Distriktslokalen zu versammeln und dort ihre Beschwerden vorzutragen.

Einen eigentlichen Erfolg hatten diese Verordnungen nicht. Aus Furcht vor der revolutionären Gärung wurden sie sehr lau durchgeführt. Zudem aber hatten die meisten nach Paris gekommenen Intellektuellen keine eigene Wohnung und keine Stadtbürgerrechte. Sie wohnten in den Vorstädten bei kleinen Bürgern und hatten daher auch zu den Bürgerversammlungen der Distrikte keinen Zutritt. Der Erlaß der Munizipalität bedeutete also für sie eine Entziehung ihres Versammlungsrechts.

Die Aufforderung der Stadtverwaltung hatte nur die Folge, daß die Leiter der Zusammenkünfte im Café de Foy jetzt noch aggressiver gegen die Stadtväter vorgingen als vorher. »Wie,« rief Loustalot in seinen »Révolutions de Paris« aus, »es leben in Paris 40 000 Fremde, die nicht für Einwohner gelten und doch Bürger sind, da sie nicht zur Kommune von Paris gehören. Sie können daher auch nicht den Beratungen der Distrikte beiwohnen. Da man nun aber in den Distriktsversammlungen oft über Dinge verhandelt, die nicht bloß die Kommune, sondern ganz Frankreich interessieren, so haben sich diese Fremden nach und nach ihren eigenen Distrikt gebildet, welcher eben das Palais Royal ist!«

Ähnlich, nur noch aufgebrachter äußerte sich Camille Desmoulins.

Geärgert durch die stürmischen Szenen im Café de Foy an den Abenden des 30. und 31. August, entschloß sich die Gemeindevertretung, schärfer vorzugehen. Sie faßte am 1. September 1789 einen Beschluß, in dem sie ihre tiefe Entrüstung über das Palais Royal aussprach, ihre Beschlüsse gegen die »Zusammenrottungen« wiederholte und zugleich den Oberbefehlshaber der Nationalgarde (Lafayette) beauftragte, »die ganze ihm zu Gebote stehende bewaffnete Macht der Kommune gegen die Störer der öffentlichen Ruhe zu entfalten, sie verhaften zu lassen und an die Gefängnisse abzuliefern, damit gegen sie, je nach der Art ihres Verbrechens, der Prozeß eingeleitet werde.«

Die Nationalgarde, deren meisten Mitgliedern längst das wilde Treiben der aufsässigen Menge im Palais-Royal-Garten ein Greuel war, folgte nur zu gern diesem Befehl. An den nächsten Tagen durchstreiften Patrouillen den Garten und sprengten jede Ansammlung. Mehrfach flüchteten die Versammelten vor den Bajonetten in die Kaffeehäuser und Kneipen. Auch dorthin folgte die Nationalgarde und trieb die Flüchtenden hinaus. Im Café de Foy kam es zu einem blutigen Zusammenstoß. Die Menge wollte nicht weichen. Die Nationalgarde ging mit gefälltem Bajonett gegen sie vor. Was

nicht flüchtete, wurde niedergestochen. Durch Sprünge aus dem Fenster suchten sich die meisten Anwesenden zu retten. Blutlachen, Scherben, zertrümmerte Stühle und Geräte bedeckten den Boden.

Die scharfe Überwachung des Gartens verhinderte dort in den nächsten zwei, drei Wochen größere Ansammlungen. Der Besuch der Kaffeehäuser ging zurück. Zwar hatte das Café de Foy noch immer gut zu tun, besonders nachdem nun die Frauen der revolutionären Parteien begannen, in dem inmitten des Palais-Royal-Gartens gelegenen Zirkus ihre Versammlungen abzuhalten und nach den Zusammenkünften in das Café de Foy zum Kaffeetrinken zu gehen. Oft ging es recht lustig in diesen Räumen her. Es wurde gesungen, deklamiert und manchmal auch getanzt. Aber die eigentliche revolutionäre Glanzzeit des Café de Foy als des Sitzungslokals des Klubs der Enragés und des Zusammenkunftortes der jungen schriftstellernden Boheme war vorläufig vorüber — nicht, weil letztere die Überwachung fürchteten, sondern weil am 19. Oktober 1789 die Nationalversammlung nach Paris übersiedelte, zunächst in das alte erzbischöfliche Palais, dann in die Reitschule, nahe den Tuilerien-Anlagen. Dort konzentrierte sich jetzt das öffentliche politische Leben von Paris und damit auch das Kaffeehausleben. An die Stelle der Cafés des Palais-Royal-Gartens traten die Tuilerien-Cafés. (Schluß folgt)

Neues zum Kleist-Problem

Von **Karl Quenzel**

Heinrich v. Kleist hat lange im Schatten der Dioskuren Goethe und Schiller gestanden, und die Erkenntnis, daß er zu den größten Deutschen gehört, ist noch gar nicht so alt. Es wird im Jahre 1897 oder 1898 gewesen sein, als Hermann Grimm, der Sohn Wilhelms, in einer seiner Vorlesungen an der Berliner Universität das mir unvergeßliche Wort sprach: »Meine Herren, dieser Dichter muß noch ganz anders betrachtet werden, als es bisher geschehen ist.« Also auch der alte Grimm, der im Klassizismus lebte und webte, hatte ein Gefühl für die Eigenart und Größe des von Goethe mit so befremdender Verständnislosigkeit abgelehnten märkischen Dramatikers. Seitdem ist viel für Kleist geschehen: die Literatur über ihn ist sehr groß geworden, schier allzu groß. Kleist wird jetzt wirklich »ganz anders betrachtet« als früher.

Kaum ein zweiter Dichter hat zunächst so unter schulmeisterlichem Dünkel und der Engsinnigkeit bürgerlicher Kritik zu leiden gehabt wie Kleist. Ludwig Tieck, der 1821 die hinterlassenen Schriften des Dichters und 1826 dessen gesammelte Schriften herausgab, erlaubte sich in den Einleitungen kritkelnde und mäkelnde Bemerkungen, die ihm als dem weit weniger bedeutenden Menschen und Dichter durchaus nicht zukamen. Das Tollste an Bevormundung Kleists aber leistete sich Julian Schmidt, derselbe, den Ferdinand Lassalle in seinem klassischen Schriftchen »Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker« für ewige Zeiten lächerlich gemacht hat. Daß diesen Besserwissern auch das Wort des Dichters nicht heilig war, daß sie sich unzählige willkürliche Änderungen in seinen Werken erlaubt hatten, bewies Reinhold Köhler im Jahre 1862 in einer eigenen Schrift. Kleists Leben hatte zuerst der liebenswürdige Dilettant Eduard v. Bülow (1848) beschrieben. Ihm folgte 1863 Adolf Wilbrandt mit einer noch heute lesbaren Biographie, die freilich im einzelnen weit überholt ist. Neben Journalisten wie Paul Lindau und Theophil Zolling traten dann Gelehrte wie Erich Schmidt (»Charakteristiken«, 1886) und Richard Weißenfels (»Über französische und antike Elemente im Stil Heinrichs v. Kleist«, 1888) auf den Plan. Eine neue, auf selbständigen Forschungen beruhende Biographie des Dichters gab 1884

Otto Brahm heraus, ein Schüler Wilhelm Scherers; leider ein nüchternes, den Neigungen des Philisters entgegenkommendes Buch.

Um die Wende des Jahrhunderts, etwa zu der Zeit, wo Hermann Grimm jene denkwürdige Äußerung tat, setzte dann ein lebhaftes Kleist-Studium ein, dem wir vor allem die gute, bis heute nicht überholte Ausgabe von Erich Schmidt, Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig (Leipzig 1906), die Biographien von Franz Servaes (1902) und Wilhelm Herzog (1911) und die Einzeluntersuchung Reinhold Steigs über »Kleists Berliner Kämpfe« (1901) verdanken.

Diesen neueren Schriften über den Dichter ist e i n e s gemeinsam: die zu Fleisch und Blut gewordene Einsicht, daß Kleist eine einzigartige geistige Persönlichkeit ist, kein bloßer Eigenbrötler und Sonderling, wie Goethe meinte. Freilich läßt die Auseinandersetzung mit Kleists Weltanschauung noch viel zu wünschen übrig. Alle diese Forscher halten sich noch zu sehr an Überkommenes. Es ist ein Verdienst Ernst Cassirers, hier auf strengere Sachlichkeit gedrungen zu haben; in seiner wichtigen Schrift »Kleist und die Kantische Philosophie« (1919) kommt er zu dem verblüffenden, freilich nicht beweisbaren Ergebnis, Kleist habe nicht durch Kants »Kritik der reinen Vernunft«, sondern durch Fichtes »Bestimmung des Menschen« jene Erschütterung erfahren, die sich in den berühmten Briefen an seine Braut (vom 22. März 1801) und an seine Stiefschwester Ulrike (vom 23. März 1801) widerspiegelt. Eine endgültige Lösung des ganzen Problems gibt Cassirer nicht. Es kommt sicherlich viel weniger darauf an, ob Kleist durch ein Kantisches oder ein Fichtesches Werk den Glauben an eine metaphysische Bedeutsamkeit des Lebens verloren hat, als darauf, einzusehen und zu zeigen, daß Kleist einer der ersten gewesen ist, die einen Blick hinter den Vorhang getan und dort statt Weisheit und ewiger Güte die harte Notwendigkeit gesehen haben, die ihnen zunächst wie blinder Zufall erschien.

Wer selber mit diesen Problemen gerungen hat, der wird jedes neue Buch über Kleist mit Spannung entgegennehmen. Vor kurzem sind gleich zwei Untersuchungen über den rätselhaften Menschen und Dichter erschienen; ihre Verfasser sind die Literarhistoriker Philipp Witkop und Friedrich Gundolf, jener in Freiburg, dieser in Heidelberg.

Philipp Witkops »Heinrich v. Kleist« (Leipzig 1922, H. Haessels Verlag, 276 S.) ist, um es gleich im voraus zu sagen, keine überragende Leistung, aber ein lesenswertes, auf gediegenen Kenntnissen fußendes Buch. Freilich, die Einleitung »Vom Wesen des Tragischen« hat mich keineswegs überzeugt. Witkop behauptet, die tragische Weltanschauung sei eine metaphysische, und verrät durch diese Äußerung, daß er den Glauben an die Metaphysik noch nicht überwunden hat. Heute ist ja das Spiel mit dem Begriff »metaphysisch« wieder einmal modern, und man orakelt bereits von einer neuen Metaphysik. Aber ich dächte, man überließe dieses Liebäugeln mit überwundenen Vorstellungen und Begriffen den Kryptokatholiken und ihren Gesinnungsgenossen. Jedenfalls verbreitet Witkops Darstellung des Tragischen kein neues Licht über Kleists Dramen. Ja, man darf sagen: das Hineinziehen des Metaphysischen verdunkelt diese so plastischen, klaren Gebilde. Witkop hat seinem Buche als Motto Nietzsches Worte aus dem zweiten Vorwort zur »Geburt der Tragödie« mitgegeben: »Die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehen, die Kunst aber unter der des Lebens.« In diesem selben wichtigen Vorwort heißt es gegen Ende von der Kunst des metaphysischen Trostes: »Es ist sehr wahrscheinlich, daß i h r so endet, nämlich ‚getröstet', wie geschrieben steht, trotz aller Selbsterziehung zum Ernst und zum Schrecken, ‚metaphysisch getröstet', kurz, wie Romantiker enden, c h r i s t l i c h. ... Nein, ihr solltet vorerst die Kunst des d i e s s e i t i g e n Trostes lernen, ihr solltet lachen lernen, meine jungen Freunde, wenn anders ihr durchaus Pessimisten bleiben wollt; vielleicht daß ihr daraufhin, als Lachende, irgendwann einmal alle metaphysische Trösterei zum Teufel schickt — und die Metaphysik voran!«

Nach diesem Rezept hat Kleist der Künstler gehandelt. Der Denker und der Künstler decken sich eben bei Kleist durchaus nicht; der Denker war an der Metaphysik irre geworden und darüber in Verzweiflung gefallen, der Künstler hielt sich nur an die sinnliche Welt, die er freilich nicht mit den Augen des flachen Optimisten betrachtete. Bei der Erklärung der einzelnen Kleistschen Werke wiederholt Witkop viel längst Bekanntes, ist aber immer verständig und befleißigt sich einer gewissen Volkstümlichkeit. Anfänger können daher aus seinem Buche mancherlei lernen. Zur Aufhellung des eigentlichen Kleist-Problems trägt die Arbeit aber so gut wie gar nichts bei.

Mit großen Erwartungen sah man dem zweiten Werk entgegen: Friedrich Gundolfs »Kleist« (Berlin 1922, Georg Bondi, 172 S.). Ist doch Gundolf, der Biograph Goethes, als geschmackvoller, niemals an der Oberfläche haftender Literarhistoriker bekannt. Aber auch Gundolf hat die alte Weltanschauung noch nicht überwunden, spricht gern vom All, von ewigen Gesetzen und erweist sich auch hierin als Nachfolger Goethes, dessen Weltbild von dem Hegels gar nicht sehr verschieden war. Für Gundolf ist Kleist »der geschichtlich äußerste Ausdruck einer Idee, die im All einmal erscheinen mußte: der einsamen Tragik einer volk- und götterlosen Seele«. Diese Worte nehmen nur für den einen Sinn an, der, gleich Goethe, gleich Hegel, an einen sinnvollen Aufbau des Alls glaubt, in dem der Mensch ein ganz bestimmtes Glied ist, etwa eine Durchgangsstation der Idee. Wer aber der Meinung ist, daß solche Begriffsdichtungen seit Kants »Kritik der reinen Vernunft« nicht mehr statthaft sind, wer den Intellektualismus endgültig überwunden hat, für den verlieren Gundolfs Worte jede Bedeutung. »Die einsame Tragik einer volk- und götterlosen Seele!« Welche Geschraubtheit! Kleists Tragik war, wie die aller großen Männer, vor allem die, daß er kein Echo fand, daß er mit seiner glühenden Seele in eine kalte, verflachte Zeit gestellt war! Man lese doch die Urteile der Zeitgenossen über seine Dramen, und man wird mit Erstaunen sehen, wie einsam und unverstanden dieser Mann gewesen ist, von dem Rahel Varnhagen gesagt hat, er sei bis zum Totschießen verkannt worden.

Ferner behauptet Gundolf, Kleist habe einen engen, trotz aller philosophischen Anstrengungen ungeschulten und unschulbaren Verstand gehabt, ein lückenhaftes und gewaltsam erraffles, angelesenes, nicht anverwandeltes Wissen, die typische Halbbildung des eiligen Selbstzüchters: »Er war ein adliger Sinn, doch durchaus kein souveräner Geist. Neben Lessings Gesamtperson wirkt er wie ein Dummkopf, neben Schiller wie ein Wirrkopf, neben Goethe wie ein Barbar.«

Als ich so weit gelesen hatte — die Stelle findet sich auf S. 15 —, wollte ich das Buch eigentlich in die Ecke werfen. Ich überwand mich aber und las es zu Ende. Man kennt Goethes törichte Urteile über Kleist: Gundolf läßt sie alle gelten. Wenn Goethe über das »Käthchen von Heilbronn« sagt: »Ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn. Die verfluchte Unnatur«, so ist dieses Urteil in Gundolfs Augen richtig. Vom »Zerbrochenen Krug« heißt es: »Ein Werk der hohen Dichtung wie der Guiskard oder die Penthesilea ist der Zerbrochene Krug nicht«; das Stück sei das technische Zwangsprodukt eines großen Könners und gehöre in dieselbe Reihe wie die »Minna von Barnhelm«. Man traut seinen Augen nicht, wenn man so etwas liest.

In ähnlicher Weise wird am »Amphitryon« und an der »Penthesilea« gemäkelt, während die »Hermannsschlacht« und der »Prinz von Homburg« besser wegkommen. Ich gebe zu, daß Gundolfs Buch manche gute Beobachtung, manche feine Bemerukng enthält, aber als Ganzes war es mir eine ärgerliche Erscheinung. Ich glaube, daß das nicht die richtige Art ist, von einem Dichter wie Kleist zu reden, und daß Gundolf, dem nun einmal Goethe als absolute Größe gilt, nicht als der geeignete Interpret des großen märkischen Dramatikers und Novellisten angesehen werden darf.

So warten wir denn weiter auf eine überzeugende Deutung dieses merkwürdigen Geistes. Ernst Cassirer sagt am Schlusse seines bereits angeführten Schriftchens:

»Gerade weil Kleist in dieser Weise abseits steht, empfindet man um so stärker die Beziehungen, die nichtsdestoweniger zwischen ihm und der großen intellektuellen Bewegung der Zeit bestehen. Für die tiefe Wirkung, die insbesondere die Kantische Lehre in allen geistigen Lebenskreisen geübt hat, ist gerade die Kraft, mit der sie auch in das Leben und Schaffen dieses Einsamen eingegriffen hat, der ihr eher zu widerstreben als sie zu suchen schien, ein überzeugender Beweis.« Kleist hatte, als Anhänger der Popularphilosophie, an die absolute Wahrheit geglaubt. (Vergessen wir nicht, daß auch Lessing an diese Wahrheit geglaubt hat — wie aus jeder Seite seiner theologischen Streitschriften zu beweisen ist.) Als Kleist Kant (oder Fichte) kennenlernte, wurde dieser Glaube in ihm erschüttert; er sah nichts vor sich als endlose Dunkelheit und fiel in Verzweiflung. Welchen Ausweg sich Kant selber bahnte, weiß man: die praktische Vernunft heilte die Wunden, die die reine Vernunft geschlagen hatte. Kleist wußte sich nicht so schnell zu trösten, und nur spät fand er im künstlerischen Schaffen eine vorübergehende Beschwichtigung seiner geistigen Nöte.

Philosophische Literatur

Von **Karl Vorländer**

Dr. theol. Eugen Rolfes, **Aristoteles' Lehre vom Beweis (des Organon vierter Teil) oder Zweite Analytik.** Neu übersetzt und mit einer Einleitung versehen. 11. Band der Philosophischen Bibliothek. Leipzig 1922, Verlag von Felix Meiner. XVIII und 164 Seiten. Preis broschiert 90 Mark, gebunden 135 Mark.

Libanius, **Apologie des Sokrates.** Übersetzt und erläutert von Otto Apelt. 101. Band der Philosophischen Bibliothek. Leipzig 1922, Meiner. Preis-Grundzahl: geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Johann Gottlieb Fichte, **Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution.** Herausgegeben von Dr. Reinhard Strecker, Privatdozent an der Technischen Hochschule Darmstadt. Leipzig 1922, Meiner. XII und 255 Seiten. Preis geheftet 49 Mark, gebunden 84 Mark.

Hermann Schultheiß, **Stirner.** Grundlagen zum Verständnis des Werkes »Der Einzige und sein Eigentum«. Herausgegeben von Dr. Richard Dedo. 2. Auflage 1922, Meiner. VII und 177 Seiten. Preis geheftet 400, gebunden 520 Mark.

Martin Lamm, **Swedenborg.** Eine Studie über seine Entwicklung zum Mystiker und Geisterseher. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne. Leipzig 1923, Meiner. VIII und 379 Seiten. Grundzahl: geheftet 8 Mark, gebunden 10 Mark.

José Ingenieros, **Prinzipien der biologischen Psychologie.** Autorisierte Übersetzung aus dem Spanischen von Julius Reinking. Mit einer Einführung von Wilhelm Ostwald. Leipzig 1922, Meiner. XII und 397 Seiten. Grundzahl: geheftet 10 Mark, gebunden 12.50 Mark.

Karl Joël, **Die philosophische Krisis der Gegenwart.** Baseler Rektoratsrede. 3. Auflage 1922, Meiner. 65 Seiten. Preis 120 Mark.

Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Herausgegeben von Dr. Raymund Schmidt. Dritte Reihe. Leipzig 1922, Meiner. IV und 234 Seiten. Preis in Halbleinwand 800, in Halbpergament 1200 Mark.

Der Verlag Felix Meiner in Leipzig ist in den Jahren seines Bestehens — er trat an die Stelle der Dürrschen Buchhandlung — allmählich zum fruchtbarsten und umfassendsten philosophischen Verlag in Deutschland, ja höchstwahrscheinlich auf dem ganzen Erdenrund herangewachsen: in erster Linie durch seine jetzt mehrere hundert Bände umfassende, schon oft an dieser Stelle genannte Philosophische Bibliothek, dann aber auch durch viele andere philosophische Werke. Es ist mit Freude zu begrüßen, daß er auch in diesen schwierigen Zeiten seinen Betrieb voll

aufrechtzuerhalten, ja noch zu vergrößern gewagt hat, wenngleich die Verkaufspreise für den Durchschnitts-Kopf- und Handarbeiter kaum noch zu erschwingen sind. Da ich wiederum eine große Reihe Novitäten anzuzeigen habe, zu denen noch drei weitere, die ich später besonders zu besprechen gedenke (von P. Petersen, Hans Weichelt und Viktor Engelhardt), hinzukommen, bin ich genötigt, mich kurz zu fassen.

Die neuen Aristoteles-Ausgaben von E. Rolfes, dem Neuscholastiker, der auch diesmal in seiner Einleitung wieder seinen geliebten Philosophus gegen die moderne Logikauffassung von Kant und Heinrich Maier (in Göttingen, jetzt in Berlin) verteidigt, sind schon so häufig in diesen Blättern gewürdigt worden, daß ich diesmal nur auf den wichtigen Inhalt der »Zweiten Analytik« hinweise, der die Lehre vom Beweis und von der Wissenschaft umfaßt.

Von Libanius genügt es zu sagen, daß dieser geistvolle griechische Redelehrer des vierten nachchristlichen Jahrhunderts — er hat von 314 bis 395 gelebt und hauptsächlich in Konstantinopel und Antiochia gewirkt — ein Freund und Gesinnungsgenosse Kaiser Julians des »Abtrünnigen« war, somit seine (natürlich erdichtete) »Verteidigungsrede des Sokrates« ein warmherziges Gegenbild des altgriechischen Philosophen-Märtyrers gegenüber der Christusgestalt der siegenden Kirche darstellt. Der verdienstvolle Plato-Herausgeber der Philosophischen Bibliothek, Otto Apelt, der sie neu übersetzt und erläutert hat, schickt ihr eine vortrefflich orientierende Einleitung voraus.

J. G. Fichtes Jugendschrift von 1793, die Verteidigung der Grundgedanken der Französischen Revolution, ist mittlerweile so selten geworden, daß man R. Strecker für ihre Sonderausgabe dankbar sein muß. Enttäuschen wird freilich die meisten heutigen Leser die Breite ihrer spekulativen Erörterungen — der Philosoph selbst verlangt S. 19 nur einen »spekulativen Denker«, keinen »Empiriker« als Richter —, trotzdem wird auch der Moderne zahlreiche Anklänge an die Gegenwart in ihr entdecken.

Das kleine Buch des frühverstorbenen Schultheiß über Max Stirner, eigentlich eine Greifswalder Doktordissertation von 1905, neu herausgegeben von einem warmherzigen Freunde, stellt eine nicht ohne Geist geschriebene, von eigener Gedankenarbeit zeugende Rechtfertigung der Stirnerschen Ich-Lehre dar, die nach ihm aus zwei verschiedenartigen, ja im Grunde einander scharf gegenüberstehenden Motiven: der Lust und dem Pflichtbewußtsein, erwächst, indessen dabei doch Gegnerin aller Moralbegründung bleibt, die sich auf ein Sollen stützt. In der Form ist die Schrift noch nicht ausgereift, wie der Verfasser selbst am Schlusse sagt: »ein Anfang, ein erstes mühevolles Bahnen von Wegen und Stegen, kein Abschluß.« Schade, daß er zu solchem Abschluß nicht gekommen ist; dann hätte er vielleicht auch sein doch allzu geringschätziges Urteil über Marx-Engels' Stirner-Kritik (S. 37) revidiert.

In eine der unserigen ganz entgegengesetzte Welt, die der »Träume eines Geistersehers«, um mit Kant zu reden, führt uns die liebevolle und eindringende Studie des Schweden Martin Lamm über den durch Kants berühmte Schrift von 1766 zuerst in weiteren deutschen Kreisen bekannt gewordenen Mystiker Emanuel Swedenborg, der mit seinem großen philosophischen Kritiker nichts als den Vornamen gemein hat, aber in Schweden noch heute manche Anhänger zählt. Es gibt dort sogar eine besondere Swedenborg-Gesellschaft und eine ziemlich starke Swedenborg-Literatur. Das im Original schon 1915 erschienene Buch legt die Entwicklung des merkwürdigen Mannes in klarer, allgemeinverständlicher Sprache dar. Eine gesunde Philosophie freilich wird sich von solchen »Quartbänden voll Unsinn«, wie Kant einmal Swedenborgs Hauptwerk, die »Himmlischen Geheimnisse», genannt hat, nur abgeschreckt fühlen. Interessieren würde mich trotzdem eine in Aussicht gestellte Fortsetzung des Werkes, die den Einfluß dieses hervorragenden Mystikers auf seine Zeitgenossen und die Nachwelt schildern soll. Gerade heute regt sich ja wieder in leider ziemlich zahlreichen Kreisen die Neigung zu dergleichen.

Im schroffsten Gegensatz dazu steht die biologische Psychologie des argentinischen Professors Ingenieros an der Universität Buenos Aires, die sich fest und klar auf den naturwissenschaftlichen Boden stellt und die natürliche Bildung nicht bloß der lebenden Materie, sondern auch der seelischen Tätigkeiten in der Entwicklung des einzelnen und der Gesellschaft, ja auch der bewußten Persönlichkeit und der Denktätigkeit im einzelnen zu zeigen unternimmt; wobei er auch den weit verbreiteten Richtungen Wundts und Bergsons und ihrer beiderseitigen Anhänger entgegentritt. Näher vertraut ist er naturgemäß mehr mit der romanischen Literatur; die ökonomische Geschichtsauffassung von Marx und Engels wird nur ganz flüchtig zweimal (S. 153 und 155) erwähnt. Der Stil ist flüssig und allgemeinverständlich, wenngleich der Übersetzer vielleicht noch mehr Fremdwörter hätte beseitigen können.

Die »philosophische Krisis« der Gegenwart (gehalten ist übrigens die zugrunde liegende Rektoratsrede Joëls schon im November 1913) erblickt der Baseler Philosoph in der Gefahr einer Spezialisierung, eines Verzichts auf Weltanschauungsbildung oder »Metaphysik«, der zuletzt auch zum Verlieren alles Zusammenhanges mit dem Leben führen würde, »wobei dann alle philosophischen Hauptrichtungen unserer Zeit, allerdings vorzugsweise die theoretischen, ihre Beleuchtung erfahren. Das Heil findet er schließlich in der Überwindung der »Mechanisierung« durch die »Organisierung« in Wissenschaft und Leben.

In mehr oder weniger lebendiger Selbstschilderung treten uns endlich in einem dritten Bande des von mir bereits früher charakterisierten zeitgemäßen Unternehmens der »Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen« eine Reihe weiterer Denker (über deren Auswahl man ja mit dem Herausgeber streiten mag) entgegen: diesmal billigerweise auch Nichtordinarien der Philosophie wie Fritz Mauthner und W. Jerusalem, und Nichtdeutsche wie der Holländer Heymans, neben Marfius, Messer, Schultz und Ferdinand Tönnies, von denen der letzte die Leser der Neuen Zeit wohl am meisten interessieren wird. Daß auch weitere Philosophen aus außerdeutschen Ländern an die Reihe kommen sollen, ist selbstverständlich; denn echte Wissenschaft bindet sich nicht an die Grenzen einer Nation.

Literarische Rundschau

Walter Vogel, **Politische Geographie.** Leipzig und Berlin 1922, B. G. Teubners Verlag. Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«. 134 Seiten.

Durch diese inhaltsreiche Schrift will der auf klare Begriffsbestimmung einen hohen Wert legende Verfasser die politische Geographie aus dem Stadium der platonischen Liebe herausreißen, damit sie praktische Wirkungen zeitige. Nachdem er in einleitenden Bemerkungen als Kern der politischen Geographie die Erforschung der geographischen Bedingungen der Staatsentwicklung festgestellt und einzelne Begriffe wie Staat, Ökumene näher umrissen hat, betrachtet er im ersten Hauptabschnitt die Staaten einzeln. Er geht zunächst ein auf den Staat als Siedlungs- und Verkehrsgemeinschaft, um dann näher darzulegen, wie der Staatscharakter durch die Erdoberfläche bestimmt wird, wobei er fünf Eigenschaften der Erdoberfläche unterscheidet: 1. Klima, 2. Bodengestalt, 3. Bodengehalt, 4. Pflanzenkleid und Tierwelt, 5. geographische Lage (S. 31). Nach Schaffung dieser Voraussetzung kann der Verfasser dann darlegen, wie die Staaten danach streben, sich des Bodens zu bemächtigen und sich auszudehnen, wofür zahlreiche historische Beispiele angegeben werden. Nach Behandlung weiterer einzelner Punkte bespricht der Verfasser dann in einem zweiten Hauptabschnitt kurz die aus dem Zusammensein der Staaten sich ergebenden Erscheinungen. Er kommt hierbei zu dem politischen Schlusse, daß jetzt eine Art Weltgleichgewicht hergestellt ist, das ein britisches Weltimperium unmöglich macht (S. 123), und zu dem meines Erachtens ebenfalls haltbaren Schlusse, daß der Völkerbund ein Schritt zu weit ist, da er einen fruchtbaren kontinentalen Föde-

ralismus verhindert (S. 131). Auch sonst kommt der Verfasser zu beachtenswerten politischen Feststellungen, so: Die Abschließungstendenz der Staaten ist gegenwärtig lebendiger denn je (S. 21), der Wert der Nationalitätsgrenze wird heute meist überschätzt (S. 25), das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich kann nur das sein, daß ein Staat den anderen verschlingt oder daß sich beide versöhnen (S. 67), der Pazifist soll im Willen des Staates zum Leben nicht nur eine Machtgier sehen (S. 90) und anderes. Bedauerlicherweise verkündet der Verfasser noch immer das Märchen, daß nach marxistischer Lehre Staaten und Menschen »ganz ohne Freiheit handeln« (S. 15). Auch verfällt er in den jetzt üblichen Fehler, den Kampf ums Erdöl zu überschätzen (S. 48). Dem Politiker wird dies Buch sicherlich manche Anregung geben und ihn vielleicht zu weiteren Studien auf diesem Gebiet veranlassen, die ihm durch umfangreiche Literaturangaben erleichtert werden. Grkp.

Dr. O. G. Fischbach, **Allgemeine Staatslehre.** Sammlung Göschen Nr. 358. Berlin 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 114 Seiten.

Das Büchlein gibt einen Überblick des Staatsbegriffs und der Staatstheorien, der Beziehungen zwischen Staat und Wirtschaft, der Elemente des Staatsbegriffs, der wesentlichen Eigenschaften der Staatsgewalt und der Staatenverbindungen. Angesichts der großen politischen Umwälzungen der jüngsten Zeit, die keineswegs schon abgeschlossen sind, ist es zu begrüßen, daß die Schrift nicht bloß eine Wiedergabe der traditionellen Staatsrechtsgrundsätze bringt, sondern auch Wissenswertes über die Begriffe Nation, Volk, Rasse, Selbstbestimmungsrecht usw. Besonders lesenswert ist der Abschnitt Staat und Wirtschaft, in dem auch die Sozialreform und die sozialistischen Staatstheorien gewürdigt werden, welch letztere natürlich Fischbach ablehnt. Er ist jedoch der Meinung, daß »die Frage der Ablösung staatlicher Funktionen durch Organe der freien Selbstverwaltung im künftigen Staat noch von außerordentlicher Tragweite werden kann«. Auch über den ständischen Staat im Sinne O. Spanns und über R. Steiners Idee der Dreigliederung wird orientiert.

H. Fehlinger

Notizen

Die englische Genossenschaftspartei im Unterhause. Durch den Genossenschaftskongreß von 1917 wurde in England eine besondere Genossenschaftspartei ins Leben gerufen. Man wollte die öffentliche Meinung durch das Genossenschaftswesen beeinflussen und die Bedeutung der Bewegung auch im Parlament zum Ausdruck bringen. Der Genossenschaftspartei gehören zahlreiche Genossenschaften des Landes an. Im Mai 1918 kandidierte für sie zum ersten Male ihr Sekretär May, der auch Sekretär des Internationalen Genossenschaftsbundes ist, ohne gewählt zu werden. Er hatte jedoch eine beträchtliche Stimmenzahl erhalten. Bei den allgemeinen Wahlen des gleichen Jahres trat die Partei mit zehn Kandidaten ins Feld, von denen einer, Waterson, in Kettering gewählt wurde. Seitdem hat die Bewegung rasche Fortschritte gemacht, so daß jetzt 180 Genossenschaftsvertreter in den Gemeindekörperschaften sitzen. Bei den kürzlich stattgefundenen allgemeinen Wahlen kandidierten elf Vertreter der Genossenschaftspartei; sie brachten es zusammen auf 126 000 Stimmen, während im Jahre 1917 nur 47 476 Stimmen für die damaligen zehn Kandidaten abgegeben worden waren. Dieses Mal wurden vier Kandidaten gewählt: A. Barnes, T. Henderson, R. C. Morrison und A. V. Alexander.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß der Genossenschaftskongreß 1921 mit 1686 gegen 1682 Stimmen einen Antrag ablehnte, der eine politische Alliance der Genossenschaftsbewegung mit der Arbeiterbewegung forderte.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 18 | Ausgegeben am 10. März 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Marx als Weltrevolutionär im Jahre 1848

Von Paul Kampffmeyer

Am Samstag, den 17. März 1883 vereinigte sich eine kleine Trauergemeinde auf dem Friedhof zu Highgate-London, um dem am 14. März 1883 entschlafenen Karl Marx zur letzten Ruhe zu geleiten. Am offenen Grabe feierte Friedrich Engels den verstorbenen Freund als den größten Denker seiner Zeit, der das Bewegungsgesetz der kapitalistischen Produktionsweise entdeckt habe. Mit Recht betonte Friedrich Engels, daß der Mann der Wissenschaft in Marx noch nicht der »halbe Mann« gewesen sei. »Die Wissenschaft«, sagte er, »war für Marx eine geschichtlich bewegende, eine revolutionäre Kraft. ... Denn Marx war vor allem Revolutionär. ... Mitzuwirken in dieser oder jener Weise am Sturze der kapitalistischen Gesellschaft und der durch sie geschaffenen Staatseinrichtungen, mitzuwirken an der Befreiung des modernen Proletariats, dem er zuerst das Bewußtsein seiner eigenen Lage und seiner Bedürfnisse, das Bewußtsein der Bedingungen seiner Emanzipation gegeben hatte. Der Kampf war sein Element. Und er hat gekämpft mit einer Leidenschaft, einer Zähigkeit, einem Erfolg wie wenige. Rheinische Zeitung (1842), Pariser Vorwärts (1844), Brüsseler Deutsche Zeitung (1847), Neue Rheinische Zeitung (1848/49), New York Tribune (1852 bis 1861), dazu Kampfbroschüren die Menge, Arbeit in Vereinen in Paris, Brüssel und London, bis endlich die große Internationale Arbeiterassoziation als Krönung des Ganzen entstand — wahrlich, das war ein Resultat, worauf sein Urheber stolz sein konnte, hätte er sonst auch nichts geleistet.«

In allen wissenschaftlichen Ideen von Marx wirken sich ungeheure Explosivkräfte aus, die auf eine grundstürzende Umgestaltung der Gesellschaft gerichtet sind. Als Leitstern kann über seinem reichen Denker- und Kämpferleben der Satz stehen: »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.« Mit dieser Kampfthese tritt der junge Marx 1845 einem Feuerbach gegenüber, der selbst zu den fortgeschrittensten und revolutionärsten Geistern der vormärzlichen Zeit gehörte. Das revolutionäre Moment in Marx, das sein ganzes Denken so feuerflüssig erscheinen läßt, bestätigt sich am ursprünglichsten in dem Jahre 1848, da ein Sturmwind alle die Schranken und Zäune niederriß, die sich sonst wohl dem Schnellschritt vorwärtsstürmender politischer Denker und Tatmenschen entgegenstellen.

In Marx flammen schon 1848 die Grundlinien einer proletarisch-internationalen Weltpolitik auf. In allen Ländern mit kapitalistischer Wirtschaft sieht er die gleichen kollektiven Produktionsformen emporstreben, und in allen diesen Ländern ist nach seiner Ansicht eine proletarische Politik möglich. Nur im Rahmen großer, zentralisierter Einzelstaaten kann sich diese Politik zu einer weltumgestaltenden Kraft entfalten. Marx fordert daher in der

»Neuen Rheinischen Zeitung« vom 6. Juni 1848 die »widerspruchslose Einheit Deutschlands«, denn auf einem in neunundd reißig Länder zersplitterten Terrain kann der kapitalistische »Nationalreichtum« nicht erzeugt und können die »modernen sozialen Aufgaben« nicht gelöst werden. Nicht ein föderiertes Deutschland, wohl aber ein föderiertes Europa strebt er kühnen, weitvorausschauenden Geistes an! »Die Vereinigten Staaten von Nordamerika,« so schreibt er in der »Neuen Rheinischen Zeitung«, »abgesehen davon, daß sie alle gleichartig konstruiert sind, erstrecken sich über eine Fläche so groß wie das zivilisierte Europa. Nur in einer europäischen Föderation können sie eine Analogie finden. Und damit Deutschland sich mit anderen Ländern föderiert, muß es vor allem ein Land werden.«

Marx will mit dem Hammer der Revolution die großen deutschen Monarchien, diese starken Fundamente des deutschen Partikularismus, zertrümmern und damit die Elemente für ein einiges Deutschland gewinnen. Er spricht das prophetische Wort aus: »Nur im Kriegs- und Revolutionssturm können wir zusammengeschmiedet werden.«

Der revolutionäre Krieg ist ihm das gegebene Instrument seiner proletarischen Weltpolitik. Der Marx des Jahres 1848 — ein leidenschaftlicher, grundsätzlicher Gegner des bürgerlich-demokratischen Pazifismus — bläst zum Sturm gegen das zaristische Rußland. Dieser Krieg soll das Bollwerk des Absolutismus im Osten niederwerfen, ein neues revolutionäres Polen aufrichten und Deutschland von seinen autokratischen Landesvätern befreien. »Nur der Krieg mit Rußland«, so führt Marx in der »Neuen Rheinischen Zeitung« aus, »ist ein Krieg des revolutionären Deutschland, ein Krieg, worin es die Sünden der Vergangenheit abwaschen, worin es sich ermannen, worin es seine eigenen Autokraten besiegen kann, worin es, wie einem die Ketten langer, träger Sklaverei abschüttelnden Volke geziemt, die Propaganda der Zivilisation mit den Opfern vieler Söhne erkauft und sich auch innen freimacht, indem es nach außen befreit.«

Karl Marx ist durchaus nicht auf die bürgerlich-demokratische Idee der Selbständigkeit der Nationen eingeschworen, wenn er an die Realisation seines weltpolitischen Programms geht. In großen zentralisierten Wirtschafts- und Staatsformen sieht er notwendige Vorbedingungen für den sieghaften Aufstieg der proletarischen Klasse. Marx opfert ohne weiteres den Deutschen und Ungarn die nationalen Interessen der Slowenen und Kroaten, weil selbständige südslawische Staaten Deutschland und Ungarn vom Adriatischen Meer abschließen würden. »Und wo es sich um die Existenz, um die freie Entfaltung aller Ressourcen großer Nationen handelt, da wird doch,« meinte er, »eine solche Sentimentalität, wie Rücksicht auf ein paar versprengte Deutsche und Slawen, nichts entscheiden.«

Einen ökonomischen und staatlichen Fortschritt erblickt Marx in der Vereinigung ohnmächtiger »Nationchen« mit einem politisch-zentralisierten Reiche. Und diese Vereinigung ist vor allem in den Tagen der kapitalistischen Zentralisation von Industrie, Handel und Verkehr geboten. »Jetzt aber ist die politische Zentralisation«, so schreibt die »Neue Rheinische Zeitung«, »infolge der gewaltigen Fortschritte der Industrie, des Handels, der Kommunikationen noch ein viel dringenderes Bedürfnis geworden als damals im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Was sich noch zu zentralisieren hat, zentralisiert sich. Und jetzt kommen die Panslawisten und ver-

langen, wir sollten die halbgermanisierten Slawen ‚freilassen'; wir sollten eine Zentralisation aufheben, die diesen Slawen durch alle ihre materiellen Interessen aufgedrängt wird.«

Staatliche und wirtschaftliche Zentralisation, Bildung großer einheitlicher demokratischer Staatswesen, das sind für Marx notwendige Durchgangspunkte zu einer sozialistischen Weltwirtschaft.

Alle politischen Gedanken des Marxschen Programms vom Jahre 1848 lassen sich theoretisch auf das Kommunistische Manifest zurückführen. Hier wird mit dramatischer Kraft die Zentralisierung der Produktions- und Kommunikationsmittel dargestellt. »Die notwendige Folge hiervon war die politische Zentralisation. Unabhängige, fast nur verbündete Provinzen mit verschiedenen Interessen, Gesetzen, Regierungen und Zöllen wurden zusammengedrängt in eine Nation, eine Regierung, ein Gesetz, ein nationales Klasseninteresse, eine Douanenlinie.«

Aus der ökonomischen und staatlichen Entwicklung heraus ergeben sich die Gegensätze der nationalen Staaten. Ein wirtschaftliches Ausbeutungsverhältnis greift zwischen diesen Staaten Platz. Marx spricht im Kommunistischen Manifest von der feindlichen Stellung der Nationen gegeneinander, von der Exploitation einer Nation durch die andere. Die innerstaatliche Ausbeutung fällt mit der außenstaatlichen zusammen. Die Aufhebung des Gegensatzes der Klassen im Innern der Nation beseitigt nach Marx auch die nationalen Gegensätze, die Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse zwischen den einzelnen Staaten.

Im Kommunistischen Manifest hebt Marx die feindliche Stellung der großen Nationalstaaten zueinander nicht besonders scharf heraus. Die nationalen Gegensätze läßt er mit der Entwicklung der Bourgeoisie, der Handelsfreiheit des Weltmarktes verschwinden. Anders dagegen in jenem berühmten Artikel vom 31. Dezember 1848 in der »Neuen Rheinischen Zeitung«, in dem er die Bewegungen des verflossenen Revolutionsjahres noch einmal abrollen läßt und zugleich die revolutionäre Erhebung der französischen Arbeiterklasse und den Weltkrieg gegen das konterrevolutionäre England verkündet.

England wird in diesem Artikel als ein die ganze Welt umspannender Riesenpolyp dargestellt, der ganze Völker unbarmherzig aussaugt. Es besteht weltwirtschaftlich und weltpolitisch kein Gleichberechtigungsverhältnis zwischen den Nationen, sondern ein krasses, brutales Ausbeutungsverhältnis. England hat »*ganze Nationen in seine Proletarier verwandelt*«, und es hungert die neue Gesellschaft schon im Mutterschoß aus. »England beherrscht den Weltmarkt«, so schreibt die »Neue Rheinische Zeitung« am 31. Dezember 1848. »Eine Umwälzung der nationalökonomischen Verhältnisse in jedem Lande des europäischen Kontinents, auf dem gesamten europäischen Kontinent ohne England ist der Sturm in einem Glase Wasser. Die Verhältnisse der Industrie und des Handels innerhalb jeder Nation sind beherrscht durch ihren Verkehr mit anderen Nationen, sind bedingt durch ihr Verhältnis zum Weltmarkt. England aber beherrscht den Weltmarkt, und die Bourgeoisie beherrscht England.«

Außenpolitische wirtschaftliche Herrschaftsverhältnisse sind also von entscheidender Bedeutung für *innenpolitische* wirtschaftliche und staatliche Machtverhältnisse. Die ökonomische und politische Befreiung der Na-

tionen Europas ist an den Sturz des wirtschaftlich übermächtigen, den Weltmarkt beherrschenden Englands gebunden. Dieser Sturz kann nach Marx nur von der siegreichen Erhebung der französischen Arbeiterklasse herbeigeführt werden. Eine politische Weltrevolution, an deren Spitze Frankreichs Proletariat steht, hat die industrielle und kommerzielle Weltherrschaft Großbritanniens gewaltsam zu vernichten und die unterdrückten Nationalitäten zu befreien. Ohne diese Vernichtung ist zugleich jede große soziale Reform aussichtslos. In diesem Sinne schreibt die »Neue Rheinische Zeitung«: »Jede partielle soziale Reform in Frankreich und auf dem europäischen Kontinent überhaupt ist und bleibt, soweit sie definitiv sein soll, ein hohler frommer Wunsch. Und das alte England wird nur gestürzt durch einen Weltkrieg, der allein der Chartistenpartei, der organisierten englischen Arbeiterpartei, die Bedingungen zu einer erfolgreichen Erhebung gegen ihre riesenhaften Unterdrücker bieten kann. Die Chartisten an der Spitze der englischen Regierung — erst mit diesem Augenblick tritt die soziale Revolution aus dem Reiche der Utopie in das Reich der Wirklichkeit. Jeder europäische Krieg aber, in den England verwickelt wird, ist ein Weltkrieg. Er wird geführt in Kanada wie in Italien, in Ostindien wie in Preußen, in Afrika wie an der Donau. Und der europäische Krieg ist die erste Folge der siegreichen Arbeiterrevolution in Frankreich.«

Angesichts der Marxschen himmelstürmenden weltrevolutionären Pläne sinkt die Märzrevolution des Jahres 1848 zu einer provinziell-preußischen Erhebung herab. »Die Revolution war nur eine halbe Revolution, *nur der Anfang* einer langen revolutionären Bewegung.« Mit ganzer Leidenschaft strebte Marx eine *europäische soziale Umwälzung* im Stil der großen Französischen Revolution an, die schon bewußt die Aktionsmacht einer neuen sozialen Klasse, des Proletariats, entbindet. Im Kommunistischen Manifest sucht er die Taktik der Kommunisten in den großen kommenden revolutionären Kämpfen festzulegen. Überall verweist er die Kommunisten auf eine eigene vollständige politische Parteibildung mit dem Ziele der allgemeinen Vorbereitung einer proletarischen Revolution. Mit der gemeinsamen bürgerlich-proletarischen Klassenaktion in Deutschland verbindet er sofort die Organisation des Klassenkampfes gegen die Bourgeoisie. In diesem Sinne schreibt er im Kommunistischen Manifest: »In Deutschland kämpft die Kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei. Sie unterläßt aber keinen Augenblick, bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat herauszuarbeiten, damit die deutschen Arbeiter sogleich die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, welche die Bourgeoisie mit ihrer Herrschaft herbeiführen muß, als ebenso viele Waffen gegen die Bourgeoisie kehren können, damit nach dem Sturze der reaktionären Klassen in Deutschland sofort der Kampf gegen die Bourgeoisie selbst beginnt.«

Was Marx im Jahre 1848 mit heißem Herzen herbeisehnte, hat erst siebzig Jahre später der Ausgang des Weltkrieges gebracht: den *Sturz des Zarismus*, die *Beseitigung der mitteleuropäischen Monarchien*, die *wirtschaftliche Entthronung Großbritanniens* und den *Aufmarsch der organisierten Arbeiter*

Englands, um »an die Spitze der englischen Regierung« zu treten. Erst mit dem Jahre 1918 ist die Bewegung von 1848 in die Phase einer europäischen Revolution getreten, die sofort die »Eigentumsfrage« zur »Grundfrage der Bewegung« gemacht hat. Über die Reife der wirtschaftlichen Entwicklung, über das politische Bewußtsein und die politische Aktionskraft des Proletariats hat sich Marx, der in seinem prophetischen Schauen schon so viele künftige Dinge glaubte greifen zu können, manchmal geirrt; aber selbst in seinen Irrtümern offenbart Marx Seherblick. Es waren Irrtümer nur in den Zeiträumen, nicht in den wirklichen Dingen.

Wenn wir heute die Dreivierteljahrhundertfeier der Märzrevolution festlich begehen, so erinnern wir uns, daß der tiefste in die Ferne weisende Sinn jener Revolution, die »nur der Anfang einer langen Bewegung war«, schon im Geiste von Karl Marx lebte. Vorausschauend hat der große revolutionäre Denker dem Proletariat schon im Jahre 1848 die Etappen des proletarischen Befreiungskampfes gezeigt, die es erst nach einer dreiviertelhundertjährigen Wanderung durch alle Bitternisse politischer Not und alle Schrecknisse des Krieges hindurch erreichen sollte.

Die Saarpolitik Frankreichs

Vorläufer und Vorbild seiner Politik am Rhein und an der Ruhr

Von Bernhard Rausch

(Schluß)

5. Regierungskommission und Arbeiterschaft

Frankreich weiß, daß es die industriellen Gebiete an der Saar und an der Ruhr nur dann seinen imperialistischen Zwecken dienstbar machen kann, wenn es ihm gelingt, die breiten Volksmassen vor seinen Karren zu spannen. Es hatte sich so spielend leicht gedacht, die Arbeiterschaft und ihre Führer mit ein wenig Schmeichelei, mit Lügen und den Überredungskünsten des Franken für sich zu ködern, und mußte doch gerade an der Arbeiterschaft die bitterste Enttäuschung erleben. Die stolze und kalte Abweisung der beleidigenden Unterschätzung ihres deutschen Nationalgefühls wäre freilich bei der Arbeiterschaft an der Saar und an der Ruhr nicht so wuchtig und geschlossen gewesen, wenn sie nicht wüßte, daß sie bei ihrem Widerstand gegen den feindlichen Imperialismus zugleich für die deutsche Republik, i h r e Republik kämpfte. In dieser Tatsache liegt auch die letzte und wichtigste Rechtfertigung der Staatsumwälzung. Der pfiffige Advokat Poincaré versucht in die Fußtapfen eines Napoleon zu treten. Nun, Napoleon durfte sich immerhin als Sohn der Französischen Revolution bezeichnen, und er brachte den von ihm besiegten Völkern so etwas wie die Anfänge staatsbürgerlicher Freiheit. Die deutschen Arbeiter wissen aber nur zu gut, daß hinter der scheinheiligen Maske der Poincaré, Degoutte und Rault die Fratze der Reaktion grinst. Nach einem bekannten Wort ereignen sich alle Dinge in der Weltgeschichte zweimal, einmal als Tragödie und einmal als Farce, und wenn das Kontinentalsystem Napoleons an dem unerträglichen wirtschaftlichen und militärischen Druck scheiterte, den es auf die zentraleuropäischen Staaten ausübte, so muten neben jenem grandiosen Drama die Weltherrschaftsallüren der Imperialisten an der Seine gegenüber einem nur durch besondere Glücksumstände zu Fall gebrachten und mit der ganzen Brutalität der Schwäche

mißhandelten 70-Millionen-Volk wie ein Satyrspiel an, das über kurz oder lang zu Ende gehen muß. Ein Satyrspiel ist auch jene als »Treuhänderschaft« im Saargebiet im geschändeten Namen des Völkerbundes von dem jungen Manne Poincarés, dem Präfekten Rault, ausgeübte despotische Fremdherrschaft, der gegenüber das, was man einst in der Welt preußischen Militarismus nannte, nur wie eine elende Stümperei anmutet.

Aber nicht nur in politischer, sondern auch in sozialer Beziehung gilt von der Inkarnation der europäischen Reaktion, die der französische Militarismus heute ist, das Wort: Was kannst du armer Teufel bieten? Da im Saargebiet vertragsgemäß nur die bis zum 11. November 1918 in Deutschland bestandenen Gesetze und Verordnungen mit Ausnahme der für den Kriegszustand geschaffenen Bestimmungen Geltung haben, so ist nicht einmal die Bildung von Arbeiterausschüssen gesetzlich geregelt, wie das Zivildienstgesetz sie geschaffen hatte und wie sie in Frankreich bereits bestehen. Auch die umfassende deutsche soziale Gesetzgebung der Nachkriegszeit, Betriebsrätegesetz und Arbeitslosenversicherung, fehlen, und alle Bemühungen des saarländischen Landesrats, insbesondere seiner sozialdmokratischen Fraktion unter Führung des Rechtsanwalts Dr. Sender, dieser Gesetzgebung auch im Saargebiet Eingang zu verschaffen, stoßen bei der Regierungskommission auf Verständnislosigkeit und Ablehnung.

Das einzige Aktivum der Regierungskommission in dem Kapitel Arbeiterschaft ist der Franken. Die Frankenlöhnung ist unter der Doppelwährung relativ hoch, und die Franzosen hoffen, daß eine allmählich satt und politisch indifferent gewordene Arbeiterschaft sich dafür bedanken werde, ihre günstige Lage mit drohender Arbeitslosigkeit in einem, wie sie es anstreben, industriell bald ruinierten Deutschland zu vertauschen, was für die um so schreckhafter wäre, die, wie im Saargebiet nicht selten ist, ein eigenes Häuschen mit ein wenig Acker- und Gartenland besitzen. Da das Votum für einen selbständigen Saarstaat den Franzosen genügen würde, hoffen sie all die im Bergbau, bei der Industrie, bei der Eisenbahn und Post von Frankreich wirtschaftlich abhängigen Existenzen, über denen dauernd das Damoklesschwert der Entlassung und des Hinausgestoßenwerdens in ein ungewisses Schicksal hängt, im Laufe der Zeit mürbe zu machen und für dieses Ziel zu gewinnen. Systematisch wird die Bevölkerung durchgesiebt, und schon jetzt werden französische und lothringische Arbeiter in steigender Zahl in den Saargruben untergebracht. Bestimmt doch das Saarstatut ausdrücklich, daß der Verwendung von Arbeitskräften, die dem Saarbecken fremd sind, keine Behinderung in den Weg gelegt werden darf.

Demgegenüber steht uns aber zur Seite, daß der Franken je länger, desto mehr von seiner augenblicklichen Wertschätzung einbüßen muß, daß wirtschaftlicher Druck keineswegs anhänglich und zufrieden macht, wenn er auch vielleicht Heuchler erzieht, und namentlich die entscheidende Tatsache, daß die behelmte Frau auf ihren Geldscheinen die deutschen Arbeiter nie aufhören lassen wird, deutsch zu fühlen und ein imperialistisches System, das sie übertölpeln will, zu verachten.

Aber die französische Politik im Saargebiet wäre nicht französisch, wenn sie ihre Frankenpolitik in der Arbeiterschaft nicht noch in einem anderen, direkteren und pikanteren Sinne zu treiben versuchte. Allah Rault ist groß, und Major Richert, der Chef der französischen Propaganda, ist sein Prophet.

Dieser Beauftragte Fochs hat einen riesengroßen Geldsack und eine merkwürdige Neigung, mit gewissen Arbeiterführern vertraulichen Umgang zu pflegen. Im Juni 1922 wurde von der »Volksstimme« (Saarbrücken) enthüllt, daß der Vorsitzende der Kommunistischen Partei im Saargebiet, Waltz, diese gegen Bestechungsgelder in den Dienst der französischen Saarpolitik gestellt hatte. Er war, zusammen mit einigen Unabhängigen, der Veranstalter jener Frankendemonstrationen, auf die sich jetzt, trotz ihres damals kläglichen Verlaufs, die Regierungskommission zur nachträglichen Rechtfertigung ihrer Frankenpolitik beruft. Und er hat auch gemeinsam mit einigen anderen merkwürdigen Arbeiterführern jene Denkschriften an den Völkerbund unterzeichnet, in denen die mehr als 90 Prozent der Saarbevölkerung vertretenden Delegationen nach Genf als »Pseudodelegationen« denunziert wurden.

Aber was nutzen Herrn Richert die kleinen linksradikalen Gruppen, wenn er nicht an die Massen der sozialdemokratischen und katholischen Arbeiter heran kann? In erster Linie ist es der französischen Propaganda darum zu tun, den Zusammenhang der politischen Parteien und der Gewerkschaften mit den großen deutschen Organisationen zu zerreißen. Hier wäre keine Wurst zu teuer. Wie oft hat man zum Beispiel den maßgebenden Führern der Sozialdemokratie mit gewinnendstem Lächeln und bedeutsamen Gebärden zugeflüstert: »Was habben Sie zu tun mit Berlin, makken Sie Saarsozialisme!« Und es ist die ganze Wut der Franzosen, daß ihnen von der Sozialdemokratie nur die kalte Schulter gezeigt wird.[3] Zu Ehren der Sozialdemokratischen Partei des Saargebiets muß es immer wieder gesagt werden, daß sie bereits seit jenen ersten Tagen des Franzoseneinbruchs, als verschiedene Herrschaften noch recht kleinlaut waren, unter der Führung von Männern wie Feld, Dr. Sender, Schäfer usw. im Kampf um die Deutscherhaltung des Saargebiets in der vordersten Reihe gestanden hat. Und es ist kein Zufall, sondern hängt mit dieser gerade unter sozialistischen und demokratischen Gesichtspunkten wahrhaft »nationalen« Haltung der Sozialdemokratie innerlich zusammen, daß die Deutschnationalen im Saargebiet gänzlich bedeutungslos sind und bei der Landesratswahl selbst auf die Aufstellung eines Zählkandidaten wohlweislich verzichteten. Nicht mit Unrecht erblickt die Regierungskommission in der Sozialdemokratie ihre gefährlichste Gegnerin. Mit besonderem Haß verfolgt sie die sozialdemokratische »Volksstimme«, die sie durch fortgesetzte Ausweisungen ihrer Redakteure, für die im Saargebiet nicht gleich Ersatz zu schaffen ist, zu ruinieren gedenkt. In zwei Jahren wurden die Redakteure nicht weniger als dreimal unter den schimpflichsten Umständen vertrieben.

Wie überall in den bedrohten Grenzgebieten, so ist auch an der Saar die Haltung der großen Masse der Arbeiterschaft sowie ihrer Führer unsere Hoffnung. Aber gerade deshalb brauchen wir nicht von dem Schatten zu schweigen, der überall da zu finden ist, wo viel Licht strahlt, und es könnte uns auch nichts nützen, die Augen davor zu verschließen, daß doch auch manches faul im Staate Dänemark ist, daß die korrumpierende Franken- und Bestechungspolitik sowie die Bemühungen, die deutsche Bevölkerung zu spalten,

[3] Die eine Ausnahme, der Oberregierungsrat Fuhrmann, fällt ebensowenig ins Gewicht wie die Tatsache, daß der Parlamentsbüffel der Regierungskommission Koßmann, Dr. Hector und noch ein paar andere fragwürdige Gestalten vom Zentrum herkommen.

nicht überall erfolglos geblieben sind. Die Menschen an der Saar sind eben dieselben wie überall, und überall gibt es Leute, deren Charakterfestigkeit sich nur nach der Höhe der Summe bemißt, bei der sie zu schmelzen beginnt. Nationale Fäulniserscheinungen machen sich insbesondere bemerkbar bei den Bauern, die ihre landwirtschaftlichen Profitinteressen durch die Westorientierung zu fördern glauben. Ihre Landwirtschaftskammer brachte es fertig, Dr. Hector ein Vertrauensvotum auszusprechen. Ebenso bei den Haus- und Grundbesitzern, die die Aufhebung der Wohnungszwangswirtschaft und die Frankenmiete erstreben, und deren Führer, der ehemals »treudeutsche« Rittmeister Schmoll, sich des besonderen Wohlwollens der Franzosen erfreut.

Aber auch von übelriechenden Dingen aus dem Lager der ehemaligen Unabhängigen zu schweigen liegt kein Anlaß vor. Die U. S. P. D. hatte im ganzen oberrheinischen Bezirk etwa 300 Mitglieder, im Saargebiet keine 100. Und doch gab dieses Bäckerdutzend ein eigenes Organ heraus, in der Wahlzeit, Sommer 1922, sogar täglich. Bezeichnenderweise nannte man es in der Bevölkerung »Saarreptil«, denn es wurde in der Druckerei des französischen Propagandablatts gedruckt, des »Nouveau courrier de la sarre«! Öffentlich wurde zwar erklärt, daß man die Geldmittel zur Herausgabe des Blattes von einem Gönner aus Argentinien (!) habe. Indessen hat man auch den eigenen Anhängern einen nur so ungenügenden Aufschluß über die finanziellen Grundlagen des Unternehmens geben können, daß die Ortsgruppe Neunkirchen der U. S. P. D. beschloß, so lange aus der Partei auszutreten, bis die Angelegenheit geklärt sei. Dann ging das Blatt ein.

6. »Saarstaat«, Schule, Justiz, Beamtenschaft

Wie der wirtschaftlichen Abschnürung des Saargebiets Zollgrenze und Frankenwährung dienen, so sollen die Bestimmungen über die »Saareinwohnerschaft« in der Bevölkerung das stolze Bewußtsein erwecken, Bürger eines nur dem Völkerbund unterstehenden selbständigen Saarstaats zu sein. Leider passierte der Regierungskommission auch hier das Pech, daß die Saarbewohner sich durchaus nicht beglücken lassen wollten, sondern den Pferdefuß dieser Saareinwohnerschaft sofort erkannten. Gibt doch dieses völkerrechtliche Monstrum der Regierungskommission die Möglichkeit, deutsche Staatsbürger auf dem nach dem Versailler Vertrag immer noch deutschen Boden an der Saar wie Ausländer zu behandeln, sie über die Grenze zu jagen, was in tausend Fällen geschehen ist, oder ihnen die Einreiseerlaubnis zu verweigern. Mußte doch beispielsweise Otto Hue eine Konferenz mit den Saarbergarbeitern außerhalb des Saargebiets abhalten. Hinzugezogene Franzosen erlangen dagegen bereits nach sechs Monaten die Saareinwohnerschaft und die mit ihr verbundenen politischen Rechte, besonders das Wahlrecht. Nach dem Saargebiet verzogene Deutsche erhalten sie entweder gar nicht oder doch bedeutend später. Deutschen Saareinwohnern wird außerdem nach vorübergehender Abwesenheit die Saareinwohnerschaft entzogen. Dieses liebliche Völkerbundsidyll schien selbst den Herren in Genf doch etwas zu weit zu gehen, zumal die deutschen Proteste das Unrecht *allzu* klar aufdeckten. Und um die Fiktion einer Völkerbundsherrschaft über das Saargebiet aufrechtzuerhalten, wurde nun verfügt, daß kein Saareinwohner ausgewiesen werden kann, und jeder, der Anspruch auf diese Eigenschaft erheben darf, freien Zutritt zum Saargebiet hat, selbst wenn er vorher *aus-*

gewiesen worden war. Aber Herr Rault kennt seine Pappenheimer in Genf nur zu gut, die der frühere italienische Ministerpräsident Nitti einmal also gekennzeichnet hat: »Der Völkerbund ist nach dem Austritt der Vereinigten Staaten von Amerika zu einer zynischen, albernen und dummen heiligen Allianz der Sieger geworden.« Herr Rault bezieht seine Instruktionen aus Paris und hat die papierne Völkerbundsverfügung, die er übrigens der Saarbevölkerung glatt unterschlagen hat, so ausgeführt, daß er ausgewiesenen Beamten zwar die Rückkehr gestattet, es ihnen aber unmöglich macht, wieder in ihr altes Beamtenverhältnis zu treten. Und die »Liga der Nationen« läßt sich diese offene Verhöhnung gefallen!

Ein selbständiger Staat braucht natürlich auch seine Landesfarben, und so hat man durch sinniges Zusammenwerfen französischer und preußischer Farben die blauweißschwarze Saarflagge geschaffen, was natürlich völkerrechtlich ein grober Unfug ist. Die Saarregierung verwehrt es ihren Landeskindern, die deutschen Farben sehen zu lassen, dagegen flattert überall neben der famosen Saarfahne die blauweißrote Trikolore, und während die öffentliche Feier deutscher staatlicher Festtage verboten ist, wird der 14. Juli mit großem Gepränge, unter dem Geschmetter der Clairons und offizieller Beteiligung der Regierungskommission festlich begangen. Daneben dienen kleinliche Maßnahmen im Polizei- und Paßwesen, Schikanen im Postscheckverkehr und vieles andere dazu, den Deutschen an der Saar das beglückende Gefühl beizubringen, unter der epochemachenden Souveränität der Liga der Nationen zu leben, die in ihrer im Saargebiet zum erstenmal praktisch in Erscheinung tretenden Form eine merkwürdige Errungenschaft ist.

Neben dem wirtschaftlichen und politischen versucht die Regierungskommission auch den kulturellen Zusammenhang des Saargebiets mit seinem Mutterlande zu lösen, insbesondere — wieder unter eklatanter Überschreitung ihrer Befugnisse — das Schulwesen zu französieren. Der Versailler Vertrag gestattet zwar dem französischen Staat, Volksschulen und technische Schulen als Nebenanlagen von Gruben, aber nur für den Gebrauch des französischen Personals und der Kinder dieses Personals, zu gründen und zu unterhalten. Es sind jedoch weit über diesen Bedarf französische Schulen gegründet worden, in die man auch Kinder deutscher Eltern zu ziehen versucht, und was für einen Bergmann die Alternative bedeutet, seine Arbeitsstätte verlassen zu müssen oder sein Kind in französische Hände zu geben, kann man sich leicht vorstellen. Auch deutsches Lehrpersonal wird gegen in Aussicht gestellte Vorteile in französische Kurse gelockt. Leider leisten einige im Schuldienst stehende deutsche Klerikale dieser französierenden Schulpolitik nicht den gebotenen Widerstand, sondern direkt Handlangerdienste. Den Katholiken des Saargebiets insgesamt aber muß gedankt werden, daß alle Versuche, sie von dem Bistum Trier zu lösen, an ihrem entschiedenen Widerspruch scheiterten.

Besonders schlimm steht es um die Justiz. Vertraglich ist bestimmt, daß die Zivil- und Strafgerichte, die im Saargrubengebiet bestanden haben, erhalten bleiben sollen. Aber der Regierungskommission ist gestattet, einen Zivil- und Staatsgerichtshof zu errichten, der über Berufungen gegen Entscheidungen der unteren Gerichte zu urteilen und über Materien zu entscheiden hat, für die sie nicht zuständig sind. Mit der Errichtung eines Obergerichts in Saarlouis hat die Regierungskommission die beabsichtigte Los-

lösung von den Oberlandesgerichten Köln und Zweibrücken erreicht. An der Spitze des Obergerichts steht der frankophile Schweizer Nippold, und an ihm wirken so viele ausländische Richter mit, daß sich die Verhandlungen wegen deren mangelhafter Beherrschung der deutschen Sprache zu wahren Justizkomödien gestalten.

Überhaupt ist das Kapitel Beamtenschaft nicht durchweg erfreulich. Die Regierungskommission hat von ihrem Recht, Beamte zu ernennen und abzusetzen und diejenigen Verwaltungs- und Vertretungsorgane zu schaffen, die sie für notwendig hält, reichlichen Gebrauch gemacht und alle entscheidenden Verwaltungsposten mit Franzosen besetzt, die teilweise wie ihr Herr und Meister Rault nicht einmal die deutsche Sprache verstehen. Man wird die Schwierigkeiten der unter dem Damoklesschwert sofortiger Entfernung arbeitenden deutschen Beamten gewiß würdigen. Es muß jedoch leider festgestellt werden, daß gewisse — ehemals stramm »nationale« — Herrschaften, beispielsweise bei der Polizei, in gewissen Dingen einen unnötigen Übereifer entwickeln, der mehr als peinlich wirkt. Es sei nur die skandalöse Führung der Wählerlisten vor den Wahlen zum Landesrat erwähnt, in denen die neugebackenen französischen Saareinwohner mit peinlichster Sorgfalt verzeichnet waren, dagegen schon seit vielen Jahren wahlberechtigte Deutsche zu Tausenden fehlten und so um ihr Stimmrecht betrogen wurden. Diese traurige Erfahrung zeigt der Saarbevölkerung, daß sie ein besonders wachsames Auge für die Listen zur Volksabstimmung wird haben müssen. Es muß gefordert werden, daß schon jetzt mit der Aufstellung dieser Listen begonnen wird, um allen Versuchen des »Corriger la fortune« rechtzeitig entgegenwirken zu können.

7. Das französische Militär

Die dauernde Anwesenheit einer starken französischen Besatzung im Saargebiet ist die Verletzung des Versailler Vertrags, die am sinnfälligsten in Erscheinung tritt und die dem Volke dadurch besonders unangenehm fühlbar wird, daß sie mit ihrem Troß, mit Kind und Kegel die ohnehin große Wohnungsnot bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat, denn in erster Linie wird natürlich die glorreiche Armee berücksichtigt. Gegen dieses französische Militär wurde von der deutschen Regierung und den politischen Parteien im Saargebiet unaufhörlich nachdrücklichster Protest beim Völkerbund erhoben, zuletzt noch gelegentlich der Tagung des Völkerbundsrats Anfang Februar 1923. Denn der Friedensvertrag bestimmt ausdrücklich, daß im Saargebiet nur eine örtliche Gendarmerie zur Aufrechterhaltung der Ordnung organisiert werden soll. Daß französische Truppen an der Saar stehen, ist um so unerhörter, als es sich hier um ein Abstimmungsgebiet handelt. Unter der Herrschaft feindlicher Bajonette ist eine unbeeinflußte Abstimmung nicht denkbar und muß zu denselben Unzuträglichkeiten führen wie seinerzeit in Oberschlesien.

Die zahlreichen deutschen Proteste gegen die eklatante Vertragsverletzung haben schließlich bewirkt, daß der Völkerbundsrat sich zu einigen Einwänden in der Militärfrage ermannt hat. Aber der französische Militarismus denkt gar nicht daran, seine Beute fahren zu lassen. Herr Rault erklärt immer wieder, die Truppen gegen eventuelle Unruhen zu brauchen. Zu dem Schweizer Halpeim sagte er einmal zynisch, wenn der Völkerbund internationale Truppen stellen wolle, nähme er sie gern an. Dann haben die Franzosen ein

scheinbares Entgegenkommen gezeigt, indem sie die Truppenzahl auf 5000 verminderten und ein algerisches Regiment an die Grenze des Saargebiets verlegten. Aber diese Maßnahmen lagen nur im Interesse Frankreichs selbst, denn nichts hat die Bevölkerung mehr erbittert, als ihr Völkerbundsparadies unter den Schutz der Sonnensöhne Marokkos gestellt zu sehen, und 5000 Mann für das kleine Saargebiet sind reichlich genug. Die Erhaltung der Besatzung im Saargebiet kostet Frankreich 40 Millionen Franken jährlich.

Die tatsächliche Herrschaft des französischen Militarismus im Saargebiet, die die Souveränität des Völkerbundes zu einer Fiktion macht, wird durch nichts so deutlich bewiesen als durch die Abmachung zwischen dem Präsidenten Rault und dem Militärbefehlshaber, nach der im Falle der Erklärung des Belagerungszustandes die gesamte Herrschaft im Saargebiet, einschließlich der Rechtsprechung, auf den französischen Truppenbefehlshaber übergeht. Die Behauptung, daß das kleine Ländchen eine eigene Gendarmerie wegen deren zu hohen Kosten nicht unterhalten könne, ist nichts als eine faule Ausrede. Wenn die Millionengehälter der Regierungskommission und der höheren Beamten ein wenig gekürzt, wenn einige der zahlreichen überflüssigen Stellen gestrichen und namentlich die Korruptions- und Spitzelfonds ein wenig erleichtert würden, wären die notwendigen Summen mit leichter Mühe zu beschaffen; denn auf Kosten des kleinen Gebiets lebt ein phantastisch großer Verwaltungsapparat mit jener Verschwendung, die die Siegerstimmung des »le boche payera tous« entstehen ließ. Die Regierungskommission sollte sich endlich zu einer geordneten Etatswirtschaft bequemen, dann wird ihr der Landesrat die Möglichkeit zur Aufstellung einer örtlichen Gendarmerie schon nachweisen.

8. Der Landesrat

Der Versailler Vertrag bestimmt, daß Änderungen an Gesetzen, die am 11. November 1918 im Saargebiet in Geltung waren, nur nach Anhörung der erwählten Vertreter der Einwohner in der Form geschehen sollen, die von der Kommission bestimmt wird. Es ist also eine Volksvertretung im Saargebiet vorgesehen. Aber obwohl ihr nur ein Begutachtungsrecht zuerkannt wurde, hat sich die Regierungskommission lange auch gegen die Erfüllung dieser Vertragsbestimmung gesträubt und lediglich die Gutachten einzelner Kommunalvertretungen eingeholt. Als sie dann doch endlich im März 1922 dem wachsenden Druck der Bevölkerung nachgeben mußte, schuf sie — natürlich im Namen des »freiesten Wahlrechts der Welt« — in dem Landesrat eine Institution, die nach deutschen staatsrechtlichen Begriffen wie die Karikatur einer modernen Volksvertretung anmutet und von der Saarbevölkerung als Verhöhnung ihres Willens mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. Der anfängliche Plan der Parteien, das Zustandekommen dieses völlig rechtlosen Landesrats durch geschlossenen Wahlstreik zu verhindern und dadurch ein besseres Parlament zu erzwingen, mußte fallen gelassen werden, weil es bald klar wurde, daß die Regierungskommission eine wenn auch nur geringe, so doch genügende Wählerzahl aufbringen würde. Unter diesen Umständen hätten die deutschen Parteien mit ihrer Wahlenthaltung der Regierungskommission nur einen großen Gefallen getan.

Bei der Schaffung des Landesrats hat der Regierungskommission offenbar der Generalrat eines französischen Departements als Muster gedient,

um das Saargebiet auch hier auf die ihm für später zugedachte Ehre, Teil Frankreichs zu sein, vorzubereiten. Die Ähnlichkeit besteht zunächst in der gemeinsamen Rechtlosigkeit, weil das Gesetz von 1871 den französischen Generalrat nicht berechtigt, Wünsche zu votieren, die einen politischen Charakter tragen, und in der völligen Abhängigkeit des Präfekten von Paris. Gemeinsam ist ferner, daß die Wählbarkeit an die Bestimmung geknüpft ist, im Departement (Saargebiet) geboren zu sein, und daß die Sitzungen jährlich nur zweimal für kurze Zeit stattfinden. Allerdings hat selbst ein französischer Generalrat noch immer mehr Rechte als der Landesrat, weil er heute, im Gegensatz zu den Zeiten des Empire, seinen Vorstand selbst wählen darf, während der Landesrat es sich gefallen lassen muß, daß ihm sein Vorsitzender von der Regierungskommission auf die Nase gesetzt wird. In dem ehemaligen christlichen Gewerkschaftsbeamten und jetzigen »Oberregierungsrat« Koßmann hat die Regierungskommission das willfährige Werkzeug zur Mundtotmachung der saarländischen Volksvertreter gefunden. Die wahrhaft skandalöse Behandlung, die dem Landesrat zuteil wird, ist die Folge der furchtbaren Enttäuschung, die die Wahlen im Juli 1922 der Regierungskommission bereitet haben. Die Parteien, die zu ihr in schärfster Opposition stehen, haben 28 von 30 Sitzen erhalten, und nur die beiden ehrenwerten Vertreter der Haus- und Grundbesitzer darf sie als ihre parlamentarische Schutztruppe betrachten.

Es ist nun sehr reizvoll, Herrn Poincaré, der natürlich auch als Spiritus rector hinter der französischen Politik im Saargebiet steht, für die Ausdehnung der Selbstverwaltungsbefugnisse der Generalräte eintreten zu hören. In seinem Buche »Wie Frankreich regiert wird« schreibt er:

Es wäre zu wünschen, daß die departementalen Versammlungen, die gewöhnlich aus klugen und fleißigen Männern bestehen, einen weniger passiven Gebrauch von ihren Vorrechten machten. Es ist richtig, daß ihre Sitzungen nur selten stattfinden und von sehr kurzer Dauer sind. Das Gesetz selbst hat eingesehen, daß die Rolle des Generalrats nur eine gleichförmig unwirksame ist, und es hat diese Übelstände zu verbessern gesucht, indem es eine Departementskommission einsetzte, die der Rat wählt und die mindestens einmal im Monat zusammentritt, um die laufenden Geschäfte zu erledigen. Aber trotzdem kann man sich nicht dem Eindruck verschließen, daß hier ungenutzte Kräfte vorhanden sind, und die Bürger sollten sich bemühen, in die departementale Organisation mehr Energie und Frische zu bringen.

9. Die Zukunft des Saargebiets

Die Regierungskommission versucht ihr autokratisches Regiment vor der Welt damit zu rechtfertigen, daß die Bevölkerung des Saargebiets politisch unreif sei und daß ihre Vertreter Opposition um der Opposition willen trieben. Das ist Schwindel, denn die Parteien haben immer wieder erklärt, daß sie gern bereit sind, mit einer Regierungskommission loyal zusammenzuarbeiten, die den Versailler Vertrag erfüllt, ihr Amt wirklich als »Treuhänderin« ausübt und auf jede französische Annexionspolitik verzichtet. Ein Franzose freilich, der mit dem Völkerbundsmandat für das Saargebiet betraut ist, könnte sein Amt nur dann befriedigend ausüben, wenn er nach der hohen Maxime Goethes regierte: »Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen.« Herr Viktor Rault aber befolgt statt dieser hohen Weisheit die pfiffigen Künste einer quälerischen Despotie und hinterhältigen Eroberungspolitik, und er widersteht der Ablehnung, die

ihm im Saargebiet begegnet, mit dem stolzen Bewußtsein, getreu den Willen seiner Auftraggeber zu erfüllen.

Vorläufig sitzt Herr Rault freilich noch auf hohem Roß, an den Pariser Boulevards klatscht man ihm Beifall, und er kann es sich leisten, dem Völkerbund auf der Nase herumzutanzen. Zwar hat zwischen dem Generalsekretariat des Völkerbundsrats und Herrn Rault ein Briefwechsel stattgefunden, den er sich nicht hinter den Spiegel stecken wird. Aber was hilft das, wenn es unter Ausschluß der Öffentlichkeit geschieht und kein praktisches Ergebnis hat? Immerhin bleibt es erfreulich, daß nicht alle Völkerbundsmitglieder geneigt sind, nur die stummen Mitläufer zu spielen, sondern die Dinge gelegentlich bei ihrem Namen nennen. So haben zwei der hervorragendsten Mitglieder des Völkerbundes, Lord Robert Cecil und der als Deutschenfreund bekannte Norweger Nansen, auf der Tagung im August 1922 an der Völkerbundstätigkeit lebhafte Kritik geübt und dabei auch die Regierungskommission des Saargebiets in arge Bedrängnis gebracht. Lord Robert Cecil billigte offen die Wünsche der politischen Parteien des Saargebiets, indem er es als wünschenswert erklärte, daß die Mandatsfrage der Mitglieder der Regierungskommission erst nach Befragen des Landesrats erledigt werde und überhaupt den Zeitpunkt für gekommen hielt, mit dem Verwaltungsorgan, das man sich im Landesrat selber geschaffen habe, eine Zusammenarbeit zu errichten. Das Mißtrauen gegen die Saarregierung klang deutlich aus der Verwunderung Lord Robert Cecils über die beweglichen Klagen, die die Regierungskommission fortgesetzt wegen ihrer Schwierigkeiten mit der Bevölkerung nach Genf schickt. Diese Rede sowie die darauf folgende Nansens sind zweifellos als ein Erfolg der unermüdlichen Tätigkeit der Parteien des Saargebiets und ihrer Delegationen nach Genf zu buchen.

Werden die Beschwerden der Saarbevölkerung jemals Gehör finden? Man hofft vielfach auf England. Indessen, die Spuren Oberschlesiens schrekken. Die oberschlesische Abstimmung wurde willkürlich zugunsten Polens ausgedeutet, weil damals England Oberschlesien gerade als Kompensationsobjekt für seine Orientpolitik brauchte. Wenn die Engländer dem Saargebiet jemals Gerechtigkeit widerfahren lassen sollten, so nicht um des Rechts oder der schönen Augen der Deutschen willen, sondern nur dann, wenn es ihnen in ihr weltpolitisches Kalkül passen sollte. Die Saarfrage wird nie als gesondertes Problem behandelt werden, sondern das Schicksal Deutschlands wird auch das Schicksal des Saargebiets sein.

Für Frankreich ist die Saarfrage nur ein Teil seiner Rheinlandspolitik, und wie es von einer rheinischen Republik unter seinem Protektorat träumt, so glaubt es, daß wenn das Saargebiet auch nach 1935 weiter als Völkerbundsterritorium bestehen bliebe, es auch weiter eine Domäne Frankreichs sein würde, denn ein selbständiges staatliches Leben ist dem kleinen hochindustriellen Gebiet natürlich unmöglich. Diese französischen Hoffnungen werden indessen zuschanden werden, denn nicht weniger als das Rheinland ist auch das Saargebiet durch »Rasse, Sprache, Überlieferung und Sympathien unbedingt deutsch«. Auch ihm gilt das Wort des Dichters:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

Dieses Ganze aber ist in aller Zukunft für das Saargebiet nur das Deutsche Reich!

Die deutschvölkische Bewegung

Von H. Müller-Brandenburg

Das politische Leben der europäischen Kulturwelt zeigt das Aufblühen einer neuen Bewegung, die durch das Schlagwort Faszismus gekennzeichnet ist. Hauptträger dieser Bewegung ist der verblühende Mittelstand, der in dieser seine Rettung vor dem Tode sucht. Es ist nicht Aufgabe dieser Arbeit, die Gründe des Untergangs des Mittelstandes klarzulegen und theoretische Erörterungen über alles Drum und Dran anzustellen. Aufgabe ist hier nur, die Vorgänge in Deutschland darzulegen und einige Schlüsse aus dem Ergebnis der Darlegung zu ziehen.

Der Faszismus wirkt sich in Deutschland innerhalb der »deutschvölkischen« Bewegung aus. Zu ihr gehören nachstehende Organisationen:

Nationalsozialistische Arbeiterpartei (München), Führer Hitler, Esser, Weber.
Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund (Hamburg), Führer Roth, v. Hertzberg.
Deutscher Freiheitsbund (Berlin), Führer Henning, Wulle, Weberstedt.
Deutschvölkische Freiheitspartei (Berlin), Führer Gräfe-Goldeber, Henning, Wulle, Graf Reventlow, Fritsch, Dinter.
Deutschvölkische Arbeitsgemeinschaft (Berlin), Führer Wulle.
Jungdeutscher Orden (Kassel), Führer Mahraum, Zangenmeister, Leßner.
Deutschsoziale Partei (Berlin), Führer Kunze.
Großdeutsche Arbeiterpartei (Berlin), Führer Hocke, Bieder, Roßbach.
Treubund Germania »Schwarzweißrot«, Führer (?).

Es mag noch diese oder jene Organisation fehlen.[1] Aber darauf kommt es ja nicht an. Bemerkt sei noch, daß Ludendorff und Xylander hin und wieder als mit dieser oder jener Organisation verbunden genannt werden.

Als wichtigste Vereinigungen sind wohl anzusprechen die Nationalsozialisten, die Deutsche Freiheitspartei, der Jungdeutsche Orden und die Großdeutsche Arbeiterpartei. Was sind nun die Grundtendenzen, die sich in der völkischen Bewegung bemerkbar machen? Mehr oder weniger tritt in allen diesen Organisationen das Nachstehende in den Vordergrund:

Sie sind streng antisemitisch, das heißt sie lehnen das Judentum als gleichberechtigten Faktor im politischen Leben der Nation ab. Sie vertreten scharf den Rassegedanken, und auf dieser Basis stehend, erklären sie: im deutschen Staat kann nur der rassisch Deutschgeborene das Recht haben, eine beamtete Stellung einzunehmen. Der Jude ist kein Deutscher, ist Ausländer und gehört unter ein Fremdenrecht, gleichgültig, ob er zugewandert ist oder ob er seit Generationen in Deutschland lebt. Der Jude ist Angehöriger der semitischen Rasse, also kein Arier. Mischehen von Deutschen mit Juden, also mit Semiten, werden verworfen. Beachtenswert ist aber, daß in der völkischen Literatur meines Wissens kein Wort darüber gesagt wird, daß der Deutsche eine Ungarin nicht heiraten darf, obwohl die Magyaren keine Arier, sondern Mongolen (Uralfinnen) sind. Auch die Mischehe mit Finnen wird nicht abgelehnt, ebensowenig die mit Ostrussen, obwohl diese einen ausgesprochenen slawisch-mongolischen Typus darstellen. Die Kampfstellung der Völkischen ist also durchaus einseitig und richtet sich nur gegen Fremdrassige semitischer Herkunft — mit der Behauptung, daß das semitische Blut den deutschen Volkskörper zersetze. Daß das mongolische Blut dies tue, tritt in ihrer

[1] Auf rein nationalistische Bünde wie Oberland, Organisation Escherich, Organisation Consul usw. wird hier nicht eingegangen.

Literatur kaum in Erscheinung. Sie sprechen vom reinrassigen deutschen Volk und übersehen hierbei, daß wir Deutschen eine ausgesprochene Mischrasse sind, die sich auf den volksorganischen Massiven aufbaut: Germanen, Kelten und Slawen, und daß in diesem so zusammengesetzten Volkskörper Ströme fremden Bluts im Laufe der letzten anderthalb Jahrtausende geflossen sind. Man denke nur an die neun bis zehn römischen Legionen, die etwa 400 Jahre hindurch am Rhein und in Süddeutschland gestanden haben. Diese Legionen wurden aus allen Teilen des römischen Reichs rekrutiert. Neben Galliern, Briten und Griechen haben Mazedonier, Spanier, Araber und Ägypter in diesen 400 Jahren zu Tausenden am Rhein gestanden, haben sich nach Ausscheiden aus dem römischen Heeresdienst am Rhein und in Süddeutschland niedergelassen. Zwischen 400 und 1000 unserer Zeitrechnung hat mancher Mongole (Hunnen und Magyaren) sein Domizil in deutschen Landen aufgeschlagen und hat Nachkommen gezeugt. Man denke an den Dreißigjährigen Krieg, die wilde Kriegszeit von 1806 bis 1815. Welche Ströme fremden Bluts sind da in Deutschland in den Volkskörper geflossen und haben den Deutschen nichts geschadet. Doch darüber geht die völkische Bewegung glatt hinweg.

Es muß dabei aber auch offen gesagt werden, daß dieser Kampf gegen das Judentum dadurch unnötigerweise Nahrung erhält, daß über die Reichsgrenzen im Osten seit Jahr und Tag Massen von Ostjuden einströmen, deren wir uns erwehren sollten. Wir haben kaum die Möglichkeit, uns selbst notdürftig zu ernähren und keinen Anlaß, anderen Staaten die Volksteile abzunehmen, die sie abzustoßen versuchen. Weitherzigkeit auf diesem Gebiet erhöht nur die innerpolitischen Schwierigkeiten und dies ohne maßgebende Gründe.

Neben dem Kampf gegen das Judentum spielt der Kampf gegen die internationalen Gedanken eine große Rolle in der Bewegung. In erster Linie wird der internationale Gedanke, wie er in der Sozialdemokratie zum Ausdruck gelangt, bekämpft. Dann aber auch die Internationale, wie sie sich durch die katholische Kirche kennzeichnet. Internationale Verbindungen sind in den Augen der Deutschvölkischen verabscheuungswürdig, was sie aber nicht hindert, selbst lebhaft internationale Verbindungen zu pflegen. Die ungarischen und italienischen Faszisten spielen bei ihnen eine große Rolle, und sie scheuen sich nicht, jetzt einen nationalsozialistischen internationalen Kongreß zu organisieren. (So meldet jedenfalls die Presse.)

Ein drittes Kampfziel ist der Parlamentarismus. Gegen das Parlament wird Sturm gelaufen mit allen Mitteln. Man schreit nach Diktatur. Zwar den kommunistischen Gedanken der Diktatur des Proletariats lehnt man mit Entrüstung ab; man will die sogenannte völkische Diktatur. Wie die Staatsmaschine unter der völkischen Diktatur auf die Dauer ohne Volksvertretung, damit ohne Parlament allerdings laufen soll, darüber sagen die Völkischen nichts. Mussolini sucht noch heute nach einer Form der Regierungsmaschine, die von Dauer ist, ohne sie gefunden zu haben. Er wird noch lange suchen müssen nach dem Mittel, das das Parlament ersetzt.

Daß die Völkischen ausgesprochen nationalistisch eingestellt sind, versteht sich danach von selbst. Nicht aber, daß sie eine ganz erhebliche Reihe sozialistischer Forderungen in ihr Programm aufgenommen haben. Ja, der verhaßte Sozialismus liefert ihnen mit die wichtigsten Programmpunkte. Da wird verlangt: Schutz der Arbeiter, Angestellten und Beamten vor der Aus-

beutung und der Lohnversklavung, Gleichberechtigung aller Schaffenden in Gesellschaft und Staat, Kampf gegen den Standesdünkel und gegen die Ausbeutung durch das Großkapital, Erfassung aller Wuchergewinne, Todesstrafe für Schieber und Wucherer. Alles Dinge, die sehr stark nach Sozialismus riechen, den man sonst nach Kräften haßt.

Die Kampfmethoden, die die Völkischen benützen, sind glattweg die des Kommunismus. Skrupellos ist ihnen jedes Mittel recht. Der politische Gegner wird mit den niedrigsten Mitteln persönlich bekämpft, möglichst moralisch zur Strecke gebracht. Daß diese Kampfmethode »deutsch« sein soll, kann ich nicht finden. Mir erscheint sie verächtlich in höchstem Grade. Ich achte den Menschen auch, wenn er mein politischer Gegner ist, solange er keine ehrlose Handlung begeht. Die politische Überzeugung zum Anlaß der persönlichen Bekämpfung eines Menschen zu machen, ist gemein und nicht deutsch. Albern ist es auch, sich brüstend hinzustellen und zu schreien: »Ich wechsle meine Überzeugung nicht wie ein Hemd.« Es sind nicht immer die klügsten und ehrenhaftesten Menschen, die starr an dem festhalten, was sie einmal für richtig erkannt haben. Übrigens haben die Völkischen in dieser Sache überhaupt kein Recht, sich auf das hohe Pferd zu setzen, denn sie haben alle ihre Überzeugung gewechselt in dem Augenblick, als sie »deutschvölkisch« oder »nationalsozialistisch« wurden. Weshalb also diese unwürdige Überhebung? Die Kampfweise der Völkischen vergiftet den deutschen Volkskörper, der an sich schon unter der Last der politischen Unehrlichkeit genug stöhnt. Diese moralische Korruption aus dem Volkskörper herauszutreiben, sollte eine der Hauptaufgaben der Arbeit aller im öffentlichen Leben stehenden Männer sein, vor allen Dingen aber der Leute, die sich ihrer deutschen Abstammung brüsten und von sich behaupten, daß sie das deutsche Volk aus dem Elend herausführen wollen. Mit den von ihnen beliebten Kampfmitteln, die eines Kulturvolkes unwürdig sind, werden sie das nicht zustande bringen.

Was haben nun wir als Folgerung aus diesen Dingen zu ziehen? Ich werde die Frage so offen wie möglich beantworten, auch auf die Gefahr des Stirnrunzelns im eigenen Lager hin.

Die antiparlamentarische Agitation der Völkischen muß mit positiven Mitteln abgewehrt werden. Der Parlamentarismus hat dem Gegner selbst die Waffen in die Hand geliefert. Man betrachte mal die deutschen Parlamente. Neben manchem tüchtigen Mann, manchen bedeutenden Menschen sitzen — ach so oft — recht kleine Geister, Menschen, die über den Horizont der ehrbaren Bürger, des Kleinbürgers und Handarbeiters nicht hinauszublicken vermögen, denen die Möglichkeit fehlt, große Dinge groß zu behandeln, die untergehen in dem Kleingetriebe des alltäglichen Lebens, die starr auf Parteiprogramme blicken und nicht erkennen, daß das Leben kein Dogma ist. Das gilt für alle Parteien. Die Antiparlamentarischen mögen sich darüber freuen, die Parlamentarischen aber mögen da Hand anlegen, damit der Schaden behoben werde. Die Verkalkung darf nicht fortschreiten, sonst begeht der Parlamentarismus Selbstmord. Die Reichsverfassung wie die der Länder hat dem Volksbegehr und dem Volksentscheid das Tor geöffnet. Hier ist der Weg, den Parlamentarismus zu reorganisieren, den Feinden ein wichtiges Kampfmittel aus den Händen zu schlagen. Wie manche Frage, die heute noch ungeklärt, der radikalen Agitation Waffen liefernd, sich hinschleppt, wäre da zu bereinigen. Die republikanischen Parteien sollten das

Mittel ergreifen und von sich aus Fragen an das Volk stellen, das ihnen mit ja oder nein antworten wird. Welche Belebung des republikanischen und parlamentarischen Gedankens!

Auch in der Judenfrage ist Offenheit nötig. Über den Ostjudenzustrom ist das Nötige gesagt. Die andere Frage ist die: Die völkische Agitation behauptet, daß der Einfluß des Judentums — an seiner Kopfzahl gemessen — größer sei als ihm zustehe. Die Tatsache ist anzuerkennen. Nicht aber die Folgerungen, die daraus gezogen werden. Es ist lächerlich, den Juden einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie es verstanden haben, eine recht beachtliche Stellung im Leben der Nation sich zu erringen. Es ist dumm und ein Zeichen eigener Schwäche, mit Hilfe von Gewaltmaßnahmen, roher Hetze und Ungerechtigkeiten da Änderungen herbeizuführen. Mit Gewalt kann man alles fertigbringen auf dem Gebiet des Zerstörens. Die Kommunisten haben in Rußland das gezeigt, und Poincaré macht es uns jetzt im Ruhrgebiet vor. Aufbau und Segen aber fließt aus solchen Handlungen, wie wir sehen, nicht. Mit Diktaturmaßnahmen abhelfen zu wollen, ist Dummheit, damit wird nur der Nachweis gebracht, daß man selbst sich nicht durchsetzen kann und die brutale Gewalt zu Hilfe rufen muß. Ich meine aber, wenn man dem Juden seine Stellung im Volke nicht gönnt, nun, dann zeige man, daß man es besser kann als der Jude, daß man seine Fähigkeiten zu übertrumpfen in der Lage ist. Man ist doch dem Sozialismus so spinnefeind im völkischen Lager, will von der sozialistischen Gesellschaftsordnung nichts wissen, will sich die kapitalistische erhalten. Diese aber ist ja gerade das Element, in dessen Fahrwasser der Jude infolge seiner natürlichen Veranlagung so großartige Lebensmöglichkeiten findet. Welche Inkonsequenz!

Gewiß, dies selbe Recht, das der »Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« für sich in Anspruch nimmt, die Sammlung der Juden und die Vertretung ihrer besonderen Interessen im Deutschen Reich, dasselbe Recht steht denen zu, die den Rassegedanken vom arischen Standpunkt aus als das A und O der Politik ansehen. Es ist aber der Ton, der die Musik macht, und der Ton im völkischen Lager ist auf diesem Gebiet in höchstem Maße unkultiviert und undeutsch. Empfindet man das denn in jenen Kreisen nicht selbst? Man sagt doch so voll Stolz: »Deutsch sein, heißt wahr sein.« Wieviel Unwahrheit aber ist in dem Kampf, den die Völkischen führen. Mir ist ein Jude von anständiger Gesinnung und anständigem Lebenswandel und Beruf wertvoller als ein echter Deutscher, der wuchert und schiebt und sein aus der Not seines Volkes gewonnenes Gut verpraßt. Und solcher Deutscher gibt es viele. Dagegen sollten die Völkischen in erster Linie den Kampf aufnehmen, damit würden sie dem deutschen Volke wesentlich größere Dienste leisten, als mit einer so undeutschen und unkultivierten Hetze gegen alles, was nach semitischer Abkunft ausschaut.

Die Partei aber sollte sich nicht nur der Abwehr der völkischen Agitation befleißigen. Mit der einfachen Bekämpfung ohne Positiva kommt sie in dieser Frage nicht weiter. Die völkische Bewegung wächst, nicht zuletzt, weil die Partei zu kalt ist, dem Gemüt zu wenig bietet. Dadurch, daß man die Achseln zuckt, das Gemütvolle als etwas sozusagen Antikes behandelt, ist die Sache nicht abzutun. Jaurès hat einmal ein schönes Wort geprägt:

> Wenig Internationalismus entfernt vom Vaterland,
> Viel Internationalismus führt zum Vaterland zurück.

Bei uns sind noch viele, die noch nicht genügend Internationalismus haben, daher die natürlichen Triebkräfte gesunden Volkstums übersehen. Wie stark diese Kräfte aber gerade in den breiten Massen sind, das beweisen uns die Genossen im Ruhrgebiet. Es gibt Genossen, die Angst haben, weil sich dort ein gesundes Volkstum regt, das Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu geschlossener Front gegen den Poincarismus führt. Mir ist diese Angst nicht verständlich. Es ist kein Zeichen des Glaubens an das Sieghafte unserer Idee, wenn man Angst hat vor Dingen, die selbstverständlich sind. Und wenn die Abwehrfront ein Jahr dauert, deshalb geht der Sozialismus nicht zugrunde! Und wenn der Sozialismus einst die ganze Welt beherrscht, die Triebkräfte gesunden Volkstums werden auch da sein. Die werden nie verschwinden. Sie bekämpfen zu wollen, ist lächerlich, sie zu pflegen, ist unsere Aufgabe. Das hat mit Nationalismus nichts zu tun. Deshalb bleiben wir doch ehrbare Kämpfer für die sozialistische Gesellschaftsordnung.

Es ist jetzt keine Zeit des »Sieghaften der parlamentarischen Idee«. Im Gegenteil. Aus allen Ecken tönt es: »Der Parlamentarismus hat abgewirtschaftet. Die Parteien sind verkalkte Gebilde.« Wie immer, auch hier liegt die Schuld nicht beim Gegner allein. Der Parlamentarismus hat einen großen Packen Schuld an diesen Dingen. Will er nicht den Todesstoß erleiden, wird er sich aufraffen müssen und Wandel schaffen. Ist er schon so servil, daß er aus sich heraus sich nicht mehr helfen kann? Seine Gegner helfen ihm gewiß nicht. Sein Schicksal liegt also in seiner eigenen Hand. Die Deutschen beginnen ein Staatsvolk zu werden. Ihnen wird die Staatsform heilig sein, die ihnen am schnellsten das Werden zum Staatsvolk ermöglicht. Das darf der Parlamentarismus und auch die Republik nicht vergessen. Mir scheint, daß es in unseren Reihen noch genug derer gibt, die die Triebkräfte der Gegenwart nicht erkennen.

Pariser Kaffeehausleben während der großen Französischen Revolution

Von **Heinrich Cunow**

(Fortsetzung statt Schluß)

II

Nach der Übersiedlung der verfassunggebenden Nationalversammlung von Versailles nach Paris in das Gebäude der königlichen Reitschule konzentrierte sich alsbald, wie schon im voraufgegangenen Artikel erwähnt wurde, das politische Leben in den nördlich vom Tuileriengarten gelegenen Pariser Stadtteil, der das bald zu welthistorischer Bedeutung gelangende neue Parlamentsgebäude umgab. Die heute nicht mehr vorhandene Reitschule, in der zeitweilig alle Parlamente der Revolutionszeit getagt haben, die verfassung- und gesetzgebende Nationalversammlung wie auch der Konvent und der Rat der Fünfhundert, lag an der Ecke der an der Nordterrasse des Tuileriengartens sich entlang erstreckenden breiten Rue de Rivoli und der heutigen Rue Castiglione, nahe dem Kloster der Feuillants, in dem, da es in der Reitschule an genügenden Räumen fehlte, ein wesentlicher Teil der Parlamentsbureaux untergebracht wurde.

Am 9. November hielt die Nationalversammlung ihre erste Sitzung in der schnell zum Sitzungssaal umgewandelten Manege ab, und damit begann für die am Tuileriengarten gelegenen Cafés eine Periode ungeahnten geschäftlichen Aufschwungs. Zunächst fiel dem im Garten selbst gelegenen, mit seiner Rückseite an die Nord-Gartenmauer stoßenden Café Hottot der größte Teil des Verkehrs zu, da, wenn auch die Vorderfront des Gebäudes im Garten lag, doch aus dessen Hinterfront eine Pforte direkt auf den Platz vor dem Reithaus führte. Nicht nur die Abgeordneten selbst, auch ihre Bekannten und Freunde, die Tribünenbesucher, die Bittsteller und die vielen Neugierigen, die an wichtigen Tagen den Platz vor der Reitschule aufsuchten, sie alle kehrten gern im Café Hottot ein. Zudem wurde es bald bei manchen Abgeordneten Brauch, nach den Sitzungen noch mit Kollegen in das nahe Kaffeehaus zu gehen und dort diese und jene parlamentarischen Vorgänge zu besprechen, oder ihre näheren Freunde und Gesinnungsgenossen dorthin zu bestellen, um diesen Winke oder Parolen für die Pariser Agitation zu erteilen. Zuerst suchten auch manche Abgeordneten gemäßigt-politischer Richtung das Café Hottot auf; im Laufe des Jahres 1791, besonders nach dem Ausscheiden der Feuillants aus dem Jakobinerklub (Juli 1791), zogen sich jedoch die Gemäßigten mehr und mehr zurück. Das Café Hottot wurde zum Spezialkaffeehaus der Jakobiner, in dem die einzelnen Gruppen dieser Partei sich oft, wenn die Klubversammlungen in dem nahegelegenen Dominikanerkloster zum heiligen Jakob (am jetzigen Markt Saint-Honoré) geschlossen waren, zu weiterer Erörterung der verhandelten Fragen zusammenfanden. Es ist deshalb nicht unrichtig, wenn in den Pariser Polizeiberichten jener Zeit das Café Hottot als »Agitationscafé« der Jakobiner bezeichnet wird.

Lange hat übrigens das Café Hottot seine Stellung als bevorzugtes Kaffeehaus der Jakobiner nicht behauptet. 1791 erhielt es in dem benachbarten Café Saule einen nicht ungefährlichen Konkurrenten. Der kleine, bewegliche, dicke Herr Saule war ein mit allen Hunden gehetzter, geriebener Geschäftsmann. Einstmals war er ein herumziehender Quacksalber gewesen, der Wundersalben und Tinkturen gegen alle möglichen und unmöglichen menschlichen Gebrechen feilgeboten hatte; nach dem Bastillesturm wurde er politischer Agitator und darauf Haupt der Claque auf den Tribünen des Sitzungssaals in der Reitschule. Angeklagt, die Tribünenbesucher (die Tribünen enthielten nur etwa 500 bis 600 Plätze, der Andrang war aber oft drei-, viermal so stark, ein Mißverhältnis, das zu einem verbotenen Handel mit Tribünenplätzen führte) in unzulässiger Weise geschröpft zu haben, wurde er aus seiner Stellung entlassen, erhielt aber bald darauf doch wieder durch gute Fürsprache das Amt eines Tribünenaufsehers. Das brachte ihn auf die Idee, ein kleines Kaffeehaus für die Tribünenbesucher und die aus der Provinz nach Paris strömenden politischen Fremden zu errichten. Der Plan glückte. Saule erhielt von der königlichen Hofverwaltung (das Gebiet an der Terrasse der Feuillants war damals noch sogenanntes »königliches Schloßeigen«) einen Platz an der Tuilerienmauer gegenüber dem Reithaus angewiesen und errichtete dort ein Café. Nun war Herr Saule obenauf. Die Personen, die auf die Parlamentstribüne wollten und sich im Bureau des Cafés Tribünenkarten holten, vertranken dort manches Geldstück, zumal sie von Herrn Saule bereitwilligst Auskunft darüber erhielten, was auf der Tagesordnung stand, welche Volksvertreter wahrscheinlich reden würden und welche Stel-

lung die Redner im politischen Leben einnahmen. Daneben gewöhnten sich auch manche Mitglieder der äußersten Linken, die früher im Café Hottot verkehrt hatten, an den geschäftigen Betrieb des Herrn Saule. Eigentliche Parteiversammlungen scheinen jedoch in seinem Kaffeehaus nicht abgehalten worden zu sein. Überhaupt dauerte die Herrlichkeit nicht lange; zu Beginn der Konventsherrschaft wurde Herrn Saule — aus welchen Gründen, ist nicht ersichtlich — sein Amt als Tribünenaufseher wieder entzogen, und damit fehlte für einen großen Teil der Tribünenbesucher der Anlaß, das Café Saule aufzusuchen.

Dagegen gewann nun mehr und mehr das Café Italien am Palais Royal, gewöhnlich Café Corazza genannt, an Bedeutung. Dieses »feinere« Café war bisher ein Zusammenkunftsort der in Paris lebenden reichen Italiener, der vornehmeren Kaufleute, Beamten und ausländischen Lebemänner gewesen, die hier ihren Kaffee und Wein tranken und daneben bis in die Nacht hinein spielten. Wie so viele der damaligen Kaffeehäuser, vornehmlich die an den Boulevards gelegenen, war auch das Café Corazza ein sogenanntes Lotto-Café, in dessen oberen Räumen nach Herzenslust hasardiert wurde. Unter den ersten beiden Nationalversammlungen wurde es denn auch vielfach von den in Paris weilenden Aristokraten aus der Provinz aufgesucht; zu Beginn der Konventsherrschaft fanden sich hier aber auch verschiedene Führer der Jakobiner und Cordeliers im gemeinsamen Haß gegen die Girondisten oder genauer gegen die »Brissotins« (die Anhänger von Jean Pierre Brissot, den Herausgeber des »Patriote français«) unter Führung der Konventsmitglieder François Chabot und Jean Collot d'Herbois zusammen, um den Sturz der Gironde zu betreiben. Dominique Garat, vom Oktober 1792 an Justizminister, dann seit März 1793 Minister des Innern, dem als solchem die Einsicht in die Polizeiagentenberichte zustand, dürfte nicht unrecht haben, wenn er in seinen »Mémoires sur la Révolution« die Ansicht ausspricht, daß von hier aus die Vorbereitungen zum Sturze der Gironde, besonders zum Aufstand der Pariser Vorstädte am 31. Mai 1793 und der Umzingelung des Konvents getroffen worden sind.

Auch Camille Desmoulins scheint sich hin und wieder in diesem Café eingefunden zu haben. Er hatte sich mehr und mehr in einen grenzenlosen Haß, einen Haß, der selbst die schofelsten Mittel nicht verschmähte, gegen Brissot hineingearbeitet. Einst, im Jahre 1790, nachdem der exaltierte, stets zu Überspanntheiten geneigte Camille seine Verbindung mit Mirabeau gelöst hatte, waren Brissot und Desmoulins recht gute Freunde geworden. Camille Desmoulins hatte sich mit Brissot angefreundet, und als er am 20. Dezember 1790 sich mit seiner angebeteten »Lucile« (Lucile Duplessi) verheiratete, fungierte neben Robespierre, Pétion, Mercier und dem Marquis von Sillery auch Brissot als Trauzeuge. Brissot wurde ein häufiger Besucher im Desmoulinsschen Hause. Aber beide Freunde waren zu verschiedene Charaktere. Brissot, der längere Zeit in England gelebt und sich dort mit finanziellen und handelspolitischen Fragen beschäftigt hatte, hatte trotz seines Temperaments gar manches vom liberalen englischen Geschäftspolitiker an sich; Desmoulins spielte dagegen mit Vorliebe den in eine altrömische Toga gehüllten geistreichen Volkstribunen — den Gajus Sempronius Gracchus im französischen Salonformat. Von staatsrechtlichen Fragen verstand er herzlich wenig, von volkswirtschaftlichen noch weniger; aber er führte eine gewandte, witzige

Feder und verstand es wie wenige, einen spöttisch-frivolen oder volkstümlich-sentimentalen Ton anzuschlagen und jeden Tag irgendein neues Projekt auszubrüten. Über dieses Schweben seines jugendlichen Freundes Camille in den »Regionen der gestadelosen Phantasie« machte sich Brissot gern lustig, wie auch über dessen Neigung, sich an berühmte Männer heranzudrängen. Das konnte die ausgeprägte Eitelkeit des jungen Desmoulins nicht vertragen, zumal auch Robespierre die seiner Ansicht nach recht dumme Gewohnheit hatte, ihn manchmal als verzogenes Kind, als »enfant gâté«, zu behandeln.

Die Freundschaft ging bald in die Brüche und artete schnell in bittere Feindschaft aus, als Brissot verschiedentlich die Gelegenheit in seinem »Patriote français« ergriff, seinem einstigen jungen Freunde in spöttischem Ton gute Ermahnungen angedeihen zu lassen und ihm zu empfehlen, nicht immer den Hansdampf in allen Gassen zu spielen, fleißig zu studieren, sich nicht immer wieder an Politiker mit großem Namen heranzumachen und sich nicht von diesen zu guten Diners oder Soupers einladen zu lassen. Solche Behandlung von oben herab kränkte Camille Desmoulins aufs äußerste, und als im Januar 1792 Brissot sich erneut über eine seltsame Verteidigung des Glücksspiels durch Desmoulins lustig machte, kannte dessen Erbitterung keine Grenzen mehr; er schrieb seine berühmt gewordene Schrift »Jean-Pierre Brissot démasque« (der entlarvte Johann Peter Brissot), der dann am 2. und 19. Mai jene bekannten Anklagereden Camilles im Jakobinerklub folgten, die auf Beschluß dieses Klubs als Broschüre unter dem Titel »Histoire des Brissotins« mit dem schönen Motto »Est-ce que des fripons la race éternelle?« (Sind denn die Gauner eine ewige Rasse?) erschienen. Fortab war für Camille Desmoulins sein Gegner Brissot nur noch der politische Coquin, Tartüffe, Halunke, Agent Pitts, Lakai Englands usw. usw., der um jeden Preis guillotiniert werden mußte.

Was die am Sturz der Brissotins arbeitenden Radikalen bewogen hat, gerade das Café Corazza aufzusuchen, das immerhin vom Reithause (am 10. Mai 1793 siedelte übrigens der Konvent vom Reithause in das Tuilerienschloß über) und dem Klublokal der Jakobiner ungefähr 600 bis 700 Meter entfernt war, ist nicht ersichtlich. Vielleicht fühlten sich die Teilnehmer an den Sitzungen durch das buntgemischte Treiben in diesem Café angezogen; vielleicht glaubten sie, hier vor den Späherblicken der Polizeiagenten und Vigilanten sicherer zu sein; vielleicht auch waren Kaffee und Wein hier besser als in den gewöhnlichen Jakobiner-Cafés. Erwähnen möchte ich nur, daß auch die Geldgeber der Hébertisten, der spanische Bankier und Spekulant Guzmann und die beiden holländischen Bankiers Gebrüder de Kock, sowie der unter dem Namen Anacharsis Cloots (oder Cloots) bekannt gewordene deutsche Baron Johann Baptist Klotz im Café Corazza verkehrten. Ob auch Hébert selbst dort zeitweilig an den Zusammenkünften seiner Freunde teilgenommen hat, vermag ich nicht zu sagen.

Nach dem Sturz der Girondisten und Brissotisten hörten übrigens die Sitzungen der Anti-Brissotins im Café Corazza nach und nach auf. Der Zweck der Zusammenkünfte war erreicht, und zudem führten bald ihre Schicksalswege die Hauptteilnehmer auseinander: Collot d'Herbois ging als Konventskommissar nach Lyon, und Chabot, der frühere Kapuziner, verheiratete sich Anfang Oktober mit einer reichen Deutschen namens Frey.

Das Café Corazza kehrte zu seinen alten Traditionen zurück: es wurde wieder zum Café der Gemäßigt-Konstitutionellen, zum, wie man damals in Paris sagte, Café der »Gens comme il faut«, der Halbroyalisten und der vergnügten Lebemänner. Unter dem Direktorium fanden sich hier öfters die Anhänger von Barras zusammen.

Neben dem Café Corazza machten auch einige andere Kaffeehäuser des Palais-Royal-Gartens eine politische Wandlung durch, vornehmlich nach der Hinrichtung Robespierres am 28. Juli 1794, darunter das im voraufgegangenen Artikel mehrfach erwähnte Café de Foi und das Café de Chartres. Beide wurden sogenannte Aristokraten-Cafés. Das alte Café de Chartres, später gewöhnlich Café des Canonniers genannt, wechselte völlig den Charakter. Es wurde Hauptquartier der Muscadins (Moschusstinker), Fréluquets (Laffen) und Fréron-Zöglinge, das heißt jener zumeist aus Kaufmannssöhnen, Handlungsgehilfen, wohlhabenden Lebejünglingen, jungen Akademikern und Journalisten bestehenden, nach dem damals beliebten Moschusparfüm stinkenden konterrevolutionären »goldenen« Jugend von Paris, die nach dem 9. Thermidor einen wütenden Kampf gegen die sogenannten Terroristen und Maratisten eröffnete, bekannte radikale Revolutionäre oder als solche verdächtig Erscheinende auf den Straßen überfiel, Autodafés revolutionärer Schriften veranstaltete, in den Theatern alle politisch-freiheitlichen Aussprüche niederschrie und zerstörend in die Druckereien revolutionärer Blätter einbrach. Nicht nur benahmen sich die Führer der Moschusstinker im Café de Chartres als Besitzer, nicht nur warfen sie die Personen, die ihnen politisch verdächtig erschienen, kurzerhand hinaus und richteten dort ein antijakobinisches Überwachungsbureau ein, bald unternahmen sie auch von dort Streifzüge in andere Kaffeehäuser, um in diesen, wie sie es nannten, den Revolutionären eine »patriotische Züchtigung« angedeihen zu lassen, das heißt jene Kaffeehausbesucher, die ihnen als nicht politisch »anständig« vorkamen, in brutalster Weise zu verspotten und zu verprügeln.

Ein geradezu wüstes Treiben, das sich jedoch bald immer weiter ausbreitete, da die korrumpierte Pariser Polizei gegen die Muscadins, die viele gute Beziehungen hatten, meist nur mit zweifelhafter Energie vorging, und die Kaffeehausbesitzer gern den Moschusstinkern ihre Räume für kleine Versammlungen überließen, da diese meist viel Geld hatten, häufig schon des Vormittags im Café lagen, dort zu Mittag aßen und zur Mehrung ihrer Begeisterung in beträchtlichem Maße Wein und Liköre konsumierten. Das brachte den Kaffeehausbesitzern mehr ein als der Besuch der Jakobiner. So sehen wir denn, daß in den Jahren 1795/96 eine ganze Reihe von Cafés, darunter auch mehrere frühere Jakobiner-Cafés, den Muscadins und gepuderten Zopfträgern (Gens à cadenettes) ihre Pforten öffnen und ihnen sogar teilweise Räume zur Errichtung von Filial-Überwachungsbureaux zur Verfügung stellen. Auch das Café de Foi, das ehemalige Café der Enragés, wird zu einem Muscadin-Café, ferner das ebenfalls zu den Palais-Royal-Cafés zählende Café de Valois und das Café du Caveau, ferner das Café d'Argence, das Café Saint-Honoré in der Straße gleichen Namens, das berühmte Café Procope in der alten Comédie française und noch eine ganze Reihe anderer »vornehmer« Kaffeehäuser.

Die radikalen Jakobiner sahen sich überall verdrängt. Sie siedelten deshalb, da auch das frühere Café Hottot, nun Café Payen geannt, mehrmals

unter Überfällen der Moschusstinker zu leiden hatte, in einige Boulevard-Cafés über, in das Café Chrétien und das Café der Chinesischen Bäder, ferner in das Café Naï in der Rue Favart und das Café Ginet in der Rue Saint-Honoré, nahe beim Sitz des Jakobinerklubs.

Das politische Treiben in diesen Cafés soll im nächsten Artikel näher geschildert werden. (Schluß folgt)

Filmluft und -leid

Von Hedwig Wachenheim

I

Nun flicht die Nachwelt doch dem Mimen Kränze. Auch zukünftige Geschlechter können noch Pola Negri, Mary Pickford, Chaplin und Leo Peukert verehren. Die Anna Boleyn der Henny Porten, Wegners Golem, Jannings Heinrich der Achte, der Dagmar Servaes Weib des Pharao, Asta Nielsens Lulu bleiben ihnen erhalten. Hartau, der Tote, unterhält heute in zahlreichen Kinos das Publikum. Und dennoch? Bleibt wirklich der einzelne Film lebendig? Er hat eine merkwürdige Starre. Des Dichters Wort und Werk bleibt immer neu und hat in jeder Phase menschlichen Erlebens neuen Wert und neue Reize. Jeder große Regisseur, jeder große Schauspieler stellt neue Schönheit heraus. Das Gemälde, die Skulptur, das Bauwerk bleiben in ihrer Ruhe immer dieselben. Der Film zeigt immer wieder dieselbe Bewegung. Immer wird bei der Vorführung desselben Films mit derselben Gebärde der Film-Othello Desdemona würgen, Heinrich der Achte mit der Boleyn und Seymour anbandeln, der falsche Dimitri vor Marfa knien, Lulu Alwa Schön empfangen. Diese Mechanisierung der Ereignisse und Gefühle vermag der einzelne nicht zu ertragen. Kaum mehr als einmal kann er denselben Film mit innerer Teilnahme sehen. Und darum geht, obwohl die Nachwelt dem Mimen Kränze flechten mag, der Film schnell und spurlos an dem Sinn vorüber.

Der Film ist selten eines einzelnen Künstlers Werk. Nicht Wesen und Arbeit eines Einen spiegelt sich wider. Er ist von vornherein Koalition zwischen Dichter, Regisseur, Schauspieler, Photograph. Nun ist nicht gesagt, daß gemeinsames Werk kein Kunstwerk werden kann. Gegen diese Theorie sprechen schon die mittelalterlichen Städte mit ihren Domen eine lebendige Sprache. Gerade diese mittelalterlichen Dome und Städte sind Arbeit vieler, aber sie hatte nicht nur das Werk verbündet, sondern sie waren auch innerlich verbunden. Das fehlt denen, die heute filmen. Der Wunsch, am Film zu verdienen, genügt nicht als Voraussetzung einer Werkgemeinschaft.

Das ist wohl eine der Ursachen der Mängel heutiger Filmfabrikation. Ob woanders eine neue Grundlage entsteht, ist fraglich. Wir haben in den Sprechchören und Arbeitersängerbünden neue Ansätze zu gemeinsamem Kunsterlebnis. Es wäre denkbar und läge im Gange der Entwicklung, daß sich aus der sozialistischen Bewegung eine neue Gemeinschaftskunst gestaltet. Ob sie sich je in die beim Film alles beherrschende Technik eingliedern lassen wird, ist heute nicht abzusehen. Ob die Filmindustrie je eine solche wird, ist fraglich. Das Großstadttheater entwickelt sich heute entgegengesetzt. Es wird Startheater. Die soziologische Struktur der Filmindustrie läßt im Augenblick die Entwicklung zur Werkgemeinschaft nicht zu. Sie hat sich ganz schnell

im Krieg entwickelt. 1912 war Deutschland mit zirka einem Zehntel an der Produktion der in Deutschland aufgeführten Stücke beteiligt. 1922 ist der Verbrauch in Deutschland auf zirka 1,5 Millionen Meter gestiegen, davon sind zwei Drittel in Deutschland hergestellt.

Das zeigt, wie schnell die Industrie gewachsen ist. Eine Menge Leute, die im Kriege bares Geld hatten, steckten das Geld in Filmunternehmungen oder wurden selber Regisseure, ohne besondere Eignung. Daher finden wir auch unter den Regisseuren so wenige, die Gutes leisten und den bunten Stab von Bühnenschauspielern, plötzlich entdeckten Filmstars, Statisten aus allen Winkeln der Großstädte, Architekten, Dekorateuren, Photographen, Manuskriptlieferanten so beherrschen, daß etwas Künstlerisches herauskommt. Bei ganz wenigen ist das der Fall, in der Hauptsache aber bei solchen, die auf anderem Gebiet als Künstler Hervorragendes leisten, wie Wegner und Jeßner.

Eine andere Schwierigkeit, mit der der Film zu kämpfen hat, überwindet vielleicht die Zeit. Der Beginn des Films fiel in die Zeit des Naturalismus, und der Film trieb vermittels seiner Technik den Naturalismus auf die Spitze. Während in literarischer und bildender Kunst der Impressionismus bald den Naturalismus milderte, malte der Film breit alle Vorgänge aus und ersparte dem Beschauer keine Vorgänge: keine Toilette der Heldin, kein Zigarettenrauchen des Helden, keine Autofahrt ward übergangen. Man war ja so viel glücklicher daran als das Theater. Die veränderte Szenerie brauchte nur an die vorangegangene geklebt zu werden, kein Vorhang fiel, keine zeitverschwendende Pause entstand. Die müssen nur eingefügt werden. Wenn die Trommel des Vorführungsapparats die Rolle nicht mehr aufnehmen kann, kommt der Aktschluß. Die Länge der Filme ist nur bestimmt von der Geduld des Publikums und den Kassenansprüchen der Kinobesitzer. Inzwischen sind Naturalismus und Impressionismus dem Expressionismus gewichen, jenem Suchen nach Glauben, jenem Willen zur Formung, zum Ausdruck, der unsere heutige Kunst beherrscht. Das ist schon jetzt nicht ohne Einfluß auf den Film. Der gute Film drängt zusammen, gestaltet das Wesentliche, zwingt das Spiel des Schauspielers dem Gesamtbild ein, so daß mehr Aussicht als vorher ist, daß in diesem Suchen und Streben auch der Film seine künstlerische Form findet.

Viele wollen glauben machen, der Film eigne sich besonders zur Märchendarstellung. Gewiß, der Film kann Feen heranschweben lassen, deren Anblick das Wunder himmlischer Geschöpfe wahrt. Er kann Wälder mit Gnomen, Nymphen und Faunen füllen, kann dem »Sesam, öffne dich« das Öffnen der Felsspalte folgen lassen, kann vor Ali Babas Augen alle Schätze morgenländischer Wunderwelt häufen, kann zur Not auch aus des Wolfes Magen die sieben Geißlein steigen lassen. Aber ist nicht das Wunder des Glaubens liebstes Kind? Das Märchen ist so schön und keusch, weil es plaudert, Bilder vorgaukelt, aber nicht dem Auge zeigt, weil es der Phantasie unendlichen Spielraum läßt. Bilderbücher zerreißen Kindern mit starkem inneren Erleben die schönsten Träume. Erwachsenen geht es bei illustrierten Büchern, ja oft bei Theatervorstellung ihnen lieber Werke ähnlich. Und dann fehlt diesem Märchenland etwas, was tausendmal schöner selbst bescheidene Phantasie erzeugt: die Farbe. Farblose Dornröschenhecken, das sind nur mangelhafte Märchen. Und Farbe hinzudenken, das ist nicht Sache der Phantasie.

Das ſind einige Zweifel an der künſtleriſchen Zukunft des Films. Nicht zu ihnen gehört ſeine Wortloſigkeit. An Jeßners Erdgeiſt ſah ich das Zwingende, das von der ſchwarzweißen Pantomime ausgehen kann, fühlte ich, wie herrlich es für Regiſſeur und Schauſpieler ſein muß, nur durch das bewegliche Bild Erleben zu geſtalten und zu wecken.

Ich muß auch trotz aller Zweifel ſagen, daß ich im Laufe des letzten Jahres ſchon viel Schönes geſehen habe. Es liegt zumeiſt nicht auf dem Gebiet des Dramatiſchen. Da tauchen vor mir auf die Naturbilder der Svenska, der großen ſchwediſchen Filmfirma, Schwedens Berge und Küſte, das Nordkap in der Beleuchtung der Mitternachtsſonne, Islands Ufer, Quellen, Berge und Städte. Die Svenska führt auch in ſchwediſches Volksleben, auf Hochzeiten und Tanzfeſte ſchwediſcher Bauern. Einmal hat ſie eine Expedition nach Südafrika ausgerüſtet, die dort im Urwald Tieraufnahmen gemacht hat. Photographiſch, und zwar rein techniſch ſowie bildmäßig waren die Aufnahmen, wie faſt immer bei der Svenska, glänzend. Wundervoll die Fahrt der Expedition durch die heiße Steppe mit den hohen Bergen ſilhouettartig im Hintergrund, märchenhaft der Wald mit all den Tieren, die wir ſonſt nur im Bild ohne Bewegung kennen und die hier nun, ſo wie ſie leben, in Rudeln durch die Wälder zum Waſſer zogen, das Gnu, die Antilope, deren entzückende Bewegungen wir kaum ſonſt erträumen. Auch auf einem amerikaniſchen Film mit ſonſt rührſeliger und fader Handlung ſah ich einmal die Steppe. Das Kodakmaterial ließ herrlich die ſengende Glut der Luft und den ſonnendurchglühten Boden erſcheinen. Langſam zog der ſchaukelnde Zeltwagen der ſüdafrikaniſchen Poſt mit ſeinen im Durſt ſchmachtenden Inſaſſen durch die Straße der Steppe. Wieder waren ferne am Horizont die hohen Berge. Und als dann der Wagen in eine Stadt kam, da ſah man dieſe merkwürdige Siedlung mit ihren europäiſch anmutenden Häuſern und Straßen, immer wieder unterbrochen von Häuſern und Straßen primitivſter Art, im Augenblick zur Not erbaut. Dann ſah man die Gaſthöfe mit ihrem ſeltſam gemiſchten Publikum aus allen Raſſen und allen Ständen der Erde, europäiſche Gentlemen neben den erfolgreichen Parvenüs des ſchwarzen Erdteils, daneben Geſindel aus aller Herren Ländern, das teils immer Geſindel geweſen, teils in ſeiner Heimat ehrſam und ſauber gelebt hatte. Die Fremde hat alles durcheinandergewirbelt, dem in Deutſchland Gefangenen tut ſich plötzlich fremdes Land und neues Werden auf.

Drüben in ihrer Heimat nehmen ebenfalls die Amerikaner ſolche Wohnſtätten zwiſchen Urwald und Steppe und koloniſiertem Land auf. Zum Teil mögen die Bilder geſtellt ſein, aber dann ſind ſie geſtellt von Leuten, die das kennen, was ſie darſtellen, und zeigen dem Europäer, vor allem dem in Deutſchland lebenden Deutſchen, wie es draußen ausſieht. Herrlich ſind oft die Aufnahmen der amerikaniſchen Gebirgs- und Seelandſchaften in den amerikaniſchen Spielfilmen. Oft zeigen die amerikaniſchen Spielfilme Ausſchnitte aus den amerikaniſchen Städten mit ihrer eigenartigen Architektur und ihrem fremden Leben. Ich erinnere mich an Bilder, von oben herab aufgenommen, die die geraden Straßen, die in gleichmäßigen Abſtänden im rechten Winkel von anderen Straßen durchzogen werden, mit ihrem regen Verkehr zeigen. Unlängſt wurden mir Aufnahmen gezeigt von neu erſchloſſenen Gütern und Siedlungen in Dakota. Da kommt einem in Erinnerung, daß Amerika ſchon vor der Dollarhochkonjunktur ein Wunderland war.

Der sogenannte Bauer hat unendlichen Grundbesitz, Viehherden von Zahl und Qualität, die wir nicht kennen, Riesenschlachthäuser und Metzgereien stehen zwischen diesen jungen Kolonien. Die Städte sind schnell aufgebaut, stehen in unendlicher Fläche und erinnern mit ihren Backsteinrenaissancegiebeln ein wenig an Holland. Aber da ist keine sonntägliche Einsamkeit und Ruhe wie bei uns in solchen vom Mittelpunkt des Landes fernen, kleinen Städten, sondern überall auf den primitiven, gerade angelegten Straßen flitzen die kleinen Fordautos, stehen sie in Reihen vor den Kantinen. Ein jeder Trapper kommt in seinem Fordwagen. Manchmal zeigen uns die amerikanischen Filme auch das Leben in den Chinesen- und Japanervierteln der Hafenstädte.

Wundervoll sind auch die Aufnahmen, die von den Polarexpeditionen bisher gemacht worden sind: Shakletons Fahrt und die Polarfahrt Rasmussens. Das ist etwas ganz anderes, viel Lebendigeres als die Lichtbilder, mit denen man sich bisher behalf. Solche Filme stellen den Schulunterricht auf völlig neue Grundlagen. Sie sind ein wundervolles Mittel zur Popularisierung der Ergebnisse der Forschungsreisen.

Natürlich kann der von deutschen Firmen hergestellte Film besonders unter den heutigen valutarischen Verhältnissen so Fremdartiges nicht geben. Er kann heute nicht Grenzen überschreiten und uns fremdes Volksleben vorführen; Landschaftsaufnahmen und Bilder vom Volksleben muß er in Deutschland machen. Zahlreiche, auch gelungene Versuche sind vorhanden.

Ausgezeichnet sind auch die Aufnahmen der Freiburger Sport- und Filmgesellschaft. Es sei nur an den Schneeschuhfilm erinnert, in dessen zweitem Teil die Bilder der fahrenden Skiläufer, ja sogar ihre Spuren wunderschön in das Landschaftsbild hineinkomponiert sind. Seine sportlichen Bewegungen haben schwungvollen Rhythmus.

So führen Schweden und Deutsche in das Leben von Tier und Pflanze ein. Svenska, Deitz, Deulig und Decla verdanken wir lebendige Bilder aus dem Wachsen und Vergehen allbekannter und fremder Pflanzen, von Geburt, Leben und Tod großen und kleinen Getiers. Erschütternd eine Katzengeburt, wie die Jungen in Schmerzen von der Mutter herausgestoßen werden und wie sie, kaum, daß die schmerzhafte Geburt vollendet, die Jungen mit zärtlicher Sorgfalt von der Hülle befreit.

Neben diesem Anschauungsunterricht aus dem Tierleben existieren andere Hilfsfilme für Schul- und wissenschaftliche Arbeit, Geometrie im lebendigen Bild, Popularisierung der Einsteintheorie, Operationen, Darstellung der Schäden von Tuberkulose und Syphilis zur Bekämpfung der Seuche.

Industrielle und landwirtschaftliche Prozesse werden im Film gezeigt. Wie gedruckt wird, wie Porzellan, wie Maschinen entstehen, wie der Acker bestellt wird, die Saat reift.

Die Deulig-Woche bringt die historischen Ereignisse leider auf dem Niveau der »Illustrierten Zeitung«. Fußballmatsche und Boxkämpfe sind die Hauptsache, sie sind wenig berührt vom heißen Atem unserer Zeit. Da gestalten die Russen anderes. Unlängst sah ich den Kongreß von Baku. Glänzend war der Zweck des Kongresses herausgestellt: Rußland protegiert die Ostvölker. Sie und die Russen neigen sich vor dem eben enthüllten Denkmal von Karl Marx und ziehen mit den roten Fahnen der dritten Internationale durch die Petroleumstadt. Nicht nur die Russen, auch die Deutschnationalen verstehen

die Propaganda durch den Film besser als wir. Die Filme Fridericus Rex, Hindenburg in Ostpreußen, Bilder von Ruprecht von Wittelsbach bei Paraden zeugen davon.

Und nun zuletzt das Filmdrama. Wirklich Vollendetes habe ich wenig gesehen. Das Beste leisten die Schweden, und es ist manchmal, als ob die eingangs geforderte Werkgemeinschaft bei ihnen schon vorhanden wäre. Nordische Sagen oder Romane der Lagerlöf werden in der Stimmung wundervoll nachempfunden gezeigt. Herrn Arnes Schatz, Beatrix und manches andere war köstlich. Die Schauspieler arbeiten nicht mit großen Gesten, sondern fügen sich still in den Rahmen des Bildes. Frei- und Atelieraufnahmen werden alle in das Ganze hineingebaut. Die Bilder erinnern oft an Breughel. Die Handlung packt den Zuschauer und bleibt als nordisch-herbe Sage in seinem Gedächtnis.

Dergleichen hat die deutsche Industrie bisher noch nicht geleistet. Vielleicht zeigt sie die größte Regsamkeit von den Filmindustrien anderer Länder im Versuch von neuen Dingen, im Bestreben, die Filmkunst weiterzuentwickeln. Was Lubitsch im historischen Drama geleistet hat, ist noch nichts Vollendetes und dennoch unerreicht. Die »Anna Boleyn« ist weniger wertvoll ihrer Handlung wegen als der guten Bilder aus der Epoche Heinrichs VIII. In der neuesten Zeit wird versucht, Bilddarstellungen und Inszenierungen einheitlich zum Gange der Handlung aufzubauen. Jede Kulisse, auch wenn die Handlung im Freien spielt, wird der Stimmung der Szene angepaßt im Atelier gebaut. Wegners »Golem« ging hier voran. Und der Film »Herzog Ferrantes Ende«, der wenig Anklang beim Publikum gefunden hat, trotzdem er künstlerisch wertvoll ist, geht diesen Weg weiter. Er spielt in der Frührenaissance und ist auf einige Bemerkungen Burckhards über Ferrante aufgebaut. Schlank, feingliedrig und doch düster und brutal sind Handlungen, Schauspieler, Szenerie und Bild. Auch die »Flamme« von Lubitsch ist aus solch einheitlichem Guß. Biedermeier die Szenerie, Biedermeier die Handlung. Das können die Schweden nicht, aber ihre Kunst ist weniger bewußt und natürlicher als die deutsche und vor allen Dingen einheitlicher auf gutem Niveau.

Die Franzosen zeigen in Deutschland fast nur Kitsch. Zwar werden einzelne novellenartige Filme, die einen Hauch Maupassantschen Geistes haben, gezeigt. Die Italiener liefern mit Ausnahme einiger historischer Sachen, denen man kaum Geschmack abgewinnen kann, Schund, die Österreicher nur Schund, die Russen in Verbindung mit Paris ein paar gute Sachen, zum Beispiel »Tausendundeine Nacht« von Märchenzauber umflossen. Die Farblosigkeit durch geschickte Virage (nachträgliche Färbung) gemildert.

Der amerikanische Episodenfilm zeigt, wie schon erwähnt, einiges Unersetzliches aus dem amerikanischen Leben. Aber sonst wechseln in schauerlicher Folge Brutalitäten mit Sentimentalitäten. Etwas Köstliches bringt der Amerikaner, das sind die Tiergrotesken, wie in einem einsamen Nest der Affe und der Elefant die ungebändigten Säufer unter den Kolonisten in die Kirche treiben, wie die Löwen durch den D-Zug-Schlafwagen laufen. Ebenso köstlich die Clownstücke eines Chaplin. Und dann haben diese Grotesken etwas, was sonst unerreicht ist und was sie nur mit den sonst mäßigen amerikanischen historischen Filmen teilen, den Rhythmus. Der stumme Film kann durch seinen Rhythmus entzücken. Das ist glänzende Technik. (Schluß folgt)

Der Entwurf eines Gesetzes über die unehelichen Kinder und die Annahme an Kindes Statt

Von Henni Lehmann

II

Der dritte Abschnitt des Gesetzentwurfs[1] bringt einige Abänderungen zu den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches (§ 1723 bis 1740) über Ehelichkeitserklärung. Bisher hatte diese auf Antrag des Vaters durch die Staatsgewalt zu erfolgen. An Stelle dieser soll künftig das zuständige Gericht treten. Das bedeutet eine Vereinfachung. Weiter war bisher zur Ehelichkeitserklärung die Einwilligung des Kindes, der Mutter und — wenn der Vater verheiratet war — von dessen Ehefrau nötig. Wenn die Mutter die Einwilligung verweigerte, konnte das Vormundschaftsgericht sie ersetzen. Hierzu soll es künftig auch befugt sein, wenn die Ehefrau sie verweigert, eine Bestimmung, die im Interesse des Kindes liegt. Von besonderer Bedeutung ist eine weitere Bestimmung, die sich darauf bezieht, daß der Vater vor erfolgter Ehelichkeitserklärung verstorben ist. Letztere war dann bisher nur möglich, wenn vor dem Tode des Vaters gerichtliche Eintragung oder auf solche abzielende notarielle Bekundung vorlag. Hierzu soll künftig die Möglichkeit kommen, sie auch durch letztwillige Verfügung zu veranlassen. Sie soll nur erfolgen, wenn dadurch das Beste des Kindes gefördert wird. Nicht ganz glücklich scheint mir die Hinzufügung, daß sie versagt werden kann, »wenn der Vater des Kindes in ärgerniserregender Weise mit der Mutter in Geschlechtsgemeinschaft gelebt hat«. Was kann das Kind dafür, warum soll ihm deshalb ein Recht entzogen werden? Und was ist »ärgerniserregend«? Welche Anschauung gibt den Maßstab hierfür? Bei kirchlich eingestellten Leuten wird wohl jede außereheliche Geschlechtsgemeinschaft Ärgernis erregen. Andere fassen den Begriff äußerst weit. Das ist eine noch schlimmere Kautschukbestimmung als die über Versagung der Vaterschaft bei »dirnenhaftem« Lebenswandel der Mutter, die ich in dem Artikel in Nr. 14 vom 10. Januar dieses Jahres besprach.

Eine Verbesserung der geltenden Bestimmungen liegt darin, daß, wenn es sich um minderjährige Kinder handelt, das Jugendamt zu hören ist. Das Wesentlichste dieser ganzen Bestimmungen ist jedoch, daß künftig das Kind durch die Ehelichkeitserklärung ganz in die väterliche Familie hineingestellt wird. Bisher wurden dadurch Beziehungen zu den Verwandten des Vaters und dessen Ehefrau nicht geschaffen, auch nicht zwischen dem Ehegatten des Kindes und dem Vater. Diese Beschränkung kommt nach dem Entwurf in Fortfall. Das Kind würde also einem ehelich geborenen in bezug auf Erbrecht und Unterhaltspflicht gleichstehen. Neu ist endlich, daß, wenn dies im Interesse des Kindes liegt, das Vormundschaftsgericht doch der Mutter die Sorge für die Person des Kindes lassen kann trotz der Ehelichkeitserklärung durch den Vater.

Der vierte Abschnitt behandelt die rechtliche Stellung der Kinder aus nichtigen Ehen. (§ 1699 bis 1704 BGB.) Bisher bestimmte der § 1699, daß Kinder aus nichtigen Ehen nur als ehelich gelten, wenn nicht beide Ehegatten bei der Eheschließung die Nichtigkeit kannten. Künftig soll diese Beschränkung in Fortfall kommen. Auch das liegt natürlich im Interesse des Kindes. Damit entfallen die Folgen, die sich sonst an die versagte Ehelichkeit des Kindes geschlossen hatten, zum Beispiel seine Stellung unter Amtsvormundschaft als uneheliches Kind, sowie privatrechtliche Folgen. Es ist mir fraglich, ob man nicht zweckmäßig hier noch eine weitere Bestimmung streichen sollte. Jetzt heißt es im Gesetz, daß, wenn der Mutter bei der Eheschließung die Nichtigkeit bekannt war, sie nur diejenigen Rechte dem Kinde gegenüber hat wie eine als schuldiger Teil geschiedene Frau. Wenn der Vater

[1] Siehe den vorausgegangenen Artikel in Nr. 14 der Neuen Zeit.

stirbt, so bleibt ihr nur die Sorge für die Person des Kindes, zu seiner Vertretung wird ein Vormund bestellt. Letzteres scheint mir überflüssig und innerlich grundlos. Will man einer Frau, die bei Kenntnis der Nichtigkeit doch eine Ehe schließt, dies zum Vorwurf machen, so kann der Vorwurf nur der moralische sein, daß sie versucht hat, gesetzliche Bestimmungen zu umgehen. Die moralische Qualifikation kommt aber weit mehr in Frage bei der Sorge für die Person des Kindes, als bei seiner Vertretung.

Von allgemeinerer Bedeutung als diese beiden Abschnitte, die immerhin Sonderfälle regeln, ist der fünfte Abschnitt über die Annahme an Kindes Statt. Hier sind in der Tat wesentliche Verbesserungen enthalten (§ 1741 bis 1772 BGB.). Eine Änderung des § 1741 bedeutet zunächst eine Erweiterung des Rechtes der Unehelichen. Bisher durfte kein fremdes Kind annehmen, wer eigene e h e l i c h e Kinder hatte. Auch wer uneheliche hat, soll dies nach dem Entwurf nicht dürfen. Das uneheliche Kind geht dann gleich dem ehelichen dem fremden Kinde vor. Das Alter, in dem erst jemand eine Adoption vornehmen kann, wird vom vollendeten 50. auf das vollendete 40. Lebensjahr herabgesetzt. Neu hinzugefügt ist eine Bestimmung, daß der Annehmende dem Kinde, wenn dieses über sieben Jahre alt ist, während der Minderjährigkeit mindestens sechs Jahre Unterhalt gewährt haben muß. Letzteres wird natürlich eine Garantie dafür geben, daß ein persönliches Interesse für das Kind vorhanden ist, die Formulierung ist aber allgemein nicht genügend klar, denn sie könnte dahin gelesen werden, daß überhaupt ein Volljähriger, für den die Voraussetzung des Unterhalts während der Minderjährigkeit nicht in Betracht kommt, nicht an Kindes Statt angenommen werden kann. Das kann natürlich nicht die Meinung sein. Es ist aber besser, dies auch präzis zum Ausdruck zu bringen. Von dem Hindernis der Vollendung des vierzigsten Lebensjahres wie des Mangels an Abkömmlingen soll Befreiung möglich sein durch das zuständige Gericht. Dies tritt für solche Befreiungen an die Stelle des bisher zuständigen Bundesstaates oder Reichskanzlers.

Für die Adoption soll entsprechend dem Grundgedanken des Entwurfs bei dem unehelichen Kind, wenn er die Sorge für die Person des Kindes hat, die Einwilligung des Vaters, wenn er das Kind in seine häusliche Gemeinschaft aufgenommen hat, die des Ehemannes der Mutter erforderlich sein. Eventuell tritt Ersatz der Einwilligung durch das Vormundschaftsgericht ein.

Auch für die Adoption soll der Weg des Antrags durch testamentarische Verfügung offen sein.

Für Frauen von Bedeutung ist die Einfügung einer Bestimmung über Namensführung. Wenn bisher eine Ehefrau oder eine Witwe ein Kind adoptierte, so erhielt es den Mädchennamen der Annehmenden. Das erweckte nach außen hin leicht den Eindruck, daß es sich um ein uneheliches Kind handelte. Nach dem Entwurf soll es den Namen erhalten, den die Frau selbst führt.

Die wichtigste Änderung indessen im Interesse des Kindes ist die des § 1763 BGB. Bisher schuf die Annahme an Kindes Statt nur ein Rechtsverhältnis zwischen dem Annehmenden selbst und dem Kinde. Es schuf kein Rechtsverhältnis zu den Verwandten des Annehmenden, auch nicht zu seinem Ehegatten. Dadurch entstand also keine Unterhaltspflicht und kein Erbrecht wie bei dem ehelichen Kinde. Nach dem Entwurf kommt diese Beschränkung in Fortfall. Das angenommene Kind erhält den Verwandten des Mannes gegenüber die volle Stellung eines ehelichen Kindes. Auch dem Annehmenden gegenüber, wenn er eigene Abkömmlinge hat, erhält es ein Erbrecht, das jedoch ausgeschlossen werden kann bei der Vertragsschließung für den Fall, daß erst nach dieser dem Annehmenden eigene Kinder geboren werden.

Es folgen dann Bestimmungen über die Sorge für die Person des Kindes und Übertragbarkeit derselben durch Vertrag bei Genehmigung des Vormundschaftsgerichts, das zuvor das Jugendamt hören soll.

Der sechste Abschnitt enthält Bestimmungen über die Anfechtung der Ehelichkeit eines Kindes. (§ 1593 und 1600 BGB.) Der Grundgedanke, daß ein Kind als ehelich gilt, wenn es nach Eingehung der Ehe geboren wird und der Mann der Frau während der Empfängniszeit beigewohnt hat, falls nicht eine offenbare Unmöglichkeit vorliegt, daß die Frau das Kind von dem Manne empfangen hat, bleibt. Verlängert wird die Frist, innerhalb deren eine Anfechtung erfolgen kann, von einem auf zwei Jahre für sämtliche Anfechtungsberechtigten. Für das Kind selbst soll das Anfechtungsrecht zwei Jahre nach Eintritt der Volljährigkeit erlöschen, für andere Anfechtungsberechtigte, wenn das Kind das zehnte Lebensjahr vollendet hat. Es ist möglich, daß letztere Bestimmung auf Widerspruch stößt, denn sie beraubt den, der anfechten will, des Anfechtungsrechts für den Fall, daß ihm die Umstände, welche die Anfechtung begründen, erst zur Kenntnis kommen, nachdem das Kind das zehnte Lebensjahr vollendet hat. Andererseits wird es im Interesse des Kindes liegen, daß nicht, nachdem es die Jahre bis zum zehnten in einer gesicherten und anerkannten Lebenslage verbracht hat, gerade für die Zeit reifender Entwicklung solche Unsicherheiten geschaffen und unerfreuliche, die Mutter belastende Dinge erörtert werden, denen es vielleicht nicht mehr ganz verständnislos gegenübersteht. Wesentlich ist, daß im Entwurf der Kreis der Anfechtungsberechtigten anders umgrenzt ist als bisher. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch kann die Anfechtung durch den Mann auf dem Wege der Klage gegen das Kind geschehen, oder wenn er, ohne das Anfechtungsrecht verloren zu haben, gestorben ist, seine Rechtsnachfolger. Der Entwurf setzt fest, daß in letzterem Falle seine Eltern, Voreltern oder Abkömmlinge oder jeder von ihnen anfechten kann, desgleichen wie schon erwähnt das Kind selbst. Nach dem Tode des Kindes sollen jedoch jene Personen nicht mehr anfechten können. Dies ist begründet, denn ein Interesse an der Anfechtung können sie nur haben, wenn das lebende Kind etwa ihre Rechte schmälert durch Anteil am Erbe usw.

Die Abschnitte 1 bis 5 gehören zum Artikel I des Entwurfs. Ganz kurz ist Artikel II. Er enthält zunächst die Bestimmung, daß die rechtliche Stellung eines vor Erlaß des Gesetzes geborenen unehelichen Kindes nach den früheren Bestimmungen zu beurteilen ist, dann jedoch die wesentliche Hinzufügung, daß dies nicht für die Unterhaltsansprüche gilt. Ebenso soll in solchen Fällen der Mutter die elterliche Gewalt verliehen werden können, der Vater elterliche Gewalt, Rechte für die Person des Kindes die Sorge zu übernehmen, und Recht der Namensverteilung erlangen können. Der Vater kann gegen die Unterhaltsansprüche nicht die Exceptio plurium, den Einwand des Geschlechtsverkehrs der Mutter mit mehreren geltend machen, auch wenn früher schon eine Unterhaltsklage des Kindes wegen der Exceptio abgewiesen wurde. Die Bestimmung ist mit besonderer Freude zu begrüßen und wird hoffentlich bei Fertigstellung des Gesetzes erhalten bleiben.

Der Artikel III enthält einige Bestimmungen für die Übergangszeit für an Kindes Statt angenommene, für ehelich erklärte und für Kinder aus nichtigen Ehen.

Das vorliegende Gesetz wird ganz besondere Bedeutung dadurch erlangen, daß nach Inkrafttreten des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes überall für uneheliche Kinder die Amtsvormundschaft eintritt, und der Amtsvormund wird auf ganz anderer Grundlage arbeiten können im Interesse des Kindes, wenn die Rechtsgrundlagen und die Ansprüche des Kindes gegenüber den unzeitgemäßen Bestimmungen des BGB. erweitert werden. Es ist deshalb dringend wünschenswert, daß der Entwurf nicht zu lange bei den Ländern und dem Reichsrat zurückgehalten wird, sondern so rechtzeitig dem Reichstag zugeht, daß das Gesetz noch möglichst gleichzeitig mit dem Reichsjugendwohlfahrtsgesetz in Kraft treten kann. Ebenso muß gehofft werden, daß der vom Genossen Radbruch unter Zuziehung erfahrener Sachverständiger geschaffene Entwurf nicht in der Ära Heinze eine unerfreuliche Abschwächung erfährt. Es ist derartiges zu befürchten, da man bisher den Entwurf anscheinend unter Ausschluß der Öffentlichkeit behandelt.

Literarische Rundschau

Ebbe Kornerup, **Peru, das Land der Inkas.** Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Else v. Hollander. Stuttgart 1922, »Kosmos«, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagsbuchhandlung. 125 Seiten mit Abbildungen.

Ernst Fuhrmann, **Reich der Inka.** Textteil: Sprache und Kultur im ältesten Peru. Bildteil: Keramik, Weberei und Monumentalbau. Hagen i. W. 1922. Folkwang-Verlag. 60 Seiten Text Quart und 96 Tafeln mit Abbildungen.

Dem Titel nach wird mancher Leser wahrscheinlich annehmen, das erstgenannte Buch biete eine Darstellung des Kulturstandes der Bevölkerung Perus zur Zeit der Inkaherrschaft; tatsächlich enthält es nur eine kurze Schilderung der Reise des Verfassers von Guayaquil (Ecuador) an der peruanischen Küste entlang über Lima nach Arequipa und von dort mit der Bahn nach Cuzco und dem Titicacasee. Der Verfasser zeichnet mit knappen Strichen einige hübsche Landschafts- und Städtebilder und versteht, in diese leicht hingeworfenen Skizzen amüsante Reisebeobachtungen einzuflechten. Auf die Darstellung des heutigen und des früheren Kulturlebens der peruanischen Indianer hat er verzichtet. Das ist wohlgetan; denn wo er sich an einigen Stellen verleiten läßt, auf die Einrichtungen und Sitten der Inkazeit hinzuzeigen, beweist er, daß seine darauf bezüglichen Kenntnisse recht mangelhaft sind. So meint er zum Beispiel, das Wort Inka sei nur eine Bezeichnung für die »Könige des Inkavolkes«, keine Stammesbezeichnung gewesen — eine Behauptung, die nur der aufzustellen vermag, der die gentile Gliederung und die Ursprungssagen der Inkas nicht kennt. Und die Religion der Inkas hält er für einen bloßen Sonnendienst. Von der allgemeinen Verehrung eines Schöpfergottes und von dem Ahnenkult der Geschlechterverbände und Familiensippen weiß er nichts.

Belehrungen über die heutige oder frühere Kultur Perus darf man also in dem Buch nicht suchen; wer aber an kleinen, gutgeschriebenen, farbenreichen Reiseskizzen Gefallen findet, wird das Büchlein mit Genuß lesen.

Wesentlich anderer Art ist das Buch Ernst Fuhrmanns. Es will die Kunst des Inkareichs, vornehmlich seine Keramik, Weberei, Architektur, veranschaulichen und bietet deshalb auf 96 Seiten ein sehr reiches Bildermaterial, zumeist aus dem Berliner Museum für Völkerkunde. Wer die große peruanische Sammlung dieses Museums kennt, wird auf die Abbildung manches ihm bekannten wertvollen Gegenstandes stoßen. Zu bedauern ist nur, daß diese Abbildungen nicht koloriert sind. Die schöne, eigenartige Farbenwirkung mancher Gefäße, besonders der Webstoffe, geht dadurch verloren.

Eingeleitet wird das Bildmaterial durch eine kurze Schilderung der Inkakultur, die aber nur relativ wenige für das Verständnis der altperuanischen Kultur wesentliche kulturhistorische und technische Mitteilungen enthält. Anstatt seinen Lesern eine Übersicht über die Entwicklung und die Eigenart der peruanischen Kunsttechnik zu bieten und deren Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen der Keschua- und Yunkastämme zu untersuchen, gefällt sich Ernst Fuhrmann in allerlei etymologischen Wortdeutungen, aus denen seiner Meinung nach hervorgeht, daß vor Jahrtausenden die Vorfahren der Inkas aus Westeuropa in Südamerika eingewandert sind — bloße Wortspielereien, die lediglich beweisen, daß auch der Verfasser dieses Textes weder den Sinn der alten peruanischen Geschlechter- und Wandersagen noch den alten Ahnenkult der Keschuastämme begriffen hat.

Heinrich Cunow

Hermann Sudermann, **Das Bilderbuch meiner Jugend.** Stuttgart, Verlag Cotta.

Im 66. Jahre seines Lebens setzte sich Hermann Sudermann hin und schrieb den ersten Teil seiner Erinnerungen. Er darf es mit guter Hoffnung; seine Dramen und

Romane sind in aller Welt bekannt, der Verlag hat daher den stattlichen Band auch gleich in einer Auflage von 40 000 auf den Markt gebracht. In den Sphären der reinen Literatur gehört es seit langem zum guten Ton, über Sudermanns Lebensarbeit etwas von oben herab zu urteilen. Häufig mit Unrecht. Man übersieht meist, daß dieser Autor in der Technik Tüchtiges leistete, und daß er besonders als Erzähler — zumindest mit »Frau Sorge« und dem »Katzensteg« — in vorderster Reihe steht! Und dann sein Weg! Er kam aus kleiner Ostpreußenheimat, mußte sich als junger Mensch mit dem Leben tüchtig herumschlagen bis er aus verbummeltem Studententum heraus in Berlin erst Hauslehrer und dann politischer Journalist bei längst entschlafenen Freisinnsleuten wurde. Ein Mann, der, wenn er heute zurückschaut, von sich sagen kann, daß er Leben und Schicksal bezwungen hat. Die hilfreiche Hand reichte dem einstmals fast hoffnungslosen Studenten freilich einer aus den Bezirken der Literatur: Hans Hopfen. Kindheit, Studienjahre, Frauengeschichten, Berlinertum zieht an dem Leser vorüber; manches recht harmlos, doch sudermännisch flott geschrieben und nicht ohne Selbstbewußtsein. So wird denn dieser Erinnerungsband aus ein gutes Menschenalter zurückliegenden Jugendtagen freundwillige Leser finden und keineswegs zum Wetzen der Metzgermesser herausfordern wie vor 20 Jahren seine Streitschrift über die »Verrohung« der Berliner Theaterkritik. Es wird interessant sein, den bereits durch eine Bemerkung angekündigten zweiten Band vorzufinden. J. Kliche

---

Hermann Böse, **Das Volkslied für Heim und Wanderung.** Berlin, Arbeiterjugendverlag. Zweite, verbesserte Auflage.

Das rasch allgemein beliebt gewordene Volksliederbuch, das namentlich unseren Jugendlichen gute Dienste geleistet hat, liegt nun in neuer Auflage vor. Das Büchlein war eine ganze Zeit hindurch vergriffen gewesen; die ständig sich mehrende Nachfrage hat zu einer Neuauflage gedrängt. Das will bei den heutigen Bücherpreisen immerhin etwas besagen. Inhaltlich ist das Buch nach mancher Richtung hin dank der Erfahrungen von Lehrern, Chorleitern und Musikfachleuten verbessert worden. Neue Kampf- und Freiheitslieder, namentlich solche aus der Revolutionszeit, sind eingereiht worden. Die Ausstattung, der Druck, das Papier wirken vornehm und vorbildlich. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß auch diese Neuauflage des beliebten Liederbuchs rasch vergriffen sein wird; denn nur durch regste und umfassendste Verbreitung wird sie ihren Zweck erfüllen. -n

---

Notizen

Die landwirtschaftliche Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika. Nach der Feststellung der letzten Volkszählung leben nicht weniger als 31 614 269 Personen oder 29,9 Prozent der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten von der Landwirtschaft. Diese Zahl umfaßt 61 Prozent der ländlichen Bevölkerung des Landes, unter welche die Bewohner der Orte mit weniger als 2500 Einwohnern, die Höfe, Bergwerksbezirke usw. gerechnet werden. In den einzelnen Staaten ist natürlich der Anteil der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung an der Gesamtmasse der Einwohner sehr verschieden. Im Staate Mississippi widmen sich zum Beispiel 71 Prozent der Bevölkerung der Landwirtschaft, im Staate Rhode Island dagegen nur 2,5 Prozent. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung setzt sich aus Landwirten zusammen in folgenden elf Staaten: Mississippi, Arkansas, Südkarolina, Nord-Dakota, Nordkarolina, Georgia, Alabama, Süd-Dakota, Tennessee, Kentucky und Oklahoma.

Im allgemeinen ergibt sich aus der Statistik, daß die Staaten im Nordosten und am Pazifischen Ozean die stärkste landwirtschaftliche Bevölkerung aufweisen.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19 | Ausgegeben am 25. März 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Poincarés politische Taktik

Von Heinrich Cunow

Es ist erstaunlich, mit welcher Harmlosigkeit oder, wenn man diese Bezeichnung vorzieht, geschichtsfremden Naivität ein Teil der deutschen Zeitungen der schlauen Advokatentaktik der Poincaré-Millerandschen Regierung und der von ihr inspirierten Pariser Presse gegenübersteht und immer wieder auf deren geschickte Irreführungsmanöver hereinfällt. Fast scheint es, als gehöre es zu den unüberwindlichen Nationaleigenschaften des Durchschnittsdeutschen, trotz aller bitteren Erfahrungen die politischen Absichten feindlicher Regierungen unter dem Gesichtswinkel des kategorischen Imperativs der deutschen Kinderstube zu sehen und sich über die tieferen Beweggründe, die das Handeln fremder Mächte bestimmen, gründlich zu täuschen. Die kuriosen Deutungen, welche die während der letzten Tage in Pariser Blättern auftauchenden Meldungen, die deutsche Regierung wäre endlich zum Verhandeln mit Frankreich bereit und versuche bereits unterderhand mit diesem direkt Unterhandlungen anzuknüpfen, in Deutschland gefunden haben, bieten dafür ein neues Beispiel. Kaum waren in der französischen Presse solche Gerüchte erschienen, verbunden mit der Mahnung an das deutsche Volk, die Cunosche Regierung zu stürzen und mit Frankreich direkt zu verhandeln, als auch schon deutsche Preßorgane herausfanden, die französische Regierung hätte eingesehen, daß ihr im Ruhrrevier kein Erfolg mehr blühe, sie sei daher zum Einlenken bereit, da aber aus Prestigegründen Poincaré offiziell nicht nachgeben könne, so suche man es in Paris so darzustellen, als ginge der dringende Wunsch nach direkten Verhandlungen von deutschen Regierungskreisen aus. Man unterschiebe also in Paris einfach Deutschland die Verhandlungswünsche, die man selbst im Busen hege, um diese zur Anbahnung einer direkten Verständigung über die Reparationsfrage mit der Poincaréschen Regierung zu veranlassen. Demnach wäre jetzt endlich der günstige Zeitpunkt einer Einigung über das Reparationsproblem zwischen beiden Mächten gekommen, und dieser günstige Moment müsse unbedingt von der Cunoschen Regierung sofort ausgenutzt werden. Pflicht der letzteren sei daher, sofort an die französische Regierung mit bestimmten Vorschlägen heranzutreten.

In dieser ihrer Argumentation wurden auch die betreffenden Blätter nicht dadurch gestört, daß zu gleicher Zeit in der französischen Presse als Vorbedingungen für die beiderseitigen Verhandlungen ganz unmögliche Forderungen gestellt wurden. Der »Temps« forderte beispielsweise: erstens, daß die deutsche Reichsregierung jeden Versuch aufgebe, die Vereinigten Staaten und England in irgendeiner Weise zu einer Intervention zu bewegen, zweitens, daß sie auf jede Beeinflussung der französischen Reparationspolitik durch diploma-

tische Agenten und Emissäre verzichte, drittens, daß sie keine sogenannten »verleumderischen Informationen« über Frankreichs und Belgiens Vorgehen im Ruhrgebiet mehr zulasse, und viertens, daß sie jeden Widerstand, jeden Boykott, jede Sabotage im besetzten Gebiet verhindere und das Ruhrgebiet so wiederherstelle, wie es zur Zeit des ersten Eindringens der französischen Truppen beschaffen war.

Wirklich sehr bescheidene Bedingungen, besagen sie doch nichts anderes, als daß die deutsche Regierung zunächst auf jede Abwehr der französischen Rhein- und Ruhrpolitik verzichten und sich völlig der Gnade der Poincaréschen Regierung ausliefern muß, bevor sich diese zu Verhandlungen bereit findet. Und ähnliche Verhandlungsvorbedingungen wie der »Temps« stellten andere Pariser Zeitungen, wenn auch in mehr versteckter, nicht so offenbrutaler Form. Zugleich aber hebt die Pariser Presse mit aller Entschiedenheit hervor, daß Frankreich jeden Interventionsversuch, möge er von Amerika oder England oder von beiden zusammen kommen, unzweifelhaft ablehnen werde. Und daneben findet in anderen Blättern ein für die französische Zweckpolitik sehr charakteristischer Wechsel in der Motivierung der Ruhrbesetzung statt. Während gewisse Blätter noch vor kurzem behaupteten, daß Frankreich nur durch die Nichteinhaltung der Kohlen- und Holzlieferungen, die es vertragsmäßig von Deutschland zu fordern habe, zum Einmarsch in das Ruhrgebiet gezwungen gewesen sei und mit dieser Invasion nichts anderes bezwecke als eine Sicherstellung seiner vertragsmäßigen Wirtschaftsforderungen, heißt es heute, die Reparationsleistungen seien im ganzen nebensächlich, wichtiger als diese sei für Frankreich seine Sicherung gegen spätere deutsche militärische Überfälle, und deshalb müsse am Rhein zwischen Frankreich und Deutschland eine »neutrale« Zone — gemeint ist ein unter Frankreichs Oberhoheit stehendes Gebiet — geschaffen werden.

Diese verschiedenartigen Forderungen mit ihren besonderen Begründungen erscheinen dem, der Frankreichs politische Geschichte seit den Tagen der großen Revolution, seine politischen Bestrebungen und Hoffnungen nicht kennt, als Widersprüche — und sind es doch nicht. Man muß nur nicht von der immer noch in deutschen politischen Kreisen weitverbreiteten Ansicht ausgehen, die Franzosen wären nur deswegen in das Ruhrgebiet eingerückt, weil ihnen nicht die festgesetzte Kohlen- und Holzration bis auf den letzten Rest rechtzeitig geliefert worden sei, und wenn ihnen dieser Rest nachgeliefert und ihnen ferner gewisse Garantien dafür gegeben werden, daß Deutschland künftig, soweit ihm das irgend möglich sei, die Forderungen des Versailler Friedensdiktats erfüllen wolle, so würden die französischen Truppen nicht nur gern wieder aus dem Ruhrrevier, sondern auch später zu den dafür festgesetzten Terminen aus dem Rhein-, Mosel- und Saargebiet abziehen.

Das sind gefährliche Illusionen. Wer die Vorkriegskonspirationen zwischen Iswolski, Poincaré und Delcassé einigermaßen kennt,[1] sich das Intrigenspiel Clémenceaus bei der Fertigstellung des Versailler Friedensdiktats vergegenwärtigt und die auf den seit dem Friedensschluß stattgefun-

[1] Sehr treffend schildert diese Techtelmechtelein der bekannte Kieler Soziologe Professor Ferdinand Tönnies in seinem jüngst erschienenen Buche »Der Zarismus und seine Bundesgenossen 1914«, das demnächst in der Neuen Zeit ausführlich besprochen werden soll.

denen verschiedenen Konferenzen der Entente gehaltenen Reden mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, dem muß, mag er sonst von der politischen Geschichte Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert herzlich wenig wissen, die schöne Hoffnung, durch Zugeständnisse an die wirtschaftlichen Reparationsforderungen der Poincaréschen Regierung könnte ein leidliches Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich hergestellt werden, geradezu als absurd erscheinen.

Frankreichs Streben richtet sich heute wie ehemals gar nicht in erster Linie auf die Erlangung wirtschaftlicher Vorteile. Es soll der Einfluß der Pariser Bankinstitute und des Comité des Forges auf die Poincarésche Politik durchaus nicht geleugnet werden; aber es ist verkehrt, wenn in manchen Blättern — vielleicht gar noch unter Berufung auf die Marxsche materialistische Geschichtsauffassung — die Ruhraktion als bloße Folge des Konkurrenzkampfes der deutschen und französischen Schwerindustrie dargestellt wird. Weit mehr als auf wirtschaftlichem liegt diese Aktion auf politischem Gebiet. Es kommt darin das jahrhundertealte Trachten Frankreichs nach der Rheingrenze unter der Schwächung des Deutschtums durch die Schaffung eines unter französischem Protektorat stehenden rechtsrheinischen Rhein- oder Rheinbundsstaats zum Ausdruck. Mit einer gewissen Angst sieht man in Frankreich nicht nur der wirtschaftlichen Wiedererstarkung Deutschlands entgegen, sondern noch mehr der stetigen Zunahme der deutschen Bevölkerung, der Stärkung deutscher Volkskraft, die allein schon im weiteren Verlauf der Geschichte dem deutschen Volke, falls es eine in sich geschlossene Masse bleibt, gegenüber dem sterilen französischen Volkstum ein gewisses Übergewicht verleihen muß, das Übergewicht der größeren Zahl. Halb bewußt, halb instinktiv drängten deshalb die einigermaßen geschichtskundigen Schichten des französischen Volkes dahin, einerseits durch Angliederung östlicher Gebiete dem blutgeschwächten französischen Volkskörper neues Blut einzupumpen und dadurch sein Wachstum zu fördern, andererseits aber den schneller wachsenden deutschen Volkskörper zu zersplittern und zu verhindern, daß sich ihm die deutschen Volksteile anschließen, die bisher außerhalb der deutschen Reichsgrenzen geblieben sind. Deshalb auch die Erscheinung, daß Frankreich sich mit aller Kraft gegen die Angliederung Deutschösterreichs an die heutige deutsche Republik sträubt. Für den französischen Volksinstinkt hat die Stärkung des eigenen Volkskörpers durch Erwerbung deutschen Gebiets, ebenso wie die Schwächung des deutschen Volkstums, gewissermaßen die Bedeutung einer Lebensfrage der Zukunft. Die bekannte Äußerung Clémenceaus, Deutschland hätte 20 Millionen Menschen zu viel, ist nur eine rohe Fassung dieser im letzten Grunde die Richtung der französischen Politik bestimmenden Furcht vor der Unvermeidlichkeit eines künftigen, Frankreichs Schicksal entscheidenden Daseinskampfes zwischen der deutschen und der französischen Nation.

Deshalb aber zeugt es auch von einem völligen Mangel an historischem Blick, wenn in Deutschland aus dem Gerede der Pariser Presse über deutsche Verhandlungswünsche gefolgert wird, die französische Regierung sei tatsächlich zur Aufgebung ihrer Expansionsabsichten bereit, und daher sei nun der günstige Augenblick einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich gekommen, die Reichsregierung brauche nur die günstige Gelegenheit zur Beilegung des alten Haders zwischen beiden Nationen zu erfassen.

Frankreich wird nie auf seine traditionellen Rheinpläne und seine antideutsche Schwächungspolitik verzichten. Es kann das gar nicht, wenn es in der Zukunft die Stellung behaupten will, die es bisher im Konzert der europäischen Mächte eingenommen hat. Wohl mag es, wenn es seine jetzige Ruhrpolitik scheitern sieht und ihm eine Abkehr von der beschrittenen Bahn aus außenpolitischen Gründen ratsam erscheint, sich zu Verhandlungen bereit finden lassen; aber wenn das geschieht, wird es nicht seine Politik, sondern nur seine Taktik wechseln — um auf anderem Wege und mit anderen Mitteln das durchzusetzen, was ihm auf dem bisher verfolgten Wege nicht erreichbar erscheint.

Ich vermag deshalb auch in der von der inspirierten Pariser Presse bekundeten Neigung Frankreichs zur Verhandlungsbereitschaft nur ein Manöver zu sehen, unbequemen amerikanischen und englischen Interventionsversuchen rechtzeitig aus dem Wege zu gehen und zugleich unter scheinbarer Aufgebung seiner Ruhrpläne den mit seinen Machtansprüchen bepackten politischen Karren auf ein Geleise zu schieben, auf dem dieser, wenn auch nicht augenblicklich, so doch später, besser vorwärts kommt. So wenig auch zurzeit Amerika und England zur Intervention bereit sind, fürchtet man doch am Quai d'Orsay, daß sie bald, getrieben durch den steigenden Unwillen ihrer Völker, sich zu einem Einspruch in die französische Ruhrpolitik veranlaßt fühlen könnten. Ist es da, zumal der Erfolg der Ruhraktion immer zweifelhafter wird und außerdem immer deutlicher, bestimmte Unterschiede zwischen der eigenen und der von Belgien befolgten Politik hervortreten, nicht besser, solcher Eventualität vorzubeugen und Deutschland zu Verhandlungen und der Einreichung von Reparationsvorschlägen zu stimulieren? Mit der Einleitung solcher direkten Verhandlungen bekundet die deutsche Regierung ja, daß sie selbst einen Ausgleich des Konflikts herbeizuführen gedenkt, der Hilfe Amerikas und Englands gar nicht bedarf und diesen ein Eingreifen ersparen will. Die Gefahr einer amerikanisch-englischen Intervention und der Teilnahme dieser Mächte an den Verhandlungen wie auch der Plan Amerikas, einer internationalen Wirtschaftskonferenz die Feststellung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Deutschlands zu überlassen, wäre damit abgewendet; während andererseits das Eingehen auf deutsche Verhandlungswünsche zu nichts verpflichtet, denn die französische Regierung behält es ja völlig in der Hand, die deutschen Vorschläge und Angebote unzulänglich zu finden, andere Vorschläge zu verlangen oder selbst neue Vorschläge zu machen und schließlich, wenn es ihr besser in ihre Taktik paßt, alles abzulehnen.

Damit scheint sich aber die Poincarésche Regierung nicht begnügen zu wollen. Allem Anschein nach will sie, falls Deutschland sich auf die gewünschten Verhandlungen einläßt, in diesen wieder die Frage der Sicherung Frankreichs gegen zukünftige deutsche Rückeroberungspläne in den Vordergrund schieben und als Garantie die sogenannte Entmilitarisierung und Neutralisierung des linken und rechten Rheinufers verlangen — eine Forderung, die nichts anderes bedeutet als eine Ausdehnung der heutigen französischen Herrschaft über das Saargebiet auf die neutralisierten Rheingebiete; denn selbst wenn diese Gebiete formell unter die Aufsicht des Völkerbundes gestellt wür-

den, würde Frankreich unzweifelhaft zum Mandatar des Bundes ernannt werden.

Wenn man beobachtet, in welcher Weise zurzeit in den von der Poincaréschen Regierung beeinflußten Pariser Blättern das Reparationsproblem in ein Garantieproblem umgemodelt und zugleich die englische öffentliche Meinung für die französischen Garantieforderungen bearbeitet wird, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in Paris mit geschickter Hand Leimruten für deutsche und englische Gimpel gelegt werden. In England sind auch tatsächlich schon verschiedene Gimpel auf den Leim gegangen. In einer jüngst in London abgehaltenen Versammlung des Rates der Völkerbundsvereinigung erklärte zum Beispiel Lord Robert Cecil, assistiert von dem bekannten Arbeiterführer Clynes, Frankreich hätte unzweifelhaft ein Recht auf Schutz vor deutschen Racheplänen, und deshalb scheine ihm der französische Vorschlag berechtigt, »eine entmilitarisierte und neutralisierte Zone zwischen Frankreich und Deutschland zu schaffen und ferner auch die rheinischen Eisenbahnen zu neutralisieren«. Und in einem Interview, das er einem Vertreter des »Observer« gewährte, hat Lord Cecil diese Zugeständnisse am 18. dieses Monats, nach seiner Rückkunft aus Paris, dahin ergänzt, daß er meinte, Frankreich sei nach seiner Ansicht völlig berechtigt, für sich die Kontrolle der rheinischen Eisenbahnen zu verlangen, da dadurch die deutsche Souveränität durchaus nicht verringert werde. (!)

Herr Poincaré kann sich zu diesem Erfolg seiner Gimpel-Einfangstaktik gratulieren, zumal sich sicherlich bald weitere Gimpel der Meinung des ehrenwerten Lords anschließen werden.

Die Abwehrfront an der Ruhr

Von Erwin Barth

Wer das Ruhrgebiet nicht aus eigener Anschauung kennt, kann sich schwer eine Vorstellung von der ungeheuren, festgeschlossenen wirtschaftlichen Anlage machen, die dort Deutschlands Technik und Deutschlands Arbeit aufgerichtet hat. In westöstlicher Richtung sieht man auf Entfernungen von Schnellzugsstunden Zeche an Zeche, Hütten-, Walz-, Eisen- und Stahlwerke, innig aneinandergebunden durch ein verwirrendes Schienennetz, das den Verkehr der Güterproduktion dieses Gebiets vermittelt — eine Stadt dicht neben der anderen. Es ist eine einzige große Fabrik in einer einzigen großen weit ausgedehnten Stadt. Die Zahl der Arbeiter und Angestellten in diesem Gebiet ist mit 2 Millionen zu niedrig angegeben. Die Bergleute allein zählen 560 000 Köpfe und die Metallarbeiter gar 700 000. Die Transportarbeiter und Eisenbahner stellen ebenfalls respektable Armeen. Im Ruhrgebiet befinden sich allein mehr als 300 Schachtanlagen, die größtenteils unmittelbar nördlich der Ruhr liegen. Hier in diesem Lande wird der Bedarf der deutschen Wirtschaft an den Hauptrohstoffen, Kohlen und Eisen, zum allergrößten Teil gedeckt.

Das Ruhrgebiet ist das pochende Herz der deutschen Wirtschaft. Das wissen nicht nur wir, sondern auch die Ententestaaten. Darin liegt auch die Erklä-

rung dafür, daß bei allen Zwangsandrohungen, die in der vergangenen Zeit von der Entente hinter ihre Forderungen an Deutschland gestellt worden sind, der Einmarsch ins Ruhrgebiet an vorderster Stelle gestanden hat. Wenn fremde Gewalthaber das Ruhrgebiet in Händen haben, *haben sie tatsächlich die Hand an unserer Gurgel.*

Es ist in diesem Artikel nicht der Platz, um die Geschichte der französischen Aspiration auf das Rheinland und auf die Eisen- und Kohlengebiete, die um den Rhein herum liegen, zu schreiben; es genügt, darauf hinzuweisen, daß in den Friedensverhandlungen und in den verschiedenen der Öffentlichkeit bekannt gewordenen französischen Geheimberichten das Ruhrgebiet nicht nur als verwundbarster Punkt Deutschlands, sondern auch als Ziel des neuen wirtschaftlichen Imperialismus Frankreichs wiederholt genannt worden ist. Aber eines muß kurz dargestellt werden: Frankreich hat durch den Gewinn von Elsaß-Lothringen seine Eisenerzproduktion reichlich verdoppelt. Dieses Eisenerz muß verhüttet werden, wenn die erstrebte wirtschaftliche Machtstellung Frankreichs auf dem Kontinent erreicht werden soll. Zur Verhüttung des Eisens fehlt aber der nötige Koks. Die elsaß-lothringische und die Saarkohle liefern weder die erforderliche Menge Koks noch insbesondere die erforderliche Qualität. Die Kokslieferungen, die Frankreich auf Reparationskonto erhalten hat, waren billig. Solange nach dem Friedensvertrag die Kohlen- und Kokslieferungen Deutschlands laufen, ist Frankreich der Bezug von Hochofenkoks zum billigen deutschen Inlandspreis gesichert; nach dieser Frist genießt aber Frankreich keine Vorzugsstellung bei der Heranschaffung von deutschem Koks mehr. Frankreichs Interesse drängt daher nach Sicherstellung der billigen Kokslieferungen auch in späterer Zukunft. Als der geeignetste Weg dafür erschien der französischen Schwerindustrie die Übernahme der Kapitalsmehrheit der Ruhrindustrie in ihre eigenen Hände.

Herr Poincaré, der einst der Advokat der französischen Schwerindustrie war und der jetzt noch ihr politischer Anwalt ist, hat deswegen schon vor längerer Zeit inkognito technische Spezialagenten im Ruhrgebiet unterhalten, um das Terrain nach jeder Richtung hin zu sondieren. Der Plan, Deutschland im Ruhrgebiet zu überfallen und sich die entscheidenden Pfänder für die Sicherung des wirtschaftsimperialistischen Frankreichs zu holen, spielt bei all den zahlreichen französisch-englischen Differenzen in der Reparationsfrage schon seit langem eine Rolle. Schließlich war es so weit, daß die Verfehlungen Deutschlands festgestellt und der materielle Vorwand zum Einmarsch der friedlichen belgisch-französischen Ingenieurkommission mit ihren 150 000 schwerbewaffneten Helfern erfolgen konnte.

Frankreich hat offenbar damit gerechnet, daß der Marsch ins Ruhrgebiet sich genau so reibungslos vollziehen würde wie die Besetzung des linken Rheinufers und der Brückenköpfe. Es hat nach den Berichten seiner Agenten *nicht* damit gerechnet, daß der flagrante Rechtsbruch sofort von dem Ruhrvolk als feindseliger Akt gegen seine eigene Existenz, Selbständigkeit und Freiheit aufgenommen werden würde. Daher war es kein Wunder, daß eine bittere Enttäuschung folgen mußte — daß Frankreich tatsächlich, trotzdem es ein respektables Kriegsheer und sein ganzes weltpolitisches Ansehen ins Spiel geworfen hat, bisher nur einen vollkommenen Mißerfolg aufzuweisen vermag.

Die Arbeitermassen des Ruhrgebiets verstehen den Militarismus am allerwenigsten. Im Ruhrgebiet ist nie exerziert, sondern immer nur hart und nüchtern gearbeitet worden. Die ersten französischen Bajonette, die in den ruß- und staubgeschwängerten Straßen der Städte dieses Landes aufblitzten, haben sofort die ganze Fülle des Trotzes, der der an sich sehr gutmütigen westfälischen Bevölkerung eigen ist, wachgerufen. »Für den fremden Einbrecher wird kein Finger gerührt!« Das war die spontane Parole, die urplötzlich aus Millionen Herzen ausbrach.

Die französisch-belgischen Ingenieure und Militärs waren ratlos. Wo sie hinkamen, auf den Bahnhöfen, in den Verwaltungsgebäuden der Industrie, auf der Post, in den Schächten und Hütten standen sie vor verschränkten Armen. Nirgends wurde Widerstand geleistet, das heißt kein aktiver Widerstand; aber man kümmerte sich um ihre Bitten, Wünsche und Befehle absolut nicht.

Dieser Zustand ruhiger Nichtbeachtung wurde für die französischen Eindringlinge bald unerträglich. Sie stießen überall in die Luft. Die Machtmittel versagten, weil sie nirgends mit Gewalt den unsichtbaren stummen passiven Widerstand brechen konnten. Man ist in eine fürchterliche Sackgasse geraten; man hat eine Armee Soldaten, hat Flugzeuge, Kanonen, Maschinengewehre, Bajonette und alle Machtmittel, die für den Krieg geschaffen worden sind, zur Verfügung, aber man kann damit keine Maschinen heizen, keine Kohlen fördern, keinen Verkehrsapparat führen und insbesondere nicht den *Willen* bezwingen. Die Massen der Ruhrbevölkerung führen bei ihrem Widerstand ausschließlich geistige und moralische Waffen, die nicht mit Säbel und Gewehr zu bezwingen sind. Wenn irgendwo in der Welt, so hat sich hier in hellster Deutlichkeit bewiesen, daß *die Macht der Idee stärker ist als die Idee der Macht*.

Die Franzosen hatten von vornherein ihren Plan darauf eingestellt, Arbeiter und Unternehmer gegeneinander auszuspielen und durch diese Teilung zu herrschen. Die Werksdirektoren wurden von der ersten Sekunde an mit ausgesuchter Schroffheit und Rücksichtslosigkeit behandelt. Man *befahl* ihnen, zu erscheinen, während die Arbeiter umschmeichelt und deren Führer persönlich in ihren Bureaus unter dem ganzen Aufwand der Höflichkeit eines formellen Besuchs aufgesucht wurden. Man erklärte in allen Tonarten, daß man nur die Arbeiter von dem Drucke des Kapitals befreien, ihre Lebenslage in jeder Hinsicht erleichtern wolle. Doch alles vergebens. Den Franzosen wurde mitgeteilt, daß man für ihr Liebeswerben kein Verständnis habe und daß der Widerstand gegen den Überfall auf dieses friedliche Land nicht eine Angelegenheit der sozialen oder parteipolitischen Schichtung und Gruppierung sei, daß es sich also hier nicht um eine Arbeiter- oder Unternehmerfrage, sondern um eine Frage der *Existenz des deutschen Volkes und der Selbständigkeit der deutschen Republik* handle.

Dem Zuckerbrot, mit dem sich die Arbeiter nicht ködern ließen, folgte sehr bald die Peitsche — Peitsche in der nacktesten Bedeutung des Wortes. Das Register der Drohungen und Gewalttätigkeiten gegen Arbeiter, Angestellte und Beamte wurde gezogen. Der Erfolg war, daß sich die Massen nur noch energischer in ihrem Willen festigten: »Für Frankreich kein Handschlag; für den fremden Eindringling keinen Brocken Kohle!«

Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß der festeste Teil der Abwehrfront der der sozialistischen und freigewerkschaftlich organisierten Arbeiter ist. Sie kämpfen für die Existenz des Volkes, für die politischen Freiheiten, die sie errungen haben, für den Bestand ihres republikanischen Reiches und nicht zuletzt für die Sicherung des großen Gebäudes der deutschen Sozialpolitik. Die Vergeltung dafür folgte auf dem Fuße. Sozialdemokratische Zeitungen wurden an allen Ecken verboten — die Duisburger »Volksstimme« allein sechsmal in dieser kurzen Zeit —, Gewerkschaftshäuser wurden demoliert und geplündert, Gewerkschaftsangestellte, die Flugschriften der Gewerkschaften weitergaben, in denen die Arbeiter ermahnt wurden, ihre Nerven zu behalten, wurden ins Gefängnis geworfen, Eisenbahnbedienstete sind in großer Zahl mit Weib und Kind aus ihren Wohnungen und von ihrer Habe, die sie zurücklassen mußten, vertrieben worden. Diese Schläge vermochten nicht den harten Willen, dem deutschen Volk die Treue zu halten, zu erschüttern. Im Gegenteil, man darf heute aussprechen, daß die Mauer des passiven Widerstandes gegen die fremde Gewalt fester als je geworden ist.

Auch die kommunistischen Arbeiter sind trotz des unübersichtlichen Zickzackkurses ihrer Führer und trotz zahlreicher Quertreibereien der offiziellen Parteistellen in ihrer Gesamtheit ein wertvolles Glied in der Kette zur Abwehr der Gewalt geworden. Es ist falsch, die Haltung der kommunistischen Arbeiter nach dem hysterischen Ton ihrer Zeitungen und Versammlungsresolutionen zu beurteilen.

Man hört bisweilen im unbesetzten Reichsgebiet, daß der Kampf an der Ruhr nur ein Quotenkampf zwischen der französischen und deutschen Schwerindustrie sei, daß um die kapitalistische Beherrschung und Kontrolle dieses Gebiets gerungen werde. Im Ruhrgebiet selbst diskutiert man diese Frage nicht, man fühlt instinktiv, daß der Kampf keine privatkapitalistische, sondern eine Angelegenheit von schwerster Bedeutung für das ganze deutsche Volk ist; denn wenn in diesem Kampfe die französischen Kapitalisten durch die Wucht ihrer militärischen Kraft einen Sieg erringen sollten, würde mit der Kapitalsmehrheit auch die Führung der Industrie, die Leitung und Kontrolle unserer Produktion und die Bestimmung über die Verteilung und über die Preise der Ruhrprodukte in fremde Hände übergehen. Wenn aber das Ruhrgebiet nach den Bedürfnissen der französischen Industrie orientiert würde, müßte mit einem Schlage die Wirtschaft des Deutschen Reiches zusammenschrumpfen, der Arbeitsmarkt chaotisch zusammenbrechen, die Kraft Deutschlands verdorren. Es würde das grausame Wort Clémenceaus, daß in Deutschland 20 Millionen Menschen zu viel leben, wahrscheinlich zu 100 Prozent Wahrheit werden.

Die deutsche Wirtschaft kann ohne den innigen Zusammenhang mit dem Ruhrgebiet nicht leben. Sie müßte verkrüppeln, und diese Verkrüppelung hätte zur unvermeidlichen Folge den Zusammenbruch der Existenz von Millionen und aber Millionen Arbeitern, den Zusammenbruch der ganzen deutschen Sozial- und Arbeiterschutzgesetzgebung — und natürlich auch den Zusammenbruch unseres republikanischen Staates.

Gegen diese Gefahren schützen uns die im passiven Widerstand stehenden Arbeiterbataillone an der Ruhr. Sie schützen uns unter größten persönlichen Opfern. Das sollten wir ihnen danken, und das werden wir ihnen danken, solange ein deutsches Arbeiterherz schlägt.

Der Achtstundentag in Theorie und Praxis

Von Franz Laufkötter

Mehr als je zuvor steht heutzutage der Achtstundentag im Mittelpunkt lebhaftester Erörterungen. Die kapitalistisch gerichteten Volksschichten: Unternehmer, Bauern, Betriebsleiter usw. vertreten mit Nachdruck den Standpunkt, daß der achtstündige Arbeitstag das größte wirtschaftliche Unglück für Deutschland sei und seine Beseitigung so bald wie möglich erfolgen müsse, falls Deutschland wirtschaftlich gesunden wolle. Mit einer Selbstverständlichkeit, die keinem Zweifel Raum gibt, verkünden hervorragende Vertreter unseres Wirtschaftslebens diese Notwendigkeit als ein unantastbares Dogma, und selbst in den Kreisen sozialistischer Theoretiker ist der Glaube an die wohltätige Wirkung des Achtstundentags ins Wanken gekommen, wenigstens wird von manchem die Frage verneint, ob er unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen wünschenswert sei. Dagegen stellt sich die deutsche Arbeiterschaft hinter den Achtstundentag, um den sie seit Jahrzehnten erbitterte Kämpfe geführt hat. Wer sich noch der Demonstrationen am 1. Mai jedes Jahres entsinnt, in denen Zehntausende von Arbeitern unter der Devise »Her mit dem Achtstundentag!« durch die Straßen zogen, der versteht den entschlossenen Widerstand der Massen gegen jeden Versuch, an dieser Errungenschaft zu rütteln. Der achtstündige Arbeitstag ist für weite Schichten des deutschen Proletariats zu einem Kampfpreis geworden, zu einem Symbol proletarischer Stärke und Macht. Wer diese seelischen Imponderabilien nicht würdigt, sondern an diese Frage von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus herantritt, der vermag kaum an der Lösung dieses Problems praktisch mitzuarbeiten.

Weil der Achtstundentag zu einem Kampfobjekt geworden ist, ist leider die praktische Beurteilung und Behandlung dieses wichtigen wirtschaftlichen Problems in den Hintergrund gedrängt worden. Diese bedauerliche Tatsache vermehrt die Schwierigkeiten der Lösung. Es ist zu wünschen, daß wir uns zunächst frei machen von einer unbedingten Verhimmelung oder Verdammung des Achtstundentags, daß wir seine zweifellos vorhandenen wohltätigen und schädlichen Wirkungen gegeneinander abwägen, daß wir eingehend und unparteiisch untersuchen, wo er angebracht oder nicht angebracht erscheint. Vor allen Dingen sollte man sich hüten, ihn schablonenmäßig einzuführen oder abzuschaffen; man sollte vielmehr im einzelnen feststellen, wie er die Gesundheit, die Arbeitskraft, das seelische Wohlbefinden und die Leistungsfähigkeit der Arbeiter und Arbeiterinnen in den einzelnen Berufszweigen beeinflußt.

Kein Praktiker wird bestreiten, daß es Tätigkeiten gibt, für die ein Arbeitstag von acht Stunden in jeder Beziehung ausreicht, daß er aber andererseits für manche Erwerbszweige nicht ausreicht. Um hier das Richtige zu treffen, muß eine leidenschaftslose Behandlung dieser wichtigen Frage Platz greifen, damit das Urteil und die Entscheidung nicht von machtpolitischen Stimmungen aus gefällt wird, sondern aus nüchternen Erwägungen heraus. Wenn mit Recht auf den Achtstundentag das Schillerwort angewandt werden kann: »Von der Parteien Haß und Gunst getragen schwankt sein Charakterbild in der Geschichte«, so gilt es für uns, das Problem nüchtern und rein verstandesmäßig zu behandeln. Da erscheint denn gerade zur

rechten Zeit ein Buch,[1] das Fingerzeige gibt zur objektiven Beurteilung dieser brennenden Frage, weshalb es von jedem Freunde und Gegner des Achtstundentags gründlich studiert werden sollte. Es dürfte angebracht sein, an der Hand dieses Buches einige Ausführungen zu dem Thema zu machen.

Über die tägliche Arbeitszeit im Altertum und im Mittelalter stehen uns nur spärliche Nachrichten zur Verfügung, immerhin darf man annehmen, daß sie infolge der mangelhaften Beleuchtungsverhältnisse den natürlichen Bedingungen entsprechend wohl durchschnittlich nicht länger als acht Stunden gedauert hat. Das änderte sich mit dem Aufkommen der kapitalistischen Wirtschaftsweise um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Aus verschiedenen wirtschaftlichen Ursachen (Einführung der Maschinen, Fehlen einer intensiven Arbeitsweise, kapitalistischer Heißhunger nach Mehrwert) setzte eine maßlose Verlängerung des Arbeitstags ein, die geradezu grauenhafte Folgen für die Arbeiterschaft zeitigte. Glücklicherweise erfolgte bald ein Rückschlag, und der Ruf nach einer Verkürzung der Arbeitszeit wurde immer lauter und dringender. Die Kämpfe um einen normalen Arbeitstag blieben nicht ohne Erfolg, und wir beobachten eine rückläufige Bewegung, so daß der Achtstundentag in greifbare Nähe rückte. Besonders in England, Australien, Neuseeland und Nordamerika gelang es weiten Arbeiterschichten, sich den achtstündigen Arbeitstag zu erringen. In Deutschland mit seiner damals noch rückständigen Technik herrschte noch eine weitaus längere Arbeitszeit, wenngleich auch dort die Forderung eines Normalarbeitstags auf der Tagesordnung stand.

Allmählich trat in der öffentlichen Meinung eine Wandlung ein in der Frage: Lange oder kurze Arbeitszeit?, und besonders der Münchener Professor Lujo Brentano erforschte das Verhältnis von Arbeitszeit und Arbeitslohn zur Arbeitsleistung; wobei er auf Grund der Untersuchungen des Engländers Lord Brassey, dessen Buch »Work and Wages« im Jahre 1879 in London erschien, zu dem Ergebnis kam, daß in den Ländern mit langer Arbeitszeit und niedrigen Löhnen die Arbeitsleistung bedeutend geringer sei als in den Ländern mit kürzerer Arbeitszeit und höherem Lohne, so daß sich das Arbeitsprodukt in den Ländern letzterer Art billiger stellte als in den ersteren. Brentano wagte die aus der Erfahrung geschöpfte Behauptung, daß in Ländern mit höherer Lebenshaltung und hoher Allgemeinbildung der Unterschichten die Arbeitsleistungen höher seien als in Ländern mit niedriger Kultur, ungünstigen Arbeitsbedingungen, langer Arbeitszeit und ungenügendem Lohne. Auch in diesen Ländern könne die Arbeitsleistung gesteigert und zugleich das Kulturniveau gehoben werden, wenn die Arbeitszeit verkürzt und der Arbeitslohn gehoben werde. *Ein nicht mit Arbeit überbürdeter, geistig regsamer, auskömmlich entlohnter und ernährter Arbeiter sei auf die Dauer imstande, mehr und bessere Produkte zu erzeugen, als wenn das Gegenteil der Fall sei, zumal wenn noch eine Verbesserung der Technik und der Arbeitsmethoden hinzukomme.* Verbesse-

[1] Dr. Wilhelm Wolff, Der Achtstundentag. Seine Geschichte und die Erfahrungen mit seiner gesetzlichen Einführung in Deutschland. Kattowitz (Oberschl.), Verlag des »Volkswillen«, Breite Straße 29.

rung der Lebenshaltung und Vervollkommnung der technischen Einrichtungen müssen zusammenwirken, wenn hohe Arbeitsleistungen erzielt werden sollen.

Diese Theorie, die Brentano in seiner Schrift »Über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung« entwickelte, wurde mit gewichtigen Gründen unterstützt durch seinen Schüler Gerhart v. Schulze-Gävernitz in dem Buche »Der Großbetrieb, ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt« (Leipzig 1892), worin speziell die Erfahrungen in der Textilindustrie herangezogen werden.

Der Gedanke des Achtstundentags gewann immer mehr an Ausdehnung und Stärke, besonders als seit dem 1. Mai 1890 in allen Kulturländern regelmäßige Massendemonstrationen stattfanden zur Propagierung dieses Gedankens. Die praktischen Erfolge entsprachen nicht den gehegten Erwartungen, denn weder auf gesetzlichem Wege noch durch Streiks wurde in Deutschland der achtstündige Arbeitstag errungen. Inzwischen hatten einige wohlmeinende, sozial empfindende Unternehmer praktische Versuche in dieser Richtung unternommen. Der Jalousiefabrikant Heinrich Freese in Niederschönhausen bei Berlin, die Stahlfedernfabrik Heintze & Blanckertz in Berlin und der Leiter des Zeiß-Unternehmens in Jena, Dr. Ernst Abbé, führten den Achtstundentag ein und erzielten eine Steigerung der Arbeitsleistung. In Belgien machte der Ingenieur Fromont in den Schwefelsäurefabriken der »Sociétés des produits chémiques« die gleichen Erfahrungen, und auch in England und Amerika hatten zahlreiche Versuche die gleichen Ergebnisse. Besonders in Nordamerika wurde festgestellt, daß bei achtstündiger Arbeitszeit auf einer Werft mehr geleistet worden sei als bei einer zehnstündigen Arbeitszeit, so daß das Parlament ein Gesetz annahm, wonach nicht nur in den staatlichen Betrieben der achtstündige Arbeitstag eingeführt, sondern auch den Privatunternehmern die Verpflichtung auferlegt wurde, bei Aufträgen der Bundesregierung ihre Arbeiter nicht länger als acht Stunden zu beschäftigen. Bemerkenswert sind die Fortschritte, die die Verkürzung der Arbeitszeit im Bergbau seit dem Jahre 1908 in fast allen Ländern gemacht hat, der Achtstundentag wurde allmählich die Regel.

Der Weltkrieg bedeutete zunächst in den meisten kriegführenden Ländern einen Rückschritt in der Bewegung zum Achtstundentag; aber bald wurde dies überwunden, und in mehreren Staaten: Panama, Uruguay, Ecuador, Mexiko, Portugal und Norwegen wurde noch während des Krieges der achtstündige Arbeitstag gesetzlich eingeführt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden im Jahre 1916 Gesetze erlassen und Vereinbarungen getroffen, wonach für die Eisenbahner, die Eisen- und Stahlarbeiter und die Bergleute die Arbeitszeit auf acht Stunden täglich beschränkt wurde. Der Professor Kent von der Universität Bristol stellte erneut Untersuchungen an über die Leistungen der Arbeiter bei längerer und kürzerer Arbeitsdauer, wobei er zu dem Ergebnis kam, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit eine Steigerung der Arbeitsleistung nach sich zog. Er erklärte die Minderleistung bei längerer Arbeitsdauer durch die zunehmende Ermüdung: bei kürzerer Arbeitszeit sind die Arbeiter ausgeruhter und geistig regsamer und deshalb leistungsfähiger. Diese Beobachtungen unterstützte er durch ein reichhaltiges Zahlenmaterial.

Die Novemberrevolution brachte in verschiedenen Ländern, in Deutschland, Rußland, Finnland, Polen, Luxemburg, Österreich, Jugoslawien, Däne-

mark, Schweden, Norwegen, Portugal, Spanien, Belgien, Holland, den gesetzlichen Achtstundentag, der in anderen Ländern: England, Italien und Nordamerika, durch Tarifvertrag eingeführt wurde. Im Artikel 13 des Versailler Friedensdiktats wurde ein internationaler Ausschuß vorgesehen, der die Arbeitsdauer für die verschiedenen Länder gemeinsam regeln sollte, doch ist es diesem Ausschuß bislang noch nicht gelungen, eine Zweidrittelmehrheit für den gesetzlichen Achtstundentag durchzusetzen.

Der Kampf um den Achtstundentag dauert jedoch fort. Die Meinungen über seine Zuträglichkeit oder Schädlichkeit stehen sich schroff gegenüber, doch scheint Schulze-Gävernitz recht zu haben mit seiner Behauptung, daß sich diese Meinungen unter dem Einfluß der veränderten Produktionsweise gewandelt haben: in den alten, gewohnheitsmäßigen Verhältnissen gilt noch heute die alte Theorie, daß eine längere Arbeitszeit eine höhere Arbeitsleistung bedeutet; dort, wo der Großbetrieb mit seiner vervollkommneten Technik über die älteren Betriebsformen gesiegt hat, hat sich die Theorie durchgesetzt, daß eine kürzere Arbeitszeit eine höhere Arbeitsleistung mit sich bringt, in Ländern mit Übergangsverhältnissen, wo Klein- und Großbetriebe durcheinandergemischt sind, schwankt die Theorie hin und her. Fraglich ist es nun, ob Deutschland zu den fortgeschrittenen Produktionsländern gehört, oder ob es durch den unheilvollen Weltkrieg derartig in seiner wirtschaftlichen Entwicklung zurückgeworfen worden ist, daß der Achtstundentag ein Schaden für seine Volkswirtschaft ist. Vielleicht liegt die Sache auch so, daß nach einer gewissen Übergangszeit, nach einem starken Sinken der Arbeitsleistungen sich diese wieder heben werden, so daß von einer Verlängerung der Arbeitszeit Abstand genommen werden kann. Sollte dies der Fall sein, so wäre eine Beseitigung des Achtstundentags aus gesundheitlichen, sozialen und seelischen Gründen ein verhängnisvoller Fehler, der mehr Schaden als Nutzen bringen würde.

Um diese Frage zu beantworten, hat Dr. Wolff die Erfahrungen gesammelt, die in Deutschland mit der verkürzten Arbeitszeit gemacht worden sind. Zunächst behandelt er eingehend die Folgen des Achtstundentags in den wichtigsten Wirtschaftszweigen vom privatwirtschaftlichen Standpunkt aus und seinen Einfluß auf die Arbeitsleistung. Er behandelt das Handwerk und Kleingewerbe, den Kohlenbergbau, die Eisenwerke, die chemische Industrie, die Eisen- und Kleinbahnen, die Kommunalbetriebe, die Textilindustrie und den Handel und gelangt zu dem Ergebnis, daß zahlreiche Praktiker eine schädliche Wirkung der verkürzten Arbeitszeit auf die Arbeitsleistung verneinen, während andere allerdings die gegenteilige Meinung vertreten.

Zweifellos ist die Zeitspanne, in der der Achtstundentag erprobt worden ist, viel zu kurz, als daß sich ein gültiges Urteil bilden läßt, außerdem herrschen in der Nachkriegszeit ganz unnormale Ernährungs- und Seelenzustände, und endlich liegen die Verhältnisse in den verschiedenen Wirtschaftszweigen ganz verschieden. Es wird also einstweilen so sein, daß die Erfahrungen der einen Seite denen der anderen Seite direkt widersprechen und daß erst allmählich eine Klärung geschaffen werden kann. Eine Radikalkur, die dem Achtstundentag mit einem Schlage den Garaus macht, erscheint somit völlig unangebracht, da sie mit den schädlichen auch die günstigen Wirkungen der verkürzten Arbeitszeit beseitigen und überdies viel böses Blut schaffen würde, weshalb es wünschenswert ist, daß allen Heißspornen, die

den Kampf gegen den Achtstundentag als Sport und nahrhaften Erwerb betreiben, Halt zugerufen wird, damit sie kein Unheil anrichten. Der richtigste Weg ist sicherlich der, daß die Frage der Arbeitszeit (und auch der Arbeitspausen) von rein sachlichen Gesichtspunkten aus, die aus den Erfahrungen in den einzelnen Wirtschaftszweigen entspringen, behandelt und gelöst wird. Hierzu sind die deutschen Gewerkschaften, wenn sie auch grundsätzlich am Achtstundentag festhalten, im Interesse der Gesundung unseres Wirtschaftslebens bereit, wenn sie auch nicht verkennen, daß in dieser Frage neben den wirtschaftlichen auch noch andere Erwägungen mitsprechen müssen. Wenn wir von dem Grundsatz ausgehen, daß die Wirtschaft des Menschen wegen da ist und nicht umgekehrt der Mensch der Wirtschaft wegen, daß also der arbeitende Mensch in den Mittelpunkt unseres Wirtschaftslebens gestellt werden muß, so gelangen wir folgerichtig dazu, daß auch außerwirtschaftliche Momente Berücksichtigung verdienen. Falls sich nachweisen läßt, daß der Achtstundentag einen günstigen Einfluß ausgeübt hat auf den Gesundheitszustand, die Sittlichkeit und das seelische Wohlbefinden der arbeitenden Bevölkerung, so ist er auch dann volkswirtschaftlich zu rechtfertigen, wenn er einen geringen Rückgang der Arbeitsleistung mit sich bringen sollte.

Mit der Untersuchung dieses Einflusses beschäftigt sich Dr. Wolff, indem er die Frage erörtert, in welcher Weise die Arbeiterschaft ihre Freizeit benutzt. Hier will er die Beobachtung gemacht haben, daß der Bildungsdrang des Proletariats gewachsen, daß der Wirtshausbesuch zurückgegangen, die Beteiligung an Turnen und Sport größer geworden ist als vor dem Kriege. Auch die Zahl der Unfälle soll prozentual abgenommen haben. Ebenso wird von Kennern behauptet, daß die Verkürzung der Arbeitszeit auch auf das Familienleben günstig gewirkt habe, was unter anderem an der Beschäftigung der Arbeiter mit Gartenarbeiten und an dem größeren Drange in die freie Natur zu merken sei. Hierbei muß erwähnt werden, daß erklärlicherweise in dieser Beziehung ein zahlenmäßiger Nachweis nur schwer oder gar nicht zu erbringen ist, doch wird der Bericht des württembergischen Gewerberats für 1920 wohl für weitere Kreise Geltung haben, daß »die Vorteile des Achtstundentags in gesundheitlicher Hinsicht, die Möglichkeit ausgiebiger Erholung von Überanstrengung und die dadurch geweckte Arbeitsfreudigkeit, auch diejenigen Unternehmer den Wert der verkürzten Arbeitszeit haben erkennen lassen, die seither nur die wirtschaftlichen Nachteile derselben im Auge hatten«.

Tatsächlich gibt es zahlreiche Unternehmer und Betriebsleiter, die auch heute noch warme Anhänger des achtstündigen Arbeitstags sind. Berechtigt sind allerdings die Klagen der Handwerksmeister darüber, daß ihnen manche Gesellen nach Feierabend durch sogenannte Pfusch- oder Schwarzarbeit fühlbare Schmutzkonkurrenz machen. Dagegen erscheinen die schärfsten Maßregeln angebracht.

Über die Wirkung des Achtstundentags läßt sich, wie schon gesagt, heute noch kein abschließendes Urteil fällen. Die Praxis muß lehren, wo er unbedingt günstig wirkt und wo etwaige Änderungen angebracht erscheinen. Dieses Problem — man kann es nicht eindringlich genug betonen — muß unbedingt aus dem Kampfgewühl der Parteien herausgehoben und auf den Boden der nüchternen Tatsachen gestellt werden, wenn unser Wirtschaftsleben gesunden soll. Dabei ist von Wichtigkeit, daß bei der Beurteilung nicht

nur wirtschaftliche, sondern auch sozialpolitische, gesundheitliche und seelische Faktoren berücksichtigt werden. Jede Einseitigkeit ist vom Übel, und nichts ist schlimmer als ein Urteilen aus gefühlsmäßigen Erwägungen heraus. Immerhin scheint aus der überall steigenden Arbeitslust und damit auch der Arbeitsleistung hervorzugehen, daß bei vernünftiger Anwendung des Achtstundentags das hier und da beobachtete Sinken der Arbeitsleistungen nur eine vorübergehende Erscheinung sein wird, die andere Ursachen hat als die Verkürzung der Arbeitszeit. Es steht also zu hoffen, daß Deutschland die Übergangszeit mit all ihren Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten allmählich überwinden und wieder trotz der verkürzten Arbeitszeit hohe Arbeitsleistungen erzielen wird. Zweifellos sind die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bereits überwunden, und deshalb schließen wir uns der Auffassung Dr. Wolffs an, daß es gänzlich verkehrt wäre, den sich anbahnenden Gesundungsprozeß durch eine zwangsweise Verlängerung der Arbeitszeit und die dadurch hervorgerufenen Wirtschaftskämpfe zu erschweren und zu verhindern.

Die Verteilung der Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre auf die Berufsgruppen

Nach den Aufzeichnungen der Berliner Parteischule

Von Dr. **Viktor Engelhardt** (Berlin-Friedenau)

Die Welt des Proletariats ist inhomogener als die des Bürgertums. Die geistigen Spannungen zwischen den untersten Schichten des sogenannten Lumpenproletariats und den klassenbewußten Führerschichten dürften, wenn man von Ausnahmen absieht, die zwischen den bürgerlichen Typen bestehenden Spannungen weit übertreffen. Die Anerkennung solcher Inhomogenität verlangt von uns die Aufdeckung ihrer Struktur. Die Aufgabe ist nicht leicht, da erst Material herbeigeschafft werden muß. Soweit es sich um zahlenmäßig zu erfassende Beobachtungen handelt, soll in dieser und einigen folgenden Arbeiten solches Material geboten werden. Ein letzter Aufsatz gibt dann vielleicht Gelegenheit, das Neuerforschte mit älteren Erfahrungen zu vergleichen.

Ein Mittel, um die geistige Wertung einzelner proletarischer Berufsschichten zu ermöglichen, bietet die Zählung der aus jenen Schichten »aufgestiegenen Begabten«. Die zum Aufstieg oder sagen wir genauer zum geistigen Führertum Befähigten sind sicherlich auf die einzelnen proletarischen Berufe äußerst ungleich verteilt. Einerseits wirkt die angeborene Veranlagung mitbestimmend auf die Berufswahl ein, und andererseits wirkt die Berufstätigkeit auf die Geistesanlage zurück. Sie kann die Entwicklung eines ursprünglich Begabten, der sich aus sozialen Gründen einer ungeistigen, ungelernten Tätigkeit zuwandte, vernichten. Sie kann aber auch die schwachen Keime eines durchaus »Mittelmäßigen« zur Entfaltung bringen, wenn er das Glück hatte, etwas »Besseres« zu werden. Der »Aufstieg Begabter« ist in Deutschland durch das Privilegiensystem der höheren Schule und der Examina aber so erschwert, daß im öffentlichen Leben kaum genügend Erfahrungsmaterial zu finden sein dürfte. Nur e i n e Sphäre gibt es, in welcher — wenigstens prinzipiell — den geistig tüchtigen Proletariern freie Bahn verheißen wird: die

Sphäre der Partei und Gewerkschaft nebst der dazu gehörigen Presse. Die Organisationen der Arbeiter sind auf die geistige Stütze der Klassengenossen schon deshalb angewiesen, weil nur wenige »Intellektuelle« den Weg zu ihnen finden. Die Beantwortung der Frage: Aus welchen Berufsschichten rekrutiert sich das Führertum der Arbeiterorganisation? hat demnach einen gewissen praktischen und soziologischen Wert.

Sie kann in vollem Umfang nur durch eine Erhebung bei allen Organisationen beantwortet werden. Einer solchen Erhebung stehen bei den heutigen Papier- und Portokosten unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Der Verfasser bemühte sich daher, auf indirektem Wege geeignetes Material zu erlangen. Ein willkommenes Hilfsmittel bot sich ihm in den Aufzeichnungen der alten Berliner Parteischule, welche Genosse Weimann in dankenswerter Weise zur Verfügung stellte.

Die Schule ist 1906 eröffnet worden. Sie verfolgte das Ziel, den Partei- und Gewerkschaftsbeamten, den Redakteuren der zugehörigen Presse und darüber hinaus den im Parteileben tätigen Rednern eine gründliche Einführung in den wissenschaftlichen Sozialismus zu geben. Die Kurse fanden im Winter statt und umfaßten bei täglich 4 bis 6 Stunden den Zeitraum eines halben Jahres. Unter den Lehrfächern standen Sozialismus und Nationalökonomie mit je 200 Stunden pro Kursus an erster Stelle. Daneben wurden als Hilfswissenschaften Geschichte, Strafrecht, Arbeiterrecht, bürgerliches Recht, Kommunalpolitik, Zeitungstechnik und dergleichen mit je 50 bis 90 Stunden gelehrt. In den Jahren 1906 bis 1914 fanden sieben Kurse statt. Die Teilnehmerzahl war für jeden Kursus auf etwa 30 festgesetzt. In sieben Jahrgängen konnten also etwa 200 Teilnehmer durch die Schule hindurchgehen. Ihre Auswahl erfolgte durch die örtlichen Organisationen, die etwa die doppelte Anzahl von Kandidaten in Vorschlag brachten. Es ist demnach Material über etwa 400 Personen vorhanden. Wenn bei der Auswahl durch die örtlichen Organisationen persönliche Beziehungen auch sehr oft eine bedeutende Rolle gespielt haben mögen, so kann man doch annehmen, daß im großen und ganzen nur solche Genossen vorgeschlagen wurden, die sich im Partei- oder Gewerkschaftsleben irgendwie hervorgetan hatten. Diese Vermutung dürfte um so eher zutreffen, als spätere Bestimmungen die Schule fast nur den Partei- oder Gewerkschaftsbeamten zugänglich machten.[1]

Die Aufzeichnungen der Schule liegen in Form zweier Kartotheken vor. Die eine behandelt die Schüler und vermerkt die Stellungen, die sie nach dem Besuch der Schule im Parteileben einnahmen. Die Bemerkungen beruhen auf persönlichen Nachrichten der Schüler, welche sich moralisch verpflichtet fühlen mußten, die Partei über ihr Schicksal auf dem laufenden zu halten. Die zweite Kartothek enthält Angaben über die von den Organisationen zwar vorgeschlagenen, aber nicht zugelassenen Kandidaten. Da auch diese, um in Vorschlag zu kommen, irgendeine Rolle im Organisationsleben gespielt haben mußten, können sie bei den folgenden Betrachtungen ebenso verwertet werden wie die wirklichen Schüler. Zusammenfassend läßt sich

[1] Auf den kritischen Sturm, der sich im Jahre 1908 gegen die Schule erhob, braucht hier nicht eingegangen zu werden, da die Schule selbst nicht Gegenstand der Untersuchung ist. Im übrigen hat sie ihn gut überstanden und wurde erst durch den viel schwereren Sturm des Krieges hinweggefegt.

sagen: In den Aufzeichnungen der Schule liegen Angaben über etwa 400 Personen vor, die es in Partei oder Gewerkschaft zu einer mehr oder minder hervorragenden Stellung gebracht hatten — oder die wenigstens den Drang in sich fühlten, eine solche Stellung zu erringen.

Tabelle 1 gibt Auskunft über die genaue Zahl der Kandidaten und Schüler.

Tabelle 1

	Männlich	Weiblich	Insgesamt
Anzahl der Schüler	189	15	204
Anzahl der abgelehnten Kandidaten	216	7	223
Summe	405	22	427

Die Altersverteilung zeigt Tabelle 2.

Tabelle 2

Anzahl der	Altersklasse									
	Unter 20	20 bis 24	25 bis 29	30 bis 34	35 bis 39	40 bis 44	45 bis 49	über 49	Ohne Angabe	Summe
Schüler	—	16	53	76	39	17	1	—	2	204
Abgelehnte Kandidaten .	2	25	56	74	36	11	1	3	15	223
Summe	2	41	109	150	75	28	2	3	17	427

Das mittlere Alter liegt demnach ziemlich hoch. Die Mehrzahl der Teilnehmer hat das eigentliche »Studentenalter« bereits hinter sich. Da fast nur Genossen zugelassen wurden, die im Parteileben bereits eine Rolle spielten, ist diese Tatsache leicht erklärlich. Doch ist es immerhin für den Trieb, geistig vorwärts zu kommen, äußerst bemerkenswert, wenn wir sehen, wie sich reife Männer auf die Schulbank setzen.

Die wichtigste Untersuchung liegt nach dem oben Gesagten in der Berechnung der Berufsverteilung. Bei ihr scheiden zunächst die Frauen aus. Ihre Zahl ist für statistische Bearbeitung zu gering. Außerdem liegen bei sehr vielen überhaupt keine Berufsangaben vor. Bei 10 abgelehnten Kandidaten fehlen die Berufsangaben ebenfalls. Auch die übrigen Schüler und Kandidaten können nicht alle zur Berechnung herangezogen werden. Es hat keinen Sinn, mit einem Angehörigen des Verkehrsgewerbes (Straßenbahnschaffner) oder einem Gärtner zu rechnen. Die Teilnahme einzelner Vertreter bestimmter Berufsgruppen ist durchaus zufällig. Nur wo eine Berufsgruppe mehrere Vertreter stellt, erhält man statistisch einigermaßen verwertbare Zahlen. Im folgenden wurden daher nur diejenigen Berufsgruppen berücksichtigt, für die sich in der Kartothek mindestens 7 Vertreter finden ließen.

Tabelle 3 enthält die Ergebnisse der Zählung (siehe nächste Seite).

Die Tabelle zeigt, daß drei Viertel der gesamten Schüler und Kandidaten durch die ausgewählten Berufsgruppen erfaßt sind. Berücksichtigt man die Zahl der Frauen und die Zahl der Personen, bei denen die Berufsangabe fehlt, so bleiben für alle anderen Berufe weniger als 20 Prozent der Gesamtzahl. Sie spielen also tatsächlich keine Rolle. Die Berufsgruppen der Tabelle sind nach ihrer absoluten Beteiligung an der Schule geordnet. Das graphische Gewerbe steht obenan, die Metallarbeiter folgen an zweiter, die Holzarbeiter an dritter Stelle. Zusammen machen sie etwa ein Drittel der Gesamtzahl der Schüler und Kandidaten aus. Das Bild, welches die absoluten Zahlen geben, muß jedoch korrigiert werden. Eine Berufsgruppe, welche

Tabelle 3

Berufsgruppe	Zahl der Schüler	Zahl der abgelehnt. Kandidat.	Summe	Prozent der Gesamtzahl von Schül. und Kandid.	Relative Zahl
Graphisches Gewerbe[2]	17	35	52	12,2	40
Metallarbeiter	25	26	51	11,9	3
Holzarbeiter[3]	23	23	46	10,8	12
Baugewerbe[4]	19	11	30	7,0	5
Maler[5]	12	11	23	5,4	43
Textilarbeiter	12	8	20	4,7	4
Fabrikarbeiter	4	14	18	4,2	3
Kaufmännische Berufe	6	11	17	4,0	—
Schneider und Handschuhmacher	10	5	15	3,5	10
Schuster	5	10	15	3,5	16
Bergarbeiter	8	—	8	1,9	2
Tabakarbeiter	3	5	8	1,9	8
Sattler und Tapezierer	4	4	8	1,9	20
Steinmetzen	4	3	7	1,6	15
Keramische Arbeiter	2	5	7	1,6	11
Summe	154	171	325	76,1	—

so viele Angehörige wie die der Metallarbeiter hat, wird ohne weiteres — eben durch die große Zahl ihrer Angehörigen — viele Vertreter stellen, ohne daß damit über ihre besondere Beteiligung am Führerberuf etwas gesagt ist. Ich habe deswegen in der letzten Spalte der Tabelle »Relativzahlen« errechnet. Sie sind durch Division der Zahlen aus Spalte 3 durch eine Zahl erhalten, welche einen Maßstab für die in Deutschland vorhandenen Vertreter der betreffenden Berufsgruppen bilden dürfte. Als solche Zahl wählte ich die durch 100 000 dividierte Zahl der in Betracht kommenden Mitglieder der freien Gewerkschaften nach dem »Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich« 1921/22. Nach der Revolution dürfte die Zahl der Mitglieder der freien Gewerkschaften der Mitgliederzahl der Berufe besser entsprechen als vor dem Krieg. Im übrigen gab eine Berechnung der Relativzahl nach dem mittleren Mitgliederstand der Gewerkschaften für die Jahre 1905 bis 1912 qualitativ dieselben Resultate. Die Rechnung für das graphische Gewerbe stellte sich beispielsweise folgendermaßen:

In Betracht kommende freie Gewerkschaften		Mitglieder
Verband der Buchdrucker	etwa	72000
» » graphischen Hilfsarbeiter	»	40000
» » Lithographen	»	19000
Summe	etwa	131000

$$\text{Relativzahl} = \frac{52}{1{,}3} = 40.$$

Die Relativzahlen geben ein wesentlich anderes Bild. Die Vorzugsstellung der Metallarbeiter ist verschwunden — und die Maler rücken an den ersten Platz. Das graphische Gewerbe ist in gleicher Weise vertreten. Dann folgen

[2] Buchdrucker, Setzer, Steindrucker, Graphiker. [3] Tischler, Drechsler, Möbelpolierer, Holzarbeiter. [4] Maurer, Bauarbeiter, Zimmerer, Dachdecker, Stukkateure. [5] Und 1 Lackierer.

in weiterem Abstand: Sattler und Tapezierer, Schuhmacher, Steinmetzen und Holzarbeiter. Die letzteren zeigen aber immerhin noch eine Eigentümlichkeit, welche aus der Tabelle ohne weiteres hervorgeht. Die spezielle Berufsangabe »Tischler« spielt bei ihnen eine ganz hervorragende Rolle. Unter den 46 Holzarbeitern sind 37 Tischler, davon 18 als Schüler und 19 als abgelehnte Kandidaten. Wie weit hier die Neigung besteht, sich als Holzarbeiter die handwerksmäßige Bezeichnung Tischler zuzulegen, ist nicht zu entscheiden. Sollte die Bezeichnung wirklich nur von gelernten Tischlern gewählt worden sein, so müßte man sie neben dem graphischen Gewerbe und dem Malergewerbe als Hauptträger von Parteifunktionen bezeichnen. Ob sich in der aufgedeckten Berufsverteilung wirklich eine im Beruf liegende Qualifikation äußert, läßt sich ohne weitere Untersuchung nicht entscheiden. Beim graphischen Gewerbe ist die Annahme sicher einleuchtend, bei den Malern und Tischlern könnten vielleicht auch soziale Gründe — besondere Bedrückung durch die Arbeitgeber in der betreffenden Epoche — oder anderes mitsprechen.

Um ein Maß für den Grad wirtschaftlicher Kämpfe der herangezogenen Berufsgruppen zu bekommen, wurden die Statistiken der Streiks und Aussperrungen benutzt, wie sie das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands mitteilt. Herangezogen sind die Jahre 1905 bis 1912, ein Zeitraum, der etwas vor Beginn der Parteischule anfängt und etwas vor ihrem Ende schließt und so eine Epoche umfaßt, deren Verhältnisse sich sicher auf die Gestaltung der Schule auswirken konnten. Tabelle 4 zeigt in der ersten Spalte, wieviel Angehörige der einzelnen Berufsgruppen in Prozent der entsprechenden Zahl der Gewerkschaftsmitglieder durchschnittlich in dem genannten Zeitraum jährlich von Streiks und Aussperrungen getroffen wurden. Spalte 2 zeigt, für wieviele Teilnehmer diese Arbeitskämpfe erfolgreich oder teilweise erfolgreich verliefen.

Tabelle 4

Berufsgruppe	Von Streiks u. Aussp. betr. Pers. in Proz. der Gewerksch.-Mitgl. 1905/12	Davon hatten Erfolg od. teilw. Erf. Prz.	Berufsgruppe	Von Streiks u. Aussp. betr. Pers. in Proz. der Gewerksch.-Mitgl. 1905/12	Davon hatten Erfolg od. teilw. Erf. Prz.
Graph. Gewerbe . .	33	59	Schneider. . . .	27	73
Metallarbeiter . .	17	78	Schuster	12	88
Holzarbeiter . . .	15	72	Bergarbeiter . .	54	31
Baugewerbe . . .	19	85	Tabakarbeiter . .	17	62
Maler	14	80	Sattler u. Tapezier.	9	85
Textilarbeiter . .	18	50	Steinarbeiter . .	15	60
Fabrikarbeiter . .	9	66	Keramisch. Arbeiter	17	87

Die Bergarbeiter schneiden besonders schlecht ab, was auf einige große erfolglose Streiks zurückzuführen ist. Die Holzarbeiter und Maler stehen aber recht günstig da, so daß aus der Streikstatistik auf eine ungünstige Lage nicht geschlossen werden kann. Für den umgekehrten Schluß, daß eine besonders günstige Lage die hohe Zahl der Schüler aus diesen Berufsgruppen erklärt, reicht das Ergebnis der Statistik nicht aus.

Schließlich gibt die Kartothek der Parteischule Auskunft über die Anzahl der Teilnehmer und Kandidaten, welche vor oder nach Besuch der Schule

hauptamtliche Anstellungen im Organisationsleben hatten. Tabelle 5 gibt die Zusammenfassung dieser Zählung für die in der Tabelle 3 angeführten Berufsgruppen.

Tabelle 5

Berufsgruppe	Tätigkeit					
	Journalisten	Gewerkschafter	Partei	Sonstiges[6]	Summe	Prozent der Vertreter der Berufsgr.
Graphisches Gewerbe	8	2	—	1	11	21
Metallarbeiter	4	7	3	1	15	28
Holzarbeiter	1	7	5	3	16	35
Baugewerbe	—	8	2	1	11	37
Maler	4	1	3	2	10	43
Textilarbeiter	3	6	—	4	13	65
Fabrikarbeiter	1	1	—	1	3	17
Kaufmännische Berufe	2	—	1	1	4	23
Schneider und Handschuhmacher	2	2	1	—	5	33
Schuster	1	—	1	2	4	27
Bergarbeiter	—	6	1	—	7	87
Tabakarbeiter	1	1	—	—	2	25
Sattler und Tapezierer	1	—	—	1	2	25
Steinmetzen	—	2	—	1	3	43
Keramische Arbeiter	—	—	2	—	2	28

Die Tabelle ist für die Charakteristik der Parteischule von Bedeutung, hat aber auch soziologischen Wert. Sie zeigt, daß namentlich bei Bergarbeitern und Textilarbeitern fast nur hauptamtliche Funktionäre ausgewählt wurden — und daß, wie nicht anders zu erwarten, die Buchdrucker vor allem zur Redakteur- und Berichterstatterfähigkeit drängen.

Selbstverständlich muß man sich bei dem geringen Material von 400 Personen vor zu kühnen Schlüssen hüten. Verfasser hofft jedoch, bald weitere Untersuchungen bringen zu können.

Filmluft und -leid

Von **Hedwig Wachenheim**

(Schluß)

II

Im vorigen Artikel habe ich das Beste der Filmdarbietungen zu schildern versucht. Dazwischen aber ist weites Sumpfland von Schund oder besser gesagt: dazwischen schlängeln sich weltumspannende Giftschlangen, denn der sechsaktige Film ist so etwa 2 Kilometer lang. Schund in allen Sorten. Die Auswahl ist unendlich groß. Die Pornographie, wenn man so beim Film sagen darf, ist durch die Zensur etwas zurückgedrängt. Aber es gibt immer noch Versuche auch nach dieser Richtung hin. Das jetzt eben vom Stuttgarter Landgericht zur Vernichtung verurteilte »Gelbe Haus« mit seinen Bordellszenen ist ein Beweis dafür. Bordellszenen sind überhaupt sehr beliebt, auch Mädchenverführungen und Leichenschändungen. Aber diese Dinge können,

[6] Zeitungsexpedienten, Genossenschafts-, Konsum- oder Krankenkassenbeamte, Buchhändler.

solange es eine Zensur gibt, vom Publikum ferngehalten werden. Viel schlimmer ist das allgemeine Niveau — und das bewegt sich bei den Filmen aus fast aller Herren Ländern, mit Ausnahme vielleicht der schwedischen (englische Filme werden kaum eingeführt), auf der Linie Nick Carter-Courts-Mahler-Marlitt — nur noch mit einigen Zutaten, die im Roman, der eine bildhafte Darstellung nicht kennt, nicht möglich sind; Roheitsszenen bis ins kleinste Detail; immer wieder und immer wieder Schießereien, Messerstechereien, Erwürgungsszenen, Boxereien usw. Ferner werden vornehmlich Einbruchsdiebstähle gezeigt. Der amerikanische Film übertreibt die Wild-West-Szenen ins Groteske, so daß sie häufig weniger widerlich wirken als in der deutschen Nachahmung, die meist mit einem Schuß Sentimentalität getränkt ist. Wie in Leipzigs Umgebung die reitenden Rothäute viele Filmmeter lang Weiße an den Ufern des Mississippi, der von der Pleiße gespielt wird, hinter sich her schleifen, ist grauenvoll. Aber all das ist noch nicht so verwirrend wie das sogenannte Gesellschaftsdrama. Inhalt und Tendenz hält, wie ich vorhin schon sagte, die Linie Marlitt-Courts-Mahler, sentimental-rührselig, kitschig, schablonenhaft. Und dazu spielt es häufig in einer Welt, die die vorerwähnten »Künstlerinnen« nicht kennen oder doch wenigstens ängstlich meiden. Diese Welt ist aber unentbehrliches Filmrequisit: das durchschnittliche Filmdrama spielt ebenso gern wie bei Kommerzienräten und Adligen in der Welt der Verbrecher und Dirnen, am liebsten in allen vier Welten gleichzeitig. Erlebnisse, die bei empfindenden Menschen zu den tiefsten, furchtbarsten und fruchtbarsten gehören, werden mit lächelnder Selbstverständlichkeit in fünf bis sieben Akten auf ein Menschenkind gehäuft, damit sie alle da sind und das Nervenkitzelverlangen der Zuschauer befriedigt wird. Armer anständiger Leute Töchter werden Dirnen, sehen allen Schmutz der Welt, gehen gründlich darin unter und heiraten dann einen edlen Ritter, der nie arm ist und dessen Finanzen immer das Tragen pompöser Toiletten gestatten; oder sie werden Tänzerinnen, finden einen Herzog, der sie ehelicht, aber dann in Opiumhöhlen betrügt, sie ihres Kindes beraubt; sie lassen ihn darauf ermorden und ehelichen dann einen dem Heimatdorf benachbarten Grafen. Oder ein alternder Mann lockt Kinder an sich, öffnet ihnen die Adern und trinkt ihr Blut, um sich damit zu verjüngen, bis eines der kleinen Mädchen von ihrem Freund gerettet wird. Oder ein Mann lockt Tänzerinnen an sich, berauscht sich an ihren Beinen, tötet sie und ergötzt sich an den Leichen. Oder die Töchter wohlhabender Leute kommen durch ihren Leichtsinn in ein Bordell, rauchen dort eine Zigarette, stecken das Zimmer in Brand, bekommen Brandwunden und können nun ihrem Gewerbe nicht mehr nachgehen, während gleichzeitig die der Untugend nicht nachgebende Tochter aus armem Haus einen Arzt mit gutgehender Praxis heiratet. Oder die Tochter eines Sittlichkeitsfanatikers geht allmittäglich in die Klavierstunde, bis der Vater im Photographiealbum eines Bordells, das er frequentiert, das Bild der Tochter sieht und feststellt, daß sie nicht in die Klavierstunde, sondern in das Bordell geht. All diese Dinge entspringen nicht etwa meiner verdorbenen Phantasie, sondern der Filmanschauung. Bestimmte Dinge kommen in all diesen Filmen vor. Das sind Kaschemmen, Nachtlokale, Börsensäle, Hotelvestibüle, elegante Toiletten, Vorsäle in Schlössern und Autos. Nicht immer, aber häufig kommen vor: sausende Eisenbahnzüge und Flugapparate, Tanzdielen, Bordelle, Opium-

höhlen, schwarze Diener, Mädchenhändler und dergleichen. Es ist eine Welt des Schmutzes, der Sensation, der Unwahrhaftigkeit, der falschen Sentimentalität, des glänzenden Scheines.

Aus dieser Welt kommt die Gefahr für die jüngeren, für die unausgereiften Menschen. Sie verbiegt die Begriffe, schafft falsche Werte, lähmt durch Überladung der Vorstellungswelt den Willen. Das Kino ist so lockend bequem. An der nächsten Straßenecke der Großstädte ist immer eins zu finden. Es unterhält, ohne anzustrengen, in seinem Dunkel ist jedes Ausruhen und Gehenlassen möglich. So gehen unendlich viel junge Leute in jeder Woche zweimal zu jedem Programmwechsel ins Kino und formen ihre Anschauung und Weltkenntnis nach der Filmwelt. Gewiß, es gibt unter den Kinobesuchern einige, die im Kino ihre so vielen Menschen innewohnende Sucht nach Sensation, Eleganz, Abnormität befriedigen und dann im übrigen Leben nicht zu spüren bekommen. Aber bei den meisten wird eine umgekehrte Wirkung vorhanden sein.

Wir Sozialisten haben allen Anlaß, uns mit dieser Wirkung des Kinos zu beschäftigen und ihr entgegenzuarbeiten, denn nur mit gesunden, klaren, willenskräftigen Menschen werden wir unsere Aufgaben erfüllen können. Und dann tragen wir, so wie die Dinge heute liegen, die Verantwortung für die Erziehung der Masse.

Gleich nach der Revolution hat man geglaubt, durch Sozialisierung der Filmindustrie das Problem lösen zu können. Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß die Sozialisierung wichtiger Industrien seinerzeit nur an außerhalb der Sozialdemokratie liegenden Gründen gescheitert ist; aber das Filmproblem wäre durch sie nicht zu lösen gewesen, denn der Staat und ebensowenig die Arbeitnehmerschaft der Industrie waren in der Lage, nun ohne weiteres gute Filme herzustellen. Und dann ist auch die Filmindustrie eine derjenigen Fertigindustrien, die stark unter dem Druck ihrer Rohstofflieferanten leidet. Die Rohstoffproduktion liegt heute in den Händen der Agfa, die das Rohfilmgeschäft meines Wissens außerhalb der Interessengemeinschaft der chemischen Industrie betreibt. In Deutschland werden außer der Agfa nur noch in geringerem Umfang von Goertz Rohfilme hergestellt. Der Kodakfilm darf nicht eingeführt werden. Er ist sehr viel besser als der Agfafilm, und ein Kundiger kann nach wenigen Minuten der Vorführung die beiden Fabrikate voneinander unterscheiden. Die Agfa kann sich daher auf dem Weltmarkt nur durch niedrige Preise halten. Sie verkauft angeblich (Lichtbildbühne vom 30. Dezember 1922) im Ausland das Meter Positivfilm zu 250 Mark, im Inland zu 350 Mark. Zudem ist sie im Inland nach Aussage der Filmindustrie ganz willkürlich in der Zuweisung des Materials und hat die Filmindustrie daher in der Hand. Dazu kommt, daß im Augenblick die fortgesetzte Steigerung der Rohstoffpreise die Filmindustrie in dieselben Schwierigkeiten bringt wie die anderen Fertigindustrien, ja in noch größere, denn die Kredite fließen dünner bei einem Geschäft, bei dem die Unsicherheit des Absatzes einmal im ganzen und dann auch im einzelnen Fall größer ist als bei anderen Industrien. Ich sagte schon vorhin, der Spielfilm hat zirka 2000 Meter Länge. Man kann rechnen, daß bei der Aufnahme dreimal die Länge des Negativfilms gebraucht wird, der noch teurer ist als der Positivfilm. Dazu kommen 15 Kopien, so daß das Rohmaterial zirka 12 Millionen Mark kostet; ferner noch die Schauspielergagen und die Bauten, der Strom

für die Jupiterlampen, die Kopierkosten usw. Im vorigen Sommer waren die Preise für das alles nur den hundertsten Teil so hoch.

Auch kommt dazu, daß das berühmte »Für-die-Sozialisierung-reif-sein« auf die Filmindustrie nicht angewendet werden kann. Den Zusammenschlüssen von Firmen stellen sich immer wieder Zersplitterungen und Neugründungen gegenüber, und das Verhältnis zwischen Hersteller, Verleiher, Kopieranstalten und Kinos ist überall verschieden.

Die Kommunalisierung einzelner Kinos hat bis jetzt gar nichts genutzt, denn diese müssen sich in ihrem Programm nach dem vorhandenen freien Material richten. Allerdings liegt diesen kommunalen Kinos der richtige Gedanke zugrunde, die Reform zunächst beim Publikum zu beginnen.

Der Kampf gegen den Schundfilm ist genau wie der gegen die Schundliteratur nur dadurch zu führen, daß das Publikum zum Verständnis für das erzogen wird, dem Wert innewohnt. Die Filmzensur kann nur das Schlimmste ausrotten, das Niveau kann sie nicht heben. Sie ist bei der heutigen Struktur der Filmindustrie und des Publikums unentbehrlich. Sie ist weniger gefährlich als die frühere Theaterzensur, weil sie sich (leider) weniger mit künstlerischer Produktion abzugeben hat und weil sie rein bureaukratisch-polizeilichen Händen entzogen und Spruchkammern übertragen ist, in denen neben beamteten Vorsitzenden nicht nur Vertreter der Volkswohlfahrt und Volksbildungsorganisationen, sondern auch Kunst und Literatur und Filmgewerbe vertreten sind. Es wäre allerdings wünschenswert, daß im Mai, wenn die Frist der zu Anfang ernannten Beisitzer abgelaufen ist, der Reichsminister des Innern dafür Sorge tragen würde, weniger reaktionäre Beisitzer zu bestellen, als das heute der Fall ist. Es sind Bestrebungen im Gange, das Filmgesetz zu verschärfen. Ich halte das nicht für notwendig. Bei einer vernünftigen Auslegung der Begriffe verrohend und entsittlichend kann auch der Schundfilm bekämpft werden. Ich sagte ja vorhin, inwiefern er entsittlichend wirkt. Die Bemühungen der Oberprüfstelle in dieser Richtung haben schon Erfolge erzielt. Aber wie ich schon hervorgehoben habe, genügt die Zensur zur Hebung des Niveaus nicht.

Dazu ist in erster Linie erforderlich die Erziehung des Publikums. Die Proteste der Arbeiterjugend gegen den Schundfilm haben vielen jungen Arbeitern seine schädlichen Einflüsse zum Bewußtsein gebracht, und es wäre gut, wenn dasselbe auch bei den erwachsenen Arbeitern geschähe. Vor allem aber kann der Kampf aufgenommen werden durch Darbietung von wissenschaftlich oder künstlerisch Wertvollem auf allen Gebieten, nicht nur auf dem des Films.

Die allgemeinen Volksbildungsbestrebungen sind das beste Mittel zur Bekämpfung des Schundfilms. Niemand darf einwenden, es hätten nie mehr Kinos bestanden als zur Zeit der Volkshochschule. Gewiß, aber wir wissen doch auch am besten, daß gerade durch die Arbeiterbewegung eine große Menge Menschen zum Verständnis für Wissenschaft und Kunst, für soziales Wirken und Politik erzogen worden sind, die nun den Schund ablehnen und bekämpfen. Das zeigt uns, wo die Mittel zur Bekämpfung des Schundfilms liegen. Aber da liegen sie nicht allein. Man muß bedenken, daß die wechselreichen Bilder des Films eine angenehme Unterhaltung sind, die kaum anstrengt und gegenüber anderem nicht teuer ist. Deshalb bedarf es zur Bekämpfung des Schundfilms des guten Films. Daß es schon heute gute

Filme gibt, habe ich mitgeteilt. Man muß diese vor die Masse bringen und gleichzeitig für die Entwicklung des Qualitätsfilms sorgen.

In Verbindung mit der Bildstelle des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht prüft die Kulturabteilung des Reichsministeriums des Innern jetzt die Lehrfilme auf ihre Qualität. Denn nicht alle sind gut; es gibt sogenannte wissenschaftliche, die Unsinn behaupten, und es gibt zum Beispiel Landschafts- und Stadtfilme, die alles andere als das Charakteristische der Landschaft oder der Stadt geben. Die guten Sachen sollen in eine Liste aufgenommen werden. Das wird aber nicht genügen. Denn aus den oben angegebenen Gründen ist auch die Propaganda des guten Unterhaltungsfilms notwendig. Da ist es sehr zu begrüßen, daß der Zentralbildungsausschuß der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei solche Zusammenstellungen guter Filme mit Angaben über die Bezugsmöglichkeiten und Bedingungen für die örtlichen Bildungsausschüsse herausgeben will. Er hat ja auch, was der Reichsstelle fehlt, die Organisation, um wirklich an die Bevölkerung heranzukommen. Sache der örtlichen Bildungsausschüsse ist es, die Liste zu benutzen und Kinos für bestimmte Zeiten zu mieten, um gute Filme unseren Anhängern vorzuführen. Wo Kinos nicht zu bekommen sind, lassen sich die Schulkinos benutzen oder Apparate entleihen. Es wird nicht ohne Einfluß auf die Industrie bleiben, wenn sie sieht, daß eine so große Volksbewegung sich hinter die auch in der Filmindustrie bestehenden Bestrebungen der Schundbekämpfung stellt. Vielleicht lassen sich dann auch mit der einen oder anderen Firma Vereinbarungen über die Produktion selbst treffen. An die Filmvolksbühne glaube ich im Augenblick aus den angegebenen wirtschaftlichen Gründen nicht. Sie könnte bei der Herstellung von Filmen — und nur wenn sie das tut, hat sie Sinn — nur existieren bei einem festen Absatz in ganz Deutschland und im Ausland.

Die Hände in den Schoß legen und verächtlich über die Kinobesucher die Achseln zucken, ist das Verkehrteste, was wir machen können. Ein Volk hat nicht nur die Regierung, sondern auch die Filme, die es verdient. Filme machen, ist ein kapitalistisches Geschäft. Die Filmindustrie stellt her, was das meiste Geld bringt, und nur hin und wieder gestaltet ein Künstler aus innerer Notwendigkeit. Wir müssen dafür sorgen, daß der Schund kein Geschäft mehr ist. Damit können wir am ehesten dem Künstler Platz zur Entfaltung schaffen. Ich glaube nicht, daß Kitsch und Film unlöslich verbunden sind, aber der Knoten, der sie aneinanderhält, ist sehr fest, und Geduld ist zur Lösung notwendig.

Thomas Mann und seine Werke

Von Dr. **Willy Blumenthal**

Thomas Mann, nun bald an der Schwelle der Fünfzig, rüstet sich, seine bisherigen Dichtungen als Gesamtwerk herauszugeben (bei S. Fischer, Berlin). Die ersten Bände dieser Ausgabe sind bereits erschienen. Dieses Ereignis zwingt noch einmal zu einem Einblick in des Dichters bisheriges Schaffen, der inmitten so vieler gescheiterter Verheißungen zeitgenössischer oder jüngerer Talente als eine der wenigen Erfüllungen dasteht, ein fester Besitz der deutschen Dichtung. Thomas Mann gilt vielen mit Recht als der Neuklassiker, der die gerade Linie der deutschen Meistererzähler, der Keller, Fontane, Storm, Raabe und weiterhin der großen Franzosen

fortsetzt, denn er gehört zu den heute so selten gewordenen Dichtern, die über ihre Zeit hinaus- und zugleich zurückdeuten, so daß sie von dem sich angeblich wandelnden Geschmack unberührt bleiben. Schon gibt es über ihn eine Fülle von kritischen und erklärenden Abhandlungen, wie über einen längst Toten, auch ein Beweis für die Meisterschaft, die dieser Dichter so frühzeitig erlangt hat.

Thomas Manns Dichtungen wirken darum so zeitlos, so über jeden aktuellen Reiz erhaben, weil sie wie von einer hohen Warte die Gegenwart beleuchten und ein Bild unserer Epoche geben, als läge sie schon weit hinter uns. Mit den geistigen Wurzeln seiner Produktivität haftet er in der Zeit, die er einmal so benennt: »Zweiflerisch und duldsam, neugierig und schweifend, vielfach und unbegrenzt.« Aber die Krone seiner Schaffenskraft erhebt sich über die Gegenwart, sucht neue Wege und zeigt Auswege.

Im Beginn seines Wirkens um die Jahrhundertwende steht Thomas Manns Kunst mitten in der Problematik des damaligen Lebens, der beginnenden Zersetzung und Verflachung, die der Krieg dann vollendet hat. Die Menschen, die er schildert, fühlen die Fragwürdigkeit ihres Lebens, sie sind alle mit einem Fluch behaftet, sind gezeichnet von der Qual der Erkenntnis. In seiner ersten Schaffensperiode, vom Novellenband »Der kleine Herr Friedemann« an über den großen Roman »Buddenbrooks« bis zum »Tristan«, zum Drama »Fiorenza« und »Tonio Kröger« überwiegt das Problematische, Krankhafte in seinem Schaffen. Der Künstler ist für Thomas Mann der Erkennende schlechthin, dessen fluchbeladene Bestimmung lautet: »Du darfst nicht sein, du sollst schauen! Du darfst nicht leben, du sollst schaffen! Du darfst nicht lieben, du sollst wissen!«

Das Problem des Künstlers als des Wissenden handelt er in seinen Werken ab, der im Gegensatz steht zu dem unbewußt naiven Menschen, der den Geist und die Erkenntnis nicht nötig hat, der unbefangen und harmlos ist. Den Wissenden läßt Thomas Mann zugrunde gehen im Anprall mit dem Lebendigen. Der bucklige Friedemann verliebt sich in die schöne Frau von Nellingen, aber er wird von ihr höhnisch zurückgestoßen und endet mit Selbstmord. Der Dichter Spinell aus dem »Tristan« geht am Leben an sich zugrunde. Er ist zu schwach für den Daseinskampf und hält sich dauernd im Sanatorium auf. So geht Hanno, der Letzte der Buddenbrooks in jenem Roman, der den Verfall einer Bürgerfamilie zum Thema hat, als Knabe zugrunde, und so leidet Tonio Kröger — Thomas Mann selbst, der sich in dieser Meisternovelle wie später im »Tod in Venedig« selbst zeichnet — im Leben an den Zwiespälten des erkennenden Künstlers. In dieser Periode ist Thomas Mann, wie wir sagten, der Dichter des Wissens, des Zerfalls, des Todes. Man lese die Sterbeszenen in den »Buddenbrooks«, lese, wie der kleine Hanno an der Leiche seiner Großmutter beim Einatmen jenen Moderduft erwartet, der ihm in irgendeiner Weise vertraut gewesen ist von Anfang an. Als den genialsten Darsteller des Todes lernen wir Thomas Mann in dem Buche kennen, das betitelt ist »Der Tod in Venedig«. Hier erscheint der Tod selbst in mannigfach vermummter Gestalt. Man merkt kaum, daß in diesen symbolischen Gestalten jedesmal der Tod personifiziert ist.

Aber es wurde schon gesagt, daß Thomas Mann bei dieser Auflösung nicht stehen bleibt. Sein Künstlertum ist nicht nur Nihilismus, Schlaffheit und Niedergang, er strebt hinauf. Der Erkennende sehnt sich danach, seiner innerlich erfühlten Zuchtlosigkeit Selbstzucht entgegenzusetzen. Zu der Sympathie mit dem Abgrund gesellt sich jene andere Sympathie zu den Wonnen der Gewöhnlichkeit, zu den Blonden, Gesunden, Blauäugigen. Hier handelt es sich darum, trotz des Wissens um die Dinge auszuharren und weiterzuleben, oder mit Thomas Manns eigenen Worten: »In stolzer Scham die Zähne aufeinanderzubeißen und ruhig dazustehen, während einem die Schwerter und Speere durch den Leib gehen.« Es ist das Heldentum der Schwäche, das in Thomas Mann einen Meister gefunden hat. So fällt in seinem Drama »Fiorenza« aus dem Munde Lorenzos das Wort, das ein Schlüssel ist zu dem Werke Manns: »Der Müheloſe wird nicht groß!« Aber auch hierbei bleibt

Thomas Mann nicht stehen, er sucht aus dem Wissenden und dem Unbefangenen, aus dem Künstler und dem Gesunden, den neuen Menschen zu schaffen, einen neuen Heldentyp, den, der schon wieder unbefangen ist, der alle Erkenntnis hinter sich läßt und das Bibelwort wahr macht: »So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.« So wandelt sich der Heldentyp Thomas Manns, so taucht der Dichter in der Zeit unter und windet sich aus ihr wieder empor.

Es bleibt noch einiges über den Menschen Thomas Mann zu sagen. Es ist sein Schicksal, ein Einsamer zu sein, denn er ist durchaus nicht ein Moderner im Sinne der Masse und der literarischen Feinschmecker. Er schafft langsam und feilt oft jahrelang an einem Werke. Ihm ist Leben und Kunst eng verflochten, und so gibt er sich selbst in all seinen bekenntnishaften Schriften. Sein Stil ist gepflegt, seine Sprache gewählt, teilweise bacchantisch ausbrechend, teilweise mit antikisierenden Perioden durchsetzt wie ein Platenscher Odenbau. Während des Krieges setzte er sich in seinem großen Bekenntnisbuch »Betrachtungen eines Unpolitischen« mit den Zivilisationsliteraten, wie er sie nennt, auseinander, den Menschlichkeitspredigern, die doch so wenig von wahrer Güte, von wirklichem Menschtum wissen. Und erst vor kurzem hat er sich in einer soeben als Broschüre erschienenen »Ansprache an die akademische Jugend« mit begeisterten Worten eindringlich mahnend für die deutsche Republik eingesetzt.

So steht Thomas Mann heute auf der Höhe seines Schaffens. Hat er schon sein Bestes gegeben, wie viele fürchten, oder wird er weiter sein Versprechen halten, das er einst am Schlusse seines »Tonio Kröger« gab:

»Was ich getan habe, ist nichts, nicht viel, so gut wie nichts. Ich werde Besseres machen. Ich schaue in eine ungeborene und schemenhafte Welt hinein, die geordnet und gebildet sein will, ich sehe in ein Gewimmel von Schatten menschlicher Gestalten, die mir winken, daß ich sie banne und erlöse.«

Literarische Rundschau

Fritz Karsen, Deutsche Versuchsschulen der Gegenwart. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Ein merkwürdiges Buch, aus Studium und Einzelbeobachtungen entstanden, getragen von eigenem Schauen in das Wesen unserer Schule und in die Entwicklung junger Menschen in Deutschland — jene Entwicklung, die uns alle als sichtbarstes Zeichen der Zeit so tief bewegt. Den Hintergrund des Bildes bildet das Werden der neuen Gesellschaft durch Gemeinschaftsbildung in der aufstrebenden Klasse der organisiert Arbeitenden. Die Einleitung, eine fast zu knappe Orientierung über Methode und Begrenzung des Stoffes, über die Grundanschauung, von der das Buch ausgeht, und über die Tendenz, in deren Linie es sich einstellt, zeigt die Entwicklung Karsens seit seinem früheren Buche, der »Schule der werdenden Gesellschaft«. Zugleich erweist sich das neue Buch als eine Art Begründung der dort gegebenen Gedanken.

Wenige kennen die deutschen Versuchsschulen so gut wie Karsen. Sein Bericht über die einzelnen Schulen, die Neues erstreben, würde dem Suchenden schon an sich wertvoll sein, auch wenn er eine reine Zusammenstellung von Einzelheiten wäre. Das Buch gibt aber wesentlich mehr. Es zeigt die Kräfte der neuen Gesellschaftsordnung im Kampfe gegen die kapitalistische auf dem Gebiet der Schule, getragen von Menschen, die teilweise keine, teilweise nur eine ungenügende Erkenntnis des geistigen Zusammenhangs hatten, aus dem heraus sie ihre Arbeit taten.

Die Versuche zur Auflösung des alten Gymnasiums durch die Herstellung eines gemeinsamen Unterbaues für Realgymnasium, Gymnasium und Realschule, werden als organisatorische Schulversuche dargestellt und als ihre Krönung die Begabten-

schule, gedacht als Schule für die Begabten der arbeitenden Klassen, aber nicht aus Kraft und Wesen dieser arbeitenden Klassen selbst entstanden. Ein Geschenk des Bürgertums an die Intelligenz der Arbeiterschaft, nötig gemacht durch die verwickelte industrielle Technik und Organisation unserer Wirtschaft. Aus Gabelung und Begabtenschule gemeinschaftlich entsteht dann die heute vielversuchte Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe der höheren Schulen, die schon nicht mehr rein organisatorisch durchgeführt werden kann, sondern wesentliche methodische Neuerungen erfordert.

So leitet Karsen zum zweiten Teil, dem methodischen Schulversuch, über. Als ersten zeichnet er die Arbeitsschule von Seinig (Charlottenburg). Sie wird geistvoll als Kind der materialistischen, mechanistischen Weltanschauung des neunzehnten Jahrhunderts dargestellt, das die Welt der schaffenden Hand so fein, aber auch so einseitig ausgestaltet hat, daß schließlich der Mensch von der Sache verschlungen wird, genau wie in unserer Industrie die Menschen nur dienende Teile der Maschine sind.

Nicht ganz leicht ist der Weg, der von hier zu Gaudig und seiner Schule der freien geistigen Arbeit führt. Es wird für jeden Leser des Buches sehr interessant sein, des Verfassers persönliche Eindrücke von dieser Methode kennenzulernen. Wichtiger ist die Kritik, die durch die Tendenz des Karsenschen Buches geboten ist: Nicht innere Anteilnahme der Schülerinnen Gaudigs führt zu ihren Fragen, nicht die Notwendigkeit, die im Wesen der Schülerinnen liegt, gestaltet den Denkvorgang bei diesem Unterricht. Auch Karsen fordert, daß der Lehrer seine Überzeugung vor den Schülerinnen zurückhalte, aber nur, damit der Schüler selbst sich eine eigene Überzeugung lebendig aufbauen kann. Das fehlt bei Gaudigs Denkschule wie bei Seinigs Handarbeitsschule — und das ist ihre Grenze, beide sind nicht an das letzte Ziel gekommen, das Werk der Schulgemeinschaft in lebender Zusammenarbeit zu gestalten. Hier trennt sich auch Karsen von Kerschensteiner.

Als dritter ringt um eine neue Methode Berthold Otto. In strenger begrifflicher Begründung verteidigt Karsen sein Recht, auch diesen bedeutenden Mann in die Reihe der Nur-Methodiker einzufügen, trotz der Grundeinstellung Berthold Ottos »vom Kinde aus«. Er zeigt, wie bei Berthold Otto das alte Schema vom Erziehungsziel und Erziehungsmittel nicht mehr anwendbar ist. Berthold Otto hat die tiefe Erkenntnis, daß wir nicht wissen können, wohin die Persönlichkeit wächst. Darum wehrt er sich gegen jede Zwangsschule, wehrt sich gegen die sogenannte Formalbildung, sucht als Bildung echter Art lebendige und neue Formen. Natürlich kommt er da auf den Gegensatz zwischen der Forderung nach Persönlichkeitsentfaltung und nach Gesellschaftsbildung. Otto versucht, die natürliche Gemeinschaft durch natürliche Persönlichkeit zu gestalten. Eine Reihe wichtiger Einzelheiten aus der Theorie und der Praxis von Berthold Otto zeigt, daß er zwar das Problem der Eigenwerk schaffenden Gemeinschaft gesehen, aber es nicht fertig gebracht hat, über die Versuche der methodischen Lösung, die bei ihm oft sehr radikal gestaltet werden, zur lebendigen Gemeinschaftsbildung der Jugend innerhalb des Arbeitslebens des Volkes zu gelangen.

So erwarten wir nun von den im dritten Teil behandelten »Schulen neuer Gesinnung«, den freien Schulgemeinden, Landerziehungsheimen, der Odenwaldschule usw. neue Entwicklungsimpulse. Karsen legt großen Wert darauf, daß in diesen Bildungen die sozialistischen Strömungen sich ihre Gestaltung schaffen, obgleich Schüler und Erzieher dieser Schule bürgerliche Menschen sind, Mitglieder der alten Klasse des Bürgertums, die die neue Seele des Volkes philosophisch aussprechen und pädagogisch zu gestalten suchen. Es ist für uns alle von großer Bedeutung, daß hier die Lietzschen Heime in den großen Zusammenhang der Entwicklung hineingestellt werden. Lietz will Führer erziehen, patriarchalische Führer des seiner Meinung nach verwirrten und ohne fremde Führung verlorenen Arbeitsvolkes. Trotz aller modernen Einstellung haben diese Heime deswegen etwas Rückwärtsgewandtes;

aber als Erziehungsversuche sind sie das erste große Unternehmen dieser neuen Gemeinschaft des Lebens »vom Kinde aus« — wenn auch wohl noch zu sehr für das Kind. Und ihre Wirksamkeit beruht eben auf diesem neuen Gemeinschaftsleben, das freilich nur möglich wurde durch die geniale künstlerische Persönlichkeit ihres Schöpfers.

Klärend wirkt gegenüber all den Schleiern, die Eifersucht und Unrast vor das Gesicht Wyneckens gehängt haben, das Kapitel über Wickersdorf, dieser Lebensstätte der Jugend mit ihren Führern, dieser priesterlichen Gemeinschaft im Dienst am Geiste. Nach Karsens Darstellung wird es keinem ernsthaften Menschen mehr möglich sein, das Gerichtsurteil über Wynecken zu einem wesentlichen Kriterium für das Werk dieses Mannes zu machen. Karsen enthüllt dieses Urteil in seiner absoluten Unwesentlichkeit ein für allemal. Liebevoll und zart wird die Gemeinschaft der Odenwaldschule dargestellt, als die einzige Schule, in der wirklich — bei Erwachsenen und Kindern — beide Geschlechter frei und ungehemmt zusammen leben.

Neu wird den meisten Lesern die Darstellung der Waldorfschule in Stuttgart sein. Eine kurze Einführung in die Steinerschen Denkkreise gibt uns die Möglichkeit, Steiners Einsichten in das Leben der kindlichen Natur zu folgen und die künstlerische Durchbildung dieser Einsichten in der Steinerschen Pädagogik zu verstehen.

Nicht ganz richtig scheint es mir, diese Schule unter die Gesinnungsschulen zu stellen, sie gehört eigentlich schon in das neue Kapitel, das von Karsen »die revolutionäre Schule« genannt wird, und in dem er die Hamburger Gemeinschaftsschule als die eigentliche und bewußte Verwirklichung der Ideen aufzeigt, die all den anderen Versuchen unbewußt zugrunde liegen. Hier schließt das Werk, das trotz seiner Kürze etwas Umfassendes und Erschöpfendes hat. Die Gemeinschaft der jungen und der älteren Generation in gegenseitiger Hilfe und als Stätte schöpferischer Tat aller ist die große Verwirklichung der sozialen Gedanken des Jahrhunderts.

In diesem letzten Kapitel zeigt sich am deutlichsten, daß Karsens Werk die Arbeit eines vom Geist Ergriffenen und selbst am Werke Schaffenden ist. Es wird Kritiker finden, die seine Grundanschauung nicht mitschauen wollen oder können: Kann man über das Schauen streiten? Aber daß aus Schauen hier Erkenntnis und Wille geworden ist, das hebt das Buch hoch über sehr viele Bände unserer sogenannten Fachpädagogen hinaus. H. Wegscheider

---

Dr. Ludwig Bendix, **Das Streikrecht der Beamten.** 2. Auflage. Berlin-Grunewald 1922, Dr. Walter Rothschild.

Dr. Adolf Lobe, Senatspräsident am Reichsgericht, **Die Gesetzgebung des Reichs und der Länder zum Schutze der Republik.** Berlin 1922, Verlag von Otto Liebmann.

An der Spitze des Bendixschen Buches steht der ausgezeichnete Satz, daß in jeder Entscheidung einer ernsten Rechtsfrage außerrechtliche, ethisch-politische Gesichtspunkte den Ausschlag geben. Das heißt mit anderen Worten: Die wichtigsten Entscheidungen gibt der Richter nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen. Ein Grund, weshalb man auch in der Justiz die leitenden Stellen mit politisch zuverlässigen Persönlichkeiten besetzen muß; denn die Staatsauffassung bestimmt in allen grundsätzlichen Fragen die Stellungnahme des Richters, um so mehr, als es kaum einen Rechtssatz gibt, der nicht eine mehrdeutige Fassung hätte und deshalb nicht verschiedene Auslegung vertrüge.

Wie sehr man auch den Grundsatz von Bendix als richtig anerkennen mag, wird man doch den Resultaten, zu denen er gelangt, nicht ohne weiteres zustimmen können. Seine Ergebnisse sind auf einer Petitio principii aufgebaut, die ich nicht für zutreffend erachte. Bendix folgert das Streikrecht der Beamten aus der republi-

kanisch-demokratischen Staatsauffassung, unterstellt dabei aber dem republikanisch-demokratischen Staat Tendenzen, die außerhalb seines Wesens liegen. Er geht davon aus, daß in der Natur des Staates das Bestreben liege, sich selbst aufzuheben. Das ist abwegig. Im übrigen ist die staatlose Gesellschaft ein Ideal, von dem wir noch so weit entfernt sind, daß wir sie nicht einmal als Erklärungsprinzip einer Staatsverfassung gebrauchen können. Man kann überzeugtester Anhänger des republikanisch-demokratischen Staatsgedankens sein und trotzdem das Streikrecht der Beamten ablehnen. Es verträgt sich tatsächlich nicht mit dem Wesen des Staates und des Beamten. Es ist nicht richtig, daß dies eine Denkweise sei, die veraltet wäre oder nur einer konservativen Staatsauffassung entspringen könne. Zuzugeben ist, daß in den ersten Zeiten der Revolution das Streikrecht auch den Beamten zuerkannt wurde. Ich glaube aber, daß hier einer der Irrtümer vorlag, an denen auch die deutsche Revolution wie jede andere nicht Mangel hatte. Nicht jeder in der Revolution vertretene Gedanke, mag er auch irgendwo in Rechtsform seinen Niederschlag gefunden haben, kann als Essentiale der republikanisch-demokratischen Staatsauffassung angesprochen werden.

Der Beamte ist ein Teil des Staates, selbst ein Stück Staat, insbesondere jede Beamtengruppe, gleichviel, welche Funktion der einzelne ausübt. Der Beamtenstreik ist ein Widerspruch in sich selbst, weil er die Auflehnung der Glieder gegen das Ganze, zu dem sie gehören, darstellt. Das ist nicht nur ein Bild, sondern rechtliche Realität. Auch Bendix hat das empfunden, und deshalb macht er Ausnahmen. Auch er will dem sogenannten höheren Beamten, dem eigentlichen Träger der staatlichen Hoheitsrechte, das Streikrecht nicht zuerkennen; doch auch für die mittleren und unteren Beamten muß er Ausnahmen zugestehen. Wo ist nun die Grenze zwischen den streikberechtigten und nichtstreikberechtigten Beamten? Das ist eine praktisch ganz unmögliche Unterscheidung. Indem Bendix Ausnahmen von unbestimmtem Umfang konzediert, zeigt er selbst die Schwäche seines Standpunkts. Daß er Rechtsnormen und Gesetzesmaterialien für sich anrufen kann, beweist nichts. Die Gesetze sind nach dem allgemeinen Sinne, der ihnen innewohnt, auszulegen. Dies gilt insbesondere auch für die Verfassung. So verstanden, verbietet sie das Streikrecht der Beamten auch vom Standpunkt republikanisch-demokratischer Staatsauffassung.

Wenn man auch im Ergebnis wie in einzelnen juristischen Konstruktionen, die hier nicht weiter interessieren, nicht mit dem Verfasser übereinstimmt, bereitet doch die Lektüre des Buches für sich einen Genuß. Selten wird man die Eigenschaften eines starken Temperaments, juristischen Scharfsinns, umfassender Bildung und eines eleganten Stils in so harmonischer Vereinigung finden. Es ist nirgends langweilig, auch nicht in seinen dogmatischen Partien. Man erhält eine Fülle von Anregung aus dem reichen Wissen des Verfassers und dankt ihm schließlich neben der vorzüglichen Materialsammlung die mit philologischer Akribie zusammengestellte Literaturübersicht zu seinem Thema, die in gleicher Vollkommenheit wohl nirgends zu finden ist.

Im Vorwort des Lobeschen Buches wird das Gegenteil von dem ausgesprochen, was an der Spitze des Buches von Bendix steht und es als Leitmotiv durchzieht. Erklärt dieser das Außerrechtliche, die Weltanschauung und die Parteistellung für das Ausschlaggebende bei der Entscheidung wichtiger Rechtsfragen, so glaubt dieser, die Rechtsnorm reiche als Erklärungsprinzip vollkommen aus — und liefert doch unfreiwillig mit seinen Erläuterungen zu dem Schutzgesetz der Republik selbst einen Beweis für die Richtigkeit der Bendixschen Auffassung. Auch Lobe ist offenbar, wie leider so viele Richter, nur ein kühler Verstandesrepublikaner. Wäre er es von Herzen, er würde weniger restriktiv interpretieren. Ein Schutzgesetz für die Republik verlangt Parteinahme. Wer nicht im Herzen für die Republik ist, der wird ein schlechter Interpret des Schutzgesetzes sein, mag er auch einen ausgezeichneten Kommentar zum Strafgesetzbuch mitverfaßt haben. Lobes Büchlein läßt auch sonst

zu wünschen übrig. Es fehlen genügende Hinweise auf die Gesetzesmaterialien, die gerade hier von besonderem Interesse sind. Ferner ist die Kommentierung wichtiger Tatbestandsmerkmale wie »verherrlichen«, »billigen« und »verächtlich machen« recht dürftig. Es ist zu erwarten, daß ein in Bälde erscheinender anderer Schutzgesetzkommentar die gerügten Lücken ausfüllt. H. M.

Kurt Bondy, **Die proletarische Jugendbewegung in Deutschland.** Mit besonderer Berücksichtigung der Hamburger Verhältnisse. Lauenburg (Elbe) 1922, Verlag Adolf Saal.

Der Verfasser selbst bezeichnet seine Schrift als einen »methodischen und psychographischen« Versuch zur Jugendkunde. Er hat Erhebungen angestellt an Hand von zwei Arten von Fragebogen; auf dem ersten hat er Fragen formuliert, die sich beziehen auf Jugendbewegung, Beruf, Lebensweise, Wissenschaft, Literatur, Kunst und Politik, der zweite enthält Fragen über die Persönlichkeit des Jugendlichen, Alter, Tätigkeit usw. Die aus den Antworten der Jugendlichen, die zum Teil im Original wiedergegeben sind, sich ergebenden Resultate sind dann zusammenfassend verarbeitet. Die Basis für diese Verarbeitung ist reichlich schmal, da für den ersten Fragebogen zum Beispiel nur 29 Antworten vorliegen, darunter nur eine einzige von einem Mädchen. Auch kann man daran zweifeln, ob die besonderen Hamburger Verhältnisse, die zugrunde liegen, wirklich allgemeine Rückschlüsse gestatten. Nach meinen eigenen Beobachtungen an anderen Stellen dürfte indessen im wesentlichen das Richtige getroffen sein. Sicher zutreffend ist, daß von der proletarischen Jugendbewegung nur eine dünne Oberschicht der proletarischen Jugend erfaßt wird, nach Bondys Feststellungen 2,5 Prozent. Das Zahlenverhältnis der Mädchen zu den Jungen beträgt 5 : 7. Da die proletarische Jugendbewegung nach ihrem Charakter Massenbewegung ist, so führt Bondy aus, hat deshalb keine ihrer Organisationen bisher ihr Ziel erreicht. Es kamen nur die, welche »von dem ewigen Druck, unter dem sie lebten, noch nicht ganz abgestumpft waren«. Ob die noch neue Typenunterscheidung für proletarische und bürgerliche Jugendbewegung — Philister und Organisatoren — ganz erschöpfend und ganz glücklich ist, scheint recht zweifelhaft. Auch ist sie durchaus auf die männliche Jugend zugeschnitten, für die weibliche Jugend müßte man anders typisieren. Ganz unglücklich scheinen mir die Ausführungen über Rassenfrage und Instinkt. Sehr viel besser als diese psychologischen Aufstellungen sind die Ergebnisse über das tatsächliche Leben der proletarischen Jugend, ihre Stellung zu Bildungsfragen, zur Geschlechterfrage, zum Alkohol- und Nikotingebrauch, zur Politik. Hübsch herausgearbeitet ist der Unterschied zwischen proletarischer und kommunistischer Jugend, deren Weltbild als viel einfacher bezeichnet wird. Das dürfte über den Kreis der Jugend hinaus oft für die kommunistische Weltanschauung allgemein zutreffen. Sie haben sich, wie Bondy sagt, »ein Weltbild erarbeitet, und das genügt ihnen für ihr ganzes Leben«. Auch die Unterschiede zur bürgerlichen Jugendbewegung sind gut erfaßt. Von besonderem Interesse werden den meisten Lesern die Ausführungen der Jugendlichen selbst sein, die auch in der Mehrzahl als echt empfunden wirken. Hier scheinen mir von besonderer Bedeutung die Bekundungen zur Geschlechterfrage, die vielfach ein sehr hoch einzuwertendes Bestreben nach reiner Lebensführung zeigen. »Selbstdisziplin muß zur Selbstverständlichkeit erwachsen.« Erschütternd wirkte auf mich die Feststellung im methodischen Teil, daß über die Hälfte der Jugendlichen auch in Spezialberufen nicht mit dem Beruf zufrieden ist.

Zusammenfassend kann von der Schrift Bondys gesagt werden, daß sie eine sehr wertvolle Grundlage abgibt zur Einführung in das Problem der proletarischen Jugendfrage. Davon ein erschöpfendes Bild zu geben, ist sie jedoch noch eine Wegelänge entfernt. Henni Lehmann

---

Georg Burckhardt, **Geschichte des Kultur- und Bildungsproblems.** Leipzig 1922, Quelle & Meyer.

Das Denken über die Kultur fängt wie alles Denken mit dem Mythos an. Prometheus ist der Befreier des Menschen aus der blinden Gewalt der Natur. Die fortschreitende griechische Philosophie entdeckt den Menschen selber als Träger der Kultur, sei es der natürlich-vernünftige (Sophisten), der seelisch gute (Sokrates) oder der als sozialer Werkmeister und Bildner seine Vollkommenheit auswirkende Mensch (Plato). Darüber hinaus führt das römische Denken (bei Seneka) schon zur Unterscheidung der Zivilisation von der Kultur der Herzensbildung und von hier aus zum entnationalisierten Begriff der Menschheitsgemeinschaft. Nachdem das mittelalterliche Christentum sich von der weltlichen Menschenkultur abgewandt hatte — in der Annahme, daß der dramatische Akt der erlösenden Gottesliebe den Menschen befreie —, entdeckt die Renaissance den sinnlich-geistigen Menschen neu, versteht Baco Kultur als Beherrschung der Natur durch menschliche Technik, taucht schließlich nach Voltaires Gleichsetzung von Zivilisation, Kultur und Aufklärung Rousseaus leidenschaftliche Gegeneinandersetzung dieser Begriffe auf. Wir lesen von Herders universellem Begriff einer lebendig sich entfaltenden Kultur, von Kants dualistischer Trennung vom Sinnlichen und Geistigen in ihm, um schließlich die Identität von Kultur und Kunst bei Goethe und Schiller zu verstehen. Fichte entdeckt den Gemeinschaftscharakter der Kultur, den Wert der gestaltenden Arbeit, die Romantiker verherrlichen sie (die Kultur) als das eigentliche Leben, entstellen sie aber auch zur Kultiviertheit, bis schließlich Wilhelm v. Humboldt romantisches und klassisches Denken über das Bildungsideal in einem sozialaristokratischen Gedanken der vollendeten Bildung — vom Individuellen durch die Universalität zum Ganzen! — zusammenfaßt. Das neunzehnte Jahrhundert als das der Maschine und der Demokratisierung ist der Erde zugewandt. Hegels scheinbare Weltfremdheit findet ihren dialektischen Gegensatz in dem dem Diesseits zugewandten Denken; David Fr. Strauß verwechselt wieder Aufklärung und Kultur, Feuerbach, der zu unrecht mit ihm in einem Atem genannt wird, sieht den Menschen als Einheit, als Ganzes, glaubt an eine Kultur in der Bejahung des Diesseits in der Solidarität der Menschheit; Marx endlich entwickelt den Kulturbegriff aus dem der produktiven Arbeit und ihrem sozialen Charakter. Mit jenen verwandt in einer Ablehnung alles jenseitigen Dunstes und doch von ihnen wieder verschieden formuliert dann der leidenschaftliche Kämpfer gegen tote Durchschnitts- und Halbbildung, gegen einseitiges Virtuosen- und Spezialistentum, Friedrich Nietzsche, der ganz Lebendige, seinen Kulturbegriff: »Kultur ist Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäußerungen eines Volkes.« In der Idee des Werkes findet der Verfasser am Schlusse den neuen Kulturbegriff unserer Zeit: »Kultur ist allgemein-menschlicher und volksgemeinschaftlicher Aufbau des Werkes und seine Pflege....« Und sicher ist das richtig.

Absichtlich habe ich auf den reichen Inhalt dieser schönen Schrift eingehend hingewiesen. Nach einer Richtung wünschte ich Erweiterung und Vertiefung: Daß sie mehr zeigte, wie sich aus den ganzen Zeitumständen in jeder Periode dieser und nur dieser Kulturbegriff entwickeln konnte und mußte, daß sie nicht im wesentlichen eine historische Darstellung der Ansichten großer Kulturphilosophen bliebe. Sie würde dadurch zugleich an Übersichtlichkeit und dialektischer Klarheit gewinnen.

Karsen

Hans Lage, **Vereinheitlichung industrieller Produktion.** (Probleme der Weltwirtschaft, 38. Band.) VI und 141 Seiten. Jena 1922, G. Fischer.

Der Verfasser gibt zunächst eine Definition der Begriffe Normalisierung, Typisierung, Standardisation usw. und eine Darlegung der Methoden und technischen Grundlagen der Vereinheitlichung der industriellen Produktion, um sodann die geschichtliche Entwicklung der Vereinheitlichungsbestrebungen und ihre Bedeutung für den einzelnen Betrieb, die Volks- und die Weltwirtschaft darzulegen. Neben der

Wirkung der Normalisierung und Typisierung auf den Herstellungsgang von Waren wird auch ihr Einfluß auf die Personen der Wirtschaft behandelt. Die Vereinheitlichung der industriellen Erzeugung hat gewiß noch große Zukunftsmöglichkeiten, namentlich wenn es gelingt, sie so auszugestalten, daß die Arbeitslust nicht infolge der ermüdenden Eintönigkeit stets gleichmäßiger Verrichtungen stark vermindert wird. Eine Grenze finden die Normsetzungsbestrebungen jedenfalls dort, wo es sich um Qualitätsarbeit handelt. Ferner darf die Vereinheitlichung der Produktion niemals zum Hemmnis für den technischen Fortschritt werden, also nicht dazu führen, daß die gewerbliche Technik erstarrt.

Vereinbarungen über Vereinheitlichung industrieller Produkte gehen jetzt im allgemeinen nicht über die Grenzen eines Staates hinaus, doch scheint es, daß das Interesse für internationale Normen mit der Zunahme der weltwirtschaftlichen Beziehungen in stetem Steigen begriffen ist. Lage meint, internationale »Normungen« würden dazu beitragen, einerseits die durch natürliche Vorteile bedingten Unterschiede der wirtschaftlichen Leistung und andererseits die geschichtlichen Nachteile der industriellen Unreife zu verringern. Wenn die Vereinheitlichung über die Staatsgrenzen nicht hinausginge, so würden Staaten mit zurückgebliebener Wirtschaft stets dahin streben, sich den Normungen fortgeschrittener Nachbarn anzupassen. Hingegen hätte ein Staat, der anderen industriell überlegen sei, kein besonderes Interesse an internationalen Normungen, die seinen Vorsprung verkleinern könnten. Als wesentliche Vorteile kämen jedoch für alle Staaten solche Normungen in Betracht, die auf Erleichterung des Verkehrs abzielen. H. F.

Julie Vogelstein, **Lily Braun.** Ein Lebensbild. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G.

Die Freundin der Familie Braun, die vor zwei Jahren die gesammelten Schriften des jungen — im Mai 1917 in Frankreich gefallenen — Otto Braun herausgegeben, schrieb in dem vorliegenden, geschmackvoll ausgestatteten Buche ein kurz zusammengedrängtes Lebensbild der 1916 verstorbenen Führerin der sozialistischen Frauenbewegung. Sie untersucht sorgfältig die Lebensführung und die bekannten schriftstellerischen Leistungen der leidenschaftlichen Kämpferin. Dabei beklagt sie die Angriffe und Mißhelligkeiten, die die anfangs »radikale«, später »revisionistische« Genossin zu erdulden gehabt hat. Wir, die in der Partei neben Lily Braun tätig gewesen sind, wissen, warum die Schriftstellerin und begabte, wirkungsvolle Rednerin. »mißverstanden« wurde. Aber warum bei der Besprechung ihrer Biographie alte Wunden aufreißen? Mag Lily Braun in Verkennung der Notwendigkeit einer organisatorischen Disziplin manchmal daneben gehauen haben, sie und Klara Zetkin konnten nun mal nicht gut zusammen »Seide spinnen«. Trotzdem war Lily Braun mit voller Seele Sozialistin, und ihr beredter Mund hat in Tausenden von Versammlungen für den Sozialismus geworben. Sie hat nicht umsonst gelebt. Deshalb hat sich Julie Vogelstein, die demnächst auch die gesammelten Werke Lily Brauns auf den Büchermarkt bringen will, ein Verdienst mit der vorliegenden Arbeit erworben. W. Bromme

---

Jungsozialistische Blätter. Gruppenheft Berlin. Verlag des Zentralbildungsausschusses der S. P. D.

Die unter Karl Brögers Leitung stehenden »Jungsozialistischen Blätter« verzeichnen nun bereits ihren zweiten Jahrgang. Alle bisher erschienenen Nummern zeichnen sich durch Frische und Einheitlichkeit der Zusammenstellung aus. Diese Vorzüge gelten ganz besonders für das vorliegende Berliner Heft, in welchem Erich Förster und Kurt Bloch über »Volk und Führer«, Fritz Schloß über »Volk und Wirtschaft«, Otto Friedländer über »Volkstum und Volksherrschaft«, Otto Lamm über »Volkstum und Volksvertretung«, Franz Lipinski und Arno Scholz über »Volk und Kunst«, Kurt Wegner über das Thema »Wir im Volk« und Walter

Spengler über »Volk und Jugend« referieren. Schon aus diesen Artikelüberschriften ist die gedankliche Einheitlichkeit der Zusammenstellung ersichtlich. Vor allem ist hier Wert darauf gelegt, alle Phrasen zu meiden und Wege für wirklich praktische Arbeit zu bahnen. Wer den Inhalt näher prüft, wird sicherlich manche Bereicherung empfangen; er wird sich der freudigen Empfindung nicht verschließen können, daß nicht nur unserer Jugendbewegung in den »Jungsozialistischen Blättern« ein guter Führer und Berater erwachsen ist, sondern daß auch Partei und Gewerkschaft als Organisation der Erwachsenen in dieser Zeitschrift einen frischen Kampfgefährten erhalten haben. l

---

Martin Braeß, **Musikanten und Sänger im Reiche der Tiere.** Mit Zeichnungen von M. Semmer. Leipzig 1922, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. VIII und 139 Seiten.

Ein gutes Heimatbuch für jung und alt, das anschaulich zeigt, wie die mannigfaltigen Stimmen vieler Tiere das Landschaftsbild beleben und seinen Reiz erhöhen. Traurig wäre der Wald, die blühende Heide, das wogende Feld ohne die Stimmen der Vögel, Insekten, Lurche usw. Von den Lebensgewohnheiten der Musikanten und Sänger des Tierreichs wird uns manches erzählt, und daneben wird der Leser mit ihren Stimmorganen bekannt gemacht. Vertrautheit mit der Natur und Freude an ihr sprechen aus jeder Zeile. Ein letztes Kapitel handelt von der Deutung der Vogelstimmen sowie von den Vögeln als Wetter- und Schicksalspropheten.

H. Fehlinger

Heinrich Vogeler, **Friede.** Bremen, Angelsachsen-Verlag. 48 Seiten.

In dieser vornehm-einfach aufgemachten Schrift gibt der Worpsweder Maler und Siedler einen gedrängten Abriß seiner Weltanschauung. Für den Sozialisten ist vieles von den Erkenntnissen und Anschauungen Vogelers nicht gerade neu, dennoch ist es außerordentlich interessant, die geistige Einstellung dieses Mannes an sich vorüberziehen zu lassen. Mit rücksichtsloser, offenherziger Kritik der bestehenden, insbesondere durch den alten Obrigkeitsstaat vertretenen Dinge hält er nicht hinter dem Berge. Schon der an die Spitze gestellte »Protest des Unteroffiziers Vogeler gegen den Frieden von Brest-Litowsk«, den dieser in Form eines Märchens im Januar 1918 an den Deutschen Kaiser sandte, gibt davon eine recht zuverlässige Probe. Die Bemerkungen, die der Verfasser über den historischen Materialismus macht, sind meines Erachtens stark von einem Naturphilosophentum überschattet. Das Büchlein ist geschmückt mit einem Porträt Vogelers von Severin Hansen; Ausstattung und Initialen hat der Graphiker Vogeler selbst entworfen. Kl.

John Jönsson, **Der Zufall.** Roman. Konstanz, Verlag Reuß & Itta. 350 S.

Zur Biographie des Autors: John Jönsson ist ein Schwede, der schon vor Jahren nach Deutschland kam und hier eine zeitgenössische Erzählerin von Rang, nämlich Alice Berend, heiratete. Nachdem er bereits in seiner schwedischen Heimat einiges veröffentlicht hat, ist der »Zufall« das erste Buch, mit dem er in die deutsche schöngeistige Literatur eintritt. Im Mittelpunkt des Romans steht eine aus engsten dörflerischen Verhältnissen emporgewachsene ideale Künstlernatur. Ein Kampf um den Stoff, um die Ideale, um den Platz an der Sonne mit vielen Hoffnungen und Fehlschlägen und mit schließlichem Scheitern an Weib und Welt. Leben und Schicksal sind ergreifend und schlicht geschildert. Demnach ein modernes Buch voller Leidenschaftlichkeit und mit weiten Gedankenausblicken. John Jönsson verfügt über einen einfachen, klaren Stil, der zum sachlichen Inhalt des Romans paßt und dessen Vorzüge uns diese Schilderung eines Künstlerschicksals plastisch vor Augen führen.

J. Kliche

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 1 | Ausgegeben am 10. April 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das überführte Frankreich

Von Bernhard Rausch

Lloyd George hat jüngst mit Sachkenntnis und Spott der Welt die Augen über den Kampf geöffnet, den Frankreich mit ihm um die Rheingrenze geführt hat. Damit hat er die pathetischen Erklärungen der offiziellen französischen Politik, in Frankreich habe es nie eine Regierung oder einen Minister gegeben, die irgendwelche deutsche Bevölkerungsteile der französischen Herrschaft unterwerfen oder deutsches Gebiet annektieren wollten, Lügen gestraft.

Aber auch aus den Veröffentlichungen von Tardieu und Foch ist bekannt, daß Frankreich nach Versailles mit einem Rheinlandprogramm gegangen ist, das genau die Abmachungen enthielt, die Frankreich und Rußland am 11. März 1917 in dem bekannten, den anderen Alliierten vermutlich vorenthaltenen Geheimvertrag getroffen hatten. Dieser Vertrag stellte Frankreich in Aussicht:

1. Rückgabe von Elsaß-Lothringen.
2. Eine Sonderstellung Frankreichs im Saartal.
3. Politische Trennung Deutschlands von seinen linksrheinischen Gebieten.
4. Eine derartige Organisation dieser linksrheinischen Gebiete, daß künftig der Rhein die strategische Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden würde.

Die starke französische Partei, die den Rhein für die einzig »natürliche Grenze« Frankreichs erachtete, hatte einen einflußreichen Führer in dem Marschall Foch, der in einem Times-Interview vom 19. April 1919 ausführte, daß Frankreich, nachdem es den Rhein erreicht habe, am Rhein bleiben müsse. Derselbe Foch unterbreitete denn auch während der Friedensberatungen Herrn Clémenceau ein Memorandum, in dem es heißt: »Diese Grenze (die Rheingrenze) muß Deutschland aufgezwungen werden. Von jetzt ab wird der Rhein die Westgrenze der germanischen Völker sein.«

Clémenceau vermochte bekanntlich nicht alle französischen Annexionsbestrebungen, die die Franzosen selbst ihre »historische Rheinpolitik« nennen, durchzusetzen; aber auch er fand sich mit einer 15jährigen Besetzung linksrheinischer Gebiete nur ab, weil er sie als Möglichkeit betrachtete, dennoch auf einem Umweg zum Ziele zu kommen. Daß er ebensowenig wie die Poincaré und Foch die rheinische Beute nach 15 Jahren fahren lassen wollte, beweisen seine Worte, die er am 7. Mai 1919 in einer außerordentlichen Sitzung der Bevollmächtigten und Minister dem gegen seine Versailler Taktik opponierenden Poincaré zurief:

In 15 Jahren werden die Deutschen die Bestimmungen des Versailler Vertrags nicht alle ausgeführt haben. Und in 15 Jahren, wenn Sie mir die Ehre erweisen,

an mein Grab zu kommen, werden Sie mir, davon bin ich überzeugt, sagen können: Wir stehen am Rhein, und wir bleiben dort.

Nur im Zusammenhang mit diesen auf die Annexion der rheinischen Gebiete abzielenden Bestrebungen ist die Politik zu verstehen, die Frankreich in den besetzten Gebieten treibt. Denn welch ein Widersinn läge sonst darin, von einem Volke dauernd gewaltige Reparationen zu erwarten, ihm aber die Mittel, die es unter größten Anstrengungen zur Erfüllung seiner Verpflichtungen bereitstellt, dadurch zu entziehen, daß man sie für die Unterhaltung eines riesigen, in seinen Ansprüchen maßlosen Besatzungsheeres und für die Zwecke eines überaus kostspieligen Verwaltungs- und Kommissionsapparates in Anspruch nimmt!

An Stelle einer Garnisonsstärke von 70 000 Mann, wie sie das besetzte Gebiet vor dem Kriege aufwies, und wie sie uns als Höchstmaß der Besatzung von gegnerischer Seite in Aussicht gestellt wurde, ist das gleiche Gebiet — von dem zu Unrecht besetzten Ruhrgebiet abgesehen — mit rund 130 000 bis 140 000 Mann belegt.

Für die Besatzungsarmeen im Rheinland mußten seit dem Waffenstillstand bis Ende Dezember 1922 rund 4,5 Goldmilliarden aufgebracht werden. Die den Besatzungsmächten entstandenen Besatzungskosten sind von Deutschland bereits beglichen worden, denn die Besatzungsmächte haben die deutschen Reparationssachleistungen mit den Ausgaben für ihre Besatzungsarmeen belastet und Deutschland lediglich den die Besatzungskosten übersteigenden Teil seiner Reparationssachleistungen gutgeschrieben. Nur die Regelung der amerikanischen Besatzungskosten ist noch eine offene Frage.

Da es bei der Stärke der Besatzungstruppen kaum eine Frage gibt, die sich nicht irgendwie mit der deutschen Verwaltung berührt, hat sich die Rheinlandkommission in immer höherem Grade zu einer Kontrollbehörde über die deutsche Regierung entwickelt. Durch Delegierte, die jeder deutschen Verwaltungsbehörde beigegeben sind, übt sie genaue Aufsicht über alle wirtschaftlichen und politischen Vorkommnisse im besetzten Gebiet aus und ist bemüht, sich schrittweise an die Stelle der deutschen Verwaltung zu setzen. Mit diesem Vorgehen, das politisch und kulturell weit über das hinausgeht, was für die Sicherheit der Besatzungstruppen als geboten angesehen werden könnte, beweist Frankreich, daß es ihm eigentlich nicht darum zu tun ist, Reparationen, Geld- und Sachleistungen zu erlangen, sondern daß es in erster Linie die dauernde militärisch-politische Beherrschung des Rheingebiets erstrebt.

Dazu kommen die wirtschaftlichen Aspirationen der französischen Schwerindustrie. Der gewaltige Vorteil, den sie durch die Angliederung von Elsaß-Lothringen, durch die Monopolstellung in Luxemburg, durch die Überlassung der Saargruben und durch die Reparationskohlen erhalten hat, genügt ihr nicht. Auch die Zuteilung der Hauptmasse der oberschlesischen Industrie an Polen und damit an die östliche Interessensphäre der französischen Großindustrie wurde nicht als ausreichend angesehen. Der wirtschaftliche Imperialismus, der Herrschaftsdrang und Machthunger der französischen Industriekönige verlangt gebieterisch nach der Einbeziehung des Ruhrgebiets in das zentrale Industriebecken, das links und rechts den Rhein flankiert.

Die Ausdehnung des wirtschaftlichen Herrschaftsbereichs von Frankreich ist in vier Etappen zu gliedern: 1. Besitznahme von Elsaß-Lothringen (1918), 2. soll die Abschneidung des Saargebiets vermittelst einer Zollgrenze folgen (genügend vorbereitet durch die Währungsgrenze, statistische Gebühr und Übergang der Kohle in französischen Besitz), 3. Abschneidung des Rheinlandes (Smeets-Bewegung, Zollgrenze am Rhein, Rheinfrankenwährung) und 4. Beherrschung des Ruhrreviers (Besetzung von Duisburg und der Rheinhäfen und jetzt des gesamten Kohlenbeckens, Kontrolle und Verteilung der Ruhrkohlenproduktion, Zollgrenze gegen Osten). Diesen Raub vor Augen hat Frankreich bisher jede Möglichkeit zu einer Verständigung vereitelt. Briand wurde gestürzt, weil er in Cannes von der annexionistischen Linie abzuweichen begann, Genua wurde sabotiert, die Sachlieferungen, die man haben konnte, wurden ausgeschlagen, die Möglichkeiten, Geld durch eine internationale Anleihe zu erhalten, ungenutzt gelassen, die Gutachten der internationalen Finanzsachverständigen beiseite geschoben, die amerikanischen Mahnungen in den Wind geschlagen — und immer neue unerfüllbare Forderungen erhoben, in dem Bewußtsein, daß sie Deutschlands Kredit untergraben und seinen wirtschaftlichen Ruin beschleunigen mußten. Noch zuletzt hat Frankreich verhindert, daß Deutschland auf der Pariser Konferenz gehört wurde, um »mit zitternden Händen« nach der Ruhr greifen zu können.

Der wahre Charakter der französischen Rhein- und Ruhrpolitik geht mit Klarheit aus einem Geheimdokument hervor, das die englische Zeitschrift »The Nation and The Athenaeum« in Nr. 22 vom 3. März 1923 veröffentlicht hat. Es ist der Entwurf eines Schreibens des englischen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes an den französischen Gesandten in London. Wenn dieses Schreiben auch nicht abgesandt worden ist, so spiegelt es doch deutlich die Auffassungen wieder, die in englischen amtlichen Kreisen über Frankreichs Absichten herrschen. In dem im Februar 1923 entworfenen Schreiben des englischen Staatssekretärs heißt es:

Der gegenwärtige Präsident des Obersten Rates, Herr Poincaré, der während der Friedenskonferenz Präsident der Republik war, weiß natürlich genau, welche Verhandlungen zwischen den Leitern der führenden alliierten und assoziierten Mächte während der Konferenz gepflogen wurden. Er wird sich erinnern, daß von französischer Seite Forderungen aufgestellt und auch von dem Rate der Vier erwogen wurden, die das Rheinland für alle Zeiten von Deutschland getrennt, Frankreichs Grenze bis an den Rhein gelegt und ihm eine dauernde militärische und wirtschaftliche Besetzung des Ruhrgebiets gewährt haben würden. Diese Forderungen wurden vorgebracht, weil es für notwendig gehalten wurde, Deutschland nicht nur zu entwaffnen, sondern auch seine militärische und wirtschaftliche Kraft durch einen Prozeß der teilweisen Zerstückelung dauernd zu zerstören. Die übrigen alliierten und assoziierten Mächte haben diese französischen Vorschläge in Erwägung gezogen, aber sie haben sie einstimmig verworfen, da sie mit den Prinzipien und den Zielen der Alliierten und mit den Friedensbedingungen, die man Deutschland angeboten hatte, nicht zu vereinbaren waren. Der Präsident des Obersten Rates, Herr Clémenceau, zog dann die ursprünglichen französischen Forderungen zurück und gab zu den Bedingungen, die im Vertrag festgestellt und von Deutschland akzeptiert wurden, seine Einwilligung. Gemäß diesen Bedingungen muß das Rheinland unter allen Umständen ein Teil Deutschlands bleiben trotz zeitlicher Besetzung durch die alliierten Armeen. Für das Ruhrgebiet ward Frankreich weder in militärischer noch ökonomischer Hinsicht irgendein Recht

zur Besetzung zugesprochen. Die Regierung Seiner Majestät weiß, daß über diesen Entscheid in einzelnen Teilen Frankreichs starke Unzufriedenheit herrschte. Der Präsident des Obersten Rates wird, wenn er die vertraulichen Berichte liest, feststellen, daß sowohl der britische Premierminister wie auch der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika die Aufmerksamkeit des Herrn Clémenceau auf Versuche gelenkt hat, die unter dem Schutze und unter der Begünstigung von französischen Militärstellen gemacht wurden, um eine besondere Republik für die rheinischen Provinzen und Westfalen zu errichten oder eine Revolution im Rheinland hervorzurufen, die als Ziel die dauernde Abtrennung dieses Gebietes von Deutschland haben sollte. Mr. Clémenceau wurde in der Tat gezwungen, dem General Mangin, Oberstkommandierenden der X. Armee in Mainz, ausführliche Instruktionen zu geben, in denen er die Teilnahme französischer Offiziere an Handlungen verbot, die bezweckten, die Zerstückelung Deutschlands zu erreichen, um so die Friedenskonferenz vor ein »Fait accompli« zu stellen.

Die Entscheidungen der alliierten und assoziierten Mächte waren bezüglich der Zukunft des Rheinlandes, der Rheingrenze und des Ruhrgebiets ganz eindeutig. Die Regierung Seiner Majestät muß jedoch mit Erstaunen feststellen, daß die französische Regierung in den letzten Wochen, nur um wenige Telegraphenstangen und Kohlen zu erhalten, sich bemüht, mit Gewalt gerade die Politik der Zerstückelung Deutschlands durchzuführen, zu der sie bei der Friedenskonferenz nicht die Zustimmung der alliierten und assoziierten Mächte erhalten konnte. Abgesehen von allen Ansichten über Gerechtigkeit, internationales Gesetz und Menschlichkeit, kann die Regierung Seiner Majestät kein Recht Frankreichs anerkennen, sich militärisch und wirtschaftlich im Ruhrgebiet festzusetzen oder irgendeinen Teil deutschen Gebietes westlich des Rheins von Deutschland abzutrennen. Weder in diesem Falle noch im allgemeinen wird sie einem einzelnen oder einer Gruppe von Staaten das Recht zugestehen, die allgemeinen Beschlüsse der Alliierten durch militärische Gewalt umzustoßen.

Wenn jetzt, nachdem »das ruchlose Abenteuer« (wie Lloyd George den Einbruch in das Ruhrgebiet nennt) ausgeführt ist, Herr Poincaré wiederholt betont, daß Frankreich keine Annexionsabsichten gehabt habe, sondern nur den Wunsch, bezahlt zu werden, so wird man sich daran erinnern, daß ein französischer Schriftsteller es war, der die Heuchelei als die Huldigung bezeichnet hat, die das Laster der Tugend erweist.

Gegenüber dieser Verlogenheit der französischen Politik ist es von besonderem Wert, daß ein glücklicher Zufall ein offizielles französisches Dokument hat bekannt werden lassen, das die tieferen Tendenzen der französischen Ruhrpolitik in wahrhaft klassischer Weise enthüllt. Es ist der Geheimbericht, den der Vorsitzende der Finanzkommission der französischen Deputiertenkammer, Adrien Dariac, am 28. Mai 1922 über eine in amtlichem Auftrag unternommene Reise ins Rheinland erstattet hat. Angesichts dieses durch die Presse allgemein bekannt gewordenen Dokuments ist kein Zweifel mehr daran möglich, daß Frankreich schon seit langem systematisch auf den Raub des Ruhrgebiets hingearbeitet hat, daß alle sich teilweise widersprechenden Begründungen des Rechtsbruchs nur Vorwände sind, und daß die Ruhraktion nichts anderes ist als ein planmäßig vorbereiteter Schritt Frankreichs zur Eroberung der wirtschaftlichen und militärischen Hegemonie in Europa.

Das deutsche Volk an Ruhr und Rhein leistet dem französischen Militarismus den entschlossenen Widerstand der passiven Resistenz im Vertrauen darauf, daß sich die Macht des Rechts doch schließlich stärker erweisen muß

als das Recht der Macht. Leider stehen wir in diesem Kampf des Rechts gegen die Gewalt immer noch allein. Wenn man uns, um seine Gleichgültigkeit zu rechtfertigen, an gewisse eigene Sünden der Kriegszeit erinnert, so ist dabei, ganz abgesehen davon, daß diese Vorwürfe meist erst noch der Nachprüfung bedürfen, nicht zu übersehen, daß zwischen Krieg und Frieden völkerrechtlich ein gewaltiger Unterschied besteht, und daß man, wenn man seiner sittlichen Entrüstung über Völkerrechtsbrüche während des Krieges weithin schallenden Ausdruck verlieh, jetzt erst recht nicht schweigen darf. Und wenn man so bereitwillig dem Verlangen zustimmt, daß das entwaffnete Deutschland der heute stärksten Militärmacht der Welt »Sicherheiten« bietet, so dürfen wir doch auch von den Garanten des Versailler Vertrags etwas Verständnis dafür erwarten, daß wir uns auch vor den fortgesetzten, unsere nationale Existenz bedrohenden Rechtsbrüchen Frankreichs gesichert sehen möchten.

So wenig Anlaß wir jedoch auch zu irgendwelchen Illusionen über die Stimmung der Welt uns gegenüber haben, so falsch wäre es, die Anzeichen eines Umschwungs in der angelsächsischen Welt zu übersehen. Für die Schärfe des inneren Gegensatzes, in den das amtliche England bereits zu der Regierung Poincaré geraten ist, ist jener oben zitierte Entwurf eines Schreibens des englischen Staatssekretärs an den französischen Botschafter bezeichnend. Es ist jedenfalls für die englisch-französischen Beziehungen ebenso charakteristisch, daß dieses Schreiben entworfen, wie daß es nicht abgeschickt wurde. Aus dem Geheimdokument seien noch folgende Stellen ihrer politischen Bedeutung wegen ausführlich wiedergegeben:

Nach Ansicht der Regierung Seiner Majestät ist die gegenwärtige Unternehmung der französischen Regierung an der Ruhr und im Rheinland eine Verletzung der Prinzipien des öffentlichen Rechtes und der Menschlichkeit, für die Frankreich und Großbritannien als Verbündete im Kriege gekämpft haben; sie ist ferner der Ansicht, daß das Vorgehen der französischen Regierung eine Verletzung des Vertrages von Versailles und der Rechte ist, die nicht nur Deutschland, sondern auch Großbritannien in diesem Vertrag zugestanden worden sind. Das Vorgehen bedeutet einen **noch nie dagewesenen Bruch der internationalen Gesetze**, der unvermeidlich zu einem neuen Krieg und neuem Blutvergießen führen muß und daher die wichtigsten Lebensinteressen Englands bedroht....

Die Regierung Seiner Majestät ist sich darüber klar, daß während der letzten hundert Jahre oft Staaten willkürliche Handlungen gegen die Nachbarn mit geringer oder keiner Rechtsgrundlage unternommen haben, aber niemals ist es vorgekommen, daß ein zivilisierter Staat in Friedenszeit in das Gebiet seines Nachbarstaates mit einer Armee einfällt, um die Lieferung von einigen wenigen Telegraphenstangen, etwas Holz und einigen Tonnen Kohlen zu erzwingen. Die Regierung Seiner Majestät kann es nicht glauben, daß eine derartige Handlung sich mit der Aufrechterhaltung der Beziehungen zwischen friedlichen und zivilisierten europäischen Staaten vereinbaren läßt.

Als die französische Armee ins Ruhrgebiet eindrang, hat weder die deutsche Regierung noch die Bevölkerung irgendeinen bewaffneten Widerstand geleistet. Der geleistete Widerstand war friedlichen Charakters, das heißt er bestand in der Hauptsache in der Weigerung, die Befehle der französischen Stäbe oder der französischen Regierung auszuführen. Eine derartige Weigerung war nach internationalem Gesetz und nach dem Staatsrecht jeder zivilisierten Nation, einschließlich Frankreichs, nicht nur gerechtfertigt, sondern **pflichtgemäß**!

Aber die französische Regierung hat auf Grund dieses friedlichen Widerstandes, der ihren ungesetzlichen Handlungen entgegengesetzt wurde, Schritte unternommen, die ein neues Licht auf die ganze Politik, die von ihr verfolgt wird, wirft, und welche ernste Unruhe bei der Regierung Seiner Majestät verursacht. Die französische Regierung versucht nicht länger, Telegraphenstangen oder Kohlen zu erhalten, sondern bemüht sich, die Ruhrbevölkerung zu zwingen, ihre eigene Militärverwaltung anstatt der Zivilverwaltung der deutschen Regierung anzuerkennen. Um dieses zu erreichen, wird das schwerste Kriegsrecht verhängt, gleich als wenn das Ruhrgebiet in Kriegszeiten militärisch besetzt worden wäre. Die Mengen werden bajonettiert und erschossen oder willkürlich verurteilt und ins Gefängnis geworfen; öffentliches und privates Eigentum wird beschlagnahmt; die Eisenbahnen, Bergwerke und der ganze öffentliche Verwaltungsapparat werden beschlagnahmt; Regierungsbeamte, vom Regierungspräsidenten und Bürgermeistern bis zu Eisenbahn- und Polizeibeamten, werden willkürlich festgenommen, entlassen und verbannt. Wenn diese Handlungen auf das Ruhrgebiet beschränkt würden, dann könnte man es noch für möglich halten, daß sie den Zweck haben, die Lieferung der 146365 Telegraphenstangen aus diesem Gebiet zu erzwingen, aber soweit die Regierung Seiner Majestät unterrichtet ist, haben die französische Regierung und Armee nach sechswöchiger Besetzung des Ruhrgebiets dieses Ziel noch nicht erreicht. Doch die französische Regierung hat ihre Operationen nicht nur auf das Ruhrgebiet beschränkt; gleiche Handlungen hat sie im linksrheinischen Gebiet vorgenommen, das gemäß Friedensvertrag von Versailles von Frankreich während 15 Jahren besetzt bleibt. Die interalliierte Rheinlandkommission wird von der französischen Regierung dazu benutzt, Verordnungen herauszugeben und Handlungen vorzunehmen, die nach Ansicht der Regierung Seiner Majestät außerhalb ihrer Befugnisse liegen. Auf Grund dieser Verfügungen sollen die Einnahmen aus Zoll und Steuer und die ganze Verwaltung Frankreich zugeführt werden; die deutsche Zivilverwaltung wird entlassen, und es wird von ihr verlangt, daß sie sich von Frankreich wieder einstellen läßt. Die höheren Beamten werden ausgewiesen. In einem Wort, **die Souveränität des Rheinlandes wird, in Verletzung des Vertrages von Versailles, von Deutschland an Frankreich übertragen.** . . .

So erfreulich dieses Dokument an sich auch ist, so bedauerlich ist, daß das amtliche England es doch für angemessen hält, Frankreich offiziell anzulächeln. Das zeigt uns, wie schauerlich noch immer die Einsamkeit ist, in der wir uns befinden. Man steht in der Welt immer noch unter der Suggestion eines waffengewaltigen Deutschlands und zeigt deshalb mehr Verständnis für die Garantieforderungen Frankreichs als für den Wunsch eines entwaffneten Volkes, gewisse Sicherungen gegenüber den aggressiven Tendenzen des stärksten Militarismus der Welt zu erhalten.

Arbeiterschöffen

Von Dr. Siegfried Rosenfeld, Mitglied des Preußischen Landtags

Es wird in den Kreisen unserer Partei häufig der Vorwurf erhoben, die Revolution habe sich schwerwiegender, für unsere politische Entwicklung verhängnisvoller Versäumnisse auf dem Gebiet der Rechtspflege schuldig gemacht. Nicht selten hört man aussprechen, daß ein sofortiges radikales Eingreifen in die Justiz im November 1918 unser Land davor bewahrt hätte, in solchem Maße der Republik und der Arbeiterklasse feindliche Urteilssprüche über sich ergehen lassen zu müssen, wie wir es in diesen Jahren leider erlebt

haben. Nun ist es sicherlich richtig, daß wir unmittelbar nach der Revolution allzu hoffnungsfreudig auf einen starken Stimmungsumschwung in allen Beamtenkreisen gerechnet und die Macht der überlieferten Anschauungen unterschätzt haben. Dennoch würde die Meinung falsch sein, daß eine kraftvolle Personalreform unsere Justiz vor den zahlreichen Schandurteilen bewahrt hätte, in denen sich die verfassungswidrige monarchistische und antirepublikanische Gesinnung der Richter erging.

Abgesehen davon, daß die Zahl der wirklich geeigneten Richter, die als zuverlässige Republikaner und als sozial vorurteilsfrei bekannt waren, nicht groß war, bedurfte und bedarf noch heute unsere Rechtspflege neben der Personalreform einer durchgreifenden *organischen* Umgestaltung des materiellen und formellen Rechts, insbesondere des Strafrechts, der Strafprozeßordnung und der Organisation der Gerichte, wenn sie eine Gewähr für die soziale Neuordnung der Rechtsprechung bieten soll.

Rechtspflege ist Kulturpflege. Wie alle kulturellen Einrichtungen, sind auch die Einrichtungen des Rechts organische Gebilde. In einer gegebenen politischen Situation sie in neue Form zu bringen, so daß sie *Bestand* haben, ist auch einer starken Hand bisher nie gelungen. Auch in der Rechtspflege kann ein dauerhafter und großer Fortschritt nur die allmählich reifende Frucht einer umfassenden Arbeit und der Heranziehung weiter für diese Arbeit zu gewinnender und zu erziehender Kreise des Volkes, insbesondere auch der Arbeiterklasse sein.

Wenn es dafür eines Beweises bedurfte, ist er durch die sicherlich gut gemeinte, radikale Schöpfung der bayerischen Volksgerichte, die das Ministerium Eisner ins Leben gerufen hat, erbracht. Die Ergebnisse dieses »Radikalismus«, der vergessen hatte, daß wer heute Hammer ist, morgen Amboß sein kann, sind erst kürzlich wieder in dem Fechenbachprozeß in erschreckender Weise zutage getreten. Und wie in Bayern sehen wir auch in Sowjetrußland die Volksgerichte Klassenjustiz treiben. Der Ankläger Korylenko erklärte im Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre das Tribunal für ein Organ des Klassenkampfes der Arbeiterklasse gegen die Feinde des Proletariats.

Gegenüber dieser Klassenjustiz von rechts und links muß das Ziel der Sozialdemokratie sein, eine Annäherung an das Ideal umfassender Gerechtigkeit zu erreichen und Volksgerichte zu schaffen, die diesen Namen in Wirklichkeit verdienen.

Die Erreichung dieses Zieles hat in erster Reihe formalrechtliche Voraussetzung. In seiner leider allzu kurzen Amtszeit ist unser Parteigenosse Radbruch mit aller Kraft den Weg zu diesem wichtigen Ziele gegangen. Bis zum Reichsrat war bereits seine Vorlage für die Neuordnung der Strafgerichte gediehen, als der Abgang des Kabinetts Wirth seiner zielklaren Arbeit ein Ende setzte. Wenige Monate einer verlängerten Amtszeit hätten genügt, um diese seit Jahrzehnten notwendige und für die Justizreform grundlegende Neuordnung Gesetz werden zu lassen. Es wird Aufgabe unserer Partei sein, diese Reform vorwärts zu treiben, die die entscheidende Mitwirkung von Laienrichtern auch in den jetzt von den Strafkammern abgeurteilten Strafsachen sichern soll.

Den Gedanken der Laienbeteiligung in der Rechtsprechung hat das Gesetz und die bisherige Praxis der Justizverwaltung in einer Form verwirklicht, die den wahren Sinn der Laienjustiz in ihr Gegenteil verkehrt hat. Die Aus-

schüsse, die jetzt Schöffen und Geschworene wählen, bestehen aus einem Amtsrichter als Vorsitzenden, einem Staatsverwaltungsbeamten und sieben aus den Einwohnern des Gerichtsbezirks gewählten Beisitzern. Der Amtsrichter und Verwaltungsbeamte stimmen bei den Entscheidungen des Ausschusses mit; die Stimme des Amtsrichters gibt bei Stimmengleichheit den Ausschlag. Die Entscheidungen haben daher amtlichen Einschlag. Dazu kommt, daß der Ausschuß nach geltendem Recht unmittelbar nur die Schöffen bestimmt, für die Geschworenen jedoch lediglich eine Vorschlagsliste aufstellt, aus der der Landgerichtspräsident mit anderen Richtern die Jahresliste der Geschworenen auswählt. Die Geschworenenliste wird also in ihrer schließlichen Gestaltung lediglich von Justizbeamten gebildet.

Dieser überwiegende Einfluß der Justizbureaukratie führte bisher dazu, daß die Schöffen zum größten Teil in den Städten dem Handwerker- und Kleinkaufmannsstand, auf dem Lande den Kreisen der selbständigen Landwirte und Gemeindevorsteher entnommen wurden. Die kleinbürgerlichen Schichten spielen somit unter den Laienrichtern die große Rolle. In Wahrheit ist diese Rolle jedoch eine beschämend kleine, wenn ihre meist in pagodenhafter Zustimmung zu den Urteilen und Beschlüssen der Berufsrichter sich erschöpfenden Leistungen und ihre fast überall zu beobachtende Passivität in den Verhandlungen an dem großen Gedanken des Laienrichtertums gemessen werden.

Warum bevorzugte die Justizbureaukratie diese Berufsschichten als Schöffen? Nicht etwa um deswillen, weil man die höhere Intelligenz des kleinen Mannes durch sie vertreten glaubte, sondern weil man unter den Angehörigen dieser Schichten in der Regel autoritätsgläubige und geistig unselbständige Personen vermutete, vor allem solche, die willfährig genug erschienen, dem vorsitzenden Richter im Schöffengericht im allgemeinen durch dick und dünn zu folgen. In der Tat wurde so die Absicht erreicht, den Berufsrichter möglichst aller Schwierigkeiten in der Verhandlung und Beratung zu entheben, die sich aus der Zusammenarbeit mit Angehörigen der Arbeiterklasse leicht ergeben könnten, da diese in höherem Maße als jene kleinbürgerlichen Schöffen den Berufsrichtern kritisch gegenüberstehen und geistig anders gerichtet sind. Daneben konnte man freilich mit einem gewissen Schein von Recht die Arbeiterschaft vom Schöffengericht ausschalten, solange man ihr das finanzielle Opfer des Ehrenamts eines Schöffen oder Geschworenen nicht aufbürden zu dürfen glaubte. Dies galt besonders von dem Amte des Geschworenen, den seine Tätigkeit oft für Tage aus seinem Beruf wie aus seinem Wohnort hinausführt. Solche finanzielle Bedenken gegen Schöffen und Geschworene aus Arbeiterkreisen sind erst durch das vor wenigen Monaten während der Amtszeit des Genossen Radbruch angenommene Reichsgesetz beseitigt worden. Auf Grund dieses Gesetzes erhalten Schöffen und Geschworene den ausgefallenen Arbeitsverdienst ersetzt und daneben eine Aufwandsentschädigung und die Fahrtkosten.

Der bis zur Vorlage an den Reichsrat gediehene Entwurf des Gesetzes zur Neuordnung der Strafgerichte soll nunmehr auch die Vorschriften über die Wahl der Schöffen und Geschworenen und die Zusammenstellung der Listen so ändern, daß alle Volkskreise ihre Angehörigen in dieses wichtige Amt entsenden können und insbesondere die Arbeiterschaft, deren Angehörige ja zum großen Teil das Objekt der Strafrechtspflege bilden, zur

aktiven Teilnahme an der Rechtsprechung in höherem Grade berufen wird. Der Ausschuß zur Wahl der Schöffen und Geschworenen soll künftig ohne Beteiligung eines Verwaltungsbeamten nur aus Vertrauenspersonen bestehen, die nach den Grundsätzen des Verhältniswahlrechts durch die Vertretungen der Kreise, Ämter, Gemeinden oder der landesgesetzlich diesen Verbänden gleichstehenden Verbände gewählt sind. Der vorsitzende Amtsrichter in diesem Ausschuß hat kein Stimmrecht mehr, sondern nur die geschäftliche Leitung. Durch diesen Wahlmodus ist gewährleistet, daß die in die Schöffen- und Geschworenenlisten gewählten Personen nach ihrer sozialen und politischen Stellung der Zusammensetzung der Stadt- und Gemeindevertretungen mehr entsprechen.

Gegen diese Regelung ist der Einwand von den Gegnern jeder Reform zu erwarten und auch erhoben, daß unsere Justiz durch die aus den politischen Körperschaften nach dem Verhältniswahlrecht hinzugezogenen Ausschußmitglieder und die von ihnen gewählten Laienrichter politisiert wird. Das Gegenteil ist richtig. Nichts hat unsere Justiz zum Schaden wahrer Rechtspflege bisher mehr politisiert als die fast gleichförmige oder ganz überwiegende deutschnationale oder deutschvolksparteiliche Parteistellung der Berufsrichter (nur in einzelnen Landesteilen spielt der Zentrumsjurist eine gewisse Rolle), denen bisher auf Grund des gegenwärtigen Wahlmodus ein politisch anders gerichtetes Laienrichtertum mit nennenswertem Einfluß überhaupt nicht gegenüberstand.

Daher handelt es sich in Wahrheit um die Entpolitisierung unseres jetzt politisch fast einseitig zusammengesetzten Berufsrichtertums. Die geplante Reform ist insofern durchgreifend, als gleichzeitig die Beseitigung der nur mit Berufsrichtern besetzten Strafkammern vorgesehen ist und neben die kleinen Schöffengerichte (ein Richter mit zwei Laienrichtern) die großen Schöffengerichte für schwerere Verfehlungen in der Besetzung von zwei Richtern und drei Laienrichtern treten und in gleicher Besetzung die Strafkammern als Berufungsgerichte entscheiden sollen.

Dies alles berührt indes nur erst die formelle Seite unserer Strafjustiz. Auch die Beteiligung der breitesten Bevölkerungsschichten, insbesondere der Arbeiterklasse, an unserer gesamten Strafrechtspflege sichert uns keine bessere Justiz, wenn nicht gleichzeitig Hand in Hand hiermit die Auswahl wirklich geeigneter Personen zu Schöffen und Geschworenen geht und deren Mitwirkung tatsächlich eine Bereicherung für die Justiz bedeutet. Schöffen und Geschworene, die, mit Lebenserfahrungen und Menschenkenntnis ausgestattet, sich in richtiger Weise in den Dienst der Justiz zu stellen in der Lage sind und denen der Blick dafür geöffnet ist, welche besonderen Aufgaben sie innerhalb der Rechtspflege zu lösen verpflichtet sind, müssen für die Justiz gewonnen und herangebildet werden.

Alle richterliche Tätigkeit hat zwei verschiedene Seiten: Tatsachenfeststellung und Gesetzesanwendung. Sie ist der Tätigkeit des Geschichtschreibers verwandt bezeichnet worden, insofern als auch der Richter, wenn auch meist aus lebendem Material, aus Zeugen-, Sachverständigen- und Parteibekundungen, einen Tatbestand der Vergangenheit festzustellen hat. Wie es keine absolut gültige und eindeutig feststehende geschichtliche Darstellung von Vorgängen der Vergangenheit geben kann, weil je nach dem Standpunkt des Geschichtschreibers, nach seiner Welt- und Lebensanschauung, Tatsachen der

Vergangenheit verschieden gruppiert und gewürdigt werden, so ist auch die Feststellung und Würdigung eines Tatbestandes vor Gericht in der Regel von der persönlichen Lebensauffassung des Richters, seiner sozialen und politischen Gesinnung, abhängig.

Hieraus ergibt sich im Interesse einer möglichst gerechten Urteilsfindung nicht nur die Notwendigkeit einer Mischung verschiedener Lebensauffassungen, sozialer und politischer Überzeugungen bei der Urteilsberatung, sondern auch die Notwendigkeit, daß der Laienrichter imstande sein muß, mit geschärftem Blick wesentliche und unwesentliche Tatsachen zu trennen und eine allzu subjektive Einstellung zu dem Gegenstand des Urteils zu vermeiden.

Unter dem Gesichtspunkt dieses letzteren Zieles wird die Auswahl der Schöffen und Geschworenen in erster Reihe erfolgen müssen, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß der Übung und praktischen Erfahrung vieles vorbehalten bleiben muß, um jene Eigenschaften voll zu entwickeln.

Neben dieser *inneren* Eignung muß dann aber ein Schöffe oder Geschworener zur vollen Ausfüllung seines hohen Amtes auch noch anderes mitbringen. In erster Reihe sind dies positive Gesetzeskenntnisse. Nicht als ob es etwa möglich wäre, in einem mehrstündigen Kursus einen Menschen mit der ungeheuren Fülle der im Strafrechtsgebiet zur Anwendung kommenden Gesetze oder auch nur mit dem Strafgesetzbuch vertraut zu machen. Wohl aber muß ein Schöffe zum Beispiel wissen, welche Rechte ihm als solchem bei der Verhandlung zustehen. Er muß wissen, daß er das Recht hat, unverständliche oder unvollständige Aussagen eines Zeugen durch unmittelbare Fragen an ihn ergänzen zu lassen; ihm muß bekannt sein, daß der Vorsitzende ungeeignete Fragen zurückweisen kann, daß ihm aber andererseits die Möglichkeit gegeben ist, gegenüber einer solchen Zurückweisung des Richters die Entscheidung des Gerichts anzurufen, um einen Beschluß über die Zulässigkeit seiner Frage herbeizuführen. Ähnliche unentbehrliche Kenntnisse bilden die Voraussetzung für eine wirklich ersprießliche Mitarbeit der Laienrichter.

Daneben muß dem Laienrichter durch juristische Auflösung von typischen strafbaren Tatbeständen in einzelne Merkmale die Denkweise für die praktische Arbeit erleichtert werden, damit er seine Aufmerksamkeit in der Verhandlung auf das Wesentliche richten lernt und nicht durch Beobachtung von Nebensächlichem abgelenkt wird.

Die Erfüllung der Aufgabe, durch Erziehung geeigneter Laienrichter unsere Rechtspflege volkstümlich zu machen und den heute bestehenden scharfen Widerspruch zwischen Volk und Recht zu überbrücken, ist ein hohes Ziel. Die Gewerkschaften und Parteiorganisationen sollten gemeinschaftlich diese Aufgabe zu lösen suchen, wie es auch bereits in einigen Orten geschehen ist.[1] Die Aufgabe muß im ganzen Reich gleichmäßig in Angriff genommen werden, um durch Juristen, zu denen der Republikanische Richterbund eine Reihe geeigneter Kräfte zu stellen in der Lage ist, die Arbeiterschaft für das wichtige Amt der Schöffen und Geschworenen vorzubereiten. So allein wird der Zweck der kommenden Justizreform sichergestellt und die Umgestaltung unserer Rechtspflege zu einer volkstümlichen bewirkt werden.

[1] Vergl. Bozi, Schöffen und Geschworene. Zwölf Einführungsvorträge.

Pariser Kaffeehausleben während der großen Französischen Revolution[1]

Von Heinrich Cunow

III

Nach dem 9. Thermidor, dem Sturz Robespierres erlangte unter den politischen Cafés von Paris das Boulevard-Café Chrétien die größte Bedeutung. Selbst das alte Café de Chartres als Sitz des Hauptquartiers der Moschusstinker (der goldenen Jugend) und das Aristokraten-Café Procope haben nicht eine solche Rolle in der Geschichte der Französischen Revolution gespielt wie das Café Chrétien, das tatsächlich in den Jahren 1795/96 zum Konspirationsherd der radikalsten Jakobiner und später der Pantheon-Gesellschaft wurde. Außer im Café Chrétien verkehrten zwar die »Terroristen«, wie sie fälschlich genannt wurden, auch vielfach in dem schon im vorigen Artikel erwähnten Café der »Chinesischen Bäder« sowie im Café Ginet (in der Rue Saint-Honoré), dem alten Tuilerien-Café Hottot, das inzwischen seinen Besitzer gewechselt hatte und in den Jahren 1795/96 meist in den Zeitungs- und Polizeiberichten Café Payen genannt wird, ferner in dem Café Madeleine (nahe der Madeleine-Kirche); aber der Sitz des radikalen Generalstabs, von dem hauptsächlich die Agitation zur Wiederherstellung und Durchführung der Verfassung des Jahres I (1793) ausging, blieb trotz aller einzelnen politischen Wechselfälle das Café Chrétien.

Wie in die übrigen Jakobiner-Cafés wurden auch in das Café Chrétien mehrfach von den konterrevolutionären Muscadins und der Fréron-Garde Streifzüge zur »Züchtigung der Patrioten« unternommen; aber der Besitzer, Herr Chrétien, früher Mitglied des Revolutionstribunals, war ein energischer Herr, der in Voraussicht der kommenden Überfälle einige handfeste Männer in seinem Betrieb angestellt hatte. Und auch manche der Kaffeehausbesucher hatten sich, durch das Treiben der Lebejünglinge in anderen Cafés gewarnt, Knüppel zugelegt. So kam es, daß die Muscadins einige Male mit blutigen Köpfen abziehen mußten und sich schließlich darauf beschränkten, hin und wieder in kleinen Trupps vor das Café zu ziehen und zu schimpfen. Um so häufiger wurde das Café Chrétien von geheimen Pariser Polizeiagenten und später von den Spitzeln des Direktoriums heimgesucht.

Zunächst waren es nur einige der linksradikalen Konventsmitglieder, Journalisten und Agitatoren, die sich im Café Chrétien zur Besprechung politischer Angelegenheiten einfanden. Jene Mitglieder der Bergpartei, die Robespierre mit gestürzt und von seinem Sturz die Abwehr der drohenden Diktatur erwartet hatten, sahen sich nämlich in ihren demokratischen Erwartungen bitter getäuscht. Die durch das Schreckensregiment niedergehaltenen verkappten Girondisten, Brissotisten, Dantonisten usw. wagten sich alsbald wieder offen hervor, die Barras, Legendre, Bourdon (Oise), Thuriot, Merlin verbanden sich mit den Sièyes, Boissy d'Anglas, Durand, und diesem bunten Gemisch gesellten sich eiligst die sogen. »Korrumpierten« des Berges (Berg, Montagne, wurden die radikalen Jakobiner genannt, weil sie im Parlament die obersten Sitzreihen einnahmen), die Tallien, Fouché, Fréron hinzu. In ihrer Gesamtheit bildeten sie die neue Gruppe der »Ther-

[1] Fortsetzung des Artikels in Heft 18 (S. 442) der Neuen Zeit.

midoristen«, der Sieger des 9. Thermidors. Die Konventsmitglieder des obersten Berges, die sogen. Gipfelmänner, die Robespierre nicht gestürzt hatten, weil er ihnen zu radikal war, sondern weil sie seine Diktatur fürchteten und endlich die neue republikanische Verfassung vom Jahre 1793 durchgeführt wissen wollten, sahen sich, geschwächt und isoliert, bald einer großen »thermidoristischen« Partei gegenübergestellt, die in ihrem Haß gegen das Robespierresche Regime bereit schien, der Reaktion wahllos alle Schleusen zu öffnen. Das Revolutionstribunal wurde suspendiert, dann »reformiert« und mit Kreaturen der neuen Koalitionspartei besetzt, die Gerichtsordnung vom 22. Prairial aufgehoben und gegen den öffentlichen Ankläger (Staatsanwalt) des früheren Revolutionstribunals, Fouquier-Tinville, selbst Anklage erhoben; ferner wurden auf die meisten Posten des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses Thermidoristen gesetzt, und bald darauf, nachdem sich die neue Partei die nötigen Ordnungsgarantien geschaffen hatte, mehrere Konventskommissäre verhaftet und von Lecointre (Versailles) — bereits einen Monat nach Robespierres Sturz — gegen eine Reihe radikaler Ausschuß- und Konventsmitglieder eine lange Anklage eingebracht, darunter gegen Nicolas Billaud-Varennes, während der sogenannten Schreckenszeit Konventspräsident und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, Alexis Vadier, früheren Präsidenten des Sicherheitsausschusses, Jean Collot d'Herbois, Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, Bertrand Barrère de Vieuzac, Konventspräsidenten und Mitglied des zweiten Wohlfahrtsausschusses, Henry Voulland, dem Konventsdeputierten des Garde-Departements, Jean-André Amar, Konventsdeputierten des Isère-Departements, und Léonard Bourdon (gewöhnlich »de la Crosnière« genannt, im Unterschied zu dem gemäßigt-dantonistischen intriganten Vertreter des Oise-Departements, namens Louis Bourdon). Da diese Männer des Berges sich sehr geschickt zu verteidigen wußten, hatte zwar Lecointre mit seiner Anklage vorerst keinen Erfolg, doch folgten bald neue Anträge auf Verhaftung von Gipfelmännern, und schon am 3. Oktober 1794 wurden tatsächlich Billaud-Varennes, Barrère, Collot d'Herbois, Vadier vor eine Untersuchungskommission des Konvents gestellt und zur Deportation verurteilt.

Dieser Rachefeldzug der Thermidoristen und ihrer reaktionären Hintermänner bestimmte viele ehemalige Jakobiner und Cordeliers des linken Flügels, aus Paris zu fliehen oder sich irgendwo in den Pariser Vorstädten verborgen zu halten. Allzu häufig waren deshalb die Zusammenkünfte der Versemten in den Pariser Kaffeehäusern nicht; man kam lieber in abgelegenen Privatwohnungen zusammen. Nachdem aber am 13. Vendemiaire des Jahres II (5. Oktober 1795) der von Barras begönnerte junge General Bonaparte die aufständischen royalistischen Sektionen der Pariser Nationalgarde niedergeworfen hatte und nach Einsetzung des fünfköpfigen Direktoriums am 26. Oktober 1795 eine allgemeine Amnestie erlassen worden war, kehrte eine große Anzahl jener, die geflüchtet waren oder sich bisher versteckt gehalten hatten, in das Pariser öffentliche Leben zurück und nahm ihre frühere politische Tätigkeit wieder auf. Während der Besuch der Royalisten-Cafés zunächst nach dem 13. Vendémiaire merklich abnahm, häuften sich die Zusammenkünfte und Beratungen der republikanischen Linken in den bekannten Jakobiner-Cafés, vor allem im Café Chrétien, in dem nun fast täglich Beratungen und Geheimsitzungen der

Führer der republikanischen Restitutionsbewegung stattfanden, oft von 50 bis 60 Personen besucht.

Zu den häufigsten Besuchern gehörte Pache, der ehemalige Maire von Paris, und der frühere Kriegsminister Bouchotte, ferner der General Rossignol, der frühere Präsident des Sicherheitsausschusses Vadier, die Konventsdeputierten Léonard Bourdon, Jean-Henri Voulland, Jean-André Amar, Joseph Cambon und Jean Drouet (der ehemalige Postmeister von Saint-Ménéhould, der am 22. Juni 1791 die Festnahme Louis XVI. in Varennes bewirkt hatte) sowie der Redakteur des »Journal des Hommes libres« (Journal der freien Menschen), Ch. Antonelle. Außer diesen und anderen durch die Geschichte des großen Revolutionsdramas weiteren Kreisen bekannt gewordenen Konventspolitikern stellten sich meist einige frühere Mitglieder der Pariser Gemeindeverwaltung, Anhänger Chaumettes oder Héberts, und auch einige Arbeiteragitatoren aus den Vorstädten Marceau und Saint-Germain ein.

Gewöhnlich fanden die Beratungen, die sich oft bis in die Nacht ausdehnten, nicht im eigentlichen Gästeraum des Cafés, sondern in einem abgeschlossenen großen Nebenzimmer statt. Der sechzigjährige Vadier, der zu den Amnestierten gehörte, präsidierte. War er nicht anwesend, leitete Léonard Bourdon die Verhandlungen. Albert Tournier sagte in seinem Werk »Vadier, président du comité de sûreté générale sous la Terreur«, S. 245:

»Nach der Amnestie des Brumaire kam Vadier in den ersten Monaten, die der Einsetzung der Direktorialregierung folgten, nach Paris zurück. In Paris herrschte damals große Aufregung. Die Sendboten der besiegten Parteien (der Jakobiner und Cordeliers. H.C.) feierten die Jakobiner von 1793, beklagten ihr Schicksal, priesen die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart und wiesen auf die Lebensmittelteuerung hin, für die sie die neue Verfassung verantwortlich machten. Die Agitationsherde wuchsen. Das Café Chrétien, wo Vadier Stammgast war, wurde zum wahren Hauptquartier der jakobinischen Gegenwehr. Von dort aus wurden weitere Gruppen gegründet. Es fehlte nur ein Ort ihrer allgemeinen Verbindung. Die Gesellschaft des Pantheon, das heißt der alten Sankt-Genoveva-Kirche füllte diese Lücke aus. Diese in engster Verbindung mit den Kaffeehäusern des Genoveva-Berges stehende Gesellschaft versammelte sich nicht im Pantheon selbst, aber ganz nahe dabei: im Refektorium des Genoveva-Klosters oder bei »Cardinaux à l'Estrapade«.[2]

Der »Courier de Paris« denunzierte diese nächtliche Versammlung, wo, wie er sagte, Barrère wahrscheinlich die Mittel erörterte, neue Jakobinerjacken zusammenzuflicken. Vadier war trotz seiner sechzig Jahre jeden Abend dort. Er war zum Präsidenten ernannt worden, zugleich mit ihm Cambon zum Finanzkontrolleur. Unter den Aufgenommenen befanden sich ferner Pache, Bouchotte, Duhem, Saint-André, Léonard Bourdon, Maure, Maigret und die meisten übrigen Altjakobiner.«

Die Angaben Tourniers werden durch die Polizeiberichte bestätigt. Zunächst bildeten die im Café Chrétien Zusammenkommenden nur eine lose

[2] Cardinaux hieß der Wirt der »Pantheon-Gesellschaft«, daher bezeichnete man scherzweise die Versammlungen bei ihm als Versammlungen bei Cardinaux am Galgenplatz.

Vereinigung ohne irgendwelche Statuten; nachdem sie aber mit einigen anderen revolutionären Gruppen in Verbindung getreten und das Netz ihrer Agitation weiter ausgesponnen hatten, stellte sich eine festere Zusammenfassung als durchaus notwendig heraus, um so mehr, als schon am Morgen des 22. Brumaire des Jahres II (12. November 1794) der Jakobinerklub auf Befehl des Konvents vorläufig geschlossen worden war. Am 9. November hatte nämlich ein Haufen von Muscadins oder, wie sie von den Demokraten meist genannt wurden, »Faquins« (Lumpen), aufgehetzt durch verschiedene früher zu den »Korrumpierten« des Berges gehörende Thermidoristen, die Abendsitzung des Jakobinerklubs überfallen, war aber, nachdem er einen Teil der weiblichen Tribünenbesucher in viehischer Weise mißhandelt hatte, von den Jakobinern zurückgetrieben worden, obgleich die unter Führung Bourdons von der Oise herbeieilende bewaffnete Macht, statt energisch gegen die Moschusstinker einzuschreiten, mit diesen fraternisierte. Da jedoch den Muscadins nichts geschah, ihre »Heldentat« vielmehr im Konvent wie in der sogenannten guten Gesellschaft vielen Beifall fand, wiederholten sie am 11. November ihren Überfall. Diesmal griff die bewaffnete Macht etwas schneller und energischer ein; die Versammlung konnte unter dem Schutze der Bajonette ihre Sitzung beenden. Die Folge war aber nicht etwa, daß der Sicherheitsausschuß nun gegen die »Faquins« einschritt, sondern schon am nächsten Morgen in aller Frühe die Schließung des Jakobinerklubs verfügte, mit der nachträglichen Begründung, sein Treiben errege fortgesetzt öffentliches Ärgernis und fordere zu Ruhestörungen heraus.

Der anschwellenden Reaktion gegenüber hielten es die Führer der Jakobiner für durchaus nötig, ihre zersplitterten Kräfte fester zusammenzufassen. Dies führte zur Gründung der Gesellschaft der »Pantheonisten« des »Club du Panthéon«, dessen erster Präsident Vadier wurde. Seine Sitzungen hielt wie schon erwähnt, dieser Klub im Genoveva-Kloster ab; doch konnten der polizeilichen Bespitzelung wegen dort nur unverfänglichere Angelegenheiten erörtert werden; die geheimen Sitzungen der leitenden Personen, in welchen über die Organisation, die Ausdehnung der Agitation in den revolutionären Vorstädten von Paris, die Verbindung mit gleichartigen Gruppen im Süden Frankreichs, die zu ergreifenden revolutionären Maßnahmen und dergleichen beraten wurde, fanden meist im Café Chrétien statt, das tatsächlich das eigentliche Hauptquartier der Bewegung darstellte. Daneben wurden gelegentlich kleinere Sitzungen im Café Madeleine und im Café Baudrais (auch Café der Chinesischen Bäder genannt) abgehalten, wahrscheinlich, um die stets auf der Lauer liegenden Polizeispitzel irrezuführen.

Das Ziel der Bewegung war, wie schon erwähnt, die Wiedereinführung der republikanischen Verfassung vom Jahre 1793 ohne jene Diktatur, wie sie Robespierre, Couthon und Saint-Just eingeführt hatten. Unter ihrer Herrschaft hatte der größte Teil jener Verfassung nur auf dem Papier gestanden, nun sollte die wirkliche wahre Demokratie durchgeführt und zu diesem Zweck eine neue revolutionäre Erhebung hervorgerufen werden. Man hatte auch bereits die Männer gefunden, die zunächst an die Spitze der neuen freiheitlichen Republik treten sollten: es waren Vadier, Bourdon (de la Crosnière), Pache und Cambon. Der Letztgenannte, seit April 1793 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, hatte einst zu den sogenannten »Ge-

mäßigten« oder »Lauen« gehört, gegen die Pariser Stadtverwaltung geeifert, die Girondisten verteidigt und die Finanz- und Steuerpolitik des Schreckensregiments bekämpft, war dann aber durch die zunehmende Reaktion und Korruption in die Reihen der Gipfelmänner getrieben worden.

Gewöhnlich bezeichneten die antijakobinischen Blätter jener Tage die genannten Revolutionäre als »Schweif Robespierres«. Diese Benennung ist unrichtig. Fast alle waren einst Gegner Robespierres gewesen und hatten in erster Reihe zu seinem Sturz beigetragen. Vadier und Cambon hatten am 9. Thermidor im Konvent den Kampf gegen Robespierre eröffnet. Léonard Bourdon war, als Robespierre am 14. März 1794 die Häupter der Pariser Stadtverwaltung Hébert, Rousin, Momoro, Vincent usw. hatte verhaften lassen, energisch gegen die Robespierresche Diktatur aufgetreten und war dafür den Jakobinern am 16. März von Robespierre in öffentlicher Sitzung mit den Worten denunziert worden: »Die Verschwörer nehmen die Maske ab und möchten euch zugrunde richten. Sehet da ihre Kühnheit! Kaum sind ihre Mitschuldigen unter das Schwert des Gesetzes gestellt worden, und schon wagen sie es, hier, in eurer Mitte, ihre freiheitsmörderischen Ansichten vorzutragen. Léonard Bourdon gleicht jenen Dieben, die ihre Hand in die Taschen ihrer Nachbarn stecken, während ihre Kameraden auf dem Schafott stehen.« Seitdem hatte Robespierre seinen Gegner Bourdon mit ausgesprochenem Mißtrauen verfolgt, was dieser ihm dadurch vergalt, daß er im geheimen an seinem Sturz arbeitete und am 9. Thermidor einer der ersten war, die an der Spitze der gegen Henriots Nationalgarde aufgebotenen Truppen in das Stadthaus eindrangen, in das man Robespierre gebracht hatte.

Eine ähnliche Stellung hatten verschiedene andere Teilnehmer an den Zusammenkünften im Café Chrétien gegen Robespierre und Saint-Just eingenommen. Es ist also nichts als eine Fabel, wenn in einzelnen Geschichtswerken diese Männer als »Robespierristen« bezeichnet werden. Freilich muß zugestanden werden, daß mancher von ihnen, als er in den Jahren 1795 bis 1798 die zunehmende Reaktion und die zunehmende Verlotterung der aus der Revolution aufgestiegenen neuen »Aristokratie der Reichen« sah, mehr und mehr zu der Ansicht kam, diese Gesellschaft von Accapareurs (Lebensmittelwucherern, heute würden wir »Schieber« sagen), Agioteurs (Börsenspekulanten), Libertins (Wüstlingen) und Merveilleuses (»Wunderbare«, so nannte man die vornehmen Modedamen, die eine hochgeraffte, Füße und Beine nackt zeigende antike Tunika trugen) könne nicht anders als durch diktatorische Strenge und den Schrecken regiert werden.

(Schluß folgt)

Zum Arbeitszeit- und Produktionsproblem

Von Dr. W. Schöttler.

Die kulturelle Bedeutung der achtstündigen Arbeitszeit wird nicht nur von allen Gewerkschaftern, sondern auch von den meisten Unternehmern anerkannt. Was die Unternehmer heute in der Hauptsache *gegen* den Achtstundentag einzuwenden haben, sind Gründe wirtschaftlicher Natur. Für die Arbeitnehmer ist es deshalb notwendig, diese Argumente zu widerlegen, um den Achtstundentag, der gerade in

den letzten Monaten aufs heftigste angegriffen wird, möglichst zu erhalten und für die Zukunft zu sichern.

Die kürzlich von Hertz und Seidel veröffentlichte Schrift über »Arbeitszeit, Arbeitslohn und Arbeitsleistung«[1] beschäftigt sich aus diesem Grunde nur mit der wirtschaftlich-sozialen Seite des heutigen Produktionsproblems. Sie beschränkt sich darauf, Tatsachenmaterial über die sozialpolitische und volkswirtschaftliche Bedeutung des Achtstundentages in Deutschland und im Auslande zu vermitteln. Es ist selbstverständlich, daß eine vollständige Erschöpfung des außerordentlich schwierigen Problems nicht in einer Schrift von 168 Seiten erreicht werden konnte. Auch drängte wohl die Veröffentlichung in Anbetracht der gegenwärtigen Erörterungen der Arbeitszeitgesetze. Jahre würden aber vergehen, wenn alles Material zum Achtstundentage etwa von der Zeit des englischen Nationalökonomen Robert Owen bis zur Gegenwart hätte verarbeitet werden sollen.

Weitere Schwierigkeiten wurden durch die unsicheren Verhältnisse unseres gesamten Wirtschaftslebens geschaffen, durch dessen Veränderung in der Vor- und Nachkriegszeit und durch das Fehlen einer einigermaßen brauchbaren Produktionsstatistik sowie einer Verbrauchsstatistik, Handelsstatistik und Statistik der Löhne. Ferner fehlen genaue auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Statistiken über die Arbeitsleistung und ihre Entwicklung. Trotz all dieser Schwierigkeiten wurden die Verfasser ihrer gestellten Aufgabe im großen und ganzen einigermaßen gerecht! Die Arbeit wurde trotzdem eine ziemlich vollständige. Sie wird voraussichtlich der Arbeitnehmerschaft in ihrer geistigen Gegenwehr gegen die Angriffe auf den Achtstundentag die wertvollsten Dienste leisten.

Betrachten wir also den Inhalt des Werkes etwas näher!

1. Der Kampf um den Achtstundentag. Der Achtstundentag gelangte schon in dem Arbeitsgemeinschaftsvertrage vom 15. November 1918 zur Annahme und danach überall ohne nennenswerten Widerstand zur Durchführung. Letzteres wurde erheblich erleichtert durch die Tatsache, daß die Entwertung des deutschen Geldes nach dem Waffenstillstand dem Absatz deutscher Produkte auf dem ausländischen Markt große Möglichkeiten erschloß, da in Deutschland die Produktionskosten trotz der verkürzten Arbeitszeit tief unter dem Niveau der Weltmarktpreise blieben. Im Sommer 1920 begann der erste große Ansturm gegen den Achtstundentag, denn in dieser Zeit besserte sich der Stand der Mark, so daß die Ausfuhrhausse plötzlich unterbrochen wurde. Es setzte damals jene Weltwirtschaftskrise ein, die in den Ländern des Westens starke Arbeitslosigkeit verursachte. Ein neuer Marksturz schaffte den Unternehmern aber bald wieder neue Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Dieser Angriff verlief deshalb im Sande.

Inzwischen hat sich das Bild jedoch geändert! Die Veröffentlichung des Entwurfes eines Gesetzes über die Arbeitszeit gewerblicher Arbeiter im August 1921 war dem Unternehmertum ein neuer Ansporn zum Kampf gegen die achtstündige Arbeitszeit. Aber nicht nur dieser neue Entwurf war für die Eröffnung des Angriffs maßgebend, sondern auch die inzwischen eingetretene Erschwerung der Absatzverhältnisse auf dem Weltmarkte und die von großen Teilen der Industrie wegen der Gefährdung der Valutagewinne gefürchtete Stabilisierung der Mark. An Stelle der dauernden Geldentwertung mußten andere Mittel zur Herabsetzung der Produktionskosten ins Auge gefaßt werden: verschärfte Ausbeutung der Arbeitskraft, Beseitigung des Achtstundentages. Der gegenwärtige Zeitpunkt, wo die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit bevorsteht, erscheint dem Unternehmertum deshalb als letzter Termin, um eine Entscheidung zugunsten des Kapitals zu erreichen.

Es hat also den Anschein, als ob der Kampf um den Achtstundentag noch nicht entschieden ist, sondern noch bevorsteht. Die Gewerkschaften aller Richtungen stehen bezüglich der Bestrebungen, den gesetzlichen Achtstundentag zu beseitigen und die

[1] Paul Hertz und Richard Seidel, Arbeitszeit, Arbeitslohn und Arbeitsleistung. 168 Seiten. Berlin 1923, Verlagsgesellschaft des A. D. G. B. m. b. H.

Arbeitszeit der Arbeiter, Angestellten und Beamten wieder zu verlängern, geschlossen gegen das Kapital. Kennzeichnend dafür ist folgender Passus aus dem Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes: »Die Gewerkschaften stehen mit ihrer ganzen Kraft für den Achtstundentag ein. Das deutsche Unternehmertum wird gut daran tun, sich das recht deutlich unterstrichen vorzumerken. Hier gibt es nichts zu holen, hier würde jeder Versuch der Rückführung zur Vergangenheit mit den schwersten Verlusten für die deutsche Wirtschaft heimgezahlt werden. Auf der Basis des Achtstundentages wird eine Verständigung über wirklich notwendige Überarbeit nicht schwer sein, aber ohne diese Grundlage gibt es nur erbitterten Kampf.«

Wie in Deutschland, so ist auch in fast allen anderen Ländern die Arbeitszeitfrage heftig umstritten; das Unternehmertum macht überall Anstrengungen, die Arbeitszeit zu verlängern, so besonders in Belgien, Dänemark, Frankreich, England, Holland und der Schweiz. In Italien hat der Sieg des Faszismus alle Aussichten auf gesetzliche Festlegung des Achtstundentages vernichtet. Durch Dekret Mussolinis wurde der Grundsatz des Achtstundentages für alle Arbeiterkategorien abgeschafft.

2. Tarifvertrag und Arbeitszeit in Deutschland. Die deutschen Gewerkschaften wollen keine schablonenhafte Regelung der Arbeitszeit. Der »schematische Achtstundentag«, von dem immer gesprochen wird, besteht in Wirklichkeit gar nicht. Bewiesen wird diese Tatsache durch die Tarifstatistik des Reichsamts für Arbeitsvermittlung, sowie durch Wortlaut und Anwendung zahlreicher Tarifverträge. Die Tarifstatistik für das Jahr 1919 enthält Aufzeichnungen über 9331 Tarifverträge, die für 272 251 Betriebe mit 5 986 475 Personen Geltung haben. 6615 oder 70,9 Prozent dieser Tarifgemeinschaften machten Angaben über die wöchentliche Arbeitszeit. Für die Mehrzahl dieser Tarife, nämlich für 5379 (81,3 Prozent) mit 2 341 599 (62,1 Prozent) beschäftigten Personen gilt eine wöchentliche Arbeitszeit von 48 Stunden. Der Notwendigkeit zur kürzeren als 48stündigen Arbeitszeit wurde schon damals Rechnung getragen. 1072 (16,2 Prozent) Tarife sehen eine wöchentliche Arbeitszeit von weniger als 48 Stunden vor, die in betriebstechnischen Notwendigkeiten begründet ist, weil entweder das höchste Maß von Arbeitsintensität erreicht oder die körperliche Anstrengung der Arbeiter besonders groß ist. Diese Regelung ist zumeist auf Wunsch und Anregung der Unternehmer erfolgt. — Ebenso finden wir eine längere als 48stündige Wochenarbeitszeit in den Wirtschaftszweigen, in denen die Bedingungen der Produktion eine streng geregelte Wochenarbeitszeit nicht zulassen. Die Landarbeiter arbeiten zum Beispiel bis zu 63 Stunden, wofür sie im Winter durch kürzere Arbeitszeit entschädigt werden. Auch in der Gärtnerei, der Industrie der Steine und Erden, der chemischen Industrie und einigen anderen Berufszweigen gab es Tarifverträge mit einer Wochenarbeitszeit von mehr als 48 Stunden. (Gast- und Schankgewerbe bis zu 60 Stunden, Verkehrsarbeiter bis zu 72 Stunden, Ziegelarbeiter bis zu 60 Stunden im Sommer usw.)

Ein ähnliches Bild zeigt die Tarifstatistik des Reichsamts für Arbeitsvermittlung für das Jahr 1920, die insgesamt 8771 Tarifverträge für 341 416 Betriebe mit 8 086 945 beschäftigten Personen umfaßt. Auch 1920 sah der größte Teil dieser Tarife die 48-Stundenwoche vor, nämlich von 5226 (80,8 Prozent) Tarifen mit Angaben über die wöchentliche Arbeitszeit 196 846 (75,2 Prozent) Betriebe mit 4 855 863 (65,8 Prozent) Personen. Die 45- bis 46-Stundenwoche war am weitesten verbreitet im Spinnstoffgewerbe. In den Stufen von 39 bis 42 und von 42 bis 45 Wochenarbeitsstunden traten 1920 besonders die Berg- und Hüttenindustrie hervor, die in der Statistik von 1919 nicht enthalten war. 131 Tarife hatten eine Arbeitszeit von mehr als 48 Stunden; hierbei handelte es sich vornehmlich um Kleinbetriebe (Reinigungsgewerbe und Friseurgewerbe mit Wochenarbeitszeiten von 49 bis 70 Stunden, Verkehrsgewerbe mit Wochenarbeitszeiten bis zu 78 Stunden). In diesem Rahmen sind auch die Überschichtenabkommen im Bergbau zu nennen.

Von einem schematischen Achtstundentag kann demnach keine Rede sein! Der gesetzliche Achtstundentag bildet den Schwerpunkt, um den herum das Pendel der Dienstdauer hin und her schwingt.

3. Erfahrungen mit der Verkürzung der Arbeitszeit. Der Widerstand der Unternehmer gegen den Achtstundentag ist für den Kenner der Sozialgesetzgebung nicht verwunderlich, ebensowenig der Versuch, ihn mit ökonomischen Gründen zu rechtfertigen. Noch bei jedem sozialen Fortschritt haben die Produzenten »unwiderleglich« bewiesen, daß die verlangte weitere Verkürzung der Arbeitszeit die Industrie ruinieren und des Profits berauben, die Preise erhöhen und die Löhne verringern müsse. Und doch kam es immer ganz anders!

Gerade die Vergangenheit ist sehr reich an Beispielen zugunsten des Achtstundentages. Nennen wir nur die Auffassung des Nationalökonomen Lujo Brentano, der seit seinen Studien in den siebziger Jahren über die englische Gewerkschaftsbewegung nicht aufgehört hat, den inneren Zusammenhang zwischen hohem Arbeitslohn, kurzer Arbeitszeit und hoher Arbeitsleistung zu vertreten. Erinnern wir weiter an die praktischen Erfahrungen, die der Jenaer Sozialpolitiker und Leiter der Zeiß-Werke, Abbé, gesammelt hat und die genaue ziffernmäßige Beweise für die Überlegenheit des Achtstundentages erbracht haben. Weisen wir ferner hin auf die Erfolge, die Freese in der Jalousiefabrik zu Niederschönhausen mit dem Achtstundentage zeitigte, die Fromont in den Schwefelsäurefabriken der belgischen »Société des Produits Chimiques« hatte. Noch eine lange Reihe anderer Urteile für den Achtstundentag haben die Verfasser zusammengestellt, zum Beispiel günstige Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten, zahlreiche vorteilhafte Ergebnisse in einzelnen Industrien, neuere wissenschaftliche Untersuchungen und Urteile von Unternehmern, auf die einzeln einzugehen zu weit führen würde. Der Arbeitsleistung im Bergbau und bei der Reichsbahn werden besondere Abschnitte gewidmet und viele falsche Auffassungen richtiggestellt.

Das Ergebnis dieses interessanten Abschnitts zeigt, daß in den meisten Fällen die Folgen des Achtstundentages — wo dieser neben anderen Ursachen zunächst die Leistung vermindert hat — bereits durch erhöhte Leistungen ausgeglichen sind, soweit ein solcher Ausgleich durch intensivere Anspannung der Arbeitskraft, also aus dem Willen und Vermögen der Arbeitnehmerschaft heraus, möglich war.

4. Die Arbeitszeitgesetzgebung in Deutschland. Auch dieser Abschnitt ist von besonderer Wichtigkeit, herrschen doch über die gesetzlichen Grundlagen des Achtstundentages in weiten Kreisen noch ganz eigenartige Vorstellungen. So brachte vor kurzem die Färberzeitung (Arbeitgeberblatt) einen Artikel von einem Dr. A. G., worin auf die »Verankerung« des Achtstundentages in der Reichsverfassung gewettert wird. Als gesetzliche Grundlage für den Achtstundentag kommen in erster Linie in Frage für Arbeiter die »Anordnung über die Regelung der Arbeitszeit gewerblicher Arbeiter vom 23. November und 17. Dezember 1918«, für die Angestellten die »Verordnung über die Regelung der Arbeitszeit der Angestellten während der wirtschaftlichen Demobilmachung vom 18. März 1919«. Die Arbeitszeit in Bäckereien ist besonders geregelt. (Verordnung vom 23. November 1918 und 2. Dezember 1918.) Eingehende Behandlung finden auch die jetzt im Kampf der Meinungen stehenden Gesetzentwürfe über die Arbeitszeit der gewerblichen Arbeiter und der Angestellten, die jeder Arbeitnehmer zu kennen im eigenen Interesse verpflichtet ist.

5. Einfluß der sozialen und politischen Verhältnisse auf die Arbeitsleistung. In diesem Kapitel wird ein Fragenkomplex behandelt, der bisher viel zu wenig beachtet wurde. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die volle Ausnutzung der Arbeitskraft ist genügende Ernährung. Die Arbeitskraft hat aber bereits durch den Krieg und die Hungerblockade so schwer gelitten, daß eine neue Kräftigung und vollständige Erholung nur in langen Jahren möglich und jetzt jedenfalls noch nicht in vollem Maße eingetreten ist. Auch wo der Arbeits-

wille des Arbeitnehmers vorhanden ist, hindert die Entkräftung und die durch die gewaltige Teuerungswelle erzwungene Entbehrung die völlige Wiedererlangung der Friedensleistung, mindestens aber eine Steigerung der Leistungen darüber hinaus. Sicherlich ist aber die Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden eine der wichtigsten Ursachen der Besserung unserer Gesundheitsverhältnisse und somit wahrscheinlich auch die Veranlassung zu der vielfach festgesetzten Steigerung der Arbeitsleistung über das Friedensmaß hinaus.

Daß ein enger Zusammenhang zwischen Wohnungsverhältnissen und Arbeitsleistung besteht, ist offensichtlich. Die sich immer mehr verschärfende Wohnungsnot mindert in zweifacher Weise sowohl die Einzel- als auch die Gesamtleistung. Der Wohnungsmangel unterbindet die Freizügigkeit und damit eine zweckmäßige Auslese der Arbeitskräfte, dann mindert er die Möglichkeit der Erholung und des Ausruhens.

Neben schlechten Ernährungs-, Gesundheits- und Wohnungsverhältnissen ist die Arbeitsleistung als soziale Durchschnittserscheinung auch von psychologischen Gründen abhängig, die sich aus der Gestaltung der sozialen und politischen Lage der arbeitenden Klassen ergeben. Politische Klarheit, gute Konjunktur, gesicherte Existenz, weitgehende soziale Rechte lassen einen hohen Wirkungsgrad der Arbeit erreichen, während im umgekehrten Falle das Gegenteil einzutreten pflegt. Je mehr wir wieder zu ruhigen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen kommen werden, um so mehr wird auch die Arbeitsintensität steigen.

* * *

Das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitsleistung wird in einem besonderen Abschnitt unter Heranziehung reichen statistischen Materials dargelegt. Aus der Betrachtung dieser Fragen geht mit absoluter Deutlichkeit die dauernde Senkung des Reallohnes gegenüber dem Friedensstande hervor. Lebenshaltung und Leistungsfähigkeit der Arbeitnehmer haben sich gleichmäßig verschlechtert. Der zu geringe Reallohn bildet eines der wichtigsten Hemmnisse für die Steigerung der Produktion. Wenn trotzdem, wie dargelegt worden ist, gegenwärtig die Leistungsintensität in nicht wenigen Fällen nicht nur pro Stunde, sondern auch pro Arbeitstag über das frühere Maß hinausgeht, so wird hierdurch die Leistungswilligkeit der Arbeiter ins helle Licht gerückt.

Erfassen wir die Lohnhöhe einzelner Länder zahlenmäßig, so wird der schlechte Stand der deutschen Löhne offensichtlich. Wenn man die Preise für bestimmte Bedürfnisse des täglichen Bedarfs im April bis Mai 1922 zugrunde legt und berechnet wird, wie viele Stunden gearbeitet werden muß, um diese Gegenstände zu kaufen, so ergibt sich folgende Tabelle:

Beschäftigung	Großbritannien Stunden	Deutschland Stunden	Frankreich Stunden	Belgien Stunden	Vereinigte Staaten Stunden
Maurer	3	7 1/4	5 1/2	6	1
Zimmerleute	3	7 1/4	5	6	1 1/4
Monteure	3 1/4	7 1/4	6 1/2	6 3/4	2
Schriftsetzer	3	7 3/4	5	6	1 1/4
Ungelernte Arbeiter	4 1/2	7 1/4	10 1/2	8 3/4	5 1/4
Durchschnitt	3 1/3	7 1/3	6 1/2	6 3/4	2 1/7

Der deutsche Arbeiter mußte demnach im April bis Mai 1922 für jene Menge Lebensmittel 7 1/3 Stunden arbeiten, für die der belgische nur 6 3/4, der französische 6 1/2, der englische 3 1/3 und der amerikanische Arbeiter nur 2 1/7 Stunden arbeitete. Und dieses Verhältnis ist durch den gewaltigen Sturz der Mark in der zweiten Hälfte des Jahres 1922 und im Januar 1923 noch viel ungünstiger geworden. Dazu ist die direkte Belastung des Einkommens in Deutschland wesentlich höher als in allen anderen Staaten. Sowohl in Frankreich als auch in England und noch mehr

in Amerika sind die meisten Lohn- und Gehaltsempfänger nicht einkommensteuerpflichtig.

Das letzte Kapitel der Hertz-Seidelschen Schrift faßt die Ursachen des Rückgangs der Gesamtproduktion in Deutschland zusammen. Es wird nachgewiesen, daß es im Interesse unserer Volkswirtschaft notwendig ist, wirksame und entschiedene Maßnahmen zur Stabilisierung der Währung zu ergreifen. Nur dadurch kann die deutsche Volkswirtschaft gesunden. Nur so kann das Element wildester Spekulation, das jetzt in der deutschen Volkswirtschaft hervortritt, eingedämmt werden. Alle einsichtigen Wirtschaftspolitiker teilen die Ansicht, daß eine wirkliche Lösung des Produktionsproblems erst nach erfolgter Stabilisierung der Währung möglich ist. Gewiß wird die Stabilisierung der Währung die deutsche Industrie in weit schwerere Konkurrenzbedingungen hineinstellen, als die sind, mit denen sie in der Zeit der Valutakonjunktur zu rechnen hat. Wir wissen auch, daß die veränderten Umstände nach erfolgter Stabilisierung der Währung sie mit mancherlei Krisen bedrohen. Aber diese Krisen müssen einmal überwunden werden; und es ist besser, sie werden jetzt überwunden, als zu einer Zeit, wo die verhängnisvollen Wirkungen der Valutakonjunktur sich in Gestalt einer nur sehr schwer wieder gut zu machenden Herabsetzung der Leistungsfähigkeit und Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie zeigen werden. Die wirtschaftlichen Antriebe, die sich aus den erschwerten Konkurrenzverhältnissen ergeben, können überdies ihrerseits zu mächtigen Anstößen einer technischen und organisatorischen Verbesserung unserer Wirtschaft werden.

Auf technischem und organisatorischem Gebiet liegen große Möglichkeiten zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit der deutschen Produktion. An konkreten Vorschlägen, vor allem auch aus dem Kreise der Betriebsräte, die sich mit dem Problem der Produktionssteigerung befaßt haben, hat es nicht gefehlt. Allein unter der Einwirkung der Valutakonjunktur sind diese Vorschläge zum größten Teil nicht verwirklicht worden. Wie unendlich viel durch eine Verbesserung der Betriebsmethoden zugunsten der Vermehrung der Produktionsfähigkeit erreicht werden kann, zeigt ein Bericht der sogenannten Verschwendungskommission, die unter dem Vorsitz von Hoover in den Vereinigten Staaten die Betriebstechnik der Industrie untersucht. Der Bericht beweist, daß die Verschwendung an Zeit, Kraft und Material in den einzelnen Industriezweigen von 50 bis 80 Prozent durch die Betriebsleitung und nur zu 9 bis 22 Prozent durch die Arbeiterschaft verursacht wird. Die Hauptquelle aller Vergeudung ist die geringe Ausnutzung der Leistungsfähigkeit, die in erster Linie den Mängeln der Betriebsleitung, der unzweckmäßigen Verwaltung und Verteilung der Materialien, der Betriebseinrichtung, der Werkzeuge und Arbeitskräfte zur Last fällt. In der amerikanischen Industrie, die technisch weit höher entwickelt ist als die deutsche, existieren immer noch Möglichkeiten zur Verbesserung der Betriebstechnik und der Betriebsorganisation. In der deutschen Industrie, die während des Krieges und nach dem Kriege technisch und organisatorisch heruntergekommen ist, sind diese Möglichkeiten in noch weit höherem Maße vorhanden, und sie müssen nach erfolgter Stabilisierung der Währung voll ausgenutzt werden.

Die Aufrechterhaltung des Achtstundentages aber erscheint in diesem Zusammenhang notwendig als mächtigster Hebel in der Reihe der Maßnahmen sozialer und wirtschaftlicher Natur, die zur Gesundung unserer Wirtschaft nötig sind. Einmal um seiner Wirkung auf Arbeitsfreude und Arbeitsintensität willen, dann aber vor allem weil seine Durchführung einen mächtigen Antrieb zur Hebung der Produktion in technischer und organisatorischer Hinsicht bedeutet. Diese Funktion des Achtstundentages beruht auf der Erfahrung, die in der Vergangenheit mit ihm gemacht worden ist.

Die Aufrechterhaltung des Achtstundentages bedeutet Wirtschaftspolitik in höherem, gemeinwirtschaftlichem Sinne treiben, ihn aufheben, die Augenblicksinteressen einer dünnen Schicht der Bevölkerung in einer vorübergehenden Konjunktur über

die Interessen der Wirtschaft als Ganzes stellen. Die Behauptung des Achtstundentages ist darum nicht nur eine soziale Notwendigkeit für die deutsche Arbeiterklasse, sie ist eine Lebensnotwendigkeit für die Erhaltung der deutschen Volkswirtschaft und die Voraussetzung ihrer künftigen Entwicklung.

Der Kampf um den Staat

Von **Hermann Schützinger**

I

Der Augsburger Parteitag der S. P. D. zeitigte mehrere Dutzend Anträge über die Demokratisierung der Verwaltung, ein Zeichen dafür, wie sehr unsere Arbeiterschaft die Kernfrage im Kampf um den Staat erfaßt hat. Auch das demokratische Bürgertum hat, soweit dies aus den Tagungen des republikanischen Richter-, Lehrer- und Beamtenbundes hervorgeht, die Bedeutung dieses Kampfes begriffen; ebenso die Rechtspresse, denn jedesmal geht ein Sturm der Entrüstung durch ihre Blätter, wenn der preußische Innenminister wieder einen deutschnationalen oder gar »völkischen« Landrat vor die Tür setzt. Nach den Klagetönen dieser Presse haben wir bald keinen sachgemäß geschulten höheren Verwaltungsbeamten in Preußen mehr, sondern nur noch rote und rötliche Landräte und Regierungspräsidenten. Andererseits wird von seiten der Handarbeiterschaft die »Demokratisierung« der Verwaltung wie eine Forderung behandelt, die sich so federleicht verwirklichen lasse wie die Umstellung des Dampf- oder Stromzuführungshebels an einer Maschine. Deshalb dürfte ein Hineinleuchten in manchen unterirdischen Gang der komplizierten modernen Staatsverwaltung förderlich sein für die Erkenntnis unserer Mitkämpfer um die Verwaltungsreform.

Der Republikaner im deutschen Verwaltungsstaat kämpft nach wie vor »isoliert«. Ganz gleich, ob er in einem reaktionär oder demokratisch regierten Staate Dienst tut. Der Körper der höheren Beamtenschaft hat bis jetzt so wenig wahre Republikaner in sich aufgenommen, daß deren Kreis zur Stunde noch viel zu klein ist, um eine ins Gewicht fallende Arbeitsgemeinde darzustellen. Von Bayern, Mecklenburg, Ostpreußen ganz abgesehen, ist der beamtete Republikaner dienstlich wie außerdienstlich isoliert. Er mag die Masse des arbeitenden Volkes, er mag die Mehrheit der Stadt-, Landes- oder Provinzialverwaltung hinter sich haben — dennoch ist er isoliert und oft Rachsucht, Demütigungen und gehässigen Intrigen ausgesetzt.

Jawohl — wir brauchen republikanische Minister, Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten, soviel wir durchzusetzen vermögen; beherrschen wir aber dadurch die Verwaltung? Über *eines* muß sich der Laie vor allem klar sein: die positive Verwaltungsarbeit, die sich maßgebend nach unten durchringt, wird meist nicht von den »Spitzen der Behörden«, sondern von den Facharbeitern, den Abteilungsvorständen und Dezernenten geleistet. Ich denke nicht daran, die außerordentlich aufreibende und in ihrer Gesamtwirkung nicht zu unterschätzende Tätigkeit der »politischen« Beamten in gehobener Stellung etwa herabsetzen zu wollen; ihr unermüdliches Schaffen ist überhaupt erst die Vorbedingung für jede Republikanisierung. Der Name Severing sagt uns allen viel. Und doch: Ohne einen fachkundigen republikanischen Beamtenstab, der die wichtigsten Ressorts in Besitz nimmt, ist an eine fruchtbare Auswirkung der von oben ausgestreuten Samenkörner nicht zu denken.

Zum Verständnis dessen einige Belege: Der »Referent« berät den politisch führenden Beamten. Er kennt dessen Eigenart; er weiß »ihn zu nehmen«; er ist stets um ihn; er fängt widrige Winde aus dem Segel; er bohrt unterirdisch und sprengt oberirdisch, um sein Ziel zu erreichen. Ein reaktionäres Beamtenzwischenglied in der Kette der Hierarchie der Beamtenschaft genügt, um alle Republikanisierungsfäden zwischen dem republikanischen Landrat und Minister zu verwirren, Mißtrauen und Mißverständnisse zu säen und alle Arbeit in ihr Gegenteil zu verkehren. Der »Referent« macht alles. Er bezwingt seinen Feind, der weit weg irgendwo sitzt, durch

zähe Arbeit an dem ihm »anvertrauten« Minister oder Oberpräsidenten. Braucht er irgendwo für eine wichtige Aufgabe einen besonders »scharfen« Regierungsrat, so »lobt er ihn weg«, das heißt er stellt ihn als zu reaktionär hin, als daß er auf seinem gegenwärtigen Posten verbleiben könnte. Braucht er ein Gesetz, das die Beamteneigenschaft als Staatsdiener aufhebt, so sagt er zu seinem Herrn: »Wir wollen zuvor die Reaktionäre loswerden!« Braucht er ein Gesetz, das diese Beamteneigenschaft verleiht, dann sagt er: »Wir wollen unsere Leute an die Republik ketten!«

Und unsere Beamtenausschüsse? Sie werden gehört; aber ihnen fehlt meist die Raschheit und Gewandtheit, ihre Auffassung zu vermitteln. Sie verletzen oft rein äußerlich die Form, sie treten die Materie allzusehr in die Breite. Ist es dagegen dem Ministerialreferenten oder dem nachgeordneten »Zwischenglied« der Instanzenkette gelungen, im Prinzip den Sieg davonzutragen, dann hat er noch eine andere wichtige Waffe in der Hand. Er »formuliert« den Erlaß. Dieser bekommt nun unter den Händen des gewandten Bureaukraten noch eine scharfe und besonders verletzende Tönung, um den gewollten Zweck zu erreichen: die Glieder der republikanischen Kette zu zersprengen.

Wir dürfen deswegen unsere republikanischen Minister und Oberpräsidenten ja nicht als die willenlosen Werkzeuge in den Händen ihrer Sachbearbeiter betrachten! Das ist vollkommen falsch! Viele von ihnen sind außerordentlich tief in die Materie ihres Ressorts eingedrungen, sie sind oft die besten Menschenkenner, und doch hat der »Referent« einen menschlich begreiflichen, aber meist unheilvollen Einfluß auf sie. Die persönliche Fühlung mit dem meist örtlich getrennten republikanischen Kampfgefährten ist unmöglich aufrechtzuerhalten. Man denke nur an den Menschenschwarm im Gebäude des preußischen Innenministeriums! Der Minister der Republik bleibt voraussichtlich noch eine Generation lang ebenso isoliert wie der republikanische Regierungsrat oder Polizeihauptmann. Die Lücken durch vollwertige Zwischenglieder zu schließen — das heiße ich Republikanisierung!

Diese Isolierung wird um so augenscheinlicher durch die unterirdische »Relaiskette« der antirepublikanischen Beamtenschaft, die zur Stunde noch den Staat beherrscht. Wird irgendein Beamter versetzt, so folgt ihm der Uriasbrief seines deutschnationalen Kollegen; trifft irgendwo aus den freien Berufen ein Republikaner in die Verwaltung ein, so hat die bestätigende Behörde inoffiziell den Steckbrief in Händen, den Kappisten und Ehrhardt-Gardisten ausgefertigt haben. Neben den amtlichen Schreiben laufen »vertrauliche Briefe« von Referent zu Referent; denn irgendein Beamter der alten Schule sitzt überall.

Da gibt es nur ein Gegenmittel: ebenso machen! Die deutsche Arbeiterschaft stellt zweifellos das Fundament des Volksstaats dar. Die Ausgestaltung des Baues aber, Außen- und Innenausstattung kann nur durch Architekten und Ingenieure, das heißt die Beamtenschaft vollendet werden. Erst sie können den Staat zum Eigentum des Volkes machen! Von diesem Standpunkt aus ist die Schaffung von republikanischen Lehrer-, Richter- und Beamtenorganisationen von größter Bedeutung, auch für das Los der Handarbeiterschaft. Wir müssen es aber noch lernen, uns die Bundesgenossen aus den Rechtsparteien herauszuholen, die wir brauchen. Da gibt es wertvolle Köpfe, die sich von manchen Äußerlichkeiten des heutigen Parteilebens abgestoßen fühlen und doch das Herz auf dem richtigen Fleck haben. Die gilt es vor allem zu sammeln, um sie für den Kampf um den Staat nutzbar zu machen und den Ring des reaktionären Beamtentums zu brechen. Für sie und für uns gilt der Satz: »Republikaner, sammelt euch zum Kampf um den Staat!«

II

Die Technik der Beamtenerfassung ist für den endgültigen Erfolg der Demokratisierungsaktion zweifellos von großer Bedeutung. Wollen wir uns vor allem darüber klar sein: aus der ehemaligen privilegierten oberen Beamtenschaft und deren Nachwuchs haben wir kaum viel Gutes zu erwarten. Die sind rettungslos dem Geist des Reserveoffiziers und des Korpsstudententums verfallen. Nein, wir müssen neue

Wege aufreißen, um die Kräfte des aufstrebenden Volkes bis in die höchsten Verwaltungsinstanzen hineinzuleiten. Einen wertvollen Bundesgenossen haben wir hier in der ehemals »mittleren« Beamtenschaft. Meist ist sie strebsam und in ihrem Wissen staunenswert spezialisiert. Die aufgeweckten Elemente dieser Kategorie sind größtenteils verärgert, weil sich der junge dreißigjährige Jurist vor die erfahrensten dieser Beamten setzt, um den Rahm ihrer Arbeit abzuschöpfen. Machen wir doch Gebrauch von dem Ministerialerlaß der Revolutionszeit, der diesen Beamten den Aufstieg in die höhere Beamtenkarriere eröffnet. Aber hier stoßen wir wieder auf eine der »Unmöglichkeiten« im republikanischen Staat! Der wahre Krafthebel der Maschine ist nicht in den Händen derer, die verantwortlich zeichnen, sondern derjenigen, welche die geheimen Ströme durch den Volkskörper laufen lassen, die Kraft und Bewegung verleihen, nämlich die Fachreferenten! Die gilt es eben aus dem schaffenden Volke zu erziehen! Aus der Arbeiterschaft mit Hilfe der Volkshochschulen, mit Hilfe der staatlichen Ausbildung zum Polizeibeamten und Reichswehroffizier, aus der mittleren Beamtenschaft, aus den durch die Not erzogenen Werkstudenten! Sie müssen unsere Bundesgenossen werden, um den Führern des deutschen Volkes den Machtapparat zu schaffen, den sie nötig haben.

Selbstverständlich ist die Struktur und die Größe des einzelnen Landes von großer Bedeutung für die Auswirkung dieses Prozesses. Der Kleinstaat besitzt zu wenig Expansionskraft für eine republikanische Beamtenschaft, um hier ins Gewicht zu fallen. Der Mittelstaat scheint der beste Boden für Kulturarbeit im Sinne der Republik zu sein. Hier kann man das Beamtenmaterial bis zu einem gewissen Grad übersehen, hier wird der Konnex zwischen den Republikanern sich bald innig gestalten können. Kein Wunder, daß gerade Sachsen, Thüringen und der Stadtstaat Hamburg hier vorangehen. Wie steht es aber in Preußen? Im größten deutschen Lande marschiert der republikanische Gedanke zweifellos so gut wie anderwärts; die Erfassung des Beamtenapparats gestaltet sich aber schon deswegen so schwierig, weil der Staat zu groß ist, um die einzelnen republikanischen Oasen zu übersehen und in Zusammenhang zu bringen. Sabotage treibende »Zwischenglieder«, wie ich sie oben schon geschildert habe, sind hier an der Tagesordnung.

Ich will die Frage »Preußischer Einheitsstaat oder Autonomie der Provinzen?« nicht weiter aufrollen, ein kurzer Hinweis auf die Groß-Hamburg-Frage wird dasselbe erreichen: kein vernünftiger Republikaner in und um Hamburg billigt ein auf egoistischen staatsrechtlichen Reservaten aufgebautes Groß-Hamburg. Kein Mensch fordert eine bedingungslose Eingliederung Hamburgs in den preußischen Staatsapparat. Die Arbeiterschaft Altonas, Wilhelmsburgs und Wandsbeks strebt nach der großen Einheitsgemeinde Groß-Hamburg als ihrem politischen und wirtschaftlichen Ziel. Und doch versteht es die außerhalb Hamburgs stehende preußische Bureaukratie mit allen Regeln der Kunst, eine vernünftige Regelung zu vereiteln und von Altona und Wandsbek aus die »Zange um Hamburg« zu legen. Der Regierungs-»Referent« sagt nicht: »Wir zwingen Hamburg auf die Knie, weil wir in unserem Einheitsstaat das flache Land brauchen, um der städtischen und industriellen Bevölkerung ein Paroli zu bieten« — nein, so einfältig ist er nicht! Er sagt in Hannover: »Wir brauchen Wilhelmsburg« — in Kiel und Schleswig: »Wir brauchen Altona und Wandsbek, um die Linksmehrheit im Provinziallandtag zu behalten«. Und in Berlin beruft er sich auf den Einheitsstaat als den Regulator gegenüber der pommerschen und ostpreußischen Reaktion.

Trotzdem ist in Preußen dank der Arbeit republikanischer Minister und Oberpräsidenten schon Großes geleistet worden; dank der Unübersichtlichkeit des Verwaltungsapparats ist aber auch gar vieles hintertrieben worden. Preußens Innenminister ist auf dem Gebiet der Polizeireform vorangegangen. Wo aber haben wir schon eine den wohlgemeinten Erlassen entsprechende »Einheitspolizei«? Was hilft der republikanische Minister, was hilft der isolierte republikanische Beamte, wenn sich nicht die Kette schließt, den Bau zu umspannen? Während an dieser Stelle ge-

baut wird, wird an jener wieder eingerissen. Während hier eine republikanische Polizeiorganisation mit unendlicher Mühe herangezogen wird, wird sie von den Ohrenbläsern der »Zwischeninstanz« als »kommunistisch« verseucht hingestellt und in die Ecke geworfen.

Die wenigen republikanischen höheren Beamten aber stehen im Trommelfeuer der Entstellung und Intrige, der Lüge und der Verleumdung. Möge die deutsche Arbeiterschaft erkennen, daß deren Posten gehalten werden müssen, bis der Nachersatz aus den Stuben der Handarbeiterschaft fertig gehämmert ist, um als Stoßtruppe der Republik zum Einsatz zu kommen. Jeder Arbeitsabend unserer proletarischen Jugend, jeder Bildungsvortrag in den unteren Schichten der Staatsbeamten und -arbeiter ist ein Vorpostengefecht im Kampf um den Staat! Hingabe an die Gemeinschaft ist das Kriterium des wahren Sozialismus! Die deutsche Republik hat Dichter, sie hat Journalisten, sie hat Künstler, sie hat Kämpfer mit Herz und Hand — geben wir ihr in Kürze die Pioniere im Kampf um den Staat, bevor der Bau gesprengt wird.

Das Jugendgerichtsgesetz im Rahmen der Jugendgesetzgebung

Von Henni Lehmann

Das Jugendgerichtsgesetz, das lange und schmerzlich erwartet wurde, bedeutet eine neue Etappe auf dem Wege der Jugendgesetzgebung. Zunächst entstand das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz, während das Gesetz zum Schutze der unehelichen Kinder noch in Vorbereitung ist. Diese schriftweise Arbeit, die jedenfalls im Interesse schnellerer Erledigung gegenwärtig die einzig zweckentsprechende ist, steht im Gegensatz zu der früher von manchen Seiten erhobenen Forderung, sämtliche Bestimmungen, die sich auf Jugendliche beziehen, herauszunehmen aus den einzelnen Rechtsmaterien und sie in eine große Jugendgesetzgebung einzufügen. Im Grunde sind dies Formstreitigkeiten, nötig ist nur, daß die Maßnahmen der einzelnen Gesetze harmonisch ineinandergreifen und von gleichem Geiste erfüllt sind. Das Jugendgerichtsgesetz berührt sich stark mit dem sechsten Abschnitt des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes, der die Bestimmungen über Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung enthält. Nach dem Reichsjugendwohlfahrtsgesetz liegt die Anordnung der Schutzaufsicht sowie der Fürsorgeerziehung bei dem Vormundschaftsgericht, welches das Jugendamt vor der Entscheidung zu hören verpflichtet ist. Bei kriminellen Jugendlichen jedoch wird es nach den § 5 und 7 des Jugendgerichtsgesetzes in der Kompetenz des Jugendgerichts liegen, jede Art von Erziehungsmaßregeln, darunter Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung, entweder anzuordnen oder auch nur auszusprechen, daß Erziehungsmaßnahmen notwendig sind, ihre Auswahl und Anordnung aber dem Vormundschaftsgericht zu überlassen. Das Jugendamt soll gleichfalls vor der Entscheidung über die zu treffenden Erziehungsmaßnahmen gehört werden.

Über diese Kompetenz des Jugendgerichts hat sich mancherlei Streit erhoben. Von den Gegnern wird darauf hingewiesen, daß einer durch das Jugendgericht angeordneten Erziehungsmaßregel das Unerfreuliche der Strafmaßnahmen anhaften wird, das natürlich die nicht beliebte Fürsorgeerziehung noch weiter diskreditieren würde, von den Anhängern, daß, wenn das Vormundschaftsgericht zu entscheiden habe, die Verhandlung gegen den Jugendlichen vor diesem noch einmal wiederholt werden müsse, was in jeder Beziehung unzweckmäßig sei. Auch fürchtet man, daß das Gericht weniger geneigt sein werde, von Strafe abzusehen und Erziehungsmaßnahmen an ihre Stelle treten zu lassen, wenn die Anordnung dieser nicht in seiner Hand sei. Es muß gesagt werden, daß Erziehungsfachleute meist den ersten Standpunkt eingenommen haben. Tatsächlich liegt der Kernpunkt des ganzen Jugendgerichtsgesetzes entsprechend der gesamten neuzeitlichen Einstellung zum Strafrecht und zum Zweck der Strafe in dieser Frage der Erziehungsmaßnahmen. Kann der Verbrecher

durch solche an Stelle der formalen Strafe zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft werden, so wird die Strafe sinnlos, ja widersinnig. Im übrigen ist, wie schon gesagt, dem Gericht durch das Gesetz jede Freiheit gelassen in bezug auf die Art der Erziehungsmaßnahmen. Darunter ist die Zucht der Schule oder der Fortbildungsschule wie der Erziehungsberechtigten einbegriffen. Es können ferner dem Jugendlichen Pflichten auferlegt werden, zum Beispiel Wiedergutmachung angerichteten Schadens.

Eine praktische Schwierigkeit in der Durchführung wird sich zunächst fraglos daraus ergeben, daß unsere vorhandenen Fürsorgeerziehungsanstalten bekanntermaßen viel zu wenig differenziert sind im Hinblick auf die Eigenart der Pfleglinge. Man kann erziehungsbedürftige Kriminelle nicht ohne weiteres mit ganz andersartigen der Fürsorgeerziehung bedürftigen Jugendlichen zusammenbringen, die sie vielleicht ungünstig beeinflussen würden. Soll das Jugendgerichtsgesetz sich nach Wunsch auswirken, so wird daher eine Revision der betreffenden Anstalten unbedingt baldigst notwendig sein.

Die Einführung einer Probezeit nach Erlaß oder vor Vollstreckung des Urteils ist natürlich ebenso von erheblicher erzieherischer Bedeutung. Auch während dieser Bewährungsfrist können dem Jugendlichen besondere Pflichten auferlegt, ebenso kann er sofort oder später während ihrer Dauer unter Schutzaufsicht gestellt werden. Die Begründung des Gesetzentwurfs nennt hier unter den Pflichten insbesondere die Enthaltung von geistigen Getränken, den Nachweis einer festen Beschäftigung usw. In bezug auf die Schutzaufsicht, mit der man seit langem in Amerika die besten Erfahrungen gemacht hat, unterscheidet die Begründung zwei Arten von Schutzaufsicht, einerseits die Schutzaufsicht als reine Erziehungsmaßnahme, die sich dann nach den Vorschriften des Reichsjugendgesetzes regelt. Danach würde die Aufsicht mit Eintritt der Volljährigkeit erlöschen. Andererseits die Schutzaufsicht als erziehliche Maßnahme während einer Probezeit und bedingter Strafaussetzung. Letztere kann nach dem § 12 des Jugendgerichtsgesetzes über den Eintritt der Volljährigkeit hinaus ausgedehnt werden. Man sieht, es sind die Unstimmigkeiten zwischen beiden Gesetzen vorhanden, an deren innerlicher Berechtigung man zweifeln kann.

Die Probezeit gestaltet sich dann so, daß nach ihrem Ablauf geprüft wird, ob die Strafe vollstreckt wird. Bei schlechter Führung des Verurteilten kann die Vollstreckung schon früher angeordnet werden. Wenn während der Probezeit eine zweite Verurteilung eintritt, so kann das Gericht entscheiden, ob das frühere Urteil vollstreckt werden soll. Man hat als Fehler des Gesetzes bezeichnet, daß nicht eine Probezeit vor Erlaß des Urteils angeordnet werden kann. Dadurch würde der humane Zweck erreicht, daß der Betreffende bei Bewährung gar keine Verurteilung erleidet. Die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht halten für wesentlich, daß die Furcht vor der eventuell sofort einsetzenden Strafe während der Probezeit ständig als Damoklesschwert über dem Haupt des Verurteilten hängt. Wenn man der ersten Auffassung Rechnung getragen hätte, so wäre das wohl sympathischer gewesen, hätte auch den Beschlüssen des fünften Jugendgerichtstags entsprochen.

In engem Zusammenhang mit dem Erziehungsgedanken stehen die Beziehungen des § 16 des Jugendgerichtsgesetzes über den Strafvollzug. Insbesondere ist von Bedeutung, daß Freiheitsstrafen gegen Jugendliche in besonderen Anstalten, stets von erwachsenen Gefangenen getrennt, oder in besonderen Anstaltsabteilungen vollstreckt werden müssen. Auch über die Art des Strafvollzugs soll erfreulicherweise das Jugendamt gehört werden. Hier gilt aber ähnliches wie von den Fürsorgeerziehungsanstalten. Es ist eine ganz andere Ausgestaltung und eine viel weitergehende Differenzierung vonnöten. Die Trennung der Jugendlichen von erwachsenen Gefangenen ist gewiß wesentlich, und sie schaltet gewisse Schädlichkeiten aus. Aber das ist doch etwas rein Negatives. Soll in der Tat der innere Gedanke des Gesetzes, daß aus den jugendlichen Verbrechern noch möglichst brauchbare Mit-

glieder der Gesellschaft zu formen sind, erfüllt werden, so muß auch das Gefängnisleben der Jugendlichen alle Erziehungsmöglichkeiten, die in der Zeit der strafenden Freiheitsberaubung wirksam sein können, geschaffen werden. Man wird da neue Wege suchen und finden müssen. Dazu wird teilweise anderes Anstaltspersonal und andere Formen der Beschäftigung nötig werden. Es werden mehr Sozialarbeiter als Gefängnisbeamte der bisher üblichen Art in Tätigkeit treten müssen. In Gefängnissen, in denen Frauen untergebracht sind, ist die Einwirkung geeigneter Frauen bedeutsam. Vermutlich wird man besonders von kirchlicher Seite diese Aufgaben zu lösen trachten. Ein zu starkes Übergewicht dieser Einstellung, wie es vielfach bisher schon vorhanden war, müßte voraussichtlich den Erfolg beeinträchtigen.

Es gilt von diesem Gesetz wie von anderen: nicht die papierene Vorschrift gibt Leben und Wirkung, sondern erst Anwendung und Ausführung. Ohnedies bleibt es ein gutes Instrument in einer ungeschickten Hand. Und das ganze Jugendgerichtsgesetz hat nur Bedeutung, wenn der ethische Geist desselben sich in Tat umsetzt, wenn die Fürsorgeanstalt wirkliche Fürsorge leistet, das Gefängnis nicht nur Internierung und zeitweise Unschädlichmachung, sondern sittliche Hebung anstrebt. In diesem Sinne kann auch das Gefängnis zur Fürsorgeanstalt werden, im anderen die Fürsorgeanstalt zum Gefängnis.

Man hat erstaunlicherweise noch wenig in der Öffentlichkeit Stellung genommen zu diesen bedeutsamen Fragen, und dennoch muß die entsprechende Umformung schnellstens angestrebt werden, damit bei Inkrafttreten des Gesetzes wenigstens die nötigsten Vorbedingungen für seine zweckgemäße Durchführung geschaffen sind. Wohlfahrts- und Jugendämter sollten sich um diese Fragen bekümmern, und man soll es insbesondere von sozialistischer Seite tun, da wir weit mehr als andere Kreise im Verbrecher das Produkt seiner Umwelt und Lebensbedingungen sehen. Deshalb ist für uns die Sorgepflicht vor allem dem Jugendlichen gegenüber besonders stark.

Philosophischer Büchertisch

Von Dr. **Walter Israel**

Alois Riehl, **Führende Denker und Forscher.** Leipzig, Verlag Quelle & Meyer. 240 Seiten.

Karl Vorländer, **Kant—Schiller—Goethe.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1923, Verlag Felix Meiner. 306 Seiten.

Karl Vorländer, **Französische Philosophie.** »Jedermanns Bücherei«, Abteilung Philosophie, herausgegeben von E. Bergmann. Breslau 1923, Verlag Ferdinand Hirt. 132 Seiten.

Hans Vaihinger, **Die Philosophie des Als ob.** Volksausgabe. Leipzig 1923, Verlag Felix Meiner. 366 Seiten.

Viktor Engelhardt, **Weltbild und Weltanschauung vom Altertum bis zur Gegenwart.** Eine kulturphilosophische Skizze. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6252 bis 6255. 304 Seiten.

Emil Kraus, **Die geschichtlichen Grundlagen des Sozialismus.** (Sammlung Wissen und Wirken, 3. Band.) Karlsruhe i. B., Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 61 Seiten.

Es ist mir eine große Freude, das Erscheinen einer größeren Reihe wertvoller philosophischer Arbeiten anzeigen zu können; ist dieses doch ein Zeichen dafür, daß auch die größte wirtschaftliche Not uns Deutschen nicht das Philosophieren nehmen kann, diese nicht zu unterschätzende Quelle einer Kraft, die die Alltagssorgen leichter erträglich macht.

Zunächst bringt der Verlag Quelle & Meyer in geschmackvoller Ausführung Aufsätze des Berliner Philosophen Alois Riehl, die zwar den Fachkreisen schon

durch ihr Erscheinen in Zeitschriften usw. bekannt sind, die es aber verdienen, einem weiteren Leserkreis durch diese Zusammenstellung in einem Buche zugänglich gemacht zu werden. In glänzender Sprache schildert Riehl unter anderen Plato, Giordano Bruno, Kant, Galilei, Robert Mayer, Helmholtz. Am stärksten ist wohl die Abhandlung über Plato — trotz Riehls bekannter einseitiger Plato-Auffassung, dann die über Bruno und Galilei, die beide meisterhaft gelungen sind.

Das Werk des Professors Vorländer »Kant — Schiller — Goethe«, das einst bei seinem ersten Erscheinen die Gemüter stark erhitzte, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Es ist um einen Aufsatz »Goethe und Kant« erweitert, der zuerst 1919 im 23. Bande der Kant-Studien erschienen ist. »Während Schillers Kantjüngerschaft nirgends ernstlich geleugnet wird und nur über das Maß derselben die Meinungen differieren, wird die eben durch Schiller veränderte Stellung seines Freundes (Goethe. Der Verf.) zu Kant noch immer aus Unkenntnis der Tatsachen bestritten.« Vorländer knüpft in seinem neuen Aufsatz[1] an das bekannte Goethe-Buch von Gundolf an und zitiert dessen Satz: »Goethe ist nicht, wie neuerdings absurderweise behauptet worden ist, ein Schüler Kants, sondern der äußerste Gegensatz, der in Deutschland gegen Kantische Denk- und Fühlweise überhaupt zu finden ist.« (S. 262.) Vorländer, der schon in den anderen Kapiteln Goethes Verhältnis zu Kant mit großer Gewissenhaftigkeit zum erstenmal — und durchaus treffend — geschildert hatte, wiederholt hier, daß er »niemals die Plattheit begangen habe, zu behaupten, Goethe sei einfach ein ‚Schüler' Kants gewesen, sondern nur zu zeigen gesucht habe, daß er in ganz bestimmten Zeiten seines Lebens, in bestimmten Beziehungen und bis zu einem bestimmten Grade als Kants Anhänger oder Jünger (im weiteren Sinne des Worts) anzusehen ist«. (S. 263.)

Es ist meines Erachtens eine ebenso leichte, aber nicht tiefschürfende Bemerkung, jede Arbeit eines Wissenschaftlers, wenn sie die große Bedeutung Kants für andere Geistesgrößen nachweist, mit dem Bemerken »Marburger Schule« abzutun und damit das Buch beiseite zu legen. Würden solche Kritiker ein Werk wie dieses, dessen Verfasser zu den ersten Köpfen der Marburger Neukritizisten gehört, nachprüfen, so würden sie ähnlich wie bei Natorps Plato-Darstellung zu anderen Ergebnissen gelangen. Wir aber wollen daran denken, daß Goethe in seiner Altersepoche den »Alten von Königsberg« nicht bloß den »köstlichen Mann«, »unseren herrlichen«, »unseren vortrefflichen« Kant genannt, sondern auch »unseren Meister«. »Nicht ein jeder« aber, sagen »Sprüche in Prosa«, »verdient diesen Titel; unsere Meister nennen wir billig die, von denen wir immer lernen.« (S. 272.)

Gleichzeitig mit dieser zweiten Auflage des Kant — Schiller — Goethe-Buches erscheint von Vorländer eine kurze Geschichte der französischen Philosophie in der Sammlung »Jedermanns Bücherei«. Wenn die anderen Bücher dieser Sammlung (es sollen beziehungsweise werden in Abteilungen, die wieder aus mehreren Bändchen bestehen, alle Gebiete des menschlichen Forschens und Schaffens behandelt) ebenso leicht faßlich und doch nicht oberflächlich geschrieben sind, darf man sie begrüßen. Es ist im besonderen zu bemerken, daß die Schilderung der französischen Philosophie plastisch aus dem stets geschilderten historischen Hintergrund hervortritt. Wir werden vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart geführt. Gerade die Möglichkeit einer Orientierung über die philosophischen Richtungen, die seit Bestehen der dritten Republik in Frankreich entstanden und gegenwärtig vorhanden sind, macht die Schrift wertvoll, da hierüber in Deutschland im allgemeinen recht wenig, jedenfalls viel weniger als über die früheren Epochen bekannt ist.

Die Philosophie des »Als ob« des Hallenser Professors Vaihinger hat seine Freunde und seine Gegner. Von Kant zu Vaihinger ist für die einen ein notwendiger gerader Pfad, für die anderen der Abweg zum Skeptizismus; denn das Sein wird vom Denken nur in Fiktionen wiedergegeben, nicht in Begriffen erfaßt. Gleichnis

[1] S. 261. Im Inhaltsverzeichnis fehlt durch Versehen diese Angabe.

ist letzten Endes alles, was das Denken vom Sein zu bilden vermag. Hiermit wird aber der Weg verlassen, der mit Plato beginnt, über Kant führt und heute vom Neukritizismus weiter beschritten wird: Die Tatsache der Einheit von Denken und Sein in der kritischen Bedeutung der Selbstbestimmung und des Verzichts auf das »hinter die Erscheinungen sehen wollen«. Dem Skeptizismus, dieser Schwester der Dogmatik ist Tür und Tor geöffnet. So ist es zweifelhaft, ob heute schon eine Volksausgabe eine Notwendigkeit ist, wo die Philosophie des Als ob keineswegs anerkannt ist und im Tageskampf der Philosophen steht. Auch birgt diese philosophische Richtung die Gefahr in sich, vom Laien unkritisch und gläubig hingenommen zu werden. Gerade in der heutigen Not, die dem Skeptizismus wie dem Dogma ein günstiger Nährboden ist, ist diese Tatsache nicht zu unterschätzen. Trotz meiner Bedenken will ich aber betonen, daß Dr. Raymund Schmidt (Leipzig) mit großer Sorgfalt die Volksausgabe gestaltet und das erreicht hat, was er wollte: unter Fortlassung vieler Stellen, die dem Laien das Lesen erschweren, wird das Gesamtbild nicht gestört. So darf das Buch kritisch lesenden Laien, die Vaihinger kennenlernen wollen, empfohlen werden; anregend wird das Durcharbeiten des Buches sicherlich sein.

Dr. Viktor Engelhardt, der sich immer mehr zu eigenen Ansichten durchringt, veröffentlicht eine interessante kulturphilosophische Skizze »Weltbild und Weltanschauung«. Von der Zeit des primitiven Menschen bis zur Gegenwart läßt er Bilder vorbeiziehen, die das Typische jeder Epoche zeigen sollen. Auf Einzelheiten einzugehen, ist leider nicht möglich; nur die Methode seiner Arbeit, die Art, den Lauf der Geschichte zu zeigen, soll erläutert werden: »Dem menschlichen Geist ist es unmöglich, die Gesamtheit der Kultur als Gesamtheit auszudenken.... Was wir bieten, sind Ansichten oder Symbole des Erlebten. ... Was wir als Leitfaden nehmen, hängt von unserer geschichtlichen und geistigen Lage ab, vom Zweck, den wir verfolgen, und von der Epoche, die wir beschreiben.... Wir müssen die Schilderung einer Epoche um jenen Grundgedanken gruppieren, der sich dem ganzen Verlauf der Epoche am engsten anschmiegt.« Gemäß diesem Grundgedanken verfährt nun Engelhardt mit großem Geschick und ausgerüstet mit sicheren Kenntnissen. Einzelheiten, die zu beanstanden wären, manches, das nach meiner Ansicht anders zu beurteilen ist, tun dem Ganzen wenig Abbruch. Das Buch ist wert, gelesen zu werden, weil ein ernster Mensch sich Rechenschaft gibt und Fragen aufwirft, weil ihm — echt philosophisch — »die Frage das höchste Erlebnis ist«.

Last not least: Dr. Emil Kraus, »Die geschichtlichen Grundlagen des Sozialismus«. »Die Schrift hat sich die Herausarbeitung des ... Verhältnisses von Sozialismus und Geschichte zur Aufgabe gemacht.« Es sei gleich betont, daß Kraus einerseits dem Professor Cunow als Soziologen, andererseits dem von mir vertretenen erkenntnistheoretischen Standpunkt sehr nahe steht. Klar und scharf wird zu den Problemen hingeführt: so zum Prinzip der materialistischen (besser ökonomischen) Geschichtsauffassung, die »nichts zu tun hat mit dem naturwissenschaftlich-philosophischen Materialismus«. »Der Ansatzpunkt« der ökonomischen Geschichtsauffassung »ist der Mensch, und zwar als vergesellschafteter Mensch, der Mensch nicht in irgendeinem abstrakt philosophischen Sinne, sondern der Mensch, eingestellt in bestimmte Gesellschaftszusammenhänge, in bestimmte Arbeits-, Rechts- und Kulturzusammenhänge«. Ferner wird die Bedeutung des Klassenkampfbegriffs sehr treffend »als eines der Forschungsprinzipien der materialistischen Geschichtstheorie« aufgezeigt, der »durchaus imstande ist, auch anderen als den proletarischen Klassen in ihrem geschichtlichen Werden, in ihrem historischen Sinne gerecht zu werden« (S. 27). Wenn gegen das dritte Kapitel sich einige Bedenken erheben (so zum Beispiel gegen die Behandlung der Verelendungstheorie), so hat andererseits Kraus sich ein Verdienst damit erworben, daß er die Staatsidee Lassalles, »die neben der materialistischen Geschichtstheorie als zweiter Grundpfeiler des modernen Sozialismus gewürdigt werden muß« (S. 48), klar und gut herausgearbeitet hat. Es war mir

eine besondere Freude, Sätze wie diesen zu lesen: »Lassalle will, daß der moderne politische Sozialismus, die moderne Arbeiterbewegung, in politische Aktion umgesetzte soziale Erkenntnis sei.« (S. 49.) Ich darf hinzufügen: Heute mehr denn je seien die Namen Lassalles und Fichtes, Kants und Marxens uns Führer, wohlgemerkt: nicht indem wir ihre Ansichten faul und gläubig nachbeten, sondern indem wir auf Grund ihrer Leistungen weiterschaffen! »Auch für den Marxismus hat Begründung immer neue Grundlegung zu bedeuten.«

Literarische Rundschau

Exner, **Gerechtigkeit und Richteramt.** Zwei akademische Antrittsreden. Leipzig 1922, Verlag von Felix Meiner. Grundzahl M. 1.30.

Politische Prozesse. Aktenmäßige Darstellungen, herausgegeben von Robert Breuer. Heft 1: Das politische Ergebnis des Rathenauprozesses. Bearbeitet von Karl Brammer. Heft 2: Der Fall Fechenbach vor dem Münchener Volksgericht. Bearbeitet von Rechtsanwalt Dr. Max Hirschberg. Heft 3: Das Blausäureattentat auf Scheidemann. Bearbeitet von Justizrat Dr. Werthauer, Berlin 1922. Verlag für Sozialwissenschaft.

Kohlrausch, **Gesetz zum Schutze der Republik.** Textausgabe mit Einleitung und Anmerkungen. Berlin und Leipzig 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Die beiden Reden Exners führen die Titel »Über Gerechtigkeit im Strafmaß« und »Strafrechtsreform und Richteramt«. Die erstere behandelt die Auswirkung der nach Exner die Kriminalpolitik der beiden Strafrechtsschulen bestimmenden Grundprinzipien, Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit, auf das Strafmaß. Die Ausführungen leiden unter mangelhafter begrifflicher Differenzierung. Gerechtigkeit und Rechtsgefühl werden nicht genügend scharf auseinandergehalten. Gerechtigkeit ist lediglich eine normative Idee ohne bestimmten Inhalt. Es ist deshalb auch nicht ganz richtig, Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit einander gegenüberzustellen, weil die Gerechtigkeit der Oberbegriff ist und die Zweckmäßigkeit lediglich im Dienste der Gerechtigkeit steht. Auch dürfte jemanden, der wie Exner in so scharfsinniger Weise das Gerechtigkeitsideal soziologisch ableitet, nicht der apodiktisch ausgesprochene Satz unterlaufen: Gerecht ist das Zweckmäßige von gestern. Höchstens dürfte er sagen: als gerecht gilt usw. Und auch dann ergibt sich durch die zusätzliche Frage: »Gerecht für wen?«, ohne weiteres die Zweifelhaftigkeit des Satzes. Auch das Endergebnis, zu dem Exner gelangt, ist durch die ungenaue Terminologie beeinflußt. Nicht die Gerechtigkeit bildet bei Bemessung der Strafe die Schranke für die Zweckmäßigkeit, sondern das Rechtsgefühl. Die Schaffung eines harmonischen Zusammenarbeitens von Berufs- und Laienrichtertum zur Sicherung dieser Schranke und zugleich als Ausgleich zwischen juristischen Zweckmäßigkeitserwägungen und volkstümlichem Rechtsgefühl ist die letzte Schlußfolgerung Exners, der man mit Freuden zustimmen wird.

Nicht so in der zweiten Rede, die an sich auch an Gedankenreichtum gegenüber der ersten erheblich zurücktritt. Exner vertritt die Ansicht, man müsse, wenn man schon künftig dem Richter in Anwendung der Strafe weitgehende Freiheit gebe, dies auch hinsichtlich der Anwendung des Gesetzes tun. So kommt er zu der Forderung der Zulässigkeit der Analogie im Strafrecht. Ich möchte hoffen, daß dies, entsprechend dem Charakter der Rede, nur ein akademisches Postulat ist. Die Verfehltheit dieses Gedankens ist schon so oft dargetan, daß es hier, insbesondere da die Argumente Exners recht schwächlich sind, keiner weiteren Erörterung bedarf.

Die Exnerschen Reden enthalten im einzelnen manchen guten Gedanken und sind, gerade weil sie vielfach zum Widerspruch herausfordern, anregend und lesenswert.

Die Politischen Prozesse sind Kampfschriften und machen daraus auch kein Hehl — Kampfschriften für die Republik. Sie wollen zeigen, in welch niederträchtiger Weise die Republik und ihre Führer bekämpft werden, und zugleich den Anhängern des republikanisch-demokratischen Gedankens ein Mahnruf sein, über dem positiven Aufbau des republikanischen Staatswesens der im Hinterhalt lauernden Feinde nicht zu vergessen und in der Energie ihrer Bekämpfung nicht zu erlahmen. Darüber hinaus aber geben diese aktenmäßigen Darstellungen ein erschreckendes Bild von der politischen Unreife, um nicht zu sagen Beschränktheit weiter Kreise unseres Volkes, die schlimmste politische Einseitigkeit auch bei Männern zur Folge hat, die von Berufs wegen eine ruhige, objektive Betrachtungsweise ihr eigen nennen sollten. Bei der Lektüre des Falles Fechenbach muß sich das Rechtsgefühl jedes Menschen aufbäumen, dessen gesundes Empfinden noch nicht durch Parteileidenschaft erstickt worden ist. Man ist geneigt, in Abwandlung Exners hier den Satz abzuleiten: Die Gerechtigkeit ist der politische Wert von gestern. Der Politiker wie der Jurist, sowie jeder, der die politische Psychologie unserer Zeit sich vor Augen führen will, wird die leidenschaftslos geschriebenen und gerade darum so wertvollen Darstellungen mit großem Nutzen lesen.

Die Schutzgesetzausgabe von Kohlrausch bringt neben dem Text eine Reihe von Anmerkungen zu den einzelnen Tatbeständen der strafrechtlichen Bestimmungen. Die Verwertung der Judikatur des Staatsgerichtshofs fehlt. Für den Praktiker wird das kleine Heftchen eine handliche Textausgabe sein. Einen Kommentar zum Schutzgesetz vermag es nicht zu ersetzen. Marx

---

Dr. V. Totomianz, Professor an der Prager Universität, **Anthologie des Genossenschaftswesens.** Berlin 1922, Verlag von R. L. Prager.

Anthologien über ernste Wissensgebiete begegnen mit Recht einem gewissen Mißtrauen, weil eine systematische Darstellung eines Wissensgebiets durch Wiedergabe einer Reihe von Abhandlungen der verschiedensten Autoren, die oftmals Bruchstücke aus längeren Ausführungen darstellen, nicht möglich ist. Anders liegt es mit schöngeistigen Anthologien, bei denen es nur auf die Vermittlung eines Stimmungseindrucks und nicht auf wissenschaftliche Belehrung ankommt. Totomianz, der sich schon lange praktisch und theoretisch mit dem Genossenschaftswesen beschäftigt, vor dem Kriege in Moskau an der Universität eine Professur für Genossenschaftswesen bekleidete, dann vor der Bolschewistenherrschaft eine Zuflucht in Prag suchen mußte, wo er jetzt an der deutschen und der russischen Universität wirkt, hat diese Einwände, die man einer Anthologie überhaupt entgegensetzen kann, von vornherein erkannt. Nach dem Vorwort, das er seiner Zusammenstellung von Äußerungen über das Genossenschaftswesen mit auf den Weg gibt, beabsichtigt er mit seiner Anthologie, die große Öffentlichkeit für genossenschaftliche Fragen zu gewinnen, Schüler und Studenten für die Genossenschaften durch geeignete Lesestücke zu interessieren und praktischen Genossenschaftern Gelegenheit zu geben, ihre theoretischen Kenntnisse zu vertiefen. Die Schrift erschien zuerst in Rußland im Jahre 1919, dann wurde sie in Frankreich aufgelegt, und jetzt erscheint sie in deutscher Sprache, aber nicht einfach als Übersetzung der russischen Auflage, sondern als eine Sammlung von Urteilen über das Genossenschaftswesen, die den Interessen und Bedürfnissen der Genossenschaftsbewegung in den vorwiegend deutschsprachigen Ländern angepaßt ist.

Charles Gide, der Genossenschaftsprofessor an der Pariser Universität, leitet die Zusammenstellung durch ein Vorwort ein, in dem er mit Recht auf die Schwierigkeit hinweist, die einem solchen Unternehmen dadurch bereitet wird, daß die genossenschaftliche Literatur klein und arm, verglichen etwa mit der Literatur über den Sozialismus, und von den Professoren und Intellektuellen verachtet ist. Dann schließen sich eine große Anzahl von Äußerungen genossenschaftlicher Schriftsteller an, beginnend mit einer Denkschrift über die Beseitigung der Not der Armen und arbeitenden Klassen von Robert Owen aus dem März 1817 und endend mit einem Gedicht

von Robert Seidel, dem schweizerischen Arbeiterdichter und Pädagogen. Zwischen Owen und Seidel finden sich eine große Anzahl von Abhandlungen, die einen Zeitraum von einem Jahrhundert umfassen und keinen Autor auslassen, der in der Vergangenheit und Gegenwart eine Rolle in der Genossenschaftsliteratur gespielt hat. Ein Schlußwort von Werner Sombart schließt sich an, der zu dem Resultat kommt, die Reichhaltigkeit der Anthologie ergebe sich aus der Reichhaltigkeit des Genossenschaftsproblems. Es gebe kaum einen zweiten Problemkomplex in der sozialen Welt, der so wie die Genossenschaftsidee die vollendete Realistik mit einer unerhörten Fülle von Idealität verbindet. Der habe recht, der in der Genossenschaft nur kleine praktische Reformarbeit erblickt, aber auch der, der in ihr die Möglichkeiten zu umfassender Gesellschaftserneuerung oder den Boden für eine neue Ethik und Religiosität entdeckt zu haben glaube. Wenn man bedenkt, daß Sombart noch vor zwei Jahren der Meinung war, daß die Errichtung von besonderen Professuren für Genossenschaftswesen eine Herabwürdigung der Nationalökonomie zur Technologie bedeute, so muß man der Sprache der Anthologie eine überzeugende Beweiskraft beimessen, sofern die Urteilsänderung des Herrn Professors auf ihr Studium zurückzuführen sein sollte.

Ein Lehrbuch ersetzt die hier besprochene Schrift natürlich nicht. Aber sie ist ungemein anregend, weil sie viele schwer zu beschaffende Aussprüche bedeutsamer Männer aus allen Kulturländern über das Genossenschaftswesen vereinigt und die Fülle der Ansichten über Genossenschaftsfragen vortrefflich zur Darstellung bringt.

Dr. August Müller

Josef Winschuh, **Praktische Werkspolitik.** Darstellung einer planmäßigen Arbeitspolitik im modernen Fabrikbetrieb. Berlin 1923, Industrieverlag Spaeth & Linde.

Was ist Werkspolitik? Der Verfasser der obigen Schrift gibt selbst keine klare Definition des Begriffs. Gemeint ist damit: bewußte und nach bestimmter Richtung hindrängende Bestrebungen, im Industriewerk das möglichst Nützliche — für den Unternehmer — zu verwirklichen. Nicht über das Produktionsproblem handelt der Verfasser, vielmehr wird das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in allen Einzelheiten betrachtet, und zwar mit der Tendenz, dem Arbeitgeber bis in alle Einzelheiten Richtlinien für die Behandlung seiner Arbeiter und Angestellten zu geben, um sie sich gefügig zu machen, um sie dem Einfluß der freien Gewerkschaften zu entziehen. Dieses Streben des Verfassers ist auf jeder Seite des Buches erkennbar; die Arbeit ist der »gelben« Sache, der Harmonieduselei zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gewidmet, wobei Winschuh von der Auffassung ausgeht, daß Arbeiter und Angestellte ein knetbarer Teig sind, der nur entsprechend bearbeitet zu werden braucht, um ihn den Profitinteressen des Kapitals gefügig zu machen. Winschuh vergißt, daß sich in den letzten Jahrzehnten sehr viel geändert hat, daß die wirtschaftliche und politische Schulung des Arbeitnehmers so weit fortgeschritten ist, daß er auf so naive Methoden kaum mehr hereinfällt. Schließlich basieren auch die Forderungen der Gewerkschaften und der Arbeiterparteien auf Weltanschauungen, die schwerlich durch Wohlfahrtseinrichtungen (Kantine, Kasino, Kegelbahn usw.) umgestoßen werden können.

Den Arbeitgebern wird straffste Organisation in den Arbeitgeberverbänden empfohlen. Für die Behandlung der Betriebsingenieure, Werkmeister, Vorarbeiter und der Arbeiterschaft werden bestimmte Richtlinien gegeben, die nach dem Grundsatz »Teile und herrsche« aufgestellt sind.

Es werden ausführliche Betrachtungen über alle Fragen des Arbeitsrechts und der Arbeiterbewegung angestellt, soweit diese Gebiete für die Werkspolitik von irgendwelcher Bedeutung sind. Behandelt werden unter anderem: Arbeitspolitik und Gewerkschaften, Führung von arbeiterrechtlichen Prozessen, Akkordpolitik, Streiks, Tarifpolitik, Arbeitsordnung, Werksvereine, Wohlfahrtseinrichtungen.

Der letzte Abschnitt über »Betriebsrätepolitik« kann wohl als der sachlichste bezeichnet werden. Der Gestaltung des Betriebsrätewesens im rheinisch-westfälischen Industriebezirk ist ein besonderes Kapitel gewidmet.

Wenn auch die Tendenz der Schrift abgelehnt werden muß, so ist der Inhalt im einzelnen für den Arbeitnehmer doch von besonderer Bedeutung, da ein guter Überblick über die vom Arbeitgeber in der Behandlung der Belegschaften, der Betriebsräte und der Gewerkschaften einzuschlagenden Methoden gegeben ist. Schöttler

---

Franz Zizek, **Fünf Hauptprobleme der statistischen Methodenlehre.** München und Leipzig, Duncker & Humblot. 53 Seiten.

Der Verfasser gibt prinzipielle methodologische Ergänzungen zu den Ausführungen in seinem allgemein geschätzten »Grundriß der Statistik«. Doch ist diese leicht faßlich und flüssig geschriebene Schrift auch ohne Kenntnis des »Grundriß« verständlich und jedem zu empfehlen, der sich ernsthaft mit statistischen Fragen befassen will; vielleicht wird er hierdurch sogar angeregt, einmal zum »Grundriß« zu greifen. Der Verfasser stellt in der Schrift bestimmte methodologische Forderungen an die Statistiker und gibt beachtenswerte Anweisungen für den Benutzer statistischer Zahlen. So fordert er als Gegengewicht gegen die bekannte Willkür der Statistik: »In allen statistischen Veröffentlichungen muß vollständig klar und präzis gesagt werden, wie die Ziffern gewonnen wurden, insbesondere welche Begriffe ihnen zugrunde liegen« (S. 21), ferner einen weiteren Ausbau der Statistik, um möglichst aufschlußreiche Veröffentlichungen zu erzielen.

Die vom Verfasser geforderten Verbesserungen der Methode würden dahin führen, daß die Zahlen mehr als bisher vergleichbar sind, was ja an und für sich und bei methodologisch übereinstimmenden Begriffen der Fall ist, und ferner dahin, daß Widersprüche eingeschränkt werden, wodurch auch der Irrtum beseitigt wird, daß man mit der Statistik alles beweisen kann. Jeder, der eine kritische Einstellung zu den vielen »statistischen Beweisen« wünscht, lese diese Schrift, die viele Beispiele statistischer Willkür und Irrtümer zur Illustration der methodologischen Forderungen bringt. Leider fehlt eine Literaturangabe. Grk.

Max Barthel, **Das vergitterte Land.** Novellen. Hamburg-Berlin, Hoffmann & Co. 211 Seiten.

Max Barthel ist den Arbeitern in erster Linie als Lyriker bekannt und vertraut. Seine zahlreichen Gedichtbücher sind reich an klingenden Rhythmen, schönen Bildern und einprägsamen Strophen. Auch das jetzt vorliegende Novellenbuch ist literarisch hoch zu bewerten, wenn die einzelnen Stücke des Bandes auch noch nicht künstlerisch ausgereift genannt werden können. Stimmungen und Erinnerungen an jugendliche Brause- und Wanderjahre. Viel Sonne liegt über dem Büchlein gebreitet und viel Frühling. Ein Mensch hat hier seine Erlebnisse niedergeschrieben, der die Köstlichkeiten seiner Jugend und des Südens, zu dem es ihn machtvoll gezogen, mit allen Sinnen in sich aufgenommen hat. Nirgends ist nach üblicher Novellistenmanier eine Episode kunstgerecht in den Mittelpunkt der sogenannten Handlung gedrängt. Barthel plaudert nur — plaudert, wie man in alten Erinnerungen wühlt. Wie ein Plätschern ist es im Meere glück- und glanzumsonnter Jugendtage. Alles ist auf Stimmung eingestellt — aber nicht auf Stimmungsmache. Es ist, als ob man mit dem Erzähler im sinkenden Abend säße und seinen leise verhallenden Worten lauschte, indessen der Himmel mehr und mehr verblaßt. Die aufbäumende Kraft, die seinen Gedichten sonst das Gepräge gibt, fehlt hier. Es ist mehr wie ein Zerfließen und Verwehen, was dieser Prosa einen eigenen Reiz von versonnener Wehmut verleiht. Immerhin bleibt es interessant, den Dichter der »Freiheit« und der »Arbeiterseele« auch von dieser Seite kennenzulernen — eine Empfehlung, die namentlich unsere Arbeiter beherzigen sollten. L.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 2 | Ausgegeben am 25. April 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Naturalwertrenten und Siedlung

Von Ernst Andrée (Hannover)

Der katastrophale Zusammenbruch unserer Wirtschaft und der damit Hand in Hand gehende Verfall unserer Währung hat den Ruf nach einem wertbeständigen Anleihepapier immer lebhafter werden lassen. Aber während man in Berlin erst allmählich aus den Erwägungen herauskommt — die Dollaranleihe des Reichs dient ja nur einem engbegrenzten Zweck —, hat man draußen in der »Provinz« viel aktiver an der Lösung dieser Aufgabe gearbeitet. In Oldenburg, Mecklenburg, Hannover usw. hat man Roggenwertpapiere geschaffen, und die starke Überzeichnung bei Auflegung dieser Papiere beweist am besten das große Bedürfnis nach derartigen Anlagewerten. Alle diese Unternehmungen haben den einen Zweck, den Wertschwankungen der Papiermark möglichst zu entgehen und sowohl demjenigen, der Geld hergeben will als auch demjenigen, der Geld leihen will, eine gewisse Sicherheit gegenüber der Unbeständigkeit des Markkurses zu geben.

Es ist nicht meine Absicht, eine umfassende Darstellung und Kritik dieser Entwicklung zu geben, ich will das Problem nur insoweit behandeln, als es das Siedlungswesen betrifft.

Die Bewegung zur Naturalwertrente begann mit der Erhebung eines Naturalpachtzinses durch die Verpächter landwirtschaftlich genutzten Grund und Bodens, als die in entwerteter Papiermark gezahlten Pachtpreise ihnen nicht mehr ein genügendes Äquivalent für die Hergabe ihres Bodens boten. Größeren Umfang aber nahm die Entwicklung erst infolge des starken Kreditbedürfnisses der Landwirtschaft und infolge des dringenden Wunsches an, die durch die Geldentwertung fast ganz zum Stillstand gekommene Ansiedlungstätigkeit neu zu beleben. Die Reichsverfassung zeigt in Artikel 155 mit idealem Schwung das bodenpolitische Ziel der nachrevolutionären Agrarreform, und das Reichssiedlungsgesetz hat wenigstens einige Wege zu diesem Ziel gewiesen, aber abgesehen von sonstigen Schwierigkeiten, die sich hindernd in den Weg stellten, hat das ständige Sinken des Markwertes und die damit verbundene ungeheure Verteuerung, besonders der Siedlungsbauten, das Siedlungswerk selbst im bescheidensten Ausmaß unmöglich gemacht. Die kleinste Siedlung erfordert heute Dutzende von Millionen. Woher aber soll der siedlungslustige Kolonist diese Summen nehmen? Bei einem Dollarstand von zirka 20000 ist weder der Staat, noch ein sonstiger öffentlicher Verband, noch irgendeine Siedlungsgesellschaft in der Lage, die erforderlichen Millionen herzugeben. Aber selbst wenn sie das könnten, bleibt immer noch die drückende Sorge um das Schicksal der mit Millionen belasteten Siedlungen in den doch allerseits so sehnlichst erhofften Zeiten einer Besserung unserer Währung. Kommt die einmal, dann sind alle überlasteten Siedler

verloren, denn es wäre ihnen unmöglich, die mit schlechtem Gelde aufgenommenen Schulden in besserem Gelde zurückzuzahlen.

Die Naturalwertrente zeigt nun einen erfolgversprechenden Ausweg aus dieser Schwierigkeit. Oder mit anderen Worten: Die Siedlung erscheint wieder möglich, wenn sie nicht mehr durch die schwankende Papiermark finanziert, sondern wenn sie auf den festen Boden ihrer eigenen Erträgnisse gestellt wird, und das ist die Naturalwertrente. Ein Siedler, der irgendwo eine Stelle erwerben will, verschafft sich nicht mehr ein hypothekarisch einzutragendes Kapitaldarlehen, das ihm Jahr für Jahr eine gleichbleibende Zinsenlast in Papiermark aufbürdet — was ihm zwar, wie gesagt, in Zeiten fortschreitender Geldentwertung zugute kommt, ihm aber bei eintretender Verbesserung der Mark unweigerlich den Hals zuschnürt —, sondern er erhält jetzt seine Stelle gegen Verpfändung einer bestimmten Menge ihres zukünftigen Körnerertrags. Bei steigendem Getreidepreis hat er dann allerdings eine erhöhte Markziffer als Rente zu zahlen, sinkt dagegen der Getreidepreis, dann ermäßigt sich seine Verpflichtung dementsprechend; er zahlt eben immer nur in den vereinbarten Naturalmengen, mit dem sogenannten »Roggengeld«.

Dieses Verfahren bietet in der Tat die einzige Möglichkeit, das Siedlungswerk fortzusetzen. Es entspricht aber auch dem Kreditbedürfnis der Landwirtschaft überhaupt, wie die Darlegungen des Generaldirektors der hannoverschen Landeskreditanstalt, Dr. Drechsler, in der »Hannoverschen Land- und Forstwirtschaftlichen Zeitung« vom 22. Dezember 1922 zeigen. Nachdem er darauf hingewiesen, daß bisher ein Grundstück in der Regel bis zur Hälfte des nachhaltigen Ertragswertes beliehen worden sei, dieser nachhaltige Ertragswert sich aber heute nicht mehr zutreffend in der schwankenden Mark ausdrücken lasse, fährt er fort:

Wenn ein Hof von 50 Morgen einen Friedensertragswert von 50 000 Mark hatte, so wird heute als Dauerwert höchstens etwa das Zehnfache, also 500 000 Mark, angenommen. Es liegt aber auf der Hand, daß solche Schätzung ein unsicherer Griff ist und daß sich ein zutreffender Maßstab erst bei gleichbleibenden wirtschaftlichen Verhältnissen wieder gewinnen läßt. Vor allem aber würde einem Landwirt, der große Anschaffungen für Inventar oder Düngemittel machen muß oder infolge von Brandschaden oder für Siedlungszwecke einen Bau ausführen will, mit einem Betrage, der der Hälfte des Schätzungswertes entspricht, im genannten Falle also mit 250 000 Mark, nicht gedient sein, weil dazu heute oft Millionen Mark erforderlich sind. Wollte man aber einen wesentlich höheren Dauerwert annehmen, so besteht die Gefahr, daß bei einem steigenden Kurse der Mark der Hof überlastet würde, eine Verzinsung nicht mehr aufbringen könnte und zur Zwangsversteigerung gebracht werden müßte.

Diesem Übelstande soll bei dem Darlehen in Roggenwert dadurch abgeholfen werden, daß die Schätzung des Hofes und die Gewährung des Darlehens sich auf den Wert der natürlichen Produkte der Landwirtschaft, insbesondere auf den Roggen aufbaut, denn das Brotkorn ist ein seit Jahrtausenden angewandter, sicherer Währungsmaßstab. Angenommen zum Beispiel, der genannte Hof habe einen Reinertrag von mindestens 30 Zentner Roggen, so würde der Schätzungswert $20 \times 30 = 600$ Zentner Roggen betragen und der Hof bis zur Hälfte, das heißt bis zu 300 Zentner Roggen beliehen werden können. 300 Zentner Roggen würden bei einem Preise von 10 000 Mark für den Zentner eine Beleihungsgrenze von 3 Millionen Mark ergeben. Hat also der Landwirt ein Kreditbedürfnis von etwa 1 Million Mark, so würde er bei einem Roggenpreise von 10 000 Mark (bei einem Roggenpreise von rund 30 000 Mark

für den Zentner natürlich entsprechend mehr. D. V.) für den Zentner ein Roggendarlehen von 100 Zentner aufnehmen.

Dieses Darlehen wäre jährlich in gleicher Weise, nach Roggenwert gerechnet, zu verzinsen und zu tilgen, und zwar kommt zurzeit eine Verzinsung einschließlich der Verwaltungskosten von 6 vom Hundert in Frage, dazu 1 vom Hundert Tilgung, zusammen also 7 vom Hundert. In dem erwähnten Beispiel eines Bedarfs von 100 Zentner Roggendarlehen würde der Landwirt danach den Wert von 7 Zentnern jährlich abzugeben haben. Diese Jahressumme wäre als Reallast in das Grundbuch einzutragen und nach Ablauf der Tilgungsperiode wieder zu löschen. Zinsen und Tilgung sind halbjährlich, wie bisher, am 1. November und 1. Mai zu zahlen und richten sich nach dem Durchschnittswerte, welchen der Roggen im voraufgegangenen Monat September beziehungsweise März gehabt hat. Eine Überlastung des Hofes träte nicht ein, da sich die Jahreszahlung nach dem Wert des Roggens richtet und sich daher den wirtschaftlichen Verhältnissen anpaßt, auch durch die Tilgung allmählich abgebaut wird.

Die Darlehenssumme wird durch Ausgabe von Schuldverschreibungen, die auf den Wert von 1 oder mehreren Zentnern Roggen lauten, beschafft. Der Landwirt erhält diejenige Summe, welche von der Landeskreditanstalt beim Verkauf der Schuldverschreibungen, abzüglich der entstandenen Unkosten, erzielt wird.

Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß diese Art der Geldbeschaffung dem kreditbedürftigen Landwirt oder Siedler außerordentliche Vorteile, aber auch dem Geldhergeber die erforderliche Sicherheit für die Erhaltung der realen Kaufkraft seines Kapitals bietet. Merkwürdigerweise aber wird von einzelnen Vertretern der Landwirtschaft gegen die Naturalwertrente ganz energisch Sturm gelaufen. Man sagt, derjenige, der seinen Besitz mit solchen Naturalrenten belaste, begebe sich in Gefahr. Wie das bei sonst normaler Wirtschaft möglich sein soll, wenn eine Stelle nur bis zur Hälfte des nachhaltigen Reinertrages belastet werden darf, ist nicht recht einzusehen. Den eigentlichen Grund des Widerstandes einzelner Vertreter der Landwirtschaft zeigen aber wohl die folgenden Äußerungen des Ökonomierates Steiger in der »Hannoverschen Land- und Forstwirtschaftlichen Zeitung« vom 24. November 1922:

Man darf aber nicht außer acht lassen, daß der Roggenwert noch weiter belastet ist. Der Hannoversche Landbund erhebt für je einen Morgen Kulturland bis Jahresschluß 1923 einen Beitrag von 1½ Pfund Roggen. Das Schulgeld in den landwirtschaftlichen Schulen ist nach Roggenwert zu entrichten. Ärztevereine haben Roggen- und Hafermengen als Honorar für ihre Bemühungen festgesetzt. Die Not hat dies alles geboren. Birgt es aber nicht die größte Gefahr in sich, wenn die geldlichen Verpflichtungen des Landwirts in solchem Umfange auf dem Roggenwert ruhen?

Noch weitergehende Vorschläge sind bekannt geworden: Die Landwirtschaftskammer für Pommern soll die Anregung gegeben haben, die Kammerbeiträge in Roggen zu erheben, und der oldenburgische Staatsminister Tantzen ist mit der Erhebung der Grundsteuer in Roggen auf den Plan getreten. Auch aus Arbeiterkreisen ist die Forderung bekannt geworden, nach Roggen oder in anderen Naturalien entlohnt zu werden.

Treffender, als es hier geschieht, kann der Widerstand gewisser Vertreter der Landwirtschaft gegen die Roggenwertrente nicht begründet werden. Man fürchtet die Erhebung der Grundsteuer in Roggen und die Entlohnung der Arbeiter in Roggenwert! Allerdings wirkt der Widerspruch aus diesem Munde nicht besonders überzeugend, weil, solange nur von der Bezahlung der Pachtpreise in Roggen oder anderen Naturalien die Rede war, von dieser Seite niemals auch nur ein Wort dagegen gesagt wurde; im Gegenteil, man hat die Naturalpacht stets gefordert. Erst als verlangt

wurde, daß die Landwirtschaft ihre eigenen Verpflichtungen ebenfalls in Naturalien zahle, regte sich der Widerspruch. Dabei lassen die erwähnten landwirtschaftlichen Wortführer den wirklich bedeutungsvollen, auch von einigen Parteigenossen erhobenen Einwand gegen die Naturalwertrente völlig unbeachtet, nämlich den Hinweis auf die Gefahr der *Bodenpreisverteuerung*, die durch die Roggenrenten gefördert würde. Da die Roggendarlehen im allgemeinen bis zur Hälfte des nachhaltigen Ertragswertes gegeben werden, würde, so sagt man, kein Grundbesitzer mehr daran denken, seinen Boden unter dem Beleihungswerte des Roggendarlehens abzutreten, wahrscheinlich würde er sogar bis zur doppelten Höhe des Beleihungswertes fordern. Und da der Roggenpreis sich nach dem Dollarstande richte, wäre damit das Mittel gefunden, auch die Bodenpreise den Weltmarktpreisen anzupassen.

Ich halte diese Befürchtungen nicht für begründet, und mir scheint, als wenn diejenigen, die die Roggenwertrenten aus diesem Grunde bekämpfen, die Dinge etwas durcheinanderbringen. Die starke Steigerung der Bodenpreise ist allerdings seit langem zu beobachten. Aber diese Entwicklung war bisher und wird auch in Zukunft sein — eine *Folge der hohen Preise für die landwirtschaftlichen Produkte überhaupt*. Hier liegt die entscheidende Ursache der Bodenpreissteigerung! Keine künstliche Niedrighaltung des Beleihungswertes wird daran etwas ändern können, und kein Grundbesitzer wird den Preis seines Ackers deswegen geringer bemessen, weil dessen Dauerwert niedriger geschätzt wird, als dem tatsächlichen Ertrag entspricht. So war es doch schon in Friedenszeiten. Die Erleichterung beziehungsweise Ermöglichung der Kreditgewährung — und das ist doch der Zweck der Roggendarlehen! — kann eine Bodenpreissteigerung, wie befürchtet wird, nicht zur Folge haben. Eher müßte das Gegenteil eintreten.

Man hat dann den Einwand erhoben, die Einführung der Roggenwertrenten könne die Beteiligten bestimmen, den Roggenpreis durch Börsenmanöver zu beeinflussen; den bäuerlichen Schuldner, indem er den Roggenpreis am Jahresstichtag herunterzudrücken versuche, den Gläubiger, der sein Geld in Rentenforderungen angelegt habe, indem er den Roggenpreis zu steigern bemüht sei. Dieser Einwand scheint mir aber nicht durchschlagend zu sein, denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß der Schuldner seinen Roggen am Stichtag deshalb auf den Markt bringt, um den Preis und damit seine Zinszahlung zu drücken; und der Gläubiger würde auch keinen Vorteil davon haben, wenn er, um größere Zinseinnahmen zu erzielen, höhere Getreidepreise bieten wollte. Dagegen wird man wohl annehmen können, daß die Roggenwertrenten den Trieb des Getreideproduzenten, den Roggenpreis zu heben, dämpfen werden, denn der Vorteil höherer Einnahmen auf der einen Seite würde wettgemacht durch die auf der anderen Seite *automatisch einsetzende stärkere Verschuldung*. Diese volkswirtschaftlich und sozial wohltuende Wirkung der Roggenwertrenten darf in Zeiten wie der jetzigen, wo Spekulation und Wucher tagtäglich Orgien feiern, nicht unbeachtet bleiben und sollte auch die parteigenössischen Gegner dieser Idee bestimmen, ihren Widerspruch aufzugeben.

Endlich wird noch gesagt, die Geldgeber seien wohl geneigt, bei fortschreitender Inflation ihr Geld in Roggenrentenbriefen anzulegen, weil sie Werte von gleichbleibender realer Kaufkraft erhalten; in Zeiten einsetzender Deflation dagegen würde die Flucht in die Sachwerte aufhören und die

Flucht zum Papiergelde einsetzen, dessen Wert täglich wachse und das daher eine größere Anziehungskraft habe als der sich gleichbleibende Sachwert der Roggenrentenpapiere. Das ist gewiß richtig, und schon die Erfahrungen, welche die Roggenpapiere ausgebenden Institute augenblicklich bei gleichbleibendem Dollarstande machen, bestätigen in der Tat, daß die stürmische Nachfrage nach diesen Werten erheblich nachgelassen hat. Es wäre aber sicher voreilig, behaupten zu wollen, ein minder lebhaftes, das heißt also, ein sich dem normalen Stande näherndes Geschäft würde ein völliges Fiasko werden, wenn einmal wirklich bessere Zeiten kommen. Ich stimme vielmehr dem Ministerialrat Breme bei, der am Schlusse eines instruktiven Artikels in Heft 12, Band XIV des »Archivs für innere Kolonisation« sagt, es scheine ihm »eine böse Krankheit der Gegenwart zu sein, daß man so wenig den Mut findet, mit klaren Augen den Verhältnissen ins Angesicht zu sehen, und daß man immer wieder aus Angst vor besseren Zeiten es verabsäumt, mit heilender Hand die schweren Wunden unserer Wirtschaft zu lindern, weil wir nicht mit einem Schlage heilen können und nicht erkennen lernen, welche bösen Folgen der Zustand der Entschlußlosigkeit hat«. Man müsse es der demnächstigen Entwicklung der Wirtschaft und Gesetzgebung überlassen, wie dem in Zeiten der Deflation einsetzenden Zustand abzuhelfen sein werde, und es dürfe der Blick in eine der Zeit und den Wirkungen nach noch ganz ungeklärte Zukunft kein Hindernis sein, jetzt Schritte zu tun, die die wirtschaftliche Notwendigkeit gebiete.

Die Lage der russischen Arbeiterschaft

(Übersicht über das Jahr 1922)

Von Dr. Elias Hurwicz

Wiederholt habe ich bereits darauf hingewiesen, daß die soziale Frage und namentlich die Arbeiterfrage in Sowjetrußland einen getreuen Spiegel des anfänglichen Zickzackkurses und der heutigen geraden Bahn darstellt, auf der der Sowjetstaat immer unaufhaltsamer vorwärts steuert. — Wohin? Offenbar nirgendwo anders hin, als dem regelrechten Kapitalismus entgegen. Die neuesten Berichte aus Sowjetrußland, die das Fazit des Jahres 1922 im Hinblick auf die Lage der Arbeiterschaft ziehen, bestätigen dies aufs vollkommenste. Um hier das Bild möglichst anschaulich zu machen, will ich zuerst die Lohnfrage, dann die Arbeitslosenfrage und schließlich die soziale Gesetzgebung schildern.

In der Dezembersitzung des »Gosplan« (etwa dem deutschen »Reichswirtschaftsrat« entsprechend) referierte Groman, der sich bislang als einer der scharfsichtigsten und nüchternsten maßgebenden Wirtschaftspolitiker Sowjetrußlands erwies, im Zusammenhang mit der Gesamtwirtschaft über die Lohnfrage. Er wies dabei auf die eigentümliche Erscheinung hin, daß man in Sowjetrußland zwischen »Arbeitseinkommen« und »Arbeitslohn« wohl unterscheiden müsse. In den ersten Jahren des Sowjetstaates habe der Arbeitslohn nur einen geringen Teil des Arbeitseinkommens gebildet, denn das letztere wurde durch die Verpflegung von Staats wegen bestritten. Im Jahre 1920 betrug der Barlohn lediglich ein Siebzehntel des gesamten Arbeitseinkom-

mens. Seit 1921 beginnt der Anteil des Barlohnes zu wachsen. Mit dem Aufhören kommunistischer Wirtschaftsmethoden und der Einführung einer »rationellen« Wirtschaftsführung hörte die staatliche Verpflegung der Arbeiterschaft vielfach auf. Dafür aber entwickelt sich ein neuer Prozeß — die »Selbstverpflegung« der Arbeiter: Um bei der herrschenden Teuerung sich durch das Leben zu schlagen, verkaufen die Arbeiter vielfach die Erzeugnisse ihrer Arbeit (insbesondere gangbare Gegenstände, wie Streichhölzer, Feuerzeuge, Nägel und dergleichen) oder auch einzelne Maschinenteile. Mit der Verstärkung der »Wirtschaftlichkeit«, das heißt mit der verschärften Aufsicht in den Fabriken, muß jedoch auch diese »Selbstverpflegung« immer mehr abnehmen, und gegenwärtig bildet der Barlohn die Hauptquelle der Existenz des Arbeiters.

In der Tat ist während des Jahres 1922 ein Steigen des Barlohns zu beobachten. Aber wie hoch ist dieser und, vor allem, in welchem Verhältnis steht er zum Vorkriegslohn? In der »Internationalen Pressekorrespondenz« (1923, Nr. 2 vom 15. Januar) gibt ein Herr Solsky aus Moskau die folgende Übersicht für Dezember 1922: Setzt man die im Jahre 1913 gezahlten Löhne gleich 100, so betragen die zurzeit in Moskau gezahlten Löhne: in der Metallindustrie 42,9 Prozent, in der Holzindustrie 57,9, Schuhindustrie 33,3, chemische Industrie 58,6, Zuckerwarenindustrie 66,7, Bäckerei 81,9, Textilindustrie 42,1 und in der Tabakindustrie 131,5 Prozent.

Herr Solsky ist sehr stolz auf diese Ergebnisse. Allein der objektive Beobachter muß hier differenzieren. Wie Herr Solsky selbst bemerkt, gilt seine Aufstellung für Moskau. Wie die »Ekon. Schisn« aber betont, liegen in Moskau die Verhältnisse sowohl bezüglich der Entlohnung als auch bezüglich der Lebensmittelversorgung fast exzeptionell im Verhältnis zum übrigen Rußland. Der bereits oben erwähnte und ernst zu nehmende Groman berechnet den Durchschnittslohn des Arbeiters im Jahre 1922 auf höchstens 30 Prozent des Friedenslohnes. Die Kommission des »Rates für Arbeit und Verteidigung« berechnet in ihrem Bericht für den X. Rätekongreß den Durchschnittslohn für die erste Hälfte von 1922 gleichfalls auf 37,4 Prozent des Friedenslohnes. Die von Herrn Solsky aufgestellten Zahlen geben also jedenfalls kein zutreffendes Bild für ganz Rußland. Stellenweise aber steht der Lohn noch unter dem soeben angegebenen Niveau. So betrug er in der Metallindustrie des Ural im ersten Halbjahr von 1922 5 1/2 Goldrubel, das heißt nur 25 Prozent des Friedenslohnes. Im Transportwesen betrug die Löhnung im Dezember 1922 gleichfalls 5 1/2 Goldrubel. Es gab aber auch noch schlechter bezahlte Arbeiter (2 1/2 Goldrubel). Dazu kommt eine sehr häufig unpünktliche Auszahlung des Lohnes; angesichts der Entwertung des Sowjetgeldes bedeutet dies eine Herabsetzung des Lohnes. Fortwährende Klagen darüber kommen nicht nur aus den Kreisen der Arbeiterschaft, sondern auch aus amtlichen Kreisen. Bisher ist aber noch keine Remedur geschaffen.

Wesentlich kürzer können wir uns über die Arbeitslosenfrage fassen. Die »Zusammenrollung« der Industrie, der Mangel an Barmitteln der Staatskasse, die Sparsamkeitspolitik des Finanzkommissariats — all das führte zu einer fortdauernden Arbeiterentlassung. Die Zahl der Eisenbahnarbeiter verringerte sich vom 1. Januar 1921 bis 1. Januar 1922 von 1 229 000 auf 907 000. Die Zahl der Bergarbeiter verringerte sich im Laufe des Jahres 1921 von 180 000 auf 154 000, die der Metallarbeiter im gleichen

Zeitraum von 210000 auf 180000. Am Jahresschlusse 1922 zählte man, nach der »Krasnaja Gazeta«, in ganz Rußland rund 420000 Arbeitslose, von denen auf Petrograd allein über 70000 entfielen; dabei klagte dieselbe Zeitung über die mangelhafte Organisation der Arbeitslosenhilfe.

Wir gehen schließlich zur Arbeitergesetzgebung über. Am 15. November 1922 wurde in Sowjetrußland ein neuer »Kodex der Gesetze über die Arbeit« mit Gesetzeskraft eingeführt. Es ist äußerst interessant, diesen Kodex mit dem deutschen Betriebsrätegesetz zu vergleichen. Bekanntlich verleihen die Paragraphen 71 und 72 des letzteren dem Betriebsrat das Recht der Einsichtnahme in die Geschäftsbücher und die Bilanz, sowie das Recht zu sonstigen kommerziellen Informationen. Artikel 158 des Sowjetkodexes, der von der Zuständigkeit der Arbeiter- und Angestelltenkomitees handelt, enthält dagegen nicht ein einziges Wort von solchen Kontrollfunktionen. Noch frappanter ist die Regelung der Arbeitereinstellung und Entlassung. Das deutsche Gesetz weist hierin dem Betriebsrat weitgehende Vollmachten zu. Die höchste Instanz ist in Deutschland bekanntlich die Einigungskammer (§ 84 und 86). Im Sowjetkodex ist dieses ganze Gebiet ausschließlich dem freien Ermessen des Fabrikinhabers überlassen. Dieser hat das Recht, mit einer zweiwöchigen Kündigung, den Arbeiter zu entlassen, wenn letzterer sich weigert, eine andere Arbeit zu leisten als diejenige, zu der er sich nach dem Arbeitsvertrage verpflichtet hatte (Art. 36), ebenso, wenn er sich weigert, in ein anderes Unternehmen des Inhabers überzugehen, auch wenn dieses sich in einer anderen Gegend befindet (Art. 37), ferner im Falle der Betriebseinstellung auf eine längere Zeit als einen Monat aus Gründen der Produktion und dergleichen mehr. Wir sehen also deutlich, wie das Prinzip der Privatwirtschaft seinen Einzug selbst in den Arbeitskodex der Sowjetrepublik hält. Von allen Errungenschaften der Revolution ist herzlich wenig geblieben — einzig und allein das Festhalten an dem achtstündigen Arbeitstag, worauf sich Lenin bei seinem Auftreten auf dem letzten Kongreß der III. Internationale denn auch nicht wenig zugute tat.

Wie übrigens die Sowjetregierung selbst die Gesamtlage der Arbeiterschaft in Rußland einschätzt, ersieht man aus der Warnung, die vor kurzem in dem Berliner bolschewistischen Organ »Nakanune« an die Adresse der westeuropäischen Arbeiter erschien. Die westeuropäischen Arbeiter werden hier nachdrücklich auf die Enttäuschungen hingewiesen, die sie bei der Einwanderung in Rußland sicher erwarten, auf ihr »höheres Kulturniveau und die Gewöhnung an manche Bequemlichkeit«, die in Sowjetrußland unrealisierbar sein werden. Mit beredten Worten werden sie demnach vor der Einwanderung in das Land der »Arbeiter- und Bauernregierung« gewarnt.

Pariser Kaffeehausleben während der großen Französischen Revolution

Von Heinrich Cunow (Schluß)

Zunächst waren es im Jahre 1794/95 meist Mitglieder der Bergpartei des Nationalkonvents, frühere Beamte der Pariser Gemeindeverwaltung aus der Gruppe der Chaumettisten und Hébertisten, revolutionäre Berufspolitiker und Journalisten, die sich fast allabendlich im Café Chrétien ein-

fanden und zugleich als Leiter und Hauptredner des neugegründeten Pantheonklubs fungierten. Vadier, Léonard Bourdon, Cambon, die gewöhnlich den Geheimsitzungen im Café Chrétien präsidierten, waren, wie schon im letzten Artikel erwähnt wurde, auch Leiter und Sprecher des »Club du Panthéon«. Die zunehmende politische Reaktion, die ihren deutlichen Ausdruck fand in der völligen Machtlosigkeit der äußersten Linken des Konvents, in der immer weiteren Ausbreitung des sogenannten weißen Schreckens im Lande und vor allem in dem ungehinderten Wiederaufleben und der Neugründung royalistischer und konterrevolutionärer Klubs, wie zum Beispiel der Société de Noailles und des Club de Clichy, zwang jedoch bald die Leiter der revolutionären Bewegung, mit gleichgesinnten Elementen in anderen Landesteilen Frankreichs Fühlung zu nehmen, das heißt, dort Filialen des Pantheonklubs oder, wo dies ratsamer schien, sogenannte Brudergesellschaften zu gründen und zugleich mit den Arbeitern und Kleinhandwerkern der Pariser Vorstädte, von denen früher der Anstoß zu so manchem Kampf gegen Royalisten, Feuillants und Girondisten ausgegangen war, engere Verbindung zu suchen.

Für das südwestliche Frankreich, wo der Boden besonders für solche »Sammlung der Kräfte« geeignet schien, übernahm Barère de Vieusac, der einstige Herausgeber des »Point de Jour« und spätere Vertreter des Wohlfahrtsausschusses im Konvent, die Agitationsarbeit. Von Bordeaux aus, wo er selbst neue Fäden anknüpfte, sandte er seine Emissäre in die verschiedenen, für »geeignet« geltenden Departements Frankreichs bis zur Provence und konnte bald über ansehnliche Erfolge berichten.

In den zentralen Departements übernahm der Vorstand des Pantheonklubs selbst die Leitung der Agitation, und es gelang ihm, auch in Paris mehrere kleinere Filialgesellschaften zu gründen, vornehmlich in den westlichen Vorstädten, wo neben kleinen Handwerkern vielfach auch intelligentere Arbeiter in die neuen Vereine eintraten. Die geheimen Sitzungen dieser Vereine fanden zumeist in den im Umkreis des Klosters Sainte-Geneviève gelegenen kleinen Kaffeehäusern statt; Zentralstelle aber blieb das Café Chrétien, von dem die Polizeiberichte aus dem Ende des Jahres 1795 zu berichten wissen, daß sich dort neuerdings viele »neue Gesichter« bei den abendlichen Zusammenkünften einstellten, Patrioten aus dem Süden und Pariser Arbeiter aus den Vorstädten.

Die Pantheongesellschaft gewann allmählich einen Teil des politischen Einflusses zurück, den im Jahre 1793 der Jakobinerklub ausgeübt hatte, kann aber, obgleich sich ihr manche früheren Jakobiner anschlossen, doch nicht als einfache Fortsetzung des alten Jakobinerklubs angesehen werden, da sie mehr und mehr in ein anderes politisches Fahrwasser geriet. Einige der Leiter erkannten sehr wohl, daß wenn ihr Verein Erfolg in den revolutionären Vorstädten haben und die Arbeiter nebst den selbstarbeitenden Kleinmeistern von neuem zum Kampf gegen die Konterrevolution bewegen solle, er ihnen mehr bieten müsse, als abstrakte Diskussion über politische Freiheit und die Menschenrechte. Es müßten den Arbeitern auch wirtschaftliche Vorteile geboten und die Aussicht auf Besserung ihrer Lebensstellung, auf stärkere Berücksichtigung ihrer besonderen Arbeiter- und Handwerkerinteressen eröffnet werden. Die Folge war, daß nun in die Pantheongesellschaft neben den altliberalen oder altdemokratischen Anschauungen teil-

weise auch gewisse sozialpolitische, ja man kann sagen sozialistische und kommunistische Ideen eindrangen, freilich in einer Fassung, die wir heute als stark utopistisch bezeichnen müssen. Von den großen wirtschaftlichen Zusammenhängen und deren historischer Bedingtheit verstanden selbst die fähigsten Mitglieder der neuen Gesellschaft sehr wenig; sie sahen nur das Elend der unteren Volksschichten, die traurigen Zustände, die sich mehr und mehr nach dem Sturz Robespierres herausgebildet hatten, und malten sich, ausgehend von den Sätzen der 1793er Verfassung, daß alle Menschen von Natur aus völlig gleich seien und das Ziel der Gesellschaft das allgemeine Glück wäre, phantastische Idealzustände aus, die nach ihrer Meinung alsbald verwirklicht werden mußten.

Daß sie damit bei der verarmten Pariser Bevölkerung Anklang fanden, ist begreiflich, um so mehr, als die Besserung, die man zunächst vielfach von dem Sturz des Triumvirats Robespierre-Saint-Just-Couthon erhofft hatte, durchaus nicht eintrat, sondern im Gegenteil die wirtschaftlichen Lebensverhältnisse der ärmeren Volksmasse sich immer trauriger gestalteten. Die Assignaten- (Papiergeld-) Wirtschaft nahm eine geradezu beängstigende Gestalt an. In seiner rat- und trostlosen Geldverlegenheit hatte der Konvent den Finanzausschuß ein für allemal zur Herstellung von Assignaten entsprechend »dem Zweck des Dienstes und der Auswechslung« ermächtigt. Der schon ohnehin mit Papiergeld überlastete Geldmarkt wurde durch eine Sturmflut neuer Assignaten überschwemmt und reagierte dadurch, daß er die Assignaten alsbald auf 20, 15 und 12 Prozent ihres Nominalsatzes herabsetzte, in den Süd- und Ostdepartements noch schneller als in Paris. Und dementsprechend stiegen naturgemäß in schneller Folge die Lebensmittelpreise. Das Pfund Butter, das Ende des Jahres 1795 beispielsweise in Paris noch 3 bis $3^1/_2$ Livres (Franken) gekostet hatte, stieg bis Mitte April 1796 auf 9 bis 10 Livres, das Rindfleisch im gleichen Zeitraum von $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Livres auf ungefähr 4 Livres, der Scheffel Kartoffel von 3 auf 15 Livres. Dazu kam, daß die Arbeitslöhne sich während dieser Zeit nur wenig hoben, in den Handwerksbetrieben kaum um 50 bis 60 Prozent, während der »gesäuberte« Konvent bereits wenige Tage nach Eintritt der neuen Teuerung, am 12. Januar 1796, die Diäten seiner Mitglieder von 18 auf 36 Livres erhöhte.

Und während die Arbeiter und Kleinhandwerker hungerten, stürzte sich die während der Revolution hochgekommene Schicht der »neuen Geldaristokratie« in einen Strudel der tollsten Vergnügungen, reihte sich ein öffentlicher Skandal an den anderen. Es war, als hätte der Sturz Robespierres eine wilde, vergnügungsgierige, von den gemeinsten Genußtrieben erfaßte Meute entfesselt. Wohl nie, selbst nicht in den Zeiten der größten Lasterhaftigkeit des untergehenden Roms, hat es eine verlottertere, schamlosere Gesellschaft gegeben als die unter der Herrschaft des Direktoriums. Die unter der Revolution emporgewachsene, neue Bourgeoisie der Accapareurs, Agioteurs und Usuriers hatte sich nur mit größtem Widerwillen den Robespierreschen Maßnahmen zur Herstellung der ihm vorschwebenden Tugendrepublik gefügt, nun fühlte sie sich von diesem Druck befreit und sah die Bahn zum Genuß und zum Sichausleben frei, — das heißt zur sinnlosen Verschleuderung der leicht erworbenen Reichtümer. Und diese Schicht der neuen Reichen war durchaus nicht klein, von der Pariser Polizei

wird sie mit Einschluß der großen Lebensmittelwucherer zu Beginn des Jahres 1796 für Paris, das damals noch nicht 650 000 Einwohner zählte, auf nahezu 20 000 geschätzt.

Wie ein das ganze öffentliche Leben in seinen Bereich ziehender Giftdunst legte sich das schamlose Treiben dieser Klasse über Paris. Die Prostituierten oder, wie sie damals vielfach genannt wurden, die Debauchierten und Kurtisanen, tauchten wieder, oft zu kleinen Rudeln vereinigt und à la grecque in durchsichtige Stoffe gekleidet, im Palais Royalgarten, dem Tuileriengarten und den Champs Elysées auf und suchten dort ganz offen am lichten Tage die Männer einzufangen. Neben 22 Theatern mit größtenteils höchst frivolen Spielplänen sorgte eine lange Reihe zweifelhafter Balllokale für die Befriedigung der Lebenslust der Lebemänner und der goldenen Jugend. Die Spielsalons und Lotto-Cafés, in denen oft auch getanzt wurde, schossen wie Pilze auf. Daneben entstanden, um der polizeilichen Aufsicht zu entgehen, zahlreiche private Spielklubs, zu denen nur Mitglieder Zutritt hatten, für die bei ihrer Aufnahme zwei alte Mitglieder gebürgt hatten und von denen vorher eine bestimmte Bürgschaftssumme hinterlegt worden war. Interessant ist, daß selbst beim Hasardspiel insofern der politischen Gesinnung Ausdruck gegeben wurde, als man oft mit Karten spielte, deren Könige, Damen, Buben durch bekannte Führer und Führerinnen der Royalisten, reaktionäre Minister, Generäle dargestellt wurden.

Zugleich zeigte sich im gesamten öffentlichen Leben, nicht nur im politischen, sondern auch im geschäftlichen Leben und in der Verwaltungspraxis der Behörden, nicht zum wenigsten der Pariser Polizei, eine rasche Zunahme der Korruption. Immer wieder lieferten öffentliche Skandale und Gerichtsverhandlungen den Beweis, daß obere und niedere Polizeibeamte sich hatten bestechen lassen. Dem Prozeß gegen die Bürgerin Martinach im Februar 1795, die in der Rue Traversière Honoré einen Spielsalon unterhalten und, um gegen Verfolgungen der Polizei geschützt zu sein, dem Überwachungsbeamten des Sicherheitsausschusses, dem ehrsamen Bürger Gilbert, eine monatliche Abfindungssumme von 400 Livres gezahlt hatte, folgten bald ähnliche aufsehenerregende Skandale.

Erfuhren die Arbeiter und Kleinmeister auch nichts von allen diesen Korruptionsfällen, so sahen sie doch genug von dem Treiben der »Neureichen«, um in ihrer traurigen Lage einen tiefen Haß gegen diese Schicht zu empfinden und ihre Ohren willig den Reden der Pantheonisten zu öffnen, die sich nun ihrerseits selbst teilweise zu allerlei sozialistischen Anschauungen bekehrten und engere Verbindung mit François Noël oder, wie er sich selbst nannte, Gracchus Babeuf nahmen. Nachdem Babeuf Anfang November 1795 durch die im vorigen Artikel erwähnte allgemeine Amnestie aus dem Gefängnis befreit worden war, nahm er häufig an den Geheimsitzungen im Café Chrétien teil. Mancher Artikel, den Babeuf für den von ihm geleiteten »Volkstribun« (Tribun du Peuple) geschrieben hatte, wurde dort von ihm vorgelesen, besprochen und verändert oder ergänzt, mancher Plan für neue Artikel und Aufrufe entworfen.

Babeufs Auftreten ist in gewisser Hinsicht typisch dafür, wie mancher ehemalige Jakobiner in den Jahren 1794/96 zu sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Ansichten gekommen ist. Babeuf hatte, als im Jahre 1789 die Revolution ausbrach, sich mit Begeisterung der revolutionären Bewe-

gung in die Arme geworfen, war aber, obgleich er sich der Bergpartei anschloß, weder zu einer klaren Einsicht in die politischen Entwicklungstendenzen, noch zu einer klaren Parteinahme für eine bestimmte Fraktion gelangt. Er blieb ein humanitärer Schwarmgeist, für den der vieldeutige Satz der republikanischen Verfassung: »Le but de la société est le bonheur commun« (Das Ziel der Gesellschaft ist das allgemeine Glück) der Inbegriff aller politischen Weisheit war. So hatte er denn auch die Ausschließung der beiden Korrumpierten, der Herren Tallien und Fréron (letzterer später Oberhäuptling der Moschusstinker) im »Journal de la liberté de la presse« mit größter Leidenschaft als »ignominieuse expulsion« (schmachvolle Ausstoßung) bekämpft, sich dann nach dem 9. Thermidor zunächst kurze Zeit von den sogenannten »Thermidoristen« einfangen lassen, darauf aber, von deren Reaktionsgelüsten abgestoßen, sich wieder den Terroristen zugewandt und nun mit gleichem Eifer, mit dem er einst die Tallien und Fréron verteidigt, den Kampf gegen die von diesen geleitete Clique aufgenommen: eine Wandlung, die ihm 10 Monate Gefängnis eintrug. Dort machte er die Bekanntschaft des früheren von sozialistischen Anschauungen beeinflußten Robespierristen Buonarroti und dessen Freund Darthé, einstigen Sekretärs des hingerichteten Konventskommissars Lebon, von denen er in kommunistische Lehren eingeführt wurde. Im November 1795 durch die allgemeine Amnestie aus der Gefangenschaft befreit, schloß er sich alsbald den Gipfelmännern des Café Chrétien an und spielte in deren Mitte eine hervorragende Rolle.

Obgleich die Direktorialregierung durch ihre Agenten sehr gut über die Vorgänge im Café Chrétien unterrichtet war und einige reaktionäre Blätter, voran die «Sentinelle« des ehemaligen Rechts-Girondisten Louvet, immer wieder auf die Umtriebe in diesem Kaffeehaus hinwiesen, vermied dennoch das Direktorium, sofort in die Agitation des Pantheonklubs einzugreifen — nicht, weil man mit der von diesem getragenen Bewegung sympathisierte, sondern weil man glaubte, in dieser ein Gegengewicht zu finden, das man gegen die die Machtstellung des Direktoriums gefährdenden royalistischen Restaurationsbestrebungen gebrauchen könne. Graf Barras, der damals im Direktorium die Hauptrolle spielte, suchte sogar mit den Verschwörern des Café Chrétien eine gewisse Verbindung. Sein Privatsekretär war eine Zeitlang häufiger Gast in diesem Kaffeehaus. Barras selbst scheint allerdings nie dort verkehrt zu haben. Soweit ihm seine Geschäfte und seine intimen Beziehungen zu »seiner« Josephine — der Witwe des am 23. Juni 1794 guillotinierten Generals Beauharnais, der späteren Gattin des Generals Bonaparte und nachmaligen Kaiserin der Franzosen — Zeit ließen, verkehrte er mit Vorliebe im Café Corazza, das damals auch vom General Bonaparte vielfach aufgesucht wurde. Der Besitzer scheint Barras Spionendienste geleistet zu haben. Barras selbst berichtet darüber in seinen von Rousselin überarbeiteten Memoiren: »Wir kamen mittags bei dem Speisewirt Doyen in den Champs Elysées und abends in einem Zimmer des Café Corazza zusammen. Dieser simple Kaffeewirt, Italiener von Geburt, war gleichzeitig eine diplomatische Persönlichkeit; er hatte ein Diplom vom Papst, das ihn ermächtigte, die Interessen des Päpstlichen Stuhles wahrzunehmen. Corazza war mir ergeben.«

Mit der weiteren Ausbreitung der Pantheonistenbewegung und ihrer Durchsetzung mit Babeufschen Anschauungen nahm jedoch das Direktorium

immer mehr eine mißtrauische, Widerstandsmaßnahmen planende Haltung gegen die Führer des Pantheonklubs ein; namentlich gegen Babeuf, welcher der gefährlichste unter ihnen zu sein schien. Wiederholt beschäftigte sich das Direktorium in seinen Sitzungen mit der Frage, ob man nicht endlich die Pantheongesellschaft auflösen und ihre Führer verhaften lassen solle, bis man endlich, im Mai 1796, durch die Berichte des Polizeiagenten Bacon und des als Spitzel fungierenden Mitgliedes Grisel (eines Günstlings von Carnot) von der Absicht der im Café Chrétien verkehrenden Führer erfuhr, demnächst loszubrechen, die Direktorialregierung zu stürzen und die Verfassung von 1793 mit Nationalkonvent und Wohlfahrtsausschuß wiederherzustellen. Am 26. Februar 1796 schloß der General Bonaparte im Auftrag des Direktoriums mit Waffengewalt den Pantheonklub. Eine lange Reihe von Verhaftungen folgte. Unter den Verhafteten befanden sich von bekannteren Führern des Klubs: Babeuf, Buonarroti, Darthé, Germain, Vadier, Drouet, Amar, Rossignol und Laignelot. Sie wurden mit anderen Leitern vor den Staatsgerichtshof zu Vendôme gestellt, der nach einem langen Prozeß Babeuf und Darthé zum Tode, Buonarroti, Germain, Moray, Cazin, Bonnin, Monissier zur Deportation verurteilte und die übrigen Angeklagten, 45 an der Zahl — bis auf Vadier, der vorläufig in Haft blieb —, freisprach.

Damit war die Kraft der revolutionären Bewegung gebrochen. Ein Teil der alten Jakobiner setzte zwar die Agitation fort und gründete sogar drei Jahre später eine neue »Gesellschaft der Gleichheits- und Freiheitsfreunde«, aber die Neu-Pantheonisten hatten nur geringen Erfolg. Die alte Begeisterung war dahin. Der Druck des neuen militärischen Regiments lastete allzu schwer auf den unteren Schichten. Damit hörten auch die politischen Zusammenkünfte in den einstigen Jakobiner-Cafés auf; während die royalistischen Cafés nun teilweise ins napoleonische Lager übergingen.

Deutschlands Holzversorgung

Von Dr. Theodor Cassau

Infolge der Holzforderungen der Entente und der Rolle, die die Holzlieferungen bei der Feststellung der sogenannten deutschen Verfehlungen in der Reparationskommission gespielt haben, sowie der stetigen Steigerung der Bauholz- und Papierpreise ist die Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten gelenkt worden, die sich für Deutschlands Holzversorgung aus der Neugestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen ergeben. Freilich bisher nur innerhalb enger Kreise; denn das Holz spielt in der deutschen Handelspresse, da sowohl Holzhandel als Holzverarbeitung relativ wenig Aktiengesellschaften zählen und diese im allgemeinen zu den kleineren gehören, nur eine recht geringe Rolle. Eisen und Kohle, Metalle, Textilien finden eine unendlich sorgfältigere Behandlung und Beachtung als Holz. Zum Teil mag sich dieser Umstand daraus erklären, daß unsere Handelspresse aus der Börsenpresse entstanden ist und daß Holz die Börse nicht tangiert. Zum Teil mag es sich aber auch daraus erklären, daß der Holzhandel und die Sägewerksindustrie zum großen Teil, die holzverarbeitende Industrie fast ausschließlich zu den Betrieben zählen, die zu klein sind, um allgemeine Beachtung erwecken zu können, und es auch nicht verstehen, die öffentliche Meinung zu be-

einflussen. Nun haben die Durchschnittspreise der preußischen Staatsforsten zum Beispiel seit Frühjahr 1922 für Kiefer- und für Nadelholz zweiter und dritter Klasse fast ausnahmslos sogar die Indexziffer für Einfuhrwaren überschritten, nachdem sie den Index der Inlandwaren bereits im Herbst 1921 überschritten hatten. Diese für die gesamten Holzpreise typische Preisentwicklung ist von nahezu katastrophalen Folgen für erhebliche Teile der Volkswirtschaft. Am deutlichsten tritt ihre Wirkung im Zeitungssterben hervor; aber die Verteuerung des Grubenholzes und des Bauholzes ist für die Wirtschaft mindestens ebenso schlimm wie die Verteuerung des Papierholzes. Die holzverarbeitende Industrie, die stets zu den besonders schlecht organisierten Industrien Deutschlands gehörte, muß unter so raschen und plötzlichen Preissteigerungen besonders leiden, denn die Bretterpreise stellten sich schon zu einer Zeit auf das Zwei- bis Dreitausendfache der Friedenspreise, als die Löhne nur das Zwei- bis Dreihundertfache der Friedenslöhne betrugen. Eine derartige Entwicklung muß besonders starke Ansprüche an die Kapitalversorgung stellen und in einer Industrie ohne wesentliche Verbandsbildung, die infolgedessen die Kapitalbildung aus dem Preise nur unzureichend vornehmen kann, zu Schwierigkeiten führen.

Über die Ursachen dieser Entwicklung sind sich die Praktiker durchaus im klaren, aber nicht einig. Jeder spricht auf Grund seiner Erfahrungen. Mancher sieht die wesentliche preistreibende Ursache in der Ausfuhr von Rundholz und Brettern. Nun hat allerdings Deutschland in den Jahren 1920/21 an Holz ungefähr das Zweieinhalbfache und im Jahre 1922 auch noch etwa das Eindreiviertelfache der Friedensausfuhr herausgebracht. Jedoch vom Eichenholz, bei dem ein Ausfuhrüberschuß bestand, abgesehen, handelt es sich bei den nennenswerten Ausfuhrmengen gerade um Holz, das auch in starkem Maße eingeführt worden ist, so daß hier eine maßgebende Ursache für die Preissteigerung kaum liegen dürfte. Andere bezeichnen die Reparationslasten als Hauptursache und kommen damit der Wirklichkeit etwas näher, denn jedes Verlangen von Reparationsleistungen in Holz wirkt bei Deutschlands viel zu kurzer Holzdecke auf den Markt beunruhigend. Es ist der Preis nicht wie in normalen Zeiten von der wirklichen Vermehrung der Nachfrage abhängig, sondern schon von der erwarteten. Haben aber die Holzforderungen der Entente unbedingt eine nicht unerhebliche Rolle bei der Preisentwicklung gespielt, so wird man sie doch für diese außerordentliche Entwicklung nicht allein verantwortlich machen können. Ferner wird von gewissen Seiten die Verkaufsmethode der Forstverwaltungen getadelt, die durch die Auktionen den Holzpreis in die Höhe treibe und neuerdings durch die Hinausschiebung der Verkaufstermine, also Zurückhaltung der Ware, die Preise noch besonders erhöht haben soll. Es ist über Zweck und Nutzen der Auktionen bei den Holzverkäufen viel geschrieben worden; der objektive Beurteiler wird zugeben müssen, daß man nicht einfach in den Ruf einstimmen kann: »Fort mit den Auktionen, freihändiger Verkauf.« Es wird noch meist hinzugefügt: an die ansässige Industrie, und hinter diesem Rufe stehen die Interessen der in Holzgebieten ansässigen Holzindustrie, die ihre alten ruhigen Märkte jetzt durch fremde Aufkäufer gestört sieht. Schließlich wird erklärt, wir hätten zuviel Sägewerke für unseren Holzbedarf, und diese müßten sich in der Sorge um Beschäftigung die Preise gegenseitig in die Höhe treiben.

Wenn man sich die Gründe für die Steigerung der Holzpreise klarmachen will, wird man zunächst prüfen müssen, um wieviel die deutsche Holzdecke zu kurz ist. Hier läßt uns unsere Kenntnis schon im Stich. Wir wissen, daß Deutschland vor dem Kriege ungefähr 28 Millionen Festmeter Nutzholz produzierte, 15 Millionen Festmeter einführte und 1 Million Festmeter ausführte, wir haben aber kein ebenso klares Bild über die gegenwärtige Nutzholzproduktion und ihre Verteilung auf Papierholz, Grubenholz, Bauholz und holzverarbeitende Industrie. Für die Unzahl von Konferenzen sind natürlich Berechnungen aufgestellt worden, doch weiß man von keiner, wieweit sie in usum Delphini gemacht worden ist. Fest steht, daß die deutsche Holzeinfuhr im Jahre 1920 noch nicht 10 Prozent, 1921 zwischen 20 und 25 Prozent der Friedenseinfuhr betragen hat und im Jahre 1922 wohl auf ein Drittel der Friedenseinfuhr gestiegen sein dürfte. Fest steht ferner, daß der Nutzholzanfall Deutschlands durch die Abtretungen großer Waldungen um mehrere Millionen Festmeter gesunken ist. Wie groß die uns zur Verfügung stehende Holzmenge ist, läßt sich kaum mit leidlicher Sicherheit angeben, sie dürfte aber unbedingt im Jahre 1922 einschließlich Einfuhr unter 30 Millionen Festmeter betragen haben, so daß trotz der etwas gestiegenen Einfuhr das Manko gegenüber dem Frieden recht erheblich wäre. Haben wir so für die Holzbelieferung ungefähre Anhaltspunkte, so sind wir vollständig auf vage Schätzungen beim Holzverbrauch angewiesen. Fest steht hier nur, er ist gesunken infolge der geringeren Baufätigkeit, und er ist gesunken infolge der Produktionsverringerung der holzverarbeitenden Industrie. Um welchen Prozentsatz, läßt sich kaum schätzen. Andere Verbrauchszweige, die für den Gesamtverbrauch recht erheblich in Frage kommen, Grubenholz und Papierholz, sind jedoch wohl kaum gesunken, so daß sich trotz aller Unsicherheit aus dem leidlich zuverlässigen Zahlenmaterial doch bereits eine außerordentliche Holzknappheit ergibt. Da man in der holzverarbeitenden Industrie in viel stärkerem Maße als in Industrien, die anorganische Stoffe verarbeiten, Lagervorräte hält, hat der Markt eine gewisse Elastizität. Mit sinkenden Lagervorräten hört diese Elastizität jedoch auf, die Hoffnung auf Preissturz schwindet und die Eindeckungskonjunktur tritt an ihre Stelle und führt so zu vermehrter Nachfrage. Wir hatten bereits einmal in Deutschland, im Winter 1919/20, eine derartige Entwicklung, die dann mit schweren Verlusten infolge des Preissturzes abgeschlossen hat. Die Erinnerung hieran wirkte ziemlich lange hemmend, in dem Maße jedoch, wie die Hemmung fiel, mußte auch der durch die Hemmung aufgespeicherte Bedarf auf den Markt kommen. Bei dieser Eindeckung künftigen Bedarfs spielt die Anschauung von der Entwicklung der Mark eine maßgebende Rolle. Es wird, da das Rundholz ja erst in längerer Zeit in den Produktionsprozeß eingeht, bereits beim Rundholzkauf die erwartete Markentwertung eskomptiert. Die ganze Mentalität, die sich infolge der Markentwicklung des letzten Jahres auf dem Devisenmarkt herausgebildet hat, mußte, da es sich hier um Geschäfte mit recht langer Sicht handelt, noch viel stärker auf dem Holzmarkt zum Ausdruck kommen. Das wird weiter durch die langfristige Stundung, die die staatlichen Forstverwaltungen bewilligen, gefördert. Das notwendige Korrektiv gegenüber einer derartigen Entwicklung bildet gesteigerte Einfuhr, so daß der deutschen Preisentwicklung durch die Marktlage in den Nachbarländern eine gewisse Grenze gesetzt ist. Aber die-

ses Korrektiv wirkt doch nur in unzureichendem Maße, in erster Linie dank der Balkanisierung Europas. Deutschlands Holzeinfuhr war sehr stark auf den Osten gestellt, Rußland und Österreich-Ungarn. Die Schaffung neuer Staaten mit ihren Verkehrs- und wirtschaftlichen Schwierigkeiten hat die Einfuhrmöglichkeiten mannigfach gehemmt und verteuert. Es ist natürlich jeder geneigt, wie das ein bedeutender Buchenverarbeiter kürzlich für seine Preisüberlegungen auf einem Versteigerungstermin in der Fachpresse sehr anschaulich schilderte, für Holz, das er in der Nähe hat und dessen Transportmöglichkeiten er vollständig übersieht, einen erheblich höheren Betrag zu zahlen als für Holz im Ausland, dessen Qualitäten ihm nicht so klar sind und bei dem er mit einer Fülle von Zuführungsschwierigkeiten rechnen muß. Ergibt sich so eine Verteuerung des deutschen Holzes über die Holzpreise der umliegenden Länder hinaus, so muß man für viele Teile des Marktes sicher auch noch mit der typischen Verteuerung knapper Ware durch gesteigerte Handelstätigkeit rechnen. Bei jeder Ware, die sehr gesucht ist, bildet sich eine Sonderverteuerung durch das in normalen Zeiten nicht vorkommende Weiterveräußern heraus.

Was ist demgegenüber nun zu tun, um die Preisentwicklung auf diesem für viele Industrien wichtigen Markte einigermaßen in die allgemeine Bahn zu bringen? Mit dem Schrei über den Holzwucher der Länder und dem Verlangen, die staatlichen Forstverwaltungen sollen billiger verkaufen und die Preise werfen, werden wir nicht weit kommen. Jeder Oberförster fürchtet bei seiner Preispolitik doch immer, daß er das Holz zu billig abgibt und den Käufern die Möglichkeit eines besonderen Konjunkturgewinns läßt. Er ist daher darauf eingestellt, möglichst den höchsten Preis herauszuholen, und man wird ihm darüber kaum Vorwürfe machen können, denn die Differenz, um die er billiger verkauft, bleibt doch bei der Zwischenhand hängen. Alle Vorschläge zur Holzverbilligung auf Kosten der Länder allein wird man daher fast ausnahmslos, von politischen Widerständen ganz abgesehen, aus marktechnischen Gründen als abwegig ablehnen müssen. Ernsthaft in Frage kommen wohl nur zwei Gedankenreihen: Vertragswirtschaft und Preisausgleich.

Die Verfassungswirtschaft ist von mir im Juli 1921 in der »Holzarbeiter-Zeitung« Nr. 29 erläutert worden. Sie geht von der Auffassung aus, daß ein erheblicher Teil des Holzes aus dem Besitz der Länder in den des Reiches auf dem Wege über den Holzhandel geht, und daß dieser große, allen Beteiligten bekannte Bedarf des Reiches preissteigernd wirken muß. Denn jeder große, nach unten fest begrenzte Bedarf, der auf den Markt kommt, wirkt schon in Zeiten kleiner Anspannung preissteigernd und muß es in unendlich viel stärkerem Maße tun in Zeiten besonderer Knappheit. Neben dem Großabnehmer Eisenbahn stehen eine Reihe anderer Abnehmer, die gut organisierbar sind und zusammengeschlossen werden könnten, Zechen, Papierfabriken, Siedlungsunternehmen. (Für das Papier hat Dr. Carbe im »Berliner Tageblatt« vom 16. September 1922 in dieser Richtung sehr interessante und beachtenswerte Vorschläge bereits gemacht.) Auf der Waldseite sind die Staatsforsten, die 47 Prozent des gesamten Ertrags liefern, ohne weiteres gut organisierbar, und auch der andere Waldbesitz ließe sich für den Verkauf zusammenfassen. Es wäre darüber hinaus zu erwägen, ob man nicht die Bewirtschaftung des gesamten deutschen Waldes den staat-

lichen Forstverwaltungen übertragen sollte. Diese hätten in ihrem Gebiet den Hieb zu bestimmen und den Verkauf zu regeln. Zur Herbeiführung einer einheitlichen Preispolitik müßten sie in einem Reichsforstverband zusammengefaßt werden. Der Besitzer des Waldes bekäme seine individuelle Rente; irgendeine Änderung der Besitzverhältnisse brauchte nicht stattzufinden. Die einzelnen Forstverwaltungen könnten für alles Holz, das geeignet ist zu Eisenbahnschwellen, Waggonbohlen, Werkstattnutzholz, Telegraphenstangen, Papierholz, Grubenholz und für den Teil des Bauholzes, der für Siedlungsbauten in Frage kommt, gebundene Verkaufsverträge abschließen, durch die sich die bezirksweise zusammengeschlossenen Sägemühlen und Holzhändler verpflichten, entsprechend der übernommenen Holzmenge zu einem entsprechend festen Preis, der in Zeiten starker Geldentwertung einen Gleitfaktor für Lohn usw. enthalten könnte, zu liefern. Auf diese Weise wären alle Mängel des Lohnschnitts behoben, das Holz wäre wirklich ausgenutzt, und der öffentliche Bedarf wäre der Spekulation des Holzmarktes entzogen. Die Holzeinfuhr bliebe völlig frei. Für die holzverarbeitende Industrie ließe sich ein Anschluß in der Weise finden, daß sie unter Preiskontrolle einfache Typenmöbel für den Inlandsmarkt herstellt, im übrigen wäre sie auf den freien Bezug von den Syndikaten und dem Holzhandel sowie die Einfuhr angewiesen.

Bei dieser Regelung würde die preissteigernde Wirkung der großen Abnehmer aus dem Markte herausgenommen werden, es fragt sich jedoch, ob bei dem Holzmangel die holzverarbeitende Industrie nicht in besonders starkem Maße unter Preistreiberei und Spekulation zu leiden hätte, selbst wenn man, um ihr entgegenzukommen, einen Teil des anderen Bedarfs aus der Einfuhr decken würde.

Eine andere Ideenreihe sucht einen Preisausgleich herbeizuführen. Sie geht von der Überlegung aus, daß bei der Hochtreibung des deutschen Inlandpreises für Holz durch die mangelnde Inlandsversorgung auf die Höhe der Weltmarktpreise dem Waldbesitzer ein außerordentlicher Gewinn zufällt, der als reiner Konjunkturgewinn auf Kosten und zum Schaden anderer Schichten unberechtigt ist und zur Verbilligung des Einfuhrholzes herangezogen werden könnte. Der Vorsitzende des Deutschen Holzarbeiterverbandes, Tarnow, hat aus diesen Gedankengängen heraus und vor allem gestützt auf die neuen Richtlinien des Reichswirtschafts- und des Reichsjustizministeriums über die Kalkulationen angemessener Preise eine Holzsteuer von 40 Prozent auf die Rundholzverkäufe im Walde vorgeschlagen. Bei einer derartigen Steuer ist der den Waldbesitzern verbleibende Ertrag gegenüber dem Frieden immer noch erheblich höher, als die Berechnung nach dem Index der Lebenshaltungskosten ergibt. Dieser Vorschlag ist, allein unter dem Gesichtspunkt der Preisbildung gesehen, unbedingt berechtigt. Irgendwelche produktionstechnischen oder moralischen Bedenken gegen eine Verwendung eines Teiles der Überpreise zur Verbilligung der Einfuhr bestehen nicht, wohl aber bestehen recht erhebliche politische und finanzpolitische Schwierigkeiten. Nachdem den Ländern die Finanzhoheit genommen ist, sind die deutschen Einzelstaaten in sehr weitgehendem Maße auf die Erträgnisse aus den Wäldern angewiesen und werden sich gegen jede nennenswerte Besteuerung ihrer Walderträgnisse energisch wehren. Es ist daher außerordentlich zweifelhaft, ob eine Besteuerung des gesamten Waldbesitzes wirklich möglich ist, ob man

nicht für die Länder eine erhebliche Herabsetzung der Steuer auf ein Drittel bis die Hälfte etwa der allgemeinen Steuer von vornherein vorsehen sollte. Die gemeindlichen Waldungen wird man im großen und ganzen unbedenklich der Besteuerung unterwerfen können, doch müßten hier großzügige Befreiungen für solche Gemeinden, die sich insbesondere infolge von Valutaschulden in mißlicher Vermögenslage befinden, vorgesehen werden. Beim privaten Waldbesitz könnten diese Konjunkturgewinne restlos erfaßt werden. Ob sich hier erhebliche Mindererträge an Einkommensteuer ergeben würden, ist zweifelhaft, denn der Großgrundbesitz, um den es sich hier im wesentlichen handelt, hat ja ganz besondere Fähigkeiten in der Wegrechnung seiner Konjunkturgewinne. Es würde sich hier geradezu um ein Musterbeispiel der Erfassung der Sachwerte handeln. Die einzige Schwierigkeit, die sich bietet, ist die Möglichkeit des Waldbesitzers, nicht einzuschlagen. Infolgedessen fordert Tarnow eine Besteuerung der Waldbesitzer, die nicht einschlagen, in der gleichen Höhe auf Grund einer Schätzung durch forstliche Fachleute.

Schwieriger ist die Frage: Wie soll nun die Verbilligung herbeigeführt werden, in welcher Weise sollen die Erträgnisse aus der Konjunkturabgabe der Allgemeinheit zugute kommen? Das Holz ist eine organische Materie und daher viel weniger fungibel als anorganische Rohstoffe. Große Teile der holzverarbeitenden Industrie sind außerordentlich zersplittert und schlecht organisierbar. Kaum eine Möbelfabrik Deutschlands hat es in den letzten zwanzig Jahren auf über 1000 Arbeiter gebracht. Im allgemeinen zählen die Betriebe nur 50 bis 100 Arbeiter. Es kommt daher weder Holzmonopol noch Holzrationierung in Betracht, ebenso scheiden für die holzverarbeitenden Betriebe Verbilligungszuschüsse aus den verschiedensten Gründen aus: Schwierigkeit der Kontrolle, Wirkungen des Verbilligungszuschusses usw. Die einzige Möglichkeit, mit Hilfe der Konjunkturabgabe zu wirken, bietet daher ein Eingreifen auf dem offenen Markte. Es muß in reichlichem Maße Holz im Ausland gekauft und dieses muß ungefähr zu deutschen Marktpreisen auf den Markt gebracht werden. Jedes Heruntergehen unter die Marktpreise würde, solange nicht eine sehr reichliche Versorgung gewährleistet ist, die auch starker Nachfrage gerecht werden kann, nur zu neuen Konjunkturgewinnen von Handel oder verarbeitender Industrie führen. Für dieses Einfuhrgeschäft scheidet eine staatliche Organisation vollständig aus. Es ist nur möglich, wenn der Holzhandel und die holzverarbeitende Industrie ihre Erfahrungen auf den Auslandsmärkten zur Verfügung stellen. Es wäre also die Gründung einer Holzeinfuhrgesellschaft aus maßgebenden Einfuhrfirmen, Staat und holzverarbeitender Industrie zu erstreben. Die nicht in das Syndikat aufgenommenen, wegen ihrer Ortskunde wichtigen kleineren Firmen könnten für das Syndikat als Aufkäufer arbeiten. Wenn es der Einfuhrgesellschaft gelingt, die jetzige Einfuhr von wahrscheinlich 5 Millionen Festmetern Rundholz im Jahre 1922 auf $7^1/_2$ bis 10 Millionen Festmeter zu steigern, dann würde diese in Aussicht stehende Menge den Holzhandel zu stärkerer Zurückhaltung bei der Preisbildung veranlassen, so daß es möglich sein dürfte, die Entwicklung der Rundholzpreise zum Stehen zu bringen, wenn nicht sogar zu senken, wobei natürlich nicht irgendwelche Ausschreitungen der letzten Zeit der Überlegung zugrunde gelegt sind. Es dürfte weiter möglich sein, die Anpassung der Schnittholzpreise an die jetzigen hoch-

getriebenen Rundholzpreise allmählich vorzunehmen. Irgendeine starke Preissenkung läßt sich natürlich auf diesem Wege nicht erzielen, da der Handel seine Hand nicht dazu bieten wird, die Vorräte, auf denen er sitzt, zu entwerten.

Ist die schwierige Situation auf dem Holzmarkt mit ihrer katastrophalen Preisentwicklung auch nicht mit dem üblichen Geschrei über den fiskalischen Holzwucher und dem Verlangen nach billigerem Holzverkauf durch die Länderverwaltungen zu lösen, so liegen andererseits die Verhältnisse doch nicht so, daß man die Hände in den Schoß legen und das freie Spiel der Kräfte in Ruhe abwarten müßte. Eingriffsmöglichkeiten sind vorhanden. Eine Kombination der beiden Gedankenreihen, die hier entwickelt sind, Vertragswirtschaft und Preisausgleich, dürften die Möglichkeit bieten, leidlich erträgliche Verhältnisse herzustellen. Es sind natürlich eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden, und man ist mit einer Regelung auf den guten Willen des Holzhandels angewiesen, aber die Lage ist auf keinen Fall so, daß verantwortliche Stellen mit leidlich gutem Gewissen jedes Eingreifen ablehnen können. Es ist jetzt vor allem nötig, die beiden hier gewiesenen Wege zu beschreiten und eine Vereinigung ernsthaft zu versuchen. An sich paßt eine derartige Politik nicht sonderlich in das wirtschaftspolitische Programm der Regierung Cuno und paßt noch weniger zu der Vergangenheit des Reichswirtschaftsministers Becker, aber die Ereignisse sind hier stärker als die Regierungsprinzipien, und es ist Aufgabe all der Kreise, die unter der katastrophalen Holzverteuerung leiden, der Regierung das plausibel zu machen. Insbesondere wäre es Sache des Reichsernährungsministers, dem merkwürdigerweise Holzhandel und Sägeindustrie unterstehen, im Interesse der Verbraucherschichten, deren Repräsentant er als alter Kommunalbeamter in der Regierung Cuno doch ist, hier die Initiative zu ergreifen. Wenn die Pläne von der Regierung ernsthaft verfolgt werden und nicht nur die üblichen Erwägungen zur Beruhigung der öffentlichen Meinung stattfinden, dann dürfte der Holzhandel es kaum wagen, sich aus Profitgründen einer derartigen Regelung zu entziehen.

Soziologie der älteren Lokalposse

Ein Beitrag zum Thema Kunst und Kapitalismus

Von Dr. Werner Peiser

Je mehr es uns gelingt, die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens aufzudecken und ihr Wesen von innen heraus zu erkennen, um so tiefer dringen wir in die Tatbestände einer uns umgebenden Wirklichkeit ein, und um so besser werden wir in die Möglichkeit versetzt, das Erkenntnisproblem, wenigstens seiner empirischen Seite nach, zu erfassen. Es ist nicht immer leicht, bestimmte Gesetze aus Tatsachenkomplexen herauszuschälen, die, rein äußerlich betrachtet, in keinem oder nur losem Zusammenhang miteinander stehen. Und doch ist es gerade die Aufgabe der Wissenschaft, bestimmte generelle Grundwahrheiten zu gewinnen und festzuhalten, die die Voraussetzung für die weitere Erfassung gegenständlicher oder geistiger Dinge bieten. Je weiter die einzelnen Gebiete, die es durch das Mittel der soziologischen Betrachtung in einen inneren Konnex zu bringen gilt, äußerlich voneinander entfernt liegen,

um so schwieriger gestaltet sich die Aufstellung der erwähnten Gesetze; wogegen bei umgekehrtem Vorgang doch nicht der entgegengesetzte Schluß gezogen werden darf: Es ist unzweifelhaft leichter, von Plato zu Kant, von den jonischen Naturphilosophen zu Goethe eine geistige Linie zu ziehen, als etwa innerlich Verbindendes zwischen Goethe und Newton oder Häckel und Mach aufzuweisen.

Dies nur zur Klarlegung des Problems. Was hier zu zeigen ist, besagt die Überschrift: die Zusammenhänge sind aufzuweisen, die zwischen den Kunsterzeugnissen einer bestimmten Epoche bestehen, und die, einmal festgelegt, dazu beitragen können, das Verständnis für die Zeit, der sie angehören, für den Geist, den sie verkörpern, für die gleichzeitige politisch-ökonomische Lage zu fördern.

Von diesem Gesichtspunkt aus haben wir an die künstlerischen Produkte nicht unter dem Gesichtspunkt einer spezialisierten Kunstkritik heranzutreten; es kann auch nicht unsere Aufgabe sein, einzelne künstlerische Mängel oder Vorzüge zu beleuchten und sie dem Verständnis eines neuzeitlichen Theaterpublikums näherzubringen: worauf es hier ankommt, ist gerade das Gegenteil davon; keine »ideale Forderung« ist zu erfüllen, sondern Typisches zu finden, Gemeinsames aus dem speziellen Zusammenhang in eine umfassendere Umgebung zu bringen und an Hand dieser Vorgänge durch eine Kritik der Zeit den ökonomischen Ablauf der Geschichte zu erkennen. Selbstverständlich ist es hierbei nicht möglich, unter dem Titel »Ältere Lokalposse« all jene hunderte Erzeugnisse einer vergangenen Literatur, von denen heute nur noch der Antiquitätenladen zeugt, in ihrer Gesamtheit zu erfassen und zu rubrizieren. Im Gegenteil: die hier anzustellende Betrachtung soll gerade zeigen, daß grundsätzlich für alle Literaturerzeugnisse dieses Stiles gilt, was von den einzelnen gesagt wird. Und auch der Begriff der »Lokalposse« ist einzuschränken auf Berlin und Wien. Um deshalb etwa entstehende Zweifel von vornherein zu beseitigen, seien die vier Namen, an die ich bei folgenden Zeilen vorwiegend denke, an die Spitze gestellt, um dem Leser eine gewisse Kontrolle zu verschaffen: Glasbrenner, L'Arronge, Angely und Raimund. Als Stücke, aus denen sich die hier aufzuweisenden Tendenzen mit besonderer Deutlichkeit zu ergeben scheinen, nenne ich: »Der Polterabend«, »Mein Leopold«, »Bauer und Millionär«, »Der Verschwender«, »Das Fest der Handwerker«.

Interessant bei all diesen Possen — auf die Unterscheidung einzelner Nuancen, als da sind Lustspiel, Volksstück, Singspiel, Rührstück usw., müssen wir hier verzichten — ist das Milieu. Es ist immer die Stube des kleinen Mannes, in die wir geführt werden, des Kleinbürgers, des Spießers, nicht ganz die Sphäre des Juste-Milieu, wie sie Sternheim zergeißelt, doch aber mit einer leichten Erinnerung an die Atmosphäre dieses Milieus. Mit Proletariat hat all das nichts zu schaffen. Bauer und Handwerker würden es sich ganz entschieden verbitten, als Lohnarbeiter, als Proletarier, als Ausgebeutete bezeichnet zu werden. Vom sogenannten »vierten Stande« wollen sie nichts wissen. Der ist eine Angelegenheit der Französischen Revolution, für die sie herzlich wenig übrig haben. Nach oben ist ihr Blick gerichtet. Nicht dahin, wo Fürstenthrone stehen oder wo der Großindustrielle, der Landjunker, der Großagrarier ihre Sitze haben, sondern lediglich dahin, wo der behäbige Mittelstand sein zwar innerlich unfreies, doch wirtschaftlich sorgen-

loses Leben führt. Keinem dieser Helden käme auch nur der leiseste revolutionäre Gedanke. Von sozialem Unrecht wissen sie nichts, und Anklagen werden nie an die Gesellschaft, stets gegen irgendeine andere Adresse gerichtet. So sehen wir diese Menschen, eingekapselt in ihren engen Grenzen, eingeschränkt, beschränkt im eigentlichen Wortsinn, zwischen zwei Zonen, oder, um es drastischer auszudrücken, mit Brettern über den Köpfen und unter den Füßen.

Dieser Stellung, dieser Einstellung entsprechen denn auch durchaus die Ideale unserer Helden. Was wollen sie? Die Welt umstürzen? Weit entfernt. Sie erneuern? Nicht im mindesten. Eine bessere Gesellschaftsordnung errichten? Begriffe sind es ihnen ohne Anschauungen, Begriffe, die daher blind sind. Und doch haben sie ihre Ideale. Sie tragen sie stets zur Schau, schlagen sich an die Brust und bewundern sich, was für Helden doch aus ihnen sprechen. Wenn es das Wesen des Ideals ist, das gänzlich zu erreichen, was uns vollendet nachahmungswert dünkt, so besteht das Ideal dieser Kleinbürger darin, gehobene Kleinbürger zu werden. Das ist nämlich der Kernunterschied zwischen diesen Handwerkern und unserem modernen Arbeiter, daß dieser mit Selbstbewußtsein, mit Klassenbewußtsein jedem, der es hören mag, ins Gesicht ruft: »Proletarier bin ich! Während jene Spießer sich ängstlich das letzte Staubfleckchen von der Jacke bürsten und zum tausendsten Male den Zylinderhut bügeln, um nur ja nicht für das gehalten zu werden, was sie sind. Und bei all diesem Tun spricht die leise Hoffnung mit, doch vielleicht von Unwissenden für einen Angehörigen jener Sphäre gehalten zu werden, zu der man, wie zu den Sternen, sehnsuchtsvoll aufblickt. Doch das ist nur die negative Seite ihrer Ideale. Auch diese Kleinbürger haben ihr Selbstbewußtsein — das sich freilich nicht zu einem Klassenbewußtsein hinaufentwickelt hat — sie haben ihren Stolz und ihre Manneswürde. Weshalb lächeln wir, wenn wir Krähwinkler Landwehr durch die Straßen ziehen sehen, wenn wir kraftgeschwellte Barden gutgemeinte Lieder singen hören? Weil wir, wenn auch vielleicht nur unterbewußt, den Operetten-, den possenhaften Eindruck dieser Aufzüge empfinden.

All diesen Possenhelden, die doch, was man keinen Augenblick übersehen darf, dem wirklichen Leben, der lebendigen Wirklichkeit entnommen sind, ist es heiliger Ernst um ihre Berufsehre. Sie möchten zwar gern auf der sozialen Stufenleiter emporklimmen, aber unter sich und ihresgleichen sind sie doch stolz auf den einmal gewählten Beruf. Handwerker sein, Bauer sein, gibt es etwas Höheres? O ja, Meister werden, Großbauer werden! Hierzu die Möglichkeit zu schaffen, ist Inhalt ihres Strebens, und ebenso interessant wie charakteristisch ist der Weg, den sie gleichmäßig alle beschreiten. Das große Losungswort heißt: Sparen! Es ist die Zauberformel, mit der das Tor zum Schlosse geöffnet wird. Es ist die Zauberformel, mit der man eine Welt zu erobern hofft, wie das »Sesam, öffne dich« aus »Tausendundeiner Nacht« oder wie der Kunstgriff, der Aladin zum alleinigen Herrscher über den Geist der Wunderlampe macht. So wird, was, volkswirtschaftlich betrachtet, unter gewissen Voraussetzungen von Nutzen sein kann, zur Utopie, die zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt ist.

Und nun das Kolorit, das über diesen Geschehnissen ruht und ihnen seinen Stempel aufdrückt. Das Sehnen des modernen Proletariers hat Dehmel in seinem Aufschrei: »Nur Zeit!« klassisch zum Ausdruck gebracht. »Wenn

ich abends über die Felder geh'« — in diesen ganz stillen, ganz zarten Worten liegt das Sehnen, liegt das Wesen des modernen Arbeiters. Wie stehen die Helden der Lokalposse hierzu? Man lese oder sehe den »Polterabend« — und man erkennt mit einem Schlage, daß hier das Gegenteil Voraussetzung jeder Freude ist: Lust am Krach, Vergnügen am Lärm, Heiterkeit, die nicht still nach innen schlägt, sondern sich lärmend nach außen dokumentiert. Doch der These fehlt es nicht an Antithese: Auf der anderen Seite sind diese guten Leutchen nur zu sehr geneigt, sich sentimentaler Stimmung hinzugeben, ja Sentimentalität wird Trumpf, wird Voraussetzung jeder wahren »Gemütlichkeit«. Bei keiner Festlichkeit geht es ohne die ergreifende Ansprache eines Ergriffenen, ohne rührende Worte eines Gerührten, und was wäre wohl eine echte Hochzeit dieses Genres, bei der nicht mindestens ebensoviel geweint wie gelacht wird!

Mit voller Absicht haben wir uns bisher darauf beschränkt, Tatsachen festzustellen, ohne Werturteile zu fällen. Nichts wäre leichter als dies. Es ist eine Kleinigkeit, mit ein paar boshaften Worten diese Scheinwelt des Kleinbürgertums zu zerpflücken, bis nichts von ihr übrigbleibt als die Farce. Aber man sollte meines Erachtens grundsätzlich darauf verzichten. Es ist etwas ganz anderes, wenn zum Beispiel Sternheim den modernen Bürger zersetzt, bis von ihm nichts übrigbleibt als eine hohle Puppe; es ist etwas ganz anderes, wenn Shaw das Bürgertum karikiert und in seiner inneren Unwahrhaftigkeit bloßlegt; es ist auch etwas ganz anderes, wenn George Groß das Gesicht der herrschenden Klasse meißelt. Der moderne Bourgeois, die moderne Bordellbesitzerin, der moderne Leutnant — das sind schließlich Typen und Vorwürfe, die zu zersetzen lohnende Mühe ist. Gewiß kann und soll man auch sie aus ihrer Zeit heraus verstehen. Dieses Erfordernis aber wird bei ihnen nicht annähernd so zur unerläßlichen Bedingung und Voraussetzung jedes Verstehens, wie dies bei unseren Typen aus der erwähnten Possenwelt der Fall ist.

Zu deren Verständnis kommen wir mit einer individualpsychologischen Betrachtung nicht aus. Hier gilt es ganz andere Maßstäbe anzulegen, nämlich außer dem Maßstab der Zeit den der ökonomischen Entwicklung, und nachstehend soll versucht werden, von dieser Grundlage aus an die gestreifte Problematik der Lokalposse heranzugehen.

Die Berliner und Wiener Lokalposse, die wir unserer Betrachtung zugrunde gelegt haben, spielt zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Erinnern wir uns, was diese Zeit wirtschaftspolitisch bedeutet. Der Kapitalismus, dessen Anfänge in Deutschland zwar schon bis in das beginnende sechzehnte Jahrhundert hinabreichen, kommt doch erst zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zu seiner Entfaltung. Jetzt erst setzt das Ringen der untergehenden mit der aufsteigenden Schicht ein. Jetzt beginnt erst das eigentlich in die Erscheinung zu treten, was wir heute unter der Bezeichnung »soziale Kämpfe« verstehen. Es ist die Zeit, aus der Engels sein Material über die Lage der arbeitenden Klassen in England schöpft; es ist die Zeit der schlesischen Weberaufstände; es ist die Zeit der primitiven Einstellung des Arbeiters, in der dieser seinen wahren Feind, den Kapitalisten oder — richtiger gesagt — das kapitalistische Wirtschaftssystem noch nicht erkannt hat, sondern sich in spontaner Empörung gegen die Instrumente seiner Vergewaltigung, gegen die Maschine auflehnt. Noch hat das Proletariat nicht erkannt, daß es Prole-

tariat ist. Noch sieht der Kleinbürger nicht ein, daß er durch die Verdrängung der alten und durch die Einführung der neuen Produktionsmethode zum Untergang verurteilt ist. Noch kennt er also keine Ideale, die sich folgerichtig auf der Erkenntnis seiner Klassenlage aufbauen, sondern er hängt verschwundenen Zeiten nach und preist diese, da aus ihnen der goldene Glanz des Handwerkbodens strahlt. Dieser Typus des beharrlichen Kleinbürgers ist im Leben genau derselbe wie der Typus, der uns auf der Bühne begegnet, und es ist außerordentlich charakteristisch, daß unser modernes Theaterpublikum, das zum größten Teil aus Bürgern einer gehobeneren Sphäre besteht, diese Art von Stücken mit Rührung betrachtet in der richtigen Erkenntnis, hier ein getreues Spiegelbild seiner Vorfahren zu erblicken. Man denke in diesem Zusammenhang einmal daran, welche Menschen uns Gerhart Hauptmann vor Augen führt, in welche sozialen Zustände uns Ibsen führt, ganz zu schweigen von der Problematik eines Strindberg. Es ist essentiell etwas anderes, dem Wesen, nicht nur dem Grade nach verschieden.

Hat man diesen größeren Zusammenhang der Bühne mit der sie jeweilig umgebenden Außenwelt einmal erkannt, so rollt sich das Verständnis für die Vorgänge auf eben dieser Bühne mit einer Klarheit und Gradläufigkeit ab, über die wir kaum noch staunen können. Solange der Handwerker nicht erkannt hat, daß er rettungslos zum Untergang verurteilt ist, so lange denkt er natürlich nicht daran, mit dem Arbeiter Hand in Hand zu gehen, sondern er hält die Fahne seines individuellen Standesbewußtseins aufrecht, er proklamiert Standesgrundsätze und Standesmaximen. So erklärt sich auch die in allen diesen Possen wiederkehrende Mahnung zur Sparsamkeit: diese Zeit hat noch nicht erkannt, daß der Lohnarbeiter sein Leben lang zur gleichen Fron verurteilt ist, auch wenn er sich mühselig ein paar Groschen erspart. Ist aber das große Ziel erreicht, ist aus dem Gesellen ein Meister geworden, dann erleben wir auf der Bühne den gleichen Triumph, wie wir ihn aus der Geschichte zur Zeit eines Hans Sachs, zur Zeit der Meistersinger kennen.

Haben wir nunmehr die Bedingtheit der Lokalposse durch ihre Zeit erkannt, so ist der Zeitpunkt ihres Aussterbens unschwer festzustellen. Sie muß mit Notwendigkeit in dem Augenblick verschwinden, in dem ihre Voraussetzung, Handwerkerstand mit Kleinbürgermilieu, mehr und mehr abstirbt und neuen Gesellschaftsklassen Platz macht. Die durch den fortschreitenden Kapitalismus bedingte Umwandlung der Produktionsweise schleudert in ihrem erbarmungslosen Rotationsprozeß Bevölkerungsschichten aus dem Zentrum ihres bisherigen Wirkungskreises an die äußerste Peripherie, wo sie mühselig eine Zeitlang noch haften und bis zu ihrem endgültigen Untergang ein kümmerliches Dasein führen. Auf diese Weise wird jener Dichtung mit der Wegnahme ihrer Voraussetzung, mit der Beseitigung ihrer inneren Begründetheit gewissermaßen der Boden unter den Füßen entzogen. Man kann zwar heute in historischer Reminiszenz dieses oder jenes Stück aus Beginn und Mitte des vorigen Jahrhunderts, das den geschilderten Possencharakter trägt, zur Aufführung bringen, und man kann sogar mit Bestimmtheit damit rechnen, daß es in einem großen Teil des Publikums beifällige Aufnahme findet; ein solches Stück aber heute zu schreiben und ihm einen Schauplatz im zwanzigsten Jahrhundert zu geben, wäre ein Gedanke, den nicht nur der echte Bühnendichter, sondern jeder Mensch mit einem einigermaßen ausgeprägten Empfinden für Theaterbedürfnisse ablehnen müßte. Die erwähnte

Tatsache, daß gewisse Schichten des modernen Bürgertums mit Freude und Rührung jenen Vorgängen noch heute folgen, besagt nichts gegen diese Auffassung; sie ist vielmehr ein lehrreicher Beweis für die Richtigkeit der sozialistischen These, daß die Entwicklung der Klassen nicht in gleichmäßigem Tempo vor sich geht, sondern daß das Stadium des Fortschreitens jeder einzelnen Klasse durch den Produktionsprozeß jeweilig bedingt ist.

So nehmen wir Abschied von der alten Lokalposse. Wenn je, dann hat hier das reichlich ausgetretene Sprichwort vom alles Verstehen, das alles verzeihen bedeute, seine innere Berechtigung. Als Spiegelbild ihrer Zeit wird diese Art von Kunstwerk für den Literarhistoriker wie für den Wirtschaftspolitiker auch dann noch von großem Interesse sein, wenn kein Bühnendirektor sich mehr dem Wagnis einer Aufführung unterzieht.

Fürsorgeprinzip und Versicherungsprinzip

Von Dr. W. Schöttler

Es läßt sich nicht verkennen, daß das Fürsorge- oder Versicherungsprinzip oder auch, wie Stier-Somlo es nennt, das »Prinzip der staatlichen Fürsorge« in der deutschen Sozialversicherung immer mehr an Boden gewonnen hat. Die Frage, ob das Fürsorgeprinzip bei der künftigen, schon so lange angekündigten grundlegenden Reform unserer Sozialversicherung ganz zum Durchbruch zu gelangen hat oder ob wieder mehr auf die Versicherungsform zurückgegriffen werden soll, ist seit längerer Zeit Gegenstand heftigen Streites.

Das Wesen der Versicherung beruht bekanntlich auf dem gemeinsamen Eintreten der an einer Schadensgefahr (zum Beispiel Krankheit, Invalidität) Beteiligten zur Abwendung und zur Vergütung des in Wirklichkeit eingetretenen Schadens. Die Kosten für die Versicherung werden durch die Beteiligten aufgebracht; sie haben dafür im eigenen Schadensfalle Rechtsanspruch auf die vorgesehenen Leistungen. Der Gedanke der allgemeinen Fürsorge geht dahin, daß jedem wirtschaftlich Schwachen im Falle der Not, der Krankheit, der Invalidität, Arbeitsunfähigkeit und Erwerbslosigkeit geholfen werden soll. Die Lastenverteilung soll sich jedoch nicht nur auf die an der Schadensgefahr Beteiligten beschränken, sondern soll insofern ganz allgemein sein, als jeder nach dem Maße seiner wirtschaftlichen Kräfte zur Lastentragung herangezogen wird.

Selbstverständlich ist auch bei der Durchführung des Fürsorgeprinzips der Rechtsanspruch gewährt, wenn dies auch verschiedentlich fälschlich bestritten wird. Rechtsanspruch besteht überall da, wo ihn das Gesetz auf Grund des Vorhandenseins bestimmter Voraussetzungen gewährt. Der Ausschluß des freien Ermessens ist beim Fürsorgeprinzip in demselben Maße möglich wie beim Versicherungsprinzip.

Ursprünglich sollte die deutsche Sozialversicherung ganz auf der Versicherungsbasis aufgebaut werden. Deshalb ist auch weder bei der Kranken- noch bei der Unfallversicherung ein Staatszuschuß vorgesehen. Aber Keime des Gedankens der Fürsorge finden sich schon bei der Schaffung der Invaliden- und Altersversicherung in dem Staatszuschuß von 50 Mark. Vor dem Kriege traten diese beiden Ausnahmen im Gesamtbild der Sozialversicherung jedoch

dermaßen zurück, daß der Charakter der Versicherung im allgemeinen gewahrt blieb, das heißt, daß die Versicherten selbst die Lasten der Versicherung zu tragen hatten.

Schon während des Krieges mußte die alte Methode notwendig ausgeschaltet werden, neue Zweige sozialer Fürsorge traten auf. Zu nennen sind die Unterstützung der Angehörigen bedürftiger Kriegsteilnehmer, ferner die Fürsorge für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene. Die Erwerbslosenunterstützung mußte sowohl damals als auch später völlig auf dem Prinzip der Fürsorge aufgebaut werden. Die benötigten Summen wurden durch Reich, Staat und Kommune aufgebracht. Die Nachkriegszeit brachte jedoch die einschneidendsten Änderungen! Durch die immer weiterschreitende Geldentwertung war unsere Sozialversicherung gänzlich außerstande gesetzt, den berechtigten Ansprüchen der Versicherten zu genügen. Die Unzulänglichkeit des Versicherungsgedankens erwies sich immer mehr. Die Leistungen der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, der Unfallversicherung sowie der Angestelltenversicherung waren angesichts der schweren wirtschaftlichen Verhältnisse sehr gering und geeignet, eine ungeheure Erbitterung der Versicherten auszulösen.

Mit der immer schärfer einsetzenden Teuerung kamen die Rentenzulagen und mit deren Ausbau brach der alte Bau finanztechnischer Berechnungen vollends zusammen. Denken wir ferner an die Bestimmungen über Wochenhilfe, Wochenfürsorge und Familienhilfe nach dem Gesetz vom 26. September 1919. Den versicherungsfreien Familenangehörigen, die mit dem Versicherten in häuslicher Gemeinschaft leben, werden die Leistungen der Wochenhilfe gewährt, die Kassen erhalten durch das Reich die Hälfte dieser Leistungen zurückvergütet. Die Wochenfürsorge für unversicherte und minderbemittelte Wöchnerinnen, die nach den sonstigen Vorschriften keinerlei Anspruch auf Wochenhilfe haben, wird aus Reichsmitteln vollständig gewährt. Ebenso nähert sich der Entwurf einer Arbeitslosenversicherung dem Gedanken der Staatsfürsorge; die kommende Arbeitslosenversicherung wird keine Versicherung im bisherigen Sinne sein, wenn auch das Wort »Versicherung« beibehalten wurde. Auch unsere sonstige soziale Gesetzgebung beweist nicht minder den Sieg des Fürsorgeprinzips, denken wir nur an das Reichsversorgungsgesetz vom 22. Mai 1920, das Verdrängungs-, das Kolonial- und Auslandsschädengesetz (alle drei vom 28. Juli 1921) usw. Immer mehr bröckelt von dem ursprünglichen Bau der *Versicherung* ab; ein neues Gebäude ist im Werden, die *allgemeine Fürsorge* gewinnt immer mehr an Raum.

Wie wäre nun der Ausbau einer allgemeinen Volksfürsorge zu gestalten?[1] Es ist selbstverständlich, daß wir nicht Wohltaten, sondern verbriefte Rechte fordern! Wir gehen aus von dem Gedanken, daß die Sozialversicherung in ihrer heutigen Gestalt nicht in der Lage ist, den Bedürfnissen der Bevölkerung zu genügen. Die Versicherten sind nicht mehr imstande, durch Beiträge die Lasten der Versicherung zu tragen, und doch haben die wirtschaftlich Schwachen Anspruch auf die Unterstützung der Allgemeinheit. Natürlich kann die Sozialversicherung nicht mit einem Schlage beseitigt werden. Die Entwicklung ist jedoch so zu beeinflussen, daß die Sozialversicherung ihre Organisationsform den wirtschaftlichen Verhältnissen mehr anpaßt, daß sie ihre

[1] Vergl. auch Lehmann, Neuordnung der Sozialversicherung, Berlin 1922. — Den Ausführungen des Verfassers wurde Rechnung getragen.

Ziele weiter und weiter steckt. Die Leistungen dürfen nicht mehr wie bisher nur nach versicherungstechnischen Grundsätzen abgestuft werden. Wer die höchsten Beiträge leistet, braucht nicht unter allen Umständen auch die höchsten Leistungen zu erhalten, sondern das Maß der Leistungen muß nach dem Grade des Bedürfnisses gestaffelt werden. Keime dieses Grundsatzes finden wir zum Beispiel in der Invalidenversicherung, wo die Rente nach der Kinderzahl festgesetzt wird, ferner in der Krankenversicherung, wo die Verheirateten höhere Leistungen erhalten, und schließlich in der Familien-, Kranken- und Wochenhilfe. Der oberste Grundsatz der allgemeinen Fürsorge liegt also darin, daß alle nach dem Maße ihrer wirtschaftlichen Kräfte zu den Kosten beitragen, die Leistungen aber nach dem Grade der Bedürftigkeit abgestuft werden. Dadurch würden alle Volksgenossen beim Eintreten von Erwerbsunfähigkeit jeder Art versorgt; das ganze soziale Leben gewänne an Stetigkeit und Stabilität und der Sinn des Artikels 163 der Reichsverfassung käme erst zur vollen Auswirkung. Dort heißt es nämlich, daß jedem die Möglichkeit gegeben werden soll, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben; falls dies nicht möglich sei, solle für seinen notwendigen Unterhalt gesorgt werden. Diese Versorgung ist aber unter den gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmungen mehr als gefährdet; Wandlung wird nur die allgemeine Fürsorge bringen können.

»Die allgemeine Fürsorge ist nur dann durchführbar, wenn die gesamte Sozialversicherung in einer Organisation vereinigt ist und nur eine örtliche Stelle da ist, die sich mit allen Fürsorgemaßnahmen beschäftigt«, schreibt Lehmann mit Recht. An Stelle der komplizierten Versicherungszweige, an Stelle der vielen sozialen Organisationen müßte also eine große Fürsorgeorganisation treten, die weder nach Berufen noch nach Betrieben, sondern lediglich territorial gegliedert ist. Als Unterbau der ganzen Organisation kämen vor allem die heutigen Krankenkassen in Betracht. An jedem Ort zu einer Organisation vereinigt, würde durch sie der gesamte Geschäftsverkehr mit den in Fürsorge stehenden Personen geregelt. Als Bezirksorganisationen wären die bestehenden Landesversicherungsanstalten auszubauen, sie hätten die Einrichtungen für die allgemeine Fürsorge zu schaffen, wie die Errichtung und Unterhaltung von Genesungsheimen, Altersheimen, Invaliden- und Krüppelheimen usw.

Die Leistungen der allgemeinen Fürsorge wären nach allgemeinen einheitlichen Grundsätzen festzusetzen und müßten in ihrer Höhe nach dem Grade der Erwerbsbehinderung bemessen werden. Für die Regelfälle wären Regelleistungen zu gewähren, darüber hinaus müßten besondere Fürsorgeleistungen in Fällen der Not gewährt werden. Daß die Voraussetzung einer derartigen Organisation das Prinzip der Selbstverwaltung sein muß, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Ein besonderes Beitragseinziehungsverfahren wäre im Rahmen der allgemeinen Fürsorge gar nicht nötig, da ja alle Volkskreise entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit zusteuern müssen. Lehmann macht den durchaus einleuchtenden Vorschlag, daß entsprechende Steuermarken als Anteil der allgemeinen Fürsorge geklebt werden sollen.

Für die Zeit des Überganges, solange eine allgemeine Fürsorge noch nicht besteht, ist zu fordern, daß die Versicherungspflicht immer weiter ausgedehnt wird »nicht nur auf die Familien, was schon in allernächster Zeit erfolgen dürfte, sondern auch auf die Beamten, die heute aus reinem Fiskalismus des

Standes die Wohltat der Krankenversicherung entbehren müssen; weiter auf irgendwelchen taktischen Erwägungen nicht in die Versicherung einbezogen sind.«

Soweit in großen Linien der Plan einer allgemeinen Volksfürsorge, der immer weitere Beachtung findet. In ähnlicher Richtung bewegen sich auch die Vorschläge Kaskels zur Reform der Sozialversicherung. Wenn auch die Zusammenfassung aller Versicherungsträger zur allgemeinen Volksfürsorge nicht sofort erreicht werden kann, weil erst eine Reihe notwendiger Voraussetzungen zu schaffen sind, so sind doch die künftigen Linien gezeichnet. Die Erkenntnis, daß die Allgemeinheit die Pflicht hat, die wirtschaftlich Schwachen zu stützen und sie nicht ihrem Schicksal zu überlassen, wird den Kampf zwischen Versicherungsprinzip und Fürsorgeprinzip für die Zukunft zugunsten des letzteren entscheiden!

Der sechzigjährige Arno Holz

Von J. Kliche

Im nächsten Jahre sind vier Jahrzehnte verflossen, seit der nun sechzigjährige Arno Holz sein berühmtes »Buch der Zeit« schrieb. Zwölf Monate später erschienen diese »Lieder eines Modernen« im Züricher Verlag von Schabelitz, brachten dem Autor ganze 25 Mark Honorar und begeisterten einige literaturbeflissene Zeitgenossen, drangen jedoch keineswegs derart in die Masse, wie man dieses heute gemeinhin annimmt. Und doch war dieses Werk eines Einundzwanzigjährigen eine literarische Tat ersten Ranges — ein Gedichtband, voll von Feueratem, von Begeisterung, von Mut; dazu in der Form urkräftig und packend. Hier sang einer eine neue, eigene Weise, warf alte festgefügte Altäre um und klopfte in herausforderndster Art die staubigen Perücken einer viel Jahrzehnte lang ehrfürchtig bestaunten Tradition. Mit zwei Worten: Revolution der Literatur auf der ganzen Linie, Durchtränkung der neuen Dichtung mit den im Vordergrund der Zeit stehenden sozialen Problemen.

Das gewiß nicht in allen seinen Strophen erstklassige Dichtung bergende, auch keineswegs einheitliche und formal noch oft in alten Geleisen fahrende »Buch der Zeit« wird ganz zweifellos immer als ein Markstein in der deutschen Literaturgeschichte gewertet werden — doch: sein Verfasser blieb bis heute arm wie eine Kirchenmaus. Und fast sind die lumpigen, in einer Berliner Mansardenwohnung verdienten 25 Mark Honorar ein Symbol aller späteren finanziellen Erfolge Holzens. Was nutzte das Lob verständiger Zeitgenossen? Was das der Liliencron und Wolzogen, der Schikowski, Schack und Scherr? Was die späteren Ehrenpreise und Ehrenspenden? Arno Holz blieb bis heute ein von Glücksgütern wenig beschwerter Mann. So wie es sein Zeitgenosse in Apoll, Liliencron, so wie es ein Jahrhundert früher der Stürmer Schiller und wie es wieder in unseren Tagen der Wiener Alfons Petzold geblieben sind. In der Tat: dem rücksichtslosen »Vater des konsequenten Naturalismus« wurde wenig Dank, und manchem Artisten, der sich auf Holzens Schultern stellte, gelang der große Wurf, des zahlungsfähigen Publikums Freund zu sein, viel leichter.

Die genannte Gedichtsammlung war nicht Holzens erstes Buch. Unter dem Einfluß Geibels schrieb er die Sammlung »Klinglnsherz« und mit Oskar Jerschke zusammen die »Deutschen Weisen«. Dichtungen, die längst vergessen sind, eben weil sie nichts Neues brachten. Neutöner war Holz erst im »Buch der Zeit«, Neutöner anderer Art war er auch in seiner prächtigen »Phantasus«-Dichtung, war er in dem mit Johannes Schlaf verfaßten Drama »Familie Selicke«, war er in den »Papa-Hamlet«-Skizzen. Neutöner, Bahnbrecher für einen anderen,

über ihn Hinausgewachsenen. Dieser andere war sich dessen auch bewußt, dankbar schrieb er in sein Erstlingsdrama »Vor Sonnenaufgang« die Widmungsworte: »Bjarne P. Holmsen (unter diesem Pseudonym waren die ‚Hamlet'-Skizzen zuerst erschienen), dem konsequenten Realisten, Verfasser von ‚Papa Hamlet' zugeeignet in freudiger Anerkennung der durch sein Buch empfangenen, entscheidenden Anregung.« So Gerhart Hauptmann am 8. Juli 1889.

Indessen erinnert Hauptmanns erste Bühnendichtung weniger an die »Hamlet«-Skizzen als viemehr an die »Familie Selicke«, für die ein Theodor Fontane das größte Interesse zeigte, die sich aber die Bühne niemals erobert hat. Literarhistorisch haben »Familie Selicke« und »Vor Sonnenaufgang« das eine miteinander gemein, daß sie beide bei der Berliner Premiere einen Theaterskandal entfesselten.

Den Mißerfolg des »Buches der Zeit« hat Arno Holz nie verwunden. Die Folge der Enttäuschung war, daß er sich anfangs sehr eingehend mit dem Wesen der Kunst und ihren Gesetzen beschäftigte, daß er eine entsprechende theoretische Schrift in die Welt schickte und sich allzulange in Grübeleien über die neuzeitliche Form erging. So entstanden aus diesen Grübeleien heraus schließlich lyrische und dramatische Experimente, die im einzelnen häufig unsagbar Schönes aufweisen, denen auch solide Fundamente und Adlergedanken nicht fehlen, die aber als Gesamtkunstwerk uns dennoch nicht zu packen vermögen, zum Teil auch, praktisch gesehen, von Bühne und Publikum nicht bewältigt werden können. Was sollte der Bühnenregisseur, was die große, die Theaterkasse stützende, keineswegs auf das Wesen dieses Dichters eingeschworene Welt anfangen mit der auf die Friedrichshagener Zunftgenossen gemünzten Satire »Sozialaristokraten«? Was mit der des Dichters eigene Enttäuschung an vielen Stellen widerspiegelnden Künstlertragödie »Sonnenfinsternis«? Was mit dem Sucherdrama »Ignorabimus«? Enttäuschung und Bitterkeit mischen sich zwischen die Sätze und Akte, und oft fühlen wir's: der, der das schrieb, war ein genialer Experimentator, aber ein unbefriedigter Mensch. Und so sind die Werke, in denen ihr Verfasser die Wende einer Zeit in Dramen geben wollte, lediglich Schöpfungen geschichtlich interessanten Charakters. Leider!

Und, o Ironie: das Bühnenwerk, das von Holz aufgeführt wird, die mit Jerschke zusammen geschriebene Komödie »Traumulus«, dieses im alten, von Holz verachteten Stil gezimmerte Stück besitzt eigentlich wenig oder gar nichts von dem Schöpfer des »Buches der Zeit«, von dem Faustischen im »Ignorabimus«, von der blendenden Lyrik der »Phantasus«-Verse, noch weniger von der Elendsmalerei der »Familie Selicke«. Das gleiche gilt von den an Scheffel, Wolff oder anderen geschulten Kostümdichtungen in Geist und Wesen früherer Jahrhunderte, wie der »Blechschmiede« und dem »Dafnis«. Hier bewies Arno Holz der Mitwelt, daß er im Artistischen Tüchtiges zu leisten imstande sei, daß er amüsant und geistvoll werden könne, doch mit dem Literaturrevolutionär, mit dem Feuergeist von früher haben diese Schöpfungen nichts gemein. Ohne Frage: Holz steckte viel zu tief und viel zu lange in den Theorien, suchte immer nach neuen Formen und verwischte durch nachfolgende Arbeiten den ersten tiefen Eindruck, den sein anfängliches Schaffen auf seine Kritiker machte. Freilich, um Modeströmungen und Kritikervorschriften, noch viel weniger um oberflächliche Publikumswünsche hat dieser Dichter sich nie gekümmert. Gleich dem bleichen Schächer in seiner »Phantasus«-Dichtung ging er eigenwillig eigene Wege, und manchmal schien es, als sollte er dessen Los teilen. So war es kein Wunder, daß er den Mitte der neunziger Jahre gefaßten Plan, in zwölf Dramen das geistige Leben seiner Zeit (vorwiegend Berlins) zu geben, nach den ersten obengenannten Versuchen abbrechen und sich wieder auf anderes verlegen mußte.

Heute ist der Kampf um die Theorien des am 26. April 1863 in Rastenburg in Ostpreußen Geborenen verstummt. Man hat sich mit den literarischen Problemen von einst längst abgefunden. Doch in die Annalen der deutschen Dichtung haben

Arno Holz und seine Gefährten sich mit festem Griffel eingemeißelt. In die »Gartenlaube«-Stickluft seiner Tage richtete Arno Holz seines Büchleins kecken Schuß, und so ist sein Jugendschaffen keineswegs nur eine Episode in der deutschen Literatur, nein, er war Schöpfer und Wegsucher seiner Zeit, wirkte anregend und befruchtend und zog tiefe Furchen in die Literatur seines Zeitalters.

Dabei hat es sich dieser Dichter wahrhaftig nicht leicht gemacht. Unermüdlich rang er mit dem Stoff, rang er um die Form. Freilich, für solches Ringen hat das große Publikum nur selten Verständnis, zumal wenn die Ergebnisse komplizierter Art scheinen. Zudem fehlte manchen Bewunderern Holzens jeder Maßstab für dessen Bedeutung. Es sei nur auf das vor neun Jahren erschienene Buch eines seiner Anhänger, des Pragers Robert Reß, verwiesen, in dem sich auf 250 Seiten ungewollt Bärendienst an Bärendienst reiht.

Für diejenigen, denen Arno Holz mehr ist als eine Episode, denen er die Verkörperung des Zeitgeistes um die Wende der achtziger Jahre bedeutet, für diejenigen wird Arno Holz immer der Glut- und Leidenschaftsmensch bleiben. Das von lauten Empörungs- und Gerechtigkeitsschreien durchtoste »Buch der Zeit«, die ungeahnte Schönheitsfernen ausbreitende »Phantasus«-Dichtung, sie sind ragende Denkmäler der Kunst des jetzt Sechzigjährigen. Es ist deshalb lebhaft zu begrüßen, daß das Deutsche Verlagshaus Bong & Co. in Berlin sich erneut um die Lebensarbeit dieses stoff- und formgewaltigen Dichters bemüht. Unter dem Titel »Das ausgewählte Werk« brachte der genannte Verlag einen vornehm ausgestatteten, 380 Seiten fassenden Quartband auf den Markt. Er gibt eine gediegene und zuverlässige Probe von Arno Holz' Schaffen.

Literarische Rundschau

Hans Böttcher: **Zur revolutionären Gewerkschaftsbewegung in Amerika, Deutschland und England.** (Probleme der Weltwirtschaft, 37. Band.) XIV und 326 Seiten. Jena 1922, G. Fischer.

Als »revolutionäre Gewerkschaften« werden jene Arbeiterorganisationen aufgefaßt, die auf die Abschaffung des Systems der Lohnarbeit weit mehr Gewicht legen als auf die Verbesserung der Arbeitsverhältnisse unter diesem System. In der Taktik besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen und anderen Gewerkschaften darin, daß die ersteren das Verhandeln mit Unternehmern ablehnen. In dem vorliegenden Buch unterrichtet der inzwischen verstorbene Verfasser über Entstehung und Entwicklung der revolutionären Gewerkschaften in Amerika, Deutschland und England. In Amerika kommen die seit 1905 bestehenden »Industrial Workers of the World« in Betracht. In Deutschland entstanden kurz nach dem Kriege auf der Grundlage des Betriebs aufgebaute Arbeiterorganisationen, die in ihrer späteren Ausgestaltung eine auffallende Ähnlichkeit mit diesen amerikanischen »International Workers of the World« gewannen, vielleicht deshalb, weil der Anstoß zur Gründung solcher Vereinigungen vielfach von Intellektuellen ausging, die früher in der amerikanischen revolutionären Arbeiterbewegung tätig waren. Bei der Schaffung von Organisationen auf betrieblicher Grundlage war der Gedanke maßgebend, daß es am besten vom Betriebe aus möglich sei, »das gegebene kapitalistische System nicht etwa nur zu kontrollieren, sondern zu überwinden, indem man die Betriebe, in denen man arbeitet, selbst in Besitz nimmt«.

Im Jahre 1920 ging aus dem Zusammenschlusse von Betriebsorganisationen die Allgemeine Arbeiter-Union hervor, über deren Wesen Böttcher näheren Aufschluß gibt. Eine eigentlich gewerkschaftliche Tätigkeit hat diese Organisation nie entfaltet, und sie will das auch gar nicht. Die syndikalistische Bewegung in Deutschland und das Verhältnis zwischen Syndikalisten und Unionisten werden in dem Böttcherschen Buche ebenfalls beleuchtet. Beide betonen zwar die Notwendigkeit der gesellschaft-

lichen Neugestaltung, beide lehnen die üblichen gewerkschaftlichen Methoden ab; aber ihre Auffassung vom Wesen des Staates trennt sie weit, denn der Syndikalist ist Individualist, der den Staat völlig verneint. Die Tendenzen, die den »International Workers of the World« und der »Allgemeinen Arbeiter-Union« in Deutschland zugrunde liegen, zeigen sich auch in England, aber dort wurden aus Gründen, die Böttcher näher darlegt, noch keine selbständigen revolutionären Gewerkschaften geschaffen.

Von den großen britischen Gewerkschaften neigen die Verbände der Bergarbeiter, Eisenbahner und Transportarbeiter (die bis vor kurzem den »Dreibund« bildeten) am meisten zu den Auffassungen des revolutionären Unionismus. Revolutionären Charakter hat auch die Shop-Steward-Bewegung in England. Die Einheitlichkeit der Auffassung, die bei den revolutionären Arbeiterorganisationen über Staat und Gesellschaft und namentlich deren Neuordnung besteht, scheint mir jedoch Böttcher zu überschätzen.

Beachtenswert sind die Darlegungen über das Massen- und Führerproblem, dem ein besonderer Abschnitt gewidmet ist. In einem Nachtrag behandelt Dr. P. Hermberg die Entwicklung der revolutionären Arbeiterverbände in Deutschland während der jüngsten Zeit. H. F.

H. Preller, **Weltgeschichtliche Entwicklungslinien vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert in Kultur und Politik.** Leipzig und Berlin 1922, Teubner.

Dem Bedürfnis nach geschichtlicher Begründung der Gegenwart kommt diese kleine Schrift sehr entgegen. Die geistigen Bewegungen ebenso wie die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Ereignisse und Strömungen werden in ihren Ursprüngen und Zusammenhängen analysiert. Ungemein sympathisch berührt, daß der Verfasser sich nirgends mit allgemeinen Schlagworten und Phrasen begnügt, sondern ganz nüchtern sein Material sprechen läßt. Nirgends trägt er politische Scheuklappen, nirgends wird er zum pathetischen Propheten, wie es gerade bei solchen Schriften heute üblich geworden ist, sondern immer beschränkt er sich bewußt darauf, zu zeigen, wie es geworden ist. Sehr fein scheint mir der Nachweis geglückt, wie stark auch die Ideologie der neuen sozialen Klasse von der Ideologie der Aufklärung beeinflußt ist, wenn ich auch meine, daß der entscheidende Unterschied gegen alle bloße Ideologie nicht klar genug gesehen und betont ist. Sehr fein auch der Hinweis auf den ursprünglich revolutionären, demokratischen Gehalt des nationalen Gedankens — sehr im Gegensatz zur Gegenwart! So ließen sich noch viele Einzelheiten herausgreifen. Aber die anregende Schrift verdient es, ganz gelesen zu werden. Karsen

---

Fritz Röpke, **Von Gambetta bis Clémenceau.** Stuttgart und Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

In unserer nach politischer Erkenntnis ringenden Zeit ist dies Gesamtbild einer so außerordentlich wichtigen, für das Schicksal Europas folgenschweren Entwicklungszeit zu begrüßen. Eine abgeschlossene, bis auf unsere Tage reichende Darstellung hat bis jetzt gefehlt. Das Buch behandelt auf Grund eingehender Studien mit peinlicher Sachlichkeit den Werdegang der dritten Republik vom Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs bis zu den Auswirkungen des Versailler Friedens. Die Kämpfe um die endgültige Staatsform, Antiklerikalismus und Radikalismus, das Ringen des gewerkschaftlichen Gedankens mit den sozialistischen Theorien und Parteien, das Werben um Rußland, die Einigung mit England, die Katastrophe von 1914 und ihre politischen und wirtschaftlichen Folgen. Der Anhang enthält Texte wichtiger Gesetze und Verträge und eine ausführliche Übersicht einschlägiger Schriften, in der die einzelnen Bücher bewertet, ihr wissenschaftlicher Inhalt und ihre politische Richtung angegeben werden.

Daß der Verfasser als ehrlicher Republikaner allen nationalistischen Entgleisungen fern bleibt, gibt seinem besonnenen Buch gerade in unserer chauvinistisch erregten Zeit einen besonderen Wert. So kann es nur auf das allerwärmste allen denen empfohlen werden, die das moderne Frankreich sine ira et studio verstehen wollen. Karsen

---

Deutscher Transportarbeiterverband, 25 Jahre Gewerkschaftsarbeit und Jahrbuch 1921. Berlin 1922, Verlagsanstalt »Courier« G. m. b. H. Berlin SO 16, Engelufer 31.

Die Festschrift des Transportarbeiterverbandes zu seinem 25jährigen Bestehen will keine Verbandsgeschichte sein, sondern nur eine historische Skizze, die den jüngeren Verbandsmitgliedern in großen Zügen den Werdegang der Organisation vorführt; trotzdem ist es ein für derartige Zwecke recht stattlicher Band von über 200 Seiten geworden. Der Transportarbeiterverband ist eine der jüngsten und eine der umfassendsten Organisationen im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund. Er und der Fabrikarbeiterverband sind die beiden großen Sammelverbände der ungelernten Arbeiter. Wohl in noch weiterem Umfang als der Fabrikarbeiterverband umfaßt der Verkehrsbund, wie sich der Transportarbeiterverband seit dem 1. Januar nennt, die allerverschiedensten Berufe: Matrosen, Hafenarbeiter, Flußschiffer, Packer, Hausdiener bis zu den Fensterputzern. Wie aus diesem Berufsgemisch, in dem keine einzelne Gruppe so stark hervorragt, daß sie mit ihrer Berufstradition dem Verband das Gepräge geben kann, ein Verband wurde, ist außerordentlich interessant geschildert. Deshalb verdient der historische Teil bei allen Gewerkschaftsinteressenten besondere Beachtung, vor allem bei der Jugend, die heute nur die Resultate sieht und von der langwierigen, mühevollen Arbeit, die zum Aufbau der Organisationen führte, nichts miterlebt hat.

Das Jahrbuch des Verbandes zeichnet sich dadurch aus, daß es etwa den halben Raum allgemeinen wirtschaftlichen und sozialpolitischen Schilderungen widmet. Es bringt nach einem kurzen Überblick über die allgemeine politische Entwicklung eine sehr eingehende Darstellung des Wirtschaftsjahres 1921, die das gesamte Nachschlagematerial vereint. Daran schließt sich eine Schilderung der sozialpolitischen Entwicklung des Jahres. In dem zweiten Teil, der über die Tätigkeit des Verbandes berichtet, fehlen die vielfach üblichen Einzelangaben über die Zahlstellen vollständig; er bietet unter sparsamer Tabellenverwendung eine Schilderung der Tätigkeit und der Erfolge. In einem statistischen Anhang sind die Lohnbewegungen und Tarife näher dargestellt.

Beide Publikationen sind ein Beweis dafür, daß es der deutschen Gewerkschaftsbewegung mit ihrer Tendenz zur Schaffung von großen zusammenfassenden Verbänden möglich gewesen ist, auch in den Arbeiterschichten, in denen die Organisationsarbeit nicht auf dem starken Berufszusammenhalt aufzubauen vermochte, einen starken und für andere Länder vielfach vorbildlichen Zusammenschluß zu schaffen. Th. C.

Paul Mombert, Universitätsprofessor, **Besteuerung und Volkswirtschaft.** Karlsruhe 1922, G. Braun. 105 Seiten. Preis 18 Mark.

Im Unterschied von dem früher besprochenen rein historischen Lesestück entwickelt in dieser Schrift der Freiburger Nationalökonom seine eigenen Ansichten über die heute zu befolgende Finanz- und Steuerpolitik. Sie werden von ihm in den Satz zusammengefaßt: »Der Grundsatz der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit soll so vollkommen durchgeführt werden, wie es möglich ist, aber nicht in Formen und nicht in einem Umfang, daß daraus ein dauernder Schaden für unsere Volkswirtschaft und besonders auch für die Arbeiterschaft erwachsen muß.« Er beruft sich für seinen Standpunkt S. 92 bis 94 auch auf Schriften und Artikel der Genossen Heinrich Cunow (1916), K. Renner (1909), G. Hoch (1916), Karski und Eckstein. Auf Einzelfragen kann hier nicht eingegangen werden. K. V.

Remedies for Unemployment. Genf 1922, Internationales Arbeitsamt. 141 S.

Die Genfer Internationale Arbeitskonferenz von 1921 hat auf Antrag des schweizerischen Arbeiterdelegierten Schürch die Vornahme einer Erhebung über das Problem der Arbeitslosigkeit beschlossen. Ein Teil der Ergebnisse dieser Erhebung wird in der vorliegenden Schrift mitgeteilt, welche die Abhilfemaßnahmen behandelt, die in den einzelnen Staaten gegen die Arbeitslosigkeit ergriffen wurden. In drei Abschnitten werden dargestellt: die Arbeitslosenunterstützung und die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit; die Vorkehrungen zu zweckmäßiger Verteilung der Arbeitskräfte auf die vorhandenen Arbeitsgelegenheiten; und endlich die Bereitstellung von Arbeitsgelegenheit in Zeiten großer Arbeitslosigkeit. Besonderer Wert wird darauf gelegt, die Mittel zur Verhütung von Arbeitslosigkeit, die bisher in gewissen Staaten angewendet wurden, sowie ihre Erfolge aufzuzeigen, damit sie auch dort vermehrt werden können, wo in der Beziehung noch nichts oder wenig getan wurde.

Die auf S. 120 bis 134 dargestellten Maßnahmen zur Erhaltung der Stetigkeit der wirtschaftlichen Tätigkeit, nämlich Zollschutz auf der einen und Ausfuhrförderung auf der anderen Seite, ebenso wie die Gewährung von Subventionen und Krediten an Unternehmungen vermögen auf die Dauer und bei allgemeiner Anwendung wohl kaum zu wirklich befriedigenden wirtschaftlichen Zuständen zu führen, während sie um so mehr zur Verschlechterung der zwischenstaatlichen Beziehungen beitragen können. Zur Stabilisierung der Wirtschaft, zu planmäßiger Wirtschaft sind andere Mittel notwendig. M. Fehlinger

---

Wilhelm Stählin, **Fieber und Heil in der Jugendbewegung.** Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. 2. Auflage.

Das Buch ist hervorgegangen aus einer Ansprache »Wandervogel und was weiter?«, die im August 1921 auf der jungdeutschen Bundestagung zu Hofgeismar gehalten wurde. Es trägt den Charakter der Ansprache an die Jugend, der der Verfasser zeigen will, was »Fieber« in der Jugendbewegung ist, und Wege weisen, wie das Fieber als Heilungsprozeß sich auswirken kann. Im Rahmen dieser Aufgabe ist es ein schönes Buch, von einer starken ethischen Wärme getragen und wohl dazu angetan, den jungen Menschen mancherlei, das bereichert, zu geben. Daneben kann dahingestellt bleiben, ob man sachlich und weltanschauungsmäßig in allen Einzelheiten mit dem Verfasser einverstanden ist. So ist sicherlich die Auffassung der Persönlichkeit Christi von Grund aus verfehlt, und seine Lehre wird der eigenen Weltauffassung zuliebe völlig umgebogen. Daß stellenweise die bürgerlich-romantische Ideologie der Wandervogelbewegung recht stark durchklingt, ist nicht verwunderlich, erfreulich, daß sie immerhin im großen und ganzen überwunden ist und eine allgemeinere Einstellung gefunden wird. Geistvoll und interessant sind die Ausführungen über die Begeisterung für den Bolschewismus, die nach den Revolutionsjahren und zum Teil noch heute junge Menschen gerade in gewissen bürgerlichen Kreisen erfaßt hat, Romantiker, die vielleicht aus einer Überfülle in persönlichen Lebensumständen sich flüchten in die — Verneinung des Bestehenden. Stählin führt das nicht so aus; er deutet nur an, aber eigene Beobachtungen bestätigen mir seine Andeutungen. Erfreulich war mir, daß er gerade die Psyche der Mädchen, die in der Jugendbewegung stehen, berücksichtigt hat. Gewisse Auswüchse der Bewegung, die sich im Verkehr der Knaben untereinander in der Wandervogelbewegung oft unerfreulich bemerkbar machen sollen, hätten vielleicht schärfer als Häßlichkeit betont werden müssen. Henni Lehmann

---

Hans Richert, **Weltanschauung.** Ein Führer für Suchende. Leipzig 1922, Verlag Teubner.

Der Verfasser, seit einiger Zeit Direktor der Staatlichen Bildungsanstalt Lichterfelde, hat ein sehr gebildetes Buch geschrieben. Ausgehend von der Weltan-

schauungsnot der Gegenwart, unter der besonders die Jugend leide, bietet er sich als Führer durch die verschiedenen Gebiete, Methoden und Typen der philosophischen Weltanschauung an, um schließlich Wertmaßstäbe zur Orientierung in der Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen aufzuzeigen. Er verfügt für diese Aufgabe über eine ungewöhnliche Sachkenntnis und Belesenheit. Aber genügt die Kenntnis des Geisteslebens, um heute einen Führer für jugendliche Menschen zu schreiben, spricht jenes Schweben oder Schwelgen im luftigen Reiche der Gedanken jenseits der sinnenfälligen Wirklichkeit zu den bedrängten, kämpfenden Menschen von heute, zu denjenigen, die nicht das Glück haben, in behaglich geheizter Studierstube genießend zu spintisieren? Ist diese Sprache, die an zahlreichen Stellen die Grenze der Phrase und des falschen — sogenannten idealistischen! — Pathos überschreitet, für andere als den verbildeten Primaner unserer bürgerlichen Kultur überhaupt genießbar? Ich glaube kaum; kennt der Verfasser die Weltanschauungsbedürfnisse der großen proletarischen Masse der deutschen Jugend, die ganz anderer Art sind, überhaupt nicht — oder will er sich, da die Philosophie nach der Ansicht älterer Denker und der seinen nur eine wirtschaftliche Angelegenheit der wenigen ist, gar nicht an diese Massen wenden? — Jedenfalls sagt er ihr in diesem Buche nichts.

Karsen

Friedrich A. Seyffert, **Der Wanderer.** Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. 112 Seiten.

Ein Buch, angefüllt mit fesselnden, volkstümlich gehaltenen naturwissenschaftlichen Plaudereien, aus dem der Leser, namentlich der jugendliche, viel lernen kann. Der ganze Inhalt ist auf Naturbeobachtung eingestellt — Naturbeobachtung ohne jegliche wissenschaftliche Vorkenntnis. Wir wandern mit dem Autor hinaus in die Umgebung der Stadt, wir schauen und horchen und erhalten im leichten, aber niemals seichten Plauderton Aufklärung über das, was uns fremd oder wenig vertraut ist. Da sind See und Sumpf, Feld und Wald, Wind und Sonne, Pflanze und Tier, die uns tausend Naturgeheimnisse zu verraten haben. In fremde Welten fühlen wir uns hinein und sehen, daß sie der unsrigen aufs engste verschwistert sind. Denn in ihnen allen gilt das flammende Erlöserwort »Stirb und werde!«, dessen Erkennen das Leben erst wirklich lebenswert macht. Das auch stilistisch einwandfreie Büchlein sollte in recht viele Hände kommen; sein schmuckes Äußere wird ihm den Weg sicherlich erleichtern. Es ist mit Genugtuung zu verzeichnen, daß selbst in dieser auch für den Büchermarkt äußerst kritischen Zeit ein Parteiverlag sich an die Herausgabe eines solchen Buches herangewagt hat. L.

Sven Hedin, **Tschangpo Lamas Wallfahrt.** Erzählung. 2 Bände, je 400 Seiten. Leipzig, Verlag Brockhaus.

Wer Sven Hedin ist, das ist in der Kulturwelt bekannt. Indes diesmal kommt uns der reise- und schilderungslustige Schwede nicht als Forscher, sondern als Erzähler. Erstmalig hat er es in dem vorliegenden umfangreichen Werk unternommen, den Leser an Hand einer spannenden romantischen Geschichte ins innerasiatische Gebiet zu führen. Natürlich kommt es dem vielbewanderten Autor weniger auf die Fabel der romanhaften Handlung an, als vielmehr darauf, zu zeigen, welchen Geistes die Völker, das Land und die Kultur Tibets sind, welche Sitten und Gebräuche dort herrschen, welcher Art die buddhistische Ethik ist und wie all die anderen Dinge beschaffen sind, die in jenen Fernen ihre Heimat haben. Dazu eine große Freundschaft zu den Tieren des Landes. Wer sich entschließen kann, dem Pilger Tschangpo Lama auf seiner abenteuerlichen Wallfahrt im tibetanischen Hochland zu folgen — und der Entschluß wird wohl bei dem Reiz des Buches in vielen reifen —, der wird aus dem neuen, vorzüglich ausgestatteten Sven Hedin mancherlei Gewinn ziehen. Kl.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 3 | Ausgegeben am 10. Mai 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Notlage der Geistesarbeiter und der Studentenschaft

Von **Heinrich Cunow**

Mehr noch als der Fabrik- und Landarbeiter leidet ein großer Teil der Geistesarbeiter unter den heutigen traurigen Wirtschaftsverhältnissen. Die Handarbeiterschaft hatte ihre Gewerkschaften und ihre Berufsvereine, die fest in sich gegliedert und miteinander organisatorisch verbunden, dem wirtschaftlichen Druck durch Lohnkämpfe und Tarifvereinbarungen einen gewissen Widerstand entgegenzusetzen und manche Vorteile für ihre Mitgliedschaft herauszuschlagen vermochten. Die größtenteils nichtorganisierten Geistesarbeiter standen jedoch als einzelne auf dem Arbeitsmarkt schutzlos dem Spiel von Angebot und Nachfrage gegenüber — einem sich seit Kriegsende immer mehr verschlechternden Markt, auf dem die Nachfrage nach geistiger Arbeitskraft im Verhältnis zum Angebot ständig abnahm.

Mit Ausnahme einer kleinen Zahl solcher Bevorzugten, die als Kapazitäten in ihrem Fach gelten oder zu den Günstlingen des kapitalkräftigen Publikums zählen, sieht eine große Masse von Aerzten, Rechtsanwälten, Privatgelehrten, Schriftstellern, Künstlern usw. ihr Einkommen und ihren Lebensunterhalt immer tiefer, zum Teil tief unter den Lebensstandard des Fabrikarbeiters oder des kleinen Handwerksmeisters sinken. Und keine Aussicht, daß es bald besser werden könnte, zeigt sich am dunklen Horizont. So wandert aus dem Besitz dieser Schicht der völlig proletarisierten Geistesarbeiter ein aus alten besseren Tagen stammendes wertvolles Werk, technisches Instrument oder Möbelstück nach dem andern zum Antiquar oder ins Leihhaus.

Besonders traurig ist es um den „freien", vornehmlich um den wissenschaftlichen Schriftsteller bestellt. Er hat, soweit er nicht geschickt bestimmten heutigen Modestimmungen Rechnung zu tragen weiß, seine Existenzgrundlage verloren. Größere wissenschaftliche Werke liest und kauft heute nur noch ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Interessenten; höchstens versteht man sich zu kleinen, leicht lesbaren, das heißt nicht zu große Ansprüche an die Auffassungskraft des Lesers stellende, feuilletonistisch gehaltene Broschüren. Die wissenschaftlichen Zeitschriften sterben aus oder erscheinen in einem immer dünner werdenden Format. Zudem zahlen sie meist Honorare, die in keinem Verhältnis zu den steigenden Nahrungsmittelpreisen stehen — zu einem wesentlichen Teil, weil sie, wenn ihre Defizite nicht noch höher anschwellen sollen —, wogegen sich die Verleger natürlich mit allen Kräften sträuben — nicht besser zahlen können.

In dieser Verelendung der Geistesarbeiter liegt eine große Gefahr für die Erhaltung und Demokratisierung der deutschen Republik. Es ist unrichtig, wenn sozialistische Politiker meinen, weil diese Schichten proletarisiert und zum Teil sogar in ihrer Lebenshaltung unter die des Fabrik-

arbeiters hinabgedrückt würden, empfänden sie nun auch „proletarisch", schlössen sich den Handarbeitern an und würden Sozialdemokraten. Das mag hin und wieder bei einzelnen der Fall sein; die große Masse dieser Proletarisierten denkt ganz anders. Sie fühlt sich aus ihrer früheren Stellung und Lebenshaltung im gesellschaftlichen Gesamtbetriebe herausgerissen, sie vergleicht das bessere Einst mit dem trostlosen Jetzt, und sie kommt zu dem Ergebnis, daß an den jetzigen mißlichen Zuständen allein oder doch vorzugsweise die seit der Novemberrevolution eingetretenen Wandlungen schuld sind, also eigentlich diese Revolution für ihr Hinabgleiten ins Elend verantwortlich sei. Den Weg aus diesem Elend heraus finden die meisten nicht in dem Anschluß an die Sozialdemokratie, auch nicht an die Demokratie und an die Deutsche Volkspartei, die früheren Nationalliberalen, sondern an die Nationalsozialisten und Deutschvölkischen. Könnte man statistisch feststellen, wie viele der ergebensten Anhänger dieser antirevolutionären Gruppen aus deklassierten und proletarisierten Geistesarbeitern bestehen, es würde sich zeigen, daß diese ein sehr ansehnliches Kontingent zum sogenannten „völkischen" Heer stellen.

Zunächst nach der Revolution schien es freilich, als werde sich ein ansehnlicher Teil der Geistesarbeiter der Sozialdemokratie anschließen. Unter diesen Zuströmenden waren sicherlich manche, die nur die Aussicht, künftig im politischen Leben eine Rolle spielen oder einen guten Posten im Staats- und Gemeindedienst erhaschen zu können, in unsere Reihen trieb; doch viele waren auch darunter, die erkannt hatten, daß die alten Zustände der Kriegszeit nicht mehr aufrechterhalten werden konnten, und die auf einen neuen kulturellen Aufstieg unter dem neuen Regiment rechneten. Das waren Elemente, die, wenn sie auch oft nur erst wenig von der marxistischen Lehre kannten, unsere Partei doch sehr gut gebrauchen konnte — zur Stärkung des wissenschaftlichen Geistes in unseren Reihen und zur Ausgestaltung unserer Partei zu einer großen Volkskulturpartei. Die Gewinnung der großen Industriearbeiterschaft Deutschlands ist sicherlich von größter Bedeutung für die politische Machtstellung unserer Partei im öffentlichen Leben; aber dennoch ist meines Erachtens unsere offizielle Politik oft zu sehr auf diesen Teil der Arbeiterschaft, auf bloße Lohnfragen und Arbeiterbedürfnisse, eingestellt. Wir gebrauchen — das zeigt sich nicht nur bei jeder vorzunehmenden Besetzung eines staatlichen Amtspostens, sondern auch bei der Ergänzung der Redaktionen unserer Parteipresse — weit mehr geistige Kräfte.

Leider haben wir nicht verstanden, die nach der Revolution zu uns gekommenen Geistesarbeiter festzuhalten. Sie haben sich vielfach wieder von uns abgewandt. Warum? Fragt man sie selbst, erhält man meist zur Antwort: „Wir finden unsere Interessen zu wenig berücksichtigt. Die Sozialdemokratie ist ja ausschließlich eine Arbeiterpartei; für unsere materiellen und geistigen Bestrebungen hat sie nichts übrig; unsere Notlage versteht sie nicht usw. usw." Daneben finden manche Geistesarbeiter, und zwar gerade jene, die eine nähere Kenntnis der deutschen Geschichte und Literatur besitzen, daß in unserer Partei, vor allem in unserer Presse, ein bedauerlicher Mangel an Nationalgefühl und Verständnis für Deutschlands wissenschaftliche Leistungen, für seine Bedeutung als wichtiger Faktor in der weiteren kulturellen Entwicklung Europas vorhanden ist. Noch immer herrsche bei

uns, wie ja so viele Aussprüche von Führern, Agitatoren und Presseorganen bewiesen, ein seichter Kosmopolitismus und Hyperinternationalismus.

Doch, ich möchte hier eigentlich nicht von denen sprechen, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Geistesarbeiter" versteht, von den Angehörigen der sogenannten freien Berufe, sondern von einer anderen Kategorie von Geistesarbeitern: den Studenten. Wie so manche anderen einstigen „schönen Zeiten" ist auch die Zeit des lustigen Studentenlebens, — der Feuchtfröhlichkeit, des heiteren Pokulierens und der Mensur, dahin. Die alte Burschenherrlichkeit ist längst verschwunden. Nur in den Kreisen jener Studenten, deren Väter zu den alten oder neuen Reichen gehören, findet man einen Rest jener Herrlichkeit. Die meisten Studenten haben keine Zeit zum frohen Sichausleben. Sie haben schwer zu arbeiten — vielfach unter sehr schwierigen Umständen. Es gibt nicht wenige Studenten, die von ihren Vätern nur 20 000 bis 30 000 Mark pro Monat erhalten, und davon müssen sie oft noch Kolleggelder und Bücher bezahlen. Mit solcher Summe ist in Großstädten wie Berlin, selbst bei höchster Einschränkung, nicht auszukommen, und viele Studenten führen denn auch, obgleich sie etwas hinzuverdienen, tatsächlich ein Hundeleben.

Früher war es anders. Auch da gab es arme Studenten; aber wenn einer nur 70 oder 80 Mark im Monat von Hause erhielt und vielleicht noch 20 oder 30 Mark durch Stundengeben hinzuverdiente, dann vermochte er damit viel besser auszukommen, als heute mit 40 000 oder 50 000 Mark. Ich habe mich davon selbst mehrfach überzeugt. Ende Januar dieses Jahres, als die Preise in schneller Folge stiegen, kamen nach der Vorlesung einige Studenten zu mir, um Abschied zu nehmen. Sie erklärten, es wäre ihnen, obgleich sie etwas Geld durch Abschreiben, Uebersetzen und Schriftstellern verdienten, nicht möglich, in Berlin mit 25 000 bis 30 000 Mark zu leben; sie wollten nach Hause fahren und versuchen, ihre Eltern zur Hergabe von etwas reichlicheren Mitteln zu bewegen. Wäre das nicht möglich, müßten sie vorläufig ihr Studium aufgeben.

Einer von diesen Studenten kam nicht für sich selbst; er wollte mir nur die Abreise eines seiner Freunde anzeigen, mit dem er zusammen ein Zimmer hoch im Norden von Berlin bewohnt hatte. Sein Freund hätte, erzählte er mir, in der letzten Zeit nur 22 000 Mark monatlich von seinem Vater erhalten, er immerhin 40 000 Mark, und mit kleinen Nebenverdiensten hätte er im Januar 52 000 Mark gehabt; aber selbst damit wäre kaum auszukommen. Ich sagte, 52 000 Mark pro Monat wäre sicherlich unter den heutigen Verhältnissen recht wenig, doch müsse sich damit bei sparsamer Wirtschaft doch wohl auskommen lassen. Er versicherte darauf, er wäre auch ausgekommen, nur möchte ich nicht fragen: wie. Er hätte jede Mark, die er ausgegeben habe, aufgeschrieben und würde mir seine Aufstellung mitbringen. Er brachte sie mir auch, und ich fand, daß er tatsächlich äußerst sparsam gewirtschaftet hatte. Des Morgens hatte er Roggenkaffee getrunken und dazu gewöhnlich zwei trockene Schrippen aus grauem Mehl gegessen, warmes Mittagessen hatte er sich nur achtmal im Monat geleistet, warmes Abendbrot nur zweimal an Sonntagen; sonst hatte sein Mittagessen aus Roggenkaffee mit Schmalzbrot oder trockenem Brot mit Käse bestanden (seine Mutter hatte ihm, da er nicht nach Hause fahren konnte, zu Weihnachten einige Pfund Käse und eine Wurst geschickt). Was seine Aus-

gaben für Vergnügen anbetraf, so hatte er sich nur acht Zigarren und ein billiges Theaterbillett geleistet. Dennoch hatte er eine kleine Anleihe bei einem Freund aufnehmen müssen.

Der Student hatte also schlechter gelebt als viele junge Arbeiter, und doch haben viele andere Jünger der Alma mater noch eine weit schlechtere Einnahme.

In der Vorkriegszeit halfen Stipendien, Freitische und die für besondere wissenschaftliche Arbeiten ausgesetzten Preise aus. Heute sind sie nichts als Tropfen auf einen heißen Stein. Da die aus einmaligen Stiftungen stammenden Stipendien nicht der Entwertung der Mark entsprechend erhöht worden sind, haben sie kaum noch einen Zweck. Und ebensowenig haben die Preise für wissenschaftliche Arbeiten noch einen Wert für die Studenten. Der staatliche Normalsatz für solche Arbeiten beträgt in Berlin 253 Mark. Dafür konnte einst, vor dem Krieg, der Student, wenn er sich sparsam einrichtete, acht bis zehn Wochen leben, heute noch nicht einen einzigen Tag.

Die Folge ist, daß der Student sich durch allerlei Nebenarbeiten — häufig werden sie zur Hauptarbeit — über Wasser zu halten sucht. Er trachtet, unterstützt durch die an den Universitäten eingerichteten Wirtschafts- und Nachweisämter, irgendeine geldeinbringende Beschäftigung zu erhalten und greift selbst zu den schwierigsten, schmutzigsten und widerlichsten Arbeiten. Nicht nur als Hilfsarbeiter in öffentlichen Bureaus, Banken, kaufmännischen Kontoren, Rechtsanwaltsstuben, sondern auch als Hilfshausknechte, Stiefelputzer und Geschirrabwäscher in Hotels und Gastwirtschaften schlägt mancher Student sich durch. Andere gehen regelmäßig in den Universitätsferien hinaus aufs Land oder in die Bergwerksreviere und suchen sich dort irgendwelche Arbeit. Kürzlich erzählte mir ein Hamburger Kohlenimporteur, daß alle acht oder vierzehn Tage zu ihm einige Studenten von der Hamburger Universität kommen und beim Kohlenjumpen (meiner Ansicht nach eine der schwersten körperlichen Arbeiten) beschäftigt zu werden wünschen. Auf meine Frage, ob denn die Studenten diese Arbeit aushielten, meinte er: „Nun, schwache natürlich nicht; und die eingefuchsten Arbeiter arbeiten auch nicht gern mit ihnen zusammen, da die Arbeit im Akkord gemacht wird und die Studenten gewöhnlich nicht recht mitkommen; aber ich nehme doch immer wieder einige an und gebe auch Order, daß ihnen eine ziemlich leichte Stelle zugewiesen wird. Freilich, nach zwei Tagen können sie nicht mehr; sie müssen sich ausruhen; aber sie nehmen doch fast immer so an 60 000 Mark mit, und dafür können sie wieder zwei bis drei Wochen leben."

Wie weite Kreise der Studentenschaft bereits in solcher Weise nebenberuflich tätig sind, zeigt folgende statistische Erhebung der „Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft", die Kultusminister Dr. Boelitz im Hauptausschuß des Preußischen Landtages vorgetragen und mir auf mein Ersuchen bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat.

Nach dieser statistischen Erhebung betrug an 18 Universitäten und 29 Hochschulen im Sommersemester 1922 der Prozentsatz der Werkstudenten bei den Universitäten im Durchschnitt 42, bei den Hochschulen 45 bis 88. Als Werkstudenten sind alle Studierenden gezählt, die entweder in den Ferien oder im Semester, oder sowohl in den Ferien wie im Semester nebenberuflich tätig waren:

Von 100 Werkstudenten waren Ferienarbeiter
an den Universitäten 88 Proz., an den Hochschulen 88 bis 92 Proz.
Von 100 Werkstudenten waren im Semester nebenberuflich tätig
an den Universitäten 33 Proz., an den Hochschulen 25 bis 32 Proz.
Von 100 Werkstudenten waren sowohl in den Ferien wie im Semester nebenberuflich tätig
an den Universitäten 23 Proz., an den Hochschulen 18 bis 23 Proz.
Von 100 Werkstudenten waren in fester Nebenanstellung
an den Universitäten 4,6 Proz., an den Hochschulen 1,7 bis 2,2 Proz.

Die durchschnittliche Arbeitsdauer der Werkstudenten in den Sommerferien 1922 betrug 8,6 Wochen.

Was die Art der Nebenbeschäftigung anbetrifft, so waren von 100 Werkstudenten an den Universitäten beschäftigt:

	in den Ferien	im Semester
Land- und Forstwirtschaft	19 Proz.	14 Proz.
Berg- und Torfbau	4 „	4 „
Industrie	36 „	21 „
Handwerk	1 „	1 „
Unterricht	5 „	16 „
staatlichen Betrieben	11 „	9 „
kaufmännischen Betrieben	7 „	12 „
sonstigen Betrieben	17 „	23 „

Die statistische Erhebung ist noch nicht abgeschlossen. Die „Wirtschaftshilfe" nimmt an, daß der Abschluß der Statistik ergeben wird, daß etwa 50 Prozent aller deutschen Studenten im Sommersemester 1922 erwerbstätig waren.

Etwas Erfreuliches ist dieses Werkstudententum nicht. Der Werkstudent lernt zwar körperliche Arbeit schätzen, er erlangt einen Einblick in die Härte und Vielgestaltigkeit des Lebens und gewinnt an Menschenkenntnis, aber andererseits wird das Studium vernachlässigt und gehindert. Es ist selbstverständlich, daß der Studierende, der bis in die Nacht körperlich schwer gearbeitet hat, am nächsten Morgen nur unter größter Anstrengung den Vorträgen zu folgen vermag, und daß ebenso die Aufnahmefähigkeit dessen, der schon am Morgen vier, fünf oder sechs Stunden in einem Bureau tätig war, am Nachmittag beträchtlich vermindert ist. Dazu kommt, daß jene, die am Vormittag außerhalb der Universität beschäftigt sind, natürlich die in den Vormittagsstunden abgehaltenen Vorlesungen und Seminarübungen nicht besuchen können. Geht es dann zum Examen, werden schnell noch eine Reihe Einpaukstunden der Repetitoren besucht.

Eine weitere Folge ist, daß der Werkstudent sich meist auf jenen Wissensstoff beschränkt, den er unbedingt kennen muß, will er das Examen bestehen. Er trachtet nicht nach der Aneignung eines universellen Wissens; er studiert lediglich, um die Anwartschaft auf irgendeinen Posten zu haben. Wird ihm empfohlen, zur Ergänzung seiner Studien noch diese oder jene Vorlesungen zu hören, antwortet er: „Ich kann nicht, ich finde ohnehin nicht die nötige Zeit, um die Vorlesungen und Uebungen zu besuchen, die ich besuchen muß; ich muß fertig werden."

Den Werkstudenten, die meist hart arbeiten, kann man daraus keinen Vorwurf machen; auch wird es wohl kaum jemand einfallen, ihnen die Nebenarbeit verwehren oder ihnen das Bestehen der Prüfungen erschweren zu wollen. Wenn ich sehe, wie manche Studenten sich durchschlagen und wie sie ringen und kämpfen, kann ich ihnen meine Hochachtung nicht versagen. Aber eine Schädigung des akademischen Nachwuchses kann und wird nicht ausbleiben. Auch diese Elendszustände sind eine Folge des unglücklichen Krieges und des schmählichen Friedensdiktats von Versailles.

Zur Naturgeschichte eines freiwilligen Außenministers

Von **Hans Dill-München**

„Abgeordneter Dr. Heim hat in der Rolle des Außenministers da und dort mit Franzosen verhandelt und ist wohl des Glaubens geworden, daß ein Eingehen auf deren Wünsche, auf ein „föderalistisch gegliedertes" Deutschland, den feindlichen Druck erleichtern werde."

So schrieb Karl Schirmer, der Fraktionskollege Dr. Heims, in seiner Kritik zum Bamberger Programm der Bayerischen Volkspartei.[1] Trotz der Warnungen Schirmers und anderer christlicher Arbeitersekretäre siegte in der Bayerischen Volkspartei der Geist Dr. Heims. Deutlich kam das zum Ausdruck im Bamberger Programm, das für die einzelnen Staaten — Länder müßte es nach der Weimarer Verfassung heißen — das Recht fordert, daß sie ihre Staatsform selbst bestimmen dürfen und daß sie das Recht erlangen, mit auswärtigen Staaten Verträge abzuschließen und dort ihre eigenen Vertreter zu bestellen.[2] Schon am 12. November 1919 wehrte sich Abg. Schirmer gegen Dr. Heim im „Bayer. Kurier", weil Dr. Heim dafür plädierte, daß sich Bayern, um die unruhige Industriearbeiterschaft abzustoßen, mit Oesterreich verbinden und aus dem Deutschen Reiche ausscheiden solle.

Wenn ein bayerischer Politiker solcher Prägung mit Franzosen „vertraulich" verhandelt, so besteht die Befürchtung, daß dabei die deutschen Reichsinteressen nicht besonders warm in den Vordergrund gerückt werden. Das war es auch, was immer ein gewisses Unbehagen gegen Dr. Heim wachgehalten hat, seitdem man wußte, daß er mit Franzosen verhandelt hatte. Nicht daß er mit Franzosen verhandelte, wurde ihm übelgenommen, sondern seine verschiedentlichen Darlegungen zur Frage der Reichseinheit, das Spielen mit dem Gedanken der Lostrennung Bayerns vom Reich ließen ihn als den Allerunberufensten für solch eine Mission erscheinen. Fest stand längst, daß Dr. Heim mit den Franzosen verhandelt hatte. Geheimnis war bisher nur geblieben, über w a s verhandelt wurde und w e r den „schlauen Bauerndoktor" mit dieser diplomatischen Arbeit betraut hatte.

Bereits am 17. Januar 1920 spielte die diplomatische Aktion Dr. Heims in der Deutschen Nationalversammlung eine Rolle, ohne daß damals Klarheit geschaffen wurde. In jener Sitzung der Nationalversammlung wurde der Gesetzentwurf über die Kriegsteuerungszulagen für Beamte, Offiziere und Mannschaften beraten. Dr. Heim griff in die Debatte ein und ver-

[1] Schirmer, Süd und Nord. Bavaria-Verlag, München-Pasing, 1921.

[2] „Neue Zeit", 41. Jahrgang, 1, Nr. 6.

donnerte die „Zentralisation", besonders aber die Verreichlichung der Eisenbahnen. Erzberger und Dr. Wirth gingen gegen die „bayerische Separationspolitik" Dr. Heims entschieden vor. Abg. Dr. Wirth sagte: „Jede Separationspolitik müssen wir bekämpfen, interessant wäre es mir gewesen, zu hören, was Herr Heim mit Marschall Foch ausgemacht hat." Dr. Heim erklärte, daß er mit Foch nie ein Wort gesprochen habe. Auf die Frage des Zentrumsabgeordneten Herschel: „Haben Sie mit Offizieren des Generals Mangin gesprochen?" erwiderte Dr. Heim: „Ich habe nur zweimal linksrheinisch während des Waffenstillstandes mit Franzosen gesprochen; einmal habe ich auf Aufforderung zu Protokoll gegeben, daß die Verelendungstheorie, die offenbar im übermäßigen Rausch der befriedigten Revanche gegen Deutschland angewendet werde, Frankreich selbst noch gefährlicher werden könnte als uns. Ein andermal bin ich dorten nicht ohne den Willen der maßgebenden Faktoren gewesen und habe kein Wort gesprochen, das nicht jeder Deutsche billigen könnte." Abg. Dr. Wirth erklärte hierzu: „Maßgebende Persönlichkeiten sind im Unklaren über die Politik, die Herr Heim mit Frankreich beginnen will. Herr Heim hat die Reichsregierung wissen lassen, daß er zu Marschall Foch reise. (Abg. Heim: Umgekehrt, ich habe sie gefragt, ob sie wünsche, daß ich reise!) Die Reichsregierung hat solche Verhandlungen mit den Franzosen nicht gewollt. Abg. Herschel sagte: „Es wäre gut, wenn Herr Heim sagen könnte, wie er die deutschen Interessen bei solchen Verhandlungen wahrgenommen hat." Reichsfinanzminister Erzberger stellte fest, daß ihm Dr. Heim von Bayern aus eines Tages in dieser Sache telephonisch angerufen habe, worauf er ihm erklärte: „Wenn etwas Ersprießliches für das Interesse des Reiches dabei herauskommen könne und Dr. Heim eine Einladung von maßgebender französischer Seite hätte, dann hätte nach Rücksprache mit der Reichsregierung diese kein Bedenken, daß er diese Reise antrete. Ich habe aber den Herrn Abgeordneten Dr. Heim ferner gebeten, er möge vor seiner Reise nach Berlin kommen, damit wir uns aussprechen könnten über das, was er vom Standpunkte der Reichsregierung mit den Franzosen besprechen möge, und auch verabreden könnten, wie er uns berichten solle. Der Herr Abgeordnete Dr. Heim hat mir darauf telephonisch zugerufen, das sei nicht möglich wegen der Verkehrssperre, und er bitte, einen Vertrauensmann nach dort zu schicken. Ich habe darauf erklärt, das sei nicht möglich, ich möchte bitten, daß er hierherkommen möchte, wenn er auf die Reise Wert lege. Das war alles. Weiter habe ich von ihm nichts gehört. Er hat nichts von sich hören lassen, eine Besprechung in Berlin hat nicht stattgefunden, einen Auftrag hat Herr Dr. Heim von der Reichsregierung nicht erhalten. Ich weiß auch nicht einmal, ob Herr Dr. Heim damals mit den Franzosen verhandelt hat. Mir hat er jedenfalls nichts davon gesagt, auch als er noch Mitglied der Zentrumsfraktion war."

Erzberger stellte weiter fest, daß er Dr. Heim gebeten habe, die Depesche oder das Schreiben von der französischen Stelle mitzubringen, ebenso die Unterlagen für die Einladung, damit die Regierung wisse, von wem diese Einladung ausgehe.

Dr. Heim kam aber nicht nach Berlin zur Reichsregierung — wegen Verkehrsschwierigkeiten. Er hat auch damals in der Nationalversammlung nicht gesagt, mit wem von den Franzosen und wann er verhandelt habe. Ferner hat er in der Nationalversammlung nicht gesagt, „wie er die deutschen Interessen bei solchen Verhandlungen wahrgenommen hat," obwohl ihn der Zentrumsabgeordnete Herschel darum ersuchte und obwohl Dr. Wirth erklärte, daß maßgebende Persönlichkeiten im unklaren seien über die Politik, die Herr Heim mit Frankreich beginnen wolle. Erst im März erfuhr man durch Ray Stannard Baker, dem Pressechef Wilsons, daß Marschall Foch den General Desticker zu Verhandlungen mit Dr. Heim entsandt hatte, und daß dort Dr. Heim den Vorschlag machte, die größeren Staaten des Reiches von Preußen zu trennen und als Gegengewicht einen Bund mit Einschluß Deutschösterreichs und unter dem wirtschaftlichen Protektorat der Entente zu bilden.

Durch einen Amerikaner haben also die Deutschen im März 1923 erst Kenntnis davon erhalten, worüber sich Dr. Heim im Frühjahr 1919 mit den Franzosen „unterhalten" hat.

Heute bestreitet Dr. Heim nicht mehr, daß er mit Franzosen über Separationspläne gesprochen hat. Er erklärt nur: „Von der Bildung eines neuen Bundes einschließlich Oesterreich, welcher als katholischer und konservativer Block einen wirkungsvolleren Puffer gegen den Bolschewismus bilden würde als ein Preußen-Deutschland, sei nur insofern die Rede gewesen, als man für einen Eventualfall hätte vorsorgen wollen." Heim fügte dieser Erklärung, die er einem Vertreter der „Vossischen Zeitung" gab, hinzu, daß von seiner Unterredung mit dem französischen General die Reichsbehörden (Scheidemann) und die Bayerische Volkspartei, die damals mit dem Zentrum vereinigt war, unterrichtet gewesen seien.

Scheidemann stellte sofort am 24. März im „Vorwärts" fest, daß er dem damaligen Mittelsmann Dr. Heims, dem Abgesandten Mayer-Kaufbeuren, erklärt habe, daß er allen solchen Begegnungen mit Franzosen mit großem Unbehagen gegenüberstehe. Er habe damals den Abg. Mayer gefragt, warum sich Dr. Heim nicht direkt mit ihm, Scheidemann, in Verbindung setze. Darauf habe Mayer geantwortet, Dr. Heim wünsche nicht, daß auch nur im entferntesten eine direkte Fühlungnahme mit der Regierung für ihn in Betracht komme. Heim habe von Mayer nur gewünscht, daß er unverbindlich mit Scheidemann spreche, damit die Regierung, falls über die Begegnung etwas in die Oeffentlichkeit dringe, wisse, zu welchem Zwecke Heim die Reise an den Rhein unternommen habe. Er, Scheidemann, habe dann dem Dr. Mayer geantwortet, daß er den Abgeordneten Heim ja gar nicht an der Reise hindern könne, daß er aber wünschen müsse, von Heim unterrichtet zu werden, falls er wirklich von französischer Seite etwas Wissenswertes erfahre. Dr. Mayer versicherte darauf dem damaligen Ministerpräsidenten Scheidemann, daß er von Heim selbstverständlich Mitteilung erhalten werde, sobald dieser zurück sei. Dr. Heim hat aber nie dem Ministerpräsidenten Scheidemann etwas über die Verhandlungen mit den Franzosen berichtet! Auch Erzberger erhielt keine Information von Heim, obwohl er die Zustimmung der Reichsregierung zu Heims Reise davon ab-

hängig gemacht hatte, daß dieser zuvor nach Berlin komme. Daher kann auch von einer Zustimmung der damaligen Reichsregierung zu Dr. Heims diplomatischer Aktion keine Rede sein.

Dr. Heim versuchte in einer langen Erklärung, die er am 25. März von Regensburg aus an die Presse versandte, sich aus der peinlichen Situation herauszuwinden. Er erklärte: „Nach meiner Rückkehr (von der Verhandlung mit den Franzosen 1919. D. V.) richtete ich an das Auswärtige Amt eine Depesche und erklärte mich bereit, über meine Reise zu berichten. Eine Antwort hierauf erhielt ich nicht. Ich stand dort vor einem Rätsel, das sich heute für mich natürlich aufklärt, nachdem ich die Erklärung des Abgeordneten Scheidemann gelesen habe. Ich habe erst aus der Erklärung entnommen, was Mayer mit ihm (Scheidemann) besprochen hat. Ich glaubte, die zuständige Stelle, an die ich mich zu wenden habe, sei das Auswärtige Amt. Diese aber war nicht unterrichtet." In höflicher, aber in nicht-mißzuverstehender Weise sagt hierzu Scheidemann am 3. April im „Vorwärts": „Ich habe bereits mitgeteilt, daß Dr. Mayer-Kaufbeuren in einer Sitzung der Nationalversammlung zu mir gekommen ist, um mich auf Wunsch Heims „unverbindlich" zu sprechen. Vorausgegangen war eine Frage, „warum Heim sich nicht direkt mit mir in Verbindung setze". Diese Frage hatte ich gestellt, weil ich sah, daß Herr Dr. Heim unsere Unterredung aus einiger Entfernung beobachtete und weil Dr. Mayer seinem ganzen Verhalten nach unmittelbar von Dr. Heim zu mir gekommen sein mußte. Herr Dr. Heim hat diese Einzelheiten wahrscheinlich vergessen."

Man kann nach dieser Darstellung schwer glauben, daß Dr. Mayer seinem Kollegen Heim nichts davon berichtet hat, was er mit Scheidemann gesprochen habe. Heim scheint also auch das vergessen zu haben, was ihm Mayer über die Unterhaltung mit Scheidemann sagte.

Doch sei dem wie ihm wolle, festgestellt ist jedenfalls folgendes: Dr. Heim hat den Ministerpräsidenten Scheidemann absichtlich wissen lassen, daß er nach dem Westen zu Verhandlungen fahre. Dr. Heim wollte aber keine direkte Fühlungnahme mit der Reichsregierung. Der Mittelsmann Heims versicherte Scheidemann, daß er von Heim selbstverständlich Mitteilungen über das Ergebnis der Besprechung erhalten werde, sobald dieser zurück sei. Jetzt wundert sich Dr. Heim, daß das Auswärtige Amt nichts wußte und auf eine Depesche von ihm nicht antwortete. Schuld ist also wieder einmal der „Berliner Wasserkopf". Der Unschuldsengel Heim stand auf einmal vor einem „Rätsel", unterließ es aber, an Scheidemann oder Erzberger heranzutreten, um das Geheimnis zu enträtseln. Ja, Heim unterließ es auch, während der Reichstagsdebatte am 17. Januar 1920 die nötige Klarheit zu schaffen. Und jetzt sagt der gleiche Dr. Heim in seiner Erklärung am 25. März 1923: „Ich glaube, schon die Art meines Vorgehens in diesen Fällen feit mich in den Augen eines jeden anständigen Menschen gegen eine Verdächtigung."

Würde Dr. Heim ebenso reden, wenn einem Politiker der Linken ein solch widerspruchsvolles Verhalten in jener für den Bestand der Reichseinheit so gefahrvollen Zeit nachgewiesen wäre?

In einem Zwischensatz in seiner Erklärung vom 25. März behauptet Dr. Heim: „Ein weiterer Fall für eine direkte Fühlungnahme

jenseits der Grenze oder im besetzten Gebiet kommt nicht in Betracht." Man beachte: direkte Fühlungnahme jenseits der Grenze oder im besetzten Gebiet! Am 21. April 1920 schrieb Graf Bothmer in einem Brief an Dr. Heim:

„Es war wieder einmal sehr nützlich, daß Sie mich in der Wohnung des Ministers R. mit Dr. R. sofort zusammengeführt haben. Denn wenn auch Dr. R. mir nichts davon sagte, daß Sie ihn zu einer diplomatischen Mission bei den Franzosen bevollmächtigt hatten und ich daher nicht in der Lage war, R. vorher zu instruieren, daß es nicht zu neuen Mißverständnissen bei den Franzosen kommen konnte, so habe ich doch die Möglichkeit gehabt, ihn in Wiesbaden zunächst an jene Stelle zu weisen, wo für unsere verschiedenen Leitungen die Sicherungen angebracht sind, damit wir keinen Kurzschluß bekommen. Und wie Sie aus dem beiliegenden Briefe Dr. Dortens (des rheinischen Sonderbündlers. D. V.) an mich, den Dr. R. mitgebracht hat, ersehen können, war das sehr notwendig. R. selbst ist gestern und heute bei mir gewesen und hat auch von sich aus mir gedankt, daß ich auf diese Weise mitgeholfen habe, seine Sendung zu einer nützlichen zu machen. Er wird Ihnen ja wohl inzwischen in der Schweiz auch mündlich berichtet haben.... Ferner habe ich verhindert, daß Dr. R. zu Herrn v. Kahr geht... und zweitens muß unter allen Umständen festgehalten werden, daß jeglicher außenpolitische Verkehr mit der bayerischen Staatsregierung durch Ihre Hände geht, damit nicht in Ihrer Abwesenheit unbeholfene und schlecht unterrichtete Regierungsstellen eine offizielle Haltung einnehmen, die Sie dann unter Umständen wieder desavouieren müssen. So nützlich es ist, durch eine Reihe von Mittelspersonen und verschiedenartige Naturen Fühler auszustrecken, so sehr muß doch verhindert werden, daß solche politischen Liftboys ihre eigenen Wege gehen. Sonst erwecken wir bei den Gegenspielern den Eindruck der Unsicherheit und des Mangels an einheitlicher Führung und sind damit die Unterlegenen."

Bothmer spricht dann weiter von einem Bericht, der über Professor Foerster in der Schweiz weitergegeben wird und worin Bothmer sagen ließ, daß es wünschenswert sei, wenn Dard (der französische Gesandte in München. D. V.) jetzt inoffiziell nach München käme und „alle weiteren Schritte in dieser Sache von einer Aussprache zwischen Ihnen (Heim) und ihm (Dard) durch Ihre Vermittlung dann bei Kahr anhängig machen ließe . . ."

Eine direkte Fühlungnahme jenseits der Grenze oder im besetzten Gebiete ist das nicht. Soweit entspricht Dr. Heims neueste Erklärung durchaus der Wahrheit. Der Brief Bothmers, zu dem sich Dr. Heim bis heute noch nicht geäußert hat, obwohl er schon am 5. Mai 1922 in der „Münchener Post" veröffentlicht worden ist, sagt aber klipp und klar, daß der große Stratege Heim eine sehr indirekte Fühlungnahme jenseits der Grenzen unterhalten hat. Ob es zu einer direkten Fühlungnahme „diesseits" der Grenzen mit den Franzosen gekommen ist, verschweigt Dr. Heim auch in seiner neuesten Erklärung. Dr. Heim wäre immer im Recht und er erschiene immer als ein korrekter Mann, wenn man nur an dem haften bliebe, was er immer berichtet oder berichtigt, und nicht auch auf das sehen würde, was er immer zufällig verschweigt.

So sagt denn auch Dr. Heim in seiner Erklärung vom 25. März: „Von der Bildung eines Donaustaates (bei der Unterredung mit Desticker. D. V.) war keine Rede. Ich möchte bemerken, daß ich im Jahre 1919 in Tirol

gegen diesen Plan in öffentlichen Versammlungen Stellung nahm und mir zu jener Zeit dadurch die Feindschaft einer gewissen schwarz-gelben Gruppe in Oesterreich zuzog."

Der oberflächliche Leser soll daraus die Gewißheit schöpfen, daß Dr. Heim überhaupt nie für eine Loslösung Bayerns vom Reiche und für eine Verbindung mit Oesterreich eingetreten ist. Und doch schrieb der gleiche Dr. Heim am 1. Dezember 1918 im „Bayerischen Kurier": „Wenn feststeht, daß die Alliierten niemals zugeben werden, daß das alte Deutschland durch Oesterreich vergrößert wird, dann hat Bayern nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: entweder es verbleibt im Gefüge des alten Reiches, dann muß es auf die glänzende Perspektive (gemeint sind die Vorteile aus einem Zusammenschluß Bayerns mit Oesterreich) verzichten, oder Bayern vollzieht und erstrebt diesen Anschluß. Meiner Ansicht nach kann nur das letztere in Betracht kommen." Dr. Heim sprach in diesem Artikel weiter von der drohenden Verarmung des alten Reiches und schloß seine Ausführungen mit dem eindeutigen Satz: „Bayern muß sich aus diesen Gründen mit der Hoffnung auf spätere Wiedervereinigung unbedingt vom Reiche abtrennen."

Man steht, um mit Dr. Heim zu reden, hier wieder vor einem „Rätsel". Vielleicht vor einem psychologischen Rätsel, das man sich recht wohl zu erklären vermag, wenn man sich an ein Urteil seines Fraktionskollegen Gerstenberger erinnert, der einmal sagte: „Dr. Heim suggeriert sich eine Meinung ein, an die er glaubt, von der er aber nach einiger Zeit nichts mehr weiß. Ich habe es mir deshalb zur Gewohnheit gemacht, seine Aussprüche und Prophezeiungen usw. mit Datum aufzuzeichnen, um sie ihm später unter die Nase halten zu können."

Dr. Heim beruft sich in seinen Erklärungen zu den Aeußerungen des Amerikaners Baker außer auf Scheidemann auf Leute, die leider heute nicht mehr am Leben sind: auf Trimborn, Gröber und Mayer-Kaufbeuren. Selbst wenn diese Toten alle Details über die Verhandlungen Heims mit dem Franzosengeneral Desticker erfahren hätten, wäre kaum die Handlung Heims in einem günstigeren Lichte zu beurteilen. Man kann vielmehr der Auffassung sein, daß es von Dr. Heim ritterlicher gewesen wäre, wenn er die toten Parteifreunde von ehemals hätte ruhen lassen. Richtiger wäre es auch gewesen, den Lebenden die Aufklärung zu geben, worauf sie ein Anrecht haben!

Dr. Heim schließt seine Erklärung vom 25. März 1923 mit dem Satze: „Ich glaube nicht, daß ein Mensch, der sich mit der Absicht eines Landesverrats trägt, sein Verhalten so eingerichtet hätte." Nehmen wir aber das Positive aus den Erklärungen Dr. Heims, so sind sie eine Bestätigung der Angaben Bakers. Dr. Heim hat danach mit einem Beauftragten des Marschalls Foch über die Trennung Bayerns vom Reiche und den selbständigen Anschluß Bayerns an Oesterreich als Eventualfall geschachert zu einer Zeit, als Deutschlands Peiniger das Schmachwerk von Versailles fertigstellten[3].

[3] Baker selbst nennt in seinem Buche das Vorgehen Dr. Heims eine Intrige und erzählt, daß Marschall Foch am 19. Mai 1919 dem Obersten Rat Bericht dar-

Dr. Heim hält sich in eigener Sache für einen Unschuldsengel. Was würde er sagen, wenn beispielsweise die russische Rote Armee in Schlesien stünde und ein sächsischer Kommunist würde mit einem Abgesandten Trotzkys über die Loslösung Sachsens vom Reiche und eine Vereinigung mit der Tschechoslowakei verhandeln, um einen Wall aufzurichten gegen eine monarchistische Reaktion aus Bayern? Wäre dieser „Eventualfall" Landesverrat in den Augen Dr. Heims?

Die deutschen Bauhütten

Von Dr.-Ing. **Martin Wagner** (Sekretär des Internat. Baugilden-Verbandes.)

I

Es ist kein Zufall, daß der Gilden-Sozialismus, dem die deutsche Bauhüttenbewegung sehr nahesteht, in fast allen Ländern praktische Bedeutung vorerst nur im Baugewerbe gefunden hat. Das Baugewerbe, das im Mittelalter fast stets an der Spitze der gewerblichen Entwicklung gestanden hat, verfiel im Zeitalter des Privatkapitals der geistigen, technischen und wirtschaftlichen Stagnation. Es wäre höchst interessant, die mannigfachen Gründe für diesen Stillstand aufzuführen. Wir wollen uns indessen mit dem Hinweis begnügen, daß der „heilige Egoismus" des Privatkapitals sehr kurzatmige Interessen verfolgt, die im scharfen Gegensatz stehen zu der langfristigen Bindung von Kapital auf hundert und mehr Jahre, wie das bei der Produktion von Bauten notwendig ist. Das Baugewerbe hat die Entwicklung der Produktion von der Bestellarbeit zur Vorratsarbeit, von der handwerksmäßigen Betätigung zur Arbeit für den Warenmarkt nur in völlig untergeordnetem Maße mitgemacht und darum die neuen technischen, organisatorischen und wirtschaftlichen Betriebsmethoden nicht eingeführt, die heute in der Industrie und selbst in der Landwirtschaft Eingang gefunden haben.

Die privatkapitalistische Macht, die die industrielle Betätigung zu Kartellen, Syndikaten und Trusten zusammengefaßt hat, hat auf die einzelnen Baubetriebe nur wenig Einfluß gewonnen und erst in jüngerer Zeit begonnen, die baustofferzeugenden Industrien, die sich im Gegensatz zum bauausführenden Gewerbe der Vorratswirtschaft zugewandt haben, zu durchdringen. Die Gemeinwirtschaft fand daher im Baugewerbe die geringsten Widerstände für eine neue Wirtschaftsformen aufbauende Betätigung. Die zahllosen, oft nicht einmal organisierten kleinen Unternehmerbetriebe standen einer fast völlig geschlossenen, gut organisierten Arbeitnehmerschaft gegenüber. Hinzu kam, daß die Auftraggeber, die eigentlichen Käufer auf dem Baumarkt, mit dem Baugewerbe in unmittelbarer Berührung stehen und nicht durch die

---

über erstattete, daß Dr. Heim aus Bayern ein Ersuchen an einen französischen General gerichtet habe, mit französischen Vertretern über eine separatistische Bewegung zu sprechen. Baker rügt, daß Foch, noch ehe der Oberste Rat durch einen Beschluß zu dem Schritt Dr. Heims Stellung genommen hatte, bereits auf eigene Verantwortung den General Desticker nach Luxemburg zu Verhandlungen mit Dr. Heim entsandt hatte. Tatsächlich fand diese Aussprache zwischen dem französischen General und Dr. Heim bereits am selben Tage statt, an dem Foch die Angelegenheit im Obersten Rat zur Sprache gebracht hatte. Das Ergebnis der Verhandlungen wurde dann am 23. Mai 1919 dem Obersten Rat zur Kenntnis unterbreitet.

Barriere des privatkapitalistisch interessierten Handels vom produzierenden Betriebe getrennt sind. Der Baumarkt lebte schon vor dem Kriege zum großen Teil von wirtschaftlich neutral denkenden Auftraggebern, von Staaten, Gemeinden usw., und sah sich nach dem Kriege auf dem Wohnungsbaumarkt, der ehedem als einziger Zweig der Bauwirtschaft Vorratswirtschaft betrieb, völlig gemeinnützig denkenden Auftraggebern gegenübergestellt, die an den privatkapitalistischen Betriebsmethoden mindestens kein besonderes Interesse hatten.

Die Gemeinwirtschaft fand demnach auf dem Baumarkt die schwächste Frontstellung des Privatkapitals vor und konnte gegen diese Front erfolgreicher als gegen andere Fronten kämpfen, weil sie von keiner überragenden Intelligenz besetzt war und auch wenig kostspielige Angriffswaffen erforderte. Den kleingewerblichen Betrieben mit ihrem geringen Betriebskapital und ihren völlig unwirtschaftlichen Betriebsmethoden konnten verhältnismäßig leicht neue, mit hinreichendem Kapital und leicht zu beschaffenden Produktionsmitteln ausgestattete „Großbetriebe" entgegengestellt werden. Ein Baubetrieb, der mehr als 50 Arbeiter beschäftigt, wird im privatkapitalistischen Baugewerbe schon als Großbetrieb gewertet. Die deutschen Bauhütten waren aber in der Lage, den privaten Betrieben Baubetriebe entgegenzustellen, die durchschnittlich mehr als 100 Arbeiter und in einzelnen Fällen sogar 500 Arbeiter und mehr beschäftigten.

Der Einbruch der gemeinwirtschaftlich organisierten Bauhütten in die privatkapitalistische Front des Baugewerbes hat zunächst in Deutschland bei den Feinden der Gemeinwirtschaft Hohn und Spott und bei den Freunden Zweifel erregt. Heute ist Spott durch Achtung und Furcht vor der Gemeinwirtschaft abgelöst, und der Zweifel mußte der Zuversicht und dem Glauben weichen.

II

Wie sieht die deutsche Bauhüttenorganisation aus und was hat sie geleistet?

Bei dem Aufbau der deutschen Bauhüttenorganisation galt es, drei Grundforderungen der Gemeinwirtschaft zu erfüllen:

1. Die Produktionsmethode sollte der privatkapitalistischen Triebkraft, dem „heiligen Egoismus" des einzelnen, der konsequenterweise zur wirtschaftlichen Anarchie führen muß, entsagen und neue, das Wohl der Gemeinschaft sichernde und steigernde Triebkräfte zur Entfaltung bringen.
2. Die Organisation der Produktion müßte die zentralistische, zur Bureaukratie führende Form ebenso vermeiden wie den mit überflüssiger Kampf- und Leerlaufarbeit belasteten freien „Individualbetrieb".
3. Schließlich galt es, die rückständigen baugewerblichen Produktionsmethoden durch die modernsten technischen Erkenntnisse zu befruchten und neue, die physische Arbeitskraft entlastende und das Bauen verbilligende Arbeitsverfahren einzuführen.

Der eingeschworene Privatwirtschaftler wird wohl nie zugeben, daß es neben dem Egoismus noch andere Triebkräfte der Wirtschaft gibt. Er wird die anderen Triebkräfte der Wirtschaft ebenso bestreiten und verdammen, wie die „Maschinenstürmer" dem mechanischen Webstuhl entgegentraten. Waren es ehedem die Handarbeiter, die sich der Einführung neuer Trieb-

kräfte in der Wirtschaft entgegenstellten, so sind es heute die einst liberalen, nunmehr aber konservativ gewordenen Unternehmer, die auf den Stillstand schwören. Wir Gemeinwirtschaftler leugnen die privatkapitalistische Triebkraft, den Egoismus des Menschen, durchaus nicht, finden aber, daß neben ihm noch andere Kräfte walten, die der Entfaltung harren. Wir glauben, daß die Arbeitsfreude eine Kraft ist, die gewaltige Leistungen hervorbringen kann. Wir haben diese Leistungen bei vielen Unternehmerköpfen bewundert, denen ihr Betrieb nicht allein Erwerbsquelle, sondern auch eine Quelle ungebundener Schöpferfreude ist. Warum soll diese Schöpferfreude nur bei den Besitzern der Produktionsmittel und nicht auch bei den Anwendern der Produktionsmittel höchste volkswirtschaftliche Leistungen erzeugen.

Die Bauhütten haben bei den „Arbeitssklaven" die Schöpferfreude wieder zum Erwachen gebracht und durch sie die Qualität wie die Quantität der Arbeit in erfreulichem Maße erhöht. Naturgemäß konnte dieses Ziel nur dadurch erreicht werden, daß die Arbeitskraft zum Mitbesitzer der Produktionsmittel gemacht wurde. Der Bauer schafft auf eigenem Grund und Boden mehr als auf fremdem, als Herr seiner Scholle mehr als ein Sklave. Aus dieser dem Privatkapital so geläufigen Erkenntnis heraus haben wir den Arbeitern in der Bauhütte das Mitbestimmungsrecht gegeben und die Arbeitskraft dem Kapital gleichgestellt. Da eine Gleichstellung zwischen Arbeitskraft und Privatkapital die widersinnige Gleichung enthält: 100 oder 1000 = 1, haben wir das Privatkapital und mit ihm die einköpfige Beherrschung des Betriebes ausgeschaltet und die Bauhütten nur mit gemeinwirtschaftlichem Kapital ausgerüstet. Die Arbeitskraft sieht sich in den Bauhütten bereits dem Allgemeinwohl gegenübergestellt. Das Allgemeinwohl, vertreten durch die gemeinnützigen Genossenschaften, Städte, Gemeinden und sonstige öffentlich-rechtliche Körperschaften, führt den Bauhütten das Betriebskapital (Anlage- und Umlaufkapital) zu und bestimmt in der Gesellschafterversammlung über die Verwendung dieser Vermögensbestände. Unsere Bauhütten würden sich aber von den privatkapitalistischen Betrieben nicht wesentlich unterscheiden, wenn das Allgemeinwohl von der Arbeitskraft eine Verzinsung des Kapitals von 100 Prozent verlangen und die Arbeitskräfte auf Umwegen wieder zu Lohnsklaven machen würde. Die Bauhütten verzinsen darum das Kapital der Allgemeinheit nur mit höchstens 5 Proz. Alle überschüssigen Beträge werden zur Verstärkung und zum Ausbau der Betriebe verwandt. Die durch die Arbeitsfreude gesteigerte Leistung der Arbeitskraft vermehrt auf diesem Wege das Nationalgut, indem sie innerhalb der Betriebe neues gemeinwirtschaftliches Kapital ansammelt. Den gemeinnützigen Bauauftraggebern zahlen die Bauhütten andererseits weit höhere Dividenden als die privaten Betriebe ihren Aktionären, indem sie die Arbeiten billiger ausführen als die privaten Betriebe.

Neben der Gesellschafterversammlung, in der das gemeinwirtschaftliche Kapital allein vertreten ist, haben die Bauhütten noch drei andere Organe: den Aufsichtsrat, den Betriebsvorstand und die Geschäftsführer.

Der Aufsichtsrat ist ein von den Kopf- und Handarbeitern des Betriebes sowie den Kapitalgebern paritätisch geleitetes Organ, das das wirtschaftliche Gedeihen der Bauhütten zu überwachen und dafür zu sorgen hat, daß die Güter der Allgemeinheit, Kapital und Arbeitskraft, in ihrer Substanz er-

halten und vermehrt werden. Der Aufsichtsrat, also Kapital und Arbeitskraft, wählt den Geschäftsführer. Als Gegengewicht zu der ausschließlich vom gemeinwirtschaftlichen Kapital besetzten Gesellschafterversammlung wird das dritte Organ, der Betriebsvorstand, allein von den Kopf- und Handarbeitern des Betriebes und der organisierten Vertretung der Arbeitskraft, den zuständigen Gewerkschaften, besetzt. In dem Betriebsvorstand, der unter dem Vorsitz der vom Aufsichtsrat gewählten und letzten Endes von der Gesellschafterversammlung abhängigen Geschäftsführung tagt, werden die Beschlüsse über die innere Betriebsführung gefaßt. In dem Betriebsvorstand wirkt sich das Mitbestimmungsrecht der Arbeitskraft voll aus. Er entscheidet über die Einstellung und Entlassung der Angestellten und Arbeiter und über deren Entlohnung. Er entscheidet über den Aufstieg und die Bewertung der Arbeitskraft im Betriebe, über die Höhe der Arbeitsleistung, über die Verbesserung der Betriebsmethoden u. a. m.

Die Verantwortung für den gesamten Betrieb ruht auf den Schultern der Geschäftsführung, die vom Kapital und der Arbeitskraft gleichermaßen unterstützt wird und in der Entfaltung eigener Initiative die gleiche Freiheit hat wie die Direktoren der privaten Aktiengesellschaften. Man stelle sich die Bauhütten nicht als Betriebe vor, in denen die Arbeitsleistung gleichmäßig oder gar schematisch entlohnt wird. Wohl werden die Löhne und Gehälter auf der Grundlage der Tarifverträge geregelt. Diese Verträge bieten aber hinreichenden Spielraum, um unterschiedliche Leistungen auch unterschiedlich zu bewerten. Das innige Hand-in-Hand-Arbeiten zwischen der Leitung der Betriebe und den Kopf- und Handarbeitern hat auch das gegenseitige Verständnis für den Wert der Kopf- und Handarbeit gefördert und hat dem nur mittelbar tätigen Kopfarbeiter die Einsicht gebracht, daß seine Existenz aus der physischen Arbeitskraft herauswächst, und sie hat dem unmittelbare Arbeit leistenden Arbeiter die Erkenntnis vermittelt, daß der Ertrag seiner Arbeit in hohem Maße von der technischen und wirtschaftlichen Intelligenz und ihrer Disposition abhängig ist.

Dieses System der Bauhütten hat sich nun seit mehr als zwei Jahren eingespielt und in harter freier Konkurrenz mit dem privaten Betriebssystem den Beweis erbracht, daß die Befreiung der Arbeitskraft aus den Ketten der Nur-Lohnarbeit neue produktionssteigernde Kräfte entfalten kann.

Die zweite Forderung der Gemeinwirtschaft, die zweckmäßige Organisation der Produktion, haben die Bauhütten dadurch erfüllt, daß sie ihre Betriebsformen weder zentralistisch, noch dezentralistisch aufbauen, sondern die Dekonzentration eines gemeinwirtschaftlichen Trustes wählen. In dem Bauhüttentrust ist jeder Betrieb für seine Arbeit selbst verantwortlich. Er muß sich die Aufträge selbst suchen und die Aufträge in freier Konkurrenz mit den privaten Betrieben mit eigenen Mitteln durchführen. Er muß seinen Gesellschaftern Rechenschaft ablegen über den Ertrag seiner Arbeit. Unterstützung erhalten die Bauhütten indessen von übergeordneten Bezirksgesellschaften, den Bauhüttenbetriebsverbänden, denen die Satzungen der Bauhütten das Recht der Kontrolle und des Eingriffs in die Geschäftsführung geben, soweit das Allgemeininteresse der Betriebe und der Auftraggeber dies verlangt. Die Bauhüttenbetriebsverbände haben die Bauhütten zu höherer Wirtschaftlichkeit anzuleiten, die Erfahrungen der einzelnen Betriebe auszutauschen, die Betriebe zur Bewältigung größerer Bau-

aufgaben zusammenzufassen, ihnen Baustoffe und Produktionsmittel zuzuführen und für eine gleichmäßige Beschäftigung im Bezirk zu sorgen. Sie haben aber auch die Kapitalkraft der Betriebe zusammenzufassen, ihnen Kredite zuzuführen und sie vor den Angriffen des Privatkapitals zu schützen. Darüber hinaus haben sie den Nachwuchs zu schulen, die Bauhüttenidee zu fördern und zur weiteren Entfaltung zu bringen.

Die bezirklichen Bauhüttenbetriebsverbände werden wiederum durch den Verband sozialer Baubetriebe zusammengefaßt. Der Verband sozialer Baubetriebe ist der Generalstab für die gesamte Bauhüttenbewegung. Von ihm aus wird die gesamte Bewegung organisatorisch, technisch, wirtschaftlich und ethisch befruchtet und nach innen und außen vertreten. In einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift, der „Sozialen Bauwirtschaft", führt er der Bewegung die geistige Nahrung zu. Der Verband sozialer Baubetriebe stellt auch die Bank dar, die den Betrieben die ungedeckten Spitzen des Kapitalbedarfs zuführt. Er organisiert die Rohstoffbeschaffung und die Vermittlung hochwertiger Produktionsmittel, die in den einzelnen Betrieben nur vorübergehend benötigt werden. Schrittweise führt er die Bewegung vorwärts, hemmt das Unbedachtsame und fördert das bereits Erstarkte. Sein Einfluß auf die Bauhüttenbetriebsverbände ist nicht nur durch seine Kapitalbeteiligung an diesen Gesellschaften, sondern auch durch satzungsgemäße Rechte verankert, wie die Bauhüttenbetriebsverbände wieder an den einzelnen Bauhütten mit Kapital beteiligt sind und in den Aufsichtsräten der Betriebe Sitz und Stimme haben.

So konsequent der Grundgedanke der gewerblichen Selbstverwaltung und Selbstverantwortung in der Bauhüttenbewegung auch durchgeführt ist, so ist doch die Selbstverwaltung und Selbstverantwortung übergeordnet gestaffelt und zu einer baugewerblichen Familiengemeinschaft, zu einem gemeinwirtschaftlichen Trust ausgebaut.

III

Wie stark sind heute die deutschen Bauhütten, und was haben sie geleistet?

Die Stärke der deutschen Bauhüttenbewegung läßt sich wohl am besten durch ihre Leistungsfähigkeit veranschaulichen. Der deutsche Bauhüttentrust ist mit Arbeitskräften, Produktionsmitteln und Kapital hinreichend genug ausgestattet, um in einem Jahre 15 000 Kleinwohnungen erbauen zu können. Er umfaßt zurzeit 250 Bauhütten, in denen rund 20 000 Bauarbeiter aller baugewerblichen Berufe tätig sind. Diese 250 Bauhütten sind durch 19 Bauhüttenbetriebsverbände und diese wiederum durch den Verband sozialer Baubetriebe zu einer einheitlichen baugewerblichen Familiengemeinschaft zusammengefaßt. Es gibt zurzeit kein privates baugewerbliches Unternehmen in Deutschland, das sich sowohl in bezug auf die Zahl der Beschäftigten als auch in bezug auf die Kapitalkraft mit dem Bauhüttentrust vergleichen könnte. In den Bauhütten allein arbeitet heute schon ein Anlage- und Betriebskapital von mehr als 10 Milliarden Mark, das teils von öffentlichen Organen, teils aber auch von baugewerblichen Gewerkschaften aufgebracht wurde. Der Verband sozialer Baubetriebe verfügt seinerseits über ein eigenes Stammkapital von 125 Millionen Mark. Die Bauhüttenbetriebsverbände wie der Verband sozialer Baubetriebe haben sich aus eigenen Kräften baustofferzeugende Betriebe wie Ziegeleien, Schlacken-

steinwerke, Sand- und Kiesgruben, Steinbrüche, Sägewerke, Tischlereien und selbst eine Schiefergrube und eine Kieselgurfabrik angegliedert.

Schon die Aufzählung dieser Daten muß auch dem Gegner der Gemeinwirtschaft den Beweis erbringen, daß die neuen, in der Bauhüttenbewegung zur Entfaltung gebrachten Triebkräfte in kurzer Zeit hohe Leistungen zu vollbringen imstande waren. Wo ist das privatkapitalistische Syndikat, das es fertiggebracht hätte, in wenig mehr als zweijähriger Tätigkeit aus dem Nichts heraus das größte baugewerbliche Unternehmen Deutschlands zu errichten? Der Erfolg dieser Leistung beruht nicht auf der Arbeit eines einzelnen Kopfes, sondern auf der Zusammenfassung und Befreiung ehedem lustlos gebundener Kräfte zur freien, menschenwürdigen Arbeit.

Das Privatkapital hat den Bauhütten die Entwicklung nicht leicht gemacht. Die privaten Unternehmerverbände haben die neue Wirtschaftsform mit allen Mitteln zu unterdrücken versucht. Sie haben mit Lügen und Verleumdungen gearbeitet; sie haben den wirtschaftlichen Boykott spielen lassen; sie haben den Bauhütten die Arbeiter zu entfremden versucht. Je machtvoller sie den Kampf führten, um so kräftiger und zielbewußter gingen die Bauhütten einer aufsteigenden Entwicklung entgegen. Wir sagen heute nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die Bauhütten heute die geistige, technische und wirtschaftliche Führung in der Entwicklung des deutschen Baugewerbes an sich gerissen und das private Baugewerbe zum Erwachen aus einem hundertjährigen Schlaf gebracht haben.

Die erste, nunmehr überwundene Etappe des baugewerblichen Wirtschaftskampfes zwischen den Bauhütten und den privaten Unternehmerbetrieben bewegte sich auf der Grundlage des Gewinnverzichts und der Unterbietung der Baupreise. Das zu Innungen und Preisringen zusammengeschlossene private Unternehmertum wurde von den Bauhütten bei allen öffentlich ausgeschriebenen Arbeiten in der ersten Zeit des Konkurrenzkampfes um 30, 40 und mehr Prozent unterboten. Das Preisniveau für die Bausausführung wurde durch die Bauhütten auf einen angemessenen Preis herabgesenkt. Den öffentlichen Bauauftraggebern wurden hierdurch unendliche Summen erspart. Sie haben in Hunderten von Zeugnissen diese preissenkende Tätigkeit der Bauhütten anerkannt und sie wiederholt dringend gebeten, Angebote auf Arbeiten auch dann abzugeben, wenn sie aus Ueberfluß an Aufträgen neue Arbeiten nicht mehr übernehmen konnten.

Heute befinden sich die Bauhütten in der zweiten Etappe des Wirtschaftskampfes. Sie werden das herabgesenkte Preisniveau zu halten und durch eine technische, organisatorische und wirtschaftliche Vervollkommnung des baugewerblichen Produktionsprozesses die Baupreise weiterhin zu senken versuchen. Mit diesem Stadium der Entwicklung beginnt erst die eigentliche gemeinwirtschaftliche Betätigung der Bauhütten. Es wird auch dem Laien einleuchten, daß eine positive Arbeit weit weniger rasche Fortschritte erreichen kann als die negative Absenkung der unangemessenen Baupreise. Um die wirtschaftliche Betriebsführung erfolgreicher gestalten zu können, haben wir die äußere Entwicklung der Bauhüttenbewegung künstlich gehemmt und in letzter Zeit neue Bauhütten nicht mehr entstehen lassen. Dafür werden alle verfügbaren Kräfte für den weiteren Ausbau der eigenen baustofferzeugenden Betriebe, für die innere Betriebsvervollkommnung der Bauhütten eingesetzt. Dieser Arbeit bringt die Organisation der Bauarbeiter,

der Deutsche Baugewerksbund, das größte Interesse entgegen. Der Deutsche Baugewerksbund hat dem Verband sozialer Baubetriebe 5 Proz. der gewerkschaftlichen Beiträge zur Förderung der Gemeinwirtschaft zur Verfügung gestellt. Von dieser Unterstützung, die einen Jahresbeitrag von zurzeit etwa 1 Milliarde Mark ausmacht, wird ein namhafter Betrag lediglich für die wissenschaftliche und technische Erforschung der Betriebsmethoden aufgewandt. Zu dem gleichen Zweck, nämlich der technischen und wirtschaftlichen Förderung der gemeinwirtschaftlichen Betätigung im Baugewerbe, haben sich die Bauhütten der Länder Oesterreich, Ungarn, Tschechoslowakei, Italien, Holland, Luxemburg und Deutschland zu einem „Internationalen Baugildenverband" zusammengeschlossen, um den Erfahrungsaustausch zu fördern und gemeinsame Studienarbeiten zu finanzieren.

Die deutsche Bauhüttenbewegung hat sich im vorigen Jahre stark und kräftig genug gefühlt, dem französischen Wiederaufbauminister Loucheur durch Vermittlung der französischen Gewerkschaften das Angebot zu unterbreiten, 11 Dörfer der zerstörten Gebiete bei Chaulnes wieder aufzubauen. Dieses Angebot wurde bei einer ersten Abstimmung der Bevölkerung mit großer Mehrheit angenommen, nach einer zweiten, von Staatsbeamten organisierten Abstimmung aber wieder abgelehnt. Ob es möglich sein wird, die gemeinwirtschaftliche Idee der Bauhütten nach der Beseitigung der schwebenden Differenzen zwischen Frankreich und Deutschland zum Vorteil der französischen Geschädigten und zum Vorteil des Deutschen Reiches in Nordfrankreich einzusetzen, steht dahin. Jedenfalls hat die zielbewußte Entwicklung der deutschen Bauhütten dazu geführt, daß auch die französischen Gewerkschaften die Gründung eine Baugilde vorbereiten.

Die Schicksalsfrage der deutschen Bauhütten wie der Baugilden anderer Länder wird indessen davon abhängen, daß diese Betriebe die organisatorischen und wirtschaftlichen Erfolge nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zu dem Zweck betrachten, ein armes Volk reich zu machen und ein reiches Volk auf die höchste Stufe menschlicher Kultur zu heben. Diesem Ziel nachstrebend, liegt der deutschen Bauhüttenbewegung die bewußt gepflegte doppelte Absicht zugrunde, die individuelle Arbeitskraft sittlich und seelisch reicher werden zu lassen und die Arbeitsfreude bis zu der Grenze quantitativer und qualitativer Leistungsfähigkeit zu entfesseln, die im Mittelalter die künstlerisch und technisch die heutigen Bauten gewaltig überragenden gotischen Dome erstehen ließ, auf der anderen Seite aber diese von einem neuen religiösen Empfinden getragene Arbeit ganz in den Dienst einer den Kulturfortschritt erstrebenden Volks- und Völkergemeinschaft zu stellen.

Der Intellektualismus unserer Schule und der Materialismus unserer Zeit

Von Dr. M. Vaerting

I

Intellektualismus und Materialismus werden heute immer wieder als das Grundübel unserer Zeit beklagt. Der Vorwurf des Intellektualismus richtet sich hauptsächlich gegen die Schule. Pädagogen, Männer und Frauen, klagen die Schule wegen ihres Intellektualismus an, und ein großer Chor von Laien stimmt in diese Anklagen ein. Ja man sagt nicht zuviel, wenn

man behauptet, daß es der Hauptvorwurf ist, der heute gegen die Schule erhoben wird. Immer heftiger wird die Kampfansage gegen den Intellektualismus in unserer Jugendbildung, und gleichzeitig ertönt immer lauter der Ruf nach Ueberwindung des Intellektualismus auch in unserer Kultur.

Untersuchen wir einmal, inwieweit der Vorwurf des Intellektualismus begründet ist. Dazu ist es vor allem notwendig, festzustellen, was alle die vielen Ankläger des Intellektualismus unter diesem Worte verstehen. Streng wissenschaftlich genommen, hat das Wort einen weiten und keineswegs eindeutigen Begriff. Ist doch schon die Erklärung des Wortes Intellekt eine umstrittene Sache. Die alte Vermögenspsychologie erklärt das Wort anders als die moderne Funktions- oder Strukturpsychologie.

Für die vorliegende Frage hat es kein Interesse, die Bedeutung des Wortes Intellektualismus streng wissenschaftlich zu umgrenzen. Es kommt hier darauf an, was die Pädagogen, die gegen den Intellektualismus kämpfen, mit diesem Wort meinen. Eine große Zahl dieser Pädagogen hält den Sinn des Wortes für so eindeutig, daß er auf eine Erklärung verzichtet. In den Fällen aber, wo dem Wort eine Erklärung hinzugefügt wird, wird der Intellektualismus in der Schule mit großer Uebereinstimmung als einseitige oder übertriebene Verstandesbildung bezeichnet. Man glaubt also, daß die Verstandesbildung eine zentrale Stellung in der Schule einnimmt und daß unsere Kultur im Zeiten des Verstandesmenschentums steht. Diese Vorherrschaft des Intellekts hält man für ein Uebel und will sie beseitigen.

Es trifft aber absolut *nicht* zu, daß die Verstandesbildung in der Schule übertrieben wird oder eine bevorzugte Stellung einnimmt. *Die Jugendbildung in allen ihren Arten stellt im Gegenteil nur sehr mäßige Anforderungen an das Denkvermögen*, von der Volksschule angefangen bis hinauf zur Hochschule. Denn das Denken, soweit es gepflegt wird, ist ganz vorwiegend rezeptiv. Das rezeptive Denken aber ist die niedere Stufe der Verstandestätigkeit. Die höhere Stufe, die ganz unvergleichlich viel größere Ansprüche an den Geist stellt, ist das selbständige Denken. Dieses aber wird in unserer Jugendbildung durchaus vernachlässigt. Man strebt vielleicht nach dieser höheren Stufe, bleibt aber zumeist unrettbar in der niederen stecken. Die Hauptschuld an dieser Tatsache trägt weniger der einzelne Lehrer als das System, das in seinen Grundlinien auf dem *Kenntnisideal* aufbaut und deshalb verfehlt ist. Dadurch ist rückwirkend der Lehrer häufig hinwieder so stark beeinflußt, daß er selbst nicht einmal fähig ist, zu unterscheiden, wo das rezeptive Denken aufhört und die Selbständigkeit der Leistung beginnt. Das zeigt sich zum Beispiel in einer beständigen Verwechslung von Selbsttätigkeit und Selbständigkeit,[1] sowohl in der Theorie wie in der Praxis.

Die Ansprüche der Schule an das Denkvermögen sind heute wahrlich keine übermäßigen, die Uebertreibung liegt in einer ganz anderen Sphäre. *Die Gedächtnisfunktion ist es, welche übertrieben und einseitig ausgebildet wird.* Die Denkarbeit tritt weit hinter die Gedächtnisarbeit zurück. Im Mittelpunkt unserer Jugendbildung steht die Aneignung von Kenntnissen, im Mittelpunkt unserer Kultur steht die Reproduktion. Die Schule mag glauben, vor allem den Verstand zu bilden, in

[1] Auf diese Frage komme ich in einer besonderen Abhandlung zurück.

Wirklichkeit werden die meisten Kräfte in Gedächtnisarbeit verbraucht. In diesem Punkte liegt wirklich eine maßlose Einseitigkeit und Uebertreibung vor. Es gibt zum Beispiel Schulen und Universitäten, die in dem Rufe stehen, besonders hohe Anforderungen zu stellen, besonders „schwer" zu sein. Geht man der Sache auf den Grund und sucht festzustellen, worin denn die hohen Anforderungen bestehen, so findet man mit überraschender Uebereinstimmung, daß sich die Anforderungen stets auf das Gedächtnis beziehen, daß man besonders viele und genaue Kenntnisse verlangt.

Wir klagen über den Intellektualismus und nennen uns gern das Volk der Denker. „Von den Eigenschaften, die der Mensch am wenigsten besitzt, redet er bekanntlich am meisten," sagt Paul Gutmann. Dies gilt nicht nur für das Individuum, sondern mehr noch für die Völker. Schon dadurch, daß wir uns mit Vorliebe ein Denkervolk nennen, machen wir uns des Gegenteils verdächtig. Die Wahrheit ist, daß wir heute ein Lernvolk sind. Unsere Schulen sind Lernschulen, und unsere Kultur ist gelernte Kultur. Hier liegt das Grundübel unserer Erziehung und Bildung, hier das Grundübel unserer Zeit überhaupt, nicht aber, wie man glaubt, in der Züchtung eines Verstandesmenschentums, in einer Vorherrschaft des Intellektualismus. Von einem Verstandesmenschentum sind wir himmelweit entfernt. Das typische Produkt unserer Schule, der typische Kulturträger unserer Zeit ist die Kenntnismaschine, der geistige Phonograph, aus dem die Stimmen und Gedanken der verschiedensten Völker und Geister hervortönen, dessen eigene Stimme aber stumm, dessen eigener Geist tot ist, gestorben am Uebermaß gelernten Wissens. Man beklagt den Intellektualismus als eines der größten geistigen Zeitübel. Die es tun, wissen nicht, was sie anklagen. Herrschte in Wahrheit ein Verstandesmenschentum in unserer Kultur — dem ich wahrlich nicht das Wort rede —, es wäre immerhin noch ein Himmel gegenüber der geistigen Hölle der Gedächtnismaschinerie, in die wir geraten sind. Die Maschine hat die Handarbeit abgelöst, das Gedächtnis den Geist. Der wachsenden Vorherrschaft des gelernten Wissens haben wir es zu verdanken, wenn wir langsam aber sicher aus einer schöpferischen Kultur in eine unproduktive Zivilisation hinabgleiten.

Der heutige Kampf gegen den Intellektualismus in Jugendbildung und Kultur ist also der Kampf gegen ein Phantom. Man setzt Kenntnisaneignung mit Verstandesbildung gleich und geht auf diese Weise an dem wahren Uebel unserer Kultur blind vorbei. Das Grundübel unserer Zeit heißt nicht Intellektualismus, sondern Pseudointellektualismus.

So weit aber unsere Zeit entfernt ist von einem echten Intellektualismus, so stark ist ihr Geist durchseucht von einem krassen Materialismus — das Wort hier in dem Sinne genommen, in dem es gewöhnlich im praktischen Leben gebraucht wird, als jene Denkungsart, die die ethischen und ästhetischen Werte unterschätzt, die materielle Werte bei weitem überschätzt und daher im Erwerb der letzteren den Hauptzweck des Lebens sieht. Wir wollen auch hier auf eine wissenschaftliche Abgrenzung des Wortes Materialismus verzichten und das Wort in dem Sinne nehmen, den die heutigen Kämpfer gegen den Materialismus mit ihm verbinden. Sie erklären den Materialismus als die Abkehr vom Geistigen, die Konzentration des Strebens auf materielle Güter, Besitz, äußere Ehren, Ruhm, Macht. Diejenigen, welche gegen diesen Materialismus kämpfen, streiten leider nicht

gegen ein Phantom, sondern gegen eine wirkliche, sehr weit verbreitete Zeitkrankheit.

Es ist nun merkwürdig, daß man die Jugendbildung zwar immer für einen nicht vorhandenen Intellektualismus unserer Kultur verantwortlich macht, jedoch nicht für den wirklich in höchstem Maße verbreiteten Materialismus. Man nennt zwar meistens Intellektualismus und Materialismus in einem Atem die Hauptübel unserer Epoche, aber es scheint, daß man die Ursache des Materialismus bisher niemals im Intellektualismus gesucht hat, daß man die Schule auch nicht mittelbar für den Materialismus verantwortlich gemacht hat. Man führt alle möglichen Quellen des Materialismus an, nur an eine Schuld der Jugendbildung scheint man nicht zu denken. Höchstens findet man einmal die Klage, daß die Schule es nicht vermocht hat, ein genügendes Gegengewicht gegen den Materialismus zu schaffen.

In Wahrheit ist die Schuld der Schulen und Universitäten viel größer. Sie ist so groß, daß wir nicht vor ihr die Augen verschließen dürfen, wenn wir den Kampf gegen den Geist des schrankenlosen Materialismus mit Erfolg aufnehmen wollen. Unsere Schule hat nicht nur versäumt, rechtzeitig eine wirksame Abwehr gegen diesen Erbfeind aller wahren Kultur zu schaffen, sondern, es muß leider gesagt werden, sie hat sich ihm zum Bundesgenossen gemacht, sie hat ihm die Wege zur Herrschaft geebnet. Die Bildungsinstitute von heute erziehen geradezu zum Materialismus, sie führen die Seele der Jugend nicht zu einer tiefinnerlichen freudigen und unlösbaren Verbindung mit dem Geistigen, mit der wahren Kultur, sondern sie entfremden sie ihr. Nicht als ob das ihre Absicht wäre. Im Gegenteil, die Schule sieht in der Erziehung zum Idealismus ihr höchstes Ziel. Sie will im Prinzip zweifellos den Kampf gegen den Materialismus, aber in der Praxis züchtet sie ahnungslos den Geist des Materialismus.

Der Materialismus beruht letzten Endes auf einer Unfähigkeit zu geistigem Genießen, auf einem Mangel an „Freude haben können" an geistigen Beschäftigungen, an höheren Kulturprodukten. In jedem Menschen lebt ein starker Drang nach Genuß, nach Freude, Glück, Erleben und Schaffen. Diesen Drang zu befriedigen, ist sein Recht. Das Recht auf Freude ist höchstes Menschenrecht. Mit jedem Menschen wird eine große ewige Sehnsucht geboren. Diese Sehnsucht, die am tiefsten vielleicht von Fichte erkannt worden ist, der sie bezeichnet als „den Trieb nach etwas völlig Unbekanntem, das sich bloß durch ein Bedürfnis, durch ein Mißbehagen, durch eine Leere, die Ausfüllung sucht und nicht andeutet, woher, offenbart". Es ist die Sehnsucht aus dem Endlichen heraus in die Unendlichkeit. Diese Sehnsucht ist für Fichte Voraussetzung aller Erkenntnis, aber auch aller Sittlichkeit.

Wo nun dieses Sehnen tot ist, verkümmert oder betäubt, da wird der Mensch rettungslos dem Materialismus verfallen. Es gehört zum Wesen dieser Sehnsucht, daß sie niemals erfüllt werden kann; sie ist ewig unstillbar. Soll sie sich aber auswirken und den Menschen über den Materialismus hinaus in eine höhere Sphäre heben, so muß sie ein Zentrum finden, einen Punkt, in dem sie sich ausruht und erneuert zugleich. Hat die Sehnsucht dieses Zentrum, so hat der Mensch einen Talisman, der sicher vor dem Materialismus schützt.

Oberstes Prinzip jeder gegen den Materialismus gerichteten Erziehung müßte es sein, den Menschen von

Kind an mit einer tiefinnerlichen Lust und Freude am Geistigen zu erfüllen, an einer genießenden und schöpferischen Anteilnahme an der wahren Kultur. Rein geistige Beschäftigungen dürften der Jugend niemals durch Unlust oder Zwang entweiht werden. Der Erzieher müßte es sich zum obersten Grundsatz machen, die geistige Bildung als etwas Heiliges davor zu schützen, daß sie dem jungen Menschen nicht gleichgültig bleibt oder sogar ihm zum Zerrbild eines notwendigen oder überflüssigen Uebels wird.

In den heutigen Bildungsstätten unserer Jugend ist dieses Prinzip unbekannt. Wir erziehen nicht zur Freude am Geistigen, im Gegenteil, wir kümmern uns überhaupt nicht darum, ob wir selbst der edelsten Jugend die Lust am Geistigen verleiden und austreiben. „Man sei doch ehrlich und gebe zu, daß, wie heute die Dinge stehen, die Bildung den Menschen als ein vielleicht notwendiges, aber überaus unangenehmes Uebel gilt" (Gerlach). Sehr bezeichnend ist auch die Bemerkung eines Theaterkritikers, der schreibt: „Das Zentraltheater verdient freundliche Beachtung, weil es sich aus einer Stätte der Lust in eine Volkskunststätte umgewandelt hat." Wenn die Bildung im Rufe eines notwendigen Uebels steht, dann kann man sicher sein, daß der Sieg des Materialismus und damit der Verfall der Kultur eingeleitet ist. Das zeigt das Beispiel Roms. Schule hieß bei den Römern Ludus. „Offenbar", sagt Rauschen, „sollte mit diesem Worte der Jugend klargemacht werden, daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften und der Kunst nur ein Spiel des Geistes und der Erholung sei. In den letzten Zeiten der Republik wurde jedoch auch schon das Wort Scholae in seinem heutigen Sinne gebraucht. Man kann aus diesem Wandel der Bezeichnung für die Jugendbildungsstätten schließen, daß die Bildung sich langsam aus einer Quelle der Lust und Freude in ein notwendiges Uebel verwandelte und damit den Materialismus und den Verfall der Kultur einleitete.

Die Pflege und Entwicklung der Fähigkeit zu geistigem Genießen ist eine ebenso notwendige Vorbedingung für die Erreichung einer Kulturhöhe wie die Entwicklung der schöpferischen Kräfte. Ohne die verstehenden, erlebenden, genießenden Individuen fällt die schöpferische Produktion ins Leere. Das Niveau der produktiven Kulturleistungen hängt stets von Art und Niveau der allgemeinen Bildung ab, von der geistigen Aufnahme- und Genußfähigkeit und dem Interesse für den Fortschritt der Erkenntnis, für neue Wahrheiten und Schönheiten. Jede Generation bringt genügend geniale Köpfe hervor, aber ihre Auswirkungsmöglichkeiten sind in jeder Generation verschieden und damit ihre Leistungen. Mit der Aufnahmefähigkeit einer Generation steigen auch ihre produktiven Leistungen. Eine materialistische Zeit, ein materialistisches Volk ist deshalb nicht arm an genialen Leistungen, weil es an gewaltigen und überragenden Begabungen fehlt, sondern weil Mangel ist an Individuen, die den Fortschritt der Kultur freudig wie ein Geschenk empfangen, zu erleben und zu genießen und sich innerlich an ihm zu bereichern verstehen. Wenn der Resonanzboden fehlt, werden die größten Geister in ihrer Kraftentfaltung gehemmt. Griechenlands Kulturhöhe steht nicht deshalb unerreicht da, weil seine Kulturschöpfer von einer alle Völker und Zeiten überragenden angeborenen Begabung waren, sondern weil das ganze Volk auf einer nie wieder erreichten Bildungsstufe stand, die den höchsten Leistungen den stärksten

Widerhall in der Seele des Volkes sicherten. Die tiefinnerlichste freudigste Anteilnahme eines ganzen Volkes am Kulturfortschritt hat den größten Geistern Griechenlands die Möglichkeit zur äußersten Kraftentfaltung gegeben, wie sie kein Volk nachher wieder je hervorzubringen vermocht hat.

Unsere Bildung muß dem jungen Menschen als ein notwendiges Uebel erscheinen, weil sie alle seine Kräfte in den Dienst der Kenntnisaneignung zu zwingen sucht. Wie sehr dies auch heute noch geschieht, zeigte erst jüngst wieder der Einspruch der Philologen gegen die Verkürzung der Herbstferien. In der Eingabe heißt es wörtlich: „Sollte die Schule, wie geplant, am 1. Februar wieder beginnen, so stehen bis zur Osterversetzung nur knapp acht Wochen zur Verfügung. Diese Zeit dürfte schwerlich ausreichen, um die während der Unterrichtspause in Vergessenheit geratenen Kenntnisse wieder ins Gedächtnis zurückzurufen und daneben noch den Rest des Jahrespensums zu bewältigen. (Von mir gesperrt.)

Die Kenntnisaneignung ist ein durchaus falsches Bildungsideal, weil auf diese Weise jede innerliche und freudige Verbindung mit der Welt des Geistigen, jedes organische Hineinwachsen der Jugend in eine höhere Kultursphäre, jede frohe und verständnisvolle Anteilnahme am Fortschritt der Kultur unmöglich gemacht wird. Deshalb ist hier die letzte Wurzel des Materalismus, die Wurzel der Geistlosigkeit und Scheingeistigkeit, an der unsere Zeit krankt.

Alle Kräfte in den Dienst der Kentnisaneignung stellen, heißt alle Kräfte dem Gedächtnis dienstbar machen. Das Gedächtnis aber gehört zu den niederen Funktionen des Geistes. Die alte Vermögenspsychologie bezeichnet die Gedächtnisleistungen geradezu als Vorstufen der Erkenntnis. Eine der niedersten Fähigkeiten, schon deshalb als niedrig zu bezeichnen, weil sie durchaus unproduktiv ohne jede Schöpferkraft ist, wird also vor allen anderen am stärksten ausgebildet. Eine solche Bevorzugung wäre nur bei den höchsten geistigen Kräften, Selbständigkeit des Denkens, Phantasie und Intuition, kurzum den schaffenden und schöpferischen Kräften, gerechtfertigt. Wenn der Brennpunkt der Bildung in dieser Sphäre läge, dann wären die niederen Kräfte in den Dienst der höheren gestellt, dann wäre die Bildung selbst in eine ganz andere höhere Sphäre gehoben. Heute aber werden umgekehrt die höchsten Kräfte den niederen untergeordnet, sie werden ihrer ursprünglichen Wirkungsfähigkeit in dieser Unterordnung beraubt, während das Gedächtnis hypertrophiert. Wenn die niedersten, die reproduktiven Kräfte am meisten entwickelt werden, so wird die Seele von vornherein an geistige Niederungen gewöhnt. Die Flügel für einen idealen Aufschwung wachsen nicht.

Es ist aber auch ganz unpsychologisch und unnatürlich, gerade beim Kinde das Gedächtnis so stark zu pflegen. Man glaubt allerdings heute ziemlich allgemein, daß das Gedächtnis im jugendlichen Alter besonders stark ist. Gerade darauf basiert man die Rechtfertigungen der frühzeitigen starken Gedächtnisinanspruchnahme. Es ist bedauerlich, daß den Pädagogen die Untersuchungen von Wundt [2] so wenig bekannt sind, der überzeugend nachgewiesen hat, daß diese Annahme durchaus nicht den Tatsachen entspricht. Die starke

[2] Physiologische Psychologie, S. 594.

Gedächtnisbildung im jugendlichen Alter bedeutet also eine psychologische Verfrühung, einen künstlichen Eingriff in die Gesetze der psychischen Entwicklung, ist gegen die geistige Natur. Des Kindes Geist ist auf Neues gerichtet, es freut sich an jedem Fortschritt seiner Erkenntnis, es will selbst durch eigenes Nachdenken Probleme lösen, Spielraum für seine Phantasie haben, schaffen, es hat wahrhaft schöpferischen Drang, aber die Kenntnisaneignung, die Reproduktion, die Wiederholung, dauerndes Behaltensollen töten seine Seele. Diese Beobachtung kann man immer und immer wieder an der Jugend machen, wenn sie nicht geradezu unternormal beanlagt ist.

In diesem Punkte bringt zum Beispiel eine Untersuchung über das Interesse von Malsch einen interessanten Beitrag. Er hat festzustellen versucht, weshalb sich die Schüler in überwiegender Zahl zur Mathematik hingezogen fühlen. „Das, was die Mehrzahl der Schüler zur Mathematik hinzieht, ist in erster Linie die Eigentätigkeit, das Gefühl, ganz aus sich heraus etwas zu schaffen, wie es nur die selbstgelöste Aufgabe geben kann, die Kraftprobe auf das Können, das Grübeln und ‚Knobeln'." Die Schüler selbst äußern sich noch viel typischer, wie die angeführten Proben zeigen. Einiges möge deshalb hier Platz finden. „Die Geometrie ist von Anfang an eines meiner Lieblingsfächer gewesen. Den Grund dafür glaube ich in folgendem zu sehen: Man fing zunächst mit den kleinsten Sachen an (Punkt, Linie usw.) Aber aus diesen kleinen Sachen ging immer etwas Neues hervor. . . . So hat man in der Geometriestunde das Gefühl, daß die nächste Stunde wieder einen neuen interessanten Satz bringt. . . ." Ein anderer schreibt: „Geometrie, das ist ein Fach, in dem viele interessante Sachen zum Vorschein treten. Der Verstand muß angestrengt werden. Hier nutzt das Gedächtnis gar nichts." Wieder ein anderer schreibt: „Ich liebe vor allem Geometrie wegen der Konstruktionsaufgaben, hier muß man manchmal ein wenig nachdenken, und dieses mache ich gern." Ein vierter äußert folgende Ansicht: „Mathematik ist eine Wissenschaft, bei der man überlegen muß. Man kann bei ihr nicht mechanisch rechnen, sondern muß den Geist anspannen. Aus diesem Grunde habe ich Mathematik gern. Sodann machen mir die Konstruktionsaufgaben immer großen Spaß, denn dabei muß man überlegen." Ferner schreibt Malsch: „Sobald das Streben nach selbständiger Arbeit kommt, sinkt das Interesse für die Sprachen, die ja vom Schüler im wesentlichen reproduktive Arbeit verlangen; wenigstens haben die Schüler, wie ich von einer großen Zahl weiß, vor allem diese Abneigung wegen der Fülle des Gedächtnisstoffs und daher auch das Gefühl, nur zu reproduzieren." So gern selbst junge Kinder sich mit schweren Denkaufgaben herumplagen, so habe ich fast nie ein Kind gefunden, das gern lernt. Lernen bedeutet der Jugend fast immer geistigen Zwang, und zwar um so härter, je begabter sie sind. Ihr Denkvermögen anzustrengen, ihre Phantasie, ihre Erfindungsgabe zu betätigen, macht ihnen Freude und Lust, Gedächtnisarbeit hingegen ist tote, kalte, freudlose Arbeit.

Da das Reproduzieren und Lernen aber in der Schule die Hauptsache ist, so wird die Bildung dem Kinde mit dem Begriff des geistigen Zwanges fest verknüpft. Deshalb ist es psychologisch durchaus verständlich, daß die Jugend, sobald sie vom Bildungszwang frei wird, die Verbindung mit der Bildung, die nur Zwang war, löst und ihre Freude in materiellen Sphären sucht.

Solange in unseren Bildungsstätten der Lernzwang oberstes Prinzip ist, wird der Jugend das Geistige verekelt und sie damit dem Materialismus geradezu in die Arme getrieben oder einer Scheingeistigkeit, die nicht minder gefährlich für die Kultur ist.

Im engsten Zusammenhang mit der Kenntnisaneignung steht ein weiterer Faktor, der eine wahre innerliche Freude, eine Hingabe an das Geistige nicht aufkommen läßt, sondern geistige Beschäftigung mit dem Odium eines Uebels und Zwanges belastet. Die Schule bildet den Willen als Hauptmotor der geistigen Arbeit aus, während sie das unmittelbare Interesse als Arbeitsmotiv stark vernachlässigt. Zwar gehört die Erweckung des Interesses zum eisernen Inventar unserer heutigen Unterrichtstheorie. Aber die Theorie wird nur in einem erschreckend geringen Maße in die Praxis umgesetzt. Das ist vielleicht weniger Schuld des Lehrers als des Systems, das in seinen Grundprinzipien so beschaffen ist, daß das Interesse stiefmütterlich wegkommen *muß*. Das System ist mehr auf Ertötung als auf Erweckung des angeborenen Interesses eingestellt. Dagegen räumt es dem Willen als Arbeitsantrieb eine breite Basis ein. Die Hauptschuld der Unterdrückung des angeborenen Interesses liegt an der zentralen Stellung der Kenntnisaneignung in der Jugendbildung. Denn da die Kenntnisaneignung ihrer ganzen Art nach bei der Jugend sehr wenig Interesse erweckt, so muß sie fast ausschließlich mit Hilfe des Willens bewältigt werden. Wenn also das Lernen den breitesten Raum einnimmt, so muß dementsprechend auch die Willenstätigkeit vor der Auswirkung des Interesses den breitesten Raum einnehmen.

Ferner wird von den Schülern in allen Fächern ein bestimmtes Maß positiver Kenntnisse verlangt, ohne jede Rücksicht auf angeborene Begabung oder Interessenrichtung. Auf diese Weise wird der Schüler gezwungen, sich mit den Fächern, zu denen Begabung und Neigung ihn am stärksten hinziehen, am wenigsten zu beschäftigen, hingegen mit den gleichgültigen oder verhaßten Unterrichtsgegenständen am meisten. Denn gerade auf den letzteren Gebieten fällt es dem Schüler am schwersten, das Klassenziel zu erreichen. Er muß also hier seine Hauptkraft einsetzen. Da Interesse fehlt, muß er sich Zwang antun. Die Hauptarbeit steht also auch aus diesem Grunde unter dem Antrieb des Willens.

In der Hauptsache muß also der Schüler seinem Geiste durch den Willen Gewalt antun, wenn er den Anforderungen der Schule genügen will, für sein Interesse bleibt dagegen nur in geringem Maße Auswirkungsmöglichkeit. Das hat neben vielen anderen Nachteilen auch den, daß die geistige Arbeit in der Hauptsache gleichgültig, lustlos, freudlos, ja ein unangenehmer Zwang wird. Das Interesse ist der beste, ja wohl der einzige Boden, auf dem eine dauerhafte, entwicklungs- und lebensfähige Freude an Höherem, an wahrer Bildung, an Wissenschaft und Kunst erwachsen kann. Geistesarbeit, die unter Willenszwang erfolgt, läßt innerlich kalt, leer und öde, dringt nicht in die tiefsten Tiefen des Seins, bleibt im Vorhof der Seele, denn sie schafft keine tiefinnerliche Verbindung mit der geistigen Tätigkeit und ihren Inhalt. Die Freude aber, die aus unmittelbarem Interesse fließt, läßt den Geist eng und innig zusammenwachsen mit der Bildung, ihn ganz damit verschmelzen, sie zu einem unlösbaren Teil seines Wesens werden, sie allein findet den Ein-

gang in das Allerheiligste der Seele. Bildung, die mit dem Willen angeeignet wurde, bleibt äußerlich, Bildung, die das Endprodukt einer von Interesse getragenen Geistestätigkeit ist, ist wahrhaft innerliche Bildung. Dieser Unterschied ist grundlegend, bestimmend für das Wesen der Bildung eines Menschen. Das Interesse läßt den Menschen organisch hineinwachsen in die Kultur gerade an der für ihn günstigen Stelle, das ist die, die seiner angeborenen Eigenart am besten entspricht. Hier ist die natürliche Bindung am innigsten. Das Interesse öffnet dem Menschen den Weg in die Kultur an der Stelle, wo seine Kräfte sich am stärksten auszuwirken vermögen, wo ihm die Quellen eines höheren Genießens und einer lebendigen Anteilnahme am reichsten strömen, kurzum wo die Kultur ihm am meisten zu geben vermag, wo sie aber auch umgekehrt am meisten wieder von dem Individuum empfangen kann. Der Wille kann nur eine unfruchtbare Scheinverbindung mit der Bildung und den Kulturgütern schaffen.

Aeußerliche Bildung, Bildung hauptsächlich mit Hilfe des Willens erworben, kann aus allen diesen Gründen kein Gegengift gegen die Gefahren des Materialismus bieten. Die äußerliche Bildung hat im entscheidenden Moment nicht die Kraft, über die Lockungen des Materialismus zu siegen, sie fällt ab wie ein dürres Blatt im Kampfe des Lebens. Denn wo der Wille Motor zu geistiger Betätigung war, war keine innerliche Bereicherung, keine Freude, kein geistiger Genuß als beglückendes Geschenk. Der vom Willen getragenen Geistesarbeit fehlt der lockende Lohn innerlicher Bereicherung, deshalb versagt der Wille im späteren Leben als Antrieb zu geistigem Leben, wenn der Bildungszwang der Jugendzeit aufgehoben ist. Außerdem hat der Wille als Antrieb zu geistiger Arbeit kein Wachstum, während das Interesse, das auf den besonderen am stärksten angeborenen Gaben basiert, mit deren Entfaltung sich immer voller und reicher entwickeln kann, so daß die Quellen geistigen Genusses und geistiger Leistung im späteren Leben immer reicher und beglückender strömen. Alles das macht die innerliche Bildung, deren Triebfedern Freude und Interesse waren, zum stärksten Bollwerk gegen den Materialismus.

Vor kurzem wetterte einer unserer Minister gegen die „verdammte geistige Bedürfnislosigkeit". Die geistige Bedürfnislosigkeit ist die Mutter des Materialismus. Es ist jedoch falsch, das Volk wegen dieser geistigen Bedürfnislosigkeit anzuklagen. Sie ist stets das Ergebnis der Jugendbildung. Die heutige geistige Bedürfnislosigkeit ist vor allem eine Folge des Umstandes, daß die Schule vorwiegend die niedere geistige Sphäre ausbildet. Dadurch findet eine Beschränkung des geistigen Horizonts statt, die den Drang nach tätiger Anteilnahme an den höheren Kulturgütern gar nicht aufkommen läßt. Die Beschränkung des geistigen Horizonts verhindert aber nicht nur das Erwachen geistiger Bedürfnisse, sondern erschwert auch die Befriedigung solcher Bedürfnisse, so daß ein etwa trotz aller Hindernisse noch aufkeimender Wunsch sich schnell an den Schranken der Schwierigkeiten totstoßen würde.

Zweitens bedeutet eine starke Ausbildung der niederen Geistessphäre eine direkte Erziehung zu geistiger Unselbständigkeit. Diese aber ist der Wegbereiter der geistigen Bedürfnislosigkeit. Die Schule führt die Jugend am Gängelband in die Kultur ein und hält dieses Gängelband krampfhaft fest bis zum Ende. Man dressiert die Jugend geradezu auf geistige Unselbständigkeit, da ist es kein Wunder, wenn sie erwachsen und

vom Gängelband frei sich nicht allein in der Kultur zurechtzufinden vermag, ihr fremd und bedürfnislos gegenübersteht, unfähig zu eigener Teilnahme an ihren Schätzen vorübergeht. Wie oft kann man die Bemerkung hören: Die Masse lehnt Selbständigkeit ab, sie will im Göpel gehen. Man vergißt, daß man sie in der Jugend mit allen Mitteln zur geistigen Unselbständigkeit zwingt. Durch diese Erziehung im Jugendalter verwächst der Begriff des Geistigen untrennbar mit dem Begriff des Schulmäßigen, an ein Gängelband Gebundenen. Dabei, und das ist das Gefährliche, sucht die auf dem Gebiet geistiger Betätigung geknechtete Selbständigkeit nach Auswegen, ihre brachgelegte Kraft in anderer Richtung zu entfalten. Diese Richtung ist naturgemäß zumeist materialistisch, dem Geistigen abgewandt. Aus diesem Grunde vermögen später selbst günstige Gegenwirkungen nur schwer Einfluß auf die materialistische Einstellung der Psyche zu üben. Die Selbständigkeit ist eben zu stark und einseitig nach der Seite des Materialismus hin festgelegt.

(Schluß folgt.)

Die Staatsfeindschaft des Besitzes

Von F. O. H. Schulz-Halle

In einer Mitte April gehaltenen Reichstagsrede sprach Genosse Dr. Hertz von der „Staatsfeindschaft des Besitzes" im Zusammenhang mit der Weigerung der Besitzenden, dem Staat zu geben, was der Staat zur Erfüllung seiner Pflichten gegenüber der Gesamtheit seiner Bevölkerung braucht. Der Staat ist nach der Engels-Marxschen Auffassung die offizielle Vertretung der Gesellschaft, ihre Zusammenfassung in einer sichtbaren Körperschaft; aber er vertritt nach derselben Auffassung in Wahrheit immer nur die Interessen derjenigen Klasse, die auf Grund ihrer ökonomischen Stärke die politische Macht ausübt. Wenn man den Hertzschen Ausspruch auf den gegenwärtigen Staat anwendet, ergibt sich zunächst die Frage, welche Klasse im Besitz der politischen Herrschaft, welche Klasse also den Staat offiziell repräsentiert und demnach die Nutznießerin der Staatsgewalt ist. Betrachten wir die rein bürgerliche Reichsregierung an sich, so müßte man der Meinung sein, daß die Besitzenden die unumschränkte politische Gewalt im Reich ausüben. Dem steht jedoch die Tatsache gegenüber, daß die Arbeiterklasse auf Grund der ökonomischen Entwicklung und infolge der Revolution in so hohem Grade zum Machtbewußtsein gelangt ist, daß jede unverhüllt rücksichtlose Geltendmachung der politischen Macht der Bourgeoisie zu gesellschaftlichen Eruptionen führen müßte, die nicht ohne stärkste Rückwirkung auf die Lage des Bürgertums wie auf den Bestand der Regierung bleiben würden.

Damit sind auch der politischen Macht einer ausgesprochenen Regierung des Großbürgertums sehr deutliche Grenzen gezogen. Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß eine rein nach Klassengrundsätzen handelnde Regierung bei dem heutigen Stande der Klassenschichtung nicht mehr möglich ist, falls sie nicht in allerkürzester Frist ihre Basis selbst unterminieren und damit die Voraussetzungen ihrer Wirksamkeit untergraben will. Weiter erhellt daraus, daß die Frage der Teilnahme der Arbeiterklasse an einer Regierung bei aller unverkennbaren politischen Bedeutung doch im ganzen nur sekundärer Art ist im Vergleich zur Steigerung der wirtschaftlichen Macht des Proletariats und des Wachstums seiner Bedeutung

im sozialen Lebensprozeß. Außergewöhnliche politische Situationen, wie die gegenwärtige, verschieben die Dinge zwar etwas nach der rein politischen Seite, vermögen jedoch an der prinzipiellen Bedeutung des Verhältnisses von politischer und wirtschaftlicher Macht im Staat nichts zu ändern.

Prüft man die gegenwärtigen Machtverhältnisse im Staate, so kommt man nach den verschiedensten Aeußerungen des politischen Lebens zu der Ueberzeugung, daß sich Arbeiterklasse und Bourgeoisie heute annähernd die Wage halten. Darin liegt natürlich auch der politische Machtanteil der deutschen Arbeiterschaft ausgedrückt. Die Bourgeoisie kommt täglich mehr zu der Auffassung, daß auch der rein bürgerlich regierte Staat kein ausschließliches Machtmittel der Bourgeoisie mehr ist. Daß diese Erkenntnis in den Köpfen der Herren von Finanz, Industrie und Landwirtschaft sehr lebendig ist, beweist allein die Beobachtung, daß die Steuerfreudigkeit der Besitzenden keineswegs gestiegen ist, seitdem das sozialistendurchsetzte Kabinett Wirth dem rein bürgerlichen Kabinett Cuno, der Regierung mit der diskontfähigen Unterschrift, gewichen ist. Die Tatsache, daß die Mehrzahl der Regierungsmitglieder ausgesprochene Repräsentanten der Bourgeoisie sind, genügt dem Großbürgertum nicht, an die ausreichende oder gar ausschließliche Vertretung seiner Klasseninteressen zu glauben. Daher die fortdauernde Staatsfeindschaft der Besitzenden, die ununterbrochenen Versuche, dem Staat die Mittel zur Erfüllung seiner Pflichten vorzuenthalten.

Diese Staatsfeindschaft muß sich natürlich in demselben Maße steigern, wie die ökonomische Bedeutung der Arbeiterklasse wachsen und ihre gesellschaftliche Macht sich qualitativ wie quantitativ vermehren wird. Die Notwendigkeit der Ergreifung der politischen Macht muß darum zum eisernen Bestand der in immer stärkerem Maße zum Machtbewußtsein kommenden Arbeiterklasse werden.

Leicht könnte der Eindruck entstehen, als ob der Besitz erst nach der Revolution, d. h. nach der politischen Emanzipation der Arbeiterklasse, staatsfeindliche Handlungen begehe oder eine staatsfeindliche Gesinnung an den Tag lege. Das wäre ein großer Irrtum. Die Geschichte aller Völker lehrt, daß jeder Versuch der Staatsgewalt — auch derjenigen, die mehr oder weniger ein Machtausdruck der besitzenden Klassen ist —, die zahlungsfähigen Elemente des Volkes zur Tragung von Lasten heranzuziehen, von jenen als feindlicher Akt betrachtet wurde. Als Turgot 1776 unter dem Druck des immer mächtiger werdenden Bürgertums und in Berücksichtigung der Staatsnotwendigkeiten Ludwig XVI. von Frankreich veranlaßte, durch Dekret die Straßenbaufronrechte aufzuheben, die die Bauern zur unentgeltlichen Herrichtung von Wege- und Straßenbauten verpflichteten, und an deren Stelle eine Steuer präsentierte, die von den französischen Großgrundbesitzern getragen werden sollte, erklärte das von Adel und Geistlichkeit beherrschte Parlament: „Le peuple de France est taillable et convénable à volonté, c'est une partie de la constitution, que le roi ne peut changer", — was zu Deutsch nicht weniger bedeutet als: Das französische Volk (d. h. der dritte, nicht privilegierte Stand) ist nach freier Willkür mit Steuern und Fronen zu belegen, das ist ein Teil der Verfassung, die der König nicht ändern kann. Hieraus erhellt, daß schon der verhältnismäßig geringfügige Versuch einer Abwälzung der Staatslasten auf die Besitzenden diese zu Staatsfeinden, d. h. zu Feinden der herrschenden Staatsgewalt

macht. Turgot, der Generalkontrolleur des Finanzwesens, mußte gehen und wurde durch einen den privilegierten Ständen willigeren aber unfähigen und als Minister kurzlebigen Mann ersetzt.

Erinnert dieser Vorfall nicht sehr lebhaft an gewisse Rebellenkunststücke der preußischen Junker gegen ihren dreimal geheiligten König bzw. „Seine" Regierung? Erinnert man sich nicht unwillkürlich an die bei einer solchen Gelegenheit getane, erfreulicherweise jedoch nicht in Erfüllung gegangene parteigenössische Prophezeiung, daß die Sozialdemokratie sich möglicherweise noch einmal um den Thron scharen müsse, um ihn vor den junkerlichen Rebellen zu schützen?

War bei den preußischen Verschwörern der wilhelminischen Zeit wie bei den französischen Aufrührern von 1776 die Sorge um den Verlust ihrer Vorrechte das ausschlaggebende Moment ihrer staatsfeindlichen Haltung, so kennt die Geschichte auf der anderen Seite genügend Beispiele, daß Klassen aus ihrer Staatsfeindlichkeit kein Hehl machten, sobald ihr politischer Einfluß ihrer wirtschaftlichen Bedeutung infolge der niederhaltenden Zwangsmaßnahmen der Regierungen nicht entsprach. Daß die Sozialdemokratie vor dem Kriege nicht zu den staatsbejahenden Parteien gehörte und die Arbeiterklasse, soweit sie zum Bewußtsein ihrer Klassenlage gelangt war, ihre Staatsfeindlichkeit, d. h. ihre Feindschaft gegen die ausschließlich herrschende privilegierte Klasse nicht leugnete, braucht nicht besonders betont zu werden, kommt auch für unsere Betrachtung nicht in Frage, da die deutschen Arbeiter niemals zu den Besitzenden in diesem Sinne gehört haben. Anders jedoch das deutsche Bürgertum, das durch die 48er Revolution sowie durch die politischen Reformen Bismarcks in den 60er Jahren einen großen Teil seiner Wünsche erfüllt sah und dem Staat seine Dankbarkeit dafür abtrug, daß es 1870 von der vom Reichstag bewilligten 120-Millionen-Taler-Kriegsanleihe nur ganze 68 Millionen Taler zeichnete, obgleich die Anleihe mit dem für die damalige Zeit hohen Satz von 5 Proz. verzinst werden sollte und nur zum Kurse von 86 zu 100 eingezahlt zu werden brauchte. Eine glänzende Illustration zu dem Thema Nationalkrieg. Um so mehr, wenn man bedenkt, daß die französische Bourgeoisie die von ihrer Regierung geforderten 700 Millionen Frank voll zeichnete. Der kleine Unterschied erklärt sich daraus, daß das französische Bürgertum 1870 herrschte und das deutsche bis dahin vergeblich nach der Staatsgewalt gestrebt hatte. Seine Renitenz gegenüber der Staatsanleihe war ein offener feindseliger Akt gegen die junkerlich-monarchistische Staatsgewalt, die sich durch die unverhüllte Bevorzugung des Adels und der Agrarbarone bei der Vergebung hoher Aemter und Würden auszeichnete, während zur damaligen Zeit das ökonomische Uebergewicht der Industrie und des Finanzkapitals über die Agrarwirtschaft schon außer Zweifel stand.

Heute, in den Tagen des Ruhrkrieges, wo die Bourgeoisie täglich infolge der wachsenden Macht und steigenden Aktivität der Arbeiterklasse um ihren politischen Einfluß bangt, erleben wir unter ganz ähnlichen Umständen, nur aus umgekehrten Gründen, genau dasselbe wie 1870. Die deutsche Bourgeoisie läßt die aus ihren Reihen hervorgegangene Regierung im Stich, indem sie die von dieser aufgelegte wertbeständige Anleihe nur zu 50 Proz. zeichnet und damit ein nicht mißzuverstehendes Zeugnis ihrer Feindschaft gegenüber dem bestehenden Staat ablegt. Dadurch gibt die

Bourgeoisie zu erkennen, daß sie ausreichend von dem politischen Einfluß der außerhalb der Reichsregierung stehenden Arbeiterklasse unterrichtet und davon überzeugt ist, daß der rein bürgerlich regierte heutige Staat kein ausschließliches Machtmittel der Bourgeoisie mehr ist. Daß für die Nichtzeichnung der Reichsanleihe noch andere, nicht unwesentliche Gründe maßgebend gewesen sind, bedarf keiner Erwähnung. Trotzdem bleibt die Staatsfeindschaft der Besitzenden das Hauptmotiv.

In welchem Verhältnis sich der Besitz zum Staat demnach auch immer befindet, er ist sein erklärter Feind, sobald die Staatsregierung versucht, die Interessen des gesamten Volkes wahrzunehmen. Da bei weiterem Fortschreiten der sozialen Entwicklung auf der zurzeit gegebenen Linie keine politische Möglichkeit mehr besteht, die Staatsgewalt als eine reine Klassengewalt zu handhaben, so wird naturgemäß der Widerstand des Besitzes gegen den zukünftigen Staat nicht ab-, sondern zunehmen. Ob die Staatsgewalt in den Händen einer deutschnationalen, sozialdemokratischen oder Koalitionsregierung ruht, bedeutet lediglich eine Variante, kann jedoch die aufgestellte Behauptung im Prinzip nicht erschüttern. Welche Bedeutung solche variierte Staatsgewalt haben kann, ist durch den Zeitabschnitt 1918—23 hinreichend klargestellt worden. An der grundsätzlichen Feindschaft des Besitzes gegen den Staat von heute und morgen ändern diese Tatsachen nichts. Erst die klassenlose Gesellschaft wird die Staatsfeindschaft des Besitzes endgültig beseitigen.

Kulturfaktoren im Memelgebiet

Von **Artur Stahl**

Die politischen Grenzen mehrerer europäischer Staaten zu verschieben, blieb der „ausgleichenden Gerechtigkeit" der Ententestaatsmänner vorbehalten; Kulturgrenzen aber lassen sich bei weitem schwerer aus den Annalen der Weltgeschichte auslöschen. Dafür sind die volkswirtschaftlichen, geistigen, religiösen, ideellen und, um ein oft mißbrauchtes Wort anzuwenden, nationalen Zusammenhänge doch zu stark.

Das hier Gesagte trifft in vollstem Maße auf das gewaltsam vom Mutterlande abgerissene Memelgebiet zu. Wenn auch nationalistische Heißsporne im großlitauischen Lager die Ententediplomatie durch ihr fortwährendes Geschrei von dem angeblich rein litauischen Charakter des Gebiets zu überzeugen vermocht haben, so daß eigentlich nach dem litauischen Einbruch und dem wenig rühmlichen Abzug der Franzosen die Botschafterkonferenz nur noch ihr Jawort zu sprechen hatte, so ist doch die gefällte Entscheidung völkerrechtlich und moralisch so anfechtbar, daß sie noch manchen Konflikt heraufbeschwören dürfte.

Ein Beispiel bot schon die ernste Auseinandersetzung zwischen den neuen Machthabern und den Volksmassen, die in den ersten Tagen des April mit einem verhältnismäßig geringfügigen Streik der Memeler Notstandsarbeiter begann und mit dem Generalstreik aller Bevölkerungsschichten endete. Ueber die Haltung der litauischen Behörden in diesem ungleichen Ringen hat die deutsche Presse im allgemeinen das Wesentlichste gesagt; aber es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, daß man städtische Arbeiter, allerdings vergeblich, zwingen wollte, unter dem Druck der Bajonette der litauischen Soldateska zu arbeiten, daß man ferner friedliche Demonstranten mit dem Schießprügel auseinandertrieb, Greise durch Kolbenstöße mißhandelte und eine größere Anzahl von Personen, die im öffentlichen Leben standen, aus dem Bette heraus verhaftete und sie in enge, schmutzstarrende Militärarrestzellen steckte. So mußten der Verfasser dieses und noch

einige Schicksalsgenossen als angeblich intellektuelle Urheber des „Aufstandes", ohne daß auch nur eine Decke zur Verfügung gestellt wurde, in der Nacht vom 7. zum 8. April eine Pritsche als Nachtlager teilen. Erst die Hilfsbereitschaft einiger Militärhäftlinge schaffte für die nächste Nacht durch die Hergabe einer Decke eine Erleichterung. Am Abend des 9. April wurde dann dem Redakteur Erich Bührig und mir ein Ausweisungsbefehl überreicht, der bestimmte, wir sollten noch die gleiche Nacht über die Grenze geschafft werden.

Unter militärischer Bedeckung ließ man uns noch die Möglichkeit, in aller Eile das Notwendigste zusammenzupacken und von unseren Angehörigen Abschied zu nehmen, dann wurden wir im Auto über die Grenze geschafft, wo wir allerdings erst am 10. April gegen Mittag landeten, da das Fahrzeug etwa 26 Kilometer von der Grenze entfernt nachts gegen 11 Uhr eine Panne erlitt und deshalb am nächsten Morgen ein zweites Auto requiriert werden mußte.

Einige „Politische", die das Unglück hatten, staats- und völkerrechtlich „Memelländer" zu sein, eine Eigenschaft, die auf Grund langjähriger Ansässigkeit erworben wird, kamen ins Konzentrationslager nach Kowno — eine Maßnahme übelster Art, denn dort sind manche solcher „Verbrecher" schon zwei Jahre interniert und von ihren Angehörigen und Freunden abgeschnitten, ohne die Vorzüge eines geordneten Gerichtsverfahrens zu genießen. Ja, die Personen, die sie seinerzeit einlieferten, wissen selbst nicht mehr, aus welchem Grunde dies geschah.

Der volkswirtschaftliche und geistige Zusammenhang des Memelgebiets mit Deutschland steht außer Frage; er ist durch Jahrhunderte geschmiedet. Und was das noch stark ausgeprägte religiöse Empfinden betrifft, so bestehen zwischen Litauen und dem Memelland ebenfalls gewaltige Unterschiede. Denn dort dominiert der Katholizismus; die memelländische Bevölkerung ist hingegen, abgesehen von einem stark mosaischen Einschlag in der Geschäftswelt, überwiegend protestantisch.

Wie verhält es sich nun mit dem ideellen und nationalen Element? Auch hierüber kann kaum ein Zweifel bestehen. Der Schulunterricht in den Volksschulen wurde in deutscher Sprache erteilt, und das Ergebnis einer Elternbefragung, ob die Erteilung litauischen Religionsunterrichtes gewünscht werde, ergab ein entschiedenes Bekenntnis zum deutschen Unterricht. Nur zirka zwei Prozent der Befragten stimmten für den litauischen Unterricht. Die großlitauischen Drahtzieher sahen in dem Ergebnis dieser Befragung, die zu Anfang der französischen Besatzung stattfand, freilich eine Fälschung. Ihre Unterstellung hält indes der objektiven Wahrheit nicht stand; denn als im Dezember 1921 die Arbeitsgemeinschaft für den Freistaat Memelland auf den Plan trat und durch Einzeichnung in ihre Mitgliederlisten eine Art Volksabstimmung vornahm, erklärten sich weit über 80 Prozent aller über 20 Jahre alten Bewohner des Memelgebiets durch Erwerbung der Mitgliedschaft mit den Zielen der Arbeitsgemeinschaft einverstanden.

Verhandlungsfähig waren jedoch unter der Franzosenherrschaft im Memelgebiet, wo sich Industrie und Landwirtschaft nach Zahl der Beschäftigten ungefähr die Wage halten, nur die Vertreter des Wirtschaftslebens. Mit den politischen Parteien ließ sich der Franzose nicht ein, so daß diese völlig in den Hintergrund gedrängt wurden.

Noch einige Bemerkungen über das „nationale Empfinden" des Memelländers. Er lehnt zwar deutschnationalistische Hetzereien mit Entschiedenheit ab, aber er weiß wohl zu schätzen, was er dem deutschen Organisationsgeist zu danken hat. Zudem ist das memelländische Litauisch, das von einem großen Prozentsatz der Bevölkerung gesprochen wird, sprachlich von dem Szamaitisch in der litauischen Republik grundverschieden. Wenn man einen Vergleich heranziehen will, so mag man an den Unterschied der skandinavischen Mundarten denken. Das Litauisch der Memelländer zerfällt übrigens wieder in mehrere abweichende Dialekte und ist stark mit deutschen Stamm- und litauischen Endsilben durchsetzt. Es bedarf großer Anstrengungen, verwandtschaftliche Beziehungen zwischen ihm und dem

Szamaitischen zu konstruieren. Zwangsweise Einführung des „National-Litauisch" als Unterrichtssprache, wie dies von einzelnen Heißspornen erstrebt wird, käme einer Vergewaltigung des memelländischen Volkstums gleich.

Das geistige Leben steht im Memelgebiet weit über dem, was man als Außenstehender von diesem äußersten Ausläufer deutschen Geisteslebens erwartet. An das städtische Schauspielhaus wurden die besten Kräfte verpflichtet, und das Publikum wurde mit den bedeutendsten modernen Bühnenstücken vertraut gemacht. Literarische Gesellschaften, Oratorien- und Orchestervereine leisteten mustergültige Erziehungsarbeit, und wenn auch in der Auswahl der Kräfte Mißgriffe nicht ganz vermieden worden sind, so ist doch das Gesamtbild ein durchaus erfreuliches. Auch der Arbeitergesangverein hat fruchtbringende Kulturarbeit unter Leitung des Rektors Kutz geleistet.

Nun wird wohl so manches Stück Kultur, das in harter Arbeit aufgebaut worden ist, unter dem Druck des litauischen Regiments verschwinden.

Literarische Rundschau

Strafanstalt oder Lebensschule. Herausgegeben von Paul Oestreich. Karlsruhe 1922, Braunsche Hofbuchdruckerei.

Es war zweifellos ein guter Gedanke des Herausgebers, „Erlebnisse und Ergebnisse zum Thema Schulstrafen" zusammenzustellen. Denn gerade in Form und Begründung der Schulstrafen faßt sich die ganze negative Einstellung der alten Schule zusammen, gerade von hier aus wird die Notwendigkeit einer positiven Gemeinschaftserziehung am deutlichsten eingesehen. Neben manchen recht schwachen Beiträgen, die eben nur geschrieben wurden, ohne irgendwie geschrieben werden zu müssen, stehen ganz vorzügliche Erörterungen und Bekenntnisse. Kerschensteiners Aufsatz, der den Anfang macht, möchte ich ob seiner tiefen pädagogischen Einsicht und seiner wundervollen Gestaltungskraft unter allen den Preis zuerkennen. Daneben aber sollen Anna Siemsen und Ernst Goldbeck in Ehren genannt sein. Sehr wertvoll wird die Schrift ferner durch die fachmännischen Beiträge von Aerzten und Juristen. Was Hodann und Saaler als Aerzte, der letzte speziell zur Prügelstrafe, zu sagen haben, ist in dieser Kürze und Sachlichkeit schlechthin überzeugend. Danzigers Erlebnisse über die juristische Verurteilung Jugendlicher, die Behandlung der Frage, inwieweit die Schule nach dem geltenden Recht überhaupt Strafen verhängen kann, durch Franz Sachs geben jedem Lehrer eine Fülle wertvoller Hinweise und Aufschlüsse, für die man dankbar sein muß. Auch der Schlußaufsatz, den der Herausgeber in seiner überleidenschaftlichen Sprache schreibt, ist voller persönlicher Erlebnisse und sollte aufmerksam gelesen werden. Nur eine Ausstellung sei mir gestattet. Ist es wirklich nötig, daß jede Schrift, die dieser Kreis herausgibt, mit einer mehr oder minder geschmackvollen Reklame für seine anderen Arbeiten endet? Sonst sei dieses Buch warm empfohlen. Fritz Karsen

---

Herbert Eulenberg, **Der Guckkasten.** Deutsche Schauspielerbilder. Stuttgart, Verlag J. Engelhorn. 310 Seiten.

In vier Dutzend Einzelbildern eine in jeder Beziehung interessant und individuell geschriebene Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Viel Anekdote und kulturgeschichtliche Plauderei, aber ohne Geburtsdaten und Jahresziffern, überhaupt nichts Schulmäßiges, sondern alles frisch aus dem Leben gegriffen, geformt und gestaltet. So ziehen sie alle an uns vorüber, die Männer und Frauen, die ihre Namen mit festem Griffel in die Tafeln der deutschen Theatergeschichte einmeißelten. Vom altdeutschen Theater, von den Späteren, der Neuberin, der Schönemann und der Sophie Schröder bis zu Brahm und Kainz, Reinhardt und Bassermann, Wegener und Moissi. Eine bunte Welt und bunte Menschen. J. Kliche

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 4 | Ausgegeben am 25. Mai 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Internationale Kongreß

Von **Adolf Braun** Berlin, den 19. Mai 1923

In einer Zeit der heftigsten Gegensätzlichkeit der „großmächtigen" Regierungen, in einer Periode höchstgesteigerten Mißtrauens, das das politische Denken vergiftet, zu einem Zeitpunkt, wo Deutschland so behandelt wird wie in den Jahren nach dem 30jährigen Kriege, treten in Hamburg die Vertreter der Arbeiterklasse aller Kulturländer zusammen. Das Wort, das der junge Disraeli vor bald 100 Jahren von den „zwei Nationen" prägte, es wird mehr denn je Tatsache für die ganze Welt. Auf der einen Seite die Arbeiterklasse in gegenseitiger Hilfsbereitschaft, in weitgehender Solidarität, in Uebereinstimmung über fast alle Zukunftsprobleme und über die meisten Gegenwartsfragen, in gegenseitigem Vertrauen zueinander, auf der anderen Seite die herrschenden Gewalten, auch dort, wo sie gemeinsam zu wirken hätten, in sich immer weiter verstärkendem Mißtrauen gegeneinander.

Aber beide Gruppen leben in der gleichen Welt, alle Fragen, die die eine berühren, sind auch Probleme für die andere. Deshalb ist die Zusammenkunft der Vertreter der klassenbewußten Arbeiterschaft aller Länder von vielleicht da und dort geleugneter, aber von tatsächlich höchster Bedeutung für alle, die in der Weltpolitik, von welchem Standpunkte immer, mitzuarbeiten haben. Dabei wissen wir in Deutschland, aber auch die Politiker außerhalb Deutschlands erkennen es, daß die Weltpolitik heute die Politik aller Länder stark, bei uns entscheidend bestimmt.

Man darf die Voraussage wagen, daß der Kongreß für die Arbeiterklasse und für die künftige Entwicklung ihrer Organisationen von höchster Bedeutung sein wird. Wir alle litten unter der Spaltung der Internationale, dürfen aber jetzt erwarten, daß der Internationale Kongreß von Hamburg ein einigendes Band um die sozialdemokratischen Parteien aller Länder schlingen wird. Damit wird eine Quelle des Mißtrauens innerhalb der Arbeiterklasse verstopft, eine Konzentration der Kräfte gegen den Kapitalismus erzielt und die Freudigkeit des Wirkens aller Genossen gesteigert.

Das allein würde den Kongreß für die Arbeiterklasse zu einem geschichtlichen Ereignisse machen; die Bedeutung dieses Ergebnisses werden, ob sie es wollen oder ob sie sich dagegen wehren, auch die bürgerlichen Politiker erfahren.

Seit dem Jahre 1889 haben viele Internationale Kongresse stattgefunden, keiner kann sich messen in bezug auf das Interesse der Massen, der Stärke der Teilnahme, der Geschlossenheit der Beschickung durch alle sozialistischen Parteien mit dem Kongreß in Hamburg. Auf dem Kongreß zu London hielt Millerand eine auch heute noch nicht vergessene, glänzende Rede. Er ist dem Sozialismus untreu geworden, er war ein „Genosse auf

Urlaub" in dem Kabinett Waldeck-Rousseau, und er zerschnitt dann das Band, das ihn mit der Sozialdemokratie verknüpfte, er wurde Kriegsminister, Ministerpräsident und ist nun Präsident der Republik. Auf dem Kongreß zu Hamburg dagegen werden Kanzler und Minister erscheinen, die leitende Staatsämter als Sozialdemokraten und weil sie Sozialdemokraten waren, ausüben konnten, und die der Sozialdemokratie treu geblieben sind als Minister und als sie aus der Staatsleitung schieden, wieder zurücktraten in den Kreis der unmittelbar innerhalb unserer Organisation für den Sozialismus wirkenden Parteigenossen. Die Henderson, die Clynes, die Vandervelde, Vauters, die Branting, Stauning, Renner, Seitz, Bauer, Müller, Scheidemann und die vielen anderen, die als Sozialdemokraten an der Leitung des Staates in anerkannter Weise wirkten, werden im Kreise der Parteigenossen aller Länder zusammenstehen, um den Bau der Internationale zu sichern und zu festigen. Gewaltig ist die Sozialdemokratie in allen Ländern gewachsen, seitdem in den Tagen der Erinnerung an die 100. Wiederkehr des Tages der Erstürmung der Bastille die von Karl Marx in St. Martins Hall geschaffene Internationale zum zweiten Male erweckt wurde.

Der ungeheuerliche Weltkrieg hatte den Glauben an ein internationales Zusammenwirken bei den Arbeitern in allen Ländern erschüttert, trotzdem war eine der ersten Erscheinungen der Nachkriegszeit die Wiedererweckung der Internationale. Die Differenzen der Kriegspolitik konnten aber am Tage des Waffenstillstandes nicht erledigt sein, es erwuchsen zwei internationale Verbindungen der sozialdemokratischen Arbeiterparteien neben einander, doch ging die Trennung nicht so vor, daß die Sozialdemokraten in den Staaten der Alliierten und in denen der Mittelmächte je eine Internationale bildeten, obgleich jede Gruppe während des Krieges zu gemeinsamen Beratungen zusammengetreten war. Nicht den Gegensätzen der Bourgeoisien und der Regierungen parallel ging die Trennungslinie zwischen den beiden Internationalen; während sich Engländer und Belgier mit der Masse der deutschen Sozialdemokratie zusammenfanden, verbanden sich die Genossen in der USP. und unsere österreichischen Genossen mit den deutschen Genossen der Tschechoslowakei und mit Franzosen und Amerikanern. Gegensätzliche Auffassungen in der Kriegspolitik zogen den Trennungsstrich. Gedankengänge aus der vergangenen Zeit des Weltkrieges, die niemals wiederkehren soll, bestimmten die Wiener Arbeitsgemeinschaft. Nun wird allgemein eingesehen, daß die Sozialdemokratie ihre Politik nicht richten kann nach der Erinnerung an das, was gewesen ist, an das, was man in politischen Situationen der Vergangenheit mit Recht oder Unrecht als notwendig erachtete. Für die Sozialdemokratie kann nur bestimmend sein das Interesse des Proletariats in der Gegenwart und der Weg, der in der Zukunft eingeschlagen werden muß, um uns den letzten Zielen zu nähern, die sich das unter der kapitalistischen Wirtschafts- und Staatsordnung leidende Proletariat jenseits des Zeitalters des Kapitalismus gesteckt hat. Hierüber herrscht heute allgemeine Klarheit, hierin gibt es keine Meinungsunterschiede, sondern nur noch Uebereinstimmung. Die Zeit des Krieges und die Erinnerung an die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Sozialdemokratie während des Krieges gehören der Vergangenheit an, nie-

mand denkt daran, sie wieder lebendig zu machen, alle unsere Augen sind nach vorn gewandt! Wir sehen vor uns einen steinigen Weg, wir wissen, daß es vieler Mühen in harten Jahren bedürfen wird, um uns dorthin zu bringen, wo an Stelle des Kapitalismus das Zeitalter des Sozialismus anheben wird. Aber wir wissen, daß wir diesen Weg desto schneller zurücklegen werden, wenn wir uns selbst gegenseitig nicht stoßen und hemmen, sondern wenn wir gemeinsam die Felsen aus dem Wege räumen, die wir nicht umgehen können. Dieser gemeinsame Weg soll ausgehen von Hamburg.

Niemals war die Uebereinstimmung zwischen den sozialdemokratischen Parteien größer als nun. Wenn wir von Karl Marx' Versuch, die internationale Arbeiterassoziation zu schaffen, sprechen, so verhehlen wir uns nicht die Enttäuschung, die die englischen Arbeiter dem Werke von Marx bereiteten. Wohl waren englische Gewerkschafter im Generalrat der Internationale, aber das Interesse der englischen Arbeiterschaft an der Internationale war bald geschwunden. Die englischen Arbeiter bekannten sich bald nach der Gründung der Internationale und Jahrzehnte hindurch zu einem Nur-Gewerkschaftertum; von einer politischen Zusammenfassung der Arbeiter im Hauptlande des Kapitalismus war leider keine Rede. Konservativen und Liberalen boten englische Gewerkschaftsführer und die von ihnen beeinflußten Massen Unterstützung; obgleich noch einige Chartistenführer lebten, hatte der Chartismus keine Tradition innerhalb der englischen Arbeiterschaft hinterlassen. Selbst als der Londoner Dockerstreik anfangs der 1880er Jahre, geführt von dem sozialistischen Maschinenbauer John Burns, eine neue Richtung in den englischen Gewerkschaften durch Organisierung der ungelernten Arbeiter hervorrief, blieb der Sozialismus in England ein Veilchen, das im Verborgenen blüht. Wohl gelang es ganz vereinzelt, Männer, die sich zum Sozialismus bekannten, in das Unterhaus zu entsenden, aber eine eigentliche sozialistische Bewegung fehlte, und auch die anfangs der 1880er Jahre von neuem einsetzende sozialistische Literatur ließ keine Wirkung erhoffen. Nun aber steht die vom sozialistischen Geiste erfüllte Labour Party als die stärkste Oppositionspartei im englischen Unterhause. Sie ist nicht nur rasch zur Macht gediehen, sie hat auch alles getan, um diese Macht durch die Erziehung der Arbeiter zum Sozialismus zu einer dauernden Gewalt erwachsen zu lassen. Die deutsche Sozialdemokratie steht nun seit dem Nürnberger Parteitag vom verflossenen Jahre als eine geschlossene Einheit und als die größte Partei Deutschlands da, 1889 stand sie noch unter dem Drucke des Ausnahmegesetzes. Die Sozialdemokratie Oesterreichs, 1889 noch ein schwaches Pflänzchen, ist nun ein wichtiger Faktor des politischen Lebens in Oesterreich geworden. Aber auch in den übrigen Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie ist die Sozialdemokratie zu einer Partei geworden, die in Vergangenheit und Gegenwart, sicherlich noch mehr in naher Zukunft entscheidenden Einfluß auf die Geschicke der Völker ausgeübt hat und ausüben wird. Eine Uebersicht über alle Länder würde uns, von wenigen Ausnahmen abgesehen, überall hoffnungsvolles Wachstum der Sozialdemokratie zeigen. Die Versuche der Kommunisten, neben der Sozialdemokratie eine eigene Arbeiterbewegung zu schaffen, haben in Deutschland und England, in Dänemark wie in Schweden, in Belgien und in den meisten anderen Ländern

den bestimmenden Einfluß der Sozialdemokratie auf die Arbeitermassen nicht erschüttern können und bei den Kommunisten nur Enttäuschungen gezeitigt. Im Gegensatz zum Kommunismus ist die Sozialdemokratische Partei eine geschlossene Einheit.

So wichtig und so bedeutungsvoll die Uebereinstimmung der sozialdemokratischen Parteien aller Länder in den entscheidenden Punkten und in der Gesamtauffassung von Wesen und Zielsetzungen des Sozialismus ist, so wollen wir doch nicht am Vorabend des Hamburger Kongresses behaupten, daß absolute Einigkeit in allen Fragen, die die sozialdemokratischen Parteien berühren, auf dem Kongreß in Hamburg zum Ausdruck kommen wird. Krieg und Friedensschlüsse haben die Welt auf das tiefste erschüttert, haben die Grenzen verschoben, haben imperialistischen Strömungen zum Siege verholfen, dabei wirtschaftliche Notwendigkeiten unbeachtet gelassen. Die Welt vermochte sich noch nicht vollständig in die neuen Verhältnisse einzufügen, Stetigkeit fehlt, nicht nur in politischer Hinsicht, sondern auch in den wirtschaftlichen Voraussetzungen staatlicher, aber auch proletarischer Politik. Was früher zusammengehörte und worauf sich die Wirtschaft, vor allem Produktion und Handelsbeziehungen eingerichtet hatten, wurde durch politische und Zollgrenzen geschieden. Wirtschaftsgebiete, die aufeinander angewiesen waren, haben trennende Mauern innerhalb ihres Gebietes aufgerichtet erhalten. An Stelle der Selbstbestimmung der Nationen ist fast überall das Gebot der Sieger getreten, nationalistische Unzufriedenheit ist hieraus erwachsen. Die Arbeiter vor allem leiden unter diesen Folgen, kommen innerhalb der Grenzen ihrer Länder, aber auch diesseits und jenseits der Grenzen, zu verschiedenartiger Auffassung, so daß sich Verschiedenheiten auch in den Auffassungen der Arbeiterbewegung innerhalb der Länder ergaben. Gerade weil der Internationale Kongreß ein getreues Spiegelbild der geistigen Strömungen aller politischen Auffassungen und aller wirtschaftlichen Wirkungen im Proletariat und auf das Proletariat sein soll, wird es nicht an der Aufwerfung mancher Fragen fehlen, die von der einen Delegation anders als von anderen beantwortet werden dürften. Wir haben nichts zu verhüllen, nichts zu verschweigen. Es wird Unstimmigkeiten geben, sie sollen nicht durch mühsame Regie hinweggetäuscht werden. Man wird auch gegensätzliche Auffassungen in den Kommissionen wie im Plenum des Internationalen Kongresses austauschen. Aber diese Reibungsflächen werden nicht groß sein. Entscheidend für die Beurteilung wird sein Uebereinstimmung in allen oder fast allen für das Proletariat wichtigen Fragen.

Gewichtig wird auch der Eindruck sein, daß Deutsche und Franzosen wie Belgier, daß Engländer und die Vertreter der Arbeiterparteien auf dem Boden der ehemals habsburgischen Monarchie, daß die Arbeitervertreter aus den skandinavischen Ländern wie aus Südeuropa trotz der Paßverweigerung des Parteigenossen a. D. Mussolini, daß Genossen aus Milwaukee und Konstantinopel, zahlreiche Russen trotz der Tyrannisierung ihrer Heimat durch die Bolschewisten sich in Hamburg zusammenfinden und sich als Glieder einer großen Einheit fühlen werden. Empfinden werden alle, daß ein einigendes Band die klassenbewußte Arbeiterschaft beider Hemisphären umfaßt, umfassen muß und nach dem Kongresse von Hamburg stärker umfassen wird als jemals vorher.

Die Bourgeoisien haben die Völker getrennt, die Kulturgemeinschaft in schroffe Feindschaft umgemünzt, die Entwicklung der Welt trotz des Völkerbundes nicht einer Gemeinschaft der Völker entgegengeführt. Noch ist kein Jahrfünft seit dem Ende des blutigen Ringens verflossen, doch die Zukunft der Völker wird erhellt durch die Sonne, die die Gemeinsamkeit der klassenbewußten Arbeiterschaft deutlich und strahlend in Erscheinung treten läßt.

Zur Bodenfrage

Von **Robert Schmidt**, Reichswirtschaftsminister a. D.

Die sozialdemokratische Fraktion im Reichstag hat einen sehr bedeutsamen Antrag eingebracht; der zu der viel erörterten Frage der Bodenreform Stellung nimmt. Es ist notwendig, die Richtlinien, die der Antrag aufstellt, näher zu begründen und zugleich darzulegen, von welchen Gesichtspunkten aus die Ausarbeitung der Forderungen unternommen wurde. Vorweg sei bemerkt, daß es sich nicht um ein sozialistisches Agrarprogramm handelt, das die ganze Grund- und Bodenfrage aufrollt; es soll mit diesem Antrag nur auf dem Wege der Gesetzgebung eine Aufgabe umgrenzt werden, die zunächst in Angriff zu nehmen ist. Eine unvorbereitete Umwandlung der Eigentums- und Besitzverhältnisse kann unter Umständen zur Störung der landwirtschaftlichen Produktion führen, die wir heute weniger als je vertragen können.

Wir gehen deshalb auch bei der Ziehung unserer Richtlinien von dem Gedanken aus, daß die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft, die bereits unter der gegenwärtigen Besitzgestaltung erreicht wurde, nicht unter der Reform leiden darf. Deshalb wollen wir auch die Vorzüge des Großgrundbesitzes nicht durch eine schematische Aufteilung der landwirtschaftlich benutzten Flächen im Kleinbetriebe aufgeben. Das Ziel, gänzlich zum Kleinbetrieb überzugehen, entspricht zwar den Ideen gewisser Kreise der Bodenreformer, ist aber in kleinbürgerlichen Tendenzen begründet. Es würde auch in der Folge soziale Aenderungen herbeiführen, die für die Landarbeiter nicht zum Vorteil wären. Wir würden bei einem vollständigen Zerschlagen des Großgrundbesitzes viele Landarbeiter ihrer bisherigen Erwerbsmöglichkeit berauben, da es ausgeschlossen ist, sie alle zu selbständigen Landwirten aufrücken zu lassen. Nur zum Teil könnte das geschehen.

Auch vom ökonomisch-technischen Standpunkt muß der Großbetrieb bis zu gewisser Größe aufrechterhalten bleiben. Manche Betriebseinrichtungen würden sonst nicht mehr vorteilhafte Verwendung finden können. Zudem gingen maschinelle Hilfsmittel, wie sie der Großbetrieb heute benutzt, zu einem guten Teil verloren. Allerdings brauchte der Klein- und Mittelbetrieb auf diese Hilfsmittel nicht zu verzichten, denn eine gute genossenschaftliche Organisation kann hier helfend eingreifen. Die künftige Entwicklung wird auch sicher diesen Weg gehen. Die Sozialdemokratische Partei hat so reiche Erfahrung auf dem Gebiet der genossenschaftlichen Organisation, daß auch die Landwirtschaft davon profitieren kann. Unsere prak-

tische Betätigung weist uns die Richtung für unsere Tätigkeit auf dem Lande.

Damit wollen wir durchaus nicht dem Kleinbetrieb seine wirtschaftliche Berechtigung absprechen; noch weniger soll behauptet werden, daß wir es in einem Kleinbetrieb mit einem leistungsunfähigen Gebilde zu tun haben. Ein gut bewirtschafteter Kleinbetrieb bringt vielfach einen höheren Ertrag, berechnet nach der benutzten Bodenfläche, als der neben ihm liegende Großbetrieb. Vor allem hat der Kleinbetrieb insofern einen Vorzug, als er eine viel reichere Viehhaltung ermöglicht. Die Aufteilung preußischer Domänen hat hierfür den Beweis erbracht, und auch andere Untersuchungen bestätigen diese Erfahrungen.

Vor allem verlangen wir die Beseitigung eines Riesenbesitzes in einer Hand. Niemand soll einen Betrieb von über 750 Hektar im Besitz behalten. Der überschüssige Teil muß an das Reich gegen Entschädigung abgegeben werden. Die Bedeutung dieser Forderung wird uns klar, wenn wir uns einen Ueberblick verschaffen über die gegenwärtigen Besitzverhältnisse.

Nach der Betriebszählung vom Jahre 1907 gab es in Deutschland 369 Großbetriebe von mehr als 1000 Hektar mit zusammen 497 973 Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche. Das ist von einer Gesamtfläche von 43 106 486 Hektar freilich nur ein geringer Teil. Wie groß die Zahl der Betriebe über 750 Hektar ist — eine Grenzgröße, wie sie unser Antrag festlegt —, läßt sich statistisch nicht feststellen, da dieses Größenverhältnis nicht in der Betriebszählung berücksichtigt worden ist. Die Betriebe von 500 bis 1000 Hektar, die in der Statistik verzeichnet sind, erreichen die Zahl von 3129 mit insgesamt 2 053 882 Hektar Bodenfläche. Aber die Statistik gibt uns kein rechtes Bild davon, wie viele Personen den Großgrundbesitz in Händen haben. Dem Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reich ist nur zu entnehmen, daß in den sieben östlichen preußischen Provinzen 1883 Grundbesitzer 6454 Güter besaßen mit einem Umfang von über 1000 Hektar und einer Gesamtfläche von 4 916 897 Hektar. Aus anderen Landesteilen fehlt uns leider eine solche Ermittelung. Der deutsche Waldbestand umfaßt 13 875 644 Hektar. Davon entfallen auf die Besitzgröße von mehr als 100 Hektar 10 075 535 Hektar. In Privatbesitz befinden sich ungefähr 46 Proz. der Gesamtfläche. — Durch diese Ziffern haben wir wenigstens ein ungefähres Bild der Besitzgröße und damit einen Anhalt, welche Aenderung im Besitz die Durchführung unserer Forderung bewirken würde. Zu berücksichtigen ist dabei, daß die Zahlen infolge der durch Krieg und Friedensschluß veränderten Landesgrenzen nicht mehr stimmen und auch sonst seit 1907 manche Umwandlungen eingetreten sind. Dennoch gewinnen wir für unsere Betrachtungen einen Maßstab, der für unsere Schlußfolgerung genügt.

Den Wald wollen wir nur bis zu 100 Hektar als privates Eigentum belassen; den Rest aber dem Reiche übergeben. Die Nutzung und Verwaltung kann das Reich den Ländern übertragen. Daß der Wald aus dem privaten Besitz herausgenommen werden muß und eine einheitliche Forstwirtschaft die beste Verwaltung und Nutzung sichert, bedarf keiner näheren Begründung.

Was soll nun mit der freiwerdenden Ackerfläche geschehen? Hier lehnen wir uns an gewisse Vorarbeiten an, die die Gesetzgebung der Republik zur Ausführung brachte. Es soll die Anliegersiedlung, wie sie im

Reichssiedlungsgesetz vorgesehen ist, weiter gefördert werden. Wir wollen damit erreichen, daß der kleine Betrieb, der seinen Besitzer nicht ernährt, sondern ihn zwingt, in Tagelohn zu gehen, so erweitert wird, daß die Arbeitskraft lohnend im eigenen Betrieb verwandt werden kann. Wir lehnen aber zugleich jede Neuschaffung von Zwergbetrieben ab, die einer gesunden wirtschaftlichen Grundlage entbehren. Vor allem soll Pachtland an die Ortsinsassen abgegeben werden, die kein Land im Besitz haben, ferner an landwirtschaftliche Arbeiter je nach Bedarf. Die Kleingartensiedelung der städtischen Bevölkerung soll ebenfalls mehr gefördert werden, als durch das Reichssiedelungsgesetz geschieht. Alles jedoch innerhalb solcher Grenzen, daß aus dem Boden mindestens der Ertrag gezogen wird, den ein sonstiger ordnungsmäßiger Betrieb erbringt. Nicht jeder, der das Verlangen hat, Land zu besitzen, soll befriedigt, nein, der Sachkundige soll bevorzugt werden, damit ein möglichst hoher Ertrag der Bodenbewirtschaftung erzielt wird. Wir haben keinen Ueberfluß an Bodenprodukten, der uns gestattet, auf eine nutzbringende Verwertung unseres Bodens zu verzichten.

Der Umstand, daß heute vielfach mehrere Güter in den Händen eines Besitzers sind, würde nach unserem Vorschlag dazu führen, daß ganze Güter abgetreten werden müssen. Dabei wird von Fall zu Fall zu prüfen sein, welche Bodenfläche für Siedelung abzutrennen ist, und ob es vorteilhafter ist, daß das Reich die Bewirtschaftung des Restgutes dem Staat oder der Gemeinde überträgt. In Frage kommen ferner für die Bewirtschaftung gemeinnützige Genossenschaften, die die Gewähr für eine sachgemäße Betriebsführung bieten. Die Mitwirkung der Arbeiter und Angestellten in den so verwalteten Betrieben muß sichergestellt werden. Bei Neusiedelungen wären sie zunächst als Bewerber zu bevorzugen. Solche Rücksichtnahme auf die Arbeiterinteressen wird verhindern, daß infolge der Bodenreform Landarbeiter beschäftigungslos werden. Geschieht das dennoch, so soll ihnen eine Entschädigung gewährt werden.

Zum Wohnungsbau wird sich aus dem vom Großgrundbesitz abgetretenen Boden gleichfalls geeignetes Terrain abzweigen lassen; aber nicht in Privateigentum soll dieser Besitz übergehen, sondern nach Heimstättenrecht vergeben werden. Leider unterbindet das heutige Heimstättenrecht noch nicht ganz die Ausnutzung des Bodens zur privaten Spekulation, immerhin kann es weitgehende Behinderungen festlegen. Wichtig ist, daß weniger das Vorkaufsrecht als das Ankaufsrecht des Staates resp. der Gemeinden zur Anwendung kommt. Im einzelnen die Aenderungen anzuführen, die hierzu nötig sind, würde jedoch zu weit führen.

Damit kommen wir zu der Neugestaltung der Eigentums- und Besitzverhältnisse. Der an das Reich abgetretene Boden soll Eigentum des Reiches bleiben. Das Reich kann Teile dieses Eigentums verpachten, und zwar kann auch die Erbpacht gewählt werden. Es gelangt der Pächter also in den tatsächlichen Besitz des Landes, und dieses wird auch seinen Erben gesichert. Der Staat bezieht nur eine Rente. Der Besitzer verfügt frei, nur ist er beim Verkauf insoweit beschränkt, als er einen Gewinn nicht beanspruchen bedarf, der über den Wert der von ihm aufgewendeten Arbeit hinausgeht. Der Staat hat das Rückkaufsrecht, sobald der Besitzer verkaufen will. Es wird also der Besitzer in der Ausgestaltung seines Betriebes nicht beschränkt, solange er ordnungsgemäß das Land bewirtschaftet.

Ziel der Bodenreform muß sein, daß der Grund und Boden der privaten Spekulation entzogen wird und sich nicht abermals durch Aufkäufe die Bildung von großen Latifundien vollzieht. Weiter verlangt der Reformplan, daß bei jedem Grundstücksverkauf dem Staat oder der Gemeinde das Vorkaufs- oder Ankaufsrecht vorbehalten bleibt. Von dem Vorkaufsrecht ist nicht viel zu halten, da es leicht umgangen werden kann, wichtiger ist das Ankaufsrecht auf Grund einer objektiven Schätzung des Besitzwertes. Der Besitzwechsel wird mithin dazu beitragen, langsam eine Ueberleitung des Grundbesitzes in Staatseigentum herbeizuführen.

In einigen Landesteilen ist die Verpachtung ländlichen Besitzes weit verbreitet. Der kleinbäuerliche Pächter muß die Sicherheit haben, daß seine Mühe und seine Arbeit zur Vermehrung des Bodenertrages während der Pachtzeit nicht umsonst gewesen ist. Solche Sicherheit soll dem Pächter geboten werden. Eine Zeitpacht wird nicht zu umgehen sein, wenn minderjährige Erben vorhanden sind oder sonst ein wichtiger Grund vorliegt, der es dem Besitzer des Gutes unmöglich macht, die eigene Bewirtschaftung durchzuführen. Es kann sich natürlich nicht um einen Schutz des Pächters handeln, der sich an ganz einseitige günstige Bestimmungen des Vertrages klammert. Hier trifft das geplante Pachtschutzgesetz das sachlich Richtige, indem es gestattet, Verträge zu ändern, die offenbar unbillig sind, weil sie eine Pachtsumme aufrechterhalten, die in Anbetracht der heutigen Geldentwertung nicht mehr zu rechtfertigen ist. Andererseits muß das Hinaufschrauben der Pacht begrenzt werden. Von diesen Pachtungen verschieden sind die städtischen Kleingärten. Die Kleingärten- und Kleinpachtlandordnung hat den Pächter bereits geschützt gegen eine willkürliche Erhöhung der Pacht und unbegründete Kündigung.

Die weitere Erschließung geeigneter Terrains für die Gartensiedlung ist zu fördern. Die Gemeinden sollen nach unseren Vorschlägen mit weitestgehenden Vollmachten ausgestattet werden, damit sie sich solche Ländereien durch Enteignung zu beschaffen vermögen. Nur darf die Anlage von Kleingärten nicht zur Spielerei ausarten. Der Zweck soll sein, bessere Erträgnisse aus der Scholle durch Gemüsebau und Obstkulturen zu gewinnen, also die Nahrungsmittelerzeugung zu heben.

Wir fordern weiter ein neues Bodenbewertungsgesetz. Die geltenden Veranlagungen des Bodenwertes sind längst überholt. Die Neuveranlagung würde eine Grundlage für die Besteuerung und die Bemessung der Entschädigung im Fall der Enteignung oder der Ausübung des Ankaufsrechts bieten. In einer gewissen Verbindung damit steht das Verlangen, durch Einbringung eines Reichsbodenbewirtschaftungsgesetzes für die zweckmäßige Ausnützung des Ackerlandes Vorsorge zu treffen. Nicht ein Anbauzwang, der jedem die Fruchtfolge oder die Anbaueinteilung vorschreibt, ist geplant; wohl aber soll dort ein Eingriff erlaubt sein, wo es sich darum handelt, zu verhüten, daß zu einer Produktionsform übergegangen wird, die wichtige, berechtigte Anforderungen der Nahrungsmittelerzeugung außer acht läßt. Was zur Produktionssteigerung notwendig ist, zählen die Richtlinien kurz in folgender Weise auf:

„Intensive Bodenbearbeitung und planmäßige Bodenverbesserung, zweckentsprechende und verstärkte Düngung, Förderung der Pflanzenzucht, richtige Sortenwahl, zweckentsprechender Wechsel des Saatgutes, Unkraut-

und Schädlingsbekämpfung, Vermehrung und Verbesserung des Hackfruchtbaues, Verallgemeinerung der Verwendung zweckmäßiger Maschinen und Geräte, geeignete und verbesserte Futtererzeugung, Hebung und Förderung der Viehzucht, insbesondere zur Vermehrung von Milch und Fett, durchgreifende Bekämpfung der Tierkrankheiten."

Und schließlich ein wichtiges Kapitel: die Gewinnung neuen Bodens durch Drainage, Bewässerung, Moor- und Oedlandkultur. Wir wissen, wie schwierig in Anbetracht der Finanzlage des Reiches und der Länder die Durchführung dieser großen Aufgabe geworden ist; dennoch müssen wir mit Einsetzen aller Kräfte versuchen, vorwärts zu kommen. Es handelt sich um die alte sozialdemokratische Forderung der inneren Kolonisation. Noch liegen große Ländereien verödet da, die in Kultur genommen werden können. Wir brauchen diesen Zuwachs für die vielen, die nach Land begehren, aber auch zur Steigerung unserer Nahrungsmittelproduktion, damit wir, unabhängig vom Ausland, unser Volk ernähren können.

Mit diesen Richtlinien für eine Bodenreform greift die Sozialdemokratische Partei in eine höchst aktuelle Frage ein. Sie übernimmt die Führung auf diesem Gebiet und wird zum Fürsprecher aller derjenigen, die eine Gesundung der Verhältnisse auf dem Lande und eine Beseitigung des wirtschaftlichen und politischen Uebergewichts des Großbesitzes anstreben.

Demokratische Selbstzucht

Von **Hermann Kranold**-Hannover

Die antiken Stadtstaaten, aus deren Staatsleben uns demokratische Ideale und demokratische Organisation der Staatsverwaltung zuerst in größerm Maßstab überliefert sind, hatten es leicht, Wirklichkeit und Ideal der „gerechten" Staatsverfassung in eins zu setzen. Die Körperschaft, die demokratisch organisiert wurde, war klein und einfach. Infolgedessen war Regieren eine Tätigkeit, die halbwegs jeder Bürger ohne Berufsstörung im Nebenamt erledigen konnte; und an Sachverständnis genügte zur Lösung dieser Aufgabe im allgemeinen ein Maß von gesundem Menschenverstand und praktischer Lebenserfahrung, wie es jeder durchschnittliche Bürger besaß. Infolgedessen war direkte Gesetzgebung durch das Volk und Kontrolle so ziemlich aller Verwaltungsakte auf demselben Weg durchaus möglich.

Eine solche Art der Staatsorganisation wird technisch unmöglich, wenn entweder die Größenausmaße des Staats der wirklichen jedesmaligen Anwesenheit der Bürger bei der Fällung der Entscheidungen sich entgegenstellen, oder wenn die Kompliziertheit der Staatsaufgaben sich so vergrößert, daß ein besonderes Maß von Sachverständnis zur Führung der Staatsgeschäfte erforderlich wird, wenn das Staatsschiff nicht kläglich zu Bruch gehen soll. In solchen Verhältnissen bildet sich, wenn die Demokratie überhaupt erhalten bleibt, zweierlei mit Notwendigkeit heraus: 1. eine *Repräsentativverfassung*, in der die Bürger sich darauf beschränken, *Vertreter* zu wählen, die gewohnheitsmäßig für sie bei den Entscheidungen die Stimme abgeben, indem sie als Abgeordnete zu einem Parlament zusammentreten; und 2. ein *Berufsbeamtentum*, das die eigentliche Erledigung der Staatsgeschäfte zu seiner Lebensaufgabe macht, besonders für die Erfüllung dieser Aufgaben ausgebildet wird und sie

dank deren mit einem höheren Maß von Sachverständnis und Gewandtheit erledigt, als der Durchschnittsbürger für einen solchen Zweck aufbringen könnte.

Jede Demokratie, mag sie aus Gründen der Weltanschauung oder der Zweckmäßigkeit errichtet sein, steht kurz oder lang nach ihrer Errichtung vor der Notwendigkeit einer solchen Fortbildung; sie kann nur ausbleiben, solange es sich um soziale Zwerggebilde handelt, in denen geringe räumliche Erstreckung sich mit bescheidener Menschenzahl und einfachen sozialen Organisationsverhältnissen vereinigt. Deshalb können kleinste schweizer Kantone, die ein paar tausend Menschen in einem oder zwei benachbarten Tälern umfassen, an der „Gesetzgebung durch das Volk" und an der Verwaltung durch oft wechselnde Ehrenbeamte festhalten; ein großes Gebilde ist dazu nicht in der Lage.

Mit der Herausbildung von Abgeordneten und Berufsbeamten ist eine solche Entwicklung nun aber keineswegs abgeschlossen. Bei beiden Teilen besteht Herrschsucht: wer von beiden den andern beherrscht, der hat freie Hand für legale Ausbeutung. Das technische Mittel, dessen sich die Beamten dabei bedienen, ist der Versuch, ihr Monopolgut, das Sachverständnis in Verwaltungssachen, durch das Amtsgeheimnis dauernd zu sichern, möglichst große Kompetenzen ihrer ausführenden Gewalt vorzubehalten und dadurch die Repräsentativmaschine machtlos zu machen. Herrschaft der in ihren Bureaus sitzenden Beamten, Bureaukratie ist ihr taktisches, Aneignung der tatsächlichen Staatsgewalt ihr strategisches Ziel; erreichen sie beides, so ist legale Ausbeutung ihnen möglich. Ihr starkes Aktivum in diesem Kampf ist, daß sie tatsächlich größeres Sachverständnis haben, infolgedessen technisch gut arbeiten und, weil die Zuschiebung der letzten Entscheidungen an eine einzelne Person ihnen möglich ist, Promptheit, wohltuende Einseitigkeit (Konsequenz) und Verantwortlichkeit der Entscheidungen von ihnen weit eher aufgebracht werden kann, als von der Vielköpfigkeit eines Vertretungskörpers.

Dessen Aktivum hinwiederum ist, daß er direkt von den Regierten seine Vollmacht empfangen hat, daß er also auf ihr Vertrauen sich berufen kann, und daß die große Zahl der Mitglieder des Vertretungsapparats und ihre grundsätzliche Interessiertheit an der Durchbrechung des Amtsgeheimnisses es ihnen ermöglicht, zu agitieren, d. h. durch direkte rednerische usw. Bearbeitung der Wähler ihr Vertrauen immer aufs neue zu erringen und diesem Vertrauen eine stark persönliche Färbung zu geben. Von besonders hervorragenden Agitatoren überträgt sich dieses persönliche Vertrauen auf die sachlich-politische Gruppe, der sie angehören, sehr leicht; denn wer der Freund meines Vertrauensmanns ist, zu dem habe ich ebenfalls Vertrauen.

Auf diese Weise entsteht der Parteikörper, der nun seinerseits bestrebt ist, die Verwaltung dadurch von sich abhängig zu machen, daß er die führenden Posten des Verwaltungsapparats mit von ihm abhängenden und ihm gefügigen Leuten besetzt. Gelingt ihm das, so wird die Bureaukratisierung zu einem Mittel der Parteiherrschaft; sie schlägt in Herrschaft der Berufspolitiker (Politokratie) um. Die Organisation einer Partei selbst bringt es, sobald sie größern Umfang erreicht, wiederum mit sich, daß sie in sich eine eigene Bureaukratie entwickelt; und diese Parteibureaukratie kann nun ihrerseits die Wähler beeinflussen und die errungenen Vollmachten

(innerhalb gewisser Grenzen) für sich ausnutzen. Vollmacht in taktischen Fragen ist das Mittel, das sie sich von den Parteigenossen bewilligen läßt und dessen sie sich bedient, um ihre Sonderzwecke zu erreichen, der Ruf des „bewährten Kämpfertums" hilft dazu, künstliche Komplizierung des Instanzenapparats der Partei und damit Mattsetzung der Demokratie in der Bestimmung des Parteiwillens ist das wichtigste Mittel, um die Parteimaschine selbst zu beherrschen.

Eine Entwicklung dieser Art zeigt sich in allen Kulturländern. So mannigfach auch ihre Erscheinungsformen sein mögen, im Grund ist es doch immer dasselbe: die Staatsordnung ist immer ein Kompromiß zwischen Parteimaschine und Bureaukratie, wenn auch die Linie, auf der das Kompromiß tatsächlich zustande kommt, bald der Partei, bald der Bureaukratie näher verläuft, bald zwischen beiden die Mitte hält. Unter modernen Verhältnissen liegt nun die Sache so, daß die größeren Chancen, sich durchzusetzen, auf seiten der Parteimaschine liegen, während zweifellos die ständig größer werdende Kompliziertheit der Staatsaufgaben eine besonders leistungsfähige und an schneller, richtiger Entscheidung nicht gehinderte Bureaukratie verlangt. Aber gerade in den letzten Jahrzehnten hat die Befriedigung ihres Ausbeutungsinteresses durch die Bureaukratie diese derartig diskreditiert, daß heute Vertrauen zu ihrer Tauglichkeit und Uneigennützigkeit (d. h. materiellen, nicht bloß formalen Rechtlichkeit) nicht aufkommen kann und will.

Nirgends können wir diese Dinge besser studieren als am Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika, weil sie neben sonstigen europaähnlichen Verhältnissen zwei Eigenschaften besitzen, die wie Vergrößerungsgläser für den sozialen Anschauungsunterricht wirken: Weiträumigkeit und Schnelligkeit des sozialen Wachstums. Und in der Tat gibt es denn auch kein Land, in dem der Kampf zwischen Parteimaschine und Bureaukratie und die Korruption der Bureaukratie durch die Parteiherrschaft einen solchen Grad erreicht hat, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika. Das beste über diesen Gegenstand vor dem Krieg in Amerika erschienene Buch ist von Albert M. Kales und heißt: „Unpopular Government in the United States" (Chicago, Ill.), führt also den bezeichnenden Titel: „Unvolkstümliche Regierung in den Vereinigten Staaten". Es hebt besonders hervor, daß der Umstand, daß die Bevölkerung Amerikas ein so buntes Gemisch, teilweise aus ganz ungebildeten, ja nicht einmal der Landessprache kundigen Massen zusammengesetzt ist, bewirke, daß die Parteimaschine durch besonders skrupellose Agitation große Wirkungen in der Eroberung der Unterstützung der Wähler erreichen kann. Die Wähler werden beschwatzt, belogen bestochen, durch lokale Zuwendungen freundlich gestimmt, im wörtlichsten Sinn betrunken gemacht mit einer Schamlosigkeit, wie sie in Westeuropa zwar sicherlich auch im Prinzip, keineswegs aber in demselben Grad sich austoben kann.

Der Wähler wird oft zur Wahlurne gerufen; und die schöne Einrichtung des „Großwahltags", die sich erst neuerdings in Europa einnistet, dient dazu, an einem Tage ihm die Besetzung so vieler Posten zuzumuten, daß es ihm ganz unmöglich ist, sich noch irgendeine Vorstellung von der Tauglichkeit und Gesinnung der Kandidaten zu machen, zwischen denen er zu wählen hat. Er kann nur zwischen den Listen der verschiedenen Parteien sich entscheiden.

Kales gibt in getreuer Nachbildung Stimmzettel wieder, die zeigen, daß z. B. im November 1912 in Chicago der unglückselige Wähler außer dem Präsidenten der Vereinigten Staaten an ein und demselben Tage noch 53 (in Buchstaben: dreiundfünfzig) Posten zu besetzen hatte; zu diesem Zweck hatte er unter 273 Namen die Auswahl zu treffen! Das mag angehen, wenn die Parteien, die die Kandidaten aufstellen, Weltanschauungsbünde von reinem Willen sind. Dann läßt es sich schließlich verantworten, die Liste einer Partei, deren Grundeinstellung man billigt, zu wählen, ohne die einzelnen Kandidaten in ihr besonders zu prüfen. Wenn aber der Parteiapparat durchaus nicht über den Verdacht erhaben ist, daß er nur eine Beutejägerorganisation ist oder daß doch wenigstens in ihm die Beutejäger die Herrschaft haben, dann kommt dieses Angewiesensein des Wählers auf die bange Wahl zwischen einem Viertel- oder Halbdutzend von ellenlangen Parteilisten auf eine Scheindemokratie schlimmster Art hinaus, der man nicht zu viel Böses antut, wenn man sie, wie Kales, „unvolkstümlich" nennt.

Wer die Skylla vermeiden will, gerät in die Charybdis. Wirklich? Kann man nicht, wie der homerische Odysseus, zwischen den beiden Strudeln (der Herrschaft der Beutepartei und der Beutebureaukratie) hindurch den Weg ins gefahrlose Meer finden, auf dem das Schiff ungefährdet den Kurs rechtlicher Entwicklung zu steuern vermag? Unerschrockene, weil im Grunde naive Kommunalpolitiker haben in Amerika versucht, diesen sicheren Mittelweg zu finden. Er ist unter dem Namen „Commission Government" (Regierung unter begrenzter Vollmacht) oder „Galveston-System" bekanntgeworden. Er besteht im Prinzip in folgendem:

Stellen wir uns vor, daß die Geschäfte einer großen Stadtverwaltung unter Unsachlichkeit und schleppenden Geschäftsgang zu leiden gehabt haben. In den unteren und mittleren Beamtenstellen sitzen Günstlinge der Parteimaschine, die angestellt werden mußten, weil die Maschinisten („Bosses") es durch Drohungen und Intrigen erzwangen. Die Abwicklung aller Geschäfte ist erschwert, weil die Bürgerschaft diese Verseuchung des Verwaltungsapparats kennt und ihm deshalb mißtraut, also Kontrolle fordert und diese durch zahlreiche, zum Teil übereinander geordnete, zum Teil in ihren Kompetenzen ineinandergreifende Kommissionen, in denen das Bürgerelement Sitz und Stimme hat, zu verwirklichen sucht. Zeitverluste, Wechsel der Leitlinie durch Kompromisse innerhalb wechselnder Mehrheiten, Kompetenzkonflikte sind an der Tagesordnung. Was soll der Bürger vorschlagen, der je länger je mehr das Unmögliche dieses Zustandes einsieht und Abhilfe schaffen will? Was insbesondere dann, wenn er, durch bitterste Erfahrung gewitzigt, auch den „Aasgeierparteien" mißtraut und sie schlimmer fürchtet als den Tod? In solcher Lage befand sich die Stadt Galveston im Staate Texas, als im Jahre 1899 eine Sturmflut die Stadt verheerte und in kürzester Zeit die Aufgabe des Neubaues der Stadt gelöst werden mußte, die durch die Katastrophe bettelarm geworden war und wegen der Mißverwaltung der Politokratie, die in ihr geherrscht hatte, irgendwelchen Kredit nicht besaß. In dieser Lage ergriffen die Bewohner den Ausweg, daß sie Stadtverordnete, Kommissionen u. dgl. m. gänzlich abschafften. Sie teilten die ganze Stadtverwaltung in Ressorts, ähnlich wie das bei deutschen Magistraten der Fall ist. An die Spitze jedes Ressorts trat

ein für seinen Zeitverlust hinreichend entschädigter, im eigentlichen Sinne aber ehrenamtlich wirkender Stadtrat, der auf unbestimmte Zeit gewählt wurde durch direkte Stimmabgabe der Wahlberechtigten. Der Stadtrat hatte innerhalb seines Amtsgebietes freie Hand in der Führung der Amtsgeschäfte, er konnte von den ihm unterstellten Beamten entlassen und dafür anstellen, wen er wollte, kurzum, er war innerhalb seines Amtsbereichs mit diktatorischen Vollmachten bekleidet, aber er mußte sich im Rahmen eines Pauschaletats halten, den die Gesamtheit der Stadträte für jedes Ressort durch Stimmenmehrheit festsetzte, und er war keinen Augenblick seines Amtes sicher. Sobald eine genügend große Zahl der Urwähler es schriftlich verlangte, mußte er sich einer Neuwahl unterziehen; der Rückruf (Recall) konnte ihn jeden Tag mitten aus seiner ganzen Selbstherrlichkeit herausreißen.

Galveston hat mit diesem System glänzende Erfahrungen gemacht; das System trat bald einen Siegeszug durch die Vereinigten Staaten an, und wenn es dabei im einzelnen auch sehr viele technische Abänderungen erfuhr, so bewährte es sich nach der Meinung vieler Wählerschaften doch so, daß heute ganze Staaten, daneben Riesenstädte wie New York, durch ein Commission-Government regiert werden. Wenn New York die Herrschaft der üblen Beutejägerbande, die auch bei uns unter dem Namen Tammany Hall bekanntgeworden ist und viele Jahre hindurch die Verwaltung dieser Riesenstadt zum Wüteplatz der schamlosesten Korruption gemacht hat, abzuschütteln vermochte, so in erster Linie deshalb, weil Commission-Government die Macht der Bande brach.

Was hat der Leiter eines Ressorts zu fürchten? Welche Maßregeln wird er deshalb treffen, welche unterlassen? Damit es zu einer Rückberufung kommt, muß entweder sich eine große Partei gegen ihn engagiert haben oder er muß sonst sehr unpopulär geworden sein. Mit der Feindschaft einer Partei geht es hier aber, wie es mit der Gefahr der Unpopularität ebenfalls geht: beides setzt positive, weithin sichtbare Mängel der Verwaltung voraus, wenn es sich durchsetzen soll; denn eine bloße Hetze wird sehr schnell, namentlich wenn die Bevölkerung erst einmal an das System gewöhnt ist, nur dann noch gegen den Inhaber des Amtes auszuspielen sein, wenn eine starke Macht dahinter steht. Diese starke Macht kann entweder eine sehr tiefgreifende allgemeine Unzufriedenheit der Regierten sein; dann ist es aber, wenn man nicht gerade ein Schwärmer für Diktatur durch dick und dünn ist, sicherlich geraten, den Kurs zu wechseln; oder diese Macht kann durch eine Partei vertreten werden, die stark genug ist, auch dann zu existieren, wenn sie nicht mehr Beute machen kann. Es werden auf die Dauer also entweder unter diesem System die Parteien allesamt zugrunde gehen, oder aber doch so viele, daß nur Weltanschauungsparteien übrigbleiben, die in erster Linie für die Aufklärung ihrer Mitglieder arbeiten und höchstens erst in zweiter Linie im eigentlichen Sinn Agitation treiben; denn unter dem Galveston-System wird Agitation sehr leicht zu einer leer laufenden Mühle, die nur noch sinnlos klappert und ihren Mann nicht mehr nährt.

Gewiß wird es eine Gewöhnungszeit geben, innerhalb deren unüberlegte Rückberufungen vorkommen werden; nach kurzer Zeit wird sich aber eine ebensolche „Rückberufungsmüdigkeit" einstellen, wie sich nur allzuleicht bei „normalem" Wahlrecht eine große, nur mit unendlicher Mühe und

unter Riesenaufwand nicht immer schöner Agitationsmittel zu bezwingende Wahlmüdigkeit einstellt.

Eine absolute Sicherheit für technisch gute, unbestechliche und der Ausbeutung nicht die Schleppe tragende Verwaltung ist allerdings auch in dieser Form der Verwaltung nicht gegeben. Die Sauberkeit der Verwaltung wird freilich zunehmen, und die durchschnittliche Qualität der technischen Leistung wird sich gewaltig erhöhen, weil persönliche Verantwortung wieder möglich wird, die heute im Schoß von Majoritätsbildungen regelmäßig versinkt (ist doch auch namentliche Abstimmung ein sehr schnell abnutzbares Hilfsmittel gegen die Verantwortungslosigkeit kollegialer Entschließungen). Schrittmacher der Ausbeutung aber werden die leitenden Verwaltungsbeamten sicherlich sein, solange die Verteilung der Macht in der Gesellschaft so ist, daß den Ausbeutern bei den Wahlen die Ausgebeuteten nachlaufen und, solange es noch ein Normalzustand ist, daß die Kälber mit Begeisterung, schwungvollem Augenaufschlag und gerührtem Herzen ihre Metzger selber wählen. Man darf also sicherlich nicht etwa das Durchdringen des Sozialismus nur durch die Einführung des Commission-Government erwarten. Um solche Frucht zur Reife zu bringen, dazu bedarf es anderer Vorbedingungen und anderer wirkender Kräfte.

Aber unter einem andern Gesichtspunkt ist das Commission-Government unmittelbar lebenswichtig für den Sozialismus. Man klagt oder spottet heute oft und reichlich über die Ohnmacht des Staates gegenüber den Interessengruppen. Sicherlich ist daran etwas Richtiges, und gewiß darf dieser Umstand nicht übersehen werden. Deshalb darf man aber noch nicht einfach an das naturnotwendige Versagen der Staatsgewalt gegenüber der Aufgabe moderner oder übermorgiger Wirtschaftsverwaltung glauben, sondern man muß die Ursachen der gegenwärtigen Schwäche einstweilen untersuchen. Ich glaube, man geht nicht fehl, wenn man in der übermäßigen Zahl von Kontrollinstanzen, in dem Ueberwuchern der kollegialen über die einzelverantwortliche Verwaltung einen wesentlichen Umstand sieht, der diese Schwäche begründet. Die zunehmend sich ausdehnende Gewohnheit, Gesetze erst in Kommission und Plenum des Parlaments grundlegend und in den Einzelheiten zu gestalten, macht die Gesetze technisch unzulänglich; Kompetenzkonflikte und Häufung von Berufungsinstanzen fressen bei rein administrativen Angelegenheiten Zeit und Arbeitskraft von Beamten in einem Maße auf, daß dadurch die an solche Hemmklötze nicht geketteten Organisationen der privaten Interessentengruppen tatsächlich einen ungeheuren Vorsprung gewinnen. Das Mittel zur Abhilfe ist aber sicherlich nicht die einfache Kapitulation der Staatsverwaltung vor den Interessentenverbänden, sondern die Rekonstruktion einer wirksamen Staatsverwaltung durch Wiedereinsetzung der Verwaltungsvollmacht in einer Form, die begründetem Mißtrauen nicht die Ventile nimmt, sportartig getätigtes Mißtrauen aber klarstellt.

Gerade der Sozialismus hat allen Anlaß, um solche Dinge sich rechtzeitig zu kümmern; denn der dem Sozialismus u. a. zugrunde liegende Gedanke der Verwaltungswirtschaft, d. h. der Regelung der Grundzüge des Wirtschaftsprozesses in ziemlich weitem Ausmaß durch die zentrale politische Gewalt, wird namentlich in Deutschland, aber auch anderswo infolge der ökonomischen Verhältnisse der nächsten Zukunft in großem Umfang Ver-

wirklichung finden. Ob diese Entwicklung, ein Anschauungsunterricht großen Stils, sich als Lockmittel oder als Vogelscheuche für den Gedanken einer sozialistischen Verwaltungswirtschaft erweisen wird, das steht noch dahin. Das wird in erster Linie davon abhängen, ob es den demokratischen Bestrebungen gelingen wird, durch weise Selbstbeschränkung den Beweis zu liefern, daß Verwaltungswirtschaft technisch zur Bewältigung ihrer Aufgaben zulangen kann, oder ob ihr Versagen den Glauben an die Notwendigkeit eines undemokratischen (mehr oder weniger aufgeklärten) Absolutismus wieder neu erwecken wird. Freilich wird es schwer sein, die technischen Konsequenzen solcher Einsicht rechtzeitig und mit genügender Vollständigkeit zum Siege zu führen. Vorurteile, Mißtrauen, aber auch Privatinteressen, die durch diese Entwicklung auf das Schwerste verletzt werden, werden sich solcher Neugestaltung entgegenstemmen.

Namentlich werden die Beamten mit Entschlossenheit ihre Unabsetzbarkeit festzuhalten suchen; und ihre Unabsetzbarkeit würde jede Art von Commission-Government mattsetzen. Man denke nur daran, welch ein enormes Hemmnis für die Durchführung modernster Verwaltungsprinzipien etwa in der preußischen Verwaltung der Umstand war, daß reaktionäre Oberpräsidialräte, die keine Handhabe zum disziplinarischen Vorgehen boten, bis vor kurzem unabsetzbar waren, wenn man sie nicht — in die Ministerien oder ins Oberverwaltungsgericht befördern wollte. Solche Beispiele lassen sich häufen; aus der Schwierigkeit einer Aufgabe folgt aber keineswegs die Ueberflüssigkeit ihrer Lösung, und es ist eine große Hoffnung, daß z. B. das neue Thüringen mit der Unabsetzbarkeit der Beamten jetzt wenigstens prinzipiell gebrochen und dadurch das Eis zunächst einmal gesprengt hat.

Ueber die Gestaltung eines solchen Systems im einzelnen kann man nicht in einem kurzen informierenden Aufsatz reden; es wird natürlich nicht schematisch, sondern streng differenzierend anzuwenden sein. Es gibt sicherlich auch gerade Verwaltungsaufgaben, auf die es absolut nicht paßt, und seine Uebertragung auf die Rechtspflege könnte geradezu vernichtende Folgen für die Einheitlichkeit und Unparteilichkeit der Rechtsprechung haben. Hier soll also *nicht ein Allheilmittel* empfohlen, sondern ein neues, teilweise gut bewährtes Mittel der Organisationskunst zuerst einmal bekannt gemacht werden. Aber *ein* Einwand sei gleich vorweggenommen, weil er gefährlich sein könnte. Dabei bilde ich mir freilich nicht ein, ein diesem Einwand entsprechendes Vorurteil durch die Widerlegung machtlos zu machen, denn ich weiß nur zu gut, wie wenig Macht Argumente, wie große Macht ungeklärte Instinkte haben.

Dieser Einwand ist der, Commission-Government sei „undemokratisch". In Wirklichkeit ist es nicht weniger demokratisch als jede Form repräsentativer Demokratie. Im Gegenteil. Wenn man einmal unterstellt, daß Demokratie ethisch geboten sei, weil sie die Bevormundung des Einzelnen aufhebe und jedem das Mitbestimmungsrecht an den öffentlichen Angelegenheiten gewähre (was höchstens halb wahr ist), so bedeutet das Galveston-System sicherlich nur die *Verdrängung eines Vormundes durch einen andern*. Ohne daß aber dabei eine neue Despotie, und sei sie auch noch so aufgeklärt, errichtet wird, wird man sagen dürfen, daß der neue Vormund *von besserer Qualität* sein wird, als der bis-

herige. Er wird weniger Menschenkräfte in der Ausübung der Vormundschaft festlegen als bisher; er wird den Jagdbereich der Beutepolitiker einschränken, vielleicht ganz beseitigen, und er wird die Bummelei, Uneinigkeit und Verantwortungslosigkeit von Majoritäten ersetzen durch Promptheit, Einheitlichkeit und persönliche Verantwortung einzelner, sei es von den Vertrauensmännern des Volks absetzbarer, beruflich tätiger, sei es als Vertrauensmänner des Volks abberufbarer, ehrenamtlich tätiger Beamter. Und dieser Qualitätsgewinn bei der Vormundschaft, da nun einmal Bevormundung noch auf lange hinaus das notwendige Uebel menschlicher Gesellschaftsorganisation sein wird, ist sicherlich etwas, was gerade heute, in der Zeit der aufsteigenden, wenn auch noch zart kapitalistisch orientierten Verwaltungswirtschaft, gar nicht hoch genug gewertet werden kann. Denn schließlich entscheidet in der geschichtlichen Entwicklung der Lebensordnung der Erfolg. Leistet die Verwaltungswirtschaft etwas bei der Aufgabe, das im Elend versinkende Europa aus dem Sumpf, der es einzusaugen droht, zu retten, so wird damit der Sozialismus einen großen Sieg errungen haben. Versagt sie jetzt, ist damit der Gedanke des Sozialismus auf lange Zeit zurückgeworfen.

Der Intellektualismus unserer Schule und der Materialismus unserer Zeit

Von Dr. M. Baerting

II (Schluß)

Auch noch durch andere Eigentümlichkeiten unseres Bildungssystems als die im ersten Teil dieses Artikels genannten wird die geistige Gleichgültigkeit und Trägheit den Individuen anerzogen. Ich habe bereits früher nachgewiesen, daß die Schule in ihrer heutigen Gestalt die Einheit der Kindespsyche spaltet in ein Schul-Ich und ein Lebens-Ich. Im ersten Falle aufoktroyiertes Fremdleben, Zwang des eigenen Willens unter den Druck eines fremden, im zweiten Falle Entwicklung des Selbst nach seinen individuellen Gesetzen, Eigenleben. Diese Spaltung in Schul-Ich und Lebens-Ich, in Fremdleben und Eigenleben, müßte endlich in der Jugendpsychologie Beachtung finden, denn sie ist von größtem und, leider muß man hinzufügen, nachteiligstem Einfluß auf die ganze psychische Entwicklung.

Vor allem aber begünstigt diese Spaltung der jugendlichen Seele in ein Doppelwesen die Tendenz zum Materialismus im späteren Leben. Denn das Schul-Ich wird immer das künstliche und zweite Ich des Individuums. Das wahre Selbst ist und bleibt das Lebens-Ich. Durch diese geistige Abspaltung des Schul-Ich weist die Schule sich selbst mit ihren Einwirkungen den Platz vor den Toren der Seele an. Sie ergreift nicht das innerste Wesen des Jugendlichen, sie dringt nicht in das wahre Selbst ein, wo das Lebens-Ich herrscht. Daher kommt es, daß die Schule vor ihrer größten Aufgabe, geistige Beschäftigung sowohl wie geistige Inhalte mit dem Wesen des Menschen zu einer innerlichen Einheit zu verschmelzen, versagt. Für die allermeisten bekommt das Geistige etwas Künstliches, Wesensfremdes.

Damit wird der Mensch rettungslos in die Sphäre des Materialismus gestoßen. Noch schlimmer ist es, wenn das Schul-Ich zur Herrschaft gelangt und das Lebens-Ich auslöscht. Das bedeutet den Sieg der Scheingeistig-

keit, der schlimmer ist als der krasseste Materialismus. Denn im Materialismus steckt immer noch ein Stück roher Natur. Scheingeistigkeit aber ist Materialismus besonderer Art, der den Deckmantel des Idealismus trägt und zugleich voll Unnatur und Künstlichkeit ist.

Die Jugendbildung begeht ferner eine große Sünde wider den Geist der Kultur dadurch, daß sie dem Schüler die Kultur stets als etwas Abgeschlossenes, Fertiges darstellt. Die Perspektive des Fortschritts fehlt. Mir erzählte einmal eine geistig sehr hochstehende Persönlichkeit, daß sie nach zehnjährigem Schulbesuch in dem naiven Glauben gelebt hätte, daß Dichter immer tot sein müßten. Ihr sei ein Teil der jugendlichen Weltanschauung eingestürzt, als sie eines Tages außerhalb der Schule erfuhr, daß es auch lebende Dichter gab.

Die Schule richtet den Blick der Jugend vorwiegend auf die Vergangenheit, wenig auf die Gegenwart, gar nicht auf die Zukunft der Kultur. Mehr als man heute ahnt, wird der Fortschritt der Kultur durch diese Einstellung gehemmt und die Tendenz zum Materialismus begünstigt. Erstens wird die Sehnsucht, mitzuschaffen am Fortschritt der Kultur, nicht geweckt. Dadurch bleibt ein großer Teil geistiger Schöpferkraft ewig unerlöst. Die zweite Wirkung aber ist die, daß gerade durch die Bildung, die einer Auswirkung des Kulturfortschritts in möglichst weiten Kreisen den Boden bereiten sollte, der gegenteilige Erfolg erzielt wird, nämlich eine allgemeine Gleichgültigkeit, Verständnislosigkeit, ja Abneigung gegenüber dem Kulturfortschritt. Das wahrhaft Neue und Eigenartige findet weder im Volke im allgemeinen noch in der geistigen Oberschicht im besonderen eine Resonanz, sondern eher Widerstand. Dadurch wird die Produktion der schöpferischen Geister herabgesetzt. Zur Zeit der höchsten Kulturblüte Griechenlands hat unzweifelhaft das Moment der Perspektive des Fortschritts in der Bildung eine große Rolle gespielt.[1] Das ganze Volk bis in seine untersten Schichten hinein interessierte sich für den Fortschritt der Kultur. Die schöpferischen Geister fanden eine Resonanz, die all ihre Kräfte zur höchsten Auswirkung brachte.

Die Schule lenkt ferner die große ewige Sehnsucht des Menschen auf ein Zentrum, das durchaus in der materialistischen Sphäre liegt. Dieses Zentrum ist der Ehrgeiz. Wenn die Schule in dem Maße, wie sie heute den Ehrgeiz züchtet, die Liebe zur Sache erweckte, so würde die kommende Generation ein anderes Antlitz tragen. Heute tritt Interesse und Liebe zur Sache in der Schule weit hinter das Wirken des Ehrgeizes zurück. Der Ehrgeiz wird mit allen Mitteln geweckt und angespannt. Examen und Prüfungen, die Schrittmacher banalsten Ehrgeizes, werden von Jahr zu Jahr vermehrt. Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, wenn für viele Menschen der Ehrgeiz zum Lebenszentrum wird. Das führt zu dem wilden Hasten und Jagen nach Geld, Besitz, höheren Stellen, nach äußeren Ehren, nach Ruhm, nach Beifall. Ehrgeiz ist aber nun fast immer Materialismus, da er sich fast ausschließlich auf materielle Vorteile richtet. Ehrgeiz zieht immer in eine niedere Sphäre, da er fast unzertrenn-

[1] Der Nachweis findet sich in meiner demnächst erscheinenden Schrift „Erziehung im griechischen Geiste".

lich mit Neid verbunden ist. Unsere Zeit, die vor kleinlichem Ehrgeiz brennt, ist auch gelb vor Neid.

Die Schule kann und darf den Ehrgeiz wecken, aber sie darf ihn erstens nicht so maßlos übertreiben, und zweitens soll sie ihm höhere Ziele geben. Niemals aber sollte der Ehrgeiz in der Schule so erzogen werden, daß durch ihn die Liebe zur Sache ausgelöscht wird. In dem Augenblick, wo diese Liebe hinter ehrgeizigen Zwecken zurücktritt oder ihnen geopfert wird, gerät der Ehrgeiz auf den häßlichen und gefährlichen Weg des Materialismus. Höchstes Vorbild eines Menschen, dessen Gedanken, geschweige denn sein Handeln niemals auch nur von einem Hauche des Materialismus entstellt wurde, dessen Lebenszentrum allein die Hingabe an die Sache war, ist Spinoza. Die Entfaltung des spinozistischen Menschen würde die stärkste Abwehr des Materialismus bedeuten.

In die Theorie der Jugendbildung ist nun heute viel Fluß gekommen, in der Praxis jedoch ist bis heute nicht viel an der alten Starrheit geändert. Aber die am meisten wiederkehrenden Reformvorschläge von heute werden vielleicht die Praxis von morgen sein.

Es ist nun bezeichnend für den Geist unserer Zeit, was man an Stelle der vermeintlichen übertriebenen Verstandesbildung setzen will. Ein junger Mensch schrieb vor kurzem in einer Jugendzeitschrift: „Die bloße Verstandesbildung bildete im vergangenen Zeitalter die Hauptsache. . . Die Erziehung war darauf eingestellt, nur den Verstand zu bilden, die Kräfte des fühlenden Menschen aber zu vernachlässigen. . . . Aber die Gegenbewegung ist gekommen. . . . Unser Herz und Gefühl, das in vergangener Zeit so mit Füßen getreten wurde, . . . soll wieder in seine Rechte kommen. Schon die Hohe-Meißnerjugend hat begeistert ihrer Stimmung Ausdruck verliehen, im Gegensatz zur nackten Verstandesbildung die Herzens- und Charakterbildung zu betonen." In dem letzten Satz ist das Programm von heute enthalten, das wohl am meisten Anhänger hat. Nur heißt es statt Herzens- und Charakterbildung meistens Gefühls- und Willensbildung oder auch Gemüts- und Willensbildung. Man will also die Verstandesbildung, die man bevorzugt glaubt, einschränken zugunsten einer verstärkten Gemüts- und Willensbildung.

Was von der Annahme einer übertriebenen Verstandesbildung zu halten ist, haben wir bereits gesehen. Die Verstandesbildung ist nicht übertrieben, sondern im Gegenteil zu kurz gekommen. Was die Gemüts-, Gefühls- oder Herzensbildung anbetrifft, so hat man diese Kräfte bisher in der Jugendbildung in der Tat verkümmern lassen. Schuld an dieser Verkümmerung trägt der Pseudointellektualismus und die durchaus falsche Willenserziehung.

Unter der Herrschaft des Kenntnisideals ist für die Entfaltung des Gefühlslebens kein Raum. Der Lernzwang ist der tödlichste Feind der Gefühlsentwicklung. Die Gefühle können sich nur in einer Sphäre der freien Geistigkeit wirklich fruchtbar entfalten. Diese Sphäre schafft unsere Jugendbildung nicht. Die Gefühle außerhalb dieser Sphäre entarten aber zu leicht in unfruchtbare, ja hemmende Gefühlsduselei.

Diese für das Gefühl wahrhaft fruchtbare Entwicklungssphäre zu schaffen, strebt man heute aber keineswegs an, weil man diese Notwendigkeit für

die Gefühlsbildung nicht erkennt. Man bekämpft heute die Verstandesbildung und will dafür die Gefühlsbildung in den Mittelpunkt stellen. Und gerade diese Tendenz bedeutet eine große Gefahr. Wird man diese Forderung in die Praxis umsetzen, so werden wir statt der Pflege des Gefühls eine Hochzüchtung banaler Gefühlsduselei erleben. An Stelle des heutigen Pseudointellektualismus würde eine Pseudogemütsbildung treten. Wollen wir dem Gefühl Raum zu einer fruchtbaren Entfaltung schaffen, so müssen wir vor allem die höheren geistigen Kräfte pflegen: selbständiges Denken, Phantasie, Intuition. Auf dieser Grundlage findet das Gefühl hohe und reiche Entwicklungsmöglichkeiten und zugleich die natürliche Zügelung, die es vor einem Abgleiten in den Abgrund der Gefühlsduselei bewahrt. Wir kommen auf diese Frage später noch zurück.

Nicht minder als der Pseudointellektualismus steht auch die falsche Willensbildung der Entfaltung des Gemütslebens entgegen. Wir haben bereits gesehen, daß man heute annimmt, daß die Willens- und Charakterbildung auf Kosten der Verstandesbildung bisher vernachlässigt worden ist. Soweit man Charaktererziehung meint, ist diese Annahme zweifellos zutreffend. Die Willensbildung hat hingegen stark im Vordergrund gestanden. Allerdings wurde und wird der Wille in der Schule fast ausschließlich als Motor zu geistiger Betätigung geübt, und zwar zu Gedächtnisarbeit und rezeptivem Denken. Diese Gewohnheit ist in unseren Schulen derart eingebürgert, daß der bekannte Pädagoge Havenstein das Denken direkt mit dem Wollen identifiziert: „Alles Denken im eigentlichen Sinne (im Unterschied von der bloß assoziativen Aneinanderreihung von Vorstellungen) ist im Grunde ein Wollen."

Im Gegensatz dazu ist die Erziehung des Willens als Element der sittlichen Bildung des Charakters sehr vernachlässigt worden. Deshalb ist es nicht richtig, zu behaupten, daß die Willensbildung in der bisherigen Schule im Hintergrund gestanden hat, sondern dies gilt nur von der Charakterbildung. Es fehlt unserer Erziehung nicht an Anspannung der Willenskräfte, jedoch war diese Willensbildung falsch. Die spezifische Wirkungssphäre des Willens ist das ethische Gebiet. Denn hier kann der Wille das Individuum zu den höchsten Leistungen hinaufführen. Höchste Tugend ist ohne einen starken Willen nicht denkbar. Dagegen ist der mächtigste Wille ohnmächtig im Punkte der höchsten geistigen Leistungen, nämlich der produktiven. Die schöpferischen Kräfte des Menschen sind dem Einfluß des Willens entzogen. Wenigstens einem positiven, fördernden. Es ist hier höchstens ein negativer Einfluß möglich, indem die Ausbildung der Willensfunktion als Motor niederer geistiger Betätigung die freie schöpferische Entfaltung hemmt, lähmt, herabsetzt. Denn der Wille als Antrieb zu geistiger Betätigung bedeutet immer Selbstzwang, ja eine Art Vergewaltigung der geistigen Kräfte. Schöpferische Leistungen aber brauchen volle geistige Freiheit.[2]

Neulich las ich in einem Bericht der Musikhochschule, daß bei den Studierenden größtes Gewicht darauf gelegt wird, in ihnen den Willen zur

[2] Der große grundsätzliche Fehler unserer heutigen Willensbildung, die den Willen vor allem in den Dienst der geistigen Arbeit stellt, statt ihn der Bildung des sittlichen Charakters fruchtbar zu machen, soll in einer besonderen Schrift behandelt werden.

höchsten Leistung zu erwecken. Es war leider nicht näher angegeben, was man sich unter der höchsten Leistung denkt. Meint man mit den höchsten Leistungen produktive Leistungen, so ist diese Erziehung als verfehlt zu bezeichnen. Denn der Wille ist in diesem Punkte machtlos, unfruchtbar. Deshalb ist die stärkste Willensanstrengung zu höchsten geistigen Leistungen nutzlose Kraftvergeudung. Zu diesen Leistungen braucht der Mensch statt eines eisernen Willens die aus seinem innersten Wesen strömende leidenschaftliche Hingabe, die aus Freude an der Sache und Interesse mit einer Kraft gespeist wird, deren Intensität der stärkste Wille nicht erreichen kann.

Durch die beständige Anspannung des Willens bei geistiger Betätigung findet eine Ausbildung der Willensfunktion statt. Diese aber kommt nicht der Bildung des sittlichen Charakters zugute, weil sie sich in einer ganz anderen Sphäre vollzieht. Wenn zum Beispiel ein Kind in der Schule daran gewöhnt wird, seine ganze Willensenergie aufzuwenden, dem Lehrer nachzudenken und sich die geforderten Kenntnisse anzueignen, so kann diese Uebung der Willensfunktion auch nicht mittelbar den Willen zum Guten fördern. Es bildet sich ein spezifischer Lernwille heraus, der die ethischen Kräfte nicht entwickelt, sondern im Gegenteil ihrer Entfaltung Abbruch tut. Denn die Willensfunktion erfährt eine starke Bindung durch ihren Dienst an der Reproduktion, so daß dadurch ihre Auswirkungsfähigkeit in der spezifischen Charakterbildung beschränkt wird. Solange deshalb die Hauptkraft des Willens als Motor für Kenntnisaneignung, Kenntnisreproduktion und einer rezeptiven Verstandestätigkeit verzettelt wird, wie es in der heutigen Schule üblich ist, so lange liegt eine falsche Willenserziehung vor, welche den Willen zu seinen spezifischen Aufgaben auf ethischem Gebiet unfähig und schwach macht. Die Charakterbildung verlangt, daß der Wille in weitestem Umfang für diese Aufgabe freigemacht wird.

Wenn die geistige Betätigung in der Hauptsache unter dem Zwange des Willens steht, so kann das Gefühlsleben sich auch nicht entfalten. Unter diesem Zwange ist es bisher gelähmt, verkümmert, erstarrt. Die Lernmenschen, die eisernen Fleißmenschen, deren ganzes Geistesleben vom Willen dirigiert wird, sind fast immer kalte, gemütsarme Wesen. Das einzige Gefühl, das ihnen geblieben ist, ist zumeist der Ehrgeiz. Und dieser ist dafür um so stärker entwickelt. Heute glaubt man allgemein, daß eine starke Verstandesentwicklung zur Gefühlskälte führt. Der kalte Verstandesmensch gilt als der Typ des Verstandesmenschen überhaupt. Diese Auffassung ist durchaus falsch. Der Mensch, bei dem das Denkvermögen wirklich stärker als die übrigen Geisteskräfte entwickelt ist, hat fast immer ein reiches Gefühlsleben. Gefühlskälte ist die typische Eigentümlichkeit des Scheingeistigen, des eisernen Willensmenschen.

Man braucht nur einmal die Beobachtung in dieser Richtung einzustellen und wird diesen Zusammenhang immer wieder bestätigt finden.

Eine Verstärkung der Gefühls- und Charakterbildung in der Schule ist an sich richtig, wenn sie nicht mit dem Endziele der Ueberwindung eines nicht vorhandenen Intellektualismus verknüpft wird. Im Kampfe gegen den Materialismus aber gibt es stärkere Waffen. Die Grundzüge einer antimaterialistischen Umstellung der Schule ergeben sich ohne weiteres aus den im ersten Teile dargelegten Fehlern, die heute dem Materialismus den Boden bereiten.

Auf zwei Hauptpunkte, in denen die innere Umstellung erfolgen muß, möge kurz hingewiesen werden.

Die ganze Bildung muß sich auf das eine Ziel konzentrieren, die Jugend kulturfreudig zu machen. Die erste Vorbedingung dazu ist die Erweckung der Freude am Geistigen, zu einer freudigen, genießenden und schaffenden Anteilnahme, die heute fehlt.

Wir erziehen in unseren Schulen wohl ein mehr oder weniger kenntnisreiches, pflichtgetreues und gehorsames Geschlecht, aber dieses Geschlecht ist nicht selten gedrückt mißmutig, seines Lebens und seiner Arbeit nicht recht froh, es ist zu abhängig von äußerem Lernzwang und zu sehr gebunden durch des Gesetzes strenge Fessel." (Matthias.) Es ist Schuld der Schule, wenn Hildebrand recht hat, da er schreibt: „Der Motor, der in früheren Zeiten lebhaft mitgesprochen hat — nämlich der Motor der Freude an der Arbeit, an der Sache an sich, tritt mehr und mehr in den Hintergrund, ja man glaubt im allgemeinen gar nicht an seine Existenz. Das ist es, was die heutige Zeit so traurig und ernst macht. Denn Pflicht und Gewinn allein machen den Menschen nicht glücklich, und alles wirkliche Lebensglück entspringt aus der direkten Freude am Schaffen und Werden."

Die Umstellung von dem heutigen Zwang zur geistigen Arbeit zu einer Erweckung innerer Freude an geistiger Betätigung kann sich natürlich nur langsam vollziehen. Die erste Etappe auf diesem schwierigen Wege muß heißen: M e h r F r e u d e am Geistigen! Die Griechen zur Zeit ihrer höchsten Kulturblüte sind der Welt ein Vorbild dafür, wie weit sich ein ganzes Volk vom Einfluß des Materialismus reinhalten kann. Der Materialismus hatte keine Macht über dieses Volk, weil es in seinem innersten Wesen bis in seine untersten Schichten hinein k u l t u r f r e u d i g war. Jeder Kenner der Griechen rühmt den frohen Sinn dieses Volkes, froh im Genuß und froh im Schaffen seiner Kultur. Im Vergleich mit der Kulturfreudigkeit der Griechen ist Europa heute geradezu kultursauertöpfisch. Wie klein ist die Zahl derer, die ein frohes Genießen in der Welt des Geistes kennt. Wir Deutschen besitzen wunderbare Kulturgüter, und außerdem haben wir von der Kultur einer Welt viele Schätze uns erreichbar gemacht. Wie tieftraurig ist es, daß so viele Menschen über die Erde gehen, ohne je Freude an diesen höchsten Schätzen gehabt zu haben.

Zweitens muß eine radikale Umkehrung in der Ausbildung der niederen und höheren geistigen Funktionen stattfinden. Während heute die niedere Sphäre im Mittelpunkt steht, muß in Zukunft die höhere, zu der selbständiges Denken, Phantasie und Intuition gehören, eine zentrale Stellung einnehmen. Mit einem Schlage würde dann auch die Mißbildung des Willens und die Verödung des Gemütslebens aufhören. Die eigene Art, das innerste angeborene Wesen, kurzum die Persönlichkeit, könnte sich voll und reich entfalten. Diese Bildung läßt den Menschen den Weg zu sich selbst finden, der gleichzeitig am sichersten zu einem innerlichen Zusammenhang mit der Kultur führt. Ein Mensch, der so organisch mit der Kultur verwächst, daß er selbst ein Teil von ihr wird und sie ein Teil von ihm.

Bei ganz gleicher Erziehung im Geiste tiefinnerlicher Kulturfreudigkeit wird im späteren Leben die Gefahr eines Versinkens in Materialismus bei den Handarbeitern trotzdem größer sein als bei den Kopfarbeitern. Wer

seine Tagesarbeit in einer dem Geistigen ganz abgewandten Sphäre hat, wird dem Geistigen leichter entfremdet. Die materielle und formale Fähigkeit zur Anteilnahme am Geistigen wird geringer. Vor allem wirkt die körperliche Ermüdung auf den Geist zurück. Körperliche Anstrengungen haben eine sehr starke geistige Leistungsunfähigkeit im Gefolge. Zum Beispiel sind die Schüler nach einer Turnstunde fast zu jeder höheren geistigen Arbeit unfähig. Es zeigt sich eine geistige Erschlaffung, wie man sie nach der anstrengendsten wissenschaftlichen Stunde nicht beobachtet. Diese geistige Erschlaffung nach körperlicher Arbeit schafft einen Zustand völliger geistiger Bedürfnislosigkeit, ja die Gleichgültigkeit kann sich zur Abneigung gegen die Welt des Geistigen steigern. *Dem Handarbeiter ist auf diese Weise eine freudige und beglückende Anteilnahme an der Kultur außerordentlich erschwert.* In dieser Tatsache liegt eine tiefe Tragik beschlossen. Der Mensch, auf dessen Schultern die schwerste Menschenarbeit ruht, die körperliche Arbeit, die ihn an die Peripherie der geistigen Welt stellt, wird durch die Natur eben dieser Arbeit auch in der Möglichkeit beschränkt, in dieser ihm von Berufs wegen verschlossenen höheren Welt geistige Beglückung zu erleben.

Wenn die geistige Oberschicht in Materialismus versinkt, so ist das im Grunde genommen eine Widernatürlichkeit, und man kann sicher sein, daß die Geistigkeit nicht wurzelecht ist, daß sie zur Scheingeistigkeit entartet ist. Bei den Handarbeitern aber ist es das Berufsleben selbst, welches durch die erschlaffende Rückwirkung auf den Geist den Materialismus begünstigt. In diesem Zusammenhange fällt mir die Begründung ein, mit welcher Vaihinger seinerzeit sein Telegramm an Lloyd George um erhöhte Arbeitszeit für die Arbeiter erklärte. „Es ist meine Ueberzeugung, daß jeder Mensch, der an den Segnungen der Kunst und Wissenschaft Anteil haben will, durch eine solche Mehrleistung sich seinen Anteil an diesen Segnungen erarbeiten und verdienen muß, sonst ist er ein Ausbeuter der menschlichen Kultur." Vaihinger übersieht hier eins, daß der Handarbeiter, je mehr Arbeit er in seinem Beruf leistet, physisch und psychisch um so unfähiger wird, an den Segnungen der Kultur teilzunehmen. Vaihinger und mit ihm alle, die eine gleiche Forderung erheben, sind, vielleicht ohne es zu ahnen, Vorkämpfer des Materialismus. Man möchte ein Volk, das körperlich das Aeußerste leistet und außerdem antimaterialistisch ist. Man weiß nicht, daß man Unmögliches verlangt, weil man zwei Dinge vereinigen will, die sich gegenseitig von Natur aus ausschließen. Da war Treitschke in seinen Forderungen brutaler, aber konsequenter. Er verlangte, daß die Handarbeiter blinde Diener für die wenigen kulturschaffenden und kulturfördernden Elemente sein sollten. Er forderte Ausbeutung der Handarbeiter zugunsten der Kopfarbeiter, denn eine Anteilnahme der ersteren an der Kultur erschien ihm nicht notwendig. Treitschkes Forderung ist durchführbar, aber nicht ethisch. Sie überantwortet die handarbeitenden Klassen dem Materialismus. Auch ist die höchste Kultur auf diesem Wege nicht erreichbar, wie das Beispiel Griechenlands zeigt.

Die Griechen scheinen bisher das einzige Volk gewesen zu sein, das in allen seinen Schichten einschließlich der körperlich arbeitenden den Materialismus überwunden hat. Sie haben das höchste Ideal verwirklicht, größte produktive Kulturleistungen auf der einen Seite, intensivste Anteilnahme des

ganzen Volkes auf der anderen. Wir wissen, daß sich bei diesem edelsten aller Kulturvölker sogar die niederen Schichten für die Lösung mathematischer Probleme interessierten. Griechenlands Kultur aber war in der Erkenntnis weit über Vaihinger hinaus. Hier war die Wirkung der körperlichen Arbeit auf die Leistungsfähigkeit des Geistes wohl bekannt. Das geht schon aus einer Bemerkung des Aristoteles hervor, die er in seiner Politik macht: „Anstrengung des Geistes und Körpers darf nämlich nicht zu gleicher Zeit stattfinden, da sie einander geradezu entgegenarbeiten, und der Mensch durch die eine zu der andern ungeschickt wird." Griechenland hat es verstanden, die Disharmonie dieser Tatsache zu überbrücken und den Materialismus zu überwinden. Griechenlands Kultur hat tausendfach Bewunderung gefunden. Größer als alle Werke der Schönheit und Weisheit seines Geistes aber ist die Tat, die auch dem niederen Volk die Tore zum Allerheiligsten der Kultur öffnete. Diese tiefste und letzte Vollendung der Kultur ist Griechenlands Geheimnis, das es mit in seinen Untergang genommen hat. Es hat uns ein ideales Vorbild als Erbe hinterlassen, den Weg zu gleicher Vollendung müssen wir selber suchen.

Sozialdemokratie und Frauenerwerbsarbeit

Von Ernst Wilhelm Neumann

Mit der zunehmenden Ausbreitung ist auch in der Beurteilung und Bewertung der Frauenerwerbsarbeit ein Umschwung eingetreten. Zwar sind durchaus noch nicht alle Bedenken gegen die Erwerbsarbeit der Frau überwunden; direkte Maßnahmen aber, wie sie in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gegen die weitere Ausdehnung der Frauenerwerbsarbeit gefordert worden sind, kommen heute nicht mehr in Betracht. Wie das Bürgertum hat auch anfänglich die Sozialdemokratie die Frauenerwerbsarbeit abgelehnt. Freilich aus anderen Gründen. Das Bürgertum befürchtete von der Zunahme der erwerbstätigen Frauen die Einengung seiner politischen Vorrechte. Denn daß die im Erwerbsleben stehende Frau sich nicht auf die Dauer vom politischen Leben abschließen läßt, war auch diesen Kreisen von vornherein klar. Und daß sich die erwerbstätige Frau auf die Seite der Arbeiter schlagen werde, ergab sich schon aus der Tatsache, daß sie mit diesen dieselben Erwerbsinteressen hat. Wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, unter denen die Sozialdemokratie ins Leben trat, kann es nicht überraschen, daß auch sie in ihrem ersten Entwicklungszustand die weitere Zunahme der Frauenerwerbsarbeit mit Besorgnis verfolgte. Die Sozialdemokratie war zu ihrer Entstehungszeit mehr denn je reine Arbeiterpartei. Die Arbeiter aber fürchteten — und das mit ebensoviel Recht als Unrecht —, daß die weit schlechter bezahlte Frauenarbeit die männlichen Löhne herabdrücken und die Arbeitsverhältnisse verschlechtern werde. Aus diesem Grunde hat früher die Sozialdemokratie die Frauenerwerbsarbeit abgelehnt. Sie traf sich hier mit den Gewerkschaften, die einen ähnlichen Standpunkt vertraten.

Diese Auffassung ist allerdings schnell überwunden worden. Wie sehr sie aber das Organisationsleben beeinflußt hat, davon künden eine ganze Reihe von Beschlüssen, wie sie auf früheren Arbeiterkongressen gefaßt worden sind. So nahm die Generalversammlung des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins" zu Berlin am 23. November 1867 nach einem Vortrag von W. Bracke über die Frauenarbeit folgende Resolution an:

„Die Beschäftigung der Frauen in den Werkstätten der großen Industrie ist einer der empörendsten Mißbräuche unseres Zeitalters; empörend, weil die materielle Lage der Arbeiterklasse dadurch nicht gehoben, sondern verschlechtert,

und die Arbeiterbevölkerung besonders durch die Vernichtung der Familie in einen elenden Zustand versetzt wird, in dem sie auch den letzten Rest von idealen Gütern verliert, den sie noch immer hatte. Um so mehr ist heute das Streben zu verwerfen, den Markt für die Frauenarbeit noch zu vergrößern. Abhilfe gewährt nur die Beseitigung der Kapitalsherrschaft, indem durch positive organische Einrichtungen das Lohnverhältnis aufgehoben und jedem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit gesichert wird".

Eine ähnliche Entschließung faßte der Erfurter Gewerkschaftskongreß von 1872. In der dort mit überwältigender Mehrheit angenommenen Resolution heißt es unter anderem, daß „gegen alle Frauenarbeit in den Fabriken und Werkstätten zu wirken und dieselbe abzuschaffen" sei.

Diese Ansicht ist in den Gewerkschaften sowohl wie in der Sozialdemokratie nicht die herrschende geblieben. Auf keinem der nachfolgenden Kongresse ist mehr in so entschiedener Weise gegen die Frauenerwerbsarbeit Stellung genommen worden. Freilich nicht ohne wichtigen Grund. In demselben Maße, in dem der Marxismus zum geistigen Rüstzeug der gesamten Arbeiterbewegung wurde, in demselben Tempo wechselte auch die Stellung der letzteren zur Frage der Frauenerwerbsarbeit. Marx und Engels stellten die Theorien der Frauenemanzipation, die in England und Amerika schon längst festen Boden gefaßt hatten, auf marxistische Grundlage. Die Frauenemanzipation wurde dem idealen Streben eines John Stuart Mill und seiner Schüler entrückt und zum sicheren Ausgangspunkt einer naturnotwendigen Entwicklung gemacht. Damit war der Arbeiterbewegung die Stellung angewiesen, die sie zur Frauenerwerbsarbeit einzunehmen hatte. Nicht Kampf gegen das Eindringen der Frau in das Berufsleben, sondern Kampf gegen die Kapitalsherrschaft, gegen die Mittel der Kapitalisten, die Frauenarbeit zum Zwecke der Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse zu benutzen.

Von nicht minder nachhaltiger Wirkung war Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus". Bebel bekämpfte entschieden die Ansicht, daß die Frau lediglich ins Haus gehört. Er glaubte an eine immer steigende Teilnahme der Frauen am Erwerbsleben, schon aus dem wachsenden Bedarf der Produktion an Menschenkräften heraus. Gestützt auf ein reichhaltiges Tatsachenmaterial weist Bebel nach, daß die Frau durch die wirtschaftliche Entwicklung mehr und mehr dem Familienleben und der Häuslichkeit entrissen wird. „Und so", schreibt Bebel, „ist es auch vom Standpunkt dieser Tatsachen aus absurd, die Frau auf die Familie und die Häuslichkeit zu verweisen. Das kann nur der tun, der gedankenlos in den Tag lebt, die Dinge, die sich um ihn herum entwickeln, nicht sieht oder nicht sehen will".

Diese Auffassung ist die der Sozialdemokratie und auch die der freien Gewerkschaften geblieben, bis auf den heutigen Tag. Die Sozialdemokratie hat sich ganz den Standpunkt von Marx und Engels zu eigen gemacht. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß der eine und andere namhafte Führer in der Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung den entgegengesetzten Standpunkt vertritt. So ist z. B. Edmund Fischer Gegner der Frauenerwerbsarbeit. Er verficht mit Hartnäckigkeit den Standpunkt der Vergangenheit. Zwar will auch er nicht, daß die Frauenarbeit verboten wird, glaubt aber, „daß das erste und höchste, tief in der Natur des Weibes begründete Lebensziel der Frauen ist: Mutter zu sein und der Pflege und Erziehung der Kinder zu leben".

Während der Kriegszeit ruhte der Meinungsstreit fast vollständig. Eine ganze Reihe von neuen Erwerbszweigen erschlossen sich der Frau. Und es mag sein, daß in vielen Berufszweigen das Auftauchen der Frau eine unerhoffte und unerwünschte Erscheinung war, wie es ebenso Tatsache ist, daß insbesondere die älteren Arbeiter dieser neuen Erscheinung wenig Zutrauen entgegenbrachten. Trotzdem, man hat sich mit dem gewaltigen Zustrom der Frauen zur Erwerbsarbeit während der Kriegsjahre abgefunden. Anders nach Beendigung des Krieges. Sofort mit dem Abbruch des Krieges verengte sich die Erwerbsmöglichkeit. Viele Fabriken wurden geschlossen. Tausende wurden arbeitslos; wo Entlassungen stattfanden, mußten

zuerst die Frauen weichen. Die Zahl der erwerbstätigen Frauen ging rapide zurück. Und das in demselben Maße, in dem sich die Arbeitsmöglichkeit verschlechterte. Unter diesen Umständen fand die Frauenerwerbsarbeit keine wohlwollende Beurteilung. Der Ruf, die Frauenarbeit einzuengen, wurde wieder laut. Auch Regierung und Gesetzgebung der jungen deutschen Republik sind an dieser Tatsache nicht vorübergegangen. So kam das Demobilmachungsgesetz zustande, das Frauen aus dem Betrieb ausschaltete, deren Männer ein gutes Einkommen hatten, und ebenso Kriegerfrauen, deren Männer die Vorkriegsstellung wieder einnahmen. Nicht inbegriffen waren Frauen, deren Männer verkrüppelt oder derart verletzt worden waren, daß ihre Kraft nicht ausreichte, eine Familie zu ernähren, desgleichen Kriegerwitwen.

Die Stellung der Sozialdemokratie zur Frauenerwerbsarbeit ist also nicht mehr zweifelhaft. Der Standpunkt, den sie vertritt, ist klar und deutlich vorgezeichnet. Die Sozialdemokratie will, daß der Frau nichts in den Weg gelegt werden darf, was ihrem Aufstieg zur völligen Gleichberechtigung hinderlich sein könnte. Die Frau soll selbst den Weg wählen, den sie zu gehen für gut hält. Die Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen und politischen Interessen liegt in ihren eigenen Händen; sie darf tun, was sie mit ihrer Aufgabe als Mutter und Kindererzieherin im Einklang glaubt. Es wäre ein Eingriff in die persönliche Freiheit der Frau, wollte man von außen her eine Regelung herbeiführen.

Die Kriegsschuldlüge in Frankreich

Von **Hermann Lutz.**

Unter den wenigen Franzosen, die seit 1914 ihr unabhängiges Urteil und eine vornehme Haltung bewahrt und ihrer Ueberzeugung kühn Ausdruck zu verleihen gewagt haben, gebührt Georges Demartial ein Ehrenplatz. Er hat seinen Posten als stellvertretender Direktor im Kolonialministerium und damit seine Laufbahn bewußt geopfert, die ihm allerhand Auszeichnungen, darunter die Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion, eingebracht hatten.

Für seine Geistesrichtung ist bezeichnend, daß er vor dem Kriege den folgenden drei Gesellschaften angehörte: der „Liga für Menschenrechte", die zur Zeit der Dreyfus-Affäre gegründet wurde, der „Union für die Wahrheit" und der „Liga für moralische Erziehung". Bei Kriegsausbruch ließ er sich nur kurze Zeit von der Propaganda der Entente täuschen, und als sein Verdacht einmal erregt war, suchte er, unbekümmert um persönliches Wohlergehen und nur seinem Gewissen und seiner Gerechtigkeitsliebe gehorchend, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, die er dann allen Anfeindungen zum Trotze tapfer vertrat. Das war sehr schwer in einem Lande, das damals wie kein anderes von der Lüge gefüttert und von der Zensur geknebelt wurde. Auch fanden seine Bestrebungen in Paris fast kein Verständnis.

Eine Handvoll ähnlich denkender Männer schloß sich im Januar 1916 zur „Société d'études documentaires et critiques sur la guerre" (Gesellschaft zum dokumentarischen und kritischen Studium über den Krieg) zusammen; Mathias Morhardt, 1883 aus Genf eingewandert und langjähriger Sekretär der „Liga für Menschenrechte", war mit dem bekannten Nationalökonomen Charles Gide und Georges Demartial ihr eigentlicher Gründer. Die Gesellschaft, die jetzt über 250 Mitglieder zählt, wurde im Kriege eine Zeitlang polizeilich geschlossen und konnte sich nur der mündlichen Aufklärung im kleinen Kreise widmen. Dabei spielte Demartial eine führende Rolle. An mehreren Diskussionsabenden setzte er sich mit den Universitätsprofessoren Charles Seignobos und Victor Basch, dem Vizepräsidenten des Zentralausschusses der „Liga für Menschenrechte", über die Kriegsursachen auseinander. Er war auch der Hauptverfasser der im Frühjahr 1917 anonym erschienenen Flugschrift: „Qui a entraîné la France dans la guerre?" (Wer hat Frankreich in den Krieg gezogen?), die schon damals, trotzdem die Zensur

jede Aufklärung zu verhindern gesucht hatte, zu sehr bemerkenswerten Ergebnissen gelangte. Es heißt da: „Es ist unser Geheimvertrag mit dem zaristischen Rußland, es ist das russische Bündnis und nur es allein, das den Kriegseintritt Frankreichs veranlaßt hat" — während das französische Volk in dem Glauben gehalten wurde, daß dem „verräterisch überrumpelten Frankreich" nur durch Deutschlands „gehässigen Angriff von vorbedachter Plötzlichkeit" der Krieg aufgezwungen worden sei.

Diese Irreführung der öffentlichen Meinung, die noch heute neun Zehntel des französischen Volkes gefangen hält, war nur durch die Verheimlichung der russischen allgemeinen Mobilmachung möglich. Die Schrift rückte daher das herausfordernde Vorgehen der russischen Regierung ins rechte Licht, ohne Deutschland übrigens zu schonen. Es war der erste tapfere Versuch in Frankreich, die Wahrheit zu enthüllen.

Sofort nach Aufhebung der Zensur trat darauf Demartial mit der vortrefflichen kleinen Schrift: „Les responsabilités de la guerre, le patriotisme et la vérité" (deutsch: „Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit"; Hans Robert Engelmann, Berlin 1921) an die Oeffentlichkeit. Sie erschien zuerst in dem Organ der von Henri Barbusse gegründeten „Clarté" und ist nun in zweiter Auflage vergriffen. Universitätsprofessor Lujo Brentano hat die deutsche Ausgabe mit einem Vorwort versehen, und die Schrift ist außerdem in England, Amerika und Italien erschienen. Demartial erklärte in ihr: „Die Schuldfrage ist mehr denn je die Frage aller Fragen. Sie wirft nicht nur das denkbar größte sittliche Problem auf; das Schicksal der Welt hängt von ihrer Lösung ab."

Demartial erblickte bei Rußland die schwerste Verantwortung; er erkannte, daß die belgische Neutralität für England bloß ein Vorwand war, um den Krieg gegen Deutschland in Großbritannien populär zu machen, und er folgerte aus den im Kriege zwischen den Ententestaaten geschlossenen Geheimverträgen über die Verteilung der Kriegsbeute, daß die Verbündeten für die Verlängerung des Krieges verantwortlich seien.

Im Juni 1920 forderte Demartial sodann auf einem Kongreß der „Liga für Menschenrechte", daß sie sich ihren Satzungen gemäß für die Aufhebung des Schuldparagraphen 231 des Versailler Vertrages und für dessen gründliche Revision einsetze. Er legte dem Kongreß dabei einen längeren Bericht: „De quelques dogmes sur les origines de la guerre" (Einige Dogmen über den Ursprung des Krieges) vor, der später als Flugschrift verbreitet wurde. Demartial stellte hier 15 landläufige Anklagen gegen Deutschland auf und widerlegte sie unter Benutzung der deutschen Akten sehr geschickt und wirkungsvoll mit dokumentarischem Material aus Belgien, Rußland, England und Frankreich. Wenn die „Liga für Menschenrechte" seitdem wiederholt die allgemeine Oeffnung der Archive verlangt und kürzlich beschlossen hat, auf einem Kongreß im Juni 1923 auch die Frage der Schuld am Kriege zu behandeln, so ist das in erster Linie der unermüdlichen Arbeit Mathias Marhardts, Georges Demartials und Oscar Blochs zu verdanken, die keine Gelegenheit versäumt haben, das Gewissen der Ligamitglieder (120 000 ?) aufzurütteln.

Demartial sieht seine Lebensaufgabe darin, die internationale Atmosphäre zu entgiften und die Völkerversöhnung nach besten Kräften zu fördern. Unter seinen Studien für ein großes Werk über die Kriegsursachen möchte ich besonders einen Aufsatz hervorheben, der im November 1920 in der Zeitschrift „Rassegna Internazionale" erschien: „Le conflit austro-serbe et le gouvernement italien" (Der österreichisch-serbische Konflikt und die italienische Regierung). Der Artikel ist ein schönes Beispiel für Demartials glänzende Beherrschung des Stoffes, für seinen logischen Scharfsinn, seine knappe Darstellungsweise und die Sachlichkeit seines Urteils. Er stellt darin fest, daß im kritischen Sommer 1914 die italienische Regierung allein von Anfang an eine Politik der Versöhnung betrieben hat. Sein Schluß lautet: „Wollte man in möglichst wenig Worten die unmittelbare Ursache des Weltkriegs zusammenfassen, dann könnte man sie so ausdrücken: ‚Laß mich mit dir den

Fäden des Komplotts von Serajewo nachspüren oder ich erkläre dir den Krieg', sagt Oesterreich, von Deutschland unterstützt, zu Serbien. ‚Weigere dich', flüsterten Rußland, Frankreich und England Serbien zu, ‚und wir werden den Krieg auf deiner Seite führen'."

Ehe Demartial aber sein Werk über die Kriegsursachen abschloß, fand er es gut, vorher ein anderes Buch zu veröffentlichen, das seit einigen Monaten vorliegt: „La guerre de 1914. Comment on mobilisa les consciences" (Der Krieg von 1914. Wie man die Gewissen mobilisierte. — 325 S., 7½ Frank, Editions des Cahiers Internationaux, Rom-Paris-Genf; Hauptniederlage bei F. Rieder et Cie., 7 Place Saint-Sulpice, Paris). Es ist die Geschichte des geistigen Feldzugs in Frankreich gegen Deutschland seit den verhängnisvollen Julitagen 1914. Es ist bekannt, daß dieser Federkrieg in unerhörter Raffiniertheit und erbarmungsloser Konsequenz durchgeführt wurde, und daß sich verschiedene Leuchten der Wissenschaft nicht scheuten, die Führung dabei zu übernehmen. An erster Stelle stand der Geschichtsforscher Lavisse, Mitglied der Akademie und Inhaber des Großkreuzes der Ehrenlegion. Er formulierte zu Beginn des Krieges eine Anzahl Thesen gegen Deutschland, die Demartial nun in seinem Buche kritisch beleuchtet. Neben den Kriegsursachen, deren Beurteilung durch Demartial wir in großen Zügen schon kennen, verbreitet er sich hier ausführlich über die deutsche Kriegführung, die Kriegsverbrecher, die Verletzung der belgischen Neutralität, über den Vertrag von Versailles und seine Revision usw., lauter Themen, die unser lebhaftestes Interesse erregen müssen. Mit großem Fleiß hat Demartial aus der Weltliteratur, namentlich aus der englischen, amerikanischen und französischen, das einschlägige Material zusammengetragen, so daß seine Ausführungen wuchtige Ueberzeugungskraft durchdringt. Er kommt überall zu dem Schlusse, daß sämtliche Anklagen gegen Deutschland mehr oder weniger allen Kriegführenden zur Last gelegt werden müssen. So schreibt er z. B.: „Es ist eine abscheuliche moralische Niederträchtigkeit, daß man die Grausamkeit dieses Krieges Deutschland zuschiebt, da doch die Grausamkeit unzertrennlich mit dem Kriege verbunden ist, und da Deutschlands Gegner, seine sämtlichen Gegner, die Grausamkeit bis zum äußersten getrieben und den Krieg nie anders geführt haben."

Das Kapitel über die Verletzung der belgischen Neutralität ist besonders beachtenswert; Demartial verurteilt das deutsche Vorgehen, das Belgien die furchtbaren Leiden des Krieges auferlegte, aber er frägt nach gründlicher Prüfung des Falles: „Glaubt man im Ernst, daß die Regierungen der Entente in der Tat gezögert hätten, durch Belgien zu marschieren, wenn das ihnen mehr Vorteile als Unannehmlichkeiten eingebracht hätte?" Und er fährt fort: „Sie wären nicht in Verlegenheit gewesen, zu beweisen, daß die Freiheit der Welt und die Rettung der Zivilisation, deren angebliche Verteidiger sie waren, wichtiger seien als ein veralteter Vertrag oder ein derart häufig verletztes Recht wie das der Neutralität."

Bezüglich der Kriegsverbrechen macht Demartial den ausgezeichneten Vorschlag, das Carnegie-Institut, das schon 1913 die in den Balkankriegen verübten Grausamkeiten untersucht hat, möge auch die im Weltkrieg auf allen Seiten begangenen Ausschreitungen und Gesetzlosigkeiten sachlich prüfen und öffentlich darüber berichten; das wäre, bei Gewähr der Unparteilichkeit, wirklich ein vortrefflicher Weg, um diese schwärende Wunde allmählich zu heilen.

Zum Schlusse möchte ich noch einen Satz aus dem Buche anführen, weil er ein helles Licht auf den Charakter des Verfassers wirft: „Was mich betrifft, so reiche ich meinerseits den Deutschen die Hand, nicht aus politischer oder wirtschaftlicher Berechnung wie die einen, oder indem ich zweierlei Deutsche unterscheide wie die anderen, und ebensowenig in dem Geiste der epikuräischen Mäßigung, den kürzlich Anatole France anriet, sondern einzig und allein aus dem moralischen Gefühl von Recht und Anstand, wie ich meine Hand einem jeden in niedriger Weise verleumdeten und ungerecht verurteilten Menschen reichen würde."

Solche Worte schlichten Menschenadels dringen zu Herzen; sie werden in jedem rechtlich empfindenden Deutschen ein warmes Echo finden. Man bedenke, welch ein Mut dazu gehört, im heutigen Frankreich nicht allein ein derartiges Buch zu schreiben, sondern auch solche Worte zu veröffentlichen. Dabei ist Demartial keiner von jenen, die Gefallen daran finden, ihr Vaterland anzuklagen. Eine seiner Kapitelüberschriften lautet: „Für mein Land, wenn es recht hat, gegen es, wenn es unrecht hat." Und man fühlt deutlich den tiefen Schmerz aus den Zeilen zittern, in denen er sich genötigt sieht, Vorwürfe gegen sein Land zu erheben, eben weil er es liebt und es ohne Tadel sehen möchte.

Demartial widmet die letzten Seiten seines Buches der „Union of Democratic Control" in London, die im November 1914 von dem englischen Vorkämpfer gegen die Schuldlüge, E. D. Morel, gegründet wurde und die mit den ihr angeschlossenen Verbänden jetzt etwa 1½ Millionen Mitglieder zählt, meistens aus den Kreisen der Arbeiterpartei, aber auch der Liberalen, und die durch ihre von Morel vorzüglich geleitete Monatsschrift „Foreign Affairs" in Deutschland ziemlich bekanntgeworden ist (die Zeitschrift ist für 3500 Mk. jährlich durch die „Frankfurter Zeitung" zu beziehen). Dort sind in der Tat vortreffliche Bestrebungen vereinigt, die unsere ganze Unterstützung verdienen und die auch in Frankreich einigen Widerhall gefunden haben. So hat sich die genannte „Société" der „Union für demokratische Kontrolle" angeschlossen und ebenso die unlängst in Paris gegründete „Union populaire pour la paix" (Volksbund für den Frieden). Georges Demartial ist einer ihrer Vizepräsidenten.

Die Tätigkeit der hier genannten Franzosen zeigt, daß der Geist, der einst in jahrelangem heißen Kampfe die Ehrenrettung von Dreyfus erzwang, im Frankreich der Poincaré-La Guerre und Tardieu noch nicht erloschen ist. Es wäre töricht, auf die edelgesinnten Männer wie Georges Demartial heute schon eine besondere Hoffnung zu setzen. Sie kämpfen noch viel zu vereinzelt, um in die Masse dringen zu können. Aber wir dürfen das Bewußtsein haben, daß sogar in Frankreich eine kleine und langsam anwachsende Gruppe im Interesse der Menschheit kämpft, um die künstlich gezüchteten Giftschwaden des Hasses, der Verachtung, der Rache und Verleumdung zu zerstreuen und um allmählich den Boden vorzubereiten, auf dem eine aufrichtige Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland versucht werden kann.

Ludwig Thomas literarischer Nachlaß

Von J. Kliche.

Mit dem „Stadelheimer Tagebuch", das der Verlag Albert Langen in München in diesen Tagen publizierte, liegt nun der gesamte literarische Nachlaß des vor zwei Jahren gestorbenen Ludwig Thoma vor uns. Nächst den hier schon angezeigten Büchern, dem Roman „Der Ruep" und der Geschichtensammlung „Die Dachserin" wären außer den Stadelheimer Gefängniserinnerungen zu nennen der Roman „Münchnerinnen", die Romanbruchstücke „Lola Montez" und „Kaspar Lorinser", ferner die in der Gesamtausgabe enthaltenen Plaudereien „Leute, die ich kannte" und etwa fünfzig ausgewählte literarische und politische Aufsätze.

Von welcher Seite man auch die Dinge, zu denen wir heute schon eine gewisse klärende Distanz gewonnen haben, betrachten und beurteilen mag, fest steht, daß im wilhelminischen Deutschland der letzten beiden Jahrzehnte der sich um den „Simplizissimus" gruppierende Künstler- und Schriftstellerkreis eine viel beachtete und sicher auch beachtenswerte Rolle gespielt hat. Innerhalb dieses Kreises wirkte als bedeutendste und einflußreichste publizistische Potenz der in Oberammergau geborene Försterssohn und spätere Münchner Rechtsanwalt und Schriftsteller Ludwig Thoma. Heute, wo in der Welt im allgemeinen und in Deutschland im

besonderen sich eine fast beispiellose Wandlung und Wendung vollzogen hat, ist jene geistvolle, mit den Mitteln einer brillanten Satire arbeitende und kämpfende Opposition schon fast in Vergessenheit geraten. Noch vor einem Jahrzehnt aber war sie eine in allen Kreisen beachtete und mit Interesse verfolgte lebensprühende Tatsache. Ihren festen Rückhalt hatte diese Opposition nicht zuletzt in der sozialdemokratischen Bewegung. Und auch hier war es Thoma, der am mächtigsten anzog. Seine Romane „Andreas Vöst" und „Der Wittiber" sind durch einen großen Teil der sozialistischen Presse gelaufen. Seine „Filserbriefe" und seine „Peter-Schlemihl"-Gedichte wurden recht häufig nachgedruckt, und auch so manches aus der überreichen Fülle seiner kleinen Erzählungen erregte durch Vermittlung unserer Presse Aufmerksamkeit in den weitesten Kreisen. Im übrigen sorgten Parlamente und Staatsanwälte nach besten Kräften auf ihre Weise für die etwa noch fehlende Popularität Ludwig Thomas.

Die ersten geistigen Säulen des „Simpli" sind fast alle früh aus dieser Welt gegangen. Der Begründer des Blattes, Björnsons Schwiegersohn, Albert Langen, die Zeichner Wilke und Rechizek waren kaum vierzig als sie schieden, und auch Ludwig Thoma stand noch weit ab von der Vollendung seines sechsten Lebensjahrzehnts, als der Sensenmann an ihn herantrat. Um so überragender scheint uns die Fülle individueller Arbeit, die sie geleistet haben. Und alle vier hätten noch mancherlei geben können. Mit dem politischen Satiriker Thoma war es allerdings vorbei. Seine Zeit war vorüber. Doch als Gestalter blut- und lebensvollen oberbayrischen Volkstums stand dieser straffe Epiker bis in die letzten Lebenstage seinen Mann. Ich habe hier seinerzeit schon dargelegt, daß der „Ruepp" fast an den „Andreas Vöst" heranreicht, auch das kurze, fesselnde Romanbruchstück „Kaspar Lorinser", in dem Thoma wohl seinen „Grünen Heinrich" geben wollte, gemahnt an die alte Gestaltungskraft der früheren Jahre. Dazu weiß man, mit welch heiligem Ernst Thoma gerade bei der künstlerischen Gestaltung des bäuerischen Lebens zu Werke ging. Schon im Vorwort zu seinen vor sechsundzwanzig Jahren erschienenen „Agricola"-Geschichten, seinem ersten Buche, schrieb er, daß er mit dem hier angeschlagenen heiteren Ton keinesfalls habe jemanden verspotten wollen, vielmehr sei es sein höchstes Bestreben gewesen, in des Wortes tiefstem Sinne wahr zu sein. Und so kommt es auch, daß, ob er uns nun seine Bauern in der Komödie oder in der Tragödie vorführt, wir immer fühlen, daß diese viel unmittelbarer, viel lebenssaftiger und unverfälschter vor uns stehen, als etwa die Gegenwartsfiguren seines zeitgenössischen Landsmannes Ganghofer.

Freilich, gegenüber dem Monokel-Leutnant, dem borussisch aufgezogenen Korpsstudenten, dem nicht immer harmlosen kleinbürgerlichen Spießer und ganz besonders gegenüber den bayerischen Klerikalen ritt Thoma andere Rosse. Hier focht er mit Spott, Ironie, Satire, Sarkasmus, wie es ihm jeweils gerade angebracht dünkte. Die Attacken, die er als „Peter Schlemihl" gegen das persönliche Regiment und dessen thronschirmende Trabanten und Vasallen ritt, entwickelten in bunter Abwechslung die obigen Eigenschaften. In den „Lausbubengeschichten" trieb er eine gemütvolle Frozzelei des Kleinbürgergeistes und in seinen „Filserbriefen" malte er wüste Karikaturen. Mit Absicht. Der Münchner Landtag beschäftigte sich mehr als einmal mit seinem Tun, und immer waren es die dort vorherrschenden Klerikalen, denen Thoma diese Hochschätzung zu danken hatte. Er rächte sich, indem er das Tun und Treiben dieser Herren auf eine recht drastische Art abkonterfeite. Aehnlich hatte er es ja auch gegenüber jenen Tugendbolden gemacht, auf deren Veranlassung er von einem Münchner Gericht im Jahre 1906 auf sechs Wochen in das Gefängnis zu Stadelheim geschickt wurde — wegen Verspottung der Vorstände eines Sittlichkeitsvereins. Noch im Gefängnis schrieb also Thoma die satirische Komödie „Moral", in der jene Herrschaften zum Gaudium des großen Publikums abgeführt und angeprangert wurden. Als Zeitspiegel ist das „Stadelheimer Tagebuch" voll des Interessanten.

Das Problem Moral und Sittlichkeit hat Thoma übrigens sechs Jahre später in seiner Tragödie „Magdalena" noch einmal gestaltet. Mit starkem Ernst ist in diesem Werk das alte Motiv der biblischen Büßerin behandelt. Herb ausklingend in den Gedanken: Wer wagt es, einen Stein auf sie zu werfen?! Von leichterer, launischer Art ist der Nachlaßroman „Münchnerinnen", dem leider etwas Torsomäßiges anhaftet. Mit überlegenem Spott zieht hier der Dichter gegen ein gewisses biersimples, skatspielendes, sich klugdünkendes Pfahlbürgertum zu Felde, dessen männlichen Mitgliedern von den vernachlässigten Ehegattinnen die schönsten Hörner aufgesetzt werden. —

In seinen letzten Lebensjahren hat man Ludwig Thoma mehrfach den Vorwurf gemacht, er hätte um jene Zeit seine individuelle und geistvolle Opposition verleugnet. Meines Erachtens mit Unrecht. Auch das Gesicht der politischen Parteien hat sich ja gewandelt. Mit der „Simplizissimus"-Satire von einst mußte es naturgemäß vorbei sein. Zu den Klerikalen aber ist Ludwig Thoma niemals übergegangen. Er selbst hat zu den erwähnten Vorwürfen zweimal Stellung genommen. Einmal in einem Brief an die „Frankfurter Zeitung" vom Januar 1919, und zum andern ein Jahr später in einem Artikel, der Erinnerungen und Vergleiche bringt. „Nie war ich alldeutsch, nie habe ich über die teils kindische, teils gewissenlose Art, Machtgelüste in die Welt hinauszuposaunen, anders gedacht als zu der Zeit, wo ich sie im „Simplizissimus" bekämpfte," heißt es in dem erwähnten Briefe. (Beide Aufsätze sind abgedruckt im siebenten Band der prächtigen Gesamtausgabe seiner Werke, die der Verlag Langen jetzt auf den Markt bringt.)

Ludwig Thoma war ein glänzender Satiriker in Vers und Prosa und ein hiebsicherer publizistischer Fechter. Er war auch ein gewandter Bühnenautor, ein kernhafter Gestalter bayrischen Volkstums. Ein Politiker, ein Wirtschaftskritiker von Rang war er natürlich nicht, wie er ja auch nicht eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei war. So sind ihm denn auch die nicht gerade klugen Aeußerungen über den „ledernen Marx", die er beiläufig in seinem warmen Nachruf auf Pernerstorffer (abgedruckt im ersten Band der Gesamtausgabe) gemacht hat, nicht besonders anzukreiden.

Dieses hier festzuhalten, scheint mir angesichts der mancherlei Verdächtigungen, die in den letzten Jahren gegen Thoma ausgesprochen wurden, publizistische Pflicht.

Literarische Rundschau

Paul Kampffmeyer, **Der Faschismus in Deutschland.** Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. Berlin und Stuttgart 1923. (Grundzahl 0,35 Mk.) 40 Seiten Oktav.

Die preußische und die thüringische Regierung haben endlich den Kampf gegen die nationalsozialistischen und reaktionären deutschvölkischen Geheimbündler aufgenommen, die in ihrer angeblichen Vaterlandsliebe den jetzigen Augenblick, da im Ruhrgebiet französische Streitkräfte die deutsche Bevölkerung vergewaltigen, für den geeigneten Moment halten, die republikanische Verfassung des Deutschen Reiches umzustürzen und die Militärmonarchie mit ihrem Grundsatz „Der Staat bin ich!" wiederherzustellen. Freilich, die Führer der Nationalsozialisten und Deutschvölkischen leugnen in ihrer Agitation immer wieder, daß partikularistische Zerstückelung des Reiches, politischer Putsch und gewaltsame Niederwerfung der freiheitlich gesinnten Volkselemente zum Zweck der Wiederaufrichtung eines reaktionären monarchistischen Staatsregiments ihre Ziele sind. Daher ist es ein Verdienst der oben angezeigten Schrift, daß sie den Versuch unternimmt, auf Grund eines umfassenden, aus allen deutschen Gauen zusammengeholten Tatsachenmaterials darzulegen, was die deutschen Nationalsozialisten, die Geistesverwandten der italienischen Faschisten, in deutsch-patriotischer Maske erstreben und wohin die von ihnen betretene Bahn führt. Mit anerkennenswertem Fleiß und Geschick hat

Genosse Kampffmeyer ein Material zusammengetragen, das hell in die geheimen Umtriebe der nationalsozialistischen Faiseure hineinleuchtet. Besonders berücksichtigt Kampffmeyer die bayerischen Verhältnisse, die er als früherer langjähriger Redakteur der „Münchener Post" aus eigener Anschauung besonders gut kennt. Er schildert ausführlich den Zusammenhang der faschistischen Geheimbünde mit dem Kapp-Putsch, ihre Rüstungen gegen die deutsche Republik, die Haltung und Argumentation der deutschvölkischen Presse, die politische Geheimorganisation „Consul", die staatszersetzende Agitation des deutschen Faschismus und ihren gemeinen, vor keinem Mittel zurückschreckenden Kampf gegen die ihnen verhaßten Parteien und Politiker.

Die Schrift Kampffmeyers ermöglicht dadurch nicht nur dem Politiker, einen freien Ueberblick über den jetzigen Stand der faschistischen Bewegung in Deutschland zu gewinnen, sondern liefert auch dem politischen Agitator, der mit deutschvölkischen Rednern zu kämpfen hat, wertvolle Mittel des Angriffs und der Abwehr. H. C.

Paul Ufermann und Karl Hüglin, **Die AEG.** Eine Darstellung des Konzerns der Allgemeinen-Elektrizitäts-Gesellschaft. Berlin SW. 68, Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H. 160 Seiten.

Das bedeutendste Merkmal unserer Volkswirtschaft ist die Konzentration in Industrie, Handel und Bankwesen. Organisationsgebilde von gigantischem Ausmaß entstehen, um die Konzentration im Wirtschaftsleben in bestimmte lebens- und entwicklungsfähige Formen zu gießen.

Die Verfasser zeigen diese Tendenzen in unserem Wirtschaftsleben an einem markanten Beispiel, an der Entwicklung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, dem typischen Konzern der deutschen Elektrizitätsindustrie. Nach einer Einleitung über die „Entwicklungstendenzen zur industriellen Konzentration" und über „Die Interessengemeinschaften als Bindeglied der Konzerne", in der grundsätzliche und begriffliche Betrachtungen angestellt werden und auch die Nachkriegsentwicklung berücksichtigt ist, beginnt die eigentliche Arbeit mit einer Schilderung der Entwicklung der AEG. und ihrer Tochtergesellschaften von ihrer Gründung an bis zum Jahre 1922 und ihrer Wirtschafts- und Produktionspolitik. — Die Schilderung des Aufbaues des AEG.-Konzerns zeigt uns das enge Hand-in-Hand-Arbeiten einer großen Anzahl selbständiger und bedeutender Gesellschaften mit einer noch größeren. Das freiwillige Unterordnen im Interesse einer außerordentlichen Wirtschaftlichkeit und Machtentfaltung ist eines der lehrreichsten Kapitel der deutschen Konzentrationsbewegung.

Größe und innere Macht der AEG. werden in dem Kapitel „Die Kapitalgewalt der AEG." beleuchtet. Ueber 14 Millionen Mark werden berechnet, aber was sagen diese Zahlen? Wollte man den Effektivwert der gesamten im AEG.-Konzern vereinigten Gesellschaften in Papiermark ausdrücken, so würde man zu Zahlen kommen, die Hunderte von Milliarden umfaßten. — Sehr anschaulich werden die Berührungspunkte zwischen der AEG. und den anderen deutschen Großkonzernen geschildert, ferner die Verbindung mit den Kapitalistengruppen jenseits der Grenzpfähle. Reiches Zahlen- und Anschauungsmaterial begleitet alle Ausführungen.

Von besonderer Bedeutung für die Arbeitnehmerbewegung ist der Schlußabschnitt über „Industriekonzerne und Arbeiterschaft". Welche Stellung nimmt die Arbeiterschaft zu den Industriekonzernen ein, welche Schlüsse soll sie aus der wirtschaftlichen Entwicklung ziehen, welche Maßnahmen gedenkt sie zu ergreifen, um sich der Uebermacht solcher Riesenkonzerne zu erwehren? Es wird gefordert, daß der Konzentration der Industrie die Konzentration der Kräfte des arbeitenden Volkes gegenübergestellt wird. Der Arbeiterschaft stehen als Konzentrationspunkte nur die Gewerkschaften zur Verfügung. Deshalb muß deren ganzes Interesse in wirtschaftlicher Hinsicht an einer Steigerung der Gewerkschaftsmacht liegen. „Auch nur ein

Blick auf die Gestaltung der Machtverhältnisse der Gegenseite müßte die Erkenntnis bis in die letzte Arbeiterhütte tragen, daß die Zugehörigkeit jedes Arbeiters zu einer freien Gewerkschaft das unbedingte Gebot der Stunde ist." Straffer Zusammenschluß aller Gewerkschaften und Zusammenfassung aller zersplitterten Kräfte der werktätigen Bevölkerung! W. Sch.

Theodor Niemeyer, **Völkerrecht.** Berlin-Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 168 Seiten. (Samml. Göschen, Nr. 865.)

Prof. Niemeyer, der wohlbekannte Herausgeber der Zeitschrift für internationales Recht, bietet hier eine kurze, zusammenfassende Uebersicht über jene Probleme, die durch „die Anwendung des Rechtsgedankens auf die internationalen Beziehungen" gegeben sind. Er geht ein auf Begriff und Wesen des Völkerrechts, dessen Quellen, Geschichte, Subjekte, Objekte und den völkerrechtlichen Verkehr. Ein Anhang betrifft den Krieg, dessen Bedeutung im Völkerrecht auch im geschichtlichen Abschnitt gewürdigt wird. Das Buch kann als ausgezeichnete Einführung in einen Zweig der Rechtswissenschaft gelten, dessen Probleme in unserer Zeit die Aufmerksamkeit weitester Kreise finden sollten. H. Fehlinger.

Alice Salomon, **Leitfaden der Wohlfahrtspflege.** Unter Mitwirkung von S. Wronsky. 2. Aufl. Leipzig und Berlin 1923, Verlag B. G. Teubner.

Dieser kurz gehaltene Leitfaden der Wohlfahrtspflege, der schon nach etwas mehr als Jahresfrist in zweiter Auflage erscheinen kann, ist ein vorzügliches Orientierungsbuch, wie das bei einer so hervorragenden Sachkennerin wie Alice Salomon nicht anders zu erwarten ist. In knapper Form wird darin eine Fülle von Stoff klar und durchsichtig behandelt. Die Warmherzigkeit und Vornehmheit der Denkungsart, die die Verfasserin auch im Leben auszeichnet, tritt besonders in den ethischen Stellen wohltuend hervor. Der Anhang bringt ein Literaturverzeichnis und die Vorschriften über die staatliche Prüfung von Wohlfahrtspflegerinnen. Das Buch kann zur Einführung in die Wohlfahrtspflege um so mehr empfohlen werden, als es die Bedeutung der Arbeiterwohlfahrtspflege in sympathischer Weise würdigt.

Henni Lehmann

Internationales Arbeitsjahrbuch, 1923. 1120 Seiten. Genf, Verlag des Internationalen Arbeitsamts. (In Kommission bei Hans Preiß, juristische Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Der dritte Jahrgang dieses Nachschlagewerkes berücksichtigt 72 Staaten und Kolonien mit rund 2400 Gewerkschaften, 1950 Unternehmerorganisationen, 1100 Organisationen der Kopfarbeiter, 45 Vereinigungen von Kriegsbeschädigten, 475 Genossenschaften und 50 verschiedene Organisationen. Auch die internationalen Berufssekretariate und die Landeszentralen der Brufsorganisationen sind darin zu finden. Außer dem Titel jeder Organisation sind die Namen der leitenden Beamten, die Verbandsorgane, die Mitgliederzahlen, sowie die Zugehörigkeit zu nationalen und internationalen Verbindungen verzeichnet. Bei den Genossenschaften ist in der Regel auch über den Umsatz Auskunft gegeben. Die Angaben sind von den Spitzenverbänden der in Frage kommenden Organisationsgruppen vor der Drucklegung nachgeprüft worden, so daß sie als durchaus verläßlich gelten können.

Den Nachweisungen vorausgeschickt sind Mitteilungen über den Aufbau der Internationalen Arbeiterorganisation und die von ihren Jahresversammlungen gefaßten Beschlüsse, ferner über die Organisation des Völkerbundes sowie über die Regierungsstellen der einzelnen Staaten, die sich mit Arbeitsangelegenheiten befassen.

Das Buch ist demnach ein gut brauchbares Nachschlagewerk für alle Gewerkschaften und andere auf dem Gebiete der Arbeiterbewegung wie Sozialpolitik tätige Vereinigungen.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 5 | Ausgegeben am 10. Juni 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Großstadtnot und Großstadtfinanzen

Von Dr. **Richard Lohmann**

Allmählich erlaubt es uns der zeitliche Abstand, die wirtschaftlichen Folgeerscheinungen des Krieges im Rahmen der Statistik zu sehen. Und all das, was der Politiker noch vor kurzem *fühlen* mußte, um es auswerten zu können, das kann heute schon der Historiker mit redenden Zahlen *belegen*. Aber selbst der, der das Elend unserer Nachkriegszeit in seinem engeren Wirkungskreise mit offenen Augen beobachtet und verfolgt hat, wird durch diese redenden Zahlen überrascht und erschüttert. Man würde es verstehen können, wenn manch einem, der während dieser Jahre der Not an verantwortungsvoller Stelle gestanden hat, angesichts dieser Zahlen nachträglich das Grauen des Reiters am Bodensee überfiele, und es ist das bleibende Verdienst der von der Sozialdemokratie inaugurierten Nachkriegspolitik, daß sie Republik und Volk wohl unter schweren Unruhen und Erschütterungen, aber ohne Katastrophen über diese ersten Jahre des Elends hinübergebracht hat. Es bleibt abzuwarten, ob eine Politik, die mit weniger sozialem Verständnis und vor allem mit weniger Verständnis für die Psychologie notleidender Massen die Nachkriegsprobleme zu lösen versucht, dasselbe zu erreichen vermag, oder ob sie nicht vielmehr wieder die einst zurückgewiesene Hilfe der Sozialdemokratie hierfür in Anspruch nehmen muß.

Denn noch wächst die Not, wächst sie besonders in den großen Städten. Vor etlichen Wochen erschien im Zentralverlag eine Schrift des Berliner Oberbürgermeisters, die auf zwei knappen Bogen unter Verzicht auf jegliche Kunst der Darstellung Zahl an Zahl reiht, um dieses Anwachsen der Not in der Reichshauptstadt statistisch zu erweisen.[1]) Eine Tendenzschrift, gewiß, aber doch nur insoweit, als sie von Luxus und Verschwendung der neuen Bourgeoisie und von dem gesteigerten Wohlstand alter Fabrik- und Börsenmagnaten schweigt und dafür nur das wachsende Elend der von altersher Enterbten dieser bürgerlichen Gesellschaft und der durch den Krieg neu proletarisierten Schichten sprechen läßt. Keiner, der sich für die Sozial- und Wirtschaftspolitik der kommenden Jahre irgendwie verantwortlich fühlt, wird an dem hier gebotenen Zahlenmaterial vorübergehen können. Denn wer überhaupt noch des Glaubens lebt, daß wir durch eine organische Entwicklung und nicht über neue Katastrophen aus der Not des Augenblicks herauskommen werden, der muß vor allem sehen, was *ist*. Nur dann läßt sich entscheiden, wo die Hebel für eine Politik auf weite Sicht anzusetzen sind und wo gegebenenfalls Prohibitivmaßregeln des Augenblicks notwendig sind, wo Ventile zu öffnen sind, um einer gefährlichen Hochspannung vorübergehend zu begegnen.

[1]) **Die Not in Berlin.** *Tatsachen und Zahlen*, zusammengestellt von Oberbürgermeister *Böß*. 1923. Zentralverlag G. m. b. H., Berlin W. 35.

Denn die Not in Berlin, die Not unserer Großstädte ist natürlich nicht ausschließlich und nicht einmal in erster Linie ein kommunales Problem. Sie erwächst vielmehr organisch auf dem Boden der gesamten Ernährungs- und Wirtschaftspolitik. Hier liegt der Schlüssel des ganzen Fragenkomplexes, hier gilt es die sozialen Notwendigkeiten unserer Zeit zu erkennen und im Rahmen politischer Möglichkeiten zu erfüllen.

Ernährungs-, Preis- und Lohnpolitik wirken zusammen, in ihren Ergebnissen sich wechselseitig beeinflussend und steigernd, um jenes Höchstmaß von Elend zu erzeugen, das wir jetzt in der Großstadt und in Berlin im besonderen sehen und das aus den selbstverständlichen Auswirkungen des Krieges allein nicht abgeleitet werden kann. Aus der allgemeinen Verarmung einer Wirtschaft und der sich daraus ergebenden Verarmung des Staates kann man wohl die Herabdrückung des Lebensniveaus der bisher bevorzugten Schichten und damit eine gewisse soziale Umschichtung erklären, aber man kann sich nicht darauf berufen, daß daraus auch automatisch und mit innerer Notwendigkeit eine weitere Herabdrückung der Lebenshaltung jener Schichten folgen müsse, die bereits vor dem Kriege nicht die Mittel zu einem menschenwürdigen Dasein aus ihrer Erwerbstätigkeit ziehen konnten. Und so bedauerlich die Senkung des Realgehalts bei höheren und mittleren Beamten um 66,4 Proz. bzw. 58,6 Proz. gegenüber dem Vorkriegsstande auch sein mag, sie ist in ihren Auswirkungen durchaus nicht vergleichbar mit der so viel geringer erscheinenden und in Wirklichkeit so viel entscheidenderen Senkung des Reallohnes des ungelernten Arbeiters um 20,4 Proz. und des Realgehalts des unteren Beamten um 37,2 Proz. Denn hier handelt es sich um Bewegungen unterhalb des Existenzminimums, die von unmittelbarer sozialer und darum auch von unmittelbarer politischer Auswirkung begleitet sein müssen.

Diese Senkung bedeutet die eigentliche innerpolitische Gefahrenquelle, um so mehr, wenn sie, wie in der Wirtschaftskrise der letzten Monate, durch umfangreiche Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit gesteigert wird. Nimmt man hinzu, daß gleichzeitig das Lumpenproletariat und die Schar der völlig auf öffentliche Mittel Angewiesenen im gleichen Maße gewachsen ist, daß in Berlin allein 24 000 Menschen in einem einzigen Monat, vollkommen mittellos, von der öffentlichen Wohlfahrt nur ein Brot in jeder Woche und drei Preßkohlen am Tage (6000 Mk. monatliche Beihilfe im Januar) erhalten konnten, so erkennt man, wie notwendig hier eine durchgreifende Aenderung der Verhältnisse vom Standpunkt einer weitsichtigen Innenpolitik aus geworden ist.

Ernährungs- wie Lohnpolitik des Reiches sind aber gerade in den letzten Monaten Wege gegangen, die diese Krise und die in ihr ruhenden Gefahren verschärft statt gemildert haben. Die geforderte und versuchte Lohnstabilisierung zu einem Standard, der nur einen Bruchteil des Vorkriegslohnes, einen Bruchteil auch des Lohnes der ausländischen Industrie bedeutet, wird noch auf lange hinaus eine fortdauernde Beunruhigung unseres Wirtschaftslebens und damit unseres politischen Lebens mit sich bringen.

Wie sich Kriegs- und Nachkriegsnot auf dem Gebiet der Wohnungslosigkeit und der Gesundheit ausgewirkt haben, dafür nur zwei Zahlen aus dem umfangreichen Material der von Böß gegebenen Statistik. Im Februar haben in Groß-Berlin nicht weniger als 4000 Personen täglich —

60 mal so viel als vor dem Kriege — ihre Zuflucht im städtischen Obdach gesucht. Im Bezirk Neukölln hat sich die Zahl der tuberkulosekranken Kinder bei der Schulaufnahme von 0,5 Proz. im Jahre 1914 auf 3,2 Proz. im Jahre 1922 gesteigert, also mehr als versechsfacht.

Das allgemeine Elend, das durch solche Zahlen blitzartig beleuchtet wird, läßt sich, wie gesagt, mit den Mitteln einer Ressortpolitik und spezialistischer Wohlfahrtspflege nicht bekämpfen. Wenn die gesamte Wirtschaftspolitik des Reiches es nicht versteht, dieses Material auszuwerten und die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen, so sind die politischen Folgen der sozialen Not unabwendbar. Aber Böß weist einleitend mit Recht doch darauf hin, daß die wirtschaftliche Verelendung gerade in der Großstadt ihren krassesten Ausdruck findet. Und die kommunale Politik der Großstadt kann daher vor diesen Zahlen nicht die Augen verschließen, darf die allgemeine Not nicht durch eine Politik des Laissez faire — laissez aller vergrößern. Nur eine Kommunalpolitik der schlechthörenden Verantwortungslosigkeit kann sich darauf berufen wollen, daß hier lediglich Aufgaben der großen Politik vorlägen, an deren Lösung sie selber unbeteiligt sei, oder darauf, daß die finanzielle Beengtheit der Gemeinden seit der Erzbergerschen Finanzreform auch die Grenzen der Verantwortlichkeit verschoben habe. Solange die Politik des Reiches versagt oder solange die Auswirkungen einer zielbewußteren Politik sich noch nicht bis in die Elendswinkel der Großstädte erstrecken können, solange ist gerade eine ihrer Verantwortung bewußte Kommunalpolitik dazu berufen, durch vorbeugende und fürsorgende Maßnahmen eine Vergrößerung der allgemeinen Not zu verhindern.

Auch hier gilt es, die Bekämpfung der Not nicht in erster Linie vom Standpunkt des Spezialisten, vom Standpunkt der öffentlichen Wohlfahrtspflege aus zu sehen. Die Mittel und Möglichkeiten der öffentlichen Wohlfahrt sind der wachsenden Not gegenüber beschränkt, sie lassen sich nicht im prozentualen Verhältnis zu dieser wachsenden Not schematisch steigern. Der Vertreter der Finanzverwaltung in Groß-Berlin wies in seiner diesjährigen Etatsrede darauf hin, wie stark sich die Ausgaben und der Bedarf für die einzelnen Teile der städtischen Verwaltung im Verhältnis zur Gesamtausgabe und dem Gesamtbedarf gegenüber der Vorkriegszeit verschoben haben. Während der Anteil der öffentlichen Bauten am Gesamthaushalt von 10 Proz. auf 2,7 Proz. gesunken ist, sind die Ausgaben für die öffentliche Wohlfahrt von 15 auf 24 Proz. gestiegen. Und doch bilden auch diese scheinbar erhöhten Mittel nur einen Bruchteil des realen Wertes, der in glücklicheren Jahren für diese Aufgaben bereitgestellt werden konnte. Die Mittel des Ordinariums einer Großstadt sind eben in diesen Jahren der Not niemals entsprechend der Not zu steigern.

Auch auf dem Gebiete sozialer Wohlfahrt gilt der alte medizinische Grundsatz, daß Prophylaxe besser ist als Therapie, daß eine Bekämpfung der Ursachen der Not durch Mittel des Haushalts die Notwendigkeit zur Bereitstellung von Mitteln zur Bekämpfung der Erscheinungen dieser Not verringert. Es ist also durchaus keine rühmenswerte Tatsache, wenn der Etat einer Großstadt in unseren Tagen eine fast an Einstellung grenzende Beschränkung der kommunalen Bautätigkeit aufweist, sondern ein sehr bedenkliches Symptom einer vielleicht zwangsläufig erscheinenden,

aber darum doch falschen und kurzsichtigen Politik. Denn Förderung der Bautätigkeit, Beschaffung von Arbeitsmöglichkeit, Steuerung der Erwerbslosigkeit ist neben der Verbesserung der Arbeitsbedingungen und der Bekämpfung des Wohnungselends die wichtigste Aufgabe der Gegenwart — auch in der Kommunalpolitik.

Es soll nicht verkannt werden, daß einer solchen Kommunalpolitik auf weite Sicht durch die Finanznot gerade der Großstädte die denkbar größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Nicht die Geldentwertung bildet hier den eigentlichen Hemmschuh, sondern die Unsicherheit der tatsächlich verfügbaren Einnahmen, die durch die Verzögerungspolitik der bürgerlichen Parteien im Reiche und die egoistische Interessenpolitik derselben bürgerlichen Parteien in den Kommunen selbst hervorgerufen ist. Die Verschleppung des Landessteuergesetzes macht eine einigermaßen sichere Balancierung der Haushaltspläne der Großstädte in diesem Jahre völlig unmöglich. Berlin hat auf der Einnahmeseite seines Etats für 1923 allein 55 Milliarden erhoffter Steuereinnahmen aus dem Finanzausgleichgesetz (gegenüber 115 Milliarden eigener Steuern auf Grund der augenblicklichen gesetzlichen Lage) eingesetzt. Eine ängstliche Finanzpolitik müßte auf diese ganze Summe verzichten, mindestens auf die 40 Milliarden aus der Erhöhung der Umsatzsteuer, eine kecker zugreifende könnte sie mit demselben Schein des Rechts verdoppeln. Der notleidende Teil des Haushaltsvoranschlages wird bei dieser Rechtslage oder besser Rechtsunsicherheit natürlich jener Teil, den der Nur-Finanzpolitiker als den am leichtesten beschränkbaren ansieht, der aber nach den oben gemachten Ausführungen aus allgemeinen politischen und sozialen Erwägungen heraus am weitesten ausgebaut werden müßte: die Arbeitsbeschaffung durch Inangriffnahme städtischer Erweiterungs- und Ausbesserungsbauten.

So aber ist selbst eine Beschränkung der für die Bekämpfung der Symptome unserer Not erforderlichen Mittel in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Berlin hat sich im letzten Jahre damit zu helfen versucht, daß es die zur Fortführung seiner sozialen Einrichtungen, zur Erhaltung der Krankenhäuser und zur Weiterführung der allgemeinen Wohlfahrtspflege notwendigen Gelder aus einer einmaligen Anspannung der Gewerbesteuer und aus Tariferhöhungen für Gas und Elektrizität flüssig machte. Die sogenannte „soziale Abgabe" von Gas und Elektrizität, die in Wirklichkeit nichts anderes als eine drückende indirekte Steuer auf lebensnotwendige Produkte darstellt, kann natürlich durchaus nicht als eine ideale Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten angesehen werden. Es besteht die Gefahr, daß dadurch Nöte geschaffen werden, um Nöte zu lindern. Sie mußte nur akzeptiert werden, weil sie gegenüber einer Einstellung der sozialen Wohlfahrtspflege das kleinere Uebel darstellte und weil die bürgerliche Mehrheit der Berliner Stadtverordnetenversammlung einer stärkeren Anspannung der Gewerbesteuer mit allen Kräften widerstrebte.

Die Großstädte werden sich im nächsten Jahre zu überlegen haben, ob sie die Entwertung dieser einzigen Einnahmequelle, die mit einem gewissen Recht als Besitzsteuer angesprochen werden kann, vor ihrem sozialen Gewissen noch weiterhin verantworten können. In Berlin haben sich die prozentualen Anteile der einzelnen Gemeindesteuern am Gesamtbedarf

geradezu ins Karikaturenhafte verzerrt. Der Ansatz der Vergnügungssteuer ist gegen das Vorjahr versiebzigfacht (Stand vom 1. April), der der Beherbergungssteuer verzweihundertfacht, der der Gewerbesteuer aber nur verfünfzehnfacht, wobei die bürgerlichen Parteien der in diesem Voranschlag schon einbegriffenen Erhöhung des Normalsteuersatzes auf 7 Proz. bereits widerstreben. Die 200 000 Gewerbebetriebe der Stadt Berlin bringen in diesem Jahre knapp siebenmal so viel Steuern ein als die 200 000 Hundebesitzer der Stadt! Und dabei droht die vom preußischen Landtage bereits beschlossene, vom Staatsrat beanstandete Ausdehnung des Geldentwertungsgesetzes des Reiches auf die Gewerbesteuer auch diese Summe noch illusorisch zu machen und den Steuerbetrug in aller Form zu sanktionieren. Bei dieser Sachlage bleibt als einziges Aushilfsmittel der Aufbau der Gewerbesteuer auf dem Ertrage des laufenden Jahres, dergestalt, daß ein ganz exorbitant hoher Prozentsatz vom Ertrage des Vorjahres genommen wird, dessen Einziehung auf einen Höchstsatz vom diesjährigen Ertrage beschränkt wird. Wenn das geschieht, so werden die laufenden Ausgaben aus laufenden Einnahmen gedeckt werden können, und für die Notwendigkeit sozialer Vorbeugungsmaßnahmen, für Arbeitsbeschaffung bleibt — außer den Zuschüssen aus der produktiven Erwerbslosenfürsorge von Reich und Ländern — das Extraordinarium, die Anleihe.

Unsere Großstädte und die Aufsichtsbehörden haben sich allzu lange von einer Politik der Aengstlichkeit in diesen Jahren wachsender Not gerade auf dem Gebiete kommunaler Anleihen leiten lassen. Der Erfolg ist der, daß die Städte so gut wie nichts von sich aus zur Milderung der Erwerbslosigkeit und zur Regulierung der Arbeitsbedingungen haben tun können. Grundsätzlich muß aber die Erwägung maßgebend sein — hier bei der Sozialpolitik der Gemeinden wie bei der Reparationspolitik des Reiches —, daß es durchaus mit den Erfordernissen einer weitblickenden Politik vereinbar ist, wenn sie einen Teil der Lasten dieser Zeit der Not einer kommenden glücklicheren Generation mit auferlegt. Ein Jahrhundert lang haben einzelne Gemeinden Deutschlands an Verpflichtungen aus napoleonischer Zeit zu tragen gehabt und sind nicht darunter zusammengebrochen. Um wieviel mehr können wir es verantworten, die Lasten, die jetzt zur Abwehr einer Katastrophe erforderlich sind, zum Teil auch auf ein späteres Geschlecht abzuwälzen, das doch an der Abwehr dieser Katastrophe mindestens ebenso stark interessiert ist wie wir!

Jede Anleihe ist in unserer Zeit schwankender Währung natürlich ein Risiko, eine Spekulation. Aber die wertbeständige Anleihe besitzt den großen Vorzug, daß ihr Zinsendienst immer in einer gewissen inneren Beziehung zur Gesamtlage der Wirtschaft bleiben wird und bleiben muß, wenn der Wertmesser wirklich mit Vorsicht ausgewählt worden ist. Unsere städtischen Finanzpolitiker scheinen von dem Traumbilde einer Papiermarkanleihe, die mit einer völligen Entwertung der Mark auch ihrerseits völlig entwertet werden könnte, nicht loszukommen, weil sie diese für die städtischen Finanzen so vorteilhaften Erfahrungen bei den Anleihen aus der Vorkriegszeit gemacht haben. Nur so ist die Stellungnahme des Städtetages und der Versuch einzelner Großstädte, in den verflossenen Monaten Papiermarkanleihen auf den Markt zu bringen, einigermaßen verständlich. Aber diese

Einstellung ist trotz alledem politisch kurzsichtig und darum gefährlich. Die Papiermarkanleihe kann in einer politisch anders gearteten Zeit jede, aber auch jede Beziehung zur Wirtschaftslage verloren haben, und ihr Zinsendienst kann bei gehobener Währung die Stadt tatsächlich erdrosseln. Bei der Papiermarkanleihe kann schon zwischen ihrer Begebung und der Verwertung ihres Ertrages (man denke an Februar—Mai 1923!) eine Spannung bestehen, die die Stadt um den halben Ertrag bringt. Die wertbeständige Anleihe ist von diesen Risiken frei, sie belastet nur im Verhältnis der allgemeinen Belastung des Haushalts durch eine weiter abwärts sinkende Währung, aber sie entlastet natürlich dabei auch nicht; sie drückt und erleichtert mit dem allgemeinen Druck und der allgemeinen Erleichterung der Wirtschaft.

Ein Beispiel. Berlin hat im März die Aufnahme einer 10-Milliarden-Papiermark-Anleihe beschlossen. Bei dem jetzigen Diskont müßte sie diese mit mindestens 15 Proz. verzinsen. Die 170 Millionen für Verzinsung und Tilgung wären bei dem jetzigen Stande der Mark keine Belastung, würden auch bei einer Stabilisierung der Mark zu einem Dollarkurs von etwa 10 000 erträglich sein, müßten aber schon zur Katastrophe führen, wenn in etwa 20 Jahren die Mark nur noch um das 500fache gegenüber der Goldmark entwertet wäre, da sie dann rund den 300. Teil des gesamten Etats ausmachen würden — von einer noch stärkeren Aufbesserung der Papiermark ganz zu schweigen. Berlin hat deshalb jetzt — mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe — eine Roggenwertanleihe in Höhe von 200 000 Zentnern (augenblicklich = 10 Milliarden Papiermark) beschlossen. Verzinsung von 6 Proz. und Tilgung von 3½ Proz. erfordern 19 000 Zentner Roggen jährlich. Hierfür garantieren die städtischen Güter, von denen 5 zu einer jährlichen Summe von 29 000 Zentnern Roggen verpachtet sind. Der Zinsendienst dieser Anleihe bleibt also in einem beständigen Verhältnis zum Ertrag der Güter, ohne Rücksicht auf die Wertveränderung der Papiermark. Verschieben kann sich nur das prozentuale Verhältnis des Güterertrages (und damit dieses Zinsendienstes) zum Gesamthaushalt, aber dieser Verschiebung sind doch relativ enge Grenzen gesteckt.

In der wertbeständigen Anleihe liegt also die Möglichkeit für die Großstädte, sich die Mittel für eine Weiterführung produktiver städtischer Einrichtungen auch in dieser Zeit unsteter Währung zu verschaffen, ohne ein anderes Risiko als das der auch für den gesamten Haushalt gültigen Veränderung der allgemeinen Wirtschaftslage einzugehen. Eine bei aller Sparsamkeit weitblickende Kommunalpolitik sollte hier mit beiden Händen zugreifen

Berlin hatte vor dem Kriege ein Extraordinarium von durchschnittlich 75 Millionen Goldmark. Was sind demgegenüber die 10 Milliarden Papiermark, die es jetzt auf wertbeständiger Anleihe entnehmen will, um Bauarbeiten damit zu leisten! Sollten nicht die Finanzverwaltungen der Städte wie die Aufsichtsbehörden, die wertbeständigen Anleihen auch jetzt noch Schwierigkeiten machen und u. a. hier eine 3½prozentige Tilgung verlangen (gegenüber 2 Proz. bei Papiermarkanleihen), die inneren Wechselbeziehungen erkennen, die zwischen diesem Ausfall und der Steigerung der allgemeinen Not bestehen? Es geht nicht an, daß in diesen Fragen die Kämmereiver-

waltung Führung und Entscheidung beansprucht — hier liegt das kommunalpolitische Problem unserer Zeit schlechthin. Verarmen unsere Großstädte weiter wie bisher, wursteln sie mit schwebenden Schulden durch eine Zeit, die weiten Blick und kraftvolle Initiative verlangt, wissen sie die Mittel, die ihnen in der Gewerbesteuer und in wertbeständigen Anleihen zur Verfügung stehen, nicht in ihren Dienst zu zwingen, so haben sie den gigantischen Aufgaben unserer Zeit gegenüber versagt. Es wäre aufs tiefste zu bedauern, wenn es der zunehmenden Bevormundung einer regierungswütigen Bureaukratie in den Reichs- und Landesministerien gegenüber der Selbstverwaltung unserer großen Städte gelingen sollte, das Verantwortungsbewußtsein und die Entschlußfähigkeit der Selbstverwaltungskörper so weit zu lähmen. Die Schuld würde jedenfalls auf beiden Seiten liegen. Mit Passivität aber bekämpft man keine Not, steigert man Not zur Verzweiflung.

Eine solche Politik kann nur wollen, wer die Katastrophe will oder sie als unvermeidbar ansieht. Wer an eine organische Entwicklung glaubt, von dem verlangen die Zeiten der Not gesteigerte Aktivität und erhöhte Entschlußfähigkeit. Eine notdürftige Politik ist die schlechteste Politik der Not.

Die Grundgedanken des Jugendgerichtsgesetzes[1])

Von Staatsanwalt **Marx-Heidelberg.**

I.

Wer auch nur einigermaßen mit der Strafjustiz vertraut ist, weiß, daß in den letzten Jahren die Straffälligkeit der Jugend in einem erschreckenden Maße zugenommen hat. Dabei ist besonders auffällig, daß die Zahl der schweren Fälle wesentlich gestiegen ist und ebenso die Zahl der rückfälligen Jugendlichen. „Das moralische Stahlbad" des Krieges zeigt hier eine seiner Auswirkungen. Neben der allgemeinen Lockerung der sittlichen Begriffe ist eine zunehmende Verwahrlosung der Jugend einhergegangen, die in vielen Fällen der leitenden und strafenden Hand des Vaters entbehrte. Die Ansätze zu dieser Entwicklung der Kriminalität der Jugend haben sich bereits vor dem Krieg gezeigt. Man hat einen wesentlichen Teil der Schuld schon damals der unrichtigen Behandlung der jugendlichen Rechtsbrecher zugemessen und ist deshalb bestrebt gewesen, die strafrechtliche Behandlung der Jugendlichen in einer von der der Erwachsenen grundsätzlich verschiedenen Weise neu zu gestalten. Gesetzentwürfe, die diese Absichten verwirklichen wollten, sind dem Reichstag von der Regierung in den Jahren 1909 und 1912 vorgelegt worden, ohne indessen zur Verabschiedung zu gelangen. Im Jahre 1920 wurde dann auf Anordnung des Reichsjustizministeriums zusammen mit dem Entwurf eines Gesetzes über den Rechtsgang in Strafsachen (Strafprozeßordnung) ein neuer Entwurf eines Jugendgerichtsgesetzes veröffentlicht. Dieser Entwurf bildet die Grundlage des Ende vergangenen Jahres als Reichstagsdrucksache Nr. 5171 dem Reichstag vor-

[1]) In Nr. 1 (2. Bd. des 41. Jahrgangs der „N. Zeit") haben wir bereits einen kurzen Auszug aus dem Jugendgerichtsgesetz nebst einer Kritik verschiedener seiner Bestimmungen aus der Feder von Henni Lehmann veröffentlicht, in Anbetracht der Bedeutung des Gesetzes lassen wir hier eine eingehende Kritik von teilweise anderen Gesichtspunkten folgen. Die Redaktion.

gelegten letzten Entwurfs eines Jugendgerichtsgesetzes, der nach einigen Aenderungen und Zusätzen bereits Anfang Februar dieses Jahres zum Gesetz erhoben worden. Das Jugendgerichtsgesetz datiert vom 16. Februar 1923 und ist am 27. Februar 1923 veröffentlicht worden.

Die Bezeichnung Jugendgerichtsgesetz (JGG.) umfaßt nicht den ganzen Inhalt des Gesetzes; denn es enthält nicht nur Prozeßrecht, sondern auch materielles Strafrecht. Es ist eine teilweise Vorwegnahme der Strafrechts- und Strafprozeßreform, deren Durchführung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist. Es liegt zwar im Augenblick aus den Zeiten der Regierung Wirth-Radbruch her ein Entwurf eines Strafgesetzbuches im Kabinett. Seine Aussichten auf baldige Vorlage an den Reichstag halte ich jedoch aus allgemeinpolitischen Gründen und bei der Not der Zeit, die noch dringlichere Aufgaben hat, für sehr gering. Wohl gerade aus der Erkenntnis heraus, daß die allgemeine Reform des Strafrechts und des Strafprozeßrechts in absehbarer Zeit nicht durchgeführt werden kann, hat man die schleunige Sonderregelung für die Jugendlichen herbeigeführt.

Eine Darstellung der Grundgedanken des neuen Rechts folgt zweckmäßigerweise der im Gesetz selbst getroffenen Scheidung in materielles Strafrecht und Strafprozeß- bzw. Gerichtsverfassungsrecht.

II.

Unter Jugendlichen im Sinne des Strafrechts verstand man bisher Personen vom vollendeten 12. bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Kinder unter 12 Jahren waren strafunmündig und konnten wegen einer an sich strafbaren Handlung niemals bestraft werden, weil man schlechthin annahm, sie seien unzurechnungsfähig, also strafrechtlich nicht verantwortlich. Hier bringt das JGG. eine seiner bedeutsamsten Neuerungen. Die Strafunmündigkeit wird vom 12. bis zum vollendeten 14. Jahre erstreckt (§ 2). Damit ist eine seit langem gestellte Forderung erfüllt, die auf der Erfahrung gründete, daß Kinder bis zu 14 Jahren in aller Regel noch zu unreif sind, um sich die Folgen ihrer Handlungen soweit klarzumachen, daß man die Berechtigung hätte, sie vor dem Strafrichter zur Verantwortung zu ziehen. Sie sollen, wenn sie ungesetzliche Handlungen begehen, verwahrlost sind oder sonst Anlaß zur Besorgnis geben, daß sie dem Verbrechen anheimfallen, ausschließlich mit erzieherischen Maßnahmen behandelt werden.

Durch diese Heraufsetzung der Strafmündigkeitsgrenze bis zum 14. Lebensjahr scheidet ein erheblicher Teil der jugendlichen Kriminellen aus der Tätigkeit der Strafverfolgungsbehörden aus. Um so verantwortungsvoller wird die Tätigkeit der Vormundschaftsgerichte und der auf Grund des Reichsgesetzes für Jugendwohlfahrt vom 9. Juli 1922 (RGBl. Teil I S. 633) einzurichtenden Jugendwohlfahrtsbehörden bzw. der bis zum Inkrafttreten dieses Gesetzes (1. April 1924) landesrechtlich gemäß § 51 JGG. bestimmten Stellen. Man wird erwarten müssen, daß sie gerade unter den heutigen Verhältnissen mit ihren schweren Gefahren für die Jugend nicht nur mit Umsicht und Verständnis für die Lage des Einzelfalles, sondern auch, wo dies nach Art und Veranlagung des betreffenden Kindes und seiner Verhältnisse geboten erscheint, mit unnachsichtiger Strenge die ihnen in die Hand gegebenen erzieherischen Maßregeln zur Anwendung bringen. Die Bestimmungen über das Strafmündigkeitsalter

haben übrigens im Gegensatz zu den übrigen Vorschriften des Gesetzes, die erst mit dem 1. Juli in Kraft treten, bereits mit der Verkündung des Gesetzes Rechtswirksamkeit erlangt (§§ 43, 2, 45, Abs. 1).

Die erzieherischen Maßregeln bilden das Kernstück des neuen Gesetzes. Noch immer zwar währt der Kampf um den Zweck der Strafe. Glücklicherweise hat man wenigstens bei dem für die Jugendlichen bestimmten Strafrecht diesen Streit beiseite gestellt. Das hat ohne Zweifel wesentlich zu der schnellen parlamentarischen Erledigung des JGG. beigetragen. Schließlich konnten eben doch auch die entschiedensten Anhänger der Auffassung, daß die Vergeltung das leitende Prinzip des Strafrechts sei, nicht verkennen, daß bei den Jugendlichen zum mindesten unmöglich Vergeltung die Aufgabe der Strafe sein kann und sein soll, sondern daß es bei der Jugend um Erziehung und Besserung geht. Daß man allzulange die Jugendlichen nach einem Strafgesetzbuch behandelte, das auf dem Grundgedanken der Vergeltung aufgebaut ist, hat sicher viel an den Mißerfolgen der gerichtlichen Straftätigkeit gegenüber den Jugendlichen mitverschuldet. Das Jugendgericht soll deshalb künftig in erster Linie nicht Strafgericht, sondern Erziehungsgericht sein. Das ist der Sinn des § 6 JGG., der besagt: Hält das Gericht Erziehungsmaßregeln für ausreichend, so ist von Strafe abzusehen. Wenn eine Erziehungsmaßregel vom Jugendrichter oder vom Vormundschaftsgericht angeordnet worden ist, kann sogar bereits die Staatsanwaltschaft mit Zustimmung des Jugendgerichts das Verfahren einstellen, wenn ihrer Ansicht nach weitere Maßnahmen nicht erforderlich sind, um eine genügende Wirkung im Sinne der Besserung bei dem Beschuldigten hervorzurufen (§ 32).

Es gibt wohl manche, die dem Erziehungsgedanken eine noch schärfere gesetzliche Ausprägung gewünscht hätten, etwa in der Art, wie es Koehne-Bendix (vgl. Bendix, Neuordnung des Strafverfahrens, Berlin 1921, S. 379) vorgeschlagen haben. Danach wäre ein Jugendlicher überhaupt nur dann mit Strafe zu belegen, wenn nach der Art der Tat und dem Charakter und Vorleben des Täters anzunehmen ist, daß durch Erziehungsmaßnahmen eine Besserung nicht erreicht werden kann. Eine derartige Regelung würde indessen den Erfordernissen der Praxis ebensowenig gerecht werden wie den allgemeinen, im Volke lebenden Anschauungen, denen der Gesetzgeber, gerade wo er Strafrecht bildet, besondere Berücksichtigung zuteil werden lassen muß. Man darf nicht vergessen, daß auch die Strafe selbst, vor allem in Verbindung mit dem Strafaufschub auf Wohlverhalten, ein wirksames Besserungsmittel, das zugleich, und diese Seite darf ein praktischer Gesetzgeber bei aller Rücksicht auf die Person des Täters nicht außer Betracht lassen, nach außen ein sichtbares Warnungszeichen bildet.

Das JGG. erweitert die für die Bestrafung eines Jugendlichen erforderlichen Voraussetzungen. Bisher kam es lediglich darauf an, ob der Jugendliche die zur Erkenntnis der Strafbarkeit seiner Handlung erforderliche Einsicht zur Zeit der Tat besaß. Mit Recht hat man getadelt, daß diese Forderung zu intellektualistisch sei und zu sehr auf den Verstand abhebe. Die Einsicht in die Strafbarkeit der Handlung ist bei dem Durchschnitt der Kinder meist schon sehr früh vorhanden, nicht dagegen die Fähigkeit, der Einsicht gemäß zu handeln. Wie oft hört man von Jugendlichen auf die Frage: Hast du nicht gewußt, daß das strafbar ist? die aufrichtig

naive Antwort: Doch, aber ich habe mir nichts weiter dabei gedacht. Es ist sehr zu begrüßen, daß das JGG. die Strafe auch dann ausschließt, wenn der Jugendliche zwar die Einsichtsfähigkeit besitzt, aber infolge unfertiger oder mangelhafter geistiger und seelischer Entwicklung unfähig war, seinen Willen dieser Einsicht gemäß zu bestimmen. § 3. Ist eine der Voraussetzungen nicht vorhanden, so kann bereits die Staatsanwaltschaft das Verfahren einstellen. Sie ist jedoch nicht mehr wie bisher von sich allein aus in der Lage, dies zu tun, sondern an die Zustimmung des Jugendgerichts gebunden und soll auch zuvor das Jugendamt hören. Es ist dies eine der Vorschriften des Gesetzes, die dem Zweck dient, möglichst die Einheitlichkeit und Zusammenarbeit aller mit der Jugendfürsorge betrauten Stellen zu sichern.

Die Strafen für Jugendliche haben nur insofern eine Aenderung erfahren, als man auf die weitere Verwendung des erfahrungsgemäß wirkungslosen Verweises verzichtet hat. Bei Vergehen oder Uebertretungen besonders leichter Art, für die bisher die Strafe des Verweises vorgesehen war, genügt, wofern nicht überhaupt von Strafe abgesehen werden kann, auch eine der Erziehungsmaßregeln. Die Aufgabe des Verweises ist besonders von Bedeutung im Hinblick auf die Rückfallsdelikte, wo der Verweis, trotzdem er im Bewußtsein des Bestraften nur in den allerseltensten Fällen mit dem erforderlichen Ernste gewürdigt wurde, eben doch als rückfallsbegründende Strafe mit ihren schweren Folgen zu behandeln war. Abgeschafft ist auch die Ueberweisung Jugendlicher an die Landespolizeibehörde, die leider besonders bei weiblichen Jugendlichen bisweilen ausgesprochen wurde und dann natürlich, wenn sie vollzogen wurde, die gegenteiligen Wirkungen, wie beabsichtigt, nach sich ziehen mußte.

Die Grundsätze über die Strafbemessung sind im JGG. im wesentlichen die gleichen geblieben, wie sie bisher gegenüber Jugendlichen in Geltung waren. Nur ist der Strafrahmen mit Todesstrafe, lebenslangem Zuchthaus oder Festungshaft bedrohter Handlungen auf ein bis zehn Jahre Gefängnis bzw. Festungshaft bemessen, anstatt wie bisher von drei bis fünfzehn Jahren. Daß das Gesetz den Vorschlag des Entwurfs, Versuch und Beihilfe im allgemeinen Strafrahmen zu bewerten, preisgegeben hat, ist sehr bedauerlich. Gerade darin lag ein verheißungsvoller Auftakt zu einer modernen Gestaltung der Bestimmungen über Versuch und Teilnahme in einem neuen Strafgesetzbuch, die sich freimachen müßte von festen Schematen und dem Richter die Bemessung der Strafe nach Maßgabe der Gefährlichkeit des Täters zu überlassen hätte. Auch praktisch war, nachdem das Strafminimum für die meisten Fälle auf Null oder doch nur einen Tag Gefängnis herabgesetzt war, kein Bedürfnis nach einer nochmaligen besonderen Möglichkeit der Herabsetzung der Strafe vorhanden; vgl. § 9 JGG.

Die Strafe als Erziehungsmittel erfüllt ihren Zweck am wenigsten durch den Vollzug. Durch die Verbüßung einer Freiheitsstrafe, durch die der Jugendliche mit dem Leben im Gefängnis vertraut wird, wird meist die Wirkung der Strafdrohung abgestumpft. Deshalb muß es Aufgabe einer auf gute Erfolge bedachten Wohlfahrts- und Jugendgerichtspflege sein, den straffälligen und verurteilten Jugendlichen möglichst lange vor dem Vollzug einer gegen ihn erkannten Freiheitsstrafe zu bewahren. Von dieser Erkenntnis ausgehend, hat die Praxis im Verwaltungswege schon lange für Jugendliche in weitgehendstem Maße den Strafaufschub auf Wohlverhalten

eingeführt, d. h. die Aussetzung der Strafvollstreckung, damit sich der Verurteilte durch gute Führung während einer Probezeit Straferlaß verdienen kann. Diese Maßnahme, die bisher auch dort, wo sie vom Gericht ausgesprochen wurde, einen verwaltungsmäßigen Gnadenakt darstellte, wird jetzt einheitlich gesetzlich geregelt und zu einem bedingten subjektiven öffentlichen Recht des Verurteilten erhoben. (§§ 10 ff.) Prozessual wird sie im wesentlichen den mildernden Umständen des Strafgesetzbuchs gleich behandelt. Darüber hinaus wird der bedingte Rechtsanspruch des Verurteilten auf die Aussetzung dadurch gekennzeichnet, daß ihm die Möglichkeit gegeben wird, das Urteil, das ihm die Strafaussetzung verweigert, mit dem Rechtsmittel der sofortigen Beschwerde anzufechten (§ 35 Abs. 2), und daß sich in diesem Falle die Entscheidungsgründe darüber aussprechen müssen, ob die Entscheidung über die Aussetzung lediglich vorbehalten werden oder die Strafe vollstreckt werden soll (§ 10 Abs. 2).

Die Strafaussetzung kann, solange die Strafe nicht vollständig vollstreckt ist, noch jederzeit auf Antrag oder von Amts wegen gewährt werden (§ 11). Das oben bereits erwähnte Bestreben des Gesetzes, dem Jugendlichen in weitgehendem Maße Zeit zur Besserung zu lassen und ihn möglichst lange vor der Strafanstalt zu bewahren, kommt auch in der Bestimmung zum Ausdruck, daß für den Fall, daß der Jugendliche während der Probezeit eine neue Straftat begeht, nicht nur die alte Strafaussetzung aufrechterhalten, sondern auch die Vollstreckung der neuen Strafe ausgesetzt werden kann. Dies sogar dann, wenn der Verurteilte, als er die neue Tat beging, nicht mehr jugendlich war (§ 13).

Die Probezeit kann auf zwei bis fünf Jahre bemessen werden. Für die Dauer dieser Zeit können dem Verurteilten über die Vollendung des 18. Lebensjahres, ja sogar über den Eintritt der Volljährigkeit hinaus, besondere Verpflichtungen auferlegt werden, deren Erfüllung die Aufrechterhaltung der Strafaussetzung bedingt (§ 12). Als solche Pflichten können natürlich nicht auferlegt werden solche Forderungen, die mit der verfassungsmäßig gewährleisteten Gewissensfreiheit in Widerspruch stünden. Als unzulässige Auflagen an den Verurteilten wären zu betrachten: regelmäßiger Kirchenbesuch oder Beitritt zu einem Verein mit bestimmter parteipolitischer Färbung. Dagegen wird gegen die Auflage, während der Probezeit keinen Alkohol zu genießen, nicht zu rauchen, keine Wirtschaften und Kinos zu besuchen, nichts einzuwenden sein. Durch gute Führung während der Probezeit verdient sich der Verurteilte Straferlaß. Bewährt er sich nicht, so wird die Strafe vollzogen (§ 15).

Die Erziehungsmaßregeln hat das JGG. nahezu gleichberechtigt neben die Strafe gestellt. Das Jugendgericht kann sich damit begnügen, Erziehungsmaßregeln anzuordnen, wo es sie für ausreichend erachtet. Von der Strafe kann dann, auch wenn der Fall nicht besonders leicht gelagert ist, abgesehen werden. Das Gericht hat aber auch dort, wo es auf Strafe erkennt, in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob nicht neben der Strafe noch Erziehungsmaßregeln am Platze sind. Diese werden im Falle der Aussetzung der Strafe von besonderer Bedeutung.

Der Entwurf zum JGG. hatte davon abgesehen, die zulässigen Erziehungsmaßregeln im einzelnen zu benennen. Nach seinem Vorschlag sollte als Erziehungsmaßregel jede Anordnung über Erziehung oder Unterbrin-

gung des Täters getroffen werden können. Darin lag indessen eine allzu weitgehende Machtbefugnis der Gerichte, die bei der Unbestimmtheit des gesetzlichen Ausdrucks leicht zu unerwünschten Anordnungen hätte führen können. Man denke, daß es auf diese Weise der Richter in der Hand gehabt hätte, zur Prügelstrafe zu greifen, was gewiß nicht im Sinne des Gesetzgebers gelegen hätte. Man hat es deshalb in der Ausschußberatung vorgezogen, die Zahl der Erziehungsmaßregeln im Gesetze zunächst abschließend zu regeln. Man hat allerdings der Reichsregierung die Möglichkeit gegeben, mit Zustimmung des Reichsrats auch andere Maßregeln für zulässig zu erklären (§ 6). Die zunächst vorgesehenen Maßregeln sind folgende: 1. Verwarnung; 2. Ueberweisung in die Zucht des Erziehungsberechtigten; 3. Auferlegung besonderer Verpflichtungen; 4. Unterbringung; 5. Schutzaufsicht; 6. Fürsorgeerziehung.

Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung sind in dem schon erwähnten Gesetz für Jugendwohlfahrt bereits geregelt. Sie können beide bis zum Eintritt der Volljährigkeit erstreckt werden (§§ 59, 63, 72 JWG.). Für die übrigen Maßregeln erläßt die erforderlichen Ausführungsbestimmungen die Reichsregierung mit Zustimmung des Reichsrats. Das Gesetz hält es für notwendig, nochmals besonders zu betonen, daß auch sie nach Vollendung des 18. Lebensjahres bis zum Eintritt der Volljährigkeit ausgeführt werden dürfen (§ 7). Die Erziehungsmaßregeln können von dem Gericht auch nötigenfalls vor Erlassung des Urteils angeordnet werden. Man wird dem Jugendgericht bzw. dem Jugendrichter die Befugnis der vorläufigen Anordnung auch dann zuzuerkennen haben, wenn das Verfahren noch nicht durch Erhebung der Anklage bei dem Jugendgericht anhängig gemacht worden ist. Die Befugnis ist, wie es die Begründung zum Entwurf ausdrückt, dem Jugendgericht aushilfsweise gegeben und kann auch während des vorbereitenden Verfahrens ausgeübt werden (§ 8). Es besteht insofern eine Konkurrenz des Jugendgerichts und des Vormundschaftsgerichts, die aber wohl dadurch in der Praxis aufgehoben sein wird, daß die beiden Gerichte miteinander verbunden werden.

Die Anordnung der Erziehungsmaßregeln kann auf verschiedene Weise geschehen. Das Jugendgericht kann sie zugleich mit dem Urteil aussprechen. Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung allerdings nur dann, wenn der Vorsitzende des Jugendgerichts zugleich Vormundschaftsrichter ist. Das Jugendgericht kann sich aber auch allgemein auf die Anordnung, daß Erziehungsmaßregeln getroffen werden sollen, beschränken und die Auswahl der Maßregel dem Vormundschaftsgericht überlassen. Diesem letzteren Weg wird man, wenn es sich nicht um die Anordnung der leichtesten Formen der Maßregeln handelt, den Vorzug geben müssen, da sonst die Erziehungsmaßregeln leicht den Anschein von Strafmaßnahmen gewinnen und so in ihrer Wirkung abgeschwächt werden. (Schluß folgt.)

Internationale der Musik

Von Dr. **Alfred Guttmann**

Keine Kunst kann die Anregungen, die der Austausch der Kulturgüter von Volk zu Volk mit sich bringt, weniger entbehren als die Musik. Sie ist die einzige Kunstform, die jedes Volk als ein Ganzes pflegen kann; sie redet zu allen Volksgenossen auch ohne Kenntnisse fremder Sprachen; sie

dringt leichter zu den Seelen als die Werke der bildenden Künste, die heute leider nicht Volksgut sind wie einst vor Jahrhunderten, als wir noch eine „Baugesinnung" hatten. Auch diese nicht so volkstümlichen Künste bedürfen der internationalen Befruchtung. Die deutsche Malerei der letzten Jahrzehnte ist durch holländische, französische, ostasiatische und andere Einflüsse in ihrer Entwicklung bedingt; englischer Landhausstil hat das deutsche Siedlungswesen befruchtet. Die Dichtkunst von ganz Europa hat uns internationale Anregungen gegeben; aus Amerika hat Withmans Dichtung, aus Indien Tagores Philosophie und Weltbetrachtung auf unsere schaffenden Dichter eingewirkt. Genug der Beispiele! Jedermann kann sie aus der eigenen Erfahrung ergänzen. Und umgekehrt: in alle Länder hat deutsche Kunst hinausgewirkt und das von deutscher Art, was wir für das Wesentliche halten, die deutsche Kultur, hinausgetragen.

Vielleicht am deutlichsten zeigen das die Bindungen, die die Musik betreffen. Die Kunst Bachs, Händels, Beethovens, Mozarts, Schuberts, Wagners bis zu Richard Strauß hat seit Jahrhunderten die gesamte Musikwelt beeinflußt, während in Deutschland alle die Einflüsse aus der alten Musik der Niederlande, aus Italien, Frankreich, den slawischen Ländern — vor allem der volkstümlichen Musik aller außerdeutschen Länder — fühlbar sind.[1] Auch in der Praxis des täglichen Musikbetriebs waren wir auf das Internationale eingestellt. Nach Deutschland strömten die Scharen der ausländischen Musikstudierenden. Jeder ausübende Künstler von Ruf mußte in Berlin und an anderen Stätten in Deutschland erst seinen Stempel empfangen haben, ehe er sich als „erstklassig" anerkannt ansehen durfte. Und unsere großen Künstler, Dirigenten, Sänger, Instrumentalisten waren überall begehrt, wo man im Ausland Musik trieb. Keine Kosten, keine Mühe scheute Amerika, um solche Kräfte aus Deutschland zu gewinnen. Kurz, die Internationale der Musik war keine Phrase, sondern Wirklichkeit. Ueber alle Landes- und Meeresgrenzen fluteten diese die Völker verbindenden Wellen der Sympathie, des gegenseitigen Verstehens. Auch die Musikwissenschaft half dabei: wir hatten eine „Internationale Musikgesellschaft" — I. M. G. —, die überall Ortsgruppen besaß, eigene Kongresse (in Wien, Paris usw.) abhielt, eine in mehreren Sprachen gedruckte Zeitschrift unterhielt und so die wissenschaftlichen und organisatorischen Unterlagen für diese Bestrebungen schuf. Sehr stark war auch die Beteiligung der Arbeiterschaft; man schickte große, leistungsfähige Arbeiterchöre ins Ausland und empfing den Besuch der Brudervereine aus Skandinavien und anderen europäischen Ländern, ja sogar von jenseits des großen Wassers. So lernte man in der Musik und in den Vertretern anderer Länder Volks-

[1] Hier sprechen wir allerdings nur von jener Musik, die dem europäischen Kulturkreis entspricht. Gerade die Tonsysteme des Ostens, der Inder, Chinesen, Japaner, der Neger usw. weichen völlig von den Intervallen ab und kennen zum großen Teil gar nicht das, was wir „Harmonien" (von zwei oder mehr gleichzeitigen Tönen) nennen, so daß solche „Musik" für naive europäische Ohren eher wie „ruhestörender Lärm" klingt. Dagegen kennen wir überhaupt nicht die Feinheiten der Rhythmik und das Nebeneinander mehrerer verschiedener Rhythmen, das jene Musik als „Polyrhythmie" auszeichnet.

art kennen und trat einander näher: die Musik wirkte völkerverbindend, völkerversöhnend.

Mit einem scharfen Schnitte trennte der Krieg alle diese friedvollen Beziehungen. „Unter den Waffen schweigen die Musen", sagt ein altes lateinisches Sprichwort. Wohl lernten wir draußen im Felde in fremden Ländern, die sonst der Fuß des Arbeiters nie betreten hätte, auch fremde Musik kennen, wohl studierte deutsche Musikwissenschaft in den Gefangenenlagern Volksmusik exotischer Rassen, die niemals vorher erforscht war, aber das war es nicht, was wir unter völkerverbindender Kunst verstehen. Auch bei uns wie jenseits der Landesgrenzen zerstörte chauvinistischer Eifer kulturelle Bande. Sogar die Internationale Musikgesellschaft löste sich (trotz energischen Protestes einiger Mitglieder in unserer Berliner Ortsgruppe) auf. Man hielt die Pflege der Musik zuerst überhaupt für ein Unrecht an der ernsten Zeit. Zwar vertraten die Bildungsorganisationen der Arbeiterschaft den Standpunkt, daß gerade in so traurigen Zeiten die Musik die Menschen trösten und erheben solle, aber viele führende Musiker wollten „erst dreschen, später Musik treiben". (So schrieb mir einer der ersten Berliner Musiker, den ich um seine Unterschrift unter unseren Aufruf bat, als die hierfür vereinigten Bildungsorganisationen Volkskunstabende veranstalten wollten.)

Mit den Jahren wurde es anders: man trieb unbekümmert um den Krieg wieder Musik wie vordem. Aber eines fehlte: die Internationalität. Zwar — man muß es rühmen — wurden Werke fremder Komponisten, sogar wenn sie als nichtdeutschlandfreundlich galten, bei uns aufgeführt; aber alle die Anregungen der neuen ausländischen Musik und der großen ausländischen Künstler waren uns die ganze Zeit versagt. Und als dann — endlich — der Krieg vorüber war, zeigte sich, daß die Völkerfeindschaft wie die wirtschaftliche Lage noch keine Wiederaufnahme aller jener früheren Beziehungen ermöglichte. Die I. M. G. wurde nicht neuerweckt. Unsere Künstler waren wieder boykottiert. Alle Versuche, die Volksmusik treibenden Arbeiterorganisationen wieder miteinander in Verbindung zu bringen, scheiterten an der Entwertung unseres Geldes und den traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Arbeiterschaft in den Ländern der Neutralen und der „Siegerstaaten". Unter der aktiven Betätigung der Gewerkschaftskommission wurde von uns schon ein Jahr nach Kriegsende versucht, auf Grund eines genau ausgearbeiteten und mit den Sozialattachés jener Länder durchberatenen Planes, ein Austauschgastspiel zwischen den Arbeiterchören in Skandinavien und Deutschland anzubahnen, um so auf einer durch keinerlei wirtschaftliche Gegensätze getrübten Grundlage jene kulturellen Beziehungen von neuem zu knüpfen. Es gelang nicht. Die Instanzen der Bildungsbewegung drüben lobten den Plan und die organisatorischen Durchführungsvorschläge sehr, meinten aber bei der damaligen wirtschaftlichen Lage ihn nicht durchführen zu können. Und die Abteilung unseres Auswärtigen Amtes bot zwar in der Person ihres künstlerisch hochstehenden Vertreters jede Förderung durch Rat und Empfehlung und alle Hilfen moralischer Art, war aber nicht in der Lage, wesentliche pekuniäre Zuschüsse zu leisten. Ebensowenig gelang es damals, mit der Tschechoslowakei zu irgendeinem positiven Resultat zu kommen, obwohl deren Gesandter in Berlin, unser Partei-

genosse Minister Tusar, selber sich aufs lebhafteste hierfür interessierte. Aber allgemach ist auch das wieder anders geworden. Und so scheint es an der Zeit, auf einige der wichtigsten Punkte hinzuweisen, wo sich die Wiedererstarkung der internationalen Musikbestrebungen deutlich zeigt und wo auch die Arbeiterschaft durch ihre führenden Organisationen und Personen wieder mitschaffen kann an unserem Werke des Sichverstehenlernens der Völker.

Am deutlichsten zeigt sich das Internationale im Konzertleben. Hier ist es freilich nicht immer erfreulich; denn der Tiefstand der Mark fördert das Umsichgreifen von „Valutamusikanten", die hier für ein Butterbrot mit ersten Orchestern Reklamekonzerte veranstalten können; und doch: so lernen wir wieder die Musik kennen, die uns so lange verschlossen war. Wir hören, was im Ausland inzwischen geschaffen worden ist; wir sehen seltsame Parallelen in der Entwicklung gewisser „moderner" Ausdrucksformen, die wir vorher geneigt waren, als die spezifische Entwicklung deutscher Musik anzusprechen (oder darüber „abzusprechen").

Auch Reisen unserer Künstler nach „Valutarika" sind mit gemischten Gefühlen zu betrachten. Wichtiger sind für unsere Idee die Bestrebungen der „Internationalen Gesellschaft für neue Musik", der ersten derartigen Gründung seit 1918. Diese Gesellschaft will vor allem die Kunst der jungen Musik pflegen. Und sie tut es, indem sie durch die Ortsgruppen ihrer völlig international zusammengesetzten Zentralstelle, die von führenden Musikern unserer Zeit geleitet wird, in vielen Ländern Konzerte von vollkommen internationalem Charakter veranstaltet. So dirigierte kürzlich in Berlin ein Genfer Orchesterleiter die Philharmoniker in Berlin und führte Werke von modernen Deutschen, Franzosen und Russen auf; ein zweites Konzert machte uns mit der zeitgenössischen englischen Musik unter Leitung des englischen Komponisten Goossen vertraut. In jenen Ländern sollen gleiche Konzerte folgen. In diesem Herbst soll in Salzburg eine Uebersicht über die gesamte internationale Kammermusik gegeben werden. Eine eigenartige Aufgabe hat sich ein junger Flötist, Lichtenstein, gestellt: in zehn Konzerten vor geladenem Publikum führt er die moderne internationale Flötenmusik der letzten Dezennien vor und bietet so einen interessanten Ausschnitt aus den Strömungen in allen Musikländern. — Andere künstlerische Genüsse internationaler Art auf dem Gebiet der Orchestermusik boten uns hervorragende russische Dirigenten wie Kussewitzky. Der junge, hochbegabte Bednar aus Prag führte, zum ersten Male für Berlin, alle 16 slawischen Orchestertänze des (in seiner Bedeutung bei uns keineswegs genügend gewürdigten) böhmischen Meisters Dvorak vor und hatte bei dem völlig international zusammengesetzten Publikum einen ebenso großen Erfolg wie bei der Kritik. Hier konnte man die blühende Melodik der böhmischen Volkstänze und die ungeheuer komplizierten Rhythmen dieses hochmusikalischen Volkes so recht genießen. Noch ein anderes, ebenso wie dies von Tusar protegiertes Konzert diente so auch kunstpolitischen Zielen: südböhmische Lehrer boten böhmische Männerchöre dar. Hier waren Schwierigkeiten musikalischer Art in den Kunstchören nationaler Künstler (wie von Smetana oder dem genialen Prager Förster) zu überwinden, gegen die unseren deutschen Männerchorkomponisten geradezu einfache Lieder-

tafeleien schreiben. Und alles gelang mit der Sicherheit einer Präzisionsmaschine. Da könnten unsere Männerchöre lernen! Das ganze Programm auswendig, jede Nuance wie aus einem Munde, alles künstlerisch belebt und empfunden. Dabei war kein so ungewöhnlich schönes Singematerial vorhanden, als daß nur hierdurch die künstlerische Wirkung erklärbar wäre.

Wer unsere rheinischen Chöre kennt, weiß, was sinnlicher Wohllaut, Geschmeidigkeit und Ausdrucksfähigkeit der Stimmen für die Wirkung bedeuten. Auch ist die tschechische Sprache nicht so sangbar, so abwechslungsreich wie die deutsche. Freilich — gerade hierin stehen die romanischen Sprachen noch weit besser da, ohne daß die Kunst des Gesanges dort um so viel höher stünde. Jede Sprache hat eben ihr eigentümliches Gepräge, ihre eigenen Gesetze (deren Erforschung eine der Aufgaben vergleichender Sprach- und Musikforschung ist). Wohl das Seltsamste an Klangwirkung boten die vielen deutschen Konzerte des Ukrainischen Volkschors, der unter seinem Dirigenten Koschytz Volkslieder vortrug. Der Chor, in seiner Nationaltracht auftretend, besteht aus ausgewählten Sängern und Sängerinnen; die Volksweisen, sein ausschließliches Programm, sind von Koschytz und anderen modernen russischen Musikern gesetzt. In die Erziehung des Chores teilen sich drei Lehrer; der eine, der die Musik richtig einzustudieren hat, der zweite, der täglich mit den Chorsängern Stimm- und Sprachübungen treibt, und Koschytz selber, der dann die künstlerische Feile bis zur Konzertreife anlegt. Was Wunder, wenn hier ein geradezu vollendetes Instrument erklingt. Zuerst muß man sich an den herben, fast knabenhaften Klang der Soprane gewöhnen (Nationalkolorit!); später scheint das selbstverständlich, dazu pastose Altstimmen, weiche und strahlende Tenöre, unsagbar dunkle, runde, orgeltonartige Baßstimmen, die bis tief in die Kontraoktave heruntereichen — eine Erscheinung, die man in Europa in so ausgesprochener Art nur bei russischen Sängern kennt. Dieser ebenfalls stets auswendig singende Chor ist in den Händen seines Meisters wie ein einziges, feinstes Instrument, mit der Präzision eines Orchesters allerersten Ranges und mit orchesterartigen Klangwirkungen.

Aber wie leitet das auch der blonde, harmlos-freundlich, fast schwedisch aussehende Dirigent! Ohne Taktstock mit plastischen sprechenden Bewegungen der Finger, Hände, Unterarme, Schultern, mit leisen, Tanzcharakter tragenden, wiegenden Bewegungen des ganzen Körpers aus den Hüften heraus, mit der ganzen Haltung des Körpers, des Hauptes, die Sänger vorwärtsjagend, zurückreißend, beruhigend, aufregend. Alles weicht völlig vom Dirigierschema unserer bekannten Chorleiter ab und wird von diesen Sängern mit der größten Leichtigkeit aufgefaßt und ausgeführt. Jeder Dirigent, jeder Chorsänger nimmt so aus diesen Konzerten der Ukrainischen Volkssänger nicht nur seelischen Genuß heim, sondern lernt unendlich viel für unser Musizieren in Deutschland. Schon allein die Kenntnis dieser wunderbaren Volksweisen aus dem fernen Osten Europas! Steppe und unendliche Traurigkeit der öden Einsamkeit, glühende Heimatsliebe, brünstige Versenkung in übersinnliche Welten, Lebenslust, wilde Freude am Diesseits — alles liegt in dieser seltsamen Musik eingeschlossen.

Eine ganz andere und ebenso eigene Anregung kommt uns aus dem Norden, aus England. Hatte schon vor Jahresfrist ein englisches Gesangsensemble in ungewöhnlich vollendeter Form alte Volksweisen und Madrigale auf einer Rundreise in Deutschland vorgetragen, so besuchte uns in den letzten Monaten eine Gesellschaft junger Musikstudenten aus Oxford und Cambridge, den beiden berühmten Universitätsstädten. Diese „Englische Volksmusik-Vereinigung" kommt mit einem doppelten Programm: einmal will sie die alte Volkstanzkunst und Volksmusik neu beleben, sodann will sie völkerversöhnend wirken. So schildert sie in ihrem Prospekt, der von Rolf Gardiner (dem Leiter des englischen Bildungs- respektive Unterhaltungskomitees in Köln, Wallraffplatz) als dem verantwortlichen Sekretär gezeichnet ist, wie vor dreihundert Jahren zu Shakespeares Zeiten englische Komödiantentruppen nach Deutschland kamen, um hier nationale dramatische und musikalische Kunstwerke aufzuführen; wie dann die in Deutschland aufblühende Kultur wechselseitig England wie ganz Europa bereicherte. So zeigt sich die enge internationale Verbindung der Volkstänze auf einem alten Glasfenster jener Zeit, das die Darstellung einer englischen Volkstanzszene enthält, die deutliche Uebereinstimmung mit dem oberbayerischen (respektive Tiroler) Schuhplattler aufweist, während sie von den sonst in England üblichen Volkstanztypen völlig abweicht! Wir würden es als Freude und Glück empfinden, wenn wir dazu beitragen könnten, das Band zu festigen, welches sich zwischen dem jungen England und dem jungen Deutschland dieser ganz neuen Epoche zu knüpfen beginnt. So fassen diese begeisterten jungen Musiker ihre Mission auf und bringen uns als erste Gabe ihre neue alte Kunst.

Die Wiedererweckung des alten Volkstanzes ist in Jung-England eine wichtige schöpferische Kunstbewegung, eine Reaktion auf die „rein mechanistische und materialistische Entwicklung". Erst zwanzig Jahre alt, haben diese Bestrebungen ungeheuren Einfluß auf die zeitgenössischen Komponisten drüben gehabt; die Musikstudenten sammeln die Reste der englischen Volksmusik, sie pflegen den Volkstanz, dessen Zwecke dreifacher Art sind. Man will einmal die Technik wieder beleben, zweitens strebt man die Wiederherstellung einer erneuernden Kunst an, schließlich will man nach dem Muster des russischen Ballets eine national-englische Tanzkunst schaffen. Drei wichtige Ziele! Und wie anregend für uns! Auch in Deutschland strebt man dorthin: die mannigfachen Systeme rhythmischer Gymnastik und körperlicher Ausbildung, auf die wir heute viel mehr Wert legen müssen als früher, die Volkstanzbestrebungen unserer Arbeiterjugend zielen alle auf dasselbe: eine harmonische körperlich-seelische Durchbildung des Menschen, um ihn in seiner Wesenheit, seiner Willenskonzentration zu steigern — und zugleich: ihn in dem bewußten Zusammenhang mit den Genossen (hier denen im Tanze) zu einer kollektiven, erst hierdurch in sich vollendeten Leistung zu führen.

Wir können viel von unseren jungen englischen Freunden lernen: dort arbeitet die Wissenschaft eng verbunden mit der Tanzkunst. Was uns diese Tänzer brachten, waren die aus alten Dokumenten in Bibliotheken, Bildern, Glasfenstern und anderen künstlerischen Niederschlägen aufbewahrten Kulturgüter. Aber nicht in trockenen wissenschaftlichen Darlegungen trat Volkstanz und Volksgesang alter Zeiten vor Auge und Ohr.

Jene jungen Studenten, Männlein und Weiblein, führten uns, bunt gekleidet, dramatisch belebte historische Tänze mit Musik und Gesang vor. Keine Kunsttänzer wie die des russischen Balletts, sondern wirkliche Volkstänzer sind sie. Auch unter ihnen, wie so oft unter unserer Arbeiterjugend, hervorragende Talente, weitaus am bedeutendsten der junge Gardiner selber — der eine große Zukunft hätte, wollte er nur als Tänzer seinen Lebensweg suchen. — Aber in der Hauptsache sind sie werdende Musiker, die nur aus Begeisterung zur Sache diese Volkskunst pflegen. Da werden die alten heroischen Schwerttänze lebendig, da klingen die Glöckchen, flattern die Bänder im frohen Tanz des Ritus, der Jahresfeste, da erstehen die Reihen der abwechslungsvollen Dorftänze. Dazu die alten Weisen: Pfeifen, Trommeln, Dudelsack, Geigen gleiten und springen in altertümlichen oder moderneren Melodien mit den Tänzen und führen mit seltsamen, ungewohnten Harmonien in die Zeit des „alten, fröhlichen England". Wie ist es bei uns? Die Musikhistoriker kennen diese Musik und die Völkerkundigen diese Tanzgebräuche. Das Volk aber weiß nichts von all der Gelehrsamkeit, denn scheintot liegt im Archiv jene alte Volkskunst begraben. Einzelne Gruppen von ausübenden Musikern nur führen gelegentlich diese alte, kulturell so wichtige Kunst vor; aber nur die Musik, nicht zugleich in Verbindung mit dem Volkstanz! Und unsere Volkstänze? Da stümpert man oft ohne jede Kenntnis der Tradition herum und versucht mit bester Absicht, aber ohne die notwendigen Fachkenntnisse, so „aus dem Gefühl heraus", die alte Volkstanzkunst neu zu beleben. Mißerfolge müssen da die Regel sein, wenn man es so ins Leere hinein probiert.

Und welche ungeeigneten Personen betätigen sich bei uns! Vor einigen Jahren lag mir zur Begutachtung ein allerliebst ausgestattetes Buch eines bekannten guten Verlags vor, das eine Menge alter und neuerer Volkstänze (mit genauen Ausführungsbestimmungen unterhalb der Texte und Noten) bot. Aber diese Musik war die kläglichste Stümperei, die ich je gedruckt gesehen hatte — nicht nur von Fehlern wimmelnd, wie sie jeder Anfänger in einer Konservatoriumsunterklasse nach einer Stunde Harmonielehre vermieden hätte, sondern einfach so unerhört falsch, daß man mit Bestimmtheit sagen kann: dies hat ein gänzlich unmusikalischer Mensch zu Papier gebracht! Derartige Veröffentlichungen sind natürlich kompromittierend für den Verlag und unser ganzes deutsches Musikbildungswesen. Vielleicht helfen uns die Bestrebungen, die aus den internationalen Anregungen, aus England kommen, auch hierin. Der erste hierfür notwendige Schritt wäre nach meiner Auffassung, daß unsere Arbeiter-Musikbildungsorganisationen durch Zusammenschluß untereinander die Fühlung mit der Musikwissenschaft wiedergewinnen. Und ebenso mit der Volkskunde, die uns auch über Trachten, Sitten, Gebräuche und anderes belehrt, was so eng mit dem Volkstanz zusammenhängt. Ich will hier darauf aufmerksam machen, daß zum Beispiel solche Verbindungen mit den Volkshochschulen diesen Dingen sehr förderlich sind, wenn an diesen ein wirklich wissenschaftlicher Geist herrscht.

Die wahre Internationale der Musik wird aber erst dann aufs neue hergestellt sein, wenn unsere Volkschöre wieder die deutschen Volksweisen und die Werke der großen, volkstümlichen Meister oder jene Werke der Kunstmusik, die zum Volksgeist in enger Beziehung stehen, hinaustragen werden

in fremde Länder, wenn die Chöre unseres Deutschen Arbeitersängerbundes wieder jenseits der Grenzen ihre nationalen und internationalen Chöre vortragen, wenn wieder einmal der Gesang der „Internationale" gleichzeitig von deutschen und französischen oder belgischen Arbeitern vorgetragen wird. Vielleicht kann erst solcher gemeinsamen Arbeit eine neue und künstlerische Entwicklung der eigentlichen Arbeitermusik entspringen. Ansätze hierfür sind bei uns schon vorhanden: öfter als früher singen unsere Chöre Volkslieder anderer Nationen, ja sie veranstalten gelegentlich „internationale Volksliederabende" und verbreiten so unter unseren Hörern die Grundlage für die Kenntnis jener Musik. Aber das ist nur ein Ersatz; denn ganz anders klingt ja doch jedes Volkslied in der Muttersprache des Sängers. Und so muß dieser internationale Volkschorgesangsaustausch als Ziel unserer Bestrebungen nicht aus den Augen verloren werden, wenn sich jetzt auch noch dunkle und dichte Wolken zwischen uns und die Volksgenossen jenseits der Grenzen schieben. Wer in geschichtlichen Maßstäben denken kann, weiß, daß Jahrzehnte in einer Kulturentwicklung nichts bedeuten. Die in dieser Zeit leben, leiden darunter und sterben, ehe sie das Ziel selber erreicht haben — aber mit ihren geistigen Augen sehen sie es klar vor sich stehen.

Wertbeständige Hypotheken

Von **Alfred Thimm** (Bochum)

Die Steigerung der Baukosten macht die Finanzierung des Wohnungsbaues immer schwieriger. Nachdem jetzt der Reichstag die Wohnungsbauabgabe auf 3000 Proz. festgesetzt hat, sind gewisse Grenzen für das diesjährige Bauprogramm abgesteckt. Sie können nur überschritten werden, wenn die Gemeinden von der ihnen erteilten Erlaubnis, für sich die Abgabe zu erhöhen, Gebrauch machen, oder wenn sie in größerem Umfange Arbeitgeberzuschüsse heranzuholen verstehen (gegebenenfalls mit Hilfe des § 9a KAG.), und schließlich, wenn noch ein Weg zur Interessierung des Privatkapitals mit Hilfe sogenannter „wertbeständiger" Hypotheken gefunden wird. Allerdings sind wir im Baujahr schon wieder so weit vorgeschritten, daß es allergrößter Tatkraft und Entschlossenheit bedarf, wenn auf dem letztgenannten Wege noch etwas erreicht werden soll. Die fortschrittlicheren Großgemeinden werden zweifellos aus der Wohnungsbauabgabe noch viel herausholen. So soll Düsseldorf statt der 1500 Proz. 6000 Proz. erheben, in Essen spricht man gar von 15 000 Proz. (Dazu weitere 3000 Proz. für Erhaltung alter Häuser.) Aber das auf Grund des Gesetzes etwa auf 150 Milliarden abzuschätzende Gesamtaufkommen wird dadurch nicht wesentlich überschritten und die Bauleistung hängt dann nur davon ab, welcher Anteil der Baukosten als rentierlich aus privaten Quellen geschöpft wird. Daß dieser Anteil bisher so gering war, ist eine Folge der bisherigen Mietenpolitik; das Reichsmietengesetz würde viel höhere Mieten zulassen und die Hebung des allgemeinen Mietniveaus würde das Leihkapital wesentlich flüssiger für den Neubau machen, wenn der Uebelstand beseitigt würde, daß bei sinkendem Geldwert das Leihgeschäft den Gläubiger schädigt, bei steigendem den Schuldner erdrückt. Die Schaffung von Hypotheken, die diese Gefahren vermeiden, und daraufhin die Ausgabe ebensolcher Pfandbriefe wäre

bei gutem Willen gar nicht so schwierig; denn die reale Sicherheit, das Haus, ist ein notwendiger Sachwert, dessen nominelle Bewertung in Papiermark ebenfalls in umgekehrtem Verhältnis zur Valuta der deutschen Mark steigt und fällt. Und da sich die Löhne bisher noch immer, wenn auch mit einer gewissen Phasenverschiebung und einem gewissen Abstand nach der Kaufkraft des Geldes gerichtet haben, so ist auch auf einen dauernden, seine Kaufkraft auf annähernd gleicher Höhe zu haltenden Ertrag zu rechnen.

Die Tatsache der auf Roggen und Kohle begründeten sogenannten wertbeständigen Papiere, bei denen dem Ausgeber zur Verzinsung und Rückzahlung bestimmte lebenswichtige Sachgüter zur Verfügung stehen, hat den einfachen Sachverhalt verdunkelt, so daß einige Sachverständige die Möglichkeit solcher Hypotheken davon abhängig machen wollen, daß der die Pfandbriefe ausgebenden oder einer für die Hypothek selbstschuldnerisch bürgenden Stelle ebenfalls solche in ihrem absoluten Wert voraussichtlich annähernd gleichbleibende Sachgüter in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen. Man denkt etwa, daß eine Kohlenzeche die Bürgschaft für die ihrem Arbeiter gegebene Hypothek übernähme und mit ihren Kohlen für die Wertbeständigkeit Bürgschaft leiste, oder etwa eine Gemeinde, die über Waldungen verfüge, mit ihrem Holz. Das ist einfach eine Ueberspannung des Sicherungsgedankens. Das scheint auch Baber, der Geschäftsführer der Berliner Baugenossenschaft, wie aus einem Aufsatz in der „Bauwelt" (Heft 13) hervorgeht, anzunehmen, weil er keine derartigen Einrichtungen bei wertbeständigen Hypotheken für nötig hält. Wenn die Hypothek innerhalb gewisser Grenzen bleibt, die mit der Steigerung der allgemeinen Miete sich ausweiten, so ist die Sicherheit genau so groß wie in der Vorkriegszeit, vielleicht noch größer, da der Wohnungsmangel jeden Neubau zu einem höchstbegehrten Sachwert macht.

Einen guten Weg zur Bemessung des rentierlichen Wertes gehen die Städte im Westen. Bochum verlangte als Miete für die mit öffentlichen Zuschußmitteln unterstützten Wohnungen von deren Inhabern ein Zehntel ihres Einkommens bei der Fertigstellung der Häuser. Das war im vorigen Jahre, ist also schon korrekturfähig. Essen will in diesem Jahre ein Monatsgehalt als Jahresmiete verlangen und daraus den rentierlichen Wert berechnen. Bei der starken Einkommensnivellierung zwischen Arbeitern und großen Teilen des Mittelstandes ist das ein guter, einheitlicher Maßstab und führt zu rentierlichen Werten von 6 bis 7 Millionen, die zurzeit etwa den vierten Teil der Baukosten ausmachen (immer die 70-Quadratmeter-Wohnung zugrunde gelegt). Diese Zahl stimmt zufällig mit der überein, die schon im Vorjahre auf der Hagener Wohnungskonferenz Vormbrock, der Leiter der Westfälischen Heimstätte, als zweckmäßige Grenze für den rentierlichen Wert angab. Sie liegt innerhalb der Leistungsfähigkeit eines genügend großen Teiles der Wohnungsuchenden, sie erweitert die mit dem Aufkommen der Wohnungsbauabgabe zu erzielende Bauleistung genau um ein Drittel, und sie bietet, selbst bei Beleihung mit 100 Proz., für die langfristige „wertbeständige" Hypothek vollkommen ausreichende Sicherheit, zumal seitdem die Brandnotversicherung erfunden ist, weil die doch immer dem Gleichgewicht zustrebenden Wirtschaftskräfte in absehbarer Zeit dahin führen müssen, daß wieder nicht ein Zwölftel, sondern mindestens ein Achtel oder Siebentel des Einkommens in der Wohnung wird angelegt werden müssen.

Hierfür spricht auch folgende Auslassung Englers im Heft 1 der „Sozialistischen Monatshefte": „Man muß sich in der Bevölkerung von dem Gedanken freimachen, daß man einfach von der Gesamtheit eine fertige Wohnung beanspruchen kann, ohne daß man finanziell oder . . . . . etwas Besonderes leistet . . ." Die Beleihung mit 100 Proz. wird selten in Frage kommen, da der Bauherr, besonders beim Einfamilienhaus, eigenes Geld anzulegen bereit sein wird, bzw. dies als Bedingung für die Zuschüsse verlangt werden kann.

Wer kann nun aber Pfandbriefe unter solchen Umständen ausgeben und Hypotheken ausleihen? Die Hypothekenbanken, deren größter Teil dem Ehrgeiz sozialen Fortschrittes nicht nachhängt, sicher nicht. Aber die neue Preußische Pfandbriefbank sollte es wirklich versuchen, wenn auch die Verwaltungskosten, die mit der Umrechnung der schwankenden Werte verbunden sind, sich noch nicht übersehen lassen. Die Pfandbriefe bedürfen bei der Sicherheit nur der normalen Verzinsung von 3½ bis 4 Proz. und eine den Verwaltungskosten angemessene höhere Festsetzung des Hypothekenzinsfußes wird nicht ins Gewicht fallen. Die aufzubringende Summe würde im ganzen etwa ein Drittel des Aufkommens der Wohnungsbauabgabe sein, also zwischen 30 und 40 Milliarden liegen müssen. Sie liegt zweifellos im Bereich der Möglichkeit. Die letzte Frage ist noch die nach dem Index für die Wertumrechnung. Baber schlägt a. a. O. eine Zahl vor, die aus dem Verhältnis der jeweiligen Baukosten für den Kubikmeter umbauten Raumes zu denen der Vorkriegszeit berechnet wird. Es geht noch einfacher zu machen. Die Art, wie in den Verhandlungen von Organisation zu Organisation der Tariflohn z. B. der Berg- oder Bauarbeiter festgelegt wird, läßt ihn als geeignete Grundlage erkennen, zumal von der Lohnhöhe ja auch unmittelbar die Miet- oder Zinszahlung abhängt, die den Ertrag der Pfandbriefe gewährleisten.

Es ist zum Schluß vielleicht nicht überflüssig, noch darauf hinzuweisen, daß nach dem BGB. die Form der eigentlichen Hypothek für diese Art von Realkredit nicht in Betracht kommt, da im Grundbuch eine feste Summe eingetragen werden muß. Die Eintragung muß also als Reallast erfolgen oder aber die Gesetzgebung hätte eine neue Form dafür zu schaffen. Da also immerhin doch vielerlei zu bedenken und zu ordnen ist, ehe die wertbeständige Hypothek ins Leben treten kann, so wäre eine beschleunigte Befassung der verantwortlichen Stellen mit diesem Gegenstande sehr am Platze.

Das Ende der Thüringer Kleinstaaten

Von **Herm. Leber.**

Am 29. März 1923 sind die Thüringer Kleinstaaten endgültig verschwunden. Das Gesetz über „Die Vermögensauseinandersetzungen des Landes Thüringen mit den ehemaligen thüringischen Freistaaten" wurde nämlich in der Sitzung des Thüringer Landtages am 29. März in namentlicher Abstimmung gegen fünf kommunistische Stimmen angenommen. Damit sind die letzten Reste der Thüringer Kleinstaaterei beseitigt.

Die Einigungsbestrebungen der Thüringer Sozialdemokratie, die schon lange vor Ausbruch des Weltkrieges begonnen hatten, und die in den Landtagen der Thüringer Kleinstaaten und auf den Konferenzen unterstützt wurden, sind alsbald nach der Revolution von neuem in Angriff genommen worden. Auch hier war

es die Sozialdemokratie beider Richtungen, die sich mit äußerster Energie für den Zusammenschluß einsetzte. In Betracht kamen die Freistaaten: Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg; Sachsen-Gotha, Sachsen-Coburg, Reuß jüngere und ältere Linie und die Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen. Mit nicht weniger als neun Kleinstaaten mußte in Verhandlungen eingetreten werden. Unsere Parteigenossen in Reuß hatten sofort nach der Revolution in ihrem Volksrat den Zusammenschluß der beiden Reußenländer vollzogen, Reuß jüngere und ältere Linie bildeten fortan den Freistaat Reuß, und das 75 000 Einwohner zählende Ländchen Sachsen-Coburg suchte Anschluß an Bayern, so daß nur noch sieben Staaten für den Anschluß in Frage kamen. Aber dennoch mußte ein sehr mühevoller Weg zurückgelegt werden, bis der Zusammenschluß der ehemaligen Thüringer Kleinstaaten — seit dem 1. April 1921 Gebiete genannt — zu einem Einheitsstaat erfolgen konnte.

Der Genosse Arthur Hofmann-Saalfeld, der im Meininger Landtage mit seinen Parteifreunden die Krähwinkelei der Thüringer Kleinstaaten — genau wie die Genossen in den Parlamenten der anderen Kleinstaaten — heftig kritisiert hatte, gab im Jahre 1906 eine Broschüre heraus: „Thüringer Kleinstaatenjammer" betitelt, die nicht nur in den Kreisen der Parteigenossen, sondern auch in rein bürgerlichen Kreisen einen tiefen Eindruck hinterließ. Im Jahre 1907 gaben dann die reußischen Landtagsabgeordneten, die Genossen Vetterlein und Leven, in Gemeinschaft mit dem Genossen Leber, den Anstoß zur Einberufung einer Konferenz, in der die „Thüringer Verkehrs-, Finanz- und Steuerfragen" behandelt werden sollten. Da diese wichtigen Fragen — hinzu kamen noch die Schulfragen und die mit den Fürsten getroffenen Domänenabkommen — auch von den Bürgerlichen als Verhandlungsgegenstände in den Vordergrund gestellt wurden, so konnte das Ergebnis einer solchen Konferenz, die auch am 29. Dezember 1907 stattfand, nicht zweifelhaft sein.

Bei dieser Konferenz ist es jedoch nicht geblieben. Nachdem nun der Stein ins Rollen gekommen war, wurden die beiden Genossen Baudert und Leber beauftragt, weiteres Material für die Vereinheitlichung der Verwaltung herbeizuschaffen und auch weitere Konferenzen einzuberufen. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges wurden nicht weniger als sechs Konferenzen abgehalten, die immer stärker besucht und deren Beschlüsse in den Parlamenten der Thüringer Kleinstaaten von unseren Genossen energisch vertreten wurden. Auch die alten Perücken der thüringischen Staatsminister kamen in den einzelnen Kleinstaaten ins Wanken, denn nach langen Verhandlungen wurden wenigstens einige der größten Krähwinkeleien beseitigt. Durch Staatsvertrag wurden Gebietsaustausche — damit die Landesgrenze nicht mehr mitten durch die Wohnstube durchging — zwischen Sachsen-Weimar und Sachsen-Meiningen vorgenommen.

Während der ersten Jahre des Weltkrieges konnte die Vereinigungsarbeit der sozialdemokratischen Thüringer Landtagsabgeordneten sich nicht genügend entfalten, weil ein Teil der Genossen zum Heer eingezogen war und die anderen alle Hände voll auf anderen Gebieten zu tun hatten. Aber gerade bei den getroffenen Kriegsmaßnahmen: „Zwangswirtschaft, Herbeischaffung von Lebensmitteln und Verteilung derselben" wurde immer und immer wieder darauf hingewiesen, wie die vielen Grenzpfähle hinderlich im Wege ständen.

Endlich kamen am Sonntag, den 11. November 1917, wiederum in Jena mehrere Landtagsabgeordnete zusammen. Die während der Kriegszeit gemachten Erfahrungen sollten ausgetauscht und zur „Neuorientierung in Thüringen" Stellung genommen werden. Nach längeren Verhandlungen hielt man an der im Jahre 1907 angenommenen Resolution — die eine Vereinheitlichung der Verwaltung forderte — fest und fügte noch eine weitere Resolution folgenden Wortlauts hinzu:

„Die Konferenz erblickt in der politischen Zerrissenheit Thüringens und in der dadurch bedingten Vielregiererei einen nicht unwesentlichen Grund, daß die Verwaltungsausgaben unverhältnismäßig hohe sind. Es ist deshalb seitens der sozialdemokratischen Abgeordneten in den Einzellandtagen darauf hinzuwirken, daß auf den verschiedenen Gebieten der Gesetzgebung und der Verwaltung eine Zentralisierung und damit in politischer Hinsicht für das gesamte Thüringen einheitlichere Grundsätze zur Einführung gelangen."

Nach dem Zusammenbruch des alten Obrigkeitsstaates im November 1918 und dem Verschwinden der Großherzöge, Herzöge und Fürsten lag nichts näher, als die in der Resolution verlangte Vereinheitlichung in die Tat umzusetzen. Der inzwischen für den Freistaat Sachsen-Weimar zum Volksbeauftragten ernannte Genosse Baudert berief in Gemeinschaft mit dem inzwischen verstorbenen Genossen Paul Reißhaus für den 10. Dezember 1918 eine Konferenz der Thüringer Arbeiter- und Soldatenräte in den Stadtverordneten-Sitzungssaal nach Erfurt ein. Nach längerer Verhandlung, in welcher immer wieder „eine das ganze Deutsche Reich umfassende Einheitsrepublik" gefordert wurde, wurde mit 68 Stimmen gegen eine folgende Entschließung angenommen:

„Im Rahmen der ungeschmälerten Einheit des Reichsgefüges soll auch das Ziel: das Streben von Generationen nach einheitlicher Gestaltung Thüringens, Wirklichkeit werden. Die Vertreter der Arbeiter- und Soldatenräte des 36. Wahlbezirks zur deutschen Nationalversammlung, der thüringischen Staaten, des Regierungsbezirks Erfurt und des Kreises Schmalkalden schlagen deshalb vor, das von ihnen vertretene Gebiet zu einer Provinz Thüringen als Teil der Einheitsrepublik Deutschlands zusammenzufassen. Alles Weitere soll ein aus Vertretern der thüringischen Staaten und Preußens zu bildender Ausschuß sobald als möglich vorbereiten. Die Obliegenheiten der Uebergangszeit sind schon vor dem verfassungsmäßigen Ausbau von dem Ausschuß in Angriff zu nehmen, die Uebernahme der sonstigen Aufgaben ist mit tunlichster Beschleunigung vorzubereiten."

Der Ausschuß wurde zwar sofort zusammengesetzt, doch ist es anders gekommen, als die übergroße Mehrheit der Thüringer Einwohner wünschte. Die preußische Regierung erließ zur selben Zeit eine Bekanntmachung, die folgenden Wortlaut hatte:

„Die in verschiedenen Gegenden des preußischen Staates gemachten Versuche, Teile von Preußen loszutrennen, gaben uns Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß solche Bestrebungen das Gemeinwohl gefährden und deshalb mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden müssen. Sämtliche preußischen Behörden werden angewiesen, sich nach diesen Vorschriften unweigerlich zu richten. Allen den zuwiderlaufenden Eingriffen ist unnachsichtlich entgegenzutreten."

Also, weil der Stadt- und Landkreis Erfurt und die übrigen preußischen Teile Thüringens — es kommen ungefähr 500000 Einwohner in Frage — von Preußen losgetrennt und dem Freistaat Thüringen einverleibt werden sollten, damit ein wirkliches Groß-Thüringen gebildet werden konnte, erließ die preußische Regierung solche „Warnung". War es denn ein Wunder, daß nun alles, was einigermaßen Einfluß in der preußischen Verwaltung hatte, ein Oberpräsident, Regierungspräsidenten, Landräte usw., mit allen Mitteln das Zustandekommen eines Landes Thüringen mit eigener Selbstverwaltung verhinderte. Unsere Parteigenossen, die damals in Preußen an maßgebender Stelle standen, haben die Hauptschuld, daß nun ein Land „Thüringen" geschaffen werden mußte mit einer Bevölkerung von nur 1600000 Köpfen. Denn zum Anschluß der einzelnen thüringischen Kleinstaaten an Preußen war nirgends Neigung vorhanden.

Zur Gründung des Thüringer Freistaates mußte zunächst ein Gemeinschaftsvertrag geschaffen werden; doch wurde rasch gearbeitet! Bereits am 6. Dezember 1919 wurde dem Thüringer Volksrat, dem damaligen Vorparlament, welches aus 42 Vertretern sämtlicher Thüringer Landtage zusammengesetzt war, der Gemeinschaftsvertrag vorgelegt. Grundlegend war der Inhalt des Artikels 13. Er lautet:

„Die Gemeinschaft regelt ihre Verfassung und Organisation, das Verhältnis zum Deutschen Reich und zu den Ländern des Reiches. Insbesondere kann sie auch die Verfassung des Staates Thüringen selbst beschließen."

Dieser Gemeinschaftsvertrag wurde unter den sieben Thüringer Staaten 1919/20 abgeschlossen. Es folgte am 30. April 1920 das Reichsgesetz, das die sieben Länder vom 1. Mai 1920 ab zu einem Lande Thüringen zusammenschloß. Inzwischen war auch die Verfassung beraten worden, die dann als vorläufige Verfassung im Volksrat von Thüringen Annahme fand. Später wurde sie einer sorgfältigen Revision im ersten Thüringer Landtag unterzogen und am 11. März 1921 endgültig festgelegt.

Nachdem nun der Thüringer Volksrat seine Hauptaufgabe erledigt hatte, wurden die Wahlen zum ersten Thüringer Landtag angesetzt. Als Wahltag wurde der 20. Juni 1920 bestimmt. Während im Volksrat eine sozialistische Mehrheit vorhanden war, brachten die Wahlen zum ersten Thüringer Landtag eine bürgerliche Mehrheit. Die beiden sozialdemokratischen Parteien hatten 26 Abgeordnete, diesen standen 25 Abgeordnete der Rechtsparteien und 4 Demokraten gegenüber. Da das Thüringer Landtagswahlgesetz bestimmt, daß auf 12 000 abgegebene Stimmen 1 Abgeordneter in Frage kommt, so bestimmte die Wahlbeteiligung die Stärke des Parlaments. Die Regierungsbildung machte unter dieser Zusammensetzung außerordentliche Schwierigkeiten und gelang erst am 10. November 1920, obgleich die erste Sitzung des neugewählten ersten Landtages schon am 20. Juli 1920 stattfand. Die Regierung wurde gebildet aus Sozialdemokraten und Demokraten. Sie konnte sich nur bis zum 30. Juli 1921 halten, weil an diesem Tage die Kommunisten durch Ablehnung des Grundsteuergesetzes ein Weiterarbeiten unmöglich machten. Der Landtag wurde aufgelöst und die Wahlen auf den 11. September 1921 festgelegt. Die Wahl zum 2. Thüringer Landtag brachte in Gemeinschaft mit den Kommunisten eine sozialistische Mehrheit und damit auch eine rein sozialistische Regierung. Nun konnte mit aller Energie am Aufbau Thüringens gearbeitet werden. Doch ging die Verschmelzung langsamer vonstatten, als man gehofft hatte.

Der weiteste Termin, mit dem das Uebergangsgesetz vom 9. Dezember 1920 gerechnet hatte, war der 1. April 1922. Um die Verwaltungskosten zu verringern und zu gleicher Zeit eine weitere Zersplitterung der Gesetzgebung zu verhindern, beschränkte dasselbe Gesetz das Gesetzgebungsrecht der ehemaligen Freistaaten und verkleinerte ihre Regierungen und Volksvertretungen. Aber die schwierigen politischen Verhältnisse in Thüringen und der Kampf der Reaktionäre gegen die sozialistische Regierung verzögerten die Verschmelzungsarbeiten. So machte sich ein neues Gesetz nötig, das die Geltungsdauer des Uebergangsgesetzes bis zum 31. März 1923 ausdehnte und an die Stelle der mehrköpfigen Gebietsregierungen einen Gebietsleiter setzte. Diese Gebietsleiter standen in inniger Zusammenarbeit mit der Thüringer Regierung und haben so ein volles Jahr am Aufbau des Thüringer Staates mitgearbeitet.

Besondere Schwierigkeiten brachten die Vermögensauseinandersetzungen mit den ehemaligen Thüringer Freistaaten. Rechtsstehende Landtagsabgeordnete waren sogar der Meinung, der Zusammenschluß dürfe nicht früher erfolgen, bis die letzte Mark zwischen dem Lande Thüringen und den ehemaligen Freistaaten aufgerechnet sei. Dagegen wendete sich die sozialistische Regierung und auch die sozialistische Landtagsmehrheit, weil dann noch viele Jahre vergangen wären, bis der Zusam-

menschluß erfolgen konnte. Es wurde vom Thüringer Landtage ein Ausschuß eingesetzt, der die Vorarbeiten leisten und die Schwierigkeiten überwinden sollte. Das Ergebnis dieser Ausschußarbeiten sowie der Verhandlungen zwischen der Thüringer Regierung und den einzelnen Gebietsleitungen bestand in verschiedenen vorgelegten Verträgen, von denen ich an dieser Stelle nur den Mantelvertrag: „Gesetz über die Vermögensauseinandersetzung des Landes Thüringen mit den ehemaligen thüringischen Freistaaten vom 29. März 1923" erwähnen möchte.

Er lautet:

Das Land Thüringen hat folgendes Gesetz beschlossen:

§ 1. Die ehemaligen thüringischen Freistaaten Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Meiningen, Reuß, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen hören vom 1. April 1923 an auf, als Kommunalverbände zu bestehen und verlieren gleichzeitig das Recht der Selbstverwaltung.

§ 2. Mit demselben Zeitpunkt geht das Vermögen der sieben ehemaligen thüringischen Freistaaten als Ganzes mit allen Rechten und Pflichten auf das Land Thüringen über.

§ 3. Mit Wirkung vom 1. April 1923 an werden folgende Gesetze aufgehoben:

a) Das sachsen-altenburgische Gesetz vom 5. Mai 1920 über die Errichtung einer Landesanstalt für Volksbildung (Ges.-S. S. 33),
b) das sachsen-gothaische Gesetz vom 15. Januar 1920, betreffend Errichtung einer Landesstiftung (Ges.-S. S. 9),
c) die schwarzburg-rudolstädtische Höchste Verordnung vom 22. November 1918, betreffend die Errichtung einer Günther-Stiftung (Ges.-S. S. 83),
d) die schwarzburg-rudolstädtischen Gesetze vom 15. März 1919, betreffend die Ergänzung und Erweiterung der durch Höchste Verordnung vom 22. November 1918 errichteten Günther-Stiftung, vom 17. März 1919, betr. die Verfassung der Günther-Stiftung für die Oberherrschaft und die Unterherrschaft des Freistaates Schwarzburg-Rudolstadt (Ges.-S. S. 61, 67, 71), vom 21. Januar 1921, betreffend eine Abänderung des Gesetzes vom 15. März 1919 (Ges.-S. 1921, S. 20),
e) das schwarzburg-sondershäusische Gesetz vom 22. April 1919, betreffend Errichtung einer Musik- und Theaterstiftung für Sondershausen (Ges.-S. S. 117) in der Fassung des Gesetzes vom 28. Dezember 1919 (Ges.-S. 1920, S. 7).

§ 4. Mit Wirkung vom 1. April 1923 an werden folgende Stiftungen und Anstalten aufgehoben:

a) die „Weimar-Stiftung" in Weimar,
b) die „Stiftung für Volkswohlfahrt" in Meiningen,
c) die „Volkshochschule Reuß" in Gera,
d) die „Altenburger Landesanstalt für Volksbildung" in Altenburg,
e) die Landesstiftung in Gotha,
f) die „Günther-Stiftung für die Oberherrschaft des Freistaates Schwarzburg-Rudolstadt" in Rudolstadt,
g) die „Günther-Stiftung für die Unterherrschaft des Freistaates Schwarzburg-Rudolstadt" in Frankenhausen,
h) die „Musik- und Theaterstiftung für Sondershausen" in Sondershausen.

§ 5. Mit dem 1. April 1923 geht das Vermögen der im § 4 genannten Stiftungen je als Ganzes auf das Land Thüringen über. Der Grundbesitz der Stiftungen ist im Grundbuch auf das Land Thüringen zu überschreiben.

§ 6. Die Aufgaben dieser Stiftungen werden vom 1. April 1923 an vom Lande Thüringen nach den im § 7 genannten Verträgen erfüllt.

§ 7. Die in den Anlagen A—G enthaltenen vom Lande Thüringen mit den ehemaligen Freistaaten abgeschlossenen Verträge bilden einen wesentlichen Teil dieses Gesetzes.

§ 8. Reichen die staatlichen Mittel nicht aus, um die nach den Verträgen (Anlagen A—G) vom Lande Thüringen übernommenen Aufgaben zu erfüllen, so müssen die bereitgestellten Mittel für den Bereich aller bisherigen Gebiete in demselben Verhältnis eingeschränkt werden, soweit dies durchführbar ist und nicht eine besondere Vereinbarung entgegensteht.

§ 9. Bei Streit über die Ausführung der Vorschriften im § 8 hat unter Ausschluß des Rechtsweges der Staatsgerichtshof von Thüringen endgültig zu entscheiden, wenn es von mindestens einem Drittel der gesetzlichen Zahl der Landtagsabgeordneten oder vom Kreisrat (Stadtrat) eines Kreises verlangt wird, in dessen Verwaltungsbezirk Vertragsanstalten oder -einrichtungen bestehen.

§ 10. Sollten die vorhandenen staatlichen Krankenhäuser den Kreisen oder Zweckverbänden überwiesen werden, so verpflichtet sich das Land Thüringen, zur weiteren Erhaltung der Krankenhäuser angemessene Zuschüsse zu leisten.

Entsprechendes gilt für den Fall, daß Staatsstraßen den Kreisen überwiesen werden.

§ 11. Mit dem 1. April 1923 gilt die Vermögensauseinandersetzung zwischen dem Lande Thüringen und den sieben ehemaligen Freistaaten im Sinne des § 64 der Verfassung des Landes Thüringen vom 11. März 1921 (Ges.-S. S. 57), verglichen mit Artikel 3 des Gemeinschaftsvertrages über den Zusammenschluß der thüringischen Staaten vom 4. Januar 1920 (Ges.-S. S. 1) als erfolgt.

§ 12. Solange der Staat Theater und Orchester in Sondershausen selbst unterhält, ist die Stadt verpflichtet, nach dem Anfall des Vermächtnisses aus dem Testament des Fürsten Karl Günther die Zinsen des Theaterfonds von 100 000 Mk. und des Lohnfonds von 200 000 Mk. an den Staat abzuführen.

§ 13. Für Aenderung und Aufhebung dieses Gesetzes gelten die Vorschriften, die jeweilig für eine Verfassungsänderung bestehen.

§ 14. Dieses Gesetz tritt mit dem 1. April 1923 in Kraft. Die Ausführungsvorschriften zu diesem Gesetz werden vom Staatsministerium erlassen.

Mit Annahme dieses Mantelvertrages und mit der Annahme der sieben weiteren Verträge, die sich auf Grund des § 64 der Thüringer Verfassung mit der Vermögensauseinandersetzung zwischen dem Lande Thüringen und den ehemaligen Freistaaten befassen, ist der Schlußstein zur Einigung Thüringens gelegt worden. Was vor zehn Jahren noch in weiter Ferne lag, ist am 29. März 1923 im Thüringer Landtag zur Tat geworden. Möge die Thüringer sozialistische Regierung in Gemeinschaft mit der Mehrheit des Thüringer Landtages in den folgenden Jahren am inneren Aufbau des neuen Thüringens in derselben Weise weiter arbeiten wie es bisher geschehen ist. Nichts wäre hinderlicher für das Gedeihen des neuen Staates, als wenn die Aufbauarbeit durch innere Krisen gelähmt und gehemmt würde.

Thüringische Wohlfahrtspflege

Von Henni Lehmann.

In Thüringen ist die Arbeit der Wohlfahrtspflege dem Wirtschaftsministerium eingegliedert. In der Stadt Weimar hat der Leiter des Wohlfahrtsamts gleichzeitig das Dezernat für Wirtschaftsangelegenheiten. Diese Verbindung ist günstig, denn die Wohlfahrtsarbeit wird wesentlich durch wirtschaftliche Maßnahmen bedingt. Sowohl die Leitung des Wirtschaftsministeriums als auch die staatliche und die Weimarer städtische Wohlfahrtspflege liegen in den Händen von Parteigenossen. Diese Tatsache ist bei Prüfung der geleisteten Arbeit von Wert.

Zunächst trat mit dem 1. April 1923 das unter dem 22. Juni 1922 erlassene Wohlfahrtsgesetz in Kraft. Die Zwischenzeit war kurz und die Vorbereitung der Ausführung teilweise noch nicht zum Abschluß gediehen. Das schnelle Inkrafttreten des Gesetzes wird indes die Arbeit vorwärts treiben, da Beiräte der Wohlfahrtsämter und Ortspflegeausschüsse sich nach den Ausführungsbestimmungen vom 30. Januar und 10. März 1923 bereits innerhalb eines Monats nach Inkrafttreten des Gesetzes versammeln sollen. Die Ausführungsbestimmungen sind zum Teil sehr eingehend, und die niedergelegten Grundsätze dürften auch anderwärts zur Geltung gelangen. Wesentlich sind die Bestimmungen über die Qualifikation der die Wohlfahrtsarbeit leitenden und ausführenden Personen, denn wenn irgendwo, ist in der Wohlfahrtsarbeit alles von der Persönlichkeit abhängig. So ist von Bedeutung, daß für den Geschäftsführer des Wohlfahrtsamts besondere Kenntnis der Jugendwohlfahrt und mindestens einjährige praktische Arbeit darin vorgeschrieben ist. Weiter ist für die Kreisfürsorgerin Vorschrift, daß sie in der Regel mindestens 25 Jahre alt sein muß und den erfolgreichen Besuch einer staatlich anerkannten Wohlfahrtsschule oder eines vom Wirtschaftsministerium anerkannten Lehrganges sowie ferner zweijährige praktische Arbeit in der Wohlfahrts- und Jugendpflege aufzuweisen hat. Ferner ist als unbedingter Fortschritt zu bezeichnen, daß eine gewisse Biegsamkeit der Vorschriften vorhanden ist und neben dem Prüfungsabschluß der anerkannten Wohlfahrtsschule die Einrichtung andersartiger anerkannter Lehrgänge ins Auge gefaßt ist. Dies wird Wohlfahrtsarbeitern breiterer Schichten den Zugang zu dem Beruf ermöglichen.

Noch wichtiger ist die Bestimmung des § 4, nach dem bei den Gemeindefürsorgerinnen für eine „dauernde Fortbildung" Sorge zu tragen ist. Die Anstellung soll auf dem Wege des Privatdienstvertrages geschehen und den so Angestellten nach fünfjähriger Bewährung bei Vollendung des 65. Lebensjahres oder bei Erwerbsunfähigkeit ein Ruhegehalt zustehen. Ich vermag nicht einzusehen, warum man, da ohnehin eine Bewährungsfrist und Ruhegehalt vorgesehen ist, das Angestelltenverhältnis nicht in ein unkündbares Beamtenverhältnis umwandelt.

Als Uebergangsbestimmung gilt, daß innerhalb von drei Jahren nach Inkrafttreten des Gesetzes, falls nicht genügend qualifizierte Personen vorhanden sind, andere angestellt werden können, die ohne besondere Ausbildung erfolgreich wohlfahrtspflegerisch gearbeitet haben.

Unter den einzeln aufgeführten Aufgaben der Wohlfahrtsämter ist Mutterschutz, Kinder- und Jugendfürsorge an erste Stelle gerückt. Sehr wichtig ist die Regelung der Beziehungen zwischen Armenpflege und Wohlfahrtspflege. Wenn die Armenpflege, deren Umfang durch Landesgesetz geregelt ist, ausreichende Hilfe gewährt, so ist das Wohlfahrtsamt nicht verpflichtet zuzugreifen, soll jedoch zur Durchführung besonderer, der Wohlfahrtspflege eigentümlicher Maßnahmen über die Armenunterstützung hinaus Hilfe gewähren. Auch steht es bei ihm, ob es unter Umständen einen Fall selbst behandeln oder ihn der Armenpflege überweisen will und ob es über die Leistungen der Armenpflege hinaus helfen will.

Ebenso grundlegend ist die Regelung des Verhältnisses der öffentlichen zur privaten Wohlfahrtspflege. Es ist als Grundsatz ausgesprochen, daß sich die freiwillige Liebestätigkeit „unbeschadet ihrer Selbständigkeit, in die behördliche Organisation der Wohlfahrtspflege eingliedert". Weiter sollen ihr Unterstützungen zuteil werden, wenn ihre Arbeit als „notwendig und für die Allgemeinheit nutzbringend" erkannt wird und den zuständigen Behörden ein *Mitbestimmungsrecht an der Verwendung der Mittel* eingeräumt wird. Gegen letztere eigentlich selbstverständliche Forderung der Behörden, die ja doch die Verantwortung tragen für die in ihrer Hand befindlichen öffentlichen Gelder, ist von bestimmten Wohlfahrtsverbänden, insbesondere solchen kirchlicher Natur, wiederholt leidenschaftlicher Widerspruch erhoben worden.

Weiter ist von Bedeutung, daß dem Wirtschaftsministerium ausdrücklich die Aufgabe zugewiesen wird, die „Ausbildung und Fortbildung beruflicher und ehrenamtlicher Kräfte für die Wohlfahrtspflege zu regeln und zu unterstützen". Bisher lag, abgesehen von dem Erlaß von Prüfungsverordnungen, die Initiative auf diesem Gebiete wesentlich in der Hand von Privatstellen. Ebenso ist der Forderung wissenschaftlicher und statistischer Beobachtung der Wohlfahrtspflege Beachtung zu schenken.

Der Landesausschuß wird nach den Vorschriften ein kleines Parlament sein. Außer den Vertretern der verschiedenen Ministerien sollen dem Beirat desselben Aerzte, Krankenkassenvertreter, Vertreter verschiedener Interessenverbände der von der Wohlfahrtspflege Erfaßten, Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene, der Sozial- und Kleinrentner, der Frauenvereine, der Schule, der Elternbeiräte angehören. Dazu kann das Wirtschaftsministerium weitere geeignete Persönlichkeiten berufen. Die Hauptarbeit dürfte hier geleistet werden in den vom Landesbeirat zu bestellenden Fachausschüssen, die auch das Ministerium bei grundsätzlichen Fragen beraten sollen. Dem Wohlfahrtsamt liegt außer der Förderung vorhandener Einrichtungen ob, neue anzuregen, zu fördern oder *selbst auszuführen*, soweit die notwendigen Einrichtungen über die Leistungsfähigkeit der Gemeinden hinausgehen.

Es wird noch einmal ausgesprochen, daß es nicht angängig ist, wichtige Aufgaben „Personen ohne jede soziale Vorbildung" zu überweisen. Das kann gar nicht oft genug gesagt werden. Es gibt gerade gegenwärtig viel zu viele, die meinen, das gute Herz genügt. So gewiß es nicht ohne Warmherzigkeit geht, ebenso gewiß geht es nicht ohne Vorkenntnisse und Erfahrungen. Wahllos gewährte Hilfe schadet meist mehr als sie nützt.

Zu den Vorschriften über Organisation des Wohlfahrtsamtes, das aus Vorstand und Beirat besteht, ist nicht viel zu sagen. Vielleicht ist die Bestimmung, daß es „meist zu empfehlen ist", die in den Vorstand entsandten Mitglieder der Kreisbehörde zu Vorsitzenden zu wählen, nicht unbedenklich. Wer in Preußen erlebt hat, zu welch grotesken Verzerrungen die vom Landrat zu organisierende Wohlfahrtsarbeit der Kreise teilweise geführt hat, der wird Scheu tragen, mit einem Amt andersartiger Natur die Aufgaben der Wohlfahrtspflege zu verbinden. — Die größte Ortskrankenkasse des Kreises hat jeweilig ein Mitglied zu wählen. Auch beim Wohlfahrtsamt sind nach Bedarf Fachausschüsse zu bilden.

Es werden dann die Aufgaben der Kreisvertretung geregelt. Diese hat für die Arbeit des Wohlfahrtsamts einen besonderen Geschäftsführer und eine staatlich anerkannte Kreisfürsorgerin anzustellen, ebenso die Gemeindefürsorgerin; doch kann sie dies dem Kreis- oder Stadtdirektor übertragen. Der Geschäftsführer untersteht wie die Kreisfürsorgerin dem Vorsitzenden des Wohlfahrtsamts, das übrige Personal dem Geschäftsführer. Die Seele aller Arbeit ist schließlich die Kreisfürsorgerin, der in großen Kreisen Hilfskräfte zur Verfügung stehen sollen.

Weiter werden die Arbeiten der Ortspflegeausschüsse und deren Organisation geregelt. Auch sie sollen für Ausbildung und Fortbildung ihrer Helfer sorgen. Von der Gemeindefürsorgerin wird gesagt, daß sie niemands Vorgesetzte ist und *nur durch Anregung und Belehrung* zu wirken versuchen soll. Ob sich das bewähren wird, ist außerordentlich zweifelhaft. Die Erfahrungen insbesondere bei den Waisenpflegerinnen haben ergeben, daß Personen, die nicht mit eigener Autorität ausgestattet sind, oft nicht erfolgreich arbeiten können. Diese Vorschrift wird wahrscheinlich ebenso wie die Anstellung der Gemeindefürsorgerin durch Dienstvertrag später einer Revision zu unterziehen sein. Solche einzelnen Ausstellungen hindern jedoch nicht, daß allgemein den Ausführungsbestimmungen zuzugestehen ist, daß sie sachkundig und zweckmäßig sind.

Aus der praktischen Wohlfahrtsarbeit der Thüringer Regierung sei insbesondere die Förderung der Waldschulen genannt, für die größere Mittel zur Verfügung gestellt werden. Daß man die Kinder im Unterricht von der Schulbank befreit,

ist vielleicht die beste Art der Schulreform. Endlich sei der Einrichtung eines Beobachtungsheims für schwer erziehbare Kinder, das unter der ärztlichen Leitung des Direktors der thüringischen Landesheilanstalten stehen soll, gedacht. Es soll eine Durchgangsstation mit durchschnittlich sechswöchiger Aufenthaltszeit sein. Danach soll die Ueberweisung in ein geeignetes Erziehungsheim oder Familienpflege erfolgen. Sehr gründliche Personalpapiere sollen die Beobachtung des Falls erleichtern. — Die Schaffung solcher Heime ist eine unerläßliche Vorbedingung für die Durchführung des Jugendgerichtsgesetzes. Nur dadurch kann es gelingen, endlich die Fürsorgeerziehung zweckmäßig auszugestalten. Endlich will das Wirtschaftsministerium Erholungskuren von Kindern in großzügiger Weise dadurch fördern, daß es ein Viertel der Kosten für Verflegung, Bäder, Kurtaxe und ärztliche Behandlung übernimmt. Auch diese Maßregel sollte an anderen Orten zur Nachahmung anregen.

Zur Beurteilung Nietzsches

Von **Karl Quenzel**

Um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begann ein Teil der begeisterungsfähigen Jugend in Nietzsche ihren Führer zu sehen; die Schulphilosophen dagegen standen ihm noch verständnislos gegenüber: die akademischen Lehrer verfolgten ihn mit Stichelreden und suchten ihn ihren Hörern auf jede Weise zu verleiden. Männer, die sich ehrlich um ein Verständnis seiner Anschauung bemühten, wie Georg Simmel, blieben vereinzelt.

Einige Jahre später — und jüngere Gelehrte, wie der Leipziger Dozent Raoul Richter, fingen zum Entsetzen ihrer älteren Kollegen an, Nietzsche ernst zu nehmen und ihm Vorlesungen zu widmen. Doch kam es nur selten zu einem wirklichen Verständnis. Befangen in der Ansicht, ein Philosoph müsse Systematiker sein, behandelten sie ihn als Geist zweiten, dritten Ranges und ließen ihn nur als Dichter und geistreichen Aphoristiker gelten. Wie manche Literarhistoriker immer noch hinter Goethe einen dicken Strich machen und die spätere Entwicklung des deutschen Schrifttums gleichsam nur als Anhängsel zu der sogenannten klassischen Epoche betrachten, so sahen auch diese Gelehrten nach Kant oder allenfalls nach Schopenhauer keinen Philosophen mehr für voll an. Immer noch im Intellektualismus befangen, den doch schon Schopenhauer bekämpft hatte, bekamen sie die eigentlichen Probleme Nietzsches gar nicht zu Gesicht. Mit Beharrlichkeit brachten sie immer wieder Argumente vor, die Nietzsche längst widerlegt hatte. Man konnte sich immer noch nicht entschließen, den großen Immoralisten mit derselben Gründlichkeit zu durchforschen wie ältere Philosophen.

Inzwischen gewann Nietzsche bei den Nichtzünftlern immer mehr Boden. Mit richtiger Witterung erkannten die Laien, daß Nietzsche etwas zu geben hatte, was sie bei anderen Philosophen vergeblich suchten. Es war die charaktervolle Entschiedenheit, was sie immer wieder zu ihm hinzog. Von dieser Seite brachte man ihm viel guten Willen entgegen, verstand ihn aber, da man keine rechte Anleitung hatte, vielfach falsch.

Die Zünftler dagegen wurden — mit wenigen Ausnahmen — immer verstockter. Sie rechneten Nietzsche zu den Sophisten, den Sensualisten oder den Materialisten und glaubten, ihn damit gründlich diskreditiert zu haben. Schließlich gingen sie so weit, zu behaupten, er sei widerlegt und werde bereits von der Wissenschaft zu den Toten geworfen. Und das zu einer Zeit, wo Nietzsche sich außerhalb der Schulphilosophie bereits so weit durchgesetzt hatte, daß er eine Macht im Leben der Menschen geworden war. Die Welt läuft eben schneller als die Schulphilosophie.

Neuerdings hat sich die Taktik der Zünftler abermals geändert. Man erkennt seine Bedeutung mit süßsaurer Miene an, aber man macht kräftige Vorbehalte. Man zwängt ihn in ein Prokrustesbett; man macht ihn universitätsfähig. Ein klassisches Zeugnis dieser Bestrebungen ist das im Jahre 1918 erschienene Buch

Ernst Bertrams „Nietzsche. Versuch einer Mythologie". Dieses bestechende, aber mit falschen Methoden arbeitende Werk hat in den Kreisen der Gelehrten einen förmlichen Jubel hervorgerufen. Warum? Nietzsche war hier auf bekannte Formeln zurückgeführt, seiner Fremdheit und Unheimlichkeit entkleidet, zum Romantiker, zu einem zweiten Hölderlin gemacht.

Leider ist die Schwester des Philosophen, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, diesen Bestrebungen, deren Gefährlichkeit sie offenbar nicht erkannte, entgegengekommen. Das hat ihr denn auch den Ehrendoktor der Universität Jena eingetragen. Eucken, der Philosoph dieser Universität und sicherlich ein Mann von Verdiensten, hat diese — an sich berechtigte — Ehrung angeregt und befürwortet. Aber wie soll man es sich erklären, daß derselbe Eucken in dem Vorwort von Otto Ernsts unqualifizierbarer Schrift gegen Nietzsche (1914) gewissermaßen als Eideshelfer des Verfassers angerufen werden kann? Hat sich Euckens Meinung über Nietzsche von 1914 bis 1921 so gründlich geändert?

Aber weiter! Das Nietzsche-Archiv, das doch berufen ist, Nietzsches Geist zu pflegen, hat Arbeiten preisgekrönt, deren Tendenz sich mit Nietzsches Bestrebungen nur schwer vereinigen läßt: Bertrams Nietzsche-Buch, Vaihingers „Philosophie des Als ob", Spenglers „Untergang des Abendlandes". Von Bertram habe ich bereits gesprochen. Vaihingers Fiktionen, mit deren Hilfe man jeden Aberglauben verteidigen kann, und die sich mit Nietzsches schroffem Wahrheitsmut auf keine Weise reimen lassen, hätten als letzte, freilich aussichtslose Versuche, das sterbende Christentum zu retten, zu äußerster Vorsicht mahnen müssen. Spenglers Modebuch endlich hätte schon durch seine dilettantischen Verallgemeinerungen abschrecken sollen.

Es scheint mir an der Zeit, einmal ohne falsche Rücksicht auszusprechen, daß das Nietzsche-Archiv auf dem besten Wege ist, vom Geiste seines Schutzpatrons abzuirren. Nietzsches Schwester soll dabei am wenigsten ein Vorwurf gemacht werden. Sie wurde sicherlich immer von den besten Absichten geleitet. Außerordentlich schwer war es für sie, Ende der neunziger Jahre geeignete Herausgeber zu finden, da es zu jener Zeit gründliche Kenner Nietzsches, die zugleich geschulte Philologen waren, kaum gab. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, hat es damals sogar das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar abgelehnt, Nietzsches Nachlaß seinen Schätzen einzuverleiben. Nietzsches Schwester war also gewarnt. Sie wußte, was sie von der Schulphilosophie und von den auf Goethe (das heißt auf i h r e n Goethe) schwörenden Philologen zu erwarten hatte. Sie wußte, daß die Vertreter der offiziellen Wissenschaft als Hüter der Reaktion Nietzsches Lehren feindlich gegenüberstanden. Und doch hielt sie sich die Zünftler nicht zehn Schritt vom Leibe. Hat sie wirklich in den Büchern eines Riehl und anderer akademischer Lehrer das Bestreben, Nietzsche zu verkleinern, übersehen können?

Neuerdings tut man so (die neugebildete Nietzsche-Gesellschaft in ihrem Aufruf), als müßte man den Philosophen davor bewahren, zum Parteigötzen gemacht zu werden. Aber ist denn diese Gefahr überhaupt vorhanden? Soviel ich sehen kann, fällt es niemand ein, Nietzsche für eine politische Partei in Anspruch zu nehmen. Niemand hat je behauptet, daß er Sozialist gewesen sei. Und gegen links wendet sich doch wohl die Nietzsche-Gesellschaft. Tatsache dagegen ist es, daß man sich in den offiziellen Nietzschekreisen bemüht, den Philosophen der bürgerlichen Gesellschaft, die in religiösen Dingen zum Kompromiß neigt, annehmbar zu machen.

Da ist es unabweisbare Pflicht, immer wieder mit aller Entschiedenheit auf Nietzsches Radikalismus hinzuweisen. Und ich freue mich, bei dieser Bestrebung einen Bundesgenossen gefunden zu haben. In seinem soeben in der Reclamschen Universalbibliothek (Nr. 6342—6344) erschienenen Buche „Nietzsche. Sein Leben und seine Lehre" schreibt Karl Heckel: „Der schwesterlichen Liebe seiner Biographin dürfen wir es ohne Zögern nachsehen, daß sie zu vermitteln strebte, daß sie seine Güte als Mensch der Unerbittlichkeit als Kämpfer beimischte, die Härte seiner Angriffe zuweilen in der Beurteilung euphemistisch abschwächte: w i r aber dürfen

nicht davor zurückschrecken, die notwendige Ungerechtigkeit gegen seine typischen Feinde Schopenhauer, Wagner, Sokrates, philiströses Deutschtum und moralistisches Christentum ohne jede unangebrachte Beschönigung, wenn auch von hoher Warte aus, zuzugestehen, wir müssen — getreu seinem Hasse gegen jedes feige Kompromiß, getreu seinem unentwegten Radikalismus — uns um der unerbittlichen Wahrheit willen dazu verstehen, ihn in seiner charakteristischen Einseitigkeit als Kämpfer und Führer zu erschauen."

Heckel, dessen Schrift als volkstümliche Einführung in Nietzsches Lehre zu empfehlen ist, hätte diesen Radikalismus noch weit stärker betonen sollen. Glaubt man, Nietzsche hätte umsonst geschrieben: „Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit"? Glaubt man, ein Geist wie Nietzsche, der die Ergebnisse seines Denkens nur zögernd zu Papier brachte, hätte seine Anklagen aus einer Augenblicksstimmung heraus in die Welt hineingerufen? Er wußte ganz genau, welche Verantwortung auf ihm lag, und er hat seine schneidendsten Sätze mit schwerem Herzen geschrieben. „Man muß rechtschaffen sein in geistigen Dingen bis zur Härte," sagt er einmal, „um auch nur meinen Ernst, meine Leidenschaft auszuhalten." Wer diesen Ernst und diese Leidenschaft n i c h t aushält, wer die Partei einer zum Untergang verurteilten Gesellschaft nehmen möchte, der tut besser, er meidet Nietzsche. Wozu leben große Menschen, wenn wir alles tun, sie unserer Kleinheit und Bequemlichkeit anzupassen! Gewiß soll man die Lehre eines Philosophen nicht blindlings annehmen, gewiß soll man sich stets seine geistige Selbständigkeit wahren, aber wenn man gerade das ablehnt, was ihn zu diesem einzigartigen Menschen macht, warum ist man dann nicht so ehrlich, ihn ganz abzulehnen?

Literarische Rundschau

W e b e r, Dr. A d o l f, **Depositenbanken und Spekulationsbanken.** Ein Vergleich deutschen und englischen Bankwesens. Dritte Auflage. München und Leipzig 1922. Verlag von Duncker u. Humblot. 400 S.

Das Problem, mit dem sich dieses Buch hauptsächlich beschäftigt, ist folgendes: Soll es nur einen Typ von Großbanken geben, und sollen sich diese Banken gleichzeitig mit der Annahme von Spareinlagen (Depositen) und mit industrieller Kreditgewährung sowie mit dem sogenannten Emissionsgeschäft (Uebernahme von Aktien neugegründeter Gesellschaften und ihre Unterbringung im Publikum) befassen, — oder erscheint es zweckmäßiger, wenn eine Arbeitsteilung stattfindet: Ein Teil der Banken nimmt Depositen an und verwertet sie in denjenigen Anlagemöglichkeiten, welche die jeweilige Flüssigkeit der Mittel und die Zahlungsfähigkeit am besten sicherstellen, vor allem im Wechselkredit; ein anderer Teil übernimmt die Emission und damit zusammenhängende Kursregulierung von Industrieaktien. Das erste System der Vereinigung beider Aufgaben ist das deutsche, das zweite System, die „Arbeitsteilung", das englische.

Weber gibt dem deutschen System im ganzen den Vorzug, und er hat damit recht. Die Mitwirkung von Banken an der Aktienemission ist im kapitalistischen System unumgänglich. Solche Banken aber, die reine Emissionsbanken, sogen. „Gründerbanken", sind, werden durch die Unstetigkeit der Gewinne und den ganzen spekulativen Charakter ihrer Tätigkeit erfahrungsgemäß zur Annahme unsolider Geschäftsgrundsätze verleitet. Finden dagegen die Institute in der Verwertung von Depositen eine Grundlage für regulären Gewinn und betreiben sie nur daneben das Emissionsgeschäft, so werden sie bei diesem spekulative Ausschreitungen vermeiden, um nicht das Vertrauen ihrer Depositengläubiger zu verlieren. Tatsächlich haben, wie Weber zutreffend feststellt, die deutschen Großbanken sich seit der berüchtigten „Gründerzeit" 1871/73 im großen und ganzen von den in England beobachteten üblen Formen der Emissionstätigkeit ferngehalten.

Aber auch Weber hält keineswegs das Geschäftsgebaren der großen deutschen Aktienbanken für völlig tadelfrei. Er wirft ihnen vor, daß sie „ihre Geschäfts-

politik zu sehr vom privatwirtschaftlichen und zu wenig vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus orientieren, daß sie . . . zu sehr disponieren nur unter dem Gesichtspunkt, möglichst wenig Zinsverlust zu erleiden". Trotzdem weist er alle Vorschläge gesetzgeberischen Eingreifens zurück. Das entspringt bei ihm seiner allgemeinen Ueberzeugung, daß die Selbstheilungskraft der Verkehrswirtschaft mehr leisten könne als irgendwelche planmäßigen Eingriffe des Staates.

Dieser grundsätzliche Standpunkt ist natürlich eine Verneinung alles Sozialismus; aber trotzdem wird man der speziellen Folgerung, auf die es im Rahmen des vorliegenden Buches ankommt, im allgemeinen nicht widersprechen können. Denn die Börse und das Bankwesen sind dasjenige Gebiet, auf dem die Figuranten des kapitalistischen Mechanismus die größte Anpassungsfähigkeit an alle Situationen besitzen, und deshalb läuft der Staat gerade hier in besonders hohem Maße Gefahr, daß er mit gesetzgeberischen Eingriffen „die geraden Straßen verschüttet, um auf unverfolgbare Abwege zu drängen". Carl Landauer

---

Arnold Ulitz, **Die Bärin.** München, Verlag Albert Langen.

Der schlesische Dichter, der in seinem bekannten Buche „Ararat" den besten Bolschewistenroman schuf, legt unter obigem Titel seinen zweiten Roman auf den Büchertisch. Er fängt mit einer peinvollen Geburt an, wie das so ist, wenn eine „Bärin" zur Welt kommt. Allerlei geheimnisvolle „Anzeichen" ereignen sich bei der Ankunft der neuen Erdenbürgerin. Der Ofen stürzt ein. Eine Feuersbrunst bricht aus. Der hünenhafte Vater holt sich dabei den Todeskeim. Der Leser erlebt eine Kindtaufe, wie sie unter Tausenden nur einmal gefeiert wird. Mutter und Vater sind Prachtmenschen. Die beiden Großväter — ein deutscher und ein tschechischer — geben ihnen nichts nach. Alles verliebt sich in Ursula, die Bärin. Am stärksten die Mutter, die zur Sklavin der Tochter wird. Nach des Mannes Tode läßt sie ihre beiden Söhne bei dem deutschen Großvater. Sie geht mit der Bärin zum Vater nach Böhmen, der im Walde wohnt. Ein Stück romantische Märchenwelt ist dieser böhmische Wald, in dem Ursula wie Tier und Pflanze heranwächst. Am liebsten tollt sie nackt umher. Da kommen die im Jünglingsalter stehenden Brüder auf Besuch. Sie entdecken die künstlerischen Fähigkeiten der Bärin. Sie soll Malerin werden. Der Drang nach der Stadt erwacht. Die Mutter geht mit. Auch Harald, der Hund. Nach der Ankunft des Waldkindes in der Stadt, noch am Bahnhof, als man der ersten „Elektrischen" begegnet, findet Harald den Tod. Das ist ein beiläufig hineingeflochtenes Erlebnis, und doch versteht der Dichter, mit seiner Schilderung dieses Hundeunglücksfalls die Gemüter zu packen. Ursula gibt sich allem Neuen, das in ihren Gesichtskreis kommt, voll und ganz hin. Sie besucht nach der Schule die Akademie. Unter Wandervögeln und Künstlern vergehen die Tage. Zwischen Frohsinn und Wissensdrang erblüht die Bärin zur Jungfrau. Da kommt ihr eines Tages — als die Liebe erwacht war — das Bewußtsein, daß sie nicht so ist wie die Kameraden. Sie hat keine einzige Freundin. Man versteht sie nicht. Auch der Bildhauer, der sie modellierte und zu dem sie in Liebe entflammte, läßt jedes tiefere Gefühl vermissen. Ein trauriges Erlebnis versetzt sie in den Glauben, daß ihr Glück für immer versagt sei. Und während die Mutter in wilder Sehnsucht nach dem Töchterchen in die Stadt eilt, weil auch der steinalte Großvater nach der Enkelin verlangt, zerbricht die Lebenskraft der Bärin. Sie geht mit Vorbedacht von dieser Welt. Die Mutter findet ihre Ursula im Sarge vor. So wandeln die Individuen, die eines Dichters Phantasie geschaffen, wie Fremdlinge auf der Erde. Etwas Mythisches weht durch die Handlung, genau so wie in der wunderbaren Novellensammlung „Die ernsthaften Toren", in der Ulitz verschrobenes Volk, verrückte Soldaten und seltsame Mädchen zeichnet. So wie „Ararat" und „Die ernsthaften Toren" wird auch dieses starke und eigenartige Lebensschicksal der „Bärin" viele Herzen in seinen Bann zwingen. William Bromme

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 6 | Ausgegeben am 25. Juni 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Markstabilisierung und Markvernichtung

Von Artur Heichen

Als die Reichsbank Anfang Februar mit ihrer Stützungsaktion für die Reichsmark einsetzte, und als es ihr innerhalb weniger Tage gelang, den Dollarkurs bis auf ca. 20 000 herabzudrücken, da mußte es den Einsichtigen von vornherein klar sein, daß eine solche politische Markstützungsaktion, die von vornherein als ein Teil des Ruhrabwehrkampfes gedacht war, nicht auf eine sehr lange Dauer berechnet sein konnte. Jede Stützungsaktion, die nicht gleichzeitig die innere Inflation abstoppt und die von vornherein die Produktion zusätzlicher Kaufkraft des Staates und der Privatwirtschaft einfach zur Unmöglichkeit macht, ist zur Erfolglosigkeit verurteilt. Zum mindesten muß bei einer solchen Stützungsaktion der Abbau der inneren Inflation (d. i. die Emission von Noten seitens der Reichsbank und die Diskontierung von Schatzwechseln des Reiches) nach einem sachlich fest umgrenzten Plan vor sich gehen, so daß der endgültige Abbau nach Ablauf einer bestimmten Uebergangsfrist von nur wenigen Monaten sichergestellt ist. Davon konnte selbstverständlicherweise bei dieser politischen Markstützungsaktion keine Rede sein. Ohne eine starke staatliche Inflation war der Ruhrabwehrkampf nicht zu führen. Früher oder später mußte also der Damm der Markstabilität von den wachsenden Fluten des Noten- und Schatzwechselmeeres durchbrochen werden. Er ist aber früher durchbrochen worden, als es notwendig war, weil man die Inflationswirtschaft hat allzusehr ins Uferlose wachsen lassen. Man hätte schon Dämme aufrichten können, wenn man nur gewollt oder wenigstens die notwendige Einsicht in den Zusammenhang der Dinge gehabt hätte.

Wenn einstmals der Kampf an der Ruhr nicht so ausgeht, wie das im Interesse der Einheit, der Selbständigkeit und der Würde unseres Volkes zu wünschen gewesen wäre, wenn der Widerstand vorzeitig — wenn auch hoffentlich mit Anstand — liquidiert werden und die letzte Waffe des deutschen Volkes, der passive Widerstand, wohl oder übel beiseite gelegt werden muß, oder wenn gar, was wir nicht hoffen wollen, noch schlimmere Ereignisse eintreten sollten, dann bleibt eine ungeheure Verantwortlichkeit derer festzustellen, die die Finanzmißwirtschaft haben solche Dimensionen annehmen lassen. Und das ist allein die Schuld der Regierung Cuno und der sozialen Kräfte, die diese Regierung tragen.

Dieser Dolchstoß — denn auch eine Summe von Unterlassungssünden kann als Dolchstoß, als Preisgabe wirken — ist keine Legende, sondern eine bittere Tatsache. Bei diesem Dolchstoß haben freilich die breitesten Kreise des Bürgertums von Helfferich bis Gothein assistiert. Es ist uns wahrlich nicht um irgendwelche billigen, gerade heute so billigen agitatorischen

Floskeln zu tun. Aber was hat, so muß man fragen, und so haben schon vor vielen Wochen unabhängige volkswirtschaftliche Kritiker wie Dr. Gustav Stolper, der Herausgeber des „Oesterreichischen Volkswirts", gefragt, was hat diese Regierung unternommen oder nur versucht zu unternehmen, um der finanziellen Zerrüttung zu steuern. (Die Quote der regulären Einnahmen an Steuern, Zöllen usw. gegenüber den Ausgaben hat in einzelnen Finanzdekaden bis zu 7 Proz. herab betragen!) Hat man auch nur ein einziges Mal versucht, durch Sondersteuern für das unbesetzte Gebiet, durch Ausschreiben einer Zwangsgoldanleihe oder ähnliche Maßnahmen Geld in die Reichskassen zu bringen und dadurch die Ruhrabwehrfront sicherlich besser zu stützen als durch eine billige Pathetik?

Statt dessen hat man die schwebende Schuld des Reiches und den Notenumlauf ins Ungeheuerliche gesteigert und hat dadurch dem Ausland weithin sichtbarlich dokumentiert, wie innerlich mürbe die deutsche Währung — trotz der trügerischen Decke der vorübergehenden Markstabilität — bereits geworden war. Daß auf diese Weise schließlich der Boden für die Währungskatastrophe geschaffen wurde, deren Zeuge wir heute (bei einem Dollarkurs von 150 000) sind, ist selbstverständlich. Der Durchbruch durch die Markstützungsfront ist diesmal weit mehr von der inneren Inflationsfront her als von der äußeren Zahlungsbilanzfront aus erfolgt, das muß all denen entgegengehalten werden, die diesmal wieder das Zahlungsbilanzdefizit für den Marksturz verantwortlich machen möchten. Es ist gewiß zuzugeben, daß nicht nur die Verschlechterung der Handelsbilanz als Folge der Ruhrbesetzung, sondern auch verschiedene andere internationale Momente gegen die Reichsmark standen, wie z. B. die Verdrängung der Markwährung aus dem Saargebiet, aus Oberschlesien und dem Memelland. Auch die Räubereien der Franzosen am Reichsbankgeld mögen in der letzten Zeit manches zur Verstärkung des Stoßes gegen die Mark beigetragen haben. Aber die Hauptantriebskraft für den Markverfall ist doch in erster Linie von der Pumpwirtschaft des Reiches ausgegangen. Verstärkt wurde die Inflation noch durch die Pumpwirtschaft der Privatwirtschaft mit Hilfe der Handelswechseldiskontierung auf Papiermarkbasis.

Die Reichsbank, die immer mehr beweist, daß sie die am allerwenigsten geeignete Instanz im Deutschen Reiche für die Regulierung unserer Währungsverhältnisse ist, läßt es auch heute noch immer zu, daß die private Wirtschaft auf ihre Kosten Geldentwertungsdifferenzgewinne im größten Stil erzielt. Sie diskontiert noch immer Privatwechsel und läßt sich den Nominalbetrag zuzüglich von Zinsen, die gegenüber der Geldentwertung überhaupt nicht ins Gewicht fallen, in Geld mit geringerer Kaufkraft zurückzahlen. Der Gegenwert für diese Subventionen, die die Reichsbank der privaten Wirtschaft gewährt, erscheint natürlich in einer Erhöhung des Notenumlaufs. Darüber hinaus scheinen aber namentlich die Ruhrkredite in allzu liberaler Weise gehandhabt worden zu sein, obgleich sich natürlich exakte Beweise für eine mißbräuchliche Verwendung dieser Gelder in großem Stil werden nur schwer erbringen lassen. Ebenso fest steht es, daß die Reichsbank als Kreditquelle — und zwar als billigste Kreditquelle — schon seit langer Zeit von der Privatwirtschaft in zu starkem Umfang in Anspruch genommen worden ist. Die Reichsbank hat weder das

Mittel der Diskonterhöhungen noch das der Kreditrestriktionen in solcher Form angewandt, daß sie solche übermäßigen Ansprüche von sich aus von vornherein hat abwehren können. Im Gegenteil. Havenstein hat früher einmal selbst darauf hingewiesen, daß sich heute Ansprüche, die von Rechts wegen an den Kapitalmarkt gehören, an das Zentralnoteninstitut wenden, das doch nur für Zirkulationskredit vorzusorgen hat.

Die Reichsbankpolitik hat denn auch in dem „Untersuchungsausschuß über die Ursachen des Marksturzes" als auch in der Presse die nötige Kritik gefunden. Völlig irre ging der Untersuchungsausschuß jedoch in dem Bestreben, das anfänglich zu erkennen war, nämlich „Schuldige" für den Marksturz in den Apriltagen zu finden. Daß man Stinnes, den Inflationskönig, gern einmal in flagranti ertappt hätte, ist begreiflich. Aber diese Methode, nach schuldigen Einzelpersonen zu suchen, war von vornherein falsch. Es ist wirklich ziemlich gleichgültig, ob und von wem an diesem oder jenem Tage Kaufaufträge für Devisen in dieser oder jener Höhe gegeben worden sind. Der Durchbruch durch die Markstützungsfront zu jener Zeit (das zeigte schon das feine Barometer der Kurse für Termindevisen in jenen Tagen) war bei der Finanzwirtschaft der Regierung einfach eine ökonomische Notwendigkeit. Wenn also der Untersuchungsausschuß nach Schuldigen suchen will (wir selber halten bestimmte Personen überhaupt nicht und die Reichsbank viel weniger schuldig als die Reichsregierung), so muß er sich notwendigerweise den finanzbolschewistischen Methoden der Regierung Cuno zuwenden. Diese Regierung hat das glorreiche Beispiel Helfferichs im Kriege in allen Stücken getreulich kopiert: Ausgaben zu machen, ohne für entsprechende Einnahmen zu sorgen. Eine Regierung, die den Namen „Regierung" wirklich verdient, hätte dafür sorgen müssen, daß der Ruhrabwehrkampf auch finanziert worden wäre, selbst unter großen Opfern der Bevölkerung des unbesetzten Gebiets. Außerordentliche Maßnahmen wie der wirtschaftliche Abwehrkampf rechtfertigen auch eine außerordentliche Steuerpolitik, eine Steuerpolitik, die nicht hätte davor zurückschrecken dürfen, daß vielleicht vorübergehend in die Substanz der Vermögen hätte eingegriffen, daß die Wirtschaft durch Kreditnot beengt, die Betriebe hätten zeitweilig eingeschränkt werden müssen und die Arbeitslosigkeit gewachsen wäre. Gesunde und normale Steuergrundsätze setzen normale Zeiten voraus. Kein Krieg, auch kein Wirtschaftskrieg, ist ohne Opfer zu führen. Die Regierung Cuno hat diesen Grundsatz wohl für die Ausgabenseite des Reichsetats gelten lassen, nicht aber für die Einnahmenseite. Statt dessen hat sie den Ruhrkrieg durch das bequeme, wenn auch verderbliche Mittel der Inflationssteuer finanziert. Sie hat der Privatwirtschaft und namentlich den tragfähigen Schultern des Hinterlandes kein Opfer zugemutet. Sie hat die Grundsätze eines Kriegsbudgets wohl für den Reichsetat, nicht aber für die Privatwirtschaften gelten lassen. Sie hat nichts dagegen unternommen, daß im Rücken der Front die Stimmung und die Maxime aufkamen: Business as usual. Die Grundsätze einer gesunden Finanzpolitik sind von keiner Regierung so mit Füßen getreten worden wie von der Regierung Cuno. Ihr Bestreben war es, niemand zunahe zu treten, niemand im Hinterland Opfer zuzu-

muten, namentlich nicht den Mächtigen dieser Republik, die sich selber „die Wirtschaft" nennen. Vielleicht ist die Einsicht dagewesen, jedenfalls nicht die Kraft, gegen „die Wirtschaft" die Notwendigkeiten des Staates durchzudrücken.

Soweit die retrospektiven Betrachtungen. Sie sind nützlich, bringen aber nicht weiter. Was ist positiv zu tun? Ist gegen den Verfall der Währung überhaupt noch anzukämpfen? Und welches positive Programm, welche Einzelforderungen sind für die Zukunft aufzustellen? Davon soll in einem folgenden Artikel die Rede sein.

Proletariat und Geburtenrückgang

Von **Alfred Grotjahn.**

Bis in die neueste Zeit wurde es als selbstverständlich angesehen, daß die minderbemittelten Bevölkerungsschichten kinderreicher sind als die höheren, und daß sie weit mehr Nachkommen haben, als zu ihrem Ersatz nötig sind, so daß alle sozial übergeordneten Schichten nötigenfalls aus ihnen wie aus einem großen Menschenreservoir ihren Bestand auffüllen können. Schon das Wort Proletarier deutet in seiner sprachlichen Ableitung auf diese bevölkerungspolitische Eigentümlichkeit hin. Bedeutete doch Proles bei den alten Römern das, was heranwächst, das Kind, die Nachkommenschaft. Als Proletarias bezeichneten sie die Gesamtheit der Proletarii, d. h. jener Bürger, die vermögenslos waren und dem Staate nicht als Steuerzahler, sondern dadurch nützten, daß sie ihm Nachkommen lieferten. In Deutschland findet sich das Wort Proletarier im Anschluß an den französischen Sprachgebrauch (z. B. bei J. J. Rousseau) zuerst bei Lessing, um dann durch die Saint-Simonisten und weiterhin durch die deutschen Sozialisten im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die uns geläufige Bedeutung als Bezeichnung des von der ländlichen Scholle oder dem städtischen Handwerk losgelösten Lohnarbeiters anzunehmen.

Diese als selbstverständlich angesehene „proletarische" Fruchtbarkeit, die nach Malthus nur durch Not, Krieg, Teuerung und Laster in einer bevölkerungspolitisch erträglichen Weise gelöst werden kann, ist bei den Völkern des westeuropäischen Kulturkreises ins Wanken geraten. Das bedeutet etwas ganz Neues in der Weltgeschichte und wird voraussichtlich von einer ungeheuren Tragweite sein. Um so verwunderlicher ist, daß diese Tatsache bisher von den Bevölkerungspolitikern noch nicht in hinreichendem Maße gewürdigt worden ist. Leider ist die amtliche Bevölkerungsstatistik im Gegensatz zur Wirtschaftsstatistik sehr vernachlässigt worden, so daß wir über den Geburtenrückgang innerhalb der proletarischen Schichten uns nur unzureichend unterrichten können. Aber das wenige, das an Zahlenmaterial vorliegt, dürfte doch bereits genügen, um zu beweisen, daß sehr bedeutungsvolle Wandlungen vor sich gegangen sind und noch immer vor sich gehen.

I.

Bereits der Umstand, daß der Geburtenrückgang, berechnet auf große Länder und Völker, zahlenmäßig sich so deutlich zu erkennen gibt, zeigt, daß auch die minderbemittelten Bevölkerungsschichten an ihm ihren Anteil

nehmen. Denn wenn nach einer als besonders zuverlässig geltenden Berechnung von Newsholm und Stevenson[1]) die Fruchtbarkeit sich schon in den Jahren von 1880 bis 1903 in Schweden und Norwegen um 6 v. H., in Deutschland um 14, in Frankreich um 16, in Dänemark um 18, in England um 22 und in Belgien um 31 v. H. verminderte, so ist es undenkbar, daß nur die nichtproletarischen Schichten von ihr befallen sein könnten, zumal gerade die Länder mit starker industrieller Lohnarbeiterschaft in diesen Jahrzehnten die Erscheinung des Geburtenrückganges besonders deutlich erkennen lassen, während sie in Frankreich bereits in früheren Jahrzehnten aufgetreten war.

Aehnlich wie die sie sozial überlagernde mittelständische Schicht zeigt die großstädtische Arbeiterschaft offenbar das Bild einer bedeutungsvollen Uebergangszeit: es mischt sich der alte naive Typus, der die Kinder kommen läßt, wie es Gott gefällt, mit den Anfängen eines allerdings gegenwärtig lediglich von privatem Interesse geleiteten rationellen Typus. Wie die Geltungskreise dieser beiden Fortpflanzungstypen sich heute untereinander abgrenzen, läßt sich allerdings aus den ohnehin spärlichen Daten der Bevölkerungsstatistik nur sehr unvollkommen ersehen.

Eine überaus lehrreiche Erhebung über die generative Rolle der Arbeiterfamilie verdanken wir dem Berliner Augenarzt C. Hamburger[2]), der von mehr als tausend Arbeiterfrauen aus dem Norden Berlins feststellte, wie oft jede von ihnen geboren, wieviel Fehlgeburten, Totgeburten und lebende Kinder sie zur Welt brachten. Frauen mit kürzerer als zehnjähriger Ehedauer wurden nicht berücksichtigt. Es ergab sich, daß die durchschnittliche Zahl der Konzeptionen, die auf eine Mutter kam, sieben betrug. Weiterhin ermittelte Hamburger, wie viele Kinder das erwerbsfähige Alter, nämlich das 15. Lebensjahr, erlebten. Es zeigte sich, daß das nur bei 50 v. H. aller Konzeptionen der Fall war, während 33 v. H. durch vorzeitigen Tod und 17 v. H. durch Fehlgeburt ausfielen.

Ein ganz anderes Bild boten die wohlhabenden Frauen, von denen Hamburger 119 beobachten konnte. Hier erreichten das 15. Lebensjahr 82 v. H. aller Konzeptionen, während nur 10 durch Tod und 8 durch Fehlgeburt ausfielen. Bei den meisten Frauen war die am häufigsten vorkommende Kinderzahl 2, während sie bei den Arbeiterfrauen 5 betrug. Der zehnte Teil der reichen Frauen konzipierte überhaupt nur einmal, was bei den Arbeiterfrauen zu den Seltenheiten gehörte. Die durchschnittliche Fruchtbarkeit war nur halb so groß wie bei den unbemittelten Frauen, während die Verluste umgekehrt dreimal so groß waren wie bei jenen.

Da Hamburgers Erhebungen aus einer Zeit stammen, in der sich innerhalb der meist aus dem Osten zugezogenen Arbeiterbevölkerung des Berliner Nordens die Beschränkung der Geburten noch nicht in dem Maße eingebürgert hatte wie gegenwärtig, dürften seine Ergebnisse noch im wesentlichen als bezeichnend für die oben als naiven Fortpflanzungstypus

[1]) Newsholm and Stevenson, The decline of human fertility in the United Kingdom and other countries, as shown by corrected birth-rates. Journal of the Statistical Society. London 1906.

[2]) C. Hamburger, Ueber den Zusammenhang zwischen Konzeptionsziffer und Kindersterblichkeit in großstädtischen Arbeiterkreisen. Zeitschrift für soziale Medizin. Herausgegeben von Grotjahn u. Kriegel. B. 3. 1908.

charakterisierte Art anzusehen sein. Es geht aus seinen Ermittlungen deutlich hervor, daß Bestand und Wachstum der Bevölkerung vorwiegend durch die Fruchtbarkeit der proletarischen Mütter gewährleistet, diese Leistung jedoch durch einen unverhältnismäßig hohen Aufwand an überflüssigen Kindertodesfällen, Gesundheitsstörungen, Schmerzen und Kosten erzielt wird. Bevölkerungspolitisch lebt aber die Nation von den Gebärleistungen der Arbeiterfrauen, ohne daß sie ihnen diese Leistung erleichtert oder sie auch nur anders als selbstverständlich einschätzt. Das mag seit Jahrtausenden so gegangen sein: in Zukunft dürfte das zum Selbstbewußtsein erwachte Proletariat diese Funktion kaum so gedankenlos und danklos fortsetzen.

II.

Die ursprüngliche Gleichgültigkeit gegenüber den Folgen des Geschlechtsverkehrs ist denn auch tatsächlich innerhalb der handarbeitenden Bevölkerung im raschen Schwinden begriffen. Nahm doch nach Silbergleit, dem Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, in den wenigen Jahren von 1906 bis 1911 die Zahl der Lebendgeborenen in den Arbeitergegenden Berlins folgendermaßen ab: im äußeren Königstadtviertel um 30 v. H., in der Tempelhofer Vorstadt um 27,9, im Stralauer Viertel um 25,9, am Wedding um 24,4, in Moabit um 22,8, in der Luisenstadt um 20,9 v. H. Aehnlich liegt es in anderen Großstädten und in den Industriegegenden. In nicht allzu ferner Zukunft dürfte namentlich unter dem Drucke der Teuerung und Wohnungsnot der Nachkriegszeit überall weniger die natürliche Fruchtbarkeit, als der Wille zum Kinde die Kinderzahl ausschlaggebend beeinflussen. Denn der Arbeiterschaft könnten auf die Dauer die neuzeitlichen Präventivmittel nicht unbekannt bleiben.

Als Ursache des Geburtenrückganges etwa ein physiologisch begründetes Nachlassen der natürlichen Fruchtbarkeit infolge hoher Kultur anzunehmen, was man immer noch in den Werken mancher Volkswirte lesen kann, widerspricht jeder naturwissenschaftlichen Erfahrung. Denn diese lehrt auf das zweifelfreieste, daß die auf Erbanlagen beruhenden Fähigkeiten des menschlichen Körpers sich nicht in wenigen Jahrzehnten ändern können. Es handelt sich vielmehr beim Geburtenrückgang der westeuropäischen Völker um eine von den Eltern absichtlich herbeigeführte Beschränkung der Kinderzahl, die durch mancherlei ungefährliche und einfache Mittel der neuzeitlichen Sanitätstechnik im hohen Maße erleichtert worden ist[1]). Es gibt sich in dieser Erscheinung nichts andres zu erkennen als das berechtigte Bestreben, die Fortpflanzung des Menschen endlich dem durch Ueberlegung geleiteten Willen zu unterstellen und ihn nicht mehr wie bisher dem Triebe und dem Zufall zu überlassen. Bedenklich ist nur, daß diese „Rationalisierung" des Geschlechtslebens zur Zeit entsprechend unserer Wirtschaftsform nach privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgt, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch Gemeinschaftsbelange vernachlässigt oder gar gefährdet werden.

---

[1]) Vgl. A. Grotjahn, Geburtenrückgang und Geburtenreglung im Lichte der individuellen und sozialen Hygiene. Zweite, mit einem Nachwort versehene Ausgabe. Berlin 1920.

Unter der Herrschaft des Feudalismus dürfte bei den oberen Schichten der Wille zum Kinde sehr stark gewesen sein, da Lehen, Erbrecht und Erbgerechtsame in der graden Linie der Blutsverwandtschaft übertragen zu werden pflegten. Die ungeheure Sterblichkeit namentlich im Kindesalter, die in diesem überaus unhygienischen Zeitalter auch auf die Bessergestellten übergriff, hielt jedoch die Menge der Bevölkerung in enge Schranken. Unter der Herrschaft des Kapitalismus und Liberalismus ist der Wunsch nach zahlreichen Nachkommen durch die Furcht der Verminderung des Kapitals der Kinder bei der vom Liberalismus geforderten gleichen Erbteilung sehr herabgemindert worden. Als nun gar die Entwicklung der Präventivtechnik einen besonderen Verzicht auf den sexuellen Genuß überflüssig machte, eroberte das französische Zweikindersystem sich den Geltungsbereich der liberalen Bourgeoisie überall dort, wo die alttestamentlichen Ueberlieferungen der Kirche verblaßten. Daß beim Zweikindersystem, wie sich rechnerisch feststellen läßt, eine Bevölkerungsschicht, in der es wirklich durchgeführt wird, schon in etwa 80 Jahren auf die Hälfte ihres Bestandes zurückgeführt wird, kümmerte um so weniger, als man ja die Bevölkerungsvermehrung durch die als selbstverständlich angesehene Ueberfruchtbarkeit der proletarischen Schichten ohnehin sichergestellt wähnte.

III.

Das Erwachen der proletarischen Schichten zum Selbstbewußtsein auch in diesen Dingen hat schon jetzt die Sachlage von Grund aus geändert und wird es in naher Zukunft noch mehr tun. Um so notwendiger ist es, daß auch die geistige Vertretung dieses Selbstbewußtseins, wie sie der Sozialismus darstellt, über diese Fragen ins klare zu kommen sucht und sich so deutlich darüber ausspricht, daß die Massen auch hier ein Ziel vor Augen haben. Leider ist das bisher nur in unzureichendem Maße der Fall, wie denn überhaupt die bevölkerungstheoretischen Ansichten der Sozialisten wohl von jeher zu ihren schwächsten Seiten gehört haben[1]). Ueber den Kampf der Meinungen für und wider den von einem Jahrhundert der Präventivtechnik überholten Malthus, den man endlich ruhig schlafen lassen sollte, sind die Diskussionen der sozialistischen Theoretiker über die Bevölkerungsfrage kaum hinausgekommen. Es dürfte daher an der Zeit sein, auch hier sich vom Kampf der Dogmen der nüchternen Sprache der Erfahrungen zuzuwenden und allein von ihnen sich leiten zu lassen. Neben den Ergebnissen der Bevölkerungsstatistik müssen dabei aber auch die Resultate der medizinisch-hygienischen Forschung, namentlich die der noch jungen Wissenschaft der Fortpflanzungshygiene (Eugenik) herangezogen werden. Die Anwendung der Präventivmittel ist aus dem Volke selbst hervorgegangen. Aber jetzt ist es angesichts des wachsenden Geburtenrückganges höchste Zeit, daß die Wissenschaft die Führung übernimmt. Das gilt im besonderen Maße für unser Volk, das für absehbare Zeit unter den schwierigsten Verhältnissen innerhalb eines stark beschränkten Nahrungsspielraumes seinen Bestand zu erhalten gezwungen ist.

[1]) Vgl. R. Lewinsohn, Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zur Bevölkerungsfrage. Schmollers Jahrbuch für Volkswirtschaft und Staatswissenschaften. 1922. Heft 3 und 4.

Die vor dem Ausbruch des Weltkrieges innerhalb der deutschen Sozialdemokratie gepflogenen Erörterungen über die Geburtenfrage ließen eine Beeinflussung durch wissenschaftliche Erfahrungen noch verneinen und bewegten sich um Schlagworte herum. Gegen Schlagworte ist an sich nichts zu sagen. Denn es gibt tatsächlich solche, die blitzartig eine verwickelte Sachlage erhellen oder so klärend wirken, daß sich langatmige Auseinandersetzungen erübrigen. Aber es gibt auch Schlagworte, die die Verständigung erschweren, weil sie den genannten Tatsachenkomplex in eine falsche Beleuchtung rücken. Zu diesen gehört das Wort Gebärstreik, das in den Erörterungen über den Geburtenrückgang in der sozialdemokratischen Presse vor dem Kriege eine wenig erfreuliche Rolle gespielt hat. Es handelt sich bei dem Rückgang der Geburten innerhalb der großstädtischen und industriellen Arbeiterschaft um nichts anderes als um die Wirkung der Anwendung jener Geburtenprävention, die nach dem Vorgange aller anderen Bevölkerungsschichten schließlich auch die Arbeiterschaft, die sich keineswegs in Lebensweise und Sitte von der übrigen Bevölkerung so sehr unterscheidet, wie manche behaupten, ergriffen hat. Diese begreifliche Erscheinung mit einem gefährlich klingenden, klassenkämpferisch anmutenden Namen zu belegen, erinnert ein wenig an Zeiten, in denen politische Ohnmacht sich hinter großen Worten verbergen mußte. Von einem wirklichen Gebärstreik könnte doch nur geredet werden, wenn ausdrücklich die Streikparole ausgegeben werden könnte: es dürfen keine Kinder mehr geboren werden! Wer es dennoch tut, macht sich des Streikbruchs schuldig. Daß nach dem gegenwärtigen Stande der Präventivtechnik ein solcher Streik technisch möglich wäre, soll nicht bestritten werden, wohl aber seine massenpsychologischen Voraussetzungen. Aber auch angenommen, sie wären gegeben und der Gebärstreik ginge vor sich, so würden sich seine Wirkungen auf der Gegenseite erst nach Jahrzehnten geltend machen, was ihn schon von vornherein jeder Stoßkraft berauben würde. Aber auch wenn nur der gegenwärtige Geburtenrückgang, wie vorgeschlagen worden ist[1]), als Kampfmittel gegen den Kapitalismus eingesetzt werden soll, so müßte er in einem solchen Umfange durchgeführt werden, daß er sich zunächst in ungleich gefährlicherer Weise gegen den Bestand des Proletariats wenden würde. Denn dieses würde mit unfehlbarer Sicherheit zahlenmäßig ins Hintertreffen geraten und allein dadurch schon empfindliche Einbuße an Macht erleiden, während die Gegenseite durch Zuzug kulturell tief stehender und politisch zurückgebliebener Landarbeiter des Inlandes und weiterhin des Auslandes den gegen sie geplanten Schlag ohne Schwierigkeit abzuwenden vermöchte.

Die ernsthafte sozialdemokratische Presse hat sich damals mit Recht von den Erörterungen über den Gebärstreik zurückgezogen und geraten, die Frage der Geburtenprävention aus den Gegenständen, die „Parteisache" wären, überhaupt auszuschließen. Tatsächlich ist es das ja auch nicht, aber es ist eine überaus kulturelle und fortpflanzungshygienische Sache, mit der sich auseinanderzusetzen auch die Parteiinstanzen, die wie die Parteipresse von der Arbeiterschaft als Berater angesehen werden, die Pflicht haben.

[1]) Biophil, Die Ehe als Kampfmittel des Proletariats. Nürnberg 1912.

IV.

Nach dem Weltkriege hat sich für Deutschland die Sachlage insofern geklärt, als der militärische und imperialistische Gesichtspunkt bei der Beurteilung der Gefahren, die der Geburtenrückgang mit sich führt, vollkommen ausscheidet und damit auch der früher begreifliche Vorwurf aus den Reihen der Sozialdemokraten verstummen muß, man wolle den Geburtenrückgang nur deshalb bekämpfen, um möglichst zahlreiche Rekruten aus der Bevölkerung ausheben zu können. Es bleibt aber doch immer noch übrig zu erörtern, ob nicht der Geburtenrückgang ganz unabhängig von seinen Beziehungen zur Wehrkraft gewisse Gefahren sowohl für die Gesamtbevölkerung als auch namentlich für die Arbeiterschaft, die von ihm bereits in statistisch erfaßbarer Weise betroffen ist, in Zukunft mit sich bringt. Da ist zunächst nochmals mit Nachdruck hervorzuheben, daß die politische und wirtschaftliche Macht des Proletariats im hohen Maße von ihrer numerischen Stärke abhängig ist. Die im Verhältnis zu den minderbemittelten Schichten zahlenmäßig schwachen oberen Klassen können, wie die Geschichte aller Zeiten und Länder lehrt, schließlich aus den unteren jederzeit so viele Personen aufrücken lassen, wie sie zur Erhaltung ihres Bestandes brauchen. Die unteren Schichten sind dazu nicht imstande, sondern werden durch einen allgemeinen, auch ihre Reihen lichtenden Geburtenrückgang an Zahl und damit an Kraft einbüßen. Welche Verschiebungen innerhalb der Bevölkerungsgruppen eines Volkes allein durch Unterschiede in der Geburtenzahl hervorgerufen werden können, lehren beispielsweise folgende Zahlen: Die Anzahl der Schulkinder stieg in Preußen von 1886 bis 1911 um 35,8 Proz., aber dieser Zuwachs verteilte sich insofern ungleichmäßig, als die evangelischen Volksschüler infolge des bei der evangelischen Bevölkerung größeren Geburtenrückganges nur um 26,4 Proz., die katholischen dagegen um 53,2 Proz. zugenommen haben. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtmenge der Schulkinder stieg von 35,5 Proz. im Jahre 1886 auf 40,7 Proz. im Jahre 1911, während der Anteil der Evangelischen von 66,3 Proz. auf 58,9 Proz. sank. In gar nicht ferner Zeit dürfte das Verhältnis der Katholiken zu den Protestanten in Deutschland allein durch den ungleichmäßigen Geburtenrückgang halb zu halb betragen, nachdem es jahrhundertelang ein Drittel zu zwei Drittel betragen hat.

Man kann sich diese Verschiebung auch sehr wohl vorstellen als eine solche zugunsten der unaufgeklärten, politisch wenig regsamen Landarbeiterschaft im Gegensatz zu der sozialdemokratischen Arbeiterschaft der Großstädte. In diesen werden jetzt nur noch 15 Lebendgeburten auf das Tausend der Bevölkerung jährlich gezählt gegen etwa 30 bei der Landbevölkerung. Bei weiter fortschreitendem Geburtenrückgang kann es auf die Dauer nicht ohne Einfluß auf die politische Haltung des Gesamtvolkes bleiben, wenn die politisch regsamen Arbeiter der Großstädte und Industriebezirke — im Regierungsbezirk Düsseldorf fiel innerhalb zweier Jahrzehnte die Geburtenzahl auf die Hälfte — sich nicht durch ihre eigenen Nachkommen, die schon als Sozialisten aufwachsen, ergänzen, sondern durch Zuwanderung von Landarbeitern, die immer erst frisch agitatorisch bearbeitet werden müssen.

Gewiß ist es richtig, daß eine ungehemmte Fruchtbarkeit für das Deutschland der Gegenwart kein Segen wäre. Denn wir müssen froh sein, wenn es uns gelingt, die 60 Millionen unserer Bevölkerung durchzubringen. Aber

der unaufhaltsam wachsende Geburtenrückgang läßt uns mit Gewißheit erkennen, daß wir diese Gefahr nicht laufen. Umgekehrt würde aber auch eine Verminderung unserer Bevölkerungszahl unter den gegenwärtigen Bestand für die Leistungsfähigkeit Deutschlands als Industriestaat bedenklich sein. Denn diese beruht auf einer gewissen Bevölkerungsdichte, die allein eine weitgehende Arbeitsteilung und Anwendung von Maschinen ermöglicht. Würden wir uns wirklich, wie unser Freund Clemenceau es wünscht und öffentlich ausgesprochen hat, auf 40 Millionen vermindern, so würden wir dadurch nicht etwa reicher und produktionsfähiger werden, sondern wir würden als Industrievolk verkümmern und aus der Weltwirtschaft ausscheiden, damit aber auch das deutsche Proletariat seine Rolle als der Hauptträger einer sozialistischen Zukunft ebenfalls ausgespielt haben. Keineswegs darf sich also das industrielle Proletariat, auf dessen Schultern der Industriestaat ruht und das verantwortlich für dessen Umbildung in die Wirtschaftsform des Sozialismus ist, der Frage des Geburtenrückganges gegenüber gleichgültig verhalten.

V.

Die Kinderarmut ist jedoch nicht nur auf die Menge der Bevölkerung von Einfluß, sondern auch auf ihre Beschaffenheit. Es ist nämlich eine Beobachtung, deren Allgemeingültigkeit sich immer mehr aufdrängt, daß gehobene Schichten und sozial aufsteigende Individuen ihren Aufstieg mit Kinderarmut bezahlen und dadurch bei der Fortpflanzung des Volkes ins Hintertreffen geraten, um schließlich ganz auszufallen.

Nach P. Fahlbeck[1]) erloschen seit 1626 in Schweden von 2474 Familien des einfachen Adels 1965, also 80 Proz., und von den 559 Grafen- und Freiherrnfamilien 359, also 64 Proz. Nach L. Flügge[2]) zählte 1913 der Adel Deutschlands 64 000 Köpfe mit einer Geburtenziffer von 13,7 auf das Tausend, während die Ziffer 20 betragen müßte, wenn er stationär bleiben soll. Was sich vom Adel zahlenmäßig nachweisen läßt, spielt sich auch innerhalb der bürgerlichen Familien ab; nur läßt es sich mangels statistischer Abgrenzung nicht mit so durchschlagender Deutlichkeit zum Ausdruck bringen. Namentlich bilden die Beamten eine Bevölkerungsgruppe, in die unzählige rüstige und begabte Individuen aufsteigen, um dort kinderlos oder kinderarm zu werden. So hatten 1911 92 000 preußische Lehrer nur 159 000 Kinder. Nach einer Erhebung aus dem Jahre 1913 blieben von 22 264 Lehrern höherer Lehranstalten nicht weniger als 70 Proz. hinter der normalen Fruchtbarkeit zurück, denn 4778, also 21 Proz., waren ledig, 2994 kinderlos, 3259 hatten nur ein, 4699 nur zwei Kinder. Erst der Rest hatte drei und mehr Kinder, was dazu gehört, um den Bestand zu erhalten. Im Jahre 1912 waren von 191 000 deutschen Postbeamten 19,3 Proz. ledig; hinreichenden Nachwuchs hatten bei den höheren Postbeamten nur 25 Proz., bei den mittleren 27 und auch bei den unteren, die doch der Arbeiterschaft nach Herkunft, Einkommen und Lebensweise nahestehen, auch nur 39 Proz.

Nach dem statistischen Jahrbuch für Frankreich betrug im Jahre 1906 die Kinderzahl der abgeschlossenen Ehen bei den Aerzten 1,9, den Rechtsanwälten 2, den Bankbeamten 2,2, den Monteuren 2,3, den Metall-

[1]) P. Fahlbeck, Der Adel Schwedens. Jena 1905.
[2]) L. Flügge, Die rassenbiologische Bedeutung des sozialen Aufsteigens. 1920.

arbeitern 2,8, den Erdarbeitern 3,0 und den Textilarbeitern 3,4. Auch innerhalb der Arbeiterklasse haben die gehobenen Schichten weniger Kinder, als zu ihrem Ersatz erforderlich sein würde. Denn nach der gleichen Quelle hatten von je 100 Familien die Spinner 344 Kinder, die Weber 344, die Kalk- und Ziegelbrenner 308, die Brücken- und Wegwärter 312, die Erdarbeiter 304, die Metallarbeiter 285, die Grobschmiede 282, die Zeugschmiede 268, die Maschinenbauer 244, die Monteure 231, die Goldschmiede 214, die Graveure 199 und die Elektrotechniker 189 Kinder, während etwa 350 Kinder auf je 100 Familien die Zahl darstellen würde, bei der sie sich noch gerade aus sich selbst ergänzen würden. Man braucht sich ja auch nur in seinen Bekanntenkreisen umzusehen, um feststellen zu können, daß die sich besonders auszeichnenden Parteigenossen, Sekretäre, Redakteure und Abgeordneten nur ausnahmsweise eine Kinderzahl von drei oder mehr erreichen, in der Regel jedoch unter dieser bleiben, wenn sie nicht gar überhaupt ehe- oder kinderlos sind. Stellen wir uns diesen Vorgang über Jahrhunderte hinaus dauernd innerhalb einer Bevölkerung wirksam vor, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Qualität der Gesamtbevölkerung durch das Zurückbleiben der Fortpflanzung der befähigsten und aufgestiegenen Individuen beeinträchtigt werden muß. Also auch aus diesem Grunde verdient der Geburtenrückgang die Beobachtung der sozialistischen Kreise; denn auch hier bewahrheitet sich das Marxsche Gesetz, daß Veränderungen der Quantität in solche der Qualität umschlagen. (Schluß folgt.)

Landwirtschaftliches Bodennutzungsrecht

Vorschläge für ein sozialdemokratisches Agrarprogramm.

Von **Otto Albrecht.**

I.

Alle bisherigen Bemühungen, im Rahmen des sozialdemokratischen Parteiprogramms besondere Forderungen aufzustellen, die das Gebiet der Agrarpolitik programmatisch erfassen[1]), sind gescheitert. Ebenso ist es nicht gelungen, im Anschluß an das allgemeine Programm ein besonderes Agrarprogramm zu entwickeln. Die Versuche auf dem Görlitzer Parteitag haben zu einem völlig unzulänglichen Ergebnis geführt. Dasselbe gilt von dem von der früheren Unabhängigen sozialdemokratischen Partei aufgestellten Programm.

Der zur Ausarbeitung eines besonderen Agrarprogramms eingesetzte Arbeitsausschuß hat seiner Gründung nicht in der Oeffentlichkeit verlauten lassen, ob er schon zu irgendwelchen Beratungsergebnissen gekommen ist. Die heutigen politischen Verhältnisse fordern jedoch von Tag zu Tag gebieterischer einen vorläufigen, weg- und zielweisenden Abschluß der Beratungen. Die politischen und wirtschaftlichen Zeitereignisse zwingen uns, zu den auftauchenden agrarischen Anträgen Stellung zu nehmen, und unsere Parteiorgane sind dabei vielfach auf Eigenentscheidungen angewiesen. Daß die sich ergebenden Stellungnahmen eine allgemeine Uebereinstimmung

[1]) Der Verfasser legt Wert darauf, mitzuteilen, daß sein Aufsatz bereits längere Zeit vor Bekanntgabe der von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion aufgestellten Richtlinien zur Bodenreform der „Neuen Zeit" eingesandt worden ist und sachliche Aenderungen später nicht mehr am Text vorgenommen sind.

oft genug vermissen lassen, kann nicht verwundern. Das hat aber die schlimme Folge, daß auch die verantwortlichen Parteigenossen in den Landes-, Provinzial-, Kreis- und Gemeindeparlamenten in den an sie herantretenden Agrarfragen zu Entschließungen und Entscheidungen kommen, die nicht einheitlich gerichtet sind und jede planmäßige Aktion von vornherein lähmen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei derartigen Zuständen auch die günstigsten Gelegenheiten, sozialistisch gerechtfertigte und praktisch durchführbare Agrarreformen durchzusetzen, oft ungenutzt vorübergehen.

Ein Schulbeispiel ist das von dem Reichsbund für Siedlung und Pachtung eingeleitete Volksbegehren zur Abänderung des Reichssiedlungsgesetzes.[1]) Dieses Volksbegehren ist durchaus nicht gründlich durchdacht. Es enthält empfindliche Mängel und manche Unmöglichkeiten; läßt aber den sehr starken Drang landloser und landarmer Volksschichten nach Wirtschaftsland deutlich erkennen und offenbart gewisse Ziele, die man vom sozialdemokratischen Standpunkte nicht einfach ablehnen kann, ja die man sogar anerkennen muß. Beteiligt an der Aufstellung dieses Volksbegehrens waren Angehörige der verschiedensten Parteien, auch Sozialdemokraten, Rechts- und Ganzrechtsstehende wie Kommunisten und politisch Parteilose. Da wäre es doch Sache unserer beteiligten Parteigenossen gewesen, einen Antrag herausbringen zu helfen, mit dem man sich sehen lassen konnte, etwas, das wirklich zur Volksabstimmung geeignet gewesen wäre. Statt dessen diese Mißgeburt.

Die öffentliche Listenauflegung zur Einzeichnung für den obigen Antrag war behördlich für die Zeit vom 18. April bis 1. Mai 1923 form- und frist-

[1]) Der in Frage kommende Antrag, der in der Zeit vom 18. April bis 1. Mai 1923 zur Unterschriftseinzeichnung öffentlich ausgelegt werden sollte, hat folgenden Wortlaut:

Entwurf eines Gesetzes zur Ergänzung des Reichssiedlungsgesetzes.

Der Reichstag hat auf Volksbegehren das folgende Gesetz beschlossen, das mit Zustimmung des Reichsrats hiermit verkündet wird:

§ 1. Zu einer Ackernahrung im Sinne des Reichssiedlungsgesetzes vom 11. August 1919 (RGBl. S. 1329) gehören bei Bodenklasse I, 50 Morgen, bei Bodenklasse II, 60 Morgen, bei Bodenklasse III, 70 Morgen, bei Bodenklasse IV, 80 Morgen, bei Bodenklasse V, 100 Morgen, bei Bodenklasse VI, 120 Morgen, bei Bodenklasse VII, 160 Morgen, bei achter und noch geringerer Bodenklasse 200 Morgen.

§ 2. Wer an Land, Wiesen und Wald mehr als zwei volle Ackernahrungen besitzt, ist verpflichtet, ein Drittel der die zweite Ackernahrung übersteigenden Fläche an das Land, in welchem der Grundbesitz sich befindet, ohne Entschädigung abzutreten.

§ 3. Die Länder haben diese von den Großgrundbesitzern übernommenen Flächen bis zum Umfang einer Ackernahrung an solche Familien in Erbpacht zu vergeben, die noch kein Land oder noch keine volle Ackernahrung besitzen.

§ 4. Die Höhe der Erbpacht beträgt fünf Prozent des Wertes der Grundstücke im Jahre 1914. Die Einziehung der Erbpacht erfolgt durch die Verwaltungsbehörden.

§ 5. Soweit auf Grund des § 2 Waldflächen an die Länder abgetreten werden, sind sie zur Gewährleistung einer ordnungsmäßigen Bewirtschaftung vom Staate zu verwalten.

§ 6. Solange keine Familien auf Uebertragung der Grundflächen antragen, kann das Land die Grundflächen in größerem Umfange an die bisherigen Besitzer, oder an andere Landwirte in Zeitpacht überlassen. Die Zeitpacht ist in solchen Fällen nach § 4 zu berechnen.

gerecht angeordnet worden, und alle sehr umfangreichen und kostspieligen Vorbereitungen waren in den Gemeinden schon getroffen. Die Antragsteller verzichteten dann aber im letzten Augenblick (durch Erklärung im „Siedlerbote" vom 13. April 1923) auf Durchführung des Antrages. Gleichzeitig ist aber ein neuer Antrag bekanntgegeben worden, der, sobald er die notwendige Zahl von Unterschriften (5000 Wahlberechtigte) erreicht hat, dem Reichsminister des Innern zu einer neuen Einleitung des Volksentscheides eingereicht werden soll. Dieser neue Antrag unterscheidet sich von dem ersten dadurch, daß im § 1 die Morgenzahlen in Hektar umgewandelt sind, daß im § 4 der Satz hinzugefügt wird: „Die Erbpachterträge sind zur Urbarmachung von Oedländereien zu verwenden", und daß der § 5 lauten soll: „Soweit auf Grund des § 2 Waldflächen an die Länder abgetreten werden, erfolgt die Nutzung und Verwaltung durch eine von den Gemeinden des Bezirks zu bildende Waldgenossenschaft."

Ein weiteres Schlaglicht auf die unhaltbare Lage wirft die bisherige Haltung zu dem von Dr. Adolf Damaschke veranlaßten sogenannten Bodenreform-Gesetzentwurf[1]), zu dem sich schon vor drei Jahren auch der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund unterschriftlich bekannt hat.

Ein bestimmtes Gebiet der Agrarfrage, nämlich die Bodenrechtsfrage, ist fast ohne jedes Zutun unserer Partei von selbst ins Rollen gekommen. Diese Bewegung läßt sich gar nicht mehr aufhalten. Wir sind heute gezwungen, zu ihr allerschnellstens Stellung zu nehmen, sollen die Wogen nicht über unsere Partei hinweggehen. Diese Wogen würden sonst entweder Wirkungen hervorrufen, die wir nicht wollen können, oder aber zur Folge haben, daß sie letzten Endes zerschellen. Ein Ausgang, der in beiden Fällen unsere eigene Kraft auf diesem Gebiete aufs bedenklichste lähmen würde. Aehnlich steht es mit der Frage der Bodenbewirtschaftung. Beide Sonderfragen zusammengefaßt bilden zu einem erheblichen Teil das Problem der landwirtschaftlichen Siedlung. Sie finden ihre verfassungsrechtliche Grundlage in dem Artikel 155 der neuen Reichsverfassung. Diese Verfassungsbestimmung agrarprogrammatisch auszuprägen, sollten wir uns schnellstens zur Aufgabe machen und damit die schon vorhandenen bodenreformerischen Flüsse und Bächlein in einen gemeinsamen sozialistischen Strom leiten — in einen Strom, der allen neuen Quellen dieser Art von vornherein ihre Zielrichtung weist und so stark anschwellen könnte, daß er das Vertretbare in kurzer Zeit zu erreichen vermöchte. Wenn nicht alles täuscht, können schon die nächstjährigen Reichstagswahlen das Volk vor eine Entscheidung in großen Bodenrechts- und Bodenwirtschaftsfragen stellen. Aus diesen Gründen ist jetzt für uns keine Zeit mehr zu verlieren. Wir müssen endlich zu programmatischen Agrarforderungen kommen.

Die nachfolgenden Vorschläge möchten dazu anregen.

---

[1]) „Entwurf eines Gesetzes über den erleichterten Erwerb und besseren Gebrauch des deutschen Bau- und Wirtschaftslandes (Bodenreform-Gesetz)." Abgedruckt nebst Begründung in der Schrift „Land für Heimstätten"; herausgegeben vom Aktionsausschuß der deutschen Gewerkschaften für das Reichsheimstättenamt. Berlin-Grünau 1921. Ferner abgedruckt in: „Richtlinien zu einem Gesetz über die gemeinwirtschaftliche Regelung des Wohnungswesens". Verlag der Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin 1921.

Was fordert die VSPD. vom landwirtschaftlichen Bodennutzungsrecht?

Der landwirtschaftlich (einschließlich forstwirtschaftlich und gartenbaulich) nutzbare und nutzbar zu machende Boden ist unter ein Recht zu stellen und so zu bewirtschaften, daß er nach dem jeweiligen Stande der Fachtechnik in Masse und Güte höchstmögliche Erträge liefern kann. Die Inhaber und Bewirtschafter des Landes — als des kostbarsten Nationalgutes — sollen sich jederzeit bewußt sein, daß sie Treuhänder der Volksgesamtheit sind, der sie über ihr bodenwirtschaftliches Tun und Lassen Rechenschaft schulden.

Höchstmaße landwirtschaftlicher Leistungen sind nur zu erreichen, wenn die Gesetzgebung, die behördliche Verwaltung und die Organe der Selbstverwaltung diesem Ziel nach Möglichkeit dienstbar gemacht werden. Die zurzeit noch bestehenden Hindernisse sind auf der Grundlage des Artikels 155 der Reichsverfassung hinwegzuräumen. Ohne Verzug sollten Bestimmungen und Einrichtungen geschaffen werden, die dem Wirtschaftsziele höchstmöglicher Leistungen bestens zu dienen geeignet sind.

Es ist demnach zu fordern:

1. Zur Feststellung des Bodennutzungswertes.

a) Der Nutzungswert des zum Deutschen Reiche gehörenden Bodens ist alsbald neu einzuschätzen. Die Neueinschätzung muß nach einem reichsgesetzlich genau zu umschreibenden Maßstabe erfolgen, der nach Bodengüteklassen gebildet wird.

b) Solange die amtliche Neueinschätzung noch aussteht, ist durch die einzelnen Bodeneigentümer eine vorläufige Selbsteinschätzung vorzunehmen.

c) Die bisherigen Eintragungen im Grundbuchamte werden auf Grund der nach Absatz a und b erfolgten Neueinschätzungen sofort berichtigt. Etwa unterlaufende Irrtümer und spätere Veränderungen des Nutzwertes von Grundstücken und Grundstücksteilen müssen laufend berichtigt werden.

d) Der amtlich ermittelte oder der durch Selbsteinschätzung festgestellte Nutzungswert dient als Unterlage für alle Rechtsvorgänge und Rechtsverbindlichkeiten, die zu den in Frage kommenden Böden und Bodenteilen in Beziehung stehen. Im besonderen bemißt sich danach das Recht der Beleihung, die Steuerveranlagung und die Auferlegung sonstiger öffentlicher Abgaben und Lasten sowie die Kaufpreisermittlung im Falle eines der öffentlichen Hand zustehenden Vorkaufs- oder Ankaufs- oder Enteignungsrechts.

2. Zum Begriffe „Selbständige Ackernahrung".

Der Begriff „Selbständige Ackernahrung" ist für den allgemeinen Rechts- und Wirtschaftsverkehr reichsgesetzlich bestimmt zu umschreiben. Diese Umschreibung hat sich auf die Bodengüteklassen zu stützen. Es sollen gehören zu Bodenklasse I 10 Hektar, zu Bodenklasse II 12 Hektar, zu Bodenklasse III 15 Hektar, zu Bodenklasse IV 18 Hektar, zu Bodenklasse V 20 Hektar, zu Bodenklasse VI 25 Hektar, zu Bodenklasse VII 30 Hektar, zu Bodenklasse VIII 40 Hektar, zu Bodenklasse IX 50 Hektar, zu Bodenklasse X 60 Hektar.

3. Zur Steigerung der Bodenergiebigkeit.

a) Wer sich als Eigentümer, Erbpächter oder Pächter im Besitze von landwirtschaftlich, forstwirtschaftlich oder gartenbaulich nutzbarem Boden befindet, ist verpflichtet, diesen Boden so zu bewirtschaften oder durch be-

fähigte Vertreter bewirtschaften zu lassen, daß höchstmögliche Erträge gewonnen werden können.

b) Beharrliche Vernachlässigung dieser Pflicht, desgleichen berufliche Unfähigkeit des Besitzers berechtigt die dafür zuständigen Aufsichtskörperschaften, dem in Frage kommenden Besitzer das Nutzungsrecht zeitlich oder dauernd zu entziehen. In milderen Fällen kann die Aufsichtskörperschaft durch einen zu diesem Zweck zu bestellenden Fachmann auf Kosten des Besitzers die erforderliche Wirtschaftsberatung und Beaufsichtigung des Betriebes ausüben lassen. Sie kann auch einen Fachmann einsetzen, der den Betrieb auf Kosten des Besitzers weiterführt.

c) Die nach Artikel 165 der Reichsverfassung umzugestaltenden Landwirtschaftskammern sind so einzurichten, daß sie im Benehmen mit den freien Organisationen der Landwirtschaft, und zwar einschließlich der Angestellten- und Arbeiterverbände, den Gesamtwirtschaftsverkehr und die Einzelbetriebswirtschaften nach allen Seiten zu fördern in die Lage versetzt werden. Besonderes Augenmerk ist dem Genossenschaftswesen, der Kredithilfe und dem Berufsbildungswesen zuzuwenden. Das im Dezember 1921 aufgestellte und durch die Vollversammlung des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft am 11. März 1922 bestätigte „Produktionsprogramm der Landwirtschaft" kann im allgemeinen als Unterlage und als Richtschnur anerkannt werden.

d) Vertreter der landwirtschaftlichen Unternehmer zu einem, der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer zum andern und der Letztverbraucher zum dritten Teil bilden örtliche, bezirkliche, Landes- und Reichsaufsichtskörperschaften zur Wahrung von Obliegenheiten, die sich aus Absatz b ergeben. Diese Selbstverwaltungskörper haben ihre Aufgaben im engsten Zusammenwirken mit den zuständigen Behörden zu erfüllen.

e) In Betrieben, die nach dem Betriebsrätegesetz Betriebsräte haben sollen, ist vor allem dieser Betriebsrat zu befähigen und zu bevollmächtigen, im Zusammenwirken mit dem Betriebsinhaber oder Betriebsleiter die für den Einzelbetrieb erforderlichen Maßnahmen durchzuführen. Die anderen Stellen sollen erst dann und soweit eingreifen, als diese Einrichtung etwa versagen und als die Belange über den Einzelbetrieb hinausragen.

f) Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß die Urbarmachung des im Deutschen Reiche vorhandenen kulturwürdigen Moor- und Oedlandes überall planmäßig und in vollem Umfange betrieben werden muß, da hier in verhältnismäßig kurzer Zeit eine große neue Nahrungsmittelquelle und ein Siedlungsgebiet zugleich erschlossen werden kann, das dem Gewinn einer neuen Provinz gleichkommt (rund 3 Millionen Hektar).

4. Zur Frage der Betriebsgrößen.

Der Streit, ob Groß-, Mittel- oder Kleinbetrieb die zweckmäßigste Größe eines Landwirtschaftsbetriebes darstelle, muß im einzelnen Fall besonders beurteilt werden. Maßgebend für die Urteilsfindung ist eine sachgemäße Beantwortung der Frage, welche Größe in gegebener Lage den größten Produktionserfolg verspricht. Hiernach ist entweder die Beibehaltung des zurzeit bestehenden Betriebsumfanges oder eine Zerlegung oder Zusammenlegung von Betrieben anzustreben.

5. Zur Frage der Wirtschaftsform.

a) Private, freigenossenschaftliche und öffentlich-gemeinwirtschaftliche Landwirtschaftsbetriebe sollen nebeneinander — jede Wirtschaftsform in ihrer Art — wirken und gefördert werden. Alle drei Formen haben im gegenseitigen freien Wettbewerb nachzuweisen, welche von ihnen der anderen überlegen ist.

b) Waldnutzung jeder Art ist den öffentlichen Forstverwaltungen zu unterstellen, die für rationellste Bewirtschaftung Sorge zu tragen haben.

6. Privates und öffentliches Bodeneigentum.

a) Das Privateigentum am Boden wird jedem gewährleistet, der über solches bereits verfügt. Niemand kann jedoch insgesamt auf mehr Boden Eigentumsanspruch erheben, als zu einer selbständigen Ackernahrung gehört (vergleiche Ziffer 2). Der diesen Umfang überschießende Teil eines Betriebes wird Eigentum der öffentlichen Hand, verbleibt aber, unter Berücksichtigung des in Ziffer 4 über die Betriebsgrößenverhältnisse Gesagten, ungestört bei dem bisherigen Betriebe. Der Betriebseigentümer hat für seinen nicht eigentümlichen Boden eine Nutznießungsabgabe, die der sonst üblichen und angemessenen Pacht entspricht, zu leisten.

b) Forstwirtschaftlich zu nutzendes Gelände wird mit Einschluß des vorhandenen Waldbestandes Eigentum der öffentlichen Hand. Die Ablösung der Privateigentümer erfolgt in der Weise, daß die Inhaber von kleinen und mittleren Landwirtschaftsbetrieben im Sinne der Ziffer 7c entschädigt werden. Inhabern von Großbetrieben wird die Entschädigungssumme entsprechend dem Umfange und dem Werte des Waldbestandes staffelweise gekürzt.

7. Oeffentliche Bodenvorratswirtschaft.

a) Die Gemeinden und Gemeindeverbände sowie die Länder und das Reich sind reichsgesetzlich zu verpflichten, eine für alle Siedlungsbedürfnisse ausreichende, auf weite Sicht eingestellte, großzügige Bodenvorratswirtschaft zu treiben. Der Bodenvorrat wird für landwirtschaftliche Siedlungszwecke bei Anwendung der unter Ziffer 6 angeführten Grundsätze gewonnen. Für wohnwirtschaftliche Zwecke, besonders für solche, die außer Zusammenhang mit Landwirtschaftsbetrieben zu erfüllen sind, ist der dafür in zweckmäßiger Lage benötigte Boden durch die öffentliche Hand anzukaufen oder, wenn verlangt und möglich, gegen anderen Boden auszutauschen, nötigenfalls zu enteignen.

b) Der in öffentlicher Hand befindliche und in das Eigentum der öffentlichen Hand neu übergehende Boden ist dauernd unverkäuflich. Er kann nur in Erb- oder in Zeitpacht abgegeben oder für Austauschzwecke verwendet werden.

c) Beim Eigentumsübergang in die öffentliche Hand hat die letztere dem bisherigen Eigentümer verzinslich-tilgbare Schuldverschreibungen zu geben. Für die abzutretenden landwirtschaftlichen Flächen im Umfange bis zu drei selbständigen Ackernahrungen ist ein nach dem Nutzwert zu prüfender, für Steuerzwecke selbst eingeschätzter Wert, gegebenenfalls auch der marktgängige Preis, dem Ankaufspreis zugrunde zu legen. Steht dieser Preis in einem erheblichen Mißverhältnis zu der Selbsteinschätzung zum Wehrbeitrage 1913, so erfolgt eine entsprechende Herabsetzung. Die den Umfang

von drei selbständigen Ackernahrungen überschießenden Flächen sind in staffelweiser Folge dergestalt billiger abzugeben, daß beim letzten Hektar der neunten Ackernahrung die Staffel mit Null endet. Für Moor- und anderes Oedland wird eine Entschädigung nicht geleistet.

d) In Privateigentum befindlicher Boden darf an Privatpersonen und an Privatkörperschaften nur nach erfolgter öffentlicher Genehmigung verkauft werden. Die öffentliche Hand hat in allen solchen Fällen ein Vorkaufs- und ein Ankaufsrecht; macht sie davon rechtswirksamen Gebrauch, dann wird der angekaufte Boden dem Gesamtbodenvorrat hinzugeschlagen und mit diesem rechtlich gleich behandelt.

8. Zur Förderung des Siedlungswesens.

a) Die gemeinnützige Siedlungstätigkeit ist, unter Benutzung des nach Ziffer 7 zu gewinnenden Bodenvorrats, nachdrücklich und planmäßig zu fördern. Bei der Bodenabgabe ist stets zu berücksichtigen, daß die Gesamternährungswirtschaft keinen dauernden Schaden erleidet, durch eine solche Maßnahme vielmehr gefördert wird.

b) Alle entwicklungsfähigen Kleinlandwirtschaftsbetriebe sind, wenn davon eine Förderung der Gesamternährungswirtschaft erhofft werden kann, als Anliegersiedlungen bis zur Größe einer selbständigen Ackernahrung aufzufüllen.

c) Für die Errichtung landwirtschaftlicher Neusiedlungen ist vor allem das Bodenvorratsland der Latifundien und der sonstigen Großgüter zu verwenden.

d) Land- und forstwirtschaftliche Arbeiter und Angestellte haben grundsätzlich den gleichen Anspruch auf Siedlung wie alle andern Bewerber. Wo von Gütern Siedlungsland zur Schaffung von Neusiedlerstellen abgetrennt wird oder Güter aufgeteilt werden, sind die bisher auf diesen Gütern tätigen und dafür geeigneten Arbeiter und Angestellten zu bevorzugen. Anderen landwirtschaftlichen Angestellten und Arbeitern, die entsprechende Neigung bekunden, ist durch die Gemeinde ihres Wohn- oder Arbeitsortes regelmäßig so viel Land zur Verfügung zu stellen, daß es für den Bedarf des einzelnen Haushaltes einschließlich der üblichen Viehhaltung ausreicht. Hierbei sind nach Möglichkeit auch solche Landstellen einzurichten, die sich später zu landwirtschaftlichen Vollsiedlungen entwickeln lassen.

e) Familien, deren Ernährer nicht Land- oder Forstwirt, oder Gärtner, oder land-, oder forst-, oder gartenbaulicher Angestellter oder Arbeiter ist, haben Anspruch auf Haus- oder auf Kleingartenland, und zwar regelmäßig in einem Umfange, der zureicht, darauf die Eigenversorgung mit Gemüsen und mit Obst durchzuführen. Dieser Anspruch steht den nach dieser Ziffer 8 Abs. d und Ziffer 9 Abs. b in Betracht kommenden Familien einschließlich oder zusätzlich ihres anderen Landes ebenfalls zu. Das Haus- und Kleingartenland ist im übrigen im Hinblick auf die Gesundheitspflege der gartenberechtigten Bevölkerung noch einem besonderen Schutze zu unterstellen.

f) Siedlungsland jeder Art wird den Siedlern nach einem Pachtrecht übergeben, das auf dem Rechtsgrundsatz der Unkündbarkeit durch den Verpächter (also der öffentlichen Hand) beruht. Es soll ein Erbpachtrecht sein, das nach den in Ziffer 3 dieser Einzelforderungen sich ergebenden Rechten und Pflichten ausgebildet wird.

9. Dauerpachtschutz.

a) Das zurzeit geltende Pachtschutzrecht ist zu einem Dauerpachtschutz zu entwickeln, dem unter Ziffer 8 bezeichneten Pachtrecht anzunähern und in das allgemeine Siedlungsrecht mit einzufügen.

b) Sogenanntes Deputatland ist, unter Berücksichtigung seiner Eigenart, dem Pachtland rechtlich gleich zu behandeln.

10. Pachtpreise.

Alle Landpachtpreise sind dem nach Bodenklassen ermittelten Nutzungswert anzupassen unter Berücksichtigung der dem Verpächter obliegenden besonderen Aufwendungen.

11. Zum Steuerwesen.

Die Steuer des landwirtschaftlichen Besitzes und Einkommens richtet sich nach den Bodengüteklassen. Diese Steuern sind von öffentlichem Pachtland (Zeitpacht und Erbpacht) in der Form von Zuschlägen zu dem Pachtpreis, von privatem Bodeneigentum als besondere Grundwertsteuer zu erheben. Pachtsteuer und Grundwertsteuer gelten als Nutznießungsabgabe, die die Bodenpächter und Bodeneigentümer dem Volk und dem Staat unablösbar schulden; sie bilden das Gegenstück zu den anders geregelten Besitz- und Arbeitseinkommensteuern der anderen Bevölkerungsschichten.

12. Zum Beleihungswesen.

a) Privates Bodeneigentum kann mit festen Hypotheken beliehen werden. Die Höhe der Beleihungsmöglichkeit richtet sich nach einer gesetzlich festzulegenden Verschuldungsgrenze.

b) Wohn- und Wirtschaftsgebäude, desgleichen Gerätschaften, können mit Tilgungshypotheken belastet werden. Diese sind dem allmählichen Verschleiß der betreffenden Gegenstände anzupassen.

c) Der Personalkredit ist besonders zu fördern. Als geeignete Maßregel hierfür ist die Sicherung von Ernteerträgen und ähnliches in Betracht zu ziehen.

d) Den Bewucherungsgefahren ist durch Einrichtung öffentlicher Hypothekenämter und durch gemeinnützig-genossenschaftliche Kreditanstalten entgegenzuwirken. Die öffentlichen Hypothekenämter übernehmen das gesamte landwirtschaftliche Hypothekenwesen und widmen sich daneben auch der Personalkredithilfe, welch letztere im übrigen Sache der gemeinnützig-genossenschaftlichen Kreditanstalten ist.

13. Zur Sicherung der Gestehungskosten.

Gegen Preisunterbietungen vom Auslande, die sich unterhalb der Grenze inländischer Gestehungskosten bewegen, sind wirksame Schutzvorkehrungen zu treffen. Vorkehrungen dieser Art dürfen jedoch keine Herabdrückung der Lebenshaltung anderer Volksschichten im Gefolge haben.

14. Wiedergutmachung der Vermögensenteignung.

a) Sämtliche Hypotheken aus der Vorkriegszeit werden wiederhergestellt und den Sachwerteigentümern zu dem ursprünglichen Goldwert zu Lasten geschrieben. Eine Herabsetzung findet in dem Umfange statt, als bei er-

folgter Rückzahlung dem Hypothekengläubiger nach dem seinerzeit geltenden Kurs an Goldwert ausgezahlt worden ist. Gegen die nach Ziffer 7c zu leistende Entschädigung wird aufgerechnet.

b) Die wiederhergestellten Hypotheken selbst werden Eigentum des Reiches, an das fortab die Zinsen zu leisten sind. Mit den daraus gewonnenen Mitteln ist vor allem die land- und die wohnwirtschaftliche Siedlungstätigkeit zu fördern. Im übrigen sind diese Einkünfte zur Steuerentlastung derjenigen zu verwenden, die durch die Geldentwertung in ihren Vermögensverhältnissen geschädigt worden sind.

c) Die nach Ziffer 7c zu leistende Entschädigungssumme wird zugunsten der Volksgesamtheit um 50 von 100 gekürzt. Damit soll das von diesem Vermögen dem Volke geschuldete, bis dahin aber vorenthaltene, von den anderen Bevölkerungsschichten, besonders Beamten, Angestellten, Arbeitern, Sozial- und Kleinrentnern, viel reichlicher gebrachte Volksopfer als abgegolten erklärt werden. (Schluß folgt.)

Die Grundgedanken des Jugendgerichtsgesetzes

Von Staatsanwalt Marx-Heidelberg (Schluß.)

III.

Während das materielle Jugendstrafrecht in der Hauptsache einer mehr oder minder geübten Justizverwaltungspraxis gesetzliche Form gibt, bringt das Jugendstrafprozeßrecht, das die Gerichtsverfassung miteinander begreift, bis jetzt im deutschen Gerichtswesen nicht bekannte Neuerungen, die der Gedankenwelt der allgemeinen Strafprozeßreform entstammen.

Jugendgerichte kannte unsere Gerichtsverfassung bisher nicht. Was man so nannte, waren im Wege der Diensteinteilung geschaffene Amtsgerichtsabteilungen, deren Leiter meist zugleich Vormundschafts- und Jugendstrafsachen behandelte und ein besonderes Schöffengericht für Jugendliche abhielt. Dieses unterschied sich indessen in seinem gesamten Aufbau wie in der Art seiner Verhandlung in keiner Weise von dem Schöffengericht für Erwachsene. Es war auch nicht schlechthin für die Jugendstrafsachen zuständig. Deren Zuständigkeit richtete sich nach den allgemeinen Bestimmungen mit der einen Ausnahme, daß Jugendliche in der Regel statt vor dem Schwurgericht vor der Strafkammer angeklagt werden mußten. Bis zum Inkrafttreten des JGG. können also Jugendliche noch als Angeklagte vor dem Reichsgericht stehen.

Diesen Zustand ändert das JGG. grundlegend. Es werden in der Form von Schöffengerichten besondere Jugendgerichte geschaffen, deren Schöffen nach einer vom Jugendamt aufzustellenden Liste besonders gewählt werden. Diese Schöffengerichte sind von zweierlei Art. Das eine ist, wie sonst das Schöffengericht auch, mit einem Richter und zwei Schöffen besetzt. Dieses „kleine" Jugendgericht, wie man es wohl künftig heißen wird, ist für alle Vergehen zuständig und außerdem für alle Verbrechen, die nicht nach den allgemeinen Vorschriften zur Zuständigkeit der Schwurgerichte oder des Reichsgerichts gehören. Vor den kleinen Jugendgerichten wird, nachdem das Privatklageverfahren gegen Jugendliche für unzulässig erklärt ist, die Staatsanwaltschaft, falls ein berechtigtes Interesse des Verletzten es rechtfertigt, auch die strafbaren Handlungen anzuklagen haben, die sonst im Wege der

Privatklage verfolgt werden können. Für die nach den allgemeinen Vorschriften zur Zuständigkeit der Schwurgerichte und des Reichsgerichts gehörenden Sachen wird ein Schöffengericht gebildet mit zwei Richtern und drei Schöffen, das in dieser Form dem großen Schöffengericht des Entwurfs eines Gesetzes zur Neuordnung der Strafgerichte (Reichsanzeiger vom 19. 7. 1922 Nr. 157) nachgebildet ist und deshalb auch als „großes" Jugendgericht bezeichnet werden kann (§ 17). Jugendliche können also künftig nur noch im Wege des Zusammenhangs mit Straftaten Erwachsener vor der Strafkammer, dem Schwur- oder Reichsgericht zur Aburteilung gelangen.

Daß das kleine wie das große Jugendgericht als Schöffengerichte *im* Sinne des Gerichtsverfassungsgesetzes anzusehen sind, hat prozessual eine Reihe einschneidender Folgerungen. Für alle Jugendsachen gibt es nunmehr drei Instanzen. Gegen die Entscheidungen des Jugendgerichts ist Berufung an die ordentliche Strafkammer und Revision an das Oberlandesgericht möglich. Ferner gibt es in Jugendsachen, soweit nicht der Fall des Zusammenhangs vorliegt, keine Voruntersuchung mehr. Das Verfahren verbleibt vielmehr bis zur Erhebung der Anklage in der Hand der Staatsanwaltschaft. Die Stellung des Staatsanwalts wird dadurch insofern geändert, als ihm in Jugendsachen zugleich die Rolle des Untersuchungsrichters zufällt. Um die Möglichkeit zu besitzen, den Jugendlichen vor Erhebung der Anklage zu deren Vorbereitung über die vom Amtsgericht nach allgemeinen Vorschriften verfügbare Haftfrist von vier Wochen in Untersuchungshaft zu halten, ist dem Jugendrichter die Befugnis eingeräumt, die Haftfrist nach Bedarf zu verlängern. Er muß aber einen Zeitpunkt bestimmen, zu dem seine Entscheidung über die Fortdauer der Haft von der Staatsanwaltschaft von neuem einzuholen ist (§ 28 Abs. 4). Diese Haftfristerstreckung ist im übrigen noch beschränkt auf Verbrechen, die nicht bisher schon von den Schöffengerichten abgeurteilt werden konnten. Um die Interessen des in Haft befindlichen Jugendlichen unter allen Umständen zu wahren, schreibt das Gesetz vor, daß dem Jugendlichen für die über vier Wochen hinausgehende Haftzeit von Amts wegen ein Verteidiger zu bestellen ist, falls er einen solchen nicht hat.

Die Verteidigung der Jugendlichen ist überhaupt wesentlich abweichend von den bisherigen Bestimmungen geregelt. Das Gericht ist in der Lage, in allen Fällen dem Jugendlichen einen Beistand mit den Rechten eines Verteidigers zu bestellen. Die Tätigkeit des Beistandes soll sich, wie die Begründung zum JGG. sagt, nicht darin erschöpfen, dem Jugendlichen während des Strafverfahrens zur Seite zu stehen, er soll vielmehr die Vertrauensperson werden, die dem Jugendlichen nach Erledigung des Strafverfahrens weiter hilft, ihn während einer Schutzaufsicht oder einer bewilligten Probezeit überwacht und auf der rechten Bahn hält. Deshalb soll auch nur ausnahmsweise der gesetzliche Vertreter als Beistand bestellt werden. Es ist vor allem daran gedacht, die beim Jugendamt tätigen oder die von ihm vorgeschlagenen Personen zu Beiständen wählen zu lassen. Neben dem Beistand kann selbstverständlich auch ein gewählter oder bestellter Verteidiger tätig sein. In den vor dem großen Jugendgericht zu verhandelnden Sachen muß dem Jugendlichen, der keinen Verteidiger hat, mit dem Augenblick der Anklagezustellung ein solcher bestellt werden. Auch in anderen Fällen, die sachlich oder rechtlich verwickelt sind, soll der Jugendliche von Amts wegen einen Verteidiger erhalten. Gerade hinsichtlich der Verteidigung war der bisherige Zustand höchst unter-

freulich. Die jungen Leute waren in der Verhandlung plötzlich einem fremden Richter, der sie in ihrem Leben meist nie gesehen hatte, in einem fremden Raume gegenübergestellt. Dann wurde ihnen eine häufig in gänzlich unverstandenem Juristendeutsch verfaßte Anklageschrift verlesen, Fragen vorgelegt, Aussagen vorgehalten. Dem waren nur die wenigsten Jugendlichen und nicht die besten Elemente unter ihnen gewachsen. In ihrer Verlegenheit beharrten sie häufig in Schweigen, das ihnen dazu bisweilen noch falsch ausgelegt wurde. Wohl jeder, der als Richter oder Staatsanwalt in der Verhandlung Jugendliche vor sich hatte, wird beim Fehlen der Verteidigung nicht selten die Empfindung gehabt haben, daß ihm infolge dieses Umstandes manche zum Verständnis der Tat wesentlichen Momente vorenthalten blieben.

Dem Zweck, dem Jugendlichen in der Verhandlung möglichste Unbefangenheit zu sichern, dient auch die Vorschrift, daß die Verhandlungen in Jugendsachen nicht öffentlich sind (§ 23). Dadurch soll zugleich verhütet werden, daß der Jugendliche, dessen Verhandlung eine große Zuhörerschaft bisweilen gerade aus dem Kreise des Jugendlichen mit Interesse folgt, sich romanhaft als der Held einer großen Sache fühlt und der Stolz darüber die Wirkung der Tatsache, vor einem Strafgericht zu stehen, mehr oder minder wieder aufhebt. Die Vorschrift der Nichtöffentlichkeit der Verhandlung gilt natürlich auch für die Berufungsinstanz ebenso wie die ähnliche Zwecke verfolgende Bestimmung des § 33 Abs. 2, wonach bei Erörterungen, die für den Angeklagten ungeeignet erscheinen, der Angeklagte aus dem Sitzungszimmer entfernt werden kann.

Für die Begründung der Zuständigkeit des Jugendgerichts entscheidend ist das Alter des Beschuldigten im Zeitpunkt der Anklageerhebung. Grundsätzlich soll nur gegen Personen unter 18 Jahren vor dem Jugendgericht verhandelt werden. Ist indessen ein Beschuldigter, der zur Zeit der Begehung der Tat noch jugendlich war, im Zeitpunkt der Anklageerhebung zwar über 18, aber noch nicht 21 Jahre alt, so kann die Staatsanwaltschaft die Zuständigkeit des Jugendgerichts dadurch begründen, daß sie beim Jugendgericht Anklage erhebt. Personen über 21 Jahre können überhaupt nicht, auch nicht im Wege des Zusammenhanges vor dem Jugendgericht angeklagt werden.

Das Jugendgericht ist ein Erziehungsgericht. Als solches steht es eingegliedert in den Kreis all der Einrichtungen, deren Aufgabe es ist, eine geistig und sittlich ertüchtigte Jugend heranziehen zu helfen. Das JGG. bringt deshalb auch überall den Gedanken der Notwendigkeit eines innigen und organischen Zusammenarbeitens dieser Stellen zum Ausdruck. Die Geschäfte des Jugendrichters und Vormundschaftsrichters sollen in einer Hand vereinigt werden, eine Forderung, die fast überall schon verwirklicht ist. Das Bestreben der Angliederung der Jugendsachen an die Vormundschaftsgerichte wird dadurch noch besonders hervorgehoben, daß zur Aburteilung der Straftaten Jugendlicher auch das Jugendgericht als örtlich zuständig erklärt wird, in dessen Bezirk die vormundschaftsgerichtliche Zuständigkeit für den Jugendlichen begründet ist (§ 25). Dieser Gerichtsstand hat ebenso wie der des Aufenthaltsorts des Jugendlichen gegenüber den allgemeinen und besonderen Gerichtsständen der Strafprozeßordnung den Vorzug.

Außer auf die Verbindung von Jugend- und Vormundschaftsgericht ist vom Gesetz besonderer Wert auf die engste Zusammenarbeit von Jugendgericht und Jugendämtern gelegt. Mit den Jugendämtern im Sinne

des JGG. sind übrigens nicht die jetzt bereits bestehenden, meist städtischen Jugendämter gemeint, sondern die des Jugendwohlfahrtsgesetzes, das aber, wie erwähnt, erst am 1. April 1924 in Kraft tritt. Doch können landesrechtlich die bereits bestehenden Jugendämter oder andere Jugendfürsorgeeinrichtungen mit der Wahrnehmung der Rechte und Pflichten der Jugendämter im Sinne des JWG. betraut werden (§ 51). Es ist durchaus nicht in das Belieben des Jugendrichters gestellt, wieweit er das Jugendamt zur Mitarbeit heranziehen will. Dem Jugendamt ist gewissermaßen die Stellung eines Prozeßbeteiligten eingeräumt. Es ist vor gewissen Anordnungen zuvor zu hören (§ 8), es ist von jeder Anklage gegen einen Jugendlichen in Kenntnis zu setzen (§ 22), das Jugendamt hat das Recht, mit einem verhafteten Jugendlichen in gleicher Weise zu verkehren wie ein Verteidiger (§ 28 Abs. 3), es muß auf Verlangen als Beistand des Jugendlichen bestellt werden (§ 29 Abs. 3). Damit steht ihm auch ein selbständiges Beschwerderecht gegen alle Verfügungen des Jugendgerichts zu, durch die seine Rechte beeinträchtigt werden. Um besonders hervorzuheben, daß das Jugendamt nicht erst dann mit einer Jugendsache befaßt werden soll, wenn sie beim Jugendgericht anhängig geworden ist, wurde dem Gesetz eine dem Entwurf noch unbekannte Bestimmung des Inhalts eingefügt, daß in allen Abschnitten des Verfahrens in Jugendsachen die Organe der Jugendgerichtshilfe zur Mitarbeit herangezogen werden sollen (§ 22). Den Rechten des Jugendamtes steht die Verpflichtung zur Jugendgerichtshilfe gegenüber. Es muß das Jugendgericht bei allen Ermittlungen über die Persönlichkeit und die Verhältnisse des Jugendlichen, die übrigens möglichst frühzeitig angestellt werden sollen (§ 34), bei der Ermittlung der geeigneten Maßnahmen, welche gegen den Jugendlichen zu ergreifen sind, sowie bei deren Vorbereitung und Durchführung unterstützen. Dabei soll sich das Jugendamt mit den privaten Vereinigungen, die sich in freiwilliger Liebestätigkeit mit der Jugendfürsorge befassen, in Fühlung halten (§ 42), damit alle Kräfte, die in gleicher Richtung tätig sind, möglichst vollständig für die Erreichung des gemeinsamen Ziels verwertet werden.

IV.

Mit dem Jugendgerichtsgesetz ist ein Werk geschaffen, das von allen Richtungen her Zustimmung erwarten darf. Zu dieser Annahme berechtigt schon die Tatsache, daß das Gesetz im Reichstag — gewiß heute ein seltener Fall — im wesentlichen einstimmig angenommen wurde. Auf den Erfahrungen einer wohlerprobten Praxis aufbauend hat es lange schon erhobenen Forderungen die gesetzgeberische Verwirklichung gebracht und hat damit einen Markstein in der Entwicklung des deutschen Strafrechts und Strafprozeßrechts gesetzt, der hoffentlich ebenso bedeutsam sein wird für die Entwicklung dieser Rechtsgebiete wie für die Bekämpfung der Kriminalität der Jugendlichen. Allerdings ist es hier weniger als auf jedem anderen Rechtsgebiete damit getan, ein System wohlerdachter Maßnahmen gesetzgeberisch festgelegt zu haben. Es kommt vor allem auf die Persönlichkeiten an, in deren Hände die Ausführung gelegt wird. Nicht jeder gute Richter ist ein guter Jugendrichter. Es genügt nicht eine noch so ausgezeichnete und lückenlose juristische Sachkenntnis. Diese tritt in den Hintergrund gegenüber der Fähigkeit, soziale Verhältnisse zu würdigen und den in der Seele der Jugendlichen wirksamen Kräften in gütiger und liebevoller Weise nachzuspüren, eine Fähigkeit, die

mit der anderen gepaart sein muß, mit Strenge und Unnachgiebigkeit die für das Wohl des Jugendlichen erforderlichen Maßnahmen anzuordnen und durchzuführen. Solche Richter sind nicht häufig. Um so verantwortungsvoller wird der Anteil der Landesjustizverwaltungen an der Durchführung des Gesetzes, die die geeigneten Männer als Jugendrichter auszuwählen haben.

Die kulturpolitische Bedeutung der drahtlosen Telephonie

Von Dr. Victor Engelhardt, Berlin-Friedenau

Wir stehen an der Wiege eines kulturpolitischen Problems von einer Tragweite, die der des Kinematographen nichts nachgeben dürfte. Die drahtlose Telephonie, in England und Amerika bereits ein beliebter Sport, findet wahrscheinlich schon in den nächsten Monaten auch in Deutschland weiteren Eingang. Die Kinematographie, ganz den Händen der Privatindustrie überlassen, hat Blüten gezeitigt, die alle ernstgesinnten Kulturpolitiker lebhaft bedauern. Einer großen Kapitalmacht gegenüber, die riesige Zeitungsunternehmen ihren Zwecken dienstbar zu machen versteht, sind die Hände gebunden. Jugendsünden lassen sich schwer wieder gut machen.

Das Schicksal des Kinematographen sei eine Warnung. Staat und Regierung stehen vor Entscheidungen, die regste Anteilnahme von seiten der Oeffentlichkeit verlangen. In stato nascendi einzugreifen ist leichter, als fertige Produkte umzuändern. Ob die drahtlose Telephonie dem Schicksal des Kino verfällt — oder zu einem bedeutenden Kulturfaktor wird, das hängt zum großen Teil von der Entwicklung der nächsten Monate ab.

Die technische Seite der Frage steht hier nicht zur Diskussion. Sie ist gelöst — und was an Mängeln noch übrig bleibt, — wird sicher verschwinden. Tatsache ist, daß die Möglichkeit vorliegt, von einer oder von mehreren Stationen zugleich Nachrichten und künstlerische Darbietungen (Musik, Gesang, Vortrag usw.) zu verbreiten, die jeder, der einen Empfangsapparat besitzt, abhören kann. Wir müssen zwei Elemente unterscheiden. Die Sendestation, deren Aufstellung und Betrieb große Mittel erfordert, und den Empfangsapparat, den sich jeder geschickte Bastler schließlich selbst herzustellen vermag. Diese Zweiheit gibt dem Problem sein eigentümliches Gepräge, das alle verwaltungstechnischen Schritte weitgehend bestimmen muß.

Zunächst ist klar, daß die wirtschaftlich notwendige Nachrichtenübermittlung der drahtlosen Telegraphie und Telephonie durch den Betrieb für Liebhaberzwecke nicht gestört werden darf. In Amerika scheinen sich solche Störungen bereits bemerkbar zu machen. Diese Gefahr gibt dem Staat ein Anrecht, die technische Seite der Ausgabe künstlerischer und unterhaltender Darbietungen zu regeln. Ihre Abtrennung vom wirtschaftlichen Nachrichtenverkehr läßt sich leicht ermöglichen, indem für — sagen wir einmal kurz — kulturelle Zwecke nur ein bestimmtes Wellenlängenbereich freigegeben wird. Zuständig für diese Abgrenzung und die Ueberwachung derselben ist die Post, als Verkehrsbehörde des Reiches. Weiter dürfte die Befugnis der Postbehörde zunächst nicht gehen. Insbesondere kann sie den Betrieb für Liebhaberzwecke nicht ganz verbieten — etwa aus dem Grunde, weil der Abnehmer durch leichte Umänderung seiner Apparate in der Lage wäre, auch Verkehrstelegramme zu empfangen und damit das Postgeheimnis zu stören. Geheimhaltung muß auf andere Weise — durch Shiffrierung und dergleichen — erzielt werden.

Die Festlegung des freigegebenen Wellenlängenbereiches kann selbstverständlich nur in internationaler Regelung unter Berücksichtigung der Bedürfnisse des Großfunkverkehrs erfolgen. Die technischen Notwendigkeiten desselben gebieten die Art der Abgrenzung von selbst. — Der Staat kann die von ihm zugelassenen Wellen-

längen aber nicht einfach freigeben. Ein Chaos, wie es Amerika schon erlebte, wäre die Folge. Zahllose Unternehmer würden Darbietungen liefern und schließlich mit den benutzten Wellenlängen so nahe aneinander geraten, daß ein ungestörter Empfang illusorisch würde. Das Recht der Abgrenzung schließt das Recht in sich, Konzessionen auf einzelne Wellen zu geben, falls es der Staat nicht vorzieht, das Senden in eigene Regie zu nehmen. Damit sind wir zum Kernpunkt der ganzen Frage gelangt.

Die Sendeanlage ist kostspielig. Sie verlangt Kapital. Wer bringt dieses auf? Private Hand nur, wenn es Zinsen abwirft. Wir wollen diese erste Möglichkeit und ihre kulturpolitischen Folgen betrachten: Eine Unternehmung als G. m. b. H., Aktiengesellschaft oder dergleichen sei da. Sie hat sich auf der einen Seite mit dem Staat auseinanderzusetzen, von ihm die Konzession zu erhalten. Diese wird sie der Privatunternehmung nur gegen Bezahlung ablassen — und ablassen können. Er macht aus der Konzession eine Einnahmequelle, die er heute notwendig braucht. Der Unternehmer muß neben Unkosten und Dividenden die staatlichen Abgaben herauswirtschaften.

Welche Erträgnisse fließen ihm als Ausgleich zu? Zunächst wird man an Abonnementsgebühren denken, die alle Teilnehmer zahlen. Dieser Gedanke weist sofort auf die Kluft hin, welche die drahtlose Darbietung von der kinematographischen trennt. In der Filmindustrie kann der Konsument, der Kinobesucher, ohne weiteres zur Zahlung herangezogen werden. Er ist letzter und einziger Träger der ungeheuren Geldsumme, welche die Industrie braucht, um lebensfähig zu bleiben. Bei der drahtlosen Darbietung liegen die Verhältnisse anders. Der Konsument kann, wenn er einmal einen Aufnahmeapparat eingebaut hat, jederzeit und unkontrollierbar die Darbietungen hören.

Die Erhebung von „Abonnements"gebühren würde eine Kontrolle nicht nur über den Abnehmer, sondern über alle Bevölkerungskreise bedeuten, eine Kontrolle, die aus dem unbefugten Abhören einen juristischen Fall macht. Nur auf dem Wege neuer Gesetze ist die Frage zu regeln. Wie diese Gesetze auch aussehen mögen, — eines ist sicher, dem Staat verbleibt die ausführende Gewalt. Abonnementsgebühren von seiten der sendenden Firma haben nur Sinn, wenn die Firma mit der staatlichen Konzession zugleich die Garantie staatlichen Schutzes gewinnt. Aus dem Kulturproblem der drahtlosen Telephonie wird eine polizeiliche Angelegenheit, die stark an die „Kaffeeriecherei" vergangener Tage erinnert, mit dem einen Unterschied nur, daß heimliche Empfangsstationen weder zu riechen noch sonst irgendwie auffällig sind. Wir müßten uns schon auf die Ehrlichkeit unserer Mitmenschen — oder auf Denunziationen verlassen. Das eine ist unsicher, das andere häßlich. Die Erhebung von Abonnementsgebühren oder das vom Staat der „sendenden" Firma verliehene ausschließliche Recht, Empfangsstationen in Privathäusern einzubauen, werden sich über kurz oder lang als unmöglich erweisen.

Als zweite Möglichkeit käme in Betracht, den Verkauf oder die Vermietung der Aufnahmeapparate in die gleichen Hände zu legen, wie die Ausgabe der Darbietung und durch Aufschläge auf den Verkaufs- bzw. Leihpreis der Apparate die Sendekosten zu decken. Auf diese Weise würden, von Selbstbauern und Kunden der Winkelfirmen abgesehen, die Abnehmer tatsächlich zu Trägern der Sendekosten gemacht, oder besser umgekehrt, das „Senden" würde in den Dienst der Verkaufsinteressen gestellt. Bei völliger Freigabe des zugelassenen Wellenlängenbereichs dürfte diese Entwicklung die wahrscheinlichste sein. Nimmt der Staat aus kulturpolitischen Gründen aber die Verpflichtung auf sich, den Aether vor einem Chaos sich störender Nachrichten durch Konzessionen für bestimmte Wellenlängen zu schützen, so liegt der Fall komplizierter. Es entsteht die Frage, ob sich andere Firmen die Monopolstellung staatlicher Konzessionäre gefallen lassen würden, und ob nicht eine Unzahl Apparate zum Markte gelangt, welche die Firmen unterböten, die auf ihre Erzeugnisse auch noch die Sendekosten aufschlagen müssen. Allerdings — vielleicht ist der Betrag nicht so hoch, um bei geeigneter Reklame der „sendenden"

Firma diese konkurrenzfähig zu machen. Dem Verfasser fehlen die Unterlagen zu solcher Berechnung.

Sie ist für die kulturpolitische Seite der Frage aber auch ohne Belang, denn eine irgendwie geartete Verquickung der „Sendestationen" mit dem Apparatevertrieb würde die Art der Darbietung im selben Sinne beeinflussen, wie die Entwicklung, welche der Verfasser — leider — für die wahrscheinliche hält. Da Abonnementsgebühren kaum eingezogen werden können, würde, bei privatwirtschaftlichem Betrieb, die Reklamevermittlung die Hauptrolle spielen. Die Verquickung mit der Apparateherstellung, soweit wir diese als gesonderten Industriezweig betrachten, ist ja auch nichts anderes als ein Spezialfall der allgemeinen Finanzierung der Sendeunternehmung durch Reklamebetrieb. Diese macht das „Senden" vom nicht kontrollierbaren Abnehmer tatsächlich unabhängig und stellt damit in privatwirtschaftlicher Sphäre bei gegebener Sachlage die einzige Möglichkeit der Lösung dar.

An sich wäre es nun nicht gefährlich, wenn zwischen einem Konzert und einem Vortrag ein bißchen Reklameanruf ertönte, falls man Auswüchse, die allerdings nahe liegen, vermeidet. (Es könnte z. B. passieren, daß wir einer langen Erzählung atemlos lauschen, um am Schluß zu erfahren, daß es sich um ein neues Zahnwasser handelt.) Viel gefährlicher ist die Abhängigkeit vom Inserenten, in welche die sendende Firma gerät. Dabei ist es gleichgültig, ob der Inserent die eigene, auch Apparate herstellende Unternehmung ist oder ein anderer Auftraggeber. Immer wird er das Hauptprogramm so zu beeinflussen versuchen, daß seine Zwischenrufe in ein breites Publikum dringen. Eine Anpassung an den Geschmack der Masse, statt ihrer Erziehung, greift um sich, und die drahtlose Telephonie wird „verkintoppt". Seichte Schlager, Operetten und Tanzmusik und entsprechende Vorträge werden den Hauptinhalt der Darbietungen bilden. Die kulturelle Gefahr wird zur politischen, sobald die Nachrichtenübermittlung hinzutritt. Erscheinungen werden auftreten, die uns aus der Welt der „Geschäftspresse" genügend bekannt sind.

Schätzen wir die Gefahr nicht gering. Wir haben die Niederlage erlebt, die ernster Kunstwille im Kampf gegen die Kinoindustrie täglich erleidet, wir werden das gleiche Schauspiel nochmals in verstärktem Maße erleben, wenn es nicht gelingt, die drahtlose Darbietung auf andere als kapitalistische Bahnen zu lenken. Die Gefahr ist groß, größer noch als in dem Problem der Kinematographie. Die elektrische Welle bringt in den einzelnen Haushalt, in die einzelne Wohnung. Nicht lange wird's dauern und sie gehört zum täglichen Brot. Welche Möglichkeiten sich da dem Kulturwillen eröffnen, wird jedermann absehen. Tausende und aber Tausende werden, von einer Zentralstelle aus, in den gleichen Rhythmus des Denkens und Fühlens gezwungen. Zu gleicher Zeit erleben sie höchste Erhebung, zu gleicher Zeit können sie lachen — zu gleicher Zeit — wenn sie „Lautsprecher" haben — auch tanzen.

In unserer Hand liegt es, diese Macht zur Kulturmacht werden zu lassen. Nur dann wird es gelingen, wenn wir die drahtlose Darbietung nicht dem Privatkapital ausliefern. Sie muß unabhängig werden von Profit und Verdienst, wie die Museen. Auch der Staat darf nicht verdienen an ihr; die Postbehörde habe nur das Recht die Wellenlängen festzusetzen, eine Kulturbehörde (da die elektrischen Wellen an Ländergrenzen nicht Halt machen, eine solche des Reichs) aber übernehme den kulturellen Betrieb. Man wird einwenden, daß staatliche Kunstpflege auch nicht immer ein Idealbild ergibt. In den Museen wurde viel gesündigt. Das ist richtig. Aber öffentliche Organe wie der Reichstag können wachen darüber, daß man Fehler möglichst vermeidet — und wo sie gemacht werden, ausmerzt. Das ist leichter als bei der Kunst der Museen, in denen Fehler Schandmale bleiben. Die „drahtlose" Kunst ist beweglich. Man kann die Darbietungen ändern — von heute auf morgen.

Allerdings — statt Verdienst — wird hier vom Staat ein nicht geringer Kostenaufwand gefordert. Sollte daran die Erfüllung der Verstaatlichung scheitern, so wäre es ein Schlaglicht mehr auf unsere geistige Not — die zweideutige Zeit-

schriften in Fülle gestattet, wertvolle Bücher aber ungedruckt läßt. Vor endgültiger Ablehnung mögen die maßgebenden Stellen daher eines bedenken: Der Staat, der aus Konzessionen Einnahmen erstrebt, hat kulturpolitisch nicht mehr geleistet als die Post, wenn sie ihre Wagen mit Reklameschildern lackiert. — Er hat auf neuem Feld seine Aufgaben verkannt[1]).

„Adlerismus" und Marxismus

Von Dr. **Walter Israel.**

Max Adler veröffentlicht eine neue Arbeit: „Die Staatsauffassung des Marxismus"[2]). Er erklärt im Vorwort, daß für ihn „der Marxismus kein fertiges System, kein Paragraphenbuch . . . ist, sondern eine grundlegende theoretische Denkweise". „Daher würde ein Einwand, daß irgendeine der im folgenden entwickelten Lehren sich nicht ausgesprochen bei Marx und Engels finde, also höchstens Adlerismus, nicht aber Marxismus sei, den Standpunkt unserer Untersuchung überhaupt nicht treffen, sofern nicht zugleich bewiesen wird, daß diese Lehre den Grundvoraussetzungen des Denkens bei Marx und Engels widerspricht." (Seite 10.)

Eine Kritik des neuen Adlerschen Buches wird diesen Standpunkt sich zur Richtschnur nehmen müssen. Sie wird festzustellen haben, ob Adler stets im Geiste eines Marx vorwärts zu neuen Erkenntnissen dringt, sie wird aber auch darauf achten müssen, daß Adler seine Ansichten nicht mit denen, die Marx vertreten hat, vermengt. Schließlich wird die Sonde an das Neue, an den eigentlichen „Adlerismus", wie Adler ihn selbst nennt, zu legen sein.

Versuchen wir zunächst Adlers methodologische Einstellung zu zeigen. „Das Soziale" ist „bereits transzendental für menschliche Erfahrung wie die übrigen bisher als transzendental gekannten Bedingungen des Bewußtseins. Der Mensch ist schon vor aller historisch-ökonomischen Vergesellschaftung bereits in seinem geistigen Sein, in seinem theoretischen Bewußtsein vergesellschaftet. Und er findet in dem historisch-sozialen Prozeß nur entfaltet, was bereits an sich in seinem transzendentalen Subjekt ist: die unaufhebbare Bezogenheit auf andere, wesensgleiche Subjekte und In-Einsetzung mit ihnen". (Seite 30.) „Das Erkennen erlebt sich individuell, ist aber von Anfang an so wie in Raum und Zeit auch in Vergesellschaftung. Die Vergesellschaftung der Erfahrung ist der letzte transzendentale Grund des sozialen Lebens überhaupt. Sie ist das Transzendentalsoziale . . .". (Seite 69.) „Erst indem das Materielle in den spezifischen ideellen Funktionszusammenhang „des Menschenkopfes" tritt, das heißt in den Formen der Sozialerfahrung, des Transzendentalsozialen apperzipiert wird, indem es auf die ursprüngliche Verbundenheit des individuellen Bewußtseins mit einem Bewußtsein überhaupt bezogen wird, entsteht eine soziale Natur, entstehen soziale Erscheinungen in den verschiedenen Formen des sozialen Bewußtseins." (Seite 87.) „Man könnte . . . die materialistische Geschichtsauffassung auch als die Lehre von der soziologischen Motivation der Wertungen bezeichnen." (Seite 26.)

Ich habe absichtlich in dieser Zusammenstellung aus Sätzen verschiedener Kapitel ein Bild zu geben versucht, weil so sich das Typische am besten zeigen läßt.

---

[1]) Dieser Aufsatz kann nur den Zweck haben, auf die Bedeutung des Problems hinzuweisen. Eine Fülle von Fragen, wie das Verhältnis des Künstlers zur drahtlosen Telephonie u. a., kann im kurzen Rahmen eines Artikels nicht ausgeschöpft werden.

[2]) IV. Band, 2. Hälfte der „Marxstudien". Herausgegeben von Dr. Max Adler und Dr. Rudolf Hilferding. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, Wien 1922.

Was bedeuten nun die Adlerschen Worte? Schlicht übersetzt besagen sie, daß trotz seiner Berufung auf Kant, dem er nahe zu stehen glaubt, es für Adler ein theoretisches Bewußtsein gibt, welches schon „vorher", a priori im Sinne des Angeborenseins, von einer Vergesellschaftung etwas weiß und sich dieser bewußt ist, bevor die historische Tatsache als solche vorhanden ist. Und wenn er weiter sagt, daß in dem tatsächlichen historisch-sozialen Prozeß der Mensch, also das Bewußtsein dieses Menschen, nur das vorfindet, was das transzendentale Subjekt bereits ist, so erinnert dies in frappanter Weise an den Hegelschen Geist, der sich im Volke auslebt, um zur Erkenntnis seiner selbst zu gelangen. Denn hier findet sich ein „transzendentales Subjekt" im historisch-sozialen Geschehen, findet das, was es selber bereits ist: „die unaufhebbare Bezogenheit auf andere, wesensgleiche Subjekte" und (man gedenkt Fichtes, dessen „Nicht-Ich" im „Ich" schon gesetzt gedacht werden muß!). „In-Einsetzung mit ihnen." Hier wird bei dem Begriff „transzendental", der nichts als Wissenschaft begründend im reinen methodologischen Sinne bedeutet, zwar ein Anklang an seine erkenntnistheoretische Bedeutung beibehalten, sonst aber dieser Terminus im unkritischen, vorkantischen Sinne als „angeboren" verwendet. Der Hegelsche Geist wird zum subjektivierten Bewußtsein, das schlummernd um all die sozial-historischen Prozesse schon „vorher" weiß, sich selber aber und sein Wissen um seiner selbst erst in der Wirklichkeit findet. Der Unterschied mit Hegel ist, daß der Gott, der von außen kommt, in den Menschen hineingelegt wird, daß bei Adler das menschliche Bewußtsein zum göttlichen allwissenden nur noch schlummernden Wesen wird, welches im Erkennen des historischen Seins und Werdens sich selber findet. Und dieser Trieb des „Sich-Auslebens" des Bewußtseins ist das Wesentliche, das Spezifische, eben das Bewußtsein und heißt das Transzendentalsoziale. Auf dieser spekulativen und psychologischen Basis gelangt er dann zu erkenntnistheoretischen Ueberlegungen, die wie der Satz über das Treten des Materiellen in den „spezifischen ideellen Funktionszusammenhang usw." einen richtigen Kern in der Hülle mystischer Worte zeigen.

Wie Adler treffend (Seite 71) sieht, daß die „erkenntniskritische Frage auch gar nicht anders . . . als „völlig formaler Natur" sein kann", so weiß er auch, daß das Erkennen stets gerichtet ist, „den Funktionszusammenhang" festzustellen. Trotzdem — und hier wird der Mangel eines Zu-Ende-Denkens des erkenntnistheoretischen Problems recht deutlich — sind ihm (Seite 62) „Privateigentum, Ware, Lohn, Kapital usw." . . . „ökonomische Kategorien", während sie Substanzbegriffe sind, um die ökonomischen Funktionen darstellbar zu machen[1]).

Deutlich wird aber die Adlersche Einstellung in der Erklärung der materialistischen Geschichtsauffassung als „die Lehre von der soziologischen Motivation". Hier sehen wir, daß der Weg von Königsberg nach Wien, von Kant zum Wertsoziologen Othmar Spann führt und daß Adler die Brücken nach rückwärts abgebrochen hat. Im gleichen Tempo, wie Adlers philosophische Reise ihn von Königsberg entfernt, entfremdet er sich auch der Methode der materialistischen Geschichtsauffassung, deren philosophischen Kern ich auch in dieser Zeitschrift des öfteren gezeigt habe.

Nichts aber ist bedenklicher, als Kant in bezug auf seine Ethik marxistisch interpretieren zu wollen und zu behaupten: „Für den Sozialismus im marxistischen Sinne ist die neue Gesellschaftsordnung gar nicht in erster Linie ein moralisches Problem, so wie auch für Kant dieses Problem nicht bedeutete „die moralische Besserung der Menschen", sondern ein soziales Organisationsproblem, die Frage, inwiefern „der Mechanismus der Natur" in den Anlagen der Menschen, wie diese nun einmal sind, benutzt werden könnte, um eine harmonischere Gesellschaftsordnung zustandezubringen". (Seiten 294/95.) Kants Leistung liegt in seiner Methodologie.

[1]) Siehe hierüber Walter Israel: Substanzbegriff und Energieproblem in der modernen Physik, Verlag Collignon, Berlin; und: Zur wissenschaftlichen Fortbildung des Sozialismus, Verlag Gesellschaft und Erziehung, S. 30 ff.

Und wenn sich auch gerade in seinen ethischen Schriften Stellen finden, die das normative Gebiet verlassen, so bleibt er trotzdem der Begründer der wissenschaftlichen Ethik und will keine Morallehre begründen[1]). Wird er aber irgendwie in seinen Darlegungen aktuell, moralisch, so ist er durchaus ein Kind seiner Zeit, den Rousseauschen Gedankengängen nahestehend. Also gerade nicht soziologisch denkend, ist ihm das Sein und Werden der Gesellschaft durchaus „ein moralisches Problem". Aerger als von Adler läßt sich Kant eigentlich nicht verkennen und nur noch die subjektivistische Auslegung der Kantischen Erkenntnistheorie ist hiermit vergleichbar.

Doch ist denn Adler, der Marxist, selbst von Rousseau soweit entfernt? Ist sein Eintreten für den Gildensozialismus, den Hilferding „eine Art Wiederbelebung der marxistischen Ideen von Staat und Klassenkampf . . ., wie sie aus dem unmittelbaren Erleben der Arbeiter selbst hervorgegangen ist", nennt (Seite 185), nicht ein modernes „Zurück zur Natur"? Marxistisch ist dieses Hinneigen zum Gildensozialismus keineswegs. Denken wir nur daran, daß Marx auf die Bildung großer Nationalstaaten als in der historischen Entwicklung bedingt hingewiesen hat. Und Cunow zeigt treffend, daß „maßgebend für die Berechtigung der staatlichen Zusammenfassung in letzter Instanz nach Marxscher Auffassung der kulturelle Fortschritt" ist. Trotz der mehr im Ton als in der Sache kräftigen Kritik an Bernstein, die Adler übt, sei der Hinweis gestattet, daß der Gildensozialismus der Züchter von Kirchturminteressen ist und allein hieran zerschellen müßte, selbst wenn er ebenso durchführbar wäre wie der ihm geistig nahestehende, nur besser wissenschaftlich fundierte Utopismus Franz Oppenheimers. Auch bei Oppenheimer haben wir dieses „Zurück zur Natur", „Zurück zu den seligen Gefilden der Kleinwirtschaft", wo jeder „beglückt" wird. Hier wie dort dieselbe „Barbarei" des Zerschlagens des historisch Entwickelten, die Barbarei des Utopismus.

Tief aber sitzt bei Adler der Grund zu all diesem. Ist er doch letzten Endes stark individualistisch eingestellt. Auch ich bin der Ansicht, daß ein recht, d. h. ethisch verstandener Individualismus und ein recht, d. h. ethisch verstandener Sozialismus sich nicht widersprechen. Aber die Betonung liegt bei Adler auf dem Begriff Individuum, und so sehen wir bei ihm auch ein sehr weitgehendes Verständnis für den Anarchismus, dessen föderalistisches Prinzip ihn anheimelt.

Wenn ich bis jetzt den selbständigen Adlerismus ablehnen, wenn ich auf eine Dissonanz zwischen Marxismus und Adlerismus hinweisen mußte, so bin ich leider auch genötigt, einen dritten Irrtum Adlers aufzeigen zu müssen. Es handelt sich um die marxistische Staatsauffassung. Es sei betont, daß hier Adler an sich manches Gute und auch manches Bekannte sagt. Wenn er aber seine richtige positive Einstellung zum Staatsproblem als die Marxens hinstellt, so ist dies ein Fehler. Marx ist negativ zum Staate eingestellt. Die Gründe hierfür sind für den, der sie sehen will, leicht zu finden und in zeitlicher Beeinflussung wie im Marxschen Denken begründet. Es schadet nicht, Irrungen eines Marx zu zeigen. Einen Marx-Kult will doch auch Adler nicht treiben. Um so bedauerlicher ist dies Vermengen von Adlerismus und Marxismus.

Bei all meiner Kritik soll nicht vergessen werden, auszusprechen, daß Adler zur Klarstellung des Unterschiedes zwischen juristischer Begriffsbildung und soziologischer Denkweise Wichtiges beigetragen hat, selbst wenn manche soziologischen Unterschiede nicht klar durchgeführt sind. Ich denke z. B. an den Gebrauch des Begriffs Proletariat, der ein recht unklarer ist und dazu leicht (auch bei Adler) führt, den soziologischen Charakter einer Klasse zu verwischen. Unter anderem: Beamte und freie Arbeiter sind nicht das gleiche. Aber dies wollen wir übersehen, da Adler weniger an selbständigem soziologischen Forschen liegt als an dem Aufzeigen des Trennungsstriches, der zwischen Kelsens juristischen und dem marxistischen soziologischen Denken zu ziehen ist.[4]

[1]) „Die Neue Zeit", 40. Jahrg., 2. Bd., S. 58 ff., und 41. Jahrg., 1. Bd., S. 147 ff.

Interessant ist eine Auseinandersetzung, die Adler mit Lassalle führt. Adler erklärt: „Der Begriff der Revolution ist im Marxismus identisch mit der sozialen Revolution und bedeutet mit einem Worte: Beseitigung des Klassengegensatzes als Ziel, Herrschaft des Proletariats als Mittel dazu. Falls man über diesen historischen Begriff der Revolution noch nach einem allgemeinen sucht, kann dieser nur sein: umschaffender gesellschaftlicher Wille auf Grund umwälzender theoretischer Erkenntnis". „Und insofern ist, trotz ihrer idealistischen Fassung, die berühmte Definition Lassalles über den Unterschied von Revolution und Reform noch immer klassisch zu nennen: „Revolution heißt Umwälzung, und eine Revolution ist somit stets eingetreten, wenn, gleichviel ob mit oder ohne Gewalt — auf die Mittel kommt es dabei gar nicht an —, ein ganz neues Prinzip an die Stelle des bestehenden Zustandes gesetzt wird"." (S. 157.)

Hierzu muß bemerkt werden, daß der Begriff der Revolution in der ersten Adlerschen Definition rein vorausschauend gefaßt ist, nur die sozialistische Revolution geschildert wird. In der zweiten haben wir es mit einer Motivation der Revolution durch den Willen zu tun. Der Hinweis auf die theoretische Erkenntnis bestätigt wiederum, daß Adler nur an die sozialistische Revolution denkt. Denn wohl bedarf der beurteilende Soziologe theoretischer Einsichten, wenn er eine Revolution verstehen will; keineswegs aber sind sich die revolutionären Klassen immer ihrer Bedeutung vom theoretischen Standpunkt aus bewußt gewesen. Marxistisch eine Revolution definieren, heißt aber nur die Klassenverhältnisse einer Gesellschaft untersuchen, die das Revolutionäre bedingen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Lassallesche Fassung keine idealistische, sondern eine formale. Gerade Lassalles Verteidigungsrede „Die Wissenschaft und die Arbeiter" und ebenso sein „Arbeiterprogramm" sind Schulbeispiele für eine ökonomische Auffassung der Geschichte und suchen den Grund des revolutionären Vorwärtstreibens — um mit Marx zu reden — in den Produktionsverhältnissen. Und wie um unsere Ansicht zu bestätigen, fügt Lassalle (wenige Zeilen nach dem von Adler zitierten Satze) als angewandtes Beispiel seiner formalen Definition hinzu: „Die Entwicklung der Industrie war eine in der friedlichsten Weise sich vollziehende totale Revolution, denn ein ganz neues Prinzip wurde dadurch an Stelle des bis dahin bestehenden Zustandes gesetzt." Der Zustand ist ein ökonomischer; für das Prinzip gilt das gleiche.

Oft geschieht dieses Verlegen der marxistischen Forschung von der gesetzlichen Erfassung der gesellschaftlichen Zustände, der Produktionsverhältnisse, in adleristische Wertung psychologischer menschlicher Regungen und Wünsche. So gewinnt „eine Klasse nicht schon durch die ökonomische Situation allein soziologische Realität, sondern erst in dem ideologischen Ueberbau, der auf jener möglich wird". (S. 110.) Also die Ideologie wird erst möglich auf der soziologischen Realität. Zu dieser Realität gehört auch die betreffende Klasse. Trotzdem ist diese Realität erst Realität, wenn die Klasse oder, besser gesagt, die Mitglieder der Klasse sich ihrer Klassenlage bewußt werden. Das ist mir denn doch zuviel. Wenn ich allein etwas erkenne, wird es erst dadurch richtig, daß die andern mir zujubeln? Man sieht, zu welchen seltsamen Behauptungen das Umbiegen des Marxismus in Adlerismus führen kann. Wie kann die Ideologie einer Klasse, das sich Fühlen als Klasse notwendig sein, um soziologisch die Klasse anzuerkennen? Wohl bildet sich die Klassenideologie, aber sie ist eine Folge des Vorhandenseins der Klasse, die um ihre Existenz erst viel später etwas zu wissen braucht, und meistenteils weiß, als ein einzelner Zeitgenosse.

Auf die gleiche irrige Grundeinstellung ist die Vermischung der Begriffe von Klasse und Partei zurückzuführen. Klasse und Partei werden (S. 109ff.) gleichgesetzt, weil es nichts ausmacht, daß zu den bürgerlichen Parteien aus Denkfaulheit und Unwissenheit usw. auch Arbeiter gehören. Daß auch Kapitalisten zur sozialdemokratischen Partei gehören können und gehören, ist Adler unbekannt. Die psychologische Einstellung, die Bewertung der geistigen Faktoren ist ihm alles.

Literarische Rundschau

Wilhelm Häfner: Motive der internationalen Sozialpolitik. Untersuchungen über ihre Entwicklung. XIV und 154 S., Berlin 1922. Vereinigung wissensch. Verleger.

Die Bewegung zugunsten der internationalen Sozialpolitik ging von äußeren Reibungsanlässen aus, insbesondere von den Wirkungen des freien Wettbewerbs der Waren wie der Arbeiter auf dem Weltmarkt. Späterhin kamen innerliche Einigungsgründe als Antriebe zur Verbindung internationaler Kräfte zu sozialpolitischen Zwecken hinzu, einmal der subjektive Solidarismus der Regierungen sowie der Regierten, dann der objektive Solidarismus der Kultur-, Forschungs- und Arbeitsgemeinschaft.

Der Verfasser legt dar, wie sich im Laufe der Zeit der Gedanke entwickelte, durch internationale Regelungen die Bedingungen der Warenproduktion ebenso wie die Verhältnisse der einheimischen und fremden Arbeiter von Staat zu Staat anzugleichen, um die sozialrechtlich gebundene nationale Wirtschaft gegen den Wettbewerb der in dieser Hinsicht minder oder gar nicht belasteten Wirtschaften zu sichern. Von den Unternehmern werde die Forderung erhoben: Keine nationale Arbeitsregelung ohne ein entsprechendes Vorgehen der Konkurrenzstaaten. Von anderer Seite wurde jedoch bezweifelt, ob die nationale Sozialpolitik wirklich eine einseitige Belastung bilde. Es mangelt nicht an guten Begründungen der gegenteiligen Auffassung, daß die Konkurrenzfähigkeit einer Volkswirtschaft auch durch nationale Sozialpolitik gefördert werden könne. Häfner kommt zu dem Schluß, daß die internationale Wirtschaftskonkurrenz als Argument für den internationalen Arbeiterschutz mindestens eine teilweise Geltung habe: Eine internationale Regelung erleichtert, aber sie bedingt nicht den nationalen Arbeiterschutz.

Der Wettbewerb der Arbeiter auf dem Weltmarkt ist ein Reibungsanlaß, der eine internationale Regelung nahelegt, weil vielfach durch Zuzug ausländischer Arbeitskräfte die Lebenshaltung der heimischen Arbeiter bedroht wird, um so mehr, als die Einwanderer meist anspruchsloser und fügsamer sind als letztere. Der hierin begründete Interessengegensatz ist selbst auf internationalen Gewerkschaftskongressen zur Geltung gekommen. Anderseits ist die kapitalistische Wirtschaft mancher Länder in einem wesentlichen Maße vom Zustrom fremder Arbeitskräfte abhängig. Der schon lange bestehende Interessengegensatz von Ein- und Auswandererstaaten hat durch den Ausgang des Weltkrieges eine weitere Verschärfung erfahren, denn einige Imperien besitzen jetzt den größten Teil der Rohstoffe der Erde zu monopolartigem Gebrauch, während ihnen nachwuchsreiche Völker als Unterlegene gegenüberstehen, die der Produktionsmittel zu einem großen Teil beraubt sind. Daraus können sich neue Abhängigkeitsverhältnisse ergeben, welche die internationale Regelung des Sozialrechts fremder Arbeiter erschweren.

Für die Regierungen ist die Abwehr der Klassenbewegung ein Antrieb dazu, den Weg nationaler und auch internationaler Sozialpolitik zu beschreiten. Auch sonst bestehen Anlässe für einen gewissen Solidarismus der Regierungen, doch ist die Stärke dieses Antriebes im Verhältnis zu den Hemmungen gering. Auf seiten der Regierungen, den natürlichen Faktoren der Sozialpolitik, sagt Häfner, werden sich, trotz der Gleichheit ihrer Aufgabe gegenüber Lage und Entwicklung, nur schwach und selten selbständige Solidaritätsmotive durchsetzen und, soweit das geschieht, wird kaum je eine Erfassung des Problems um seiner selbst willen in grundsätzlichem und positivem Sinne erfolgen.

Häfner untersucht weiterhin, in welchem Maße der Sozialismus, die Gewerkschaften und andere Gemeinschaften den Gedanken der internationalen Sozialpolitik und die von ihm ausgehenden praktischen Bestrebungen förderten. Den Einfluß der sozialistischen Bewegung schätzt der Verfasser entschieden zu gering ein. Von den Gewerkschaften befürchtet er einseitige Klassen- und Machtpolitik.

Das größte Hemmnis für die Ausbreitung eines international-sozialpolitischen Solidarismus bildet zweifellos die in den mächtigen Staaten von heute herrschende Tendenz der Entwicklung zum sozialpolitischen Imperialismus, die Häfner im Schlußkapitel des Buches behandelt. Diese Tendenz steht in enger Beziehung zu dem Streben nach imperialistischer Autarkie in seiner modern-kapitalistischen Form. H. Fehlinger.

Aus Conrad Haußmanns politischer Arbeit. Verlag der Frankfurter Sozietäts-druckerei. Frankfurt a. M. Grundpreis 1,50 Mk. mal Schlüsselzahl des Börsen-vereins.

Die politischen Freunde des im Vorjahre verstorbenen bekannten süddeutschen Politikers und Demokratenführers haben auf 192 Seiten eine Reihe Reden und Aufsätze Haußmanns gesammelt. Es sind Gedanken zur inneren und äußeren Politik des Deutschen Reiches, dazu einige kulturelle geschichtliche Abhandlungen, beispielsweise über Schiller, Ludwig Thoma, Albert Langen, Jean Jaurès — und schließlich ein halbes Dutzend Gedichte. Für den politisch interessierten Zeitgenossen bringt das Büchlein nichts Neues; dagegen dürfte es der jüngeren Generation von Nutzen sein, sich ab und zu ein wenig mit Conrad Haußmanns Wesen zu beschäftigen. Für diesen Zweck gibt die durch Ulrich Zeller zusammengestellte und eingeleitete Sammlung einen gutgerundeten Ueberblick, der auch dann willkommen ist, wenn man mit Haußmanns geäußerten Ansichten über die Politik der Sozialdemokratie nicht einverstanden ist. Kl.

Levy, Hermann, **Die Vereinigten Staaten von Amerika als Wirtschaftsmacht.** Verlag B. G. Teubner, Berlin 1923. 135 S.

Wer des Verfassers politische Rolle als Sachverständiger des Reichsmarineamtes während des Krieges kennt, wird ein Produkt alldeutscher Ueberheblichkeit erwarten, die sich in fremde Völker nicht einfühlen und ihre Leistungen nicht gerecht würdigen kann. Wenn man aber die vorliegende Schrift sich näher ansieht, erkennt man mit Erstaunen, daß es sich um die Arbeit eines gründlichen Amerikakenners handelt, die mit großem wirtschaftlichen und psychologischen Verständnis geschrieben ist. Die Freude über die fesselnde und lehrreiche Schrift wird aber übertönt durch das Bedauern, daß Professor Levy seine Kenntnis des amerikanischen Volkes und der amerikanischen Wirtschaftskraft nicht besser benutzt hat, als er berufen war, maßgebende deutsche Stellen hinsichtlich der Folgen des unbeschränkten U-Boot-Krieges und damit der amerikanischen Kriegsteilnahme zu beraten.

Carl Landauer

K. F. Kurz, **„Der Mooshof".** Verlag Albert Langen-München.

Der bekannte schweizerische Dichter führt in seinem neuen Roman die Leser in das Bauernmilieu eines deutschen schweizerischen Kantons. Es ist ernste, feine, warme und wohltuende Erzählungskunst, die in dem Buche geboten wird. Das Schicksal des Moosbauern Hannes fesselt von der ersten bis zur letzten Zeile. Dieser Bauernsohn, der eine harte Jugend durchleben muß, ist das Gegenteil seines starrköpfigen Vaters. Um seiner ersten Jugendfreundschaft willen bricht er ein Bein und wird dauernd lahm. Er entsagt aller Glücksgier und verzichtet auf den höchsten Lebensgenuß. Von echter Nächstenliebe durchdrungen, opfert er für Freund und Feind das letzte. Die Leiden eines Tieres, das ungerecht behandelt wird, rühren ihn zu Tränen. Trotz vielen Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen findet er den Pfad geläuterter Erkenntnis. Sein Lebensziel erschöpft er in der Sorge um andere. Wärme und Innigkeit strömt in den Zeilen. Wunderschöne Naturschilderungen entzücken bei der Lektüre. Es ist ein Werk von reicher Lebenswahrheit, das jeden erfreuen wird, der es in die Hand nimmt.

W. Bromme

Dr. Nigmann, **„Schwarze Schwänke“**. Berlin, Safari-Verlag.

Lustige Bücher aus fremden Erdteilen sind in den letzten Jahren zahlreicher erschienen. Wir erinnern nur an Leon Hasl's köstliches Buch „Meine schwarzen Brüder“. Die ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika gaben Stoff und Milieu her. Nigmanns Buch ist eine neue Gabe auf diesem Gebiet. Es führt den Leser nach Ostafrika. Eine Fülle bunter, lebensfrisch gezeichneter Bilder werden entrollt. Ist auch manches allzusehr mit den Augen des Soldaten und Kolonialbeamten gesehen, so spürt man doch einen warmen Hauch von ehrlicher Zuneigung zu der schwarzen Bevölkerung. Dieses Bestreben, einer fremden Menschenrasse gerecht zu werden, macht das Buch auch für einen Sozialdemokraten lesenswert, zumal dem, der nicht nur oberflächlich zu lesen versteht, immer wieder klargelegt wird, daß das geistige und kulturelle Niveau des Negers keineswegs so tief steht, wie es europäische Durchschnittsvoreingenommenheit für gewöhnlich anzunehmen pflegt. Der Text ist in recht glücklicher Weise von kleinen, spaßigen, künstlerisch hochstehenden Zeichnungen des Malers Kurt Wiese belebt. Die Aufmachung des Buches ist vornehm und geschmackvoll. Ethnographisch interessierte Leser seien auf die Schrift Dr. Nigmanns ganz besonders verwiesen. L.

Adam Müller-Guttenbrunn, **Aus herbstlichem Garten.** Erzählungen. 292 Seiten. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Diese fünf Novellen erschienen zum 70. Geburtstage des Wiener Erzählers, kurz nachher rief ihn der Tod aus dieser Welt. Müller, der in Guttenbrunn im ungarischen Banat geboren ist, hat sich besonders durch eine Reihe Heimatbücher, so den Lenau-Roman „Das Dichterherz der Zeit“ und „Meister Jakob und seine Kinder“ einen geachteten Namen gemacht. Darüber hinaus schrieb er noch einige geschichtliche Romane. Zumeist bewegte sich der Inhalt seiner Bücher in seiner ungarischen Geburtsheimat. Eine volkstümliche Note ist ihnen fast immer eigen. Unter den neu vorliegenden fünf Novellen ist es besonders die gut neunzig Seiten umfassende tragische Liebesgeschichte „Madjarin“, die den Leser packt. Ein farbig gestaltetes Bild dörflerischer Vorkommnisse aus den Zeiten Ludwig Kossuths. Kl.

Hans Richert, **Weltanschauung.** Ein Führer für Suchende. Leipzig 1922, Verlag Teubner.

Der Verfasser, seit einiger Zeit Direktor der Staatlichen Bildungsanstalt Lichterfelde, hat ein sehr gebildetes Buch geschrieben. Ausgehend von der Weltanschauungsnot der Gegenwart, unter der besonders die Jugend leide, bietet er sich als Führer durch die verschiedenen Gebiete, Methoden und Typen der philosophischen Weltanschauung an, um schließlich Wertmaßstäbe zur Orientierung in der Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen aufzuzeigen. Er verfügt für diese Aufgabe über eine ungewöhnliche Sachkenntnis und Belesenheit. Aber genügt die Kenntnis des Geisteslebens, um heute einen Führer für jugendliche Menschen zu schreiben, spricht jenes Schweben oder Schwelgen im luftigen Reiche der Gedanken jenseits der sinnenfälligen Wirklichkeit zu den bedrängten, kämpfenden Menschen von heute, zu denjenigen, die nicht das Glück haben, in behaglich geheizter Studierstube genießend zu spintisieren? Ist diese Sprache, die an zahlreichen Stellen die Grenze der Phrase und des falschen — sogenannten idealistischen! — Pathos überschreitet, für andere als den verbildeten Primaner unserer bürgerlichen Kultur überhaupt genießbar? Ich glaube kaum. Kennt der Verfasser die Weltanschauungsbedürfnisse der großen proletarischen Masse der deutschen Jugend, die ganz anderer Art sind, überhaupt nicht — oder will er sich, da die Philosophie nach der Ansicht älterer Denker und der seinen nur eine wirtschaftliche Angelegenheit der wenigen ist, gar nicht an diese Massen wenden? — Jedenfalls sagt er ihr in diesem Buche nichts. Karsen

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 7 | Ausgegeben am 10. Juli 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Englisch-französische Kompromisselei

Von Heinrich Cunow

Berlin, 5. Juli 1923.

Am 7. Juni hat die deutsche Reichsregierung den Regierungen von England, Frankreich, Belgien, Italien und den Vereinigten Staaten von Amerika durch ihre Botschafter und Geschäftsträger ihr zweites Reparationsangebot überreichen lassen, während nach Tokio, um die großen Uebermittlungskosten zu sparen, nur ein kurzer Auszug des Memorandums telegraphiert, dem japanischen Botschafter in Berlin aber zugleich der volle Wortlaut übergeben wurde. Seit der Ueberreichung sind also vier Wochen vergangen, und fast scheint es, als wenn die Regierungen der Alliierten noch vier Wochen — vielleicht auch noch etwas mehr — gebrauchen werden, bis sie eine gemeinsame Antwort auf die deutschen Vorschläge zusammengeflickt haben. Eine Verzögerung, die um so seltsamer wirkt, als das zweite deutsche Angebot jeden aggressiven Ton, jede Aeußerung des verletzten Rechtsgefühls über den französischen Einbruch ins Ruhrrevier vermeidet, die Entscheidung über die Reparationssumme einer allgemeinen Sachverständigenkonferenz überläßt, auf eine große Auslandsanleihe verzichtet und nicht nur als Sicherheit für die deutschen Zahlungsverpflichtungen den verbündeten Mächten ein Pfandrecht auf die deutschen Reichseisenbahnen zugesteht, sondern ihnen auch die Erträge eines großen Teils der Zölle und der Verbrauchsabgaben sowie die Einnahmen aus dem Branntweinmonopol verpfändet. Ferner wird eine jährliche Abzahlung von 500 Millionen Goldmark angeboten, die durch pfandrechtliche Eintragung von zehn Milliarden Goldmark auf den gewerblichen, landwirtschaftlichen und städtischen Grundbesitz sichergestellt werden soll. Bietet der deutsche Vorschlag auch nicht die ganze Jahresleistung, die vor einigen Monaten von dem damaligen englischen Ministerpräsidenten Bonar Law gefordert wurde, so berücksichtigt er doch in weitestem Maße die Ratschläge der englischen, aus der Downing Street inspirierten Presse und überläßt die Feststellung aller wichtigen Einzelheiten einer gemeinsamen Konferenz.

Zweifellos war dadurch der Boden für einen gegenseitigen Gedankenaustausch und eine gemeinsame Beratung des Reparationsproblems gegeben. Dennoch dauerte es mehrere Tage, bis die englische Regierung und ihre Presse herausfand, daß das Angebot eine geeignete Grundlage zur Beratung des Reparationsproblems biete, während die französische und größtenteils auch die englische Presse alsbald nach altem Rezept erklärte, das zweite deutsche Angebot wäre fast ebenso ungenügend wie das erste. Die Poincarésche Regierung zeigte denn auch nicht wenig Neigung, dieses zweite Angebot allein oder zusammen mit Belgien ebenfalls kurzweg abzulehnen; doch ein solches einseitiges Vorgehen wäre eine Brüskierung Englands gewesen und hätte nicht nur den Kreis der englischen frankophilen

Ententefreunde verschnupft, sondern auch im französisch-patriotischen Lager den Widerspruch jener Gruppen hervorgerufen, die der Meinung sind, daß Frankreich seine imperialistischen Pläne nur mit Unterstützung oder wenigstens wohlwollender Duldung Englands zu erreichen vermag, und die deshalb einen Bruch der Entente cordiale, wenn es irgend geht, vermieden wissen wollen. Zudem aber schien nicht ausgeschlossen zu sein, daß sich die italienische Regierung mit einigen Vorbehalten der Auffassung des Baldwinschen Kabinetts anschließen werde.

Noch weniger als die französische wollte es jedoch die englische Regierung auf einen plötzlichen Bruch des Herzensbundes mit dem Kriegsgefährten, dessen Söhne, wie es hieß, „gemeinsam" mit den englischen, auf den Schlachtfeldern zum Wohle Europas geblutet hätten, ankommen lassen. Weder die konservative, noch die Asquithsche und die Lloyd Georgesche Partei möchten die eingegangene Interessengemeinschaft auffliegen lassen, wenngleich sie — was ja auch bei manchen industriellen und finanziellen Fusionen vorkommen soll — längst bemerkt haben, daß sie und der französische Partner zum Teil recht ungleiche Interessenwünsche in die Gemeinschaft eingebracht haben. So schickten sich denn beide an, den Versuch einer gemeinsamen Antworterteilung auf das deutsche Memorandum zu versuchen und zu diesem Zweck den Weg der Kompromisselei zu betreten.

Als der Geschicktere, Gewandtere und zugleich Robustere auf diesem Wege erwies sich bald der in allen taktischen Advokatentricks erfahrenere französische Ministerpräsident, Herr Poincaré. Noch vor kurzem hatte er als Ziel seiner Politik bezeichnet, Deutschland zur Einhaltung seiner Reparationsleistungen zu zwingen, und darauf, als die Ruhraktion diesen Zweck nicht erreichte, die Sicherung Frankreichs vor der Rache der Barbaren in den Vordergrund der Diskussion geschoben, — nun verlangte er, daß die Baldwinsche Regierung den französischen Ruhreinbruch als berechtigt anerkenne und Deutschland bewegen solle, seinen passiven Widerstand aufzugeben.

Das war ein Ansinnen, das die englische Regierung beim besten Willen nicht erfüllen konnte. Ihre Vorgängerin, die konservative Regierung Bonar Laws wie auch der größte Teil der konservativen und liberalen Blätter Englands hatten immer wieder erklärt, daß sie den Ruhreinbruch der französischen Truppen nicht zu billigen vermöchten und ihn für ein zweckloses, das Wirtschaftsleben Mitteleuropas noch mehr zerrüttendes Abenteuer hielten, die Fügung in Poincarés Forderung hätte daher nichts anderes bedeutet als einen Schlag ins eigene Gesicht, als eine öffentliche Bloßstellung der Schwäche des neuen Baldwinschen Kabinetts. Die englische Regierung sah sich deshalb genötigt, das Poincarésche Ansinnen zurückzuweisen; aber sie tat das nicht mit kurzer nachdrücklicher Entschlossenheit, die in Paris keinen Zweifel daran ließ, daß sie jede derartige Forderung als völlig unannehmbar betrachte und versuchen werde, mit Italien und Japan allein zu einer vorläufigen Verständigung über die Reparationsfragen zu kommen, um dann zusammen mit diesen, ohne Rücksicht auf die französischen Spezialwünsche, das deutsche Angebotsmemorandum zu beantworten. Aus der Befürchtung heraus, daß eine derartige scharfe Zurückweisung die Entente mit Frankreich gefährden und zu einem offenen Bruch führen könne, schwächte die englische Regierung ihre Ablehnung der Poincaréschen Forderung möglichst ab, indem sie in Paris zu

verstehen gab, daß sie nicht abgeneigt sei, der deutschen Regierung in Berlin Nachgiebigkeit gegen das französische Ansinnen zu empfehlen, wenn anderseits die französische Regierung sich zu dem Zugeständnis verstehe, die Militärherrschaft im besetzten Gebiet zu mildern und, sobald die deutsche Regierung den Widerstand der Ruhrbevölkerung dämpfe, nach und nach die französischen Truppen zurückzuziehen.

Diese schwächliche Haltung der Baldwinschen Regierung wurde sofort von Poincaré dazu ausgenutzt, die von England aufgegebene Stellung zu besetzen, indem er seine Forderungen verschärfte. Er ließ in London wissen und zugleich durch die ihm gefügigen Pariser Blätter verkünden, die unerläßliche Vorbedingung einer gemeinsamen Antwort der Alliierten an die deutsche Regierung und der Eröffnung von irgendwelchen Reparationsverhandlungen sei der klare deutsche Verzicht auf jeden Widerstand im besetzten Ruhrgebiet. Erforderlich sei daher zunächst, daß England gemeinsam mit den übrigen drei verbündeten Mächten eine Note nach Berlin richte, in der der bedingungslose Verzicht Deutschlands auf jeglichen passiven Widerstand gefordert werde. Zugleich definierte Poincaré genauer, was er unter solchem Verzicht verstehe. Nicht nur müsse die deutsche Regierung offiziell zur Beendigung des passiven Widerstandes auffordern und ihren Einfluß in dieser Richtung geltend machen, indem sie jede Hergabe von Geld zur Unterstützung von stillgelegten Werken, Streiks, Arbeitsverweigerungen usw. einstelle, sondern sie müsse auch die Behörden und Beamten in den besetzten Gebieten des Rheinlandes und Westfalens anweisen, *den Anordnungen der französischen und belgischen Behörden unbedingt Folge zu leisten*. Ferner müßten alsbald die früheren Kohlen- und Kokslieferungen an Frankreich und Belgien wieder aufgenommen werden.

Die Antwort der englischen Regierung auf diese Forderungen bestand darin, daß sie zunächst in Ergänzung der verschiedenen Kabinettsratssitzungen, die sie in letzter Zeit abgehalten hatte, eine neue Sitzung veranstaltete, die wiederum zu dem Ergebnis kam, daß der Meinungsaustausch unter den Alliierten, richtiger mit Frankreich, in jedem Falle *aufrechterhalten und deshalb nochmals versucht werden müsse*, mit der französischen Regierung zu einer Verständigung zu kommen. Dazu sei aber nötig, genau zu erfahren, welche Bedingungen und Forderungen die französische Regierung stelle. Es sei daher zur Aufklärung des Verhandlungsterrains vorerst eine Reihe präziser Fragen an die Pariser Regierung zu richten. Die schriftliche Beantwortung dieser Fragen durch die französische Regierung würde sicher eine feste Grundlage liefern, auf der weiter verhandelt werden könne.

Bereits am 13. Juni spät abends ließ der englische Premierminister dem französischen Botschafter in London durch das Foreign Office einen ausführlichen Fragebogen zustellen. *Herr Poincaré hatte jedoch weniger Eile*. Es paßte ihm nicht, sich zu binden und sich auf bestimmte Verhandlungspunkte festlegen zu lassen; doch konnte er nicht gut die Beantwortung der Fragen kurzweg ablehnen. So erklärte er also, daß diese Fragen natürlich erst genau geprüft werden und vor ihrer Beantwortung, da Belgien an der Ruhrbesetzung ebenso interessiert sei wie Frankreich, mit der Brüsseler Regierung ein Einvernehmen über verschiedene Punkte hergestellt

werden müsse. Zugleich ließ er in London wissen, daß seines Erachtens der schriftliche Verkehr zu umständlich sei, praktischer sei es, durch die Botschafter in London und Paris, den Lord Crewe und Grafen de St. Aulaire, mündlich zu verhandeln. Und um das Foreign Office an das Beschreiten dieses angeblich „praktischeren" Weges zu gewöhnen, der jederzeit die Möglichkeit bot, von Mißverständnissen zu reden und Nebenfragen aufzuwerfen, ließ er gleich den französischen Botschafter in London mit den mündlichen Verhandlungen beginnen und nach dem Bericht Pariser Blätter Herrn Baldwin auf die im englischen Memorandum enthaltene Frage: „Welche Milderung der Besatzungsmethode darf nach dem Aufhören des passiven Widerstandes erwartet werden?" die „unverbindliche" Auskunft erteilen, die Besetzung des Ruhrgebiets müsse seiner Ansicht nach andauern, bis Deutschland alle Leistungsverpflichtungen erfüllt habe, doch sei Frankreich bereit, sogleich nach dem Aufhören des Widerstandes seine Truppen im Ruhrrevier zu verringern und dieses entsprechend der Höhe der eingegangenen Zahlungen nach und nach in Etappen zu räumen. Essen und einige andere wichtige Punkte des Ruhrgebiets (welche, wird nicht gesagt) müßten freilich in allen Fällen bis zur völligen Regelung unter französisch-belgischer Kontrolle bleiben. Auch sei Frankreich bereit, eine Anzahl der Ausweisungen und Strafverfügungen zurückzunehmen, behalte sich aber vor, jeden einzelnen Fall selbständig zu prüfen und die betreffenden Personen nach Verdienst zu behandeln.

Begünstigt wurde die französische Verzögerungstaktik durch den Rücktritt des belgischen Kabinetts Theunis am 14. Juni wegen der Wiederumwandlung der Genter Hochschule in eine flämische Universität; denn sie lieferte der Pariser Regierung den billigen Vorwand, sie müsse die Beantwortung der englischen Fragen hinausschieben, da zurzeit keine Verhandlungen mit Belgien möglich seien. Nun ist zwar seit dem 28. Juni die belgische Ministerkrise beendet; aber auch nach dieser Beendigung fühlte sich Herr Poincaré nicht bewogen, sich mit der Antwort zu beeilen, obgleich jeden Tag, manchmal auch mehrmals am Tage, der englische Botschafter in Paris, Lord Crewe, bei Herrn Poincaré persönlich oder im französischen Ministerium des Auswärtigen vorsprach und sich dort am Quai d'Orsay von Herrn Peretti della Roca, dem Amtsdirektor, mit diplomatischer Höflichkeit auf das demnächstige Erscheinen der Antwort vertrösten ließ.

Fast schien es, als gestatte sich Herr Poincaré das Vergnügen, das englische Kabinett vor den Augen aller Welt ein wenig zu foppen. Das sah auch allmählich, soweit sie sich nicht verpflichtet fühlte, die Geschicklichkeit des Foreign Office zu bewundern, die englische Presse ein; aber nur ein Teil der Opposition drängte das Baldwinsche Kabinett zu energischerem Auftreten, die meisten der großen Blätter fanden heraus, daß die Entscheidung ja gar nicht dränge und jeder Schritt genau überlegt werden müsse, damit nicht der Bestand der Entente gefährdet werde. Sie predigen Geduld ihren eigenen Lesern wie auch dem deutschen Volke. Schließlich werde ja doch England seinen Willen durchsetzen. Notwendig sei nur, daß die deutsche Bevölkerung Ruhe und Nerven bewahre, das heißt, sich von den französischen Gewaltpatrioten trotz der zunehmenden Verelendung des deutschen Wirtschaftslebens widerstandslos weiter malträtieren lasse.

Endlich schien es vor einigen Tagen, als wenn nun doch die englische Regierung der französischen „Mockery" (Verspottung) überdrüssig geworden sei und sich zu einem energischeren Vorgehen entschlossen habe. Lord Crewe erhielt die Anweisung, in Paris einen schärferen Ton anzuschlagen, und zugleich brachten die mit der Downing Street in Verbindung stehenden englischen Blätter, sogar die franzosenfreundliche „Daily Mail", die Ankündigung, die englische Regierung sei willens, falls Frankreich nicht bald den englischen Fragebogen beantworte, allein mit Deutschland zu verhandeln und mit diesem eventuell ein Sonderabkommen abzuschließen. Vereinzelt wurde sogar angedeutet, England werde von Frankreich die Rückerstattung der diesem gewährten Kriegsvorschüsse fordern.

Lange hat freilich diese Energie des Herrn Baldwin nicht angehalten. Schon am Montag, den 2. Juni, brachte das Reutersche Telegraphenbureau — wahrscheinlich auf Forderung Poincarés — folgendes Dementi:

„In offiziellen Kreisen Londons ist man überrascht über die Andeutung, die britische Regierung sei entschlossen, eine sofortige Regelung mit Frankreich zu erzwingen. Von ermächtigter Seite wird festgestellt, daß es durchaus voreilig wäre, von einem gesonderten Vorgehen Englands Deutschland gegenüber zu sprechen."

Wie einst Herr Lloyd George, weicht auch das Ministerium Baldwin einen Schritt nach dem andern vor der drohenden Geberde Poincarés zurück, und zwar, obgleich es den größten Teil der öffentlichen Meinung Englands in der Beurteilung des französischen Ruhreinbruchs hinter sich hat und überdies die jüngste Kundgebung des Papstes Baldwins Position wesentlich gestärkt hat. Treffend schrieb jüngst der „Daily Herald", das einzige sozialistische Tageblatt Englands, Poincaré behandle Baldwin genau wie einst Lloyd George in Boulogne am Vorabend der Genueser Konferenz. Lloyd George habe damals vor Poincaré kapituliert und sich dessen Forderungen gefügt, — fast scheine es, als wolle Baldwin dasselbe tun.

Wer allerdings Englands Stellung in der heutigen weltpolitischen Machtkonstellation näher betrachtet, wird die Scheu des englischen Kabinetts vor einem offenen Bruch mit Frankreich bis zu einem gewissen Grade begreiflich finden. Es ist verkehrt, wenn uns deutsche Anglomanen immer wieder aufs neue versichern, der Weltkrieg habe Englands Macht in der Welt gewaltig gesteigert. Selbst wenn man das veränderte Verhältnis des englischen Mutterlandes zu seinen Kolonien und die in einzelnen dieser Kolonien, wie z. B. in Kanada und Südafrika, sich zeigenden Lostrennungsbestrebungen außer Betracht läßt, ergibt sich bei einem Vergleich der Stellung Englands im Mächtekonzern der Jahre 1913/14 und 1922/23 für letzteres ein wesentliches Manko. Die Kriegs- und Friedensvertragspolitik Lloyd Georges, der noch heute manchem deutschen Zeitungspolitiker als staatsmännisches Genie gilt, hat zwar England von einem Teil der deutschen Handelskonkurrenz und von der Flottenrüstungsrivalität befreit, ihm den größten Teil der ehemaligen deutschen Kolonien eingetragen und große Landgebiete am Euphrat und Tigris verschafft, aber anderseits hat sie auch eine Art Hegemonie Frankreichs auf dem europäischen Kontinent begründen helfen, Belgien zur Anlehnung an Frankreich bewogen und diesem durch Errichtung einer Reihe europäischer Kleinstaaten, der sogenannten kleinen Entente, eine treue Gefolgschaft gesichert. Sie hat ferner England die

Feindschaft Sowjetrußlands zugezogen, die Türkei in die Arme der russischen bolschewistischen Regierung getrieben und dem Britischen Reich den Groll der Welt des Islams zugezogen, nicht nur der Angora-Osmanen, sondern auch der Mohammedaner Aegyptens, Mesopotamiens und Nordindiens. Sie hat ferner durch ihr Verhalten gegenüber den Ansprüchen der nordamerikanischen Union das Mißtrauen Japans geweckt, dessen maßgebende politische Kreise heute den Nutzen einer englischen Bundesgenossenschaft ganz anders beurteilen wie ehemals.

Vor allem aber hat sich England durch seine Kriegspolitik in Uncle Sam einen industriellen und finanziellen Konkurrenten großgezogen, wie Deutschland kaum in den nächsten Jahrzehnten hätte werden können, — einen Konkurrenten, der Südamerika in stetig steigendem Maße unter seinen politischen und wirtschaftlichen Einfluß bringt und dieses zukunftsreiche, riesige Wirtschaftsgebiet immer mehr dem dort einst fast konkurrenzlos herrschenden englischen Kapital entzieht.

Wohl haben sich seit dem Ende des Weltkriegs England und der nordamerikanische Freistaat meist über die auftauchenden weltpolitischen Fragen schnell geeinigt, doch ist es grundverkehrt, daraus auf eine Interessensolidarität und ein stetes zukünftiges Hand-in-Hand-Gehen beider Mächte zu schließen. Neben gleichen Interessen bestehen mannigfache, heute freilich noch teilweise gebundene Interessengegensätze, und wenn beide in den letzten Jahren verhältnismäßig gut miteinander ausgekommen sind, liegt das vornehmlich daran, daß die englische Regierung in richtiger Einschätzung der amerikanischen Menschen- und Wirtschaftskräfte sich den amerikanischen Wünschen und Ansprüchen angepaßt hat.

Jedenfalls machen sich die weiterblickenden politischen Kreise Englands kaum ein Hehl daraus, daß es um die weltpolitische Machtstellung Englands keineswegs so günstig bestellt ist, wie dies nach außen erscheint; sie möchten deshalb auch um die Ruhr- und Rheinfrage, *die für England doch nur eine unter vielen seiner Interessenfragen ist*, nicht ohne weiteres einen Bruch mit Frankreich vollziehen, der zugleich eine beträchtliche Schwächung des englischen Einflusses auf Belgien und die Staaten der kleinen Entente bedeuten und Frankreich zum offenen Widerpart aller englischen Bestrebungen im östlichen Mittelländischen Meer, ja im ganzen Orient machen würde.

Damit rechnet auch Poincaré, wenn er die Wünsche der englischen Regierung bezüglich der Zurückziehung der französischen Truppen aus dem Ruhrgebiet und der Aenderung der Reparationssatzungen mit einer gewissen Nonchalance behandelt. Er weiß, daß er schließlich, wenn er fest bleibt, doch einen wesentlichen Teil seiner Absichten durchsetzen wird. An den deutschen Reparationsleistungen ist ihm im ganzen nur insofern etwas gelegen, als sie ein vortreffliches Mittel bilden, Deutschlands Wiedererstarkung zu hindern und es unter Frankreichs Diktatur zu stellen. Sein eigentliches Ziel ist *die Vorschiebung der französischen Grenze bis zum Rhein*, und, wie erst jüngst wieder der Machhaus-Fuchs-Prozeß in München und die Enthüllungen des „Observer" bewiesen haben, *die Errichtung eines von Frankreich abhängigen rechtsrheinischen Kleinstaates*, der den Kreis der das Deutsche Reich einschließenden kleinen Ententestaaten wirkungsvoll ergänzt. Als Etappe

zu diesem hehren Ziel betrachtet er die Ruhrbesetzung, die er deshalb auch von den anderen alliierten Mächten, vor allem von England, legalisiert sehen möchte. Wohl ist er bereit, wenn der deutsche Widerstand aufhört, die Gewalttätigkeit der französischen Besatzungstruppen zu mildern, aber alle wichtigeren strategischen Positionen im Ruhrrevier sollen besetzt bleiben, bis Deutschland alle ihm im Versailler Friedensdiktat auferlegten Verpflichtungen erfüllt hat, — ein Zeitpunkt, der, wie Herr Poincaré hofft, sobald nicht eintreten wird, zumal so manche Bestimmungen dieses Diktats — und an skrupelloser Interpretationskunst hat es ja den französischen Staatsmännern nie gemangelt — die verschiedenartigsten Deutungen zulassen. Wenn nötig, können überdies leicht neue „Vertragsverletzungen" oder „Sabotagen" konstruiert werden, die eine Wiederbesetzung aufgegebener Stellungen oder eine Besetzung neuer Gebiete rechtfertigen.

Dennoch, wie wenig auch bisher die englisch-französische Kompromisselei vorwärtsgekommen ist, wird doch höchstwahrscheinlich das Ende der beiderseitigen Bemühungen eine gemeinsame Beantwortung des deutschen Angebots und der Beginn neuer Reparationsverhandlungen sein. Nur läßt sich schon heute nach dem ganzen bisherigen Verlauf der Dinge voraussagen, daß jene, die davon eine günstige Lösung der Reparationsfragen erhoffen, sich sehr enttäuscht fühlen werden. England wird sicherlich im einzelnen die weitestgehenden Zugeständnisse machen. Ohne eine weitreichende Finanzkontrolle durch die Ententemächte, Verpfändung der Reichseisenbahnen, der Zölle, Verbrauchssteuern und Monopolerträge sowie einer gewissen Stellung der rechtsrheinischen Gebiete unter die Oberaufsicht der Ententestaaten oder des Völkerbundes wird das Deutsche Reich schwerlich davonkommen. Wahrscheinlich wird sogar nicht eine endgültige Reparationssumme, sondern nur eine vorläufige, daß heißt nur eine sich auf gewisse Jahre (vielleicht ein Jahrfünft oder Jahrzehnt) erstreckende Leistungspflicht festgelegt werden. In den Kreisen der englischen Industriellen, in denen man noch immer fürchtet, daß Deutschland zu schnell seine frühere Stellung auf dem Weltmarkt wiedererlangen könnte, wird ernstlich verlangt, daß die Reparationssumme nur für die nächsten Jahre festgesetzt werde, damit, wenn Deutschland sich schneller erhole, als erwartet werde, Nachforderungen gestellt werden könnten, — und die französische Regierung wird sich diese ihren Zwecken so nützliche Argumentation schwerlich entgehen lassen.

Staatsfinanzen — Privatwirtschaft — Ruhrkampf

Von Dr. Arthur Heichen.

Hugo Stinnes hat durch seinen Generaldirektor Minoux und durch seinen Sohn vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß zu beweisen versucht, daß von einer Uebervorratung an Devisen und einer übermäßigen Devisenansammlung bei seinem Konzern keine Rede sein könne. Es sind auch von den Vertretern der Firma Stinnes genaue Daten über den Devisensaldo der Firma angegeben worden, die in der Tat beweisen, daß bei der Firma ein gewisser Ausgleich zwischen Devisenforderungen und Devisenverpflichtungen bestanden hat. Aber die Devisenliquidität beweist nichts für die geldliche Liquidität des Unternehmens überhaupt. Es ist nicht ausschlaggebend, was als Differenz zwischen Devisenforderungen und

Devisenverpflichtungen restlich übrig bleibt, sondern, das ist letzlich entscheidend, was vorweg von den Gesamtdeviseneingängen in Abzug gebracht worden ist für Erwerbungen und Investionen irgendwelcher Art, seien es nun Beteiligungen im Auslande, oder sei es Schiffsraum, der vom Ausland zurückgekauft und natürlich in Devisen bezahlt werden muß, oder aber seien es Inlandserwerbungen, die ja jetzt teilweise gleichfalls mit Devisen beglichen zu werden pflegen. Wie es um die geldliche Liquidität des Stinnes-Konzerns steht, das haben die beiden letzten vergangenen Wochen bewiesen. Die Vorgänge sprechen für sich und widerlegen das Argument „mit dem Devisensaldo", weil sie auf Gewinnquellen dieses Konzerns hinweisen, die weder mit der „begeisterten Schar von Mitarbeitern", noch mit der „16stündigen Arbeitszeit" der Herren des Stinnes-Konzerns (Aeußerung des Generaldirektors Minoux vor dem Untersuchungsausschuß) erklärt werden können.

Wie dem auch sei, jedenfalls besteht im Stinnes-Konzern eine außerordentlich große geldliche Flüssigkeit. Seit Wochen nimmt die Firma Stinnes an den deutschen Börsen Käufe in Barmer Bankvereins-Aktien vor. Das Aktienkapital des Barmer Bankvereins beträgt zurzeit 1 Milliarde Mark. Unter Zugrundelegung eines Kurses von nur 100 000 (die Aktien sind in der letzten Zeit bis zu 200 000 Proz. bewertet worden) ist der Papiermarkwert der gesamten Aktiven dieser Bank gegenwärtig mit ca. 1000 Milliarden zu beziffern. Von dem Nominalkapital von 1 Milliarde scheint Hugo Stinnes eine ganz erhebliche Quote erworben zu haben, denn die Leitung der Bank sah sich veranlaßt, mit dem Eindringling zu verhandeln und mit ihm ein Abkommen zutreffen, demzufolge eigens der Firma Stinnes halber eine Kapitalerhöhung um 250 Millionen vorgenommen werden wird. Von den jungen Aktien sollen der Firma Hugo Stinnes 200 Millionen überlassen werden.

Die Bank hätte sich selbstverständlich aus Eigenem zu dieser Transaktion ebensowenig entschlossen, wie sich seinerzeit Karl Fürstenberg, der Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, bereit erklärt haben würde, ausgerechnet Herrn Hugo Stinnes einen Platz im Aufsichtsrat seiner Bank einzuräumen, wenn nicht Stinnes, kraft seines an den Börsen zusammengekauften Aktienpaketes, eine Macht geworden wäre, mit der die Bankleitung verhandeln mußte, ob sie nun wollte oder nicht. Die 200 Millionen Mark neue Aktien, die Hugo Stinnes demnächst übernehmen wird, wird er wahrscheinlich gleichfalls bar bezahlen müssen, wenn auch vor der Hand der Uebernahmekurs den Aktionären noch verschwiegen wird.. Jedenfalls ist die Firma Hugo Stinnes geldkräftig genug, um solche Transaktionen durchzuführen. Neuerdings werden weitere Aktienkäufe der Firma Stinnes an süddeutschen Börsen gemeldet. Es soll sich dabei um ein Elektrokraftwerk handeln. Die Meldung ist freilich noch nicht verbürgt.

Aber auch im Ausland setzt Stinnes seine Ausdehnungen fort. Vor längerer Zeit bereits hatte er einen Posten Aktien der Liptaker Maschinenfabrik in Ungarn und dazu noch die Option erworben auf einen weiteren Posten Aktien dieser Gesellschaft. Die Firma Stinnes wartet aber den Ablauf der Optionsfrist (Ende des Jahres) gar nicht erst ab, sondern — mitten im Ruhrkampf — ist sie geldkräftig genug, die Option schon jetzt auszuüben. Man wird annehmen dürfen, daß für die Ausübung dieser

Option auch Devisen aufgewandt werden mußten. (Wenn wir in Deutschland ein Wirtschaftsministerium hätten, das die Augen offen hätte und dem der Schutz der Währung gerade während des Ruhrabwehrkampfes die ernsteste Sorge wäre, dann müßte ein solches Ministerium eine derartige Transaktion durch Anwendung geeigneter Devisenvorschriften sofort inhibieren.)

Während der ungekrönte König von Deutschland, Hugo Stinnes, mit seinen Mitteln außerordentlich flüssig ist und eine gerade gegenwärtig vollkommen überflüssige Ausdehnungspolitik — sozusagen im Etappengebiet des Ruhrkrieges unbehindert und ungestraft ausüben darf, ist die finanzielle Lage des Reiches geradezu trostlos. In den letzten Wochen sind höchstens etwa 10 bis 20 Proz. der gesamten Reichsausgaben durch reguläre Einnahmen an Steuern, Zöllen und Abgaben gedeckt worden. Der Rest ist durch Begebung von Schatzwechseln und durch Notendruck, also durch die Inflationssteigerung, die ungerechteste, verhängnisvollste Art der Finanzierung überhaupt, aufgebracht worden. Weder der Reichskanzler Cuno noch der Reichsfinanzminister Hermes scheinen bisher auf die Idee verfallen zu sein, daß zu der Führung eines Wirtschaftskrieges auch dessen Finanzierung gehört, daß also unter Umständen steuer- und finanzpolitische Maßnahmen der denkbar drastischsten Art, wie sie nur in Kriegszeiten angewendet werden dürfen, ergriffen werden müssen. Programmlos in finanz- und währungspolitischer Hinsicht steht die Regierung und stehen ebenso die Regierungsparteien da. Für den Verfall der finanz- und währungspolitischen Denkweise in Deutschland ist es kennzeichnend, daß der auf wirtschaftlichem und steuerlichem Gebiet als Autorität geltende Abgeordnete Gothein sich vor einiger Zeit im „8-Uhr-Abendblatt" dafür eingesetzt hat, daß die Vorauszahlungen auf die Einkommensteuer der Veranlagten von der zehnfachen Erhöhung, die das Finanzministerium vorgeschlagen hatte, auf die fünffache Erhöhung wieder zurückgeschraubt würden, mitten in einer Zeit stärksten Marksturzes. Die konsequente Fortsetzung solcher Anschauungen wäre es nur, wenn man frei und offen erklären würde, daß man auf die Einhebung von Steuern überhaupt verzichten und den Reichsbedarf ausschließlich durch Notendruck und Schatzwechselemissionen finanzieren möchte. Denn es ist schließlich der währungspolitischen Wirkung nach ziemlich gleichgültig, ob man 10 Proz. oder 0 Proz. der Ausgaben durch reguläre Einnahmen deckt.

Es handelt sich dabei, wie vorausgeschickt werden muß, immer nur um die Aufbringung der inneren Reichsausgaben unter Ausschluß der meisten Ausgaben des Reparationsetats. Sollte die deutsche Privatwirtschaft wirklich in einer so schlechten Verfassung sein, daß sie kaum eine Viertelquote des Reichsbedarfs, in der allerdings die Kosten des Ruhrkrieges, nicht aber der größte Teil der Reparationsleistungen eingerechnet ist, aufzubringen imstande ist?

Die deutsche Finanzmisere ist die Misere der deutschen Politik überhaupt, ist die unglückliche soziale Kräfteverteilung, die nur einen schwachen Staat bestehen läßt, mit dem „die Wirtschaft" sozusagen Schindluder spielt. Der Einfluß und die politische Macht der „Wirtschaft" und namentlich der Trustherren als Exponenten dieser Kräfte, hat sich als zu stark erwiesen, so daß jede gesunde Finanzpolitik von vornherein unmöglich gemacht

wurde. Diese Trustherren haben leider ihre Helfershelfer in Gestalt einer Schar von Apologeten der Steuerscheu. Unter diesen befinden sich führende Köpfe der bürgerlichen Linksparteien. Der Abgeordnete Gothein betreibt seine systematische Minierarbeit schon seit Jahren. Allerdings sind auch ehrenwerte Ausnahmen zu verzeichnen, die erwähnt werden müssen, damit kein Zerrbild entsteht. So hat z. B. jüngst der demokratische Abgeordnete Dr. Haas in einer Volksversammlung in Süddeutschland erklärt:

„Wir haben keine Aussicht, uns der Lasten zu entziehen und kein anderes Mittel, sie zu tragen, als die Durchführung einer harten und brutalen Steuerpolitik. Es ist ein naiver Glaube, daß die führenden Männer des Wirtschaftslebens ein anderes Mittel zur Verfügung hätten. Unverzeihlich ist es, wenn man in solchen Kreisen über hohe steuerliche Belastung schimpft wie ein Unwissender, der die wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht kennt. Es sollte niemand von Mitleid mit den verarmenden Volksschichten reden, der nicht eine starke Steuerpolitik akzeptiert. Die Verelendung der Kleinrentner, die Vernichtung des in festverzinslichen Werten angelegten Vermögens, wäre nur zu verhindern gewesen durch schwere Steuerlasten trotz der populären Phrase von der Erhaltung der Substanz. Das berechtigte Bestreben jedes Privatunternehmens oder Betriebsleiters, die Substanz zu erhalten, findet seine Grenze an den Staatsnotwendigkeiten, die nicht zulassen, daß einer Gruppe von Staatsbürgern die Substanz erhalten bleibt, während die anderen verelenden."

Solchen verständigen Ausführungen ist nichts hinzuzusetzen, nur wäre es notwendig, daß diese Einzelüberzeugung zur Kollektivüberzeugung einer maßgeblichen Regierungspartei wird. Man muß, wenn man die Lage unbefangen betrachtet, zu der Ueberzeugung kommen, daß nur verhältnismäßig wenig Leute an maßgeblichen Stellen ein Gefühl dafür haben, welcher Zukunft wir entgegentreiben. Wir haben bereits den Finanzbolschewismus, und wir können in recht kurzer Zeit einen je nach den Umständen nach links oder rechts orientierten Bolschewismus haben, falls nicht im letzten Moment noch das Steuer herumgerissen wird. Nicht darauf kommt es an, so bald und so rasch wie möglich mit Frankreich zu verhandeln und die Beendigung des Ruhrkonflikts herbeizuführen. Das predigt Herr v. Gerlach und die naiven Kreise des Ueberpazifismus, die außerhalb oder innerhalb parteigenössischer Kreise zu seinem Anhange gehören. Nicht auf Verhandlung überhaupt kommt es an, sondern darauf, ein Durchhalten bis zu dem Zeitpunkt zu ermöglichen, in dem Verhandlungen erfolgversprechend eingeleitet werden können. Die Sicherung der Durchhaltemöglichkeit kann aber nach Lage der Dinge nur durch finanzpolitische Maßnahmen herbeigeführt werden. Man kann nicht, um nur auf einige Schlagworte der Gegenwart hinzuweisen, das Defizit der deutschen Zahlungsbilanz, die Unterbilanz der deutschen Wirtschaft, die relativ geringe Produktivität der deutschen Arbeit schon innerhalb der nächsten Wochen beseitigen wollen. Das sind alles langfristige Mittel, ohne deren Anwendung sicherlich eine Sanierung unmöglich ist, deren Wirksamkeit aber Zeit und wieder Zeit erfordert. Rein steuerpolitisch ist das Elend der deutschen Währung, der deutschen Finanzen ebenso wie die Reparationsfrage gewiß nicht zu regeln. Worauf es jetzt aber ankommt, das sind rasch wirkende, kurzfristige Mittel, die weder dazu bestimmt sind, die Reichsmark endgültig zu stabilisieren, noch die Reparationsfrage „zu lösen". Möglich ist in der Gegenwart nur eine Summe von Maßnahmen, die geeignet sind, Bremswirkungen auszulösen und zu

hindern, daß der Markverfall nicht in geometrischer Progression fortschreitet.

Gelingt es nicht, den Währungsverfall auf ein erträgliches Maß zurückzudämmen, dann ist der Ruhrkampf entschieden im Sinne Poincarés durch die Fahrlässigkeit und Schuld der Reichsregierung, die es nicht verstanden hat, den Mark- und Steuersaboteuren im Inland das Handwerk zu legen und das Gebäude der Reichsfinanzen einigermaßen in Ordnung zu halten. So ungünstig die Aussichten für wirklich durchgreifende Maßnahmen angesichts der politischen Kräfteverteilungen innerhalb und außerhalb der Regierung sind, so darf nichts unversucht bleiben, einen gangbaren Weg aufzuzeichnen:

1. Die finanzpolitischen Maßnahmen müssen darauf abzielen, die vorhandene inflationistische Geldflüssigkeit, wie sie sich im deutschen Wirtschaftsleben (siehe die oben gekennzeichnete Expansionspolitik des Stinnes-Konzerns) und an den Effektenbörsen und namentlich am Börsengeldmarkt äußert, zu beseitigen. Gelingt es, dieses Uebermaß an Kaufkraft abzuschöpfen und auf den Reichsetat zu leiten, dann reduziert sich die Kaufkraft für Devisen, wird die Devisennachfrage eingeengt und dadurch eine Stützung des Markkurses herbeigeführt. Die Abschöpfung der inflationistischen Geldflüssigkeit ist am besten auf einem doppelten Wege herbeizuführen
   a) durch eine besondere „Ruhrsteuer", die der Einfachheit und Schnelligkeit der Einziehung und Flüssigmachung halber als Zuschlag zur Einkommen-, Vermögens- und Körperschaftssteuer, evtl. auch überdies als ½ proz. Zuschlag zur Warenumsatzsteuer zu denken ist. Solche Zuschläge brauchen nur solange erhoben zu werden, als der Ruhrkampf andauert;
   b) durch Auflegung einer inneren Goldanleihe, deren Konstruktion verschieden gedacht werden kann. Auf jeden Fall muß diese innere Goldanleihe mit Papiermark bezahlt werden können. Am besten dürfte die Factierung dieser Reichsgoldanleihe trotz mancherlei Bedenken, die dagegen erhoben werden können, im Anschluß an die Zwangsanleihe des Reiches geschehen, die die Reichstagsmehrheit seinerzeit statt auf eine Milliarde Goldmark auf 70 Millarden Papiermark festgesetzt und damit angesichts der Geldentwertung finanziell unwirksam gemacht hat. Diese Anleihe wäre als Ruhrgoldanleihe auf Goldbasis festzusetzen, aber in einem zunächst nicht zu hohen Betrage. Der Reichsfinanzminister müßte ermächtigt werden, diese Goldanleihe im Bedarfsfalle — bei einer längeren Dauer bzw. bei einer Liquidierung des Ruhrkonfliktes — innerhalb bestimmter Grenzen — zu erhöhen. Es verlohnt sich, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß eine allzu niedrige innere Goldschuld des Reiches gar nicht im deutschen Interesse liegt. Bekanntlich weist Frankreich immer wieder auf seine eigene hohe und auf Deutschlands niedrige innere Schuld hin, um seine Reparationsforderungen zu begründen. Im Gegenteil! Eine verhältnismäßig hohe innere deutsche Goldschuld ist ein Gebot außenpolitischer Notwendigkeit.
2. Geld- und bankpolitische Maßnahmen müssen in gleicher Weise darauf abgestellt sein, die inflationistische Geldflüssigkeit zu beseitigen. Das kann nur geschehen, indem mit der bisherigen Politik der Reichsbank radikal gebrochen wird — einer Politik, die die Spekulation auf einen sinkenden Markwert geradezu begünstigen muß. Bei der Reichsbank muß eine Goldmarkabteilung errichtet werden, die Kredite auf Goldbasis und gegen Goldzins gewährt und die unter Umständen Goldmarknoten emittiert (ähnlich wie die russische Staatsbank ihre Goldtscherwoneznoten). Die Goldnoten würden vom Inland voraussichtlich als „Devisenersatz" bald so gewertet und ge-

schätzt werden, wie das gegenwärtig bei den Dollarschatzanweisungen des Reiches der Fall ist. Durch die Emission solcher nur in größerer Stückelung zugelassenen Goldmarknoten (die Einbürgerung in den Zahlungsverkehr des Landes soll zunächst verhindert werden) käme die Reichsbank dem Sicherungsbedürfnis des Publikums und der Sparer hinsichtlich der „Wertbeständigkeit" ihrer Gelder entgegen und würde mancherlei Devisen in Form ausländischer Banknoten aus den Hamsterecken hervorlocken. Diese Goldmarkabteilung würde ausschließlich Goldkredite gewähren. An solchen Goldkrediten, die mit einem realen Goldzins bezahlt werden müssen und bei denen der Schuldner nicht mehr auf Konten des Gläubigers gewinnen kann, sind keine Geschäfte mehr mit Geldentwertungsdifferenzen zu machen.

Die verhängnisvolle Wirkung der Kreditgewährung und der Diskontpolitik der Reichsbank auf Papiermarkbasis war *die*, daß wir, bei Licht betrachtet, überhaupt keinen realen Zins, sondern nur einen *negativen Zins* in Gestalt von Geldentwertungsdifferenzen hatten. Diese Geldentwertungsdifferenzen, die namentlich denen weggenommen wurden, die zu schwerfällig waren, um sich rechtzeitig von der Papiermark loszulösen, gingen, wie von einer magnetischen Kraft gezogen, einen bestimmten Weg und verwandelten sich in Substanzakkumulierungen entweder bei den großen Konzernen oder aber — in weniger konzentrierter Form — als Börsengewinne einer immerhin verhältnismäßig breiten Schicht. Nur *die* konnten freilich solche Geldentwertungsdifferenzen an sich ziehen, die auf Grund einer Sachwertbasis Papiermarkkredit in Anspruch nehmen konnten. Das waren die Leute mit den diskontfähigen Unterschriften. Das Gefährliche dieser Wanderungen der Geldentwertungsdifferenzen war namentlich der Umstand, daß die auf diese Weise entstandene neue zusätzliche Kaufkraft sich in großem Umfang am Devisenmarkt betätigte und ein *Zusatzbedarf* an Devisen erzeugte, der über das normale Maß des Defizits der deutschen Zahlungsbilanz hinausging. Dadurch ist der Markkurs namentlich in den letzten Monaten in einem weit schnelleren Tempo gestürzt, als das die vergrößerte Passivität der deutschen Zahlungsbilanz und die Vernichtung des deutschen Auslandskredites durch die französische Ruhrpolitik rechtfertigte. Der Goldzins läßt keine Geldentwertungsdifferenzen mehr entstehen und verhindert jene von einer geheimnisvollen Kraft gerade an den Devisenmarkt gezogene Substanzwanderung.

Neben der Goldmarkabteilung der Reichsbank kann für eine gewisse Uebergangszeit eine Papiermarkabteilung weiterbestehen, die Papiermarkkredite gewährt nur mit dem Unterschied, daß der Diskontsatz dem Tempo der Geldentwertung einigermaßen angepaßt werden muß. (Technisch ist die Lösung der Aufgabe freilich sehr schwierig.)

Die Errichtung einer *Goldmarkabteilung* bei der Reichsbank kann freilich nicht ohne schwerwiegende Folgen auf das Wirtschaftsleben bleiben. Zum mindesten wird es für eine längere Uebergangszeit nicht ohne starke *krisenhafte* Erscheinungen abgehen. Dazu gehören vor allem Betriebseinschränkungen und Betriebsstillegungen, also eine *starke Zunahme der Arbeitslosigkeit*; denn ein Teil der Betriebe und namentlich eine ganze Anzahl Neugründungen sind nur deshalb lebensfähig, weil sie durch die indirekten Subventionen der Geldentwertungsdifferenzen bei Krediten (und auch bei den Lohnzahlungen) gewinnbringend waren. Die Goldrechnung verstopft diese irregulären Gewinnquellen und läßt nur das bestehen, was lebensfähig scheint. Dieser große Reinigungsprozeß ist aber *eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit*, ein erster Anfang zur Sanierung. Daß dabei auch die Arbeiterschaft schmerzhafte Opfer wird bringen müssen, ist selbstverständlich.

Proletariat und Geburtenrückgang

Von Alfred Grotjahn

(Schluß.)

VI.

Es fragt sich nun, welche Stellung sollen wir Sozialisten zum Geburtenrückgang einnehmen? Die Erörterungen der älteren sozialistischen Theoretiker, die sich um das Für und Wider Malthus drehten, können für uns, die wir uns an die Erfahrungen und Forderungen der Gegenwart halten müssen, kein Wegweiser sein. Aus dem Tatsachenmaterial selbst, nicht aus einem noch so geistvollen Dogmenstreit müssen wir unsere Richtlinien entnehmen.

Zunächst ist festzustellen, daß eine Rückkehr der Arbeiterschaft zu dem alten naiven Fortpflanzungssystem ihrer Vorfahren, der die Kinder kommen ließ wie es der Natur gefiel, ausgeschlossen ist. Die Verbreitung der Präventivmittel ist nicht mehr hintenanzuhalten, zumal nicht in einem Lande, in dem die Volksbildung so gleichmäßig verbreitet ist wie in Deutschland und in dem die Krankenkassen den Bezug gewisser hier in Frage kommender Sanitätsartikel auch den Unbemittelten in Stadt und Land ermöglichen. Was die geburtenvorbeugenden Mittel anbetrifft, kann es daher nur unsere Aufgabe sein, die gesundheitlich unschädlichen volkstümlich zu machen*), damit die leider immer noch verbreiteten gefährlichen, wie namentlich die Abtreibung, von der Bildfläche endlich verschwinden. Wenn namentlich die katholische Kirche diesen Standpunkt bekämpft, so dürfte sie damit nur vorübergehend den Lauf der Entwicklung aufhalten, die in allen Ländern des westeuropäischen Kulturkreises, auch in den rein katholischen, die Einbürgerung der Präventivtechnik erkennen läßt. Deutschland wird hier keine Ausnahme machen, auch nicht machen dürfen. Denn würde die Bevölkerung tatsächlich der natürlichen Fruchtbarkeit die Zügel schießen lassen, so würden Hungersnot, Seuchen und wachsende Kindersterblichkeit eine Anpassung an den beschränkten Nahrungsspielraum hervorrufen müssen, der in humaner und hygienisch einwandfreier Weise gegenwärtig schon die Anwendung der Präventivmittel ermöglicht.

Andererseits muß zugestanden werden, daß eine Verminderung der Geburten noch keine Regelung ist. Denn sie könnte — und diese Gefahr wird durch die wachsende Geburtenabnahme in bedrohliche Nähe gerückt — in einem Maße vorgenommen werden, daß die „Substanz" der Arbeiterklasse angegriffen würde, was nach den obigen Ausführungen aus zahlreichen Gründen nicht wünschenswert ist. Zu dem hemmenden Faktor muß noch ein fördernder kommen, wenn eine Regelung, die diese Bezeichnung verdient, zustande kommen soll.

Die Erkenntnis allein, daß jede Familie durchschnittlich drei Kinder haben müßte, wenn die Substanz der Bevölkerung auch nur sich erhalten soll, und ein auf diese Erkenntnis sich stützender Appell an die Gewissen dürfte schwerlich ausreichen, eine unheilvolle Beschränkung der Geburtenzahl aufzuhalten. Ein fördernder Faktor kann daher nur in der wirtschaftlichen Bevorrechtung der Elternschaft gefunden werden, die eine besondere Fortpflanzungsleistung anerkennt und materiell erleichtert. Der eine oder andere

*) Vgl. A. Grotjahn, Das Gesundheitsbuch der Frau. Verlag Dietz Nachf. (Vorwärts). 150 S.

Leser wird sich bei solchen Vorschlägen zunächst eines Lächelns nicht erwehren können. Der Geburtenrückgang, der — wenn nicht alle Zeichen trügen — in der nächsten Zeit lawinenartig wachsen wird, dürfte jedoch bald einer bitter ernsten Stimmung den Platz bereiten. Auch geben sich überall bereits Anzeichen zu erkennen, daß der Gedanke der wirtschaftlichen Begünstigung der Elternschaft immer mehr an Boden gewinnt und der Bevölkerung vertraut wird. So verspricht die Verfassung des Deutschen Reiches in zwei Artikeln den kinderreichen Familien eine besondere Fürsorge. Eine sich schnell ausbreitende Volksbewegung, die Bünde der Kinderreichen, arbeitet ebenfalls nach dieser Richtung hin. Auch das Görlitzer Programm der Sozialdemokratie fordert in seinem sozialpolitischen Teile den Schutz kinderreicher Familien. Dazu kommt, daß die Not der Zeit die Kinderzulagen allem anfänglichen Widerstande zum Trotz geschaffen und derartig eingebürgert hat, daß sie schwerlich wieder jemals aus der Lohn- und Gehaltszahlung ganz verschwinden werden.

Auch in der Abstufung des Gehalts der Beamten und Angestellten und des Lohnes der Arbeiter zeigen sich beachtenswerte Ansätze. Immerhin ist es begreiflich, daß die Spitzenverbände der organisierten Arbeiterschaft einer solchen Bedenken entgegenbringen. Die Befürchtung, daß eine grundsätzliche Aenderung des bisher üblichen Lohnsystems zu einer Lohnsenkung benutzt werden könnte, ist wohl verständlich. Doch sind die Verbände heute wohl mächtig genug, einen solchen Mißbrauch zu verhindern. Auch einem anderen Bedenken, nämlich die ungleiche Belastung des Arbeitgebers, je nachdem er kinderlose oder kinderreiche Arbeitnehmer einstellt, läßt sich, wie das bereits in einigen Industrien geschehen ist, dadurch begegnen, daß Ausgleichskassen geschaffen werden, in die die Arbeitgeber gleichmäßig Beiträge einzahlen, welche dann als Kinderzuschläge unter den Familienvätern der gesamten Arbeiterschaft zur Auszahlung kommen. Hier ist noch erst alles im Werden und bedarf der Klärung. Doch sollten die Gewerkschaften sich hüten, von vornherein diesen Bestrebungen nach einer fühlbaren Erleichterung der Elternschaft aktiven oder auch nur passiven Widerstand zu leisten. Der volkstümlichen Werbekraft dieser Bestrebungen, die bereits an zahlreichen Orten ihre große Macht bewiesen hat, dürfen wir Sozialisten keinesfalls lediglich den kirchlichen und rechtsstehenden Kreisen allein überlassen.

In einer durchgeführten sozialistischen Gesellschaft mit der ihr eigenen Verteilung der Güter nach dem Bedarf wird eine Berücksichtigung der Kinderzahl selbstverständlich sein. Zurzeit jedoch muß sie noch besonders gefordert werden, wenn wir den Rückgang der Geburtenzahl in erträglichen Grenzen halten wollen. Unter anderen könnten ohne besondere Schwierigkeiten Steuerzahlung und Erbschaftsanfall so gestaltet werden, daß schon gegenwärtig kinderreiche Familien auf Kosten der Ledigen, Kinderlosen und Kinderarmen eine fühlbare Erleichterung erfahren.

In einem Lande, das, wie das unsere, sich seit fast vier Jahrzehnten an die Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung gewöhnt hat, liegt es nahe, auch den Weg der sozialen Versicherungsgesetzgebung zum Ausgleich der Aufzuchtslasten zu beschreiten. In der Tat könnten sowohl Beiträge als auch die Renten ohne Schwierigkeit so abgestuft werden, daß schwer tragbare Familienlasten auf die Gesamtheit wenigstens zum Teil abgewälzt würden. Am besten geschähe das allerdings durch eine allgemeine, also auch die be-

mittelten Bevölkerungsschichten einbeziehende Elternschafts- oder Kinderrentenversicherung. In eine solche Versicherungskasse würden die obligatorischen Beiträge der Ledigen, Kinderlosen und Kinderarmen zusammenfließen und von da aus den Kinderreichen zuströmen. Nicht die Organisation einer derartigen Versicherung, die bei der letzten Berechenbarkeit der Versicherungsrisiken sehr einfach wäre, wird Schwierigkeiten bereiten, sondern nur die Vorbereitung der öffentlichen Meinung auf diese ihr noch fremden Gedankengänge.

Wenn erst einmal durch wirtschaftliche, steuerliche und erbrechtliche Begünstigung der kinderreichen Familien, durch Einführung einer wohl abgestuften Elternschaftsversicherung, durch Gehaltszahlung nach der Kinderzahl und zahlreiche andere Mittel der Privilegierung der Elternschaft der Bestand der Bevölkerung sichergestellt worden ist, dann können die Aerzte auch mit ruhigem Gewissen die Präventivmittel in größerem Umfange zur Verhütung voraussichtlich minderwertiger Nachkommen in Anwendung bringen. Dann erst kann eine gesundheitlich so wertvolle Pause zwischen den einzelnen Geburten zur Volkssitte werden. Dann wird überhaupt erst jene Trennung des beabsichtigt folgenlosen von dem beabsichtigt fruchttragenden Geschlechtsverkehr verwirklicht werden, die allein das gesamte sexuelle Leben zu sanieren berufen ist.

VII.

Das beabsichtigte Streben der Eltern nach Regelung der Kinderzahl bedarf also dringend der Führung durch wissenschaftliche Ueberlegungen. Die Losung „möglichst wenige Kinder" würde ebenso verhängnisvoll werden, wie die „möglichst viele" bei der Einengung unseres nationalen Ernährungsspielraumes unerträglich sein würde. Wir müssen uns daher nach anderen Regeln umsehen, wenn wir uns aus der Uebergangszeit zu einer befriedigenden Rationalisierung der menschlichen Fortpflanzung durchringen wollen. Der Verfasser hat schon vor dem Kriege versucht*), solche Regeln aufzustellen, die auch an dieser Stelle wiederzugeben er sich nicht versagen kann.

Die erste Regel lautet: Jedes Elternpaar hat die Pflicht, eine Mindestzahl von drei Kindern über das fünfte Lebensjahr hinaus hochzubringen. Eine Bevölkerung kann nämlich selbst bei der im Vergleich zu früheren Jahrhunderten niederen Sterblichkeit nur dann ihren Bestand erhalten, wenn durchschnittlich auf jede Ehe 3,4 Kinder kommen, wie sich aus der Bevölkerungsstatistik berechnen läßt**). Es würden also etwa 3 Kinder auf eine Ehe kommen müssen, wobei jene Kinder, die vor dem fünften Lebensjahre sterben, nicht mitzuzählen wären. Die Erfüllung dieser Mindestforderung würde jedoch erst den Bestand sichern, während eine Bevölkerunsvermehrung selbst geringen Grades dadurch noch nicht entstehen würde. Aber jedes Volk, jede Klasse, jede Schicht, die nicht diese Mindestforderung bewußt oder unbewußt erfüllt, wird im Laufe der Zeit von kinderreicheren Schichten überflügelt werden, um schließlich zu verkümmern und zu verschwinden.

*) A. Grotjahn, Soziale Pathologie. Versuch einer Lehre von den sozialen Beziehungen der menschlichen Krankheiten als Grundlage der sozialen Hygiene. Berlin 1912. 688 S.

**) Graßl, Das zeitliche Geburtenoptimum. Soziale Medizin und Hygiene. Jahrg. 1907. Hamburg.

Die zweite Regel lautet: Diese Mindestzahl ist auch dann anzustreben, wenn die Beschaffenheit der Eltern eine unerhebliche Minderwertigkeit der Nachkommen erwarten läßt; doch ist in diesem Falle die Mindestzahl nicht zu überschreiten. Diese Forderung ist wichtig, um den zahlreichen Elternpaaren, von denen der eine oder andere Partner nicht ganz rüstig ist, den Vorwand zu nehmen, sich der Pflicht der Kinderaufzucht zu entziehen. Gegenwärtig sind nämlich die Ergebnisse der Vererbungswissenschaft noch nicht so weit gediehen, daß sich auch nur mit Wahrscheinlichkeit feststellen ließe, welche Paare von der Fortpflanzung auszuschließen sind, da nicht selten Mängel des einen Partners durch Vorzüge des anderen ausgeglichen werden. Der fortpflanzungshygienische (eugenische) Gesichtspunkt kommt auch vorläufig genügend zur Geltung, wenn gefordert wird, daß solche Paare sich auf die Mindestzahl beschränken sollen.

Endlich darf nicht außer Acht bleiben, daß schon infolge Behinderung durch krankhafte Zustände nicht jedes Elternpaar drei Kinder haben kann und daher eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Elternpaaren mehr Kinder als drei haben müssen, damit auch nur der Bestand gewahrt bleibt. Daher fordert die dritte Regel: Jedes Elternpaar, das sich durch besondere Rüstigkeit auszeichnet, hat das Recht, die Mindestzahl um das Doppelte zu überschreiten und für jedes überschreitende Kind eine materielle Gegenleistung in Empfang zu nehmen, die von allen Ledigen oder jenen Elternpaaren, die hinter der Mindestzahl zurückbleiben, beizusteuern ist. Dabei kann es ganz gleichgültig sein, ob diese aus Absicht oder infolge krankhafter Zustände, aus Frivolität oder aus wohlerwogenen Gründen die normale Beteiligung an der Fortpflanzung unterlassen; denn die Steuer oder der Versicherungsbeitrag ist nicht als Strafe gedacht, sondern lediglich als Ausgleich für die generative Leistung, die andere mehr und sie weniger, als der Norm entspricht, erfüllen.

Es ist gewiß ein Wagnis, das auf der Kippe zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen steht, als ein zweiter Moses auftreten und Regeln der menschlichen Fortpflanzung aufstellen zu wollen, zumal man es sich nicht so bequem machen kann wie dieser mit seinem „Seid fruchtbar und mehret euch, auf daß die Erde erfüllet werde"; denn von der Maas bis an die Memel und von der Etsch bis an den Belt ist die Erde mit ihren 130 Menschen auf den Quadratkilometer für den gegenwärtigen Stand der Güter- und Nahrungsmittelproduktion für absehbare Zeit voll und kaum mehr für eine erhebliche Vermehrung aufnahmefähig. Aber ohne feste Regeln kommen wir gerade in dieser bevölkerungspolitischen Situation nicht aus. Mögen andere bessere aufstellen. Die oben wiedergegebenen beanspruchen keine absolute Gültigkeit, sondern wollen nur einen Anfang mit einer solchen Aufstellung machen und durch eine konkrete Formulierung veranschaulichen, daß jede Rationalisierung wenigstens für unsere heimischen und gegenwärtigen Verhältnisse die drei Bedingungen der Erhaltung der Bevölkerungssubstanz, der numerisch stärkeren Fortpflanzung der Rüstigen und der wirtschaftlichen Bevorrechtung der Elternschaft erfüllen muß. Unter anderen

geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen sollen natürlich auch andere Regeln maßgebend sein müssen.

So befremdlich heute den meisten noch derartige Gedankengänge vorkommen: der lawinenartig wachsende Geburtenrückgang wird sie bereits in der allernächsten Zeit, wenn erst nicht mehr Währungs- und Reparationsproblem alles Interesse verschlingt, zum Gegenstand allgemeiner Diskussion machen. Es ist daher Zeit, daß auch die Sozialdemokratie sich rechtzeitig zur Teilnahme an diesen Erörterungen rüstet. Denn es kann nicht ohne politische Rückwirkung bleiben, wenn der Geburtenrückgang, eingeleitet durch die Verminderung der Geburten vor dem Kriege und verstärkt durch den Geburtenausfall während des Krieges, sich jetzt nach dem Kriege so sehr steigern würde, daß dadurch die Arbeiterschaft der Zahl und der Masse nach einschrumpfen würde.

Gelingt es uns aber, den Geburtenrückgang an einer Stelle zum Halten zu bringen, an der er die Substanz der Bevölkerung nicht mehr gefährdet, so brauchen wir ihn nicht mehr als ein Uebel zu bekämpfen, sondern dürfen in ihm eine notwendige Etappe zu neuen Kulturfortschritten begrüßen. Denn durch ihn wird die Einsparung von Menschen zur zwingenden Forderung, die auf die Bekämpfung und Verhütung aller Volkskrankheiten, auf den Säuglingsschutz und die Fürsorge für die Unehelichen fördernd einwirken muß. Ferner üben die Maßnahmen zur Behebung des Geburtenrückganges auch abgesehen von ihrem eigentlichen Zweck noch andere günstige Wirkungen auf die Volksgesundheit aus. Denn die wirtschaftliche Begünstigung der Kinderreichen gegenüber den Ledigen, Kinderlosen und Kinderarmen, die eigentlich schon aus Billigkeitsgründen erfolgen sollte, wird auch einer besseren Hygiene der Mütter und Kinder zugute kommen. Die damit verbundene Begünstigung der Frühehe wird nicht nur den Geburtenrückgang, sondern auch die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten und anderer sexueller Notstände einschränken.

Die Erscheinung des Geburtenrückganges rückt demnach in der Gegenwart für die Völker des westeuropäischen Kulturkreises in den Mittelpunkt der sozialen Hygiene. Denn einmal wird der Mensch durch das Aufhören der bisherigen Massenproduktion sehr viel wertvoller und damit den Maßnahmen der sozialen Hygiene näher gerückt, sodann wird aber auch dieser selbst im Verein mit wirtschaftlichen Reformen die Aufgabe zufallen, die Rationalisierung der menschlichen Fortpflanzung aus der verhängnisvollen Uebergangszeit herauszuführen und sie mit wachsender Sozialisierung aus einem Werkzeug der Selbstvernichtung der physischen Substrate unserer Kultur, das sie unter der privatkapitalistischen Wirtschaftsform zu werden droht, zu einem solchen der Läuterung der menschlichen Art von den Allzuvielen und den Minderwertigen umzubilden.

Landwirtschaftliches Bodennutzungsrecht

Vorschläge für ein sozialdemokratisches Agrarprogramm

Von Otto Albrecht (Schluß)

II.

Die im voraufgegangenen Aufsatz aufgestellten 14 Punkte erheben keinen Anspruch darauf, das Thema „Bodennutzungsrecht" bereits in vollem Umfange erfaßt zu haben. Auch die Gruppierung des gegliederten Stoffes

kann anders vorgenommen werden. Dasselbe trifft hinsichtlich der Fassung der einzelnen Teile zu. Der Inhalt, im ganzen gnommen, dürfte aber das vorerst Hauptsächliche, d. h. das einer Behandlung am dringlichsten Bedürftige bezeichnen. Es erscheint mir durchaus notwendig, aber auch möglich, daß wir über diese Punkte bald zu einer Verständigung gelangen.

Die in den einzelnen Ziffern vorkommende Bezeichnung „öffentliche Hand" läßt die Frage offen, welche Art der öffentlichen Hand gemeint ist. Es kann das Reich, es können die Länder, die Gemeinden, Gemeindeverbände und auch andere den Staatsverband vertretende Körperschaften sein. Entscheidend muß die größere Zweckdienlichkeit sein.

Es sei mir gestattet, den einzelnen Teilen meiner programmatischen Vorschläge noch einige Erläuterungen hinzuzufügen:

Zu Ziffer 1. — Eine Neueinschätzung des Bodennutzungswertes muß schon um deswillen gefordert werden, weil die zurzeit geltende sogenannte „Bonitierung" in den einzelnen Ländern weder nach übereinstimmenden Maßstäben, noch in derselben Zeit erfolgt ist. Zumeist liegt die letzte Einschätzung über ein halbes Jahrhundert zurück; inzwischen sind aber große Veränderungen vor sich gegangen. Viele und umfangreiche Flächen, die damals der Nullklasse zugeteilt wurden, sind heute erstklassiges Kulturland; sie zählen steuerlich aber immer noch zur Nullklasse. Andere sind wenigstens so verbessert, daß sie heute einer höheren Klasse zugeteilt werden müßten.

Die amtlich vorzunehmende Neueinschätzung kann nicht innerhalb eines kurzen Zeitraumes erfolgen; sie wird sich vielmehr recht verzögern, weil die zuständigen Körperschaften nicht überall genügend Sachverständige zur Hand haben werden und weil dabei mancherlei Streit entstehen wird, der zu Einsprüchen führt und jahrelange Verschleppungen befürchten läßt. Es ist darum notwendig, zunächst einen vorläufigen allgemeinen Maßstab zu schaffen und nach diesem durch die einzelnen Bodeneigentümer selbst eine Neueinschätzung bewirken zu lassen. Man wird hierbei zu annähernd richtigen Ergebnissen kommen, wenn man zugleich der öffentlichen Hand das Ankaufsrecht im Sinne der Ziffern 6 und 7 gesetzlich einräumt.

Zu Ziffer 2. — Der Begriff „Selbständige Ackernahrung" kommt bisher in zwei Reichsgesetzen vor, nämlich im Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919 und in der Reichspachtschutzordnung vom 29. Juni 1922. Das Reichsheimstättengesetz vom 10. Mai 1920 spricht von „Anwesen, zu deren Bewirtschaftung eine Familie unter regelmäßigen Verhältnissen keiner ständigen fremden Arbeitskräfte bedarf", und umschreibt damit das, was heute im allgemeinen unter „selbständige Ackernahrung" verstanden wird. Andere feste Maßstäbe gibt es zurzeit noch nicht. Es empfiehlt sich daher, diesen Begriff der Gesetzes- und Verkehrssprache ganz allgemein einzuverleiben. Wenn die Größenverhältnisse nach den Bodenklassen abgestuft werden, so wird solcher Maßstab in allen Fällen brauchbar und verläßlich sein. Ob die im voraufgegangenen Artikel genannten Zahlen schon dem richtigen Verhältnis entsprechen, ist näher nachzuprüfen. Sie lehnen an jene Zahlen an, die in dem vom Reichsbund für Siedlung und Pachtung erhobenen Volksbegehren enthalten sind. Moor- und Oedland rechnet zur Nullklasse; diese ist hier jedoch deshalb nicht mitgenannt, weil sie für die Begriffsbildung „Selbständige Ackernahrung" nicht in Betracht kommt.

Zu Ziffer 3. — Nutznießungsrecht heischt Bewirtschaftungspflicht. Der nutzbare Wirtschaftsboden ist ein so kostbares Nationalgut, daß ein Brach-

liegen, das sich nicht etwa aus Erwägungen rationeller Wirtschaftlichkeit rechtfertigt, oder ein nachlässiges Bewirtschaften oder eine schlechte Bewirtschaftung durch Berufsunfähige nicht geduldet werden darf. Schon die reichsgesetzliche „Verordnung über die Sicherung der Landbewirtschaftung" vom 4. Februar und 11. April 1919 enthält einige Grundgedanken dieser Art. Die Aufsichtsmaßnahmen erfolgen aber am besten durch Organe von Selbstverwaltungskörperschaften im Benehmen mit Behörden und nur unter Oberaufsicht der letzteren. Es handelt sich darum, den Beteiligten das Gefühl, sie ständen unter obrigkeitlichem Zwange, zu nehmen und bei ihnen dafür das Gefühl der Selbstverantwortung nach freiem Willen zu entwickeln und zu stärken, — jenes Gefühl, das aus der Erkenntnis entspringt und in der Erkenntnis gipfelt, daß jedem Bodeninhaber vom Volke mit und in dem Boden ein heiliges Pfand anvertraut ist, dessen Nutznießung ihm zwar zusteht, dem gegenüber er aber auch die Pflicht übernommen hat, es so ergiebig wie irgend möglich zu behandeln.

Als Aufsichtskörperschaften werden sich am besten die nach Artikel 165 der Reichsverfassung umzubildenden Landwirtschaftskammern eignen. Räumt man den freien Organisationen nicht schon im Rahmen dieser Kammern die Arbeitsfelder zur Mitarbeit ein, dann erscheint es zweckdienlich, sie an der hier geforderten Betriebsaufsicht dennoch mitzubeteiligen. Ebenso ist darauf Wert zu legen, daß den Lehrpersonen der Fachschulen eine Mitbeteiligung zugestanden wird. Durch Vertreter der Konsumgenossenschaften die Letztverbraucher mit heranzuziehen, empfiehlt sich schon darum, weil damit eine wertvolle Gelegenheit geschaffen wird, Stadt- und Landbevölkerung im Denken und Fühlen einander näherzurücken, also das gegenseitige Vertrauen zu fördern.

Das „Produktionsprogramm der Landwirtschaft" vom Dezember 1921 und März 1922 ist weg- und zielweisend besonders in folgenden Punkten: Dem schon in Nutzung befindlichen Boden muß abgerungen werden, was irgend möglich ist; durch intensivste Bodenbearbeitung und planmäßige Bodenverbesserung, zweckentsprechende und verstärkte Düngung, Förderung der Pflanzenzucht, richtige Sortenwahl, regelmäßigen Wechsel des Saatgutes, planmäßige Unkraut- und Schädlingsbekämpfung, Vermehrung und Verbesserung des Hackfruchtbaues, gesteigerte und verbesserte Futtererzeugung, Verallgemeinerung der Verwendung zweckmäßiger Maschinen und Geräte, Hebung und Förderung der Viehzucht, insbesondere zur Vermehrung von Milch und Fett, Bekämpfung der Tierkrankheiten. Dazu kommt: durchgreifender Ausbau des landwirtschaftlichen Schulwesens, wirksame Anleitung und Aufklärung, überzeugende Beispiele (in Beispiels- und Musterwirtschaften); schließlich: Vermehrung der Kulturfläche durch Erschließung der geeigneten Moor- und anderen Oedländereien und gleichfalls rationellste Bewirtschaftung dieses Neulandes.

Was das landwirtschaftliche Schulwesen anbetrifft, so ist dieses ganz besonders auch für die Arbeiterschichten zu fördern durch ländliche Fortbildungsschulen und durch die Landvolksschulen*).

*) Vergleiche hierzu auch die Vorschläge des vorläufigen Reichswirtschaftsrats, abgedruckt in meinem Aufsatz „Zur Frage der Berufsausbildung in der Landwirtschaft" in der Zeitschrift „Arbeit und Beruf", Berlin 1922.

Zur Förderung von Leistungssteigerungen in der pflanzlichen und tierischen An- und Aufzucht sind öffentliche Anerkennungen, auch in der Form von Geld-, Gerätschaften- und anderen Sachzuwendungen als Anreizprämien zu erteilen.

Zu Ziffer 4. — Mit theoretischen Auseinandersetzungen über die Frage, welche Betriebsgrößen die zweckdienlichsten sind, läßt sich praktisch vorläufig nicht viel erreichen. Man soll zunächst das Gegebene hinnehmen und des weiteren die Praxis entscheiden lassen, welche Größe jeweils die vorteilhaftere ist. Wird das Bodenrecht neu und zeitgemäß geordnet und wird die Bewirtschaftung, wie nach Ziffer 5 vorgesehen, richtig beaufsichtigt und gefördert, dann lassen sich derartige Fragen ganz organisch regeln, ohne von schädlichen Störungen begleitet zu sein.

Zu Ziffer 5. — Bis auf weiteres wird in der Landwirtschaft zweifellos die individuelle Privatwirtschaft die herrschende Betriebsweise bleiben, selbst dort, wo es sich um Mittel- und Großbetriebe handelt. Zwangsmäßig andere Einrichtungen schaffen zu wollen, würde zu keinen befriedigenden und haltbaren Ergebnissen führen. Die private Betriebsführung läßt aber nebenher verschiedenartige und umfangreiche, sogar notwendige Genossenschaftseinrichtungen für Einkauf von Rohprodukten und Gerätschaften, für den Verkauf von Erzeugnissen und für Gemeinschaftsbenutzung von Maschinen u. dgl. zu. Es gilt, die in dieser Hinsicht schon vorhandenen Einrichtungen und Ansätze fortzubilden. Genossenschaftliche und durch die öffentliche Hand zu schaffende gemeinwirtschaftliche Betriebsunternehmungen haben ihre Gleichberechtigung oder Ueberlegenheit im freien Wettbewerb zu beweisen.

Darüber, daß Waldwirtschaft nur im großen rationell betrieben werden kann, herrscht in Sachverständigenkreisen keinerlei Meinungsverschiedenheit. Selbstverständlich ist Sorge zu tragen, daß die berechtigten Waldnutzungsansprüche der Landwirtschaftsanlieger für deren landwirtwirtschaftliche Bedürfnisse nicht zu Schaden kommt. Das Anspruchsrecht der öffentlichen Hand auch auf die Großwaldungen der privaten Großgrundeigentümer bedarf keiner besonderen Begründung, weil es selbstverständlich ist. Erstaunlich ist nur, daß man diesen Rechtsanspruch nicht schon längst geltend gemacht und durchgeführt hat.

Nicht als Wald anzusprechende kleine Baumbestände fallen nicht unter diese Ziffer. Sie bleiben am besten den betreffenden Ackerstücken zugehörig.

Zu Ziffer 6. — Den letzten sozialistischen Schlußfolgerungen entsprechend sollte ein Bodenprivateigentum überhaupt nicht anerkannt werden*); man muß aber mit dem Gegebenen rechnen, und man kann sich bei genauer Ueberlegung auch durchaus damit abfinden, wenn das nun einmal historisch gewordene, jetzt bestehende Bodenprivateigentum auf den Umfang einer selbständigen Ackernahrung beschränkt bleibt. Eine solche Fläche ist in weiterem Sinne nicht als Privatkapital anzusprechen; es ist nur familienwirtschaftliches Arbeitsland, das im eigentlichen Sinne einen kapitalistischen Mehrwert nicht hervorbringt. Was diesen Umfang überschreitet, muß mit

*) Vergl. hierzu meinen Aufsatz in der „Neuen Zeit", 39. Jahrgang, 2. Band, Seite 210, 234. Ferner meine Schrift: „Freies Volk auf freiem Grund", Verlag Gesellschaft und Erziehung, Berlin-Fichtenau, 1921.

Hilfe von Lohnarbeitern bewirtschaftet werden, und es bringt dadurch kapitalistischen Mehrwert hervor; es ist, im Unterschied zu dem ersteren, Herrenland, das darum der öffentlichen Hand als Eigentum zufallen muß. Jedoch nur als Eigentum; betriebstechnisch verbleibt es bei dem bisherigen Betriebe. Eine Loslösung darf lediglich unter Gesichtspunkten der Ziffer 4 erfolgen.

Durch die allgemeine Beschränkung des Bodenprivateigentums auf die Größe einer selbständigen Ackernahrung ist ein einheitlicher und allgemeingültiger Nenner gefunden, dessen Richtigkeit und Zweckdienlichkeit besonders bei der großen Masse von Kleinlandwirten und bei allen Landarbeitern ohne weiteres einleuchten dürfte.

Zu Ziffer 7. — Findet eine Eigentumsauseinandersetzung nach Ziffer 6 statt, dann wird für alle gerechtfertigten Siedlungsbedürfnisse genügend Boden vorrätig werden, wenigstens für die landwirtschaftlichen. Ein wahlloses oder unwirtschaftliches Zerschlagen von Großbetrieben verhindern die Bestimmungen der Ziffer 4. Wohnwirtschaftliche Bedürfnisse werden sich aber oft genug nur dadurch befriedigen lassen, daß einzelne vorhandene Landwirtschaftsbetriebe der Verkleinerung oder gar der Auflösung verfallen. In solchen Fällen müssen die Betroffenen selbstverständlich angemessen entschädigt werden, wenn verlangt und möglich, im Austausch mit anderem Land. Wohngelegenheiten an den passendsten Stellen auch für die nicht landwirtschaftlich tätige Bevölkerung zu schaffen, geht in solchen Fällen anderen Rechtsansprüchen vorauf. Im übrigen ist das letztere auch ein Vorgang, der sich von altersher vollzieht und bei dem noch immer beide Teile sich irgendwie geeinigt haben.

Für alle Neusiedlungen (landwirtschaftlicher und wohnwirtschaftlicher Art) ist Bodeneigentum nicht mehr auszugeben; ebenso darf für Anliegersiedlungen das Land nur pachtweise hingegeben werden. Man wird zweckdienlich vielleicht eine ganz neue Form der Pachtung schaffen können, die die Vorteile des alten Lehens, der verschiedentlich geltenden Erbpacht und der Zeitpacht in sich vereinigt und deren erkannte Nachteile ausschließt. Jedenfalls soll diese Pacht den Pächter gegen Kündigung durch den Verpächter ähnlich schützen, wie das Eigentum schützt, allerdings mit Einschränkungen, die sich aus den Ziffern 3 bis 6 ergeben.

Die für den Uebergang des Bodens in die öffentliche Hand auszufertigenden öffentlichen Schuldverschreibungen finden reichliche Zinsendeckung aus den der öffentlichen Hand zufallenden Pachtsummen; letztere müssen darüber hinaus selbstverständlich noch Ueberschüsse abwerfen, bestehend aus einem Teil der Grundrente, der mit fortschreitender Tilgung ständig wächst.

Ob für anzukaufenden Boden im Umfange bis zu drei Ackernahrungen oder gar noch darunter, oder auch erst darüber ein Vollpreis zu leisten ist, wird näher zu prüfen sein. Ebenso, ob die staffelweise Herabzonung der Entschädigung erst beim letzten Hektar der neunten Ackernahrung oder noch darüber oder schon darunter mit Null enden soll. (Es sei hier eingeschaltet, daß das bulgarische Bodenreformgesetz vom 5. Mai 1921 die Entschädigung nach dem Durchschnittspreis von 1905 bis 1915 bemißt; davon sind jedoch in Abzug zu bringen bei 100 bis 300 Dekar 10 Proz., 301 bis 500 Dekar

20 Proz., 501 bis 1000 Dekar 30 Proz., 1001 bis 2000 Dekar 40 Proz., 2001 und mehr 50 Proz.)

Moor- und anderes Oedland hat noch keinen Nutzungswert; infolgedessen gibt es dafür auch nichts zu „entschädigen". Der Wert entsteht durch die Urbarmachung.

Der Absatz d sollte baldigst rechtskräftig werden. Die reichsgültige Bekanntmachung über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken vom 15. März 1918 ist als Vorläufer dafür benutzbar. Die Bestimmung dieses Absatzes b soll aber auch für jenes Bodenprivateigentum gelten, das die später verbleibenden selbständigen Ackernahrungen angeht.

Wohn- und Wirtschaftsgebäude auf landwirtschaftlichen Grundstücken, die dem Lehens- und Erbpachtrecht unterstehen, werden nach dem neuzeitlich verbesserten Erbbaurecht errichtet und erhalten, ihre Besitzer sind durch etwaige Nachfolger vollwertig zu entschädigen.

Zu Ziffer 8. — Wenn ein Bodenrecht, wie bisher erläutert, geschaffen wird, dann ist es unmöglich, daß landwirtschaftliche Neu- und Anliegersiedlungen entstehen können, deren Dasein die Ernährungsmöglichkeiten des Volkes einschränkt, indem durch diese weniger Nahrungsmittel erzeugt werden, als dasselbe Land vordem hervorgebracht hat. Dann muß sich vielmehr ein heilsamer gegenseitiger Wettbewerb vollziehen, bei dem sich herausstellen wird, welches die beste Betriebsweise ist. Danach ist jederzeit eine Umstellung verhältnismäßig leicht herbeizuführen. Man kann die Neusiedlungen übrigens mit kleineren Beständen beginnen und dann zur Vollsiedlung fortentwickeln.

Daß land- und forstwirtschaftliche Arbeiter und Angestellte als Siedlungsbewerber anderen Bewerbern gleichgestellt werden müssen, ist selbstverständlich; ebenso selbstverständlich ist, daß Landwirtschaftsarbeiter von zur Aufteilung kommenden Gütern auf das Siedlungsland einen Vorzugsanspruch haben sollen. Voraussetzung ist in allen Fällen allerdings berufliche Eignung, die zumeist vorhanden sein wird. Das Fehlen von Geldkapital darf kein wichtiger Grund sein, einen Antrag abzuweisen, denn nachdem die Geldentwertung alles Sparkapital durch Herabsetzung der Kaufkraft vernichtet hat, kann kaum jemand mehr soviel Geld besitzen, das irgendwie als Anlage- oder Betriebskapital in Betracht kommt. Ausnahmen bestehen nur bei zugewanderten, aus dem Auslande vertriebenen Landwirtschaftsfamilien sowie bei Abkömmlingen solcher Groß- und Mittellandwirte, die ihr Erbteil schon unter Berücksichtigung der heutigen Währungsverhältnisse erhalten. Als ausreichendes Kapital muß die fachlich geschulte und bewährte Arbeitskraft des Bewerbers und seiner Familie anerkannt werden.

Die Frage, wie Landarbeiterfamilien zu bedenken sind, die nicht die Absicht haben, Siedler zu werden, oder die deshalb nicht zugelassen werden können, weil das erforderliche Land gar nicht zur Verfügung steht, ist bisher noch nicht bestimmt beantwortet. In Verhältnissen der Vorkriegszeit würde man für diese jedenfalls ganz allgemein einen reinen Barlohn angestrebt haben. Solange die große Geldrevolution noch andauert, ist es jedoch ein Glück für die Landarbeiter, wenn sie möglichst viele Naturalien oder aber Deputatland (Dienstland, Arbeitsdienstland) erhalten. Es ist noch sehr zu überlegen, ob nicht auch für spätere, gefestigtere Verhältnisse die letzterwähnte Entlohnungsform festgehalten und zeitgemäß ausgebildet werden sollte. Bei

einem Bodenrecht, wie unsere Programmsätze es fordern, bleibt für die so oder anders zu treffenden Maßnahmen hierfür der erforderliche Spielraum.

Gartenland ist unter allen Umständen allen Familien zur Verfügung zu stellen, und zwar, wo irgend möglich, in räumlicher Verbindung mit dem Wohnhause als Hausgartenland, sonst in möglichster Nähe als Kleingartenland. Die von dem Vorläufigen Reichswirtschaftsrat aufgestellten Richtlinien zur Beschaffung und Erhaltung von Haus- und Kleingartenland (Drucksache Nr. 317 des Vorläufigen Reichswirtschaftsrats, 1923) können als geeignete Unterlage für die Gesetzgebung hingenommen werden.

Zu Ziffer 9. — Ein Pachtschutzrecht im Sinne dieser Ziffer, Absatz a, ist so lange notwendig, als das angestrebte neue Bodenrecht noch nicht Allgemeingeltung erlangt hat. Deputatland wird es wahrscheinlich auch dann noch geben, wenn die erstrebten neuen Rechtszustände eingetreten sein sollten. Darum bedarf das Deputatlandrecht einer besonderen gesetzgeberischen Auswirkung, die den Bedürfnissen der Deputanten auch für die Fälle einer Auflösung des Arbeitsverhältnisses genügend Rechnung trägt.

Zu Ziffer 10. — Diese Ziffer spricht für sich selbst.

Zu Ziffer 11. — Es wird eine Vereinfachung des Steuerwesens erstrebt, das einmal die Grundrente in die Hand der Allgemeinheit leiten soll und das zum anderen auf die Leistungsfähigkeit in gerechter Weise Rücksicht nimmt.

Zu Ziffer 12. — Hier kommt eine Trennung des Gebäuderechts vom Bodenrecht in Betracht, und zwar auch für die privateigentümlichen Grundstücke. Damit erfolgt eine grundsätzliche Gleichstellung mit dem Gebäuderecht der nach Erbbaurecht errichteten Wohn- und Wirtschaftsgebäude.

Pachtland kann selbstverständlich nicht beliehen werden, bleibt also immer schuldenfrei. Für Eigentumsland wird eine Verschuldungsgrenze festgelegt, die nicht überschritten werden darf; eine Forderung, die übrigens auch von gewisser bürgerlicher Seite seit langem vertreten wird.

Gebäude und Gerätschaften können mit Tilgungshypotheken belastet werden, die dem allmählichen Verschleiß dieser Gegenstände anzupassen sind.

Das Hauptgewicht wird sich auf den Personalkredit verschieben.

Auch die Schaffung öffentlicher Hypothekenämter wird in weiten bürgerlichen Kreisen vertreten.

Zu Ziffer 13. — Die hier im ersten Satz aufgestellte Forderung sieht wie ein Zugeständnis an altkonservativ-agrarische Gedankengänge aus. Sie wird aber unter dem angestrebten neuen Bodenrecht selbstverständlich. Man braucht da durchaus nicht auf die früheren Zollschutzeinrichtungen zurückzugreifen. Zweckdienlicher erscheint vielmehr ein durch das Reich einzurichtendes Handelsmonopol, durch welches die erforderliche Regelung zu bewirken wäre. Jeder Ueberschuß, den das Reich aus billiger einkaufbaren ausländischen Landwirtschaftserzeugnissen gewinnt, kann in der einen oder der anderen Weise für die Verbraucher nutzbar gemacht werden, wodurch diese schadlos gehalten werden können. Noch zweckdienlicher würde vielleicht ein angemessener zeitweiliger Pacht- und Grundsteuernachlaß sein. Irgendwie wird man die landwirtschaftliche Produktion jedenfalls schützen müssen, damit kein Rückfall in extensive Wirtschaftsformen erfolgt und die Lebenshaltung der Landwirtschaftsarbeiter nicht wieder herabgedrückt wird. Ueber das Wie

dürfen nur Zweckmäßigkeitserwägungen entscheiden. Es ist jedoch anzunehmen, daß die sich schnell entwickelnde neue Landwirtschaftstechnik in gar nicht ferner Zeit es dahin bringen wird, daß die deutsche Landwirtschaft den Wettbewerb auf dem Weltmarkt ohne besonderen Schutz aushält.

Zu Ziffer 14. — Die deutsche Landwirtschaft war in der Vorkriegszeit mit etwa 25 Proz. des damals geschätzten Bodennutzungswertes verschuldet. Das waren etwa 12 Milliarden Goldmark, die die Grundstücke als Hypotheken belasteten. Soweit diese Hypotheken nicht mit dem entwerteten Gelde schon gelöscht sind (sie werden schon fast alle gelöscht sein), belasten sie heute die Eigentümer nur als Papierhypotheken, das heißt um das Mehrtausendfache vermindert. Es erscheint gerecht, diese Hypotheken wieder einzutragen, nicht aber zugunsten der früheren Gläubiger, denn sonst müßten auch alle anderen Schuldverschreibungen (beim Reich, bei den Ländern, Gemeinden usw.) und alle Sparkassenguthaben ebenfalls auf den früheren Goldwert zurückgeschrieben werden, was einfach nicht geht, weil dieser Goldwert in unserer nationalen Wirtschaft ja gar nicht mehr vorhanden ist, sich vielmehr ins Ausland verflüchtigt hat. Die Wiedereintragung muß vielmehr zugunsten der öffentlichen Hand, also zum Nutzen aller Volksangehörigen erfolgen, im besonderen zugunsten derer, die durch die Geldentwertung an ihrem Vermögen am empfindlichsten geschädigt worden sind: die kleinen Sparer und die Kleinrentner. Da die Landwirtschaftserzeugnisse der Geldentwertung entsprechend im Preise gestiegen sind, ist es kein unbilliges Verlangen, wenn eine entsprechende Verzinsung dieser Hypotheken erfolgen muß; es ist nur ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit.

Die hier in Frage kommende Maßnahme wird übrigens auch auf andere Sachwerte anzuwenden sein, besonders auf städtische Wohnhäuser und auf Fabriken, Handelsgebäude, Werkstätten und dergleichen. Die wiederzubelastenden Eigentümer dürfen heilfroh sein, daß sie wenigstens ihr früher unverschuldetes Eigentum entweder ganz (die Landwirtschaft) oder doch aber zum größeren oder kleineren Teil in diese Zeit herrüberretten konnten, während die anderen ihr g a n z e s Vermögen verloren haben. Sie können da unmöglich verlangen, daß ein auf das Wohl aller seiner Bürger eingestellter Staat ihnen den Zuwachs belassen soll, um den die anderen enteignet worden sind.

Angesichts der allgemeinen Volksverarmung ist es aber auch nicht vertretbar, das aus der Goldwährungszeit herrührende, Kapitalrente abwerfende, nichtverschuldete Privateigentum den Privateigentümern unangetastet sicherzustellen. Haben die großen Massen der für Lohn oder Gehalt arbeitstätigen Beamten, Angestellten und Arbeiter 90 bis 99 Proz. ihres geldlichen und damit ihres Gesamtkapitalvermögens hingeben müssen, und müssen diese sich noch fortgesetzt mit einer etwa ein Drittel ausmachenden Verminderung ihres Arbeitseinkommens begnügen, um Staat und Volk lebensfähig zu erhalten, so wird es nicht zuviel verlangt sein, wenn gefordert wird, daß von demjenigen Bodenvermögen, das den Umfang einer selbständigen Ackernahrung übersteigt, 50 Proz. hergegeben werden soll, um damit die Volksnöte zu lindern. D i e s e l b s t ä n d i g e A c k e r n a h r u n g b l e i b t i m m e r n o c h v ö l l i g u n a n g e t a s t e t. Jene verlangte Hergabe soll durch eine entsprechende Kürzung der in Schuldverschreibungen auszudrückenden Entschädigungen erfolgen.

So sehen wir, wie eine folgerichtig einzuleitende und durchzuführende Bodenpolitik schließlich ganz allgemeine Unterlagen und Ausgangspunkte für den allgemeinen Wiederaufbau des deutschen Wirtschafts-, Staats- und Volkslebens hergeben kann. —

Die hier aufgestellten und erläuterten Programmsätze sind vor allem programmatisch zu nehmen. Es läßt sich in deren Rahmen durchaus darüber reden, ob die eine oder andere Forderung etwa anders zur Geltung gebracht werden sollte. Im besonderen wird das der Fall sein im Hinblick auf die geforderte Ueberleitung des Bodenprivateigentums in die öffentliche Hand. Als Uebergang zu diesem Ziele läßt sich sehr wohl ein Rechtszustand vorstellen und wohl auch herbeiführen, durch den die Form dieses Privateigentums noch bestehen bleibt, die betreffenden Eigentümer aber zu einer Grundsteuer veranlagt werden, deren Höhe einer sonst zu leistenden Pacht durchaus gleichkommt. Dabei müßten auch alle jene Umstände mitberücksichtigt werden, die für eine unterschiedliche Bemessung der Entschädigung beim Eigentumsübergang programmatisch angeführt sind, und zwar durch eine Progressiv-Grundsteuer. Besser wäre es meines Erachtens allerdings, wenn man das zu erstrebende Ziel gleich ganz durchsetzen könnte. Ich möchte auch meinen, daß sich dafür im nächsten Reichstag die erforderliche Parlamentsmehrheit sollte erreichen lassen. Nötigenfalls käme ein allgemeiner Volksentscheid in Frage.

Zum Schluß nur noch folgendes: Die außenpolitischen Vorgänge dürfen uns unter keinen Umständen zurückhalten, unser bodenpolitisches Wollen klar und bestimmt herauszuarbeiten und für dessen Ziele uns ungesäumt einzusetzen. Im Gegenteil: Diese Vorgänge und die daraus sich entwickelnden Folgen sind dazu angetan, uns noch mehr zu drängen.

Wenn die eine oder die andere bodenpolitische Maßnahme durch „vorzeitiges" Inkraftsetzen Schädigungen befürchten läßt, so bleibt dabei immer noch die Möglichkeit, das Inkraftsetzen aufzuschieben, bis die in Betracht kommenden außenpolitischen Gefahren beseitigt sind. Die Gesetze können auf alle Fälle ohne Verzug vorbereitet und verabschiedet werden. Das wird ohnedies noch mancherlei Zeit beanspruchen, mehr, als man wünschen kann.

Die soziale Bodenreformbewegung ist im Volke bereits im Fluß. Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie ist eigentlich nur, sie in das richtige, weg- und zielbewußte Strombett zu leiten und sie zu einer Massenbewegung zu entwickeln, die aus sich selbst heraus die überwältigende Volksmehrheit mit sich reißt. Schon die nächstjährigen Reichstagswahlen können auf bodenrechtlichem Gebiete Entscheidungsschlachten werden. Rüsten wir uns deshalb ohne Verzug mit der Aufstellung unseres Agrarprogramms vor allem für das hier behandelte Schlachtfeld.

Der sozialdemokratische Vorschlag zur Bodenreform und die preußische Grundsteuer

Von Dr. **Karl Papendieck**

Der englische Luftpropagandadienst ließ während des Krieges Flugblätter auf die deutschen Truppen herunterwerfen, in denen das Deutsche Reich als der Staat hingestellt wurde, der seinen Söhnen nicht einmal

einen Blumentopf voll Erde zu eigen gönne. Die Engländer hatten damit zielsicher einen der wundesten Punkte Deutschlands getroffen: in der Landwirtschaft elende Wohnverhältnisse, schlechte Behandlung, Verdrängung des Bauern durch den Großgrundbesitzer usw.; infolgedessen eine stete Abwanderung von dem platten Lande in die Städte und Industriezentren. Man beziffert diese Abwanderung auf jährlich 200 000 und mehr Personen.

Die vorrevolutionären Machthaber haben auf dem Gebiete des Bodenrechts einen so unentwirrbaren Knäuel geschaffen, daß selbst dem Beherztesten der Mut vergehen mußte, zu versuchen, neben andern drängenden Aufgaben auf diesem Gebiete etwas grundlegend Neues zu schaffen. Verordnungen und Gesetze kamen — aber immer gelang es schlauen Interessenten, ihnen die Giftzähne beizeiten auszuziehen, so daß der Erfolg bis heute nicht gerade groß genannt werden kann. Nun hat vor kurzem die Sozialdemokratie die Führung auf diesem Gebiete übernommen, wie Robert Schmidt in Nr. 4 der „Neuen Zeit" in seinen Schlußworten sagt. Sie umgrenzt die nächsten Aufgaben der Gesetzgebung in einem großen Antrage zur Bodenreform, der durch die Fülle seiner Forderungen den Uneingeweihten verwirren muß, und doch dienen alle demselben einen Ziele: der Durchführung des Artikels 155 der Reichsverfassung.

In der Menge des Stoffes verschwindet der unscheinbar anmutende Satz (VIII):

> Durch ein alsbald zu erlassendes Bodenbewertungsgesetz ist auf der Grundlage des Steuerwertes eine Norm aufzustellen, die für alle aus der Siedlungsgesetzgebung entspringenden Enteignungen und Verkaufsbetätigungen maßgebend ist.

Tatsächlich ist die Neueinschätzung des deutschen Bodens eine der dringendsten Forderungen, da sie der zukünftigen Bodenpolitik mit ihren vielen notwendigen Reformen erst eine feste Grundlage geben wird. Darüber hinaus ist sie von hervoragender Bedeutung für die Steuerpolitik der Länder. Das beweist der Kampf um ein Grundsteuergesetz in Preußen.

Wir haben in Preußen ein vorläufiges Grundsteuergesetz bekommen, das am 1. April 1926 außer Kraft treten soll. Auf sozialdemokratischen Antrag hin ist, da es nicht gelang, die Besteuerung nach dem gemeinen Wert durchzusetzen, zur Vorbereitung des endgültigen Gesetzes in den § 21 die Bestimmung hineingekommen, daß das Staatsministerium eine neue Berechnung des Wertes des Grundvermögens vorzunehmen und auf dem Laufenden zu erhalten hat. Darüber hat in der 194. Sitzung des Preußischen Landtages am 13. Dezember 1922 eine lange Auseinandersetzung stattgefunden. Nach derem Verlauf würde es sich empfehlen, die Forderung der Neueinschätzung des deutschen Bodens klarer zu formulieren, wie es von sozialdemokratischer Seite im Preußischen Landtage schon geschehen ist. Es wurde dort eine Veredelung der Grundsteuer in dem Sinne gefordert, wie sie Lloyd George in England durchgeführt hat und wie sie die Bodenreformer aller Länder in der Besteuerung der reinen Grundrente verlangen.

Die Besteuerung der reinen Grundrente bedeutet steuerliche Entlastung desjenigen, der Oedland der Kultur zuführt oder Kulturland ertragfähiger

macht oder durch Hausbau der Wohnungsnot entgegenwirkt. Sie setzt aber voraus, daß bei der Neueinschätzung des Bodens scharf geschieden wird zwischen Boden und Bodenverbesserung (Bauwerk usw.).

Diese Forderung ist nicht etwa ein Sprung ins Dunkle. Sie gründet sich auf langjährige Erfahrungen, vor allem in Australien und in den Vereinigten Staaten. In Preußen hat die Stadt Königsberg in Preußen, als sie das Festungsgelände erwarb, die Besteuerung des reinen Bodenwertes eingeführt und dabei hat die gesonderte Einschätzung des Bodens keine praktischen Schwierigkeiten bereitet. Das Oberverwaltungsgericht hat in einer Entscheidung vom 31. Januar 1913 dieses Vorgehen für gesetzlich zulässig erklärt. (Vergl. Damaschke, Aufgaben der Gemeindepolitik.)

In Dänemark besteht seit dem Vorjahre eine Grundrentensteuer in der Boden und Bodenverbesserung getrennt sind, und die Möglichkeit der Einführung dieser Steuer ist nur dem Umstande zu verdanken gewesen, daß dort bereits seit Jahren die Abschätzung des Bodens unter Trennung von Boden und Bodenverbesserung vorgenommen wird. (Vergl. die Mitteilungen Karl Schewes in der „Bodenreform" 1922 Nr. 7.)

Wertvoll dürften vor allem die Erfahrungen werden, die man in Anhalt machen wird. Dort ist eine gestaffelte Grundwertsteuer beschlossen worden. In § 5 des Gesetzes heißt es: „Bauwerke auf und unter der Erde werden nicht mitbewertet." (Vergl. darüber „Vorwärts" vom 14. April 1923.)

Wenn hier einer Ergänzung des sozialdemokratischen Antrages in dieser Richtung das Wort geredet wird, so geschieht es, wie gesagt, mit Rücksicht auf die Erfahrungen bei der Beratung des Grundsteuergesetzes im Preußischen Landtage. Die von sozialdemokratischer Seite geforderte Grundsteuer nach dem gemeinen Wert wurde von bürgerlicher Seite weniger mit sachlichen Gründen bekämpft als mit dem Hinweis darauf, daß die Besteuerung im Reich: Reichsabgabenordnung, Zwangsanleihe, Vermögenssteuer usw., den Ertragswert zugrunde lege und daß die Steuergrundlage im Reich und in Preußen nicht verschieden sein dürfe. In diesem Punkte muß also grundsätzlich im Reich Wandel geschaffen und den Gegnern einer gerechten Grundsteuer der Wind aus den Segeln genommen werden. Der erste Schritt auf diesem Wege wäre die Neueinschätzung des deutschen Bodens im angeregten Sinne.

Zur Vereinfachung der Einschätzung muß auf die Selbsteinschätzung hingewiesen werden. Bei der Beratung des Grundsteuergesetzes in Preußen ergab sich, daß der Apparat und das Verfahren zur Feststellung der Grundwerte äußerst kompliziert und zeitraubend ist. Demgegenüber würde die Selbsteinschätzung verbunden mit einer Nachprüfung durch besondere dafür einzusetzende Kommissionen, etwa wie in den Vereinigten Staaten, eine außerordentliche Vereinfachung bedeuten. Ein Deutschamerikaner machte darüber im Vorjahre in der Berliner Presse interessante Mitteilungen. Jede Gemeinde stellt einen Steuerveranlager (Assessor) an. Dieser muß jedes Grundstück inspizieren und den Wert in die Veranlagungsrolle eintragen. Daneben kommt in die Rolle der Wert etwaiger Gebäude und an dritter Stelle der Gesamtwert. Die Veranlagungsrolle wird dann zu jedermanns Einsicht ausgelegt und jeder kann jede Veranlagung vor einer Kom-

mission (Board of Review) angreifen. Aehnlich ist die Regelung in Dänemark.

Da der festgestellte Wert für alle Beziehungen gelten soll, also auch für die Enteignung, so ist anzunehmen, daß auf diese Weise eine gerechte Einschätzung zustande kommt.

„Ziel muß die Steigerung des landwirtschaftlichen Ertrages sein", sagt der Antrag. Man darf wohl annehmen, daß diese Forderung allgemein gelten soll, also auch für Gartenwirtschaft in Großstädten und Industriezentren. In diesem Punkte kann eine gerechte Besteuerung der Grundrente nur dazu beitragen den Boden in die Hände des besten Wirtes zu bringen.

Unterstützt werden kann diese Bewegung dadurch, daß man die Steuer staffelt. Die Staffelung — Erhöhung des Steuersatzes, je höher der reine Bodenwert ist — stellt z. B. den Großgrundbesitz vor die Wahl: entweder Land abzugeben und dadurch in niedrigere Steuersätze zu kommen oder intensiver zu wirtschaften, um höhere Steuersätze herauszuwirtschaften. Nichts kann uns heute mehr schaden als Uebergang zum extensiven Betriebe auf großen Flächen. Schon läßt die Statistik erkennen, daß diese Gefahr nicht zu unterschätzen ist. Aus „Wirtschaft und Statistik" Nr. 19 ist ersichtlich, daß die Roggenfläche sich 1922 gegenüber 1913 um über 1 Million Hektar verminderte, die Haferfläche um 1,7 Million Hektar; die Viehweide aber stieg um über ½ Million Hektar. Mögen die Gründe dafür liegen, wo sie wollen! Wir müssen diese Entwicklung verhindern, wenn wir unsere Ernährung nicht in Frage stellen wollen, und ein Mittel, sie zu verhindern, liegt in der, eventuell gestaffelten, reinen Grundwertsteuer. Es wird Sache der preußischen Grundsteuergesetzgebung im Jahre 1926 sein, die Grundtendenz des sozialdemokratischen Bodenreformantrages für Preußen durch geeignete Bestimmungen zu unterstützen.

Die gegenwärtige Steuerpraxis läuft dieser Tendenz gerade entgegen, indem sie die kleinen Landwirte pro Hektar ihrer Betriebsfläche viel höher besteuert als die Großgrundbesitzer, wie Eduard David im „Vorwärts" unter der Ueberschrift „Landbesteuerung und Besitzgrenze" durch Beispiele belegt hat.

Im übrigen darf man sich durch die vielfache Behauptung aus Großgrundbesitzerkreisen, daß durch Siedlung die Produktion geschädigt werde, die Volksernährung leide, nicht schrecken lassen. Die Erfahrungen beweisen das Gegenteil. Unter anderem hat Professor Heinrich Sohnrey an praktischen Beispielen gezeigt, wie das Siedlungswerk die Produktion fördert. Auf einem Gute stieg der Roggenanbau nach der Zerschlagung von 200 auf 475 Morgen. Trotz Rückgang des Anbaues von Futtermitteln stieg auch die Viehhaltung z. B. von 64 auf 153 Stück Rindvieh und von 52 auf 220 Stück Schweine usw. (Vergl. den Artikel darüber in der „Bodenreform" 1923 Nr. 12.)

Diese wissenschaftlichen Feststellungen zeigen, daß der sozialdemokratische Antrag auf dem richtigen Wege ist, und es ist nur zu hoffen und zu wünschen, daß den Richtlinien recht bald die Verwirklichung durch die Gesetzgebung folgt.

Der Lebensraum des Industriearbeiters

Von Dr. Max Quarck

Werkstattausſiedelung. Unterſuchungen über den Lebensraum des Induſtriearbeiters. In Verbindung mit Eugen May, Dreher in Münſter a. Neckar, und Martin Grünberg, Dr. jur. in Stuttgart, von Dr. jur. Eugen Roſenſtock. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1922 (286 Seiten). — Zweiter Band der „Sozialpſychologiſchen Forſchungen" des Inſtituts für Sozialpſychologie an der Techn. Hochſchule Karlsruhe, herausgegeben von Profeſſor Dr. phil. et med. Willy Hellpach, Vorſtand des Inſtituts.

Der Verfaſſer dieſes Werkes iſt der frühere erſte Leiter der Frankfurter Akademie der Arbeit, der am Schluß des Buches davon erzählt, daß ſich im Schoße der Mitarbeiter jener Schule noch 1921 „Entrüſtung" gegen ſeine Arbeit und ihre Ergebniſſe erhoben habe. Das gewährt einen intereſſanten Einblick in die Taſtverſuche, die er mit der Organiſation der Akademie und dem Unterricht an ihr gemacht hat. Im erſten Anlauf ſind da wohl Bemühungen und Auseinanderſetzungen untergelaufen, die nicht recht zum Ziele führen konnten. Denn wer Roſenſtocks Schrift durcharbeitet, wird zweifellos zu dem Schluſſe kommen, daß ſie alles iſt, nur kein Lehrſtoff, den man mit Arbeitern behandelt, die eben in die wiſſenſchaftliche Arbeits- und Denkweiſe eingeführt werden ſollen.

Die „Werkſtattausſiedlung" iſt nämlich nicht etwa nur eine Spezialarbeit über eine beſtimmte Einzelfrage der Ausgeſtaltung des Arbeiterdaſeins. Sondern ſie iſt, was ihr Titel gar nicht ahnen läßt, ein umfaſſendes Bekenntnis von der Stellung des Verfaſſers zu großen und weltbewegenden Einſichten, Kenntniſſen und Lebensanſchauungen. Roſenſtock hat ſich darin von der Seele geſchrieben, wie er zum Sozialismus, zur Arbeiterbewegung, zur Sozialpolitik ſowie zur Maſſen- und Einzelpſychologie des Arbeiters ſteht. Dabei überwiegt die ſoziologiſche Neigung, für das Endergebnis der Forſchung das Hauptgewicht auf die ſeeliſche Befriedigung des einzelnen, hier des Arbeiters, zu legen. Eine gewiſſe Neigung zu pointierter Denk- und Ausdrucksweiſe begleitet jenes Streben nach dem individualiſtiſchen Endziel der Unterſuchung, der inneren Lebensbefriedigung des Proletariers. Das iſt nämlich im weſentlichen mit dem „Lebensraum des Induſtriearbeiters" gemeint. Gewiß ein Forſchungsziel höchſt wichtiger und ſympathiſcher Art! Daß der innere Gewinn eines modernen Fabriklers aus ſeiner mehr oder weniger automatiſchen Erwerbstätigkeit kein beträchtlicher iſt und daß der Inhalt eines ſolchen Arbeiterlebens ſchal und öde zu ſein pflegt, darüber herrſcht ſeit der Induſtrialiſierung des Abendlandes ziemliche Uebereinſtimmung. Wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über die Wege aus dieſem grauen Elend heraus können entweder nur groß angelegte Forſchungen zum Sozialismus überhaupt, oder Einzelarbeiten zur Feſtſtellung gewiſſer Einzelbedingungen für den Aufſtieg der Arbeiterſchaft ſein. Roſenſtock hat den Ehrgeiz und die unbändige Luſt, beides zugleich unternehmen zu wollen. Und das iſt ein bißchen viel.

Er ſchaltet in die Anfangskapitel eine Originalerzählung ein, die ein moderner Fabrikſchloſſer über ſeinen Lebenslauf (1887 bis 1920) gibt. Dabei dreht es ſich um die Niederſchrift eines geiſtig beweglichen und über dem Durchſchnitt ſtehenden Qualitätsarbeiters. Der Leſer ſoll auf dieſe Weiſe eine Kontrolle dafür bekommen, ob in den zahlreichen Tatſachen der Arbeitererzählung dieſelben Fragen und Antworten ſtecken, die nachher von Roſenſtock aufgeworfen und beantwortet werden. Nun iſt der erzählende Arbeiter der Typus eines grübelnden und „boſſelnden" Proletariers, der ſtark zum Selbſtändigwerden in irgendeiner Form neigt. Die Frage, ob er den Typus einer nennenswerten Mehrheit deutſcher Arbeiter darſtellt, wird gar nicht erörtert. Man kann darüber rechten. Jedenfalls aber hat Roſenſtock in dieſer Art Fabrikler den Typus geſehen, der ihm für ſeine Zwecke am meiſten intereſſierte. Und in dieſem Sinne, vor allem in der Richtung auf

etwaige Arbeitersehnsüchte nach dem Herauskommen aus dem Großbetrieb und nach größerer Selbständigkeit der Betätigung, ist denn auch in der Folge der Zusammenhang zwischen dem Lebenslauf und den Untersuchungen Rosenstocks gewahrt.

Am anfechtbarsten ist das stark generalisierende Kapitel „Führungsstufen in der Welt der Arbeit". So, wenn in dieser kleinen Geschichte der menschlichen Arbeit behauptet wird, „heute endlich" erst frage die Vernunft nach dem Menschen und seinem Schicksal bei der Arbeit (S. 88), oder wenn er Sätze aufstellt wie die folgenden: „die Ausbeutung liegt darin, daß die Menschen nur als Arbeitskraft und nicht nach ihrem eignen besondern Lebenslauf (!) beurteilt und behandelt werden." Wie allen Gelehrten, die stark nach „Originalität" streben, geht es Rosenstock auch hier. Er will vor allem neu systematisieren und kommt dabei zu argen Schiefheiten. Die erste Stufe des Industriezeitalters rechnet er bis 1870. Sie habe hauptsächlich nach dem Was und Wie der Fabrikation gefragt, nach Erfindung und Technik. Die zweite Stufe (1870 bis 1914) habe Großstädte und Weltmarktkonkurrenz gebracht und sich um das „Wieviel" und „Wie gut" der Waren gekümmert. Erst die dritte Stufe, seit dem Krieg und der Revolution, werfe die Fragen der Planwirtschaft und der Betriebspolitik, also das Wann und Wo der Arbeit auf. Der nächste Abschnitt über die Erhebung der Arbeiterschaft, d. h. über die sozialistische Arbeiterbewegung, widerlegt im Grunde selbst das Schematische und Irrtümliche der vorhergehenden Einteilung. Ganz richtig setzt er mit dem englischen Chartismus ein und kommt über Marxismus und deutsche Sozialdemokratie zur russischen Sowjetrepublik. Dabei fällt manches kluge, aber auch manches ganz unorientierte Wort. Während der enge Zusammenhang zwischen englischer Industrialisierung, englischer Handelsfreiheit und englischer Arbeiterbewegung als lange Zeit mitbefriedigter Teilnehmerin an der englischen Monopolstellung richtig dargestellt ist, wird die Verbindung zwischen allgemein wirtschaftlicher und politischer Entwicklung, z. B. der deutschen Arbeiterbewegung, kaum gesehen und noch viel weniger dargestellt. Der Blick für die große volkswirtschaftliche Entwicklung fehlt dem Verfasser.

Außerdem verfällt er gelegentlich in jenen individualistischen Kritizismus, der weit über das Ziel hinausschießt. So wenn er von der Unfruchtbarkeit der Gedankenwelt des Sozialismus in seiner zweiten Epoche, d. h. während der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung, spricht und sie zu erklären sucht. Als ob nicht das mächtige Ringen zwischen Internationalismus und Lassalleanern gerade in den ersten Teil dieses Zeitabschnitts gefallen wäre, und als ob der Kampf zwischen Revisionismus und Revolutionarismus um die Jahrhundertwende nicht ein ganz gewaltiges Stück geistiger Auseinandersetzung und Fortentwicklung in der deutschen Arbeiterbewegung bedeutet hätte!

Hierbei kommen dann noch Mißverständnisse vor, wie das komische mit Eduard Bernstein, der als „reiner Propagandist" bezeichnet wird, weil er gesagt habe, die Bewegung sei alles, das Ziel nichts. Ebenso irreführend und kaum begründet sind Sätze wie der folgende: „Der deutsche Arbeiter muß sich zwischen dem Osten und dem Westen, zwischen den Internationalen entscheiden; seine eigene Führerrolle ist dahin." Daß der deutsche Sozialismus aus der Arbeiterschaft eine ökonomische und politische Macht schuf, fällt bei Rosenstock viel weniger ins Gewicht als die andere Leistung des Sozialismus, die er sehr schön hervorhebt, daß der Proletarier durch ihn statt der zerstörten sinnfälligen und leiblichen Heimat eine geistige erhielt. Diese Betonung charakterisiert das ganze Buch. Sehr zutreffend zeichnet der Verfasser die Kommunisten und Ueberradikalen, von denen er folgendes sagt:

„Viel nachdenklicher muß es stimmen, daß Arbeiter, die Arbeiter bleiben wollen, die Organisationen im Stich lassen oder sogar beschimpfen. Sie lassen ganz von der

neuen dritten Stufe ihre Aufmerksamkeit fesseln und glauben dadurch diese dritte, die Verwirklichung, zu beschleunigen. Aber sie vergessen, daß ohne die Organisation die Kraft der Arbeiterschaft dahin ist. Keine Partei, auch die kommunistische nicht, kann das Proletariat wieder einigen, wenn sie doch erst die Heilighaltung des Organisationsgedankens untergräbt. In Rußland war eben nichts da, dessen Zerstörung die Gemüter verwirren konnte. In Deutschland ist aber etwas da, was der Arbeiter bisher als sein Werk respektiert hat. Man kann ihm diesen Respekt ausreden. Aber man nähme ihm diesmal damit allen und jeden Respekt vor irgendeiner Ordnung, weil man ihm die Zerstörung einer von ihm, dem Arbeiter, selbst aufgerichteten Ordnung anrät. Der Mann kann nicht, wie das Kind, seine Sandburg beliebig oft neu bauen. Was er aus eigenstem Willen mühevoll gebaut hat, das zu verleugnen, hieße geistig bankerott machen."

Daß Rosenstock wiederholt die christlichen Gewerkschaften rühmt, weil sie „aus allen drei Stufen" der sozialistischen Entwicklung „das Beste herauszuholen suchten", ist wieder eine seiner spirituellen Verirrungen, die dem Kenner der Arbeiterbewegung auffallen. Zumal ja Rosenstock die geschichtliche Notwendigkeit der Schaffung eines proletarischen Klassenbewußtseins, das die „Christlichen" bekanntlich ablehnen, durchaus einsieht und anerkennt. Den Uebergang zu seinem im Buchtitel angedeuteten Ziele findet dann Rosenstock so, daß er argumentiert: bis zur Verwirklichung des Sozialismus sind wir heute durch Lehre und Organisation gelangt. Für diese reichlich optimistische Annahme fehlt jede Begründung wirtschaftlicher Art. Bekanntlich ging der Kapitalismus wesentlich gestärkt aus dem Weltkrieg hervor. Dann wird fortgefahren: Verwirklichung einer Lehre kann „nur heißen," daß die Lehre „sich in Bewegung setzt und hinabsteigt zur Arbeitsstätte des einzelnen Handarbeiters" (S. 124). Die persönliche Lebensbahn des einzelnen Handarbeiters muß wieder einen sinnvollen Verlauf nehmen können (S. 129). Ein Hauptmittel zu diesem Zwecke ist die Werkstattausiedelung, die es möglich macht, daß Gruppen von zehn bis zwölf Arbeitern nach freier Wahl, aber im Einverständnis mit dem Unternehmer, aus dem Großbetrieb ausscheiden und unter selbstgewählter Leitung in einem kleinen Zweig- und Spezialbetrieb ihre Arbeit mit modernen Maschinen nach ihrem Kopfe bei der Einzelausführung, aber in bleibendem Zusammenhang mit dem Hauptbetriebe, besorgen. Das werde zahlreichen solcher Arbeitergruppen, wenn auch nicht der ganzen Masse des Proletariats, wieder kulturellen Lebensinhalt geben. Für diese Bewegung sind juristische und vertragstechnische Behelfe schon ausgearbeitet und dem Buche beigegeben. Auch ist zum Schluß dieser Weg nochmals gegen andere Vorschläge (Kleinaktie, Gilde, Bodenreform, Heimarbeit) abgegrenzt und die neue Arbeit, die damit den Betriebsräten zuwächst und sie hebt, herausgestellt.

Man sieht, wie hochgemut Rosenstock beginnt, und wie klein er endet. Der große Flug durch die Geschichte der Arbeit und ihrer Kämpfe in Europa, der manches in neuer Gestalt aus einer gewissen Höhe sehen ließ und unerschrocken feststellte, erscheint unfruchtbar und kaum lohnend, wenn er in solcher Kleinheit endet. Denn es kann ja, wie ausdrücklich von Rosenstock betont wird, kein Mittel gewonnen werden, das für die Allgemeinheit des lebenden Arbeitergeschlechts und seine nächste Zukunft in Frage kommt. Man kann den Vorschlag sicher wirtschaftlich, technisch und psychologisch weiter studieren. Für das „Ständigwerden" gewisser Arbeitsstellen gilt genau dasselbe. Zur allgemein wirtschaftlichen Fundamentierung der weitausgreifenden Urteile des Verfassers über Sozialismus und Arbeiterbewegung aber möchte man, gerade weil man ihn als heiß Strebenden kennen und schätzen lernt, stärkeres Eindringen in Geschichte, Theorie und Praxis der Volkswirtschaft und die materiellen Vorbedingungen allen geistigen Geschehens wünschen. Seines innigsten Verständnisses für die seelischen Bedürfnisse des Arbeiters ist man durchaus sicher.

Literarische Rundschau

Deutsch-nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1923. Verlag Eugen Diederichs, Jena. Schlüsselzahl 3,50 broschiert.

Die gemeinschaftsbildenden, die einzelnen Menschen verknüpfenden Faktoren finden an den Grenzen eines Volkes nie ihren Abschluß, so daß auch jetzt, trotz des sich überall offenbarenden nationalen Hasses, ein über die nationalen Grenzen hinausgehender Kulturverband doch etwas mehr ist als ein Selbstbetrug unbelehrbarer Ideologen. Trotz Kriegs- und Nachkriegszeit ist das europäische Kulturgewissen nicht gestorben und wird nicht sterben, dafür werden neben dem rein geistigen Band Wirtschaftsverbände, Telegraphen, Flugzeuge, Kongresse usw. sorgen. Zwar ist das Ideal der europäischen Völkergemeinschaft durch den Ententesieg getrübt, dafür ist aber das verschiedener kleinerer Völkergruppen mehr in den Vordergrund getreten, ebenso wie die schon vor dem Kriege eifrig gepflegte Idee einer deutsch-nordischen Zusammenarbeit. Zu begrüßen ist es daher, daß wiederum ein Jahrbuch zur Pflege dieser Verbindung auf den Markt gebracht wurde, dessen Herausgeber immer wieder den fruchtbaren Grundgedanken durchklingen läßt, daß nur auf der Achtung vor der eigenen und fremden Kultur eine reiche Gemeinschaft des Geistes entstehen kann, eine Auffassung, die uns besonders in Laurilas Artikel über Deutschland und Finnland entgegentritt. Besonders sympathisch berührt es ferner, daß Schmidt-Wodder, der einzige Vertreter der Deutschen im dänischen Parlament, auch in Nordschleswig günstige Vorbedingungen für einen deutsch-nordischen Austausch findet. Sonst versucht auch der Herausgeber Walter Georgi an Hand von vier Artikeln die Nordländer mit der gegenwärtigen deutschen Not bekanntzumachen; drei weitere Aufsätze werben für Stettin und die Greifswalder Institute, drei andere machen die Leser bekannt mit nordischen Wirtschaftsfragen usw.

Leider hat der Herausgeber es nicht verstanden, in der Fülle der Artikel — 19 an der Zahl — die gemeinschaftsbildenden Faktoren immer klar hervorzuheben. Wie das Buch vorliegt, ist es leider zu viel „Volkskunde" und zu wenig „Kulturaustausch"; denn nur an wenigen Stellen tritt uns als roter Faden die Kulturgemeinschaft entgegen. Beide Zwecke könnten, indem in „volkskundlichen" Aufsätzen mehr das Gemeinsame, die Tatsächlichkeit und Möglichkeit des „Kulturaustausches", hervorgehoben würde, einheitlicher zusammengefaßt werden. Ferner ist die Arbeiterklasse, besonders die Arbeiterjugend sowie die Frauenbewegung völlig außer Acht gelassen, trotzdem der Ideenaustausch zwischen der nordischen und der deutschen Arbeiterbewegung sehr intensiv ist. Auch leistet für eine Kulturgemeinschaft der Studentenaustausch sicherlich mehr als die Wanderausstellung finnischer Teppiche. Auf gleiche Mängel stößt man leider auch noch an anderen Stellen, was mich aber nicht abhalten soll, lobend auf das Jahrbuch hinzuweisen in der Hoffnung, daß nächstes Jahr etwas mehr geboten und die Idee der Volksgemeinschaft stärker herausgearbeitet wird. Grk.

Terhalle, Dr. F., **Das deutsche Bankwesen.** Band Nr. 16 von „Staat und Wirtschaft", Einzeldarstellungen in Grundrissen. Zentralverlag G. m. b. H., Berlin 1922, 48 S.

Ein knapper Ueberblick über die Haupttatsachen und -probleme des Bankwesens, gemeinverständlich geschrieben und zur Einführung trefflich geeignet. Als einziges Bedenken ist vorzubringen, daß die vom Verfasser angestrebte scharfe Scheidung der Funktionen, die der Bank im Rahmen der Zahlungsorganisation zufallen, und ihrer Aufgaben als Kreditinstitut nicht voll geglückt ist. Interessant ist die allerdings in sehr vorsichtiger Form geübte Kritik an der deutschen Kriegsfinanzpolitik. Carl Landauer

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 8 | Ausgegeben am 25. Juli 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Steigern verzinsliche Staatsschulden die Inflation?

Von Dr. Karl Landauer

Berufene und unberufene Köpfe haben nach Auswegen aus dem deutschen Finanzelend gesucht. Einer der berufensten, der Münchener Finanzwissenschaftler Prof. Dr. Walter Lotz, hat neuerdings in einer kleinen Schrift[1] sich für ein Heilmittel besonderer Art sehr warm eingesetzt. Er rät Konsolidierung der schwebenden Schuld, also Verwandlung der unverzinslichen Schatzanweisungen in eine verzinsliche Anleihe, und weiterhin Deckung des Staatsbedarfs mit Hilfe verzinslicher Anleihen, solange die Deckung durch ordentliche Staatseinnahmen nicht möglich ist. Lotz glaubt, daß auf diesem Wege der Währungszerrüttung zunächst einmal Einhalt getan werden könne, und daß es dann möglich sei, auch mit der Passivität des Staatshaushalts fertig zu werden. Die Anleihen selbst hält er heute allerdings — infolge der Fehler der deutschen Finanzpolitik — für unmöglich ohne Hilfe des Auslandes. Die Aussichten einer deutschen Währungsanleihe beurteilt Lotz nicht unbedingt ungünstig im Gegensatz zu dem Plan einer Reparationsanleihe, die er (schon vor der Zurückweisung des deutschen Maiangebots!) für eine Utopie erklärte.

Nicht bloß der Ruf des Verfassers, sondern vor allem auch die in der Schrift gegebene ausgezeichnete Darstellung des Reparationsproblems muß dem praktischen Vorschlage stärkste Beachtung in der Oeffentlichkeit sichern. Um so mehr ist kritische Prüfung am Platze. Die Kernfrage ist folgendermaßen zu stellen: Hat Lotz damit recht, daß die Ausgabe verzinslicher Staatsschuldscheine nicht inflatorisch, d. h. nicht teuerungssteigernd wirkt?

Die Beziehungen zwischen den Preisen und der Menge von Zahlungsmitteln wird beherrscht durch die Tatsache, daß grundsätzlich die Nennwertsumme der Zahlungsmittel gleich ist der Summe aller Warenpreise. Die Richtigkeit dieses Satzes ergibt sich daraus, daß alle Zahlungsmittel dem Wesen nach nur Anweisungen auf den Warenbestand der Gesellschaft sind. Sie werden letzten Endes nur deshalb als wertvoll eingeschätzt, weil man glaubt, Waren dafür erhalten zu können. Stellt man sich nun ein Inventar aller in der Gesellschaft vorhandenen Waren vor, in das jede Ware mit ihrer Preisgröße eingesetzt ist, und auf der anderen Seite ein Verzeichnis der in der Volkswirtschaft zirkulierenden Zahlungsmittel mit ihren Werten, so sind offenbar die Vorbedingungen für glatten Absatz aller Waren nur dann gegeben, wenn die Summen in beiden Verzeichnissen sich decken; ergibt sich ein Ueberschuß der Warenpreise, so müßten Waren übrig bleiben,

[1] **Valutafrage und öffentliche Finanzen in Deutschland.** Von Walter Lotz. Verlag Duncker u. Humblot, München und Leipzig. 1923.

für die schließlich keine Zahlungsmittel mehr vorhanden wären und die deshalb nicht verkauft werden könnten; ergibt sich ein Ueberschuß der Zahlungsmittel, so wären schließlich keine Waren mehr da und die Anweisungen, als welche uns die Zahlungsmittel erscheinen, blieben ungedeckt.

Ein solches Uebrigbleiben von Waren oder Zahlungsmitteln kann aber nicht vorkommen, weil das Geld nicht eine Anweisung ist, die auf eine bestimmte Warenmenge lautet. Würden wir solche Anweisungen mit festem Inhalt haben, z. B. wahlweise auf 1 Pfund Zucker oder eine Eisenbahnfahrt Köln—Frankfurt oder 2 Theaterbesuche oder ½ Zentner Kohle usw. —, so wären bei jeder Aenderung im gesellschaftlichen Warenvorrat oder in der Menge der Anweisungen (oder, kann man hinzusetzen, in den menschlichen Bedürfnissen) Unstimmigkeiten unvermeidlich. (Auch das Arbeitsgeld, wie es in manchen sozialistischen Systemen vorgeschlagen ist, würde der Gefahr solcher Unstimmigkeiten ausgesetzt sein.) Es würden in derartigen Fällen immer entweder Waren unverkauft oder Anweisungen unbeliefert übrig bleiben. Im Gegensatz zu solchen Anweisungen mit festem Inhalt entsprechen unsere Zahlungsmittel Anweisungen auf einen verhältnismäßigen Teil des gesellschaftlichen Warenvorrats — auf soviel, als eben nach Maßgabe der vorhandenen Warenmenge und der umlaufenden Zahlungsmittel auf die einzelne Anweisung entfällt.

Wohl wissen wir, wenn wir einen 10 000-Markschein besitzen, daß wir nun 10 000 Mark Reichswährung in Händen halten; dies aber sagt uns wirtschaftlich höchstens dann etwas, wenn wir damit Schulden zu bezahlen haben; wollen wir dagegen unsere Bedürfnisse mit Hilfe dieses Zehntausendmarkscheins decken, so erfahren wir erst durch Herantreten an den Markt, wieviel er uns dienen kann. Je mehr Zahlungsmittel in der Volkswirtschaft vorhanden sind, je mehr daher gleichsam als Anweisungen von den Kauflustigen vorgezeigt werden, um so höher werden die Preise angesetzt, d. h. um so weniger Ware entfällt auf die einzelne Anweisung. Die Menge der Zahlungsmittel im Vergleich zur Warenmenge ändert daher selbst die Preise. Ist die Wertsumme der Zahlungsmittel größer als die Preissumme der Ware, so gehen die Warenpreise in die Höhe, und auf diesem Wege stellt sich die Gleichheit beider Summen wieder her. Uebersteigt dagegen die Preissumme der Waren die Wertsumme der vorhandenen Zahlungsmittel, so erscheint ein Ueberangebot von Waren auf dem Markte, infolgedessen sinken die Preise, womit die Anpassung erfolgt ist. Das ist der Mechanismus, den man gewöhnlich als „Nachfrage und Angebot auf dem Warenmarkt" bezeichnet.

Es ist also in der Wirtschaft eine Kraft vorhanden, welche die Summe der Warenpreise und die Summe der Zahlungsmittelwerte in Uebereinstimmung bringen will. Aber diese Kraft kann sich schon deshalb nicht bis ans Ende auswirken, weil ein Teil der umlaufenden Zahlungsmittel nicht als Anweisungen wirksam ist. Die auf die „hohe Kante" gelegten Zahlungsmittel sind für die augenblickliche Marktlage nicht vorhanden, sie sind Anweisungen, die jetzt nicht vorgezeigt werden, sondern erst künftig einmal vorgezeigt werden sollen. Welche Zahlungsmittel im einzelnen als vollkommen „gespart", als „gehortet" gelten müssen, so daß sie für das gegenwärtige Handeln der Menschen auf dem Markte ausscheiden; welche Teile des Zahlungsmittelumlaufs dagegen nur für Zahlungen in Bereitschaft ge-

halten werden und auf das Verhalten der Marktpersonen Einfluß ausüben — das ist im einzelnen außerordentlich schwer festzustellen. Es kann ja auch gar keine Rede davon sein, daß jemand etwa in der Lage wäre, die Gleichung Preissumme gleich Summe der Zahlungsmittel für eine bestimmte Volkswirtschaft wirklich durchzuführen. Es lassen sich keine Preisverzeichnisse aller in der Volkswirtschaft vorhandenen Waren aufstellen. Nur die grundsätzliche Tendenz zur Angleichung ist festzustellen.

Vergleichen wir nun einmal den Vorgang bei der Deckung des Staatsbedarfs mit Hilfe von Steuern mit dem Vorgang beim Staatshaushaltsausgleich mit Hilfe der Notenpresse. Wenn der Staat seinen Finanzbedarf durch Steuern deckt, so nimmt er seinen Bürgern einen Teil ihres Einkommens und zwingt sie, ihren Konsum einzuschränken. Um soviel, als die Bürger weniger verbrauchen, verbraucht aber der Staat mehr; diejenigen Personen, die zur Produktion Rohstoffe und Arbeitskräfte liefern, erhalten in entsprechendem Umfange ihr Entgelt vom Staat, der nunmehr einen größeren Teil der Produktivkräfte in seinen Dienst stellt, anstatt von Privaten.

Offenbar macht es für das Preisniveau und die Kaufkraft der Zahlungsmittel in diesem Falle gar nichts aus, ob der Staatsbedarf größer oder kleiner ist. Es tritt eben nur eine Konsumverschiebung ein. Ganz anders, wenn der Staat das, was er braucht, auf dem Wege des Notendrucks beschafft. In diesem Falle vermindert er nirgends den Konsum seiner Bürger, um seinen eigenen Konsum auszugleichen. Er entnimmt vielmehr auf Grund neuer, eigens zu diesem Zweck geschaffener Anweisungen Waren aus dem gesellschaftlichen Vorrat. Die Waren, die er verbraucht hat, werden durch die Produktion ersetzt, aber die dauernde Verschiebung des Verhältnisses zwischen Produktvorrat und Zahlungsmittel drückt sich aus in der Vermehrung der letzteren, in den ausgestellten Anweisungen, die nicht mehr aus dem Verkehr verschwinden.

Damit sind wir an die Kernfrage herangekommen. Wenn der Staat verzinsliche Anleihen aufnimmt und mit dem ihm geliehenen Gelde seinen Bedarf bestreitet, verschiebt er dann auch das Verhältnis von Warenvorrat und Warenanweisungen? Die Frage fällt zusammen mit folgender: Wirken die verzinslichen Schuldscheine, die der Staat ausstellen muß, als Warenanweisungen in dem gleichen Sinne wie die Banknoten?

Wer vom Staat verzinsliche Schuldscheine, Schatzanweisungen oder Anleihestücke erhält, kann damit dreierlei tun: entweder er kann die Stücke in seinen Kasten oder auf sein Bankdepot legen und jedes halbe Jahr die Kupons abschneiden. Oder er kann die Stücke gegen Sachwerte umtauschen; große Objekte, wie Häuser und dergleichen, wurden gelegentlich mit festverzinslichen Wertpapieren bezahlt, solange diese als feste Wertgrößen gelten konnten, und im Falle plötzlichen Stillstandes des Notendrucks würde dies wegen „Bargeldmangel" wahrscheinlich auch bei kleineren Objekten jedenfalls in viel größerem Umfang geschehen. Drittens kann er die Stücke zur Bank tragen und sich daraufhin Lombardkredit (gedeckten Kontokorrentkredit) geben lassen.

Im ersten Falle wirken die Schuldscheine nicht als Warenanweisungen. Sie werden nicht benutzt, um ihrem Eigentümer einmalig eine bestimmte Gütermenge zu verschafffen, sondern um ihm fortlaufend in der Form des

Zinses Anweisungen zuzuführen. Dagegen ist für den zweiten Fall klar, daß die Wirkung ganz die gleiche ist wie bei Noten. Und für den dritten Fall gilt dasselbe. Hier führt ja die Existenz der Anleihestücke unmittelbar zur Ausgabe von Zahlungsmitteln, die ganz ebenso wirken wie Noten (Girolgeld in der Form von Kontokorrentkrediten, Schecks, Wechseln).

Wir sehen: Ob verzinsliche Anleihestücke in bezug auf die Inflation anders wirken als Noten, hängt davon ab, ob sie mit Rücksicht auf ihren verzinslichen Charakter in höherem Maße gespart, d. h. nicht schon gegenwärtig als Anweisungen auf den Warenvorrat genutzt, sondern der Geltendmachung in der Zukunft vorbehalten bleiben. Die Möglichkeit, sie in der Gegenwart als Anweisungen zu nutzen, besteht ohne Zweifel, wie die Fälle 2 und 3 zeigen; es kommt nur auf den Sparwillen bei denen an, die Schuldtitel des Staates erwerben.

In normalen Zeiten wird der Sparwille bei verzinslichen Stücken, die über die Aufspeicherung für die Zukunft und die damit bedingte Vorsorge hinaus noch den Vorteil eines Einkommensbezuges gewährleisten, in ungleich höherem Maße gegeben sein als bei Banknoten oder Staatspapiergeld. Freilich hat auch vor der Währungszerrüttung die Verzinslichkeit nicht jedem Staatsschuldtitel die inflatorische Wirkung genommen; aber diese Wirkung kam damals, besonders angesichts der ständigen Steigerung der Produktivität und damit des Güterbestandes nicht zum Ausdruck.

In der gegenwärtigen Lage hängt die Behandlung von Staatsschuldtiteln durch die Gläubiger nicht wesentlich davon ab, ob sie verzinslich sind oder nicht; ausschlaggebend ist vielmehr, ob an eine Steigerung oder an ein weiteres Sinken des Geldwertes geglaubt wird. Ist das erste der Fall, so wird jeder gerne festverzinsliche Staatsanleihen behalten; er wird auch nicht leicht geneigt sein, sie als Unterlage für Kredit zu verwenden, denn er wird möglichst wenig Kredit nehmen, in möglichst geringem Umfange Markschuldner sein wollen. Er wird aber ebenso auch Noten behandeln, d. h. er wird sie entweder „hamstern" oder auf der Bank einzahlen, und das letztere läuft entweder auf eine Vernichtung von Giratgeld (Kontokorrentschulden) oder auf eine Anhäufung von Noten bei der Bank hinaus, da ja die Abneigung, Schuldner zu werden, unter den gemachten Voraussetzungen eine allseitige ist. Besteht dagegen kein Vertrauen zum Wiederanstieg oder wenigstens zur Festigung des Markwertes, so wird jeder einzelne versuchen, die Staatsanleihen ganz wie Noten möglichst rasch gegen Sachwerte loszuwerden und, wenn er das nicht kann, sie zu verpfänden, damit er als Schulder an der Geldentwertung das gewinnt, was er als Gläubiger verliert.

Nicht anders als das Inland verhält sich das Ausland. Eine Papiermarkverzinsung wird die Haltung gegenüber irgendwelchen Papieren, die auf Mark lauten, nicht entscheidend beeinflussen. Denn was macht die Papiermarkverzinsung aus gegenüber den gewaltigen Veränderungen, die im Wert von Marknoten wie von deutschen Staatsschuldverschreibungen infolge der Valutadifferenzen eintreten? Glaubt das Ausland an die Mark und den Wiederaufstieg zum mindesten ihres äußeren Wertes, dann wird es auch deutsche Banknoten nehmen, oder es hat kein Vertrauen auf Markstabilisierung, dann gelingt auch keine Anleihe, und wenn sie wirklich unter Ausnutzung vorübergehender Stimmungsmomente von einem geschickten

Finanzminister zur Zeichnung gebracht wird, dann strömt sie alsbald im Austausch gegen Sachwerte nach Deutschland zurück.

Weder nach innen noch nach außen bietet eine Umwandlung der unverzinslichen Schatzscheine, auf Grund deren Banknoten ausgegeben sind, in eine verzinsliche Reichsanleihe Vorteile, die den schweren Nachteil und die inflatorische Wirkung der Zinsbelastung aufwiegen könnten. Denn darüber muß man sich schließlich doch klar sein: würden wir heute, wie Lotz das will, die „schwebende Schuld" in verzinsliche Anleihen verwandeln, so würde das eine ungeheure Belastung des Reichshaushalts, ein ungeheures Hindernis für alle Bestrebungen bedeuten, künftig ohne Notenpresse auszukommen. Eine deutsche Auslandsanleihe in sehr mäßigem Umfange hat nach Regelung der Reparationsfrage und erfolgter Stabilisierung Sinn, wenn die Einzahlung in Devisen erfolgt, um der Reichsbank einen Regulierungsfonds zu schaffen. (Selbstverständlich müssen dann die Schuldverschreibungen auch in Devisen verzinslich und rückzahlbar sein, weshalb der Umfang der Anleihe eben sehr vorsichtig bemessen sein muß — wofür übrigens schon die sicherlich nicht allzu weiten Grenzen des deutschen Kredits sorgen werden.) Eine „Konsolidierung" der unverzinslichen Reichsschatzscheine aber mit Hilfe einer auswärtigen oder inneren Anleihe wäre direkt ein Verhängnis, wenn sie gelingen würde — ganz ebenso, wie ein Gelingen der Dollaranleihe vom März ein Verhängnis für die Reichsfinanzen geworden wäre.[1]

Der Niedergang des Parlamentarismus

Von **Franz Laufkötter**

Als vor 75 Jahren der deutsche Parlamentarismus in der Frankfurter Paulskirche seine Geburtsstunde erlebte, richteten sich die Blicke aller politisch orientierten Deutschen auf die Nationalversammlung, in der die geistreichsten Männer Deutschlands vertreten waren. Mit richtigem Instinkt sah man in dieser Volksvertretung den Ausdruck des souveränen Volkswillens und das Gegengewicht gegen die absolute Fürstengewalt. Die alte Autokratie der Fürsten, die auf den Trümmern der mittelalterlichen Gemeinfreiheit errichtet worden war, war unter den Frühlingsstürmen der Märzrevolution zusammengebrochen, der Gedanke der Demokratie hatte gesiegt. Die Freiheit der Einzelpersönlichkeit, das Selbstverwaltungsrecht der Gruppen, das Selbstbestimmungsrecht der Volksgemeinschaften und die politische Einheit Deutschlands war das Ziel der Demokratie. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles wurde das deutsche *Volksparlament* betrachtet, denn wie hätte man sonst die demokratischen Gedanken und Forderungen in die Wirklichkeit umzusetzen vermocht. *Der Parlamentarismus ist nun einmal die einzige Form praktischer Demokratie*, er bildet den festen Damm zwischen der Tyrannei eines absoluten Herrschers und der Diktatur einer Sippe rücksichtsloser Demagogen; wird dieser Damm durchlöchert oder gar gebrochen, dann Ade Freiheit und Recht. Was soll ein Volk, das seine Geschicke in die eigene Hand nehmen will, auch anders tun, als daß es Männer und Frauen seines Vertrauens wählt und delegiert, damit sie die Geschäfte des Volkes besorgen? Darum wäre es der verhängnisvollste Fehler, wollte es auf das parlamentarische System verzichten

[1] Vgl. „Neue Zeit", 41. Jahrg. Bd. 1 Nr. 2 und Nr. 6.

und damit nicht nur das Bollwerk gegen Absolutismus und Demagogie niederreißen, sondern auch sich jeder Möglichkeit berauben, ein geordnetes Staatsleben im Sinne der Neuzeit zu gestalten.

Aus diesem Grunde bildet der Niedergang des Parlamentarismus, diese tiefbedauerliche Erscheinung der Gegenwart, gerade für das deutsche Volk eine große ungeheure Gefahr, weil die Verschoselung und schließliche Beseitigung des parlamentarischen Systems die Freiheit in Deutschland vernichten würde. Es verlohnt sich deshalb, einmal die Totengräber des Parlamentarismus und ihrer verbrecherischen Wühlarbeit unter die Lupe zu nehmen sowie auch den anderen Ursachen nachzuspüren, die den Niedergang des Parlamentarismus verschulden.

Daß die grundsätzlichen Gegner der Demokratie, die Rechtsreaktionäre und die Linksradikalen, mit Eifer darauf aus sind, den Parlamentarismus in den Augen der Wähler herabzusetzen und damit den Parlamenten das Grab zu graben, darf niemanden wundern. Sie glauben, besser dabei zu fahren, wenn sie ohne Mitwirkung einer gewählten Volksvertretung und ohne Kontrolle des Volkes ihre Geschäfte betreiben können. Das Treiben dieser Antiparlamentarier nimmt allgemach unerträgliche Formen an. Die Saboteure des Parlamentarismus scheuen vor keinem Terrorismus zurück; sie wenden alle Kniffe und Pfiffe an, um den Parlamenten in Staat und Gemeinde das Leben zu erschweren. Neben den geschäftsordnungsmäßig zulässigen Mitteln werden Methoden angewandt, die jegliche Geschäftsordnung und Geschäftsführung unmöglich machen. Die Obstruktion, die an und für sich ein parlamentarisch erlaubtes Mittel ist, wird neuerdings planmäßig über die Grenzen der Geschäftsordnung hinaus getrieben. Die Dauerreden, die den Zweck verfolgen, die Zuhörer zu ermüden und die Zeit zu vertrödeln, werden begleitet von den lieblichen Tönen der Pultdeckel, der Zinnteller, der Kuhglocken, der Signalpfeifen und anderer zweifelhafter Musikinstrumente. Die gegenseitigen Beschimpfungen werden gesteigert bis zu gegenseitigen Prügeleien. So wird denn das Parlament zu einem Tummelplatz wilder, ungezügelter Leidenschaften, zu einer Arena, in der nicht mit den Waffen des Rechts und des Geistes gekämpft wird, sondern mit den Mitteln brutaler Gewalt, mit dem „Rüstzeug der Barbaren".

Daß die Parlamente, die auf Würde halten und sich die Arbeitsfähigkeit wahren wollen, sich einen derartigen Skandal auf die Dauer nicht können gefallen lassen, leuchtet ohne weiteres ein. Fraglich ist nur, welche Mittel sie anwenden sollen, um einem solch unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen. Da jedes Parlament das Recht und die Pflicht hat, dem Volke gegenüber seine volle Schuldigkeit zu tun, indem es alle die Arbeiten erledigt, die ihm seine Wähler aufgetragen haben, muß es alle Maßregeln ergreifen, die geeignet erscheinen, jene Elemente, die sich der parlamentarischen Ordnung nicht fügen wollen, energisch an die Leine zu nehmen und die unverbesserlichen Störenfriede, die die parlamentarischen Arbeiten bewußt und planmäßig sabotieren, durch Ausschließung unschädlich zu machen. Es muß eine Geschäftsordnung geschaffen werden, die dem Präsidenten die Möglichkeit gibt, gegen die Saboteure der parlamentarischen Arbeit erfolgreich einzuschreiten. Welche Mittel anzuwenden sind, darüber muß die Praxis entscheiden, die Hauptsache ist, daß sie Erfolg haben. Wer einem Parlamente dieses Recht der Notwehr gegen unbotmäßige Mitglieder ab-

streitet und sich dabei auf die Freiheit und Unverletzlichkeit der Volksvertreter beruft, der verkennt die allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Freiheit eines jeden Menschen, also auch die eines Parlamentariers, beschränkt wird durch die Rechte seiner Mitmenschen, und daß seine Unverletzlichkeit nur so lange unangetastet bleiben darf, wie er sich selbst von einer Verletzung anderer Menschen fernhält. Ein Parlamentarier hat zweifellos das Recht, die Interessen seiner Wähler zu vertreten, und in diesem Rechte muß er gegen alle Angriffe und Hindernisse geschützt werden; aber er hat nicht das Recht, die Interessen des gesamten Volkes zu schädigen. Da das Recht der Gesamtheit höher steht, als das Recht einer Gruppe oder eines Einzelmenschen, so macht sich ein Parlamentarier, der, unbekümmert um fremde Rechte, seinen eigenen Willen oder den Willen seiner Partei durchsetzen will, eines Verstoßes schuldig gegen den Geist des Rechts und gegen den Willen des Gesetzgebers.

Der Hinweis auf Vorgänge früherer Zeit und die daraus abgeleitete Behauptung, daß die parlamentarische Obstruktion und Sabotage heute ebenso berechtigt sei wie früher, geht fehl. Früher befand sich der deutsche Parlamentarismus in einem fortwährenden Kampfe gegen den Absolutismus, der auf sein Alleinbestimmungsrecht nicht verzichten wollte und nur gezwungenermaßen einen Schritt zurückwich, weshalb eine schärfere Kampfesart verständlich erschien. Heute aber, im Zeitalter der Republik, hat in Deutschland die Demokratie gesiegt, der Wille des Volkes kommt im Parlament zum Ausdruck, und daraus ergibt sich für einen Demokraten eine ganz andere Stellung zum Parlamentarismus. Das Parlament ist nicht mehr ein Saal, in dem Reden zum Fenster hinaus gehalten werden, es ist eine Stätte der Arbeit, an der praktische Politik zum Wohle des Volkes getrieben werden soll. Wohl mag man es bedauern, daß die Zusammensetzung des Parlaments noch viel zu wünschen übrig läßt — dieser Fehler kann und muß durch eine Aufklärung der Wählermassen im Lande repariert werden —, wohl soll man sich bemühen, auch innerhalb des Parlaments für Gedanken, Ziele und Forderungen seiner Partei zu werben, aber dabei darf man niemals vergessen, was man der Würde des Parlaments schuldig ist.

Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, daß es leider noch Parlamentarier gibt, die das Parlament mit einem Radautheater oder einem Boxerklub verwechseln. Wenn infolgedessen die Leitungen der Parlamente genötigt gewesen sind, äußerst scharfe und sogar polizeiliche Maßregeln zu ergreifen, so mögen sich die Schuld daran jene Elemente zuschreiben, die aus angeborener Roheit, aus Fanatismus oder aus Böswilligkeit die Parlamentsarbeit sabotieren und den Parlamentarismus verschofeln. Diesen Verschofelungspolitikern, die mit der Ehre und der Zeit des Parlaments bewußt und planmäßig Schindluder treiben, muß ihr Handwerk gelegt werden, eventuell auch der Stuhl vor die Tür gesetzt werden. Hier gibt es nur ein Entweder — Oder. Entweder man stellt sich auf den Boden der Demokratie, deren Werkzeug das Parlament ist, und dann muß man sich so benehmen, wie es in einer anständigenn Gesellschaft Brauch ist, oder man stellt sich auf den Boden der Demagogie, deren Ausdruck die Rechts- oder Linksdiktatur ist, und dann hat man in einem Parlamente

nichts zu suchen. Dies gilt ebensogut für das Parlament des größten Staates wie das der kleinsten Gemeinde.

Um den Gemaßregelten die Möglichkeit zu geben, auch außerhalb des Parlaments ihr Recht zu suchen, erscheint es angebracht, einen Staatsgerichtshof, aus Nichtparlamentariern bestehend, ins Leben zu rufen, der die gegen sie angewandten Disziplinarmittel auf die Rechtsgültigkeit prüft. Sind die zwei Instanzen vorhanden: der unparteiische, durch das Parlament kontrollierte Präsident und der unparteiische Gerichtshof, so sind das Recht des Parlaments auf Würde und Arbeitsfähigkeit und das Recht der Mitglieder auf Vertretung ihrer Parteiinteressen in gleicher Weise gewahrt. Damit schwindet jedes Bedenken, dem Parlament das Recht der Notwehr gegen seine Mitglieder zu erteilen und ihm die Befugnis zu geben, alle die Mittel zu ergreifen, die geeignet sind, Sabotageakten vorzubeugen oder sie zu vereiteln. Damit wird auch dem Gerede jener Fanatiker der Boden entzogen, die für sich alle Freiheit in Anspruch nehmen, aber ihre Mitmenschen unter die Knute bringen wollen, die Demokratie mit Demagogie verwechseln.

Neben der offenen Sabotage des parlamentarischen Systems, der sich die Gegner der Demokratie bedienen, finden wir noch eine andere Ursache, die zum Niedergang des Parlamentarismus beiträgt. Wenn die Parlamente nicht mehr das Ansehen genießen, das ihnen in früheren Jahren gezollt wurde, so liegt das zum Teil an dem Verhalten der Parlamentarier selbst. Man kann häufig die Aeußerung hören, daß das geistige Niveau der Parlamente in den letzten Jahrzehnten immer mehr gesunken sei, weil es an geistig hochstehenden Persönlichkeiten mangle, die sich parlamentarisch betätigen möchten. Dabei werden begründend die Namen jener Männer aufgezählt, die als Zierden der Parlamente in der Erinnerung des deutschen Volkes fortleben. Diese Meinung beruht wohl weniger auf Tatsachen, als vielmehr auf der bekannten Illusion, die die Vergangenheit der Gegenwart gegenüber mit einem vergoldeten Glanze umgibt. Zweifellos zählen auch heute noch die Parlamente tüchtige Männer und Frauen aller Berufe zu ihren Mitgliedern — es fehlt den Zeitgenossen nur an der Distanz der Beurteilung —, aber es hat doch den Anschein, als ob die parlamentarische Arbeit als solche nicht mehr so ernst genommen würde, wie in früheren Jahren. Einerseits wird viel zu viel geredet, man könnte sogar sagen, es wird viel zu viel leeres Stroh gedroschen, und andererseits zeigt sich vielfach ein sehr geringes Interesse an den Debatten und Verhandlungen. Einem parlamentarischen Neuling fällt es unangenehm auf, daß zahlreiche Mitglieder eines Parlaments die parlamentarische Tätigkeit als eine Nebensächlichkeit, wenn nicht gar als eine Nichtigkeit betrachten, und wie die Tribünenbesucher über das Leben und Treiben der Parlamente aus eigener Anschauung heraus urteilen, ist sattsam bekannt. Nicht umsonst werden bei der Beurteilung der parlamentarischen Tätigkeit Ausdrücke gebraucht, wie Schwatzbude und ähnliche, die geeignet sind, die Parlamente in den Augen der Wähler und Wählerinnen verächtlich zu machen. Dagegen gibt es kein anderes Mittel, als daß die Parlamentarier es ernster nehmen mit ihrer Arbeit, daß sie mehr Pflichtbewußtsein entwickeln und daß sie in ihrem gesamten Tun und Lassen mehr Rücksicht nehmen auf die Würde des Parlaments. Wenn dies geschieht, so wird sich auch das Renommee des Parlamentarismus allmählich wieder heben. Die parla-

mentarische Arbeit wird in der öffentlichen Meinung wieder den Ruf genießen, den sie früher genoß, zumal wenn die Wählermassen darüber aufgeklärt werden, daß die eigentliche parlamentarische Arbeit nicht im Plenum, sondern in den Ausschüssen geleistet wird.

Endlich scheint der Niedergang des Parlamentarismus auch darin seinen Grund zu haben, daß die Erwartungen, die die Volksmassen auf die Parlamente setzen, vielfach getäuscht worden sind. Die Wirkungsmöglichkeiten der parlamentarischen Arbeit wurden und werden offenkundig überschätzt, und diese Ueberschätzung wird noch künstlich gesteigert durch die Versprechungen, die den Wählern und Wählerinnen in der Wahlbewegung gemacht werden. Da wird das Blaue vom Himmel versprochen, die eine Partei sucht die andere zu überbieten, und so werden die Geister mit Hoffnungen erfüllt, die beim besten Willen niemals verwirklicht werden können. Die Parlamente vermögen ja nur gesetzgeberische Arbeit zu leisten, die Ausführung der Gesetze liegt in den Händen der Verwaltungsbehörden, und wenn diese versagen oder gar den Geist der Gesetze fälschen und den Willen des Gesetzgebers ins Gegenteil verdrehen, dann vermögen die besten Gesetze nichts Gutes zu schaffen. Die Schuld an diesem Versagen wird den Parlamenten zugeschoben, trotzdem sie am wenigsten Schuld haben. Da redet man denn von Gesetzesmacherei und bestreitet der heutigen Zeit den Beruf zur Gesetzgebung. Hinzu kommt noch, daß auch die besten gesetzgeberischen Maßnahmen nicht imstande sind, die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse zu meistern. Das Wirtschaftsleben spottet der gesetzgeberischen Regelung, es gestaltet sich nach inneren Gesetzen und flutet über die Gesetzesparagraphen hinweg. In ihm spielt das Einzelinteresse und das Gruppeninteresse eine Rolle, das die Gesetze wie Zwirnsfäden zerreißt und sich mit unwiderstehlicher Gewalt durchsetzt. Auch das Aufeinanderstoßen der gegenteiligen Interessenvertretungen in den Parlamenten trägt dazu bei, die Gesetzgebungsmaschine zur Wirkungslosigkeit zu verurteilen.

Ebenso liegt es auf den anderen Gebieten des öffentlichen Lebens. Auch hier handelt es sich im wesentlichen um Dinge, die Imponderabilien und deshalb gesetzgeberisch nicht zu erfassen sind; es kommen überdies hier noch Ueberlieferungen, Gewohnheiten, Vorurteile und Stimmungen in Betracht, die sich auf dem Wege der Gesetzgebung nicht überwinden lassen. Die moderne Menschheit ist anders veranlagt, als die Menschen der Vergangenheit; sie betont das Recht der Persönlichkeit und der Selbstbestimmung, sie tritt an die neuen Gesetze mit kritischen Blicken heran. Hierin wird sie von den Zeitungen aller Schattierungen unterstützt, die jeden Gesetzentwurf und jedes neue Gesetz unter die Lupe nehmen und nach allen Regeln der Kunst zerreißen, die je nach dem Parteistandpunkt an dem Ding kein gutes Haar lassen. Daß dadurch das gesetzgeberische Wirken und das Ansehen der Parlamente nicht gerade gefördert wird, leuchtet ohne weiteres ein.

Die Kritik der Parlamente und der parlamentarischen Tätigkeit ist eine natürliche Begleiterscheinung der modernen Demokratie. Im Zeitalter der offenen und verhüllten Autokratie der Fürsten und Obrigkeiten hatte das Volk nicht mitzuwirken und mitzubestimmen; es war lediglich das Objekt der Gesetzgebung.

Die Untertanen mußten das Maul halten, sie durften höchstens heimlich murren und die Faust im Sack ballen, aber öffentlich mußten sie sich verbeugen vor der tiefen Weisheit ihrer erlauchten Landesväter und deren Gehilfen. Heute ist das Volk Subjekt der Gesetzgebung geworden, indem es durch seine gewählten Vertreter sich selbst die Gesetze gibt. Da erwacht selbstverständlich die Kritik in voller Oeffentlichkeit und wirkt als ein Korrektiv gegenüber der parlamentarischen Tätigkeit. Wenn der Parlamentarismus ein Mittel ist zur Verwirklichung der Demokratie, so ist umgekehrt die Demokratie ein Mittel zur Gesundung des Parlamentarismus. Je mehr die Parlamentarier und die Wähler das Wesen der Demokratie verstehen lernen und die Unmöglichkeit erkennen, sie durch ein anderes System zu ersetzen, desto mehr wird auch die Bedeutung der Parlamente erkannt werden. Die Erziehung der Massen zur Demokratie wird auch dem Niedergang des Parlamentarismus Einhalt tun, weil einerseits Klarheit geschaffen wird über das Wesen, die Notwendigkeit und die Grenzen der parlamentarischen Tätigkeit und weil andererseits auch die Erwählten der Massen mehr als bisher ihre Pflicht und Schuldigkeit tun werden, da sie fühlen, daß die klaren, geschulten Blicke ihrer Wähler und Wählerinnen auf sie gerichtet sind. Die geistige und sittliche Hebung der Wählermassen, die sich nicht mehr als Stimmvieh fühlen, die sich vielmehr ihrer großen Verantwortung bewußt geworden sind, wird auch den Parlamentarismus heben und ihm jene Stelle im öffentlichen Leben geben, die ihm seiner Bedeutung und seiner Unersetzlichkeit nach zukommt.

Das historische und das soziologische Gesetz der Erkenntnis

Von Dr. Walter Israel

I.

Beim Studium der Geschichte der Philosophie ist es für mich stets das interessanteste Erlebnis gewesen, den Wandel zu verfolgen, den der Begriff der Substanz und mit ihm der des Ewig-Seienden unterlag. War das Suchen nach dem Ewig-Seienden zu Beginn der griechischen Philosophie zugleich ein Streben, die eine Substanz zu finden, aus der die Natur entsteht; wurde das Ewig-Seiende bei Plato zur Idee und die Substanz ihrer begrifflichen Bedeutung näher gebracht, ja sogar in Vorausnahme Descartesscher Gedanken die Substanz als geometrische Figur erwähnt, wobei bei aller richtigen Einschätzung Platos ein Rest des Hanges zum Verdinglichen festgestellt werden muß; wurde im Mittelalter, zum Mythos zurückgehend, Gott zum Ewig-Seienden und die Substanz zur Substanz Gottes; führte die Entwicklung dieser Geschichte, mit Kepler und Galilei einsetzend, in der modernen mathematischen Naturwissenschaft schließlich dazu, die Substanz als Begriff und das Ewig-Seiende als Idee des Gesetzes einer Wissenschaft zu erkennen; so ist gewiß allein schon dieser Wandel an sich etwas höchst Wunderbares, stellt er doch den Weg der Selbstbesinnung der Vernunft dar.

Das Streben, in diese Geschichte des Denkens tieferen Einblick zu gewinnen, führt nacheinander zu folgenden Fragen:

Ist die Methode des Denkens einem analogen Wandel unterworfen, wie wir ihn bei der Wandlung des Begriffs des Ewig-Seienden vorfinden? Ferner — da die

erste Frage zu bejahen ist, wie sich zeigen wird —: Gehorcht der Wandel der Methode des Denkens dem Prinzip der ökonomischen Geschichtsauffassung?

* * *

Um die Hypothese vom Wandel der Methode des Denkens zu beweisen, ist ein Zurückgehen bis auf die Art der Begriffsbildung bei den Naturvölkern notwendig. Hier anschließend muß dann die Entwicklung der Art zu denken bis zur Gegenwart verfolgt werden. Aber bei jedem Versuch der Erforschung der Abweichungen in der Methode zu denken ist es Voraussetzung, daß ebenso der Standpunkt des Historikers, vorzüglich des Ethnologen und Soziologen, wie der des Philosophen voll zur Geltung kommt. Nicht darf der historische Blick durch das erkenntnistheoretische Interesse, wiederum nicht dieses durch jenen vergewaltigt werden.

So sei zunächst mein philosophischer Standpunkt kurz fixiert, um dann besondere Untersuchungen anzuschließen, die zur Verifikation der beiden Hypothesen notwendig sind.

Auch mir gilt das Wort Hermann Cohens „Wir fangen mit dem Denken an". Die mannigfaltigen Formen, kurz „das Gegebene", welche dem Denken von „außen" „gegeben" werden, bilden im Akt der Erkenntnis eine unlösliche Einheit mit dem Denken. Das Denken gibt den Formen, dem Gegebenen, erst gemäß dem Standpunkt einen Inhalt. Und der Standpunkt, dieser Blickpunkt des Denkens, gibt dem besonderen Denken seinen Namen. Der Blickpunkt mag der Standpunkt der Naturvölker oder des modernen wissenschaftlichen Denkens — und hier wieder der der verschiedenen Wissenschaften — sein. Wenn hier nur diese beiden Standpunkte Erwähnung finden, so geschieht es deshalb, weil sie die beiden äußersten Punkte einer Entwicklung darstellen. Auf die Zwischenglieder wird später eingegangen werden. Das Denken ordnet gemäß den Kategorien die Formen und der Blickpunkt des Denkens erkürt sich gemäß seinem besonderen Standpunkt die besonderen Substanzbegriffe; die Kategorien sind uns die Kantischen; die Substanzbegriffe bedeuten uns die immer der Eigenart des Denkens entsprechenden substantialisierten Urteile. Hierin erweitere ich den so überaus fruchtbaren Gedanken Ernst Cassirers vom Substanzbegriff[1]), der bei ihm nur für die Naturwissenschaft Anwendung findet. „Denn im Begriff erkennen wir das substantialisierte Urteil; im Urteil spiegelt sich der Begriff aufgelöst in seinem Funktionalverhältnis wider. So mag schließlich sogar das Urteil als ein System aufgefaßt werden, dessen substantielles Symbol des Begriffs ist"[2]).

So werden die besonderen Begriffe beziehungsweise Urteile das Charakteristische der Standpunkte. Aber da mir die Kantischen Kategorien bleiben und ich nicht die Substanzbegriffe mit diesem Namen belege, ist nun die Möglichkeit gegeben, in der verschiedenen Betonung und Wichtigkeit, die das Denken der Kategorien beimißt, den Grund des historischen Wandels in der Bildung der Urteile wie Begriffe aufzuzeigen.

[1]) Ernst Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff; Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1910.

[2]) Walter Israel, Zur wissenschaftlichen Fortbildung des Sozialismus, Verlag Gesellschaft und Erziehung, Berlin-Fichtenau 1921, S. 9.

Es sei noch bemerkt, daß der Schematismus Kants entschieden abgelehnt wird und hierin schon Cassirer nicht mehr gefolgt werden kann. Raum und Zeit bleiben hier Kategorien. Ebenso ist auch die Reihenfolge, in der Kant auf der Tafel der Kategorien diese anführt, hier eine andere. Ich beginne mit der Qualität, der die Quantität folgt.

* * *

Beim Studium der Naturvölker bieten ihre Sprache wie ihre Mythen ein vorzügliches Material. Jedoch darf man nicht vom Beginn an von dem mythischen Denken schlechthin sprechen; man muß das Werden der Religion und des Gottesglaubens vom Ursprung an verfolgen.

Cunow weist mit Recht darauf hin, daß die moderne ethnologische Forschung deutlich zeigt, „daß nicht der Eindruck der Naturmächte oder der Naturerscheinungen, sondern in einem mit der kulturellen Entwicklung stetig steigenden Maße die soziale Lebensauffassung — die ihrerseits selbst wieder von der Art und Weise der Lebensunterhaltsgewinnung abhängt — die religiöse Vorstellung den sogenannten „Wilden" bestimmt"[3]). Den Naturvölkern ist die Natur nicht die unsrige; es ist „ihre" Natur, mit der sie durch ihre gesamten Lebensverhältnisse aufs engste verbunden sind. Die Verknüpfung ist eine ursprüngliche, nicht durch die moderne Zivilisation „geregelte". So werden ihnen die Naturprobleme zu persönlichen Fragen, die stets auf ihr eigenes Leben stärkste Beziehung haben. Die Natur wird vom Hordenmenschen stets egozentrisch betrachtet. So interessiert natürlich seine eigene Natur, die Beschaffenheit seines Ichs, ihn zuerst.

Seine Anschauungen über den Menschen sind typisch für sein Denken. Wenn z. B. der Bakairi Zentralbrasiliens den Satz „Jedermann muß sterben" (I, 21) durchaus für unbewiesen hält, den Tod nur für etwas Mögliches ansieht, der „auf den Eingriff irgendwelcher unbekannter Einflüsse, auf Zauberei" zurückzuführen ist, so sehen wir entsprechend, daß bei Eintritt des Todes das Leben, der Geist, aus dem Körper heraustritt und weiter ein selbständiges Dasein führt. Der Sitz der Seele ist bei den heute lebenden Naturvölkern „meistens im warmen Blut oder in der atmenden Brust" (I, 27). Ja, wir finden, daß die Seelen z. B. nach der Ansicht der Australneger „genau dieselben Körperformen, Sinnesorgane, Bedürfnisse und Schwächen wie die Menschen" besitzen (I, 39). So kann das Reich der Geister als etwas Selbstverständliches entstehen, da es eine Folgeerscheinung des Todes der Naturmenschen ist. Der Geisterkult ist somit wiederum rein egozentrisch entstanden als Anrufung eines Ahnengeistes, auf daß er nichts Böses mit seinen Nachkommen vornehme.

In Verfolg der Entwicklung der Mythen von der Geschlechtsgottheit, die nichts als der Anfang des modernen Gottesbegriffs ist, sehen wir immer wieder wie auf Grund sozialer Umgestaltung, des Wachsens der Verbände der Naturvölker durch Zusammenschluß einzelner Verbände, aus der Seele des Urahnen die Totengottheit und schließlich der Volksgott eines Reiches wird. Wir erleben mit dieser Tatsache zugleich eine Erweiterung des Mythos und schließlich erst auf wesentlich fortgeschrittener Stufe die Entstehung des Naturkults aus dem Ahnenkult. Aber auch dieser Naturkult ist aus einem

[3]) Heinrich Cunow, Ursprung der Religion und des Gottesglaubens, Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin (im folgenden als I zitiert), S. 19.

egonzentrischen Gesichtspunkt entstanden. „Schon bei den Polynesiern sahen wir, daß die Ahnengottheiten die Aufgabe zugewiesen erhielten, für die Unterhaltsmittel ihrer Nachkommen zu sorgen". So wird „die Hervorbringung von Wind, Regen, Sonnenschein usw. zu den wichtigsten Funktionen der Stamm- und Geschlechtsgötter" (I, 125). Diese geschilderte Aufgabe vermag „unter Umständen selbst in Völkerstämmen, in denen die totemische oder gentilizische Organisation noch in voller Kraft steht, die Ahnenqualität (der Gottheiten) oft dermaßen" zurückzudrängen, „daß in den Gebeten und Gesängen die Stammväter weit mehr als „Sonnenherren", „Regenspender", „Fruchtbringer" usw. angeredet werden, denn als Ur- und Stammväter" (I, 126).

Bei dem Versuch aus dem Geschilderten für die Methode des Denkens der Naturvölker Wesentliches herauszuheben, muß zunächst auf den egozentrischen Gesichtspunkt der forschende Blick gelenkt werden. Der Mythos ist, wie Dürkheim treffend sagt, in seiner logischen Klassifikation das Spiegelbild der sozialen. Aber tieferschürfend ist es nicht notwendig, auf diesen gewissermaßen äußeren logischen Denkakt allein einzugehen. Emile Dürkheim konnte für das eigentliche erkenntnistheoretische Problem kein Interesse haben, da er trotz aller Berührungspunkte mit dem Neukritizismus noch stark unter der Beeinflussung der englischen Empiristen steht.[4]) Auch lenkt sein biologischer Einschlag ihn auf andere Gedankenbahnen.

Die Tatsache, daß der Mensch selber den Ausgangspunkt aller Betrachtungen bildet, daß mit dem Wachsen der sozialen Verbände entsprechend diesen die Gottesvorstellung in der Breite wie auch in der Tiefe des Gesichtspunktes zunimmt, beweist die ständige Abhängigkeit des Inhalts des Denkens der Naturvölker von der sozialen Lage. Aber nicht nur gilt dies für den Inhalt des Denkens. Auch die Form des Denkens der Naturvölker ist von ihrer besonderen Lage beeinflußt. „Die Religion eines jeden Volkes ist nicht vom Verstande geschaffen und entwickelt, sondern von dem Wunsche, die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen und die Nöte des Daseins zu besiegen."[5]) Das bedeutet uns: Das Denken steht hier unter dem herrschenden Blickpunkt der Nützlichkeit und demzufolge ist das Urteilen stets ein in bevorzugtem Maße qualitatives. Aber nicht um die reine Qualität handelt es sich. Im Hinblick auf die ständige Bezogenheit des Denkens auf das menschliche Individuum wie auf seinen sozialen Verband haben wir es nicht mit der reinen Qualität zu tun, sondern mit einer wertenden Qualität. Die Kategorie der Qualität erhält die Betonung des Wertes. Die Bedeutung des Wertens als wesentlichsten Gesichtspunkt des primitiven Denkens sehen wir z. B. auch in der asiatischen Mythologie. Wenn hier „seltene Fälle von Mißgeburten in der Gestaltung der Götter widergespiegelt werden"[6]), so darf man wohl dies als eine Fortbildung des Ahnenkultus auffassen. Handelt es sich doch

[4]) Emile Dürkheim, Die Methode der Soziologie. Deutsche Uebersetzung Verlag Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig 1908.

[5]) K. Th. Preuß, Die oberste Gottheit bei den Naturvölkern, Zeitschrift für Ethnologie, Heft 1/5, 1922, S. 123.

[6]) H. Bab, Geschlechtsleben in der asiatischen Mythologie, Zeitschrift für Ethnologie, Heft 3, 1906, S. 287.

darum, den so pathologisch geformten Gott oder Urahn als bösen Geist zu verehren, um ihn hierdurch zu veranlassen, seine Mißbildung nicht auf Neugeborene zu übertragen.

Doch dieses Beispiel ist zugleich ein lehrreicher Hinweis, wie auch die Kausalität unter der Herrschaft des Wertens hier steht. Der Gott wird als verdinglichte Eigenschaft aufgefaßt. Der Gesichtspunkt des „pars pro toto" tritt uns hier in ursprünglicher Gestaltung entgegen. Der böse Urahn schlüpft in den Menschen hinein und ist selber die Mißbildung, z. B. eine Geschwulst. Wir haben es hier nur mit einer „Explikation" mit einer „Auseinanderlegung in die Form einer zeitlichen Begebenheit[7]) zu tun.

Zwei weitere Beispiele mögen zur Veranschaulichung der dem Denken der Naturvölker eigenen Kausalität dienen. „v. d. Steinen gibt ausführliche Berichte, wie der Medizinmann der Bakairi Haare oder Blut der Menschen, denen er Uebles antun will, mit den verschiedensten Giften in einer Kalebasse fest verschließt, mit Gift getränkte Wollfäden in dessen Hütte versteckt, oder mit einem kleinen Pfeil in einen Baum neben derselben hineinschießt, um den Bewohner krank zu machen. Wenn er jemand töten will, wird die getrocknete Haut von dem Mittelfinger einer Leiche mit Giften zerrieben, in den Schlund einer Eidechse gesteckt, diese fest verschnürt in einen Topf mit Wasser geworfen und derselbe auf das Feuer gestellt. Wenn die Eidechse stirbt, stirbt auch der Mann."[8]) Der Ansicht Cassirers kann hier zugestimmt werden: „Beide Glieder des kausalen Verhältnisses, die „Ursache" wie diese „Wirkung", werden . . . hier als konkrete Dinge gefaßt und als solche aufeinander bezogen. Das Geschehen erhält die Form des Uebergangs von einer Dinggestalt in eine andere." (II, 31.) Doch kann diese Erläuterung Cassirers nicht genügen. Weshalb denken die Naturvölker derartig? Die Kategorie der Kausalität befindet sich noch völlig im Banne der Kategorie des Wertes. Ein gleicher Wert muß einen gleichen Wert zur Folge haben; das „In Bezug setzen", die Relation im modernen Sinne, ist noch völlig unbekannt. Ein starres Nebeneinander ist hier. Die relative Nähe eines Wertes schafft den neuen Wert im benachbarten Ding. Nur relativ wenige Formen bieten sich dem Denken des Naturmenschen und erlauben diesem noch gemäß seinem egozentrischen und — wie wir sehen — mithin wertenden Gesichtspunkt starr die Dinge zu betrachten und im Uebergreifen von Qualitäten die causa zu suchen. Der Animismus ist der Ursprung dieser Art der Methode des Denkens. Denn Eigenschaften werden ebenso wie umgekehrt zu Seelen, Dämonen, Urahn-Seelen; und wiederum diese, die Werte verkörpernd, bringen der Stelle, zu welcher sie gehen, die Eigenschaft.

Diesem Ursprung der Methode des Denkens aus dem Animismus ist sich der primitive Mensch keineswegs bewußt. Ein weiteres Beispiel diene gleichfalls zur Veranschaulichung des aufgezeigten Ursprungs des Denkens. Die

[7]) Ernst Cassirer, Die Begriffsform im mythischen Denken, Nr. 1 der „Studien der Bibliothek Warburg", herausgegeben von Fritz Saxl, Verlag B. G. Teubner 1922 (im folgenden als II zitiert); S. 19.

[8]) Ida Lublinski, Der Medizinmann bei den Naturvölkern Südamerikas, Zeitschrift für Ethnologie, Heft II/III, 1920/21; S. 257 ff.

Schilderung der Weltentstehung geschieht stets derart, daß der Beginn eines neuen Zustandes allein mit den Worten „Nun entstand" erzählt wird. Das „Wie" des Entstehens wird nicht erläutert. Die moderne Kausalität interessiert nicht; die Aenderung der Qualität, die Umgestaltung des Wertes für den Menschen, ist das allein Wichtige. Deshalb werden nur „Dingphasen einfach in ihrem Nacheinander erfaßt" (II, 31), dann ist das Werden als eine Reihe zeitlich aufeinander folgender Werte begriffen.

Wir sehen, der egozentrische Gesichtspunkt ist der Ursprung und die Grundlage der Methode des Denkens der Naturvölker. Dieser Gesichtspunkt ist in der sozialen Lage bedingt und auch die Starrheit des Denkens, das Unterlassen des Aufsuchens von Funktionen, ist in der Einfachheit der sozialen Situation begründet. Eine gewaltige Menge von Formen wie dem Denken des modernen Menschen (um ein Extrem nur anzuführen) werden dem Denken des Naturmenschen nicht gegeben, weder zeitlich noch räumlich. So wird durch keine Infizierung einer Vielheit von gegebenen Formen sein Denken zum Gesichtspunkt (wiederum um nur durch das Extrem recht deutlich zu sein) des wissenschaftlichen Denkens, eines „funktionalen" Standpunktes, angeregt. Es kann der Gesichtspunkt des Animismus und mit ihm die Herrschaft der Kategorie des Wertes voll zur Geltung gelangen.

Von diesem jetzt gewonnenen Ergebnis läßt sich auch der mythisch-magische Grundsatz des „pars pro toto" verstehen. Eigenschaften sind Wesen. Aber an diesem Dinghaften interessiert nur der Wert. Wenn Cassirer daher für das mythische Denken sagt: „Die Welt gleicht einem Kristall, der, wie sehr man ihn auch in kleine und immer kleinere Teile zerschlagen mag, doch in ihnen allen immer noch die gleiche charakteristische Organisationsform erkennen läßt" (II, 34), so muß jedenfalls für das Denken der Naturvölker der Ton viel weniger auf „Organisationsform" als auf „gleiche charakteristische Wertzustände" gelegt werden. Für die Größe eines Zustandes hat der Mensch erst mit dem Wachsen seines sozialen Verbandes Interesse, wie am Beispiel Alt-Perus gleich gezeigt werden wird. In den niedrigen Formen des sozialen Lebens zeigt sich am deutlichsten, wie der Gedanke des „pars pro toto" mit der Ansicht entsteht, daß der Dämon z. B. unter die menschliche Haut schlüpfen kann. Auf die Vorstellung von der Größe des Dämon oder Urahn wird hierbei keine Rücksicht genommen. So entsteht aus dem Animismus umgekehrt die alleinige Bedeutung des Wertes am Sein. Und Werte wie auch Worte in konsequenter Durchführung des Prinzips „pars pro toto" — sind Dinge, Realitäten.

Preuß weist darauf hin, daß der Kult und somit das Wort selber nach Ansicht z. B. der Uitoto — südamerikanischer Waldindianer an nördlichen Zuflüssen des Iza (zum oberen Amazonas) — zur Erhaltung der Welt notwendig sind. Es gehört somit auch zum Wesen Gottes „als Erhalter . . . seine Verkörperung als Wort (ikono) oder Erzählung (rafue)". Daher heißt der oberste Gott „Rafuema, „der die Erzählung oder das Wort ist"[9])". Mithin liegt der Ursprung des Ontologisierens des Begriffs im Animismus. Es wird verständlich, warum „der Name . . ., mythisch genommen, niemals ein bloß konventionelles Zeichen für ein Ding"

[9]) K. Th. Preuß, ebenda S. 126 ff.

ist, „sondern ein realer Teil desselben — und ein Teil, der nach dem mythisch-magischen Grundsatz des „pars pro toto" das Ganze nicht nur vertritt, sondern wirklich „ist"" (II, 20). Denn der Name verkörpert den Wert desjenigen Dinges oder Wesens, welches er bezeichnet. Der Wert ist so eminent von Bedeutung, daß beispielsweise das Aussprechen wertvoller Eigenschaften, mit denen man den Urahn belegt, genügen, um die Vorstellung andererseits zu erwecken, daß er sie nun wirklich besitzt.

* * *

Keineswegs zeigt „die Form, die die Begriffs- und Klassenbildung in der mythischen und religiösen Sphäre annimmt, . . . mit besonderer Deutlichkeit den idealistischen Sinn und die idealistische Bedingtheit der Begriffsbildung überhaupt" (II, 52). Das Gegenteil glaube ich im obigen bewiesen zu haben. Mir scheint der Irrtum jener Behauptung in einem idealistischen Vorurteil zu liegen. Auch sollte man das Folgende bedenken:

Es ist eines der größten Irrtümer, wenn man glaubt, daß der Ausspruch der ökonomischen Geschichtsauffassung, die Ideologien sind von den Produktionsverhältissen abhängig, besagt, daß ein Zurückführen der Ideologien eine einfache, stets unkomplizierte Aufgabe ist. Wohl ist der Inhalt des mythischen Denkens in seinem Entstehen an die Produktionsverhältnisse gebunden. Und wie so oft soll auch hier hervorgehoben werden, daß „Produktionsverhältnisse . . . einfach jene Wechselbeziehungen zwischen Personen" sind, „die sich aus ihrem wirtschaftlichen Zusammenwirken im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß ergeben"[10]). Auch die weitere Entwicklung der Ideologien ist von den sozialen Verhältnissen abhängig. Aber gleichfalls muß daran gedacht werden, daß Ideologien — einmal entstanden — Realitäten sind, daß sie sich fortbilden, einander beeinflussen und auf die sozialen Tatsachen ebenso wirken wie diese auf jene.

Entsprechendes gilt für die Methode des Denkens. Das Entstehen der Methode des Denkens bei den Naturvölkern konnte auf folgende Tatsache zurückgeführt werden: Erstens war der Standpunkt ein egozentrischer. Der Mensch als Individuum wie in seiner sozialen Lage bildet den Blickpunkt des Denkens. Weiter sahen wir den Animismus als ersten Inhalt des mythischen Denkens entstehen, der wiederum die Methode des Denkens stärkstens beeinflußte. Die Kategorie des Wertens war die herrschende Kategorie. Die relativ geringe Anzahl von Formen, die dem Denken der Naturvölker „gegeben" werden, zwingen es noch nicht zum „funktionalen" Denken. Die Infizierung des Denkens durch eine gewaltige Mannigfaltigkeit der Formen geschieht noch nicht. Auf das Denken wird noch kein Druck hierdurch ausgeübt.

Aber nicht nur im „engbegrenzten" sozialen Kreis fänden sich die gleichen „mythischen" Formen des Denkens. Auch bei höher entwickelten Völkern sei diese Denkform anzutreffen. Dies ist der Fall. Wenn es sich um nicht zu große soziale Unterschiede handelt, darf darauf verwiesen werden, daß der Kern der gesamten Denkart sich nicht im gleichen Tempo wie die sozialen Verhältnisse für die oberflächliche Beobachtung ändert. Trotzdem finden auch hier schon im gesamten Denken Aenderungen statt.

[10]) Heinrich Cunow, Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, II. Bd., S. 154.

Diese Aenderungen zeigen sich zuerst in der Sprache. Wortbildungen in der Keschuasprache sind hierfür typisch. So kennt diese Sprache drei Pluralformen: Eine geringe Anzahl von Männern, eine Vielheit von wenigen Männern, heißt runapura. Eine größere Vielheit derselben wird mit runacuna bezeichnet. Eine Anzahl von Männern, die eine Einheit bilden, wird unter dem Namen runaruna, d. i. die Verdoppelung des Singulars, begriffen. Ferner heißt das Reich der Inkas in dieser Sprache tahuantinsuyu, was wörtlich übersetzt „die vier großen Gebiete in eins" bedeutet. Hier ist in der Sprache der Anfang des „funktionalen" Denkens zu spüren. Wenn so mehr konkrete Beziehungen sprachlich festgelegt sind, so ist vielleicht der Hinweis nicht uninteressant, daß auch zeitliche Beziehungen in dieser Sprache ausgedrückt werden. Die Möglichkeit, in drei verschiedenen Imperfekten drei verschiedene Relationen auszudrücken, ist hierfür ein Beispiel. „Vor kurzer Zeit" und „vor längerer Zeit" wird in zwei verschiedenen Imperfekten ausgedrückt. Die dritte Form der Imperfektbildung weist auf eine Beziehung zu einer früheren Handlung hin, enthält somit die zeitliche Relation in schärfster Ausprägung.

Die geschichtliche Entwicklung zeigt hier den Beginn des „funktionalen" Denkens in bezug auf soziale Verhältnisse. Man wird an Sokrates erinnert, der — wie Cohen sagt — in der Ethik die Logik entdeckte. Die Blüte wissenschaftlichen Denkens zeigt umgekehrt zuerst Kepler und Galileï, dann viel später erst wirklich wissenschaftliche soziologische und ethnologische Forschung. Die rein wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Menschen — allzu menschlich! — bedurfte größerer Zeit. Der Grund liegt darin, daß die Physik leichter des religiösen oder mythischen Glaubens entbehren konnte als die Geschichte des Menschen.

Sind aber die Unterschiede sozialer Art große, so muß auf das soeben von den Ideologien, von dem Inhalt des Denkens, Gesagte verwiesen werden. Methoden des Denkens, Standpunkte des Denkens, einmal entstanden, sind gleichfalls Realitäten, die sich forterben und gegenseitig beeinflussen. Als Beispiel sei nur erwähnt, wie sich dem Forscher das Denken der griechischen Philosophen von Thales bis Plato als Synthese der beginnenden und stets mehr zur Herrschaft gelangenden wissenschaftlichen Methode zu denken und der fortlaufend mehr an Bedeutung verlierenden mythischen Denkart enthüllt, oder es sei an das Mittelalter — und auch an die Neuzeit — erinnert. Hier sah — bzw. sieht noch — das mythisch-religiöse Denken sich der Aufgabe gegenüber, seinen Denkinhalt von der Methode des wissenschaftlichen Denkens prüfen zu lassen. Ein Ringen beider Denkarten setzte ein, bei der das ursprüngliche mythisch-religiöse Denken vom wissenschaftlichen zum neuen religiösen Denken gewandelt wurde[11]).

* * *

Es sind die beiden Hypothesen bewiesen und ich kann die beiden Gesetze formulieren.

Das historische Gesetz der Erkenntnis lautet: Die Methode des Denkens ist einem Wandel unterworfen,

[11]) Auf eine Schilderung des Entstehens des wissenschaftlichen Denkens durch den Druck, der durch größere Mannigfaltigkeit der „gegebenen" Formen auf das Denken hervorgerufen wird, soll in einer späteren Arbeit eingegangen werden.

der sich in der verschiedenen Bedeutung und Betonung der Kategorien zeigt.

Das soziologische Gesetz der Erkenntnis heißt: Der durch das historische Gesetz der Erkenntnis charakterisierte Wandel in der Methode des Denkens gehorcht dem Prinzip der ökonomischen Geschichtsauffassung.

(Schluß folgt.)

Eine neue Lassalle-Biographie

Von Heinrich Cunow

Die starke, psychologisch komplizierte Persönlichkeit Ferdinand Lassalles und seine hervorragende historische Bedeutung, nicht nur als Gründer der deutschen sozialistischen Arbeiterpartei, sondern zugleich als Gelehrter und Politiker, haben eine ganze Reihe von Schriftstellern zu den Versuch bewogen, das Charakterbild dieses eigenartigen, geistig schwerbewaffneten politischen Fechters zu zeichnen. Gerade die Schwierigkeit der Aufgabe reizte zu ihrer Bewältigung. Außer zahlreichen Nachrufen und biographischen Skizzen in Zeitschriften und historisch-politischen Sammelwerken sowie den beiden sozialistischen Charakteristiken Franz Mehrings und Eduard Bernsteins (in der „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" und in der Einleitung zur „Vorwärts"-Ausgabe von „Lassalles Reden und Schriften") sind seit dem romanhaften Ende des großen Volksagitators eine beträchtliche Anzahl von selbständigen, mehr oder weniger gründlichen Lassalle-Biographien erschienen. Genannt seien aus der langen Reihenfolge nur: Georg Brandes, „Ferdinand Lassalle" (1876); Ernst v. Plener, „Ferdinand Lassalle" (1884); Adolf Kohut: „Das Testament Lassalles und seine Erben" (1889); Hermann Oncken: „Lassalle" (1904); Bernhard Harms: „Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die deutsche Sozialdemokratie" (1909). Ferner hat Gustav Mayer 1921 den ersten und 1922 den dritten Band der „Nachgelassenen Briefe und Schriften" Ferdinand Lassalles herausgegeben — zwei Bände, die die Briefe Lassalles von 1840 bis 1848 sowie den Briefwechsel zwischen Lassalle, Marx und Engels enthalten.

Angesichts eines solchen Reichtums biographischer Schriften und Aufsätze mag es vielleicht sogar manchem Verehrer Lassalles als überflüssig erscheinen, daß Konrad Haenisch den vorhandenen Biographien eine neue hinzugefügt hat.[1]) Auch ich habe, als ich von der neuen Biographie hörte, zunächst gefragt: „Warum denn — und gerade jetzt, wo doch bald die weiteren Bände der Mayerschen Nachlaß-Ausgabe zu erwarten sind, und diese voraussichtlich noch manche neue Aufklärung über Lassalles Anschauungen, Absichten und Beweggründe bringen werden."

Nach dem Durchlesen der Haenischen Arbeit und sorgfältiger Vergleichung einzelner Teile seiner Darstellung mit ähnlichen Partien der früheren Lassalle-Biographien habe ich jedoch meine vorgefaßte Meinung darüber, ob gerade in jetziger Zeit eine neue Lassalle-Biographie nötig sei, gründlich geändert oder vielmehr, wie ich offen gestehe, halb gezwungen ändern müssen. Das Werk des Genossen Haenisch hat vor den meisten älteren Biographien einen großen schätzenswerten Vorzug; keine bringt uns das Menschlich-Allzumenschliche in der Persönlichkeit Lassalles, seine innere Abhängigkeit von seinen Rasseeigenheiten, seiner Jugenderziehung und seiner gesellschaftlichen Umwelt, vor allem aber von seiner trotz aller gelegentlichen Selbstpersiflage sich oft bis zu grotesker Selbstgefälligkeit steigernden Eigenliebe so nahe, wie die von Haenisch veröffentlichte Schrift. Noch mehr als in seinem Buch über

[1]) Konrad Haenisch: **Lassalle, Mensch und Politiker.** Mit einem Bildnis Lassalles von Jakob Steinhardt und 10 Faksimile-Beilagen. Verlag von Franz Schneider, Berlin und Leipzig 1923. 148 S. Groß-Oktav. Prachteinband mit Golddruck.

Gerhart Hauptmann erweist sich Haenisch in seiner Lassalle-Biographie als ein Meister auf jenem Gebiet, das ich als literarische Psychologie bezeichnen möchte. Unter seinen literarischen Vorgängern bekundet meiner Ansicht nach nur einer eine gleich ausgeprägte Begabung: Georg Brandes, der bekannte dänische Literarhistoriker und -kritiker, der Verfasser der „Hauptströmungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts". Aber als Georg Brandes 1876 seine Schrift „Ferdinand Lassalle, ein literarisches Charakterbild" verfaßte, war das verwertbare Quellenmaterial noch sehr gering, vor allem fehlten noch fast alle Nachrichten über Lassalles Jugend- und Studentenzeit. Erst 1892 hat Paul Lindau Lassalles Tagebuchaufzeichnungen in Buchform veröffentlicht (vorher in der Zeitschrift „Nord und Süd", 17. Band), und die intimen Briefe Lassalles an seine Eltern und Schwester sind gar erst 1904 in Ed. Bernsteins Wochenschrift „Das neue Montagsblatt" erschienen. Mühsam mußte Brandes sich das nötige Unterlagsmaterial für seine Arbeit zusammenholen, selbst in der damaligen Königlichen Bibliothek zu Berlin fand er nur einen Teil der Lassalleschen Broschüren. So sah er sich vielfach auf Privatangaben und Privaturteile angewiesen, die je nach der Parteistellung der betreffenden Erzähler vielfach schwankten und sich gegenseitig widersprachen. Naturgemäß enthält deshalb die Brandessche Lassalle-Biographie trotz des psychologischen Scharfblicks ihres Verfassers manche Ungenauigkeiten und lediglich auf hypothetischen Konstruktionen beruhende, einseitig-kritische Urteile, die leider auch zum Teil in den späteren Neubearbeitungen nicht beseitigt worden sind.

Freilich besitzen wir heute einzelne Biographien Lassalles, deren Verfasser sich ihre Aufgabe weiter und umfassender gestellt haben als Haenisch, und die demgemäß nicht nur Lassalles Agitationstätigkeit und politische Schriftstellerei in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen haben, sondern ihn auch als Philosophen, Rechtshistoriker und Nationalökonomen zu würdigen suchten, wie z. B. das bekannte, bereits in mehreren Neuauflagen erschienene Buch Hermann Onckens. Solche Schilderung der Gesamtleistungen Lassalles ist nicht die Absicht des Genossen Haenisch. In dem Vorwort seiner Schrift lehnt er es ausdrücklich ab, Lassalles Leistungen als Wissenschaftler, Philosophen, Juristen und Nationalökonomen zu beurteilen. Er will nur das Bild Lassalles als eines aus bestimmten gesellschaftlichen Zeitverhältnissen herausgewachsenen Menschen und Politikers einfangen und zur Anschauung bringen, eines Mannes, dessen Eigenschaften und Bestrebungen sich bei äußerlicher Betrachtung mannigfach zu widersprechen scheinen und dessen glänzende Fähigkeiten wie kleinliche Schwächen doch in gleichem Maße Ausfluß einer einheitlichen, in sich abgeschlossenen Wesenheit sind. Zwar kommt Konrad Haenisch in seiner Darstellung, gewissermaßen zur Abrundung des von ihm entworfenen Charakterbildes, auch auf Lassalles „Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos" und „Das System der erworbenen Rechte, eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie" zu sprechen — das fünfte Kapitel seiner Schrift handelt im besonderen vom „Denker und Dichter" Lassalle —, aber Haenisch begnügt sich damit, kurz auf die Tendenz dieser beiden Werke hinzuweisen. Auf eine eigentliche wissenschaftliche Kritik läßt er sich nicht ein.

Diese Beschränkung ist keine Schwäche, vielmehr ein Vorzug des uns von Haenisch geschenkten Werkes. Sicherlich verdienen auch die rein wissenschaftlichen Leistungen Lassalles Berücksichtigung und Anerkennung; aber in eine Biographie, wie sie Haenisch liefern wollte — und geliefert hat, gehört eine ausführliche Erläuterung und Kritik der eben erwähnten Werke nicht hinein. Der Zweck, den Haenisch mit seiner Schrift verfolgt, ist, wie sich deutlich aus seinen Ausführungen ergibt, zwar nicht, uns eines jener sogenannten populären Bücher zu liefern, in denen Popularität mit Simplizität verwechselt wird; aber ebenso wenig hat er eine Biographie für einen Kreis von „Auserwählten" schreiben wollen, die sich schon eingehend mit dem Studium der Lassalleschen Schriften oder gar der Entwicklung der deutschen Philosophie im 19. Jahrhundert beschäftigt haben. Was Haenisch wollte, war, den Gründer der deutschen Sozialdemokratie dem Verständnis

jener intelligenteren deutschen Arbeiter näherzubringen, die an der sozialistischen Bewegung teilnehmen und schon diese und jene Broschüre Lassalles gelesen haben; und ferner wollte er, über diese Gruppe der eigentlichen Arbeiterschaft hinaus, in jenen demokratisch-bürgerlichen Kreisen das historische Interesse für das Werden und Wirken eines hochbegabten Mannes wecken, der das Wollen und Streben der älteren Generation der deutschen Sozialdemokratie aufs stärkste beeinflußt hat. Der Verbreitung des Buches in solchen Leserkreisen aber wäre die Aufnahme von allerlei philosophischen und rechtshistorischen Darlegungen durchaus nicht förderlich gewesen; im Gegenteil, sie hätte es mit vielem Ballast beschwert. Was soll z. B. auch ein intelligenter Arbeiter mit einer Erläuterung der Heraklitschen Philosophie in Lassallescher Darstellung anfangen? Er kann sie doch nur verstehen, wenn er die Geschichte der jonisch-griechischen Philosophie sowie die Gegensätze zwischen der heraklitischen Ungleichs- und der eleatischen Alleinheitslehre, speziell zwischen Heraklit und Parmenides, kennt, und wenn er sich ferner, da Lassalle immer wieder von Hegelschen Gedankengängen ausgeht und in Heraklit so etwas wie einen Vorläufer Hegels sieht, auch mit der Hegelschen Philosophie vertraut gemacht hat. Wieviele solcher „philosophischen Köpfe" mag es aber selbst unter der sozialistischen Führerintelligenz geben?

Durch den Verzicht auf gelehrte Auseinandersetzungen gewinnt Haenisch um so mehr Raum für die Charakterisierung der Politik Lassalles. In schlichter und doch formschöner, überflüssiges Wortgepränge vermeidender Sprache schildert er uns das Jugendleben Ferdinand Lassalles, seinen Besuch in Paris, seinen Rechtskampf für die Gräfin Hatzfeld, seine Anteilnahme an die revolutionäre Bewegung der Jahre 1848/49, sein Auftreten als Arbeiteragitator und Parteiführer und schließlich seinen Liebeshandel mit Helene von Dönniges und dessen schmähliches Ende. Vortrefflich ist der reiche Stoff gegliedert. Haenisch betrachtet nicht, wie das oft geschieht, seinen Helden als Demonstrationsobjekt für bestimmte, vorher ausgetiftelte Charakteranalysen, er stellt seinen Lassalle mitten hinein in das politische Getriebe seiner Zeit, er folgt mit kritischen Blicken dessen Werdegang von Etappe zu Etappe und entnimmt dann dessen gleichzeitigen Reden, Schriften und Handlungen das Material für seine tief in das Eigenleben Lassalles eindringende Charakteristik.

Daß Haenisch dabei den Lebensgang seines Helden mit einer gewissen Bewunderung, manchmal wohl auch mit einer gewissen Voreingenommenheit betrachtet, liegt in dem Wesen jeder Lebensschilderung, die auf die Zensurnote „gut" Anspruch erhebt. Niemand vermag eine wirklich gute Biographie zu schreiben, wenn er sich nicht mit Liebe in die Persönlichkeit des von ihm Geschilderten versenkt und mit herzlicher Anteilnahme dessen Lebenslauf folgt. Mit Recht sagt Haenisch selbst:

> „Aus meiner Liebe und Bewunderung für Lassalle mache ich kein Hehl; wie ich denn überhaupt meine, daß man ohne starke innere Anteilnahme Männern von Lassalles Art niemals gerecht werden kann. Ich lehne es auch ab, solcher wie aus einem Guß vor uns stehenden Persönlichkeit gegenüber den Sittenrichter zu spielen, der ihre Tugenden und Laster gegeneinander abwägt, wie es der Krämer in seinem Laden tut. Dennoch glaube ich sagen zu dürfen, daß die Liebe und Verehrung für Lassalle mich keinen Augenblick kritiklos und für das viele Menschlich-Allzumenschliche in ihm blind gemacht haben."

Haenisch hat recht, kritiklos und blind hat ihn seine Verehrung Lassalles keineswegs gemacht. Er findet manch treffendes Wort der Kritik für Lassalles Schwächen; aber eine gewisse Neigung zur Beschönigung oder wenigstens zur Entschuldigung unangenehmer Charaktereigenschaften Lassalles, vor allem seiner oft geradezu widerlichen Selbstbespiegelung, ist meines Erachtens nicht zu verkennen. So stellt sich denn auch Haenisch in der Beurteilung des Zwistes zwischen Lassalle und Heinrich Heine und ebenso des Zwistes zwischen Lassalle und Karl Marx im wesentlichen auf Lassalles Seite. Wohl erkennt er die Charakterverschiedenheiten der beiden Letztgenannten und die geistige Ueberlegenheit Marxens an, aber seine Sympathie für das leidenschaftliche Temperament Lassalles zieht ihn schließlich doch auf dessen Seite.

Nach dem Erscheinen des ersten Bandes der von Gustav Mayer herausgegebenen „Nachgelassenen Briefe und Schriften Lassalles" habe ich vielfach in den Kreisen jüngerer sozialistischer Schriftsteller eine gewisse Unterschätzung, ja Verachtung Lassalles wahrgenommen. Man hatte sich auf Grund maßlos übertriebener alter Nachrufe eine Idealgestalt Lassalles konstruiert — und fand nun, daß aus den Lassalleschen Briefen ganz andere Charaktereigenschaften sprachen, als man sie dem selbstgeschaffenen Ideal unterschoben hatte. „Ich bin mit unserem vielbewunderten ‚großen Vorkämpfer' fertig," schrieb mir damals im Vertrauen einer unserer begabtesten jüngeren Journalisten, „diese maßlose Eitelkeit, diese sexuelle Lüsternheit und Geilheit, diese Chutzpe des Ghettojuden geht mir denn doch über die Hutschnur." Und ein anderer sagte mir persönlich in einer Unterhaltung: „Ich war mit Bernsteins Urteil über Lassalle immer sehr unzufrieden, nun sehe ich, er hat den Lassalle noch viel zu milde gekennzeichnet." Derartige Aeußerungen Ernüchterter habe ich damals mehrfach gehört, wenn sich auch nicht alle so kraß ausdrückten, wie der obige. Allen diesen wird, wie ich hoffe, das Studium der von Haenisch veröffentlichten Biographie gut tun. Es wird nicht zu einer Rekonstruktion des alten Idealbildes führen, wohl aber zu einer gerechteren Beurteilung des Charakters, der enormen Arbeitsleistung und des unermüdlichen Wirkens Lassalles. Es ist nun mal so: Wo viel Licht ist, ist auch gewöhnlich viel Schatten.

Liberal-theologische Literatur

Von Bruno Sommer

Als man noch Naturgeschichte trieb nach Anleitung Linnés, Buffons, Reichenbachs usw., erfuhr man vom Wesen der Natur nichts oder so gut wie nichts. Denn diese „Naturgeschichte" war nichts weiter als eine rein äußerliche Naturbeschreibung. Wie aber die Beschreibung des Zifferblatts und der sich bewegenden Zeiger, vielleicht auch noch des schwingenden Perpendikels der Uhr uns das Wesen derselben nicht erklärt, so konnte man durch die bloße Naturbeschreibung die Natur nicht wahrhaft erkennen. Bereits Goethe hat auf das Wort des Naturforschers Haller: „Ins Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist" mit „O du Philister!" geantwortet; er fühlte sich wohl auch, gleich uns, nicht als „erschaffner" Geist. Aber erst seit Darwin, Wallace, Lyell und der modernen, auch die Philosophie zurate ziehenden Naturwissenschaft unserer Tage kennen wir die Natur etwas besser, da wir uns, nicht mehr mit dem Begriff „Schöpfung" begnügend, in ihre Geschichte wirklich eindrangen. Nur Geschichte, Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte, läßt uns, soweit das überhaupt möglich, das Wesen einer Sache wirklich erkennen.

Und so kann man in das Wesen der Religion auch nur eindringen auf dem Wege der Untersuchung ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Beschreibung der Formen der Religionen, ihrer Bräuche und Lehren ist wohl nötig, um sie beurteilen zu können — aber alleinstehend bilden sie doch nur eine Anekdotensammlung, die man liest, um eine müßige Stunde auszufüllen, die aber kein Bild über das Wesen der Einzelreligion noch den ganzen religiösen Gedankenkomplex gibt, ihn uns nicht erklärt. Dazu brauchen wir auch Berücksichtigung der entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge, genau so, wie wir zum Begreifen der natürlichen Welt, in der wir leben, die Kenntnis der Entwicklung von Erde, Pflanzen, Tieren und schließlich des Menschen selbst brauchen.

In der Büchersammlung des „Volksverbandes der Bücherfreunde“ [1] ist im Jahre 1920 ein Buch von Theodor Kappstein erschienen, „Die Religionen der Menschheit“. Im Vorwort eines 1909 in der nicht gerade übermäßig freisinnigen Sammlung „Bücher des deutschen Hauses“ erschienenen Buches von demselben Verfasser, „Leuchten der Menschheit“, (das aber ausschließlich religionsgeschichtliche Porträts bis auf Jesus, Paulus und Mohammed enthält) wird Kappstein gerühmt als einer der „rüstigen Streiter der liberalen theologischen Wissenschaft, die sich eine Heilung von der allgemein und besonders in den Großstädten grassierenden Kirchenmüdigkeit“ zum Ziele gesetzt haben. Die Leser der „Religionen der Menschheit“ ersehen hieraus, in welche Hände sie gefallen sind. Ein solcher Streiter ist der Schüler „des prächtigen Hofpredigers Emil Frommel“ in der Tat. Es fragt sich nur, ob der Arbeiter von einem solchen, die Wissenschaft zur Kirchenfüllung benutzenden Autor etwas zu erwarten hat — selbst wenn er Dozent für Religionswissenschaft an der Humboldt-Akademie in Berlin ist, in Verbindung mit den Mystikern Wille und Bölsche die dortige freie Hochschule begründet hat und die liberale Presse (leider auch die sozialdemokratische) mit religionsgeschichtlichen Feuilletonaufsätzen versorgt.

Die protestantische Theologie hat große Verdienste um die Kritik der Bibel, besonders des alten Testaments; aber am Falle Delitzsch hat sich wieder offen gezeigt, daß sie diese Kritik nur im Interesse ihrer speziellen Auffassung des Christentums übt; denn sie ist eben doch Theologie, d. h. Gotteswissenschaft; sie will von Gott, wenn auch nur durch sogenannte Vernunftschlüsse, etwas wissen und aussagen, und muß deshalb in der Halbheit von Wissenschaft und Gottesglauben stecken bleiben. Sie darf sich vom Begriffe „Gott“ nicht loslösen und damit auch nicht vom Begriffe Religion. Aber Gott wird pantheistisch verflüchtigt, und die Religion, die in Jahrtausenden selten einmal mit Sittlichkeit zusammengespannt werden konnte, sondern stets ein handfester egoistischer Kult war, wird in moralische Phrasen aufgelöst. Mit Recht sagt aber vom religiösen Standpunkte aus (um aus Tausenden nur eine gerade zur Hand liegende Stimme anzuführen) Ernst Michel („Erkenntnis oder Offenbarung höherer Welten“,

[1] Dieser „Volksverband“, der seine Mitglieder fast ausschließlich durch die sozialdemokratische Presse, also in Arbeiterkreisen, suchte und fand, wollte ihnen gute Bücher zu billigen Preisen verschaffen — bei den gestiegenen Papierraten gewiß ein begrüßenswertes Versprechen. Der Verband hat dies Versprechen, soweit die Billigkeit in Betracht kommt, infolge des gesicherten Absatzes größerer Auflagen ohne den verteuernden Zwischenhandel, gehalten. Aber die Ansichten, was gute Bücher sind, gehen beträchtlich auseinander. Dem Verleger mag oft als ein gutes Buch erscheinen, was der Leser oder Kenner für ein schlechtes oder doch wenig empfehlenswertes erklärt. Wir können allen Arbeitern nur raten, sich von Unternehmungen, die zur Abnahme von Büchern, die man nicht kennt, verpflichten, fernzuhalten. Selbst wenn solche unter Vormundschaft verteilte Bücher billig sind, können sie, wenn unter vieren erst ein gutes Buch ist, zu teuer bezahlt sein — von dem geistigen Schaden ganz abgesehen. Und im Grunde sind solche Veranstaltungen fast stets bloße Geschäftsspekulation. Der Arbeiter sollte nur Bücher kaufen, die man prüfen kann und die von vertrauenswürdiger Seite empfohlen werden.

Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1921): „Echte Religion hat ihren Schwerpunkt nicht im Menschen, sondern in einer den Menschen transzentierenden Wirklichkeit — in Gott, der als Schöpfer, als Anfang, Mitte und Ende aller Wirklichkeit sich offenbart und geglaubt wird. . . Religion ist das Leben des Menschen im persönlichen (durch den Glaubensakt vollzogenen) Verbundensein mit Gott, der schöpferischen Wirklichkeit", und weiter: „Wir verfälschen dann das Wesen der Religion, wenn wir es von den seelischen Vorgängen im Menschen her bestimmen, wenn wir also z. B. sagen: Religion sei wesentlich seelische Hingabe an ein höheres Gegenüber, an eine freiwillig anerkannte, dem Menschen übergeordnete Wirklichkeit überpersönlicher Art und die Auswirkung dieser Beziehung im Tun; oder wenn wir mit Schleiermacher Religion als „Sinn für das Unendliche" auffassen oder mit den idealistischen Religionsphilosophen, etwa mit Simmel, als Funktion des metaphysischen Menschen. Letztere ist freilich die moderne Auffassung seit Kant und Schleiermacher".

Dieser Auffassung gegenüber haben wirklich Recht nur Anaxagoras-Feuerbach, die Gott als das Geschöpf des Menschen erklären, und Nietzsche, der unverbrämt in der Religion nur die Beziehung des Menschen zu seinem selbstgeschaffenen Heilwahn sieht — Gedanken, die die der heutigen wissenschaftlichen Völkerkunde sind, die einzig über diese Fragen entscheiden kann.

Kappstein kennt die ethnologische Religionsauffassung, mindestens hat er von ihr läuten gehört. Er sagt Seite 16 (sein Buch von 1909 hier und auch an anderen Stellen nur ausschreibend, also seit elf Jahren nicht weiter gekommen): „Die Religion war auf der ersten Stufe der Menschheitsgeschichte zweifellos ein naturhaftes Verhältnis. Es beruhte auf der natürlichen Blutsverwandtschaft zwischen den Menschen und dem Zielpunkte ihrer Verehrung. Die Gottheit erweist sich wohl ihren Anhängern an Macht überlegen; aber sie ist nicht andern Wesens als sie: sie ist ihr Erzeuger". Wir wollen an der Darstellungsweise der Einfachheit wegen nichts bemängeln — jedenfalls aber verfolgt der Verfasser den grundlegenden Gedanken nicht, berührt nicht die Bräuche und Kultformen, die daraus entstehen, um sie dann in allen zu betrachtenden Religionen in ihrem Weiterbestehen bzw. ihrer Weiterbildung aufzusuchen und nachzuweisen. Er spricht nur bei Chinesen und Japanern vom Ahnenkult, in der schwulstigen Einleitung zwar zusammenhanglos auch von Seelenwanderung und Menschenopfern und einmal von Totem. Vom grundlegenden Fetischgedanken, von dem im Heidentum eine so große Rolle spielenden Götzen, weiß er nichts zu sagen. Die feuilletonistisch-schleimige Darstellung wirbelt alles durcheinander, so daß der Unbelehrte nicht daraus klug werden kann. Vom Stammes- zum Volksgott findet der Verfasser noch einen natürlichen durch die Politik vermittelten Uebergang — aber dann ist es aus. Nun verläßt er den geschichtlichen Boden, um zu einer nirgends Tat gewordenen „Menschheitsreligion" der Philosophen zu gelangen, die nur das „sittliche Verhältnis einer rein menschlichen Geistesgemeinschaft" ist. Hier sieht der Pferdefuß der liberalen Theologie heraus. Wozu braucht sie im „rein Menschlichen" noch einen Gott? Er ist entweder nur das Feigenblatt ihrer Furchtheuchelei oder das Zeichen ihrer unlogischen, gefühlsmäßigen Denkweise, die sich von ererbten Vorstellungen nicht losmachen

kann — beeinflußt vom Klasseninteresse, das dem Volke „die Religion erhalten" wissen will.

Kappsteins Weisheit letzter Schluß ist Max Müllers „Sonnengott", den wir seit dreißig Jahren glücklich losgeworden sind, dessen längst überholte „Vorlesungen über Religion" er nebst dem nun auch verstorbenen „glänzenden Himmelsvater" Diaus pitar aus dem Grabe zitiert.

In neun Kapiteln behandelt Kappstein dann die Religionen der alten Welt bis zu den Germanen, um darauf unter Ausschaltung des Juden- und Christentums sofort zum Islam überzugehen, der ohne jene beiden doch gar nicht zu verstehen ist. Der fehlende, aber „organisch unentbehrliche" Doppelabschnitt soll in einem besonders angebotenen Buche gegeben werden. Wir können alle Arbeiter nur warnen, auf dasselbe unbesehen zu abonnieren.

Jedes der Kapital beginnt mit einer Skizze, die stimmungsvoll und plastisch anschaulich wirken soll: Darstellung einer religiösen Handlung oder eine phantastische Mythe der betreffenden Religion. Die der überphantastischen „Geheimlehre der Religionen" des Franzosen Ed. Schure entnommenen Stücke bei Aegypten und Griechenland sind, ohne Uebertreibung, heller Blödsinn. Auf die Einzelheiten der Darstellung einzugehen ist hier nicht genügend Raum. Die Daten sind die in allen Büchern zum Schulgebrauch höherer Klassen wiederkehrenden — nicht einen Grad gehaltvoller. Oberflächliche Darstellung nur äußerer Formen in Stichproben. Die späte, dem Kulturleben entsprungene Mythe vom Kampfe des Frühlings mit dem Winter wird als Religionsgrundlage angesehen. Wie der Verfasser seine Menschheitsreligion fälschlich für die Religion der jetzigen Menschheit erklärt, so überall die Religion bzw. Dichtung der Poeten und Staatspriester für die Volksreligion der betreffenden Völker. Kaum jemals hören wir etwas von den Dirigenten des ganzen Religionsbetriebs — den Priestern, ihrem Wollen, Wirken und Erfinden.

So hat man in dem Buche einige, oft vom Verfasser selbst nicht verstandene Teile in der Hand — fehlt leider nur das geistige Band. Es mangelt eben die ethnologische Grundlage, ohne die heute nicht mehr Religionsgeschichte zu traktieren ist. Ausgerechnet im letzten Kapitel werden die „Naturvölker" behandelt, zu denen auch die Slawen, Mongolen, Finnen, Mexikaner und Peruaner gerechnet werden. Ganz zuletzt kommen dann „die Wilden" daran, auf deren Anschauungen doch der ganze hochgetürmte Religionsbau beruht. Es ist wie bei den alten Schulnaturgeschichten, die mit dem Menschen anfangen und mit den Aufgußtierchen enden. Statt Klarheit in die Köpfe, bringt solcher Wust nur schädlichsten Wirrwarr hinein.

Nun einige Einzelheiten, um unser Urteil noch etwas mehr zu begründen. Bei Aegypten ist von den die religiöse Entwicklung bestimmenden Kämpfen der Dynastien von Memphis, Heliopolis, Thinis, Theben und anderen Orten kein Schimmer zu spüren. Der Reformator (aus dynastischen Interessen) Amenhotep IV. scheiterte angeblich am Stumpfsinn der Menge (die hier wie in allen alten Kulturstaaten nichts zu sagen und am Staatskult gar keinen Anteil hatte), statt an der wirtschaftlichen Macht und dem Reichtum des Gottesstaates Theben. Von Osiris hören wir die alte Plutarchsche Mythe; keine Ahnung von dessen Bedeutung als Toten- und Volksgott während der Zeiten des staatlichen Niedergangs. — Babylonien: kein Verständnis, nur oberflächliches Durcheinander der Mythen einer dreitausend-

jährigen Religionsentwicklung; Ignorierung der Bibelkritik. Insbesondere wird der Uebergang der babylonischen Sagen zu den Juden in eine viel zu frühe Zeit gesetzt. Parsismus: hier allein wird der „Pfaffentrug der Sühnungen" erwähnt — als wenn das nicht gerade der rote Faden in aller Religion wäre. Bei Indien werden Brahmanismus und Buddhismus in der Darstellung beständig durcheinandergewirbelt. Bei Griechenland erfahren wir wieder nur den Homer und Hesiod entnommenen, mehr der Unterhaltung der Oberschicht als dem Glauben dienenden Mythenstoff. Dabei zitiert der Verfasser selbst den Ausspruch des Zeus in der Satire Lukians: „Das Volk und die Barbaren werden bei den Göttern verbleiben". Wohl, sie verblieben — aber nicht bei diesen Göttern. „Die Religion der Römer wurzelt in den gottesdienstlichen Handlungen, im Kultus" — diese Weisheit erfahren wir schon Seite 221. In was die Religionen der früher behandelten Völker wurzeln, wird uns weder bei diesen noch in der Einleitung gesagt. Entweder war wegen des vielen Geredes kein Platz oder der Autor hatte keine Zeit, das Wesen des Gegenstandes, über den er schreibt, durchzudenken und hält wahllos zusammengeraffte Lesefrüchte gerade für die Arbeiterschaft für gut genug.

Uebrigens waren die Römer ganz dumme Kerle. Sie haben wohl unser Grundwort „Religion geschaffen; das Geheimnis des Wesens der Religion war ihnen verschlossen" (Seite 232). Es geschieht ihnen ganz recht, daß sie es erst heute von der liberalen Theologie lernen müssen, — warum haben sie bereits vor 2000 und mehr Jahren und nicht zur Zeit der Harnack und Kappstein gelebt (übrigens haben sowohl Cicero wie Lactantius mit ihren Ableitungen des Begriffs Religion recht, da relegere wie religare auf den Wortstamm legs/lex zurückgehen, womit das uralte Kultgesetz, das Vorbild aller anderen verpflichtenden Gesetze gemeint ist (Altgerm. lag, lög: Gesetz; angelsächs. lac: Gabe, Opfergabe, Tanz, Leich (Gesang); gothisch: laikan: hüpfen, singen, locken, lachen — alles gottesdienstliche Bräuche, Kultformen).

Bei den Germanen wird selbstverständlich in „liberalster" Weise der überwundene Standpunkt festgehalten, die unter klassischem Einfluß durch die Sänger der Königshöfe entstandene Mythologie der Nordmänner (die wegen ihrer beschränkten Bevölkerungszahl so viel Götter gar nicht produzieren konnten) sei wurzelecht, und sie sei in ungefähr gleicher Weise auch Eigentum der alten Deutschen, die davon nicht das geringste wußten. Natürlich werden auch die (neben Saxnot) nur ganz schwach bezeugten deutschen Götter Wodan[1]) und Thunaer unzulässig mit dem nordischen Odin und Thor gleichgesetzt. Das durften wohl noch Grimm vor mehr als hundert Jahren und seine nächsten Nachfolger, aber die umfangreiche und gedankenumwälzend wirkende Literatur der neuesten Zeit über diesen Gegenstand sollte auch ein Feuilletonredakteur einigermaßen kennen — wievielmehr ein Religionsgeschichtschreiber.

Das Kapitel „Islam" fällt mit seiner Schulmäßigkeit nicht aus dem Rahmen des Ganzen.

[1]) Als einfacher „Geist"name ist „Wode" deutsch wie slawisch bis in die neueste Zeit gut bezeugt. Er bedeutet gleich „Gott" und tausend anderen Götternamen in aller Welt einfach „Herr" (vgl. Woiwode).

Nun folgen als letzte die Naturvölker. „Alles Dasein erscheint dem „Wilden" von Geistern beseelt, deren wirre Massen sich zusammen mit den gespenstigen Seelen der Verstorbenen wimmelnd, schwirrend, schwebend durcheinanderdrängen und in allem Geschehen ihr Wesen treiben." (Seite 295.) Der Unterschied zwischen Geistern, die beseelen und Seelen, die gespenstern und ihr „Wesen" treiben (auch Wesen = Seele, wesen = sein) wird nicht klar gemacht — der ganze Satz zeigt nur, wie wirr der Autor von der Sache denkt. Er muß den Mythologisten und Anhänger der „Naturreligion" Oldenberg zitieren, um weiterzukommen, — und der macht natürlich Sonne und Mond; Sturm und Gewitter, Erde und Feuer zu „Göttern". Darauf folgen wieder wahllos und unzusammenhängend einige Anekdoten aus allen Weltteilen, nebst Berichten über einige Zeremonien, aus denen kein Mensch sich ein Bild über die Denkweise der „Wilden" machen kann.

Im „Ausklang" endlich landet der Verfasser bei der Boccaccio-Lessing-Fabel von den drei Ringen. Auch diese Weisheit ist überholt — aber sie mag noch gelten. Nach Lessing ging der echte Ring vermutlich verloren — Kappstein glaubt, daß er noch existiere. Das Wesen der Religion jedoch „behält den Schleier des Geheimnisses". Für Kappstein gewiß, das beweist sein Buch — die Ethnologie jedoch dürfte es enthüllt haben. Nur Theologen und Mystagogen hüllen sie noch in einen blauen Dunst ein, den sie selber machen.

Der Mensch und die Technik

Von Dr. **Victor Engelhardt**, Berlin-Friedenau.

Man hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von einem Zeitalter der Naturwissenschaften gesprochen — und um die Jahrhundertwende von einem Zeitalter der Technik. Mit Schlagworten erfaßt man nie den ganzen Sinn einer Epoche —, aber man vermag doch irgendwie das geistige Zentrum der Kultur zu bezeichnen. Selbstverständlich haben Naturwissenschaft und Technik auch heute noch nichts von ihrer Bedeutung verloren. Sie sind nach wie vor Träger der materiellen Kultur und damit Fundamente des Geistes. Dennoch kündet sich gerade innerhalb des technischen Kreises ein Neuwerden an. Die der Entwicklung der Technik innewohnenden Gesetze verlangen in unseren Tagen eine andere Problemstellung als vor einem halben Jahrhundert. Geschichte der Technik ist nach Hanffstengel Geschichte der Verbesserung des Nutzeffektes. Soweit es sich nicht um grundlegende Neuerfindungen handelt, hat Hanffstengel recht. Wird der Oekonomiegedanke als Grundprinzip moderner Technik anerkannt, so ist seine kulturelle Auswirkung fast gesetzmäßig gegeben. Alle am Oekonomieproblem orientierten Lösungsversuche werden im großen und ganzen vom Einfachen zum Komplizierten vorwärtsschreiten. Die größten Energie- oder Materialverluste fallen zuerst ins Auge, sie werden auch zuerst beseitigt. Der Mechanismus der Maschine wird von Jahr zu Jahr umkonstruiert und verbessert. Der Nutzeffekt wird gesteigert. Die erste Steigerung geht relativ einfach und schnell vor sich, denn durch Abstellung eines groben Mangels oder durch Anwendung eines neuen Prinzips werden die Verluste vielleicht um 20 Proz. verringert. Eine Verbesserung um weitere 10 oder vielleicht nur 5 vom Hundert macht bereits viel größere Mühe —, und schließlich ist man auf einem Standpunkt angelangt, auf dem die geringste Verbesserung des Nutzeffektes durch mechanische Mittel eine Großtat bedeutet.

So weit sind wir heute. — In diesem Augenblick muß sich die Problemstellung ändern. Die Maschine *allein* ist tot —, erst in Verbindung mit dem Menschen

wird sie lebendig. Solange es galt, grob mechanische Mängel auszugleichen und zu verbessern, spielte der die Maschine bedienende Mensch eine untergeordnete Rolle. Er hatte sich den mechanischen Bedürfnissen anzupassen. Die Verluste, die der menschliche Anteil an der Maschinenarbeit mit sich brachte, fielen nicht ins Gewicht gegen den Gewinn, den man durch mechanische Verbesserung erzielte. Erst als diese so weit getrieben war, daß jeder kleinste Schritt über das Erreichte hinaus Unsummen an Geist und Geldmitteln verlangte, konnte man erkennen, daß im Menschen, der die Maschine bediente, Verlustquellen lagen, die nun sehr viel größer waren als die auf ein Mindestmaß reduzierten Verluste des mechanischen Anteils am Arbeitsprozeß. Die Arbeitswissenschaft war entstanden. Taylor hatte in primitivster Weise begonnen, Münsterberg die psychologischen Reiche eröffnet —, und heute ist man an allen Ecken und Enden derart um den „Menschen" in der Technik bemüht, daß ich es wage nach dem Zeitalter der Naturwissenschaft und dem der Technik — von einem Zeitalter der „Menschenwissenschaft" zu sprechen. (Wollten wir's griechisch benennen, so kämen wir auf „Anthroposophie, ein Wort, welches Rudolf Steiner für sich in Anspruch nahm, ein Wort, das die Grundtendenzen der Epoche scharf umschreibt — und darum zu großer Popularität aufsteigen konnte.)

Der Aktualität des Themas entsprechend ist die Literatur über das Menschenproblem in der Technik bereits ins Ungeheure gewachsen. Zur Einführung sei Alfred Beyers „Menschenökonomie" empfohlen[1]). Der Titel des Buches deutet in glücklichster Weise auf den von uns beschriebenen Ursprung der Problemreihe hin. Ein Satz auf Seite 3 gibt das ganze Programm: „Erst wenn es uns gelingt, etwa anzugeben, wieviel ein Kilogrammeter menschlicher Arbeitsenergie kostet, wird die Allgemeinheit erkennen, eine wie unverzeihliche und großzügige Verschwendung wir mit den kostbaren Werten, die uns zur Verfügung stehen, getrieben haben."

Die Ausführungen des Verfassers tragen im einzelnen eine stark naturwissenschaftlich-dogmatische Färbung, die vielleicht manchem Leser willkommen sein dürfte, — die nach Ansicht des Referenten aber zu einer gewissen Unklarheit führt. Wenn wir versuchen, alles unter die Gesetze der Natur zu ordnen, dürfen wir die Entwicklung zum Klassenstaat nicht „abwegig" nennen, denn wir deuten mit solchem Werturteil auf das Walten spezifisch kultureller Kräfte hin, die sich von denen des natürlichen Kosmos unterscheiden. Derselbe Zwiespalt tritt hervor, wenn Beyer (S. 8) behauptet: „In Zickzacklinien und daher mit Unruhe und Zeitvergeudung legt die Kultur den Weg zurück, den die Natur der Menschheit geradlinig vorgezeichnet hat." — Abgesehen von diesen Rückfällen in eine Weltanschauung, die einigermaßen an die Zeit der Aufklärung erinnert, schildert das Buch in leicht verständlicher Weise eine Fülle der mit dem Titel verknüpften Probleme, doch müßte sich der Verfasser hüten, unrichtige Wortdefinationen an die Spitze zu stellen. (S. VI.) Das Kilogrammeter ist die Energie, welche nötig ist, um ein Kilogramm ein Meter hoch zu heben. Das ist richtig. Aber die Zeit spielt dabei keine Rolle. Kilo mal Meter mal Zeit ist bereits eine „Leistung", keine „Energie".

Tramms „Psychotechnik und Taylorsystem"[2]) führt mitten in die Praxis hinein. Mit festen Händen werden die Aufgaben angepackt — und so weit gelöst, als wir sie heute lösen können. — Ueber die Anfänge der Psychotechnik sind wir jedenfalls hinaus — wenigstens nach unserem Willen. Wenn der Psychotechniker einst die Berufseignung aus Versuchen feststellen wollte, die irgendwelche einzelne Eigenschaften des Prüflings erkennen ließen, so hat er damit

[1]) Dietz Nachf. G. m. b. H., Berlin-Stuttgart 1922, Band 65 der Internationalen Bibliothek.

[2]) I. Band, Arbeitsuntersuchungen, Julius Springer, Berlin 1921.

nur negative kritische Arbeit geleistet. Er konnte sagen — dieser Mann, der bei einem plötzlichen Knall so sehr in Verwirrung gerät, daß seine Hände noch lange unfähig zittern, ist zum Straßenbahnführer nicht geeignet. Solche Entscheidung ist sicher höchst wertvoll. Ob aber der weniger Schreckhafte ein geborener Straßenbahnführer ist, darüber vermögen die Versuche nichts zu sagen. An dem Versuch beteiligt sich irgendeine psychisch-physische Funktion des Prüflings oder ein engumschriebener Funktionskomplex; — in den Beruf aber geht der Mensch als ganzes ein. Die Psychologie muß über die Räume ihres Laboratoriums hinausgehen und ihre Resultate als kleinen Beitrag zu einer viel umfassenderen Wissenschaft vom arbeitenden Menschen betrachten. Aus Tramms Buch springt der Wille — den Menschen als ganzes zu nehmen — deutlich hervor. In übersichtlicher Weise werden alle Einflüsse behandelt, die den Verlauf der menschlichen Arbeit bestimmen. Wertvolles ist damit vollbracht, denn jedem, der sich anschickt eine Teilaufgabe zu lösen, wird durch Tramms Buch die Möglichkeit geboten, dieser Arbeit den ihr gebührenden Platz im gesamten Fragenbereich zuzuordnen. Als einen Führer in das Land zukünftiger Aufgaben möchte ich Tramms Schrift bezeichnen.

In Frank Watts „Die psychologischen Probleme der Industrie“ [3]) erweitert der Wille, den Menschen als ganzes zu fassen, die psychologische Betrachtung gelegentlich zur Soziologie. Als Abschluß der den einzelnen Fragen, wie Ermüdung, Arbeitszeit, Arbeitsmotive usw. gewidmeten Abschnitte, erscheinen die Grundprobleme, welche die heutigen Tage bewegen. Sie lassen sich alle um einen Kernpunkt gruppieren — und dieser heißt: „Mensch und Maschine“. Verschieden wird ihr gegenseitiges Verhältnis gesehen. Die einen greifen jene zahlreichen Arbeiter heraus, deren abgestumpfter Geist bei eintönigster Arbeit keine Unlust empfindet — und sie sagen: es ist nicht so schlimm, wir müssen den Menschen nur an die Maschine gewöhnen. Watts fragt sich mit Recht, ob das unser Kulturziel sein darf: Herabdrückung des Menschen. — Nein, jene tiefe Tragik, welche vielfach das Verhältnis von Mensch und Maschine umschließt, darf nicht durch den Sieg der Maschine gelöst werden. Selbstverständlich auch nicht durch ihre Vernichtung. Diese zu wollen, hieße romantischen Seifenblasen nachjagen. Nur durch die Anpassung des mechanischen Teils der Arbeit an die psychischen Bedürfnisse des Menschen können wir die Schäden des Maschinenwesens beheben.

An dieser Stelle greift die „Arbeitswissenschaft“ bereits über die analysierende Forschung hinaus. Ihren Ergebnissen entspringt ein kulturpolitisches Ziel. Wollte man es in einfachster Weise umschreiben, so müßte man es Erweckung der Arbeitsfreude benennen. Bruno Raueckers Schrift „Die Berufsfreude im modernen Wirtschaftsleben“ [4]) hat das Verdienst, dem, der an der Erreichung dieses Ziels mitarbeiten will, ein Schema aller bisher bekannten Mittel zur Hebung der Arbeitsfreude zu geben. Sie liegen außerhalb des Betriebes: in richtiger Auslese, Beratung und in einem gut organisierten Arbeitsnachweisverfahren. Dem Betrieb selbst werden, außer den bisher allgemein anerkannten Mitteln (richtige Arbeitsmethoden, Arbeitszeiten, Lohnsysteme, Wohlfahrtseinrichtungen usw.) sozialethische und pädagogische Beeinflussungen empfohlen, wie Stärkung der Werks- und Arbeitsehre, Belebung der Erfindertätigkeit, des Räteweſens, der Arbeitsgemeinschaften und der Arbeiterbildung.

Selbstverständlich ist mit „Mitteln“ die Tragik der Zeit nicht zu kurieren. Es wird wohl geholfen — aber es wird nicht geheilt. Die Heilung — und der Weg, der zu ihr führt, liegen noch im Dunkel der Zukunft. Viele Autoren versuchen

[3]) Uebers. v. Grote, Julius Springer, Berlin 1922.

[4]) Zentral-Verlag G. m. b. H., Berlin 1922.

erste Ahnungen irgendwie in Worte zu kleiden. „Der schwere Fehler", sagt Riedel [5]) „den man bisher stets machte und auch heute noch macht, ist nun der, daß man als Gegengabe für die persönliche Leistung eines Menschen nur Wirtschaftswerte bietet, daß man die Aufopferung von Kulturwerten, die in jeder Leistung liegt, mit Geld bezahlt, nur mit Geld." Ueber den nichts Positives enthaltenden Vorschlag, die Wertopfer zu mindern, kommt Riedel allerdings auch nicht hinaus. Georg Chaym [6]) weist auf den Kernpunkt hin, den die endgültige Lösung der Berufsfrage einst sicher enthalten wird." „Die Berufsfrage ist ein soziales Problem", das wurde bisher immer anerkannt, „aber man hat dieses Verpflichtungsverhältnis stets einseitig von der Gesellschaft oder besser wohl von den Gruppen, die sich für die Gesellschaft hielten, aus gesehen, ohne dabei diese Verpflichtung über den äußeren Rahmen der Beratung zu erweitern und ohne überhaupt die engeren Beziehungen zwischen Gesellschaft und Individuum als Kernpunkt des Berufsproblems zu erfassen."

Die Begriffe: „Gemeinschaft" und „Individuum" umschließen tatsächlich A und O aller Berufsfragen. Durch den Beruf wird das Individuum an die Gemeinschaft gebunden. Im Beruf trägt es den sozialen Notwendigkeiten Rechnung. Rationale Erkenntnis derselben — sei es als abstrakt ethische oder soziologische Formel [7]) kann nach Ansicht des Verfassers niemals ausreichendes Arbeitsmotiv sein. [8])

Die soziale Notwendigkeit muß in Gestalt irgendwelcher Triebformen wirken, die jenseits der reinen Denktätigkeit liegen. Im mittelalterlichen Handwerk, dessen Ausläufer sich bis in unsere Tage erstrecken, war der werktätige Gestaltungstrieb Arbeitsmotiv. Die Arbeit war dem Schaffen des Künstlers verwandt. — Im Zeitalter der Maschine kann dieses Motiv nicht mehr wirken. Eine der Maschine angepaßte innere Anteilnahme am Werk ist noch nicht lebendig geworden. Alles ist darum auf äußere Motivation gestellt, was jene tiefe Tragik mit den in der Seele schlummernden Resten handwerklicher Ideale hervorruft, die wir heute vielfach erleben.

Andeutungen neuer irrationaler Triebformen, welche innere Anteilnahme an der Maschinenarbeit verheißen, sind trotz aller Tragik schon hier und da zu erkennen. Carl Mennicke wies in einem Kreis, der sich mit den diskutierten Fragen beschäftigt, auf eine Erfahrung hin, die er gelegentlich machte. Er fand bei manchem Arbeiter eine „Herrschaftsfreude" über die seinem Willen gehorchende komplizierte Maschine. Hier wäre anzupacken. Die „Herrschaftsfreude", mit hoher Verantwortung verbunden, kann Motive abgeben, die sich als Grundlage eines neuen seelischen Verhältnisses zur Arbeit eignen. — Dem pädagogischen Bemühen sind bei solcher Erkenntnis die Wege gewiesen. Romantisch denkende Jugend versucht sie zu gehen, bevor strenge tiefschürfende Wissenschaft sie findet. „Empfunden wird der Zwiespalt von Mensch und Maschine immer stärker. Durchdacht muß er jedoch sein, wenn der tiefste Konflikt unserer Zeit fruchtbar für die Zukunft werden soll", heißt es in den jungsozialistischen Blättern [9]). — „Der Kapitalismus wird nicht überwunden durch Abkehr von der Maschinenarbeit. Diese romantische Flucht in das mittelalterliche Handwerk ist schließlich doch nur feiges Vorbeidrücken an unserem Schicksal, das Maschine heißt." [10])

[5]) Der Wille zur Arbeit, Zahn u. Jaensch, Dresden 1921.

[6]) Der Beruf in: „Das Buch der Erziehung". Herausgegeben von Max Epstein, Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe 1922.

[7]) Vgl. Berufsethos und praktische Berufserziehung. Schriften der Gesellschaft für soziale Reform, Heft 73. Gustav Fischer, Jena, 1921.

[8]) Vgl. Engelhardt, Individuum und Gemeinschaft. Soz. Monatshefte 60, 96 1923.

[9]) Band 1, 33 1922.

[10]) A. a. O. 1, 34 1922.

Aszetischer Sozialismus ist das letzte Wort dieser Jugend — oder ist es das erste? „Arbeit soll nicht mehr Erwerbsarbeit, Lohnarbeit sein. Sie muß mit geistigen und seelischen Werten durchdrungen sein. Arbeit ist für den Sozialisten Leben.“ [11])

Gewiß, Lösungen bietet sie nicht, die freudig empordrängende Jugend, aber sie zeigt guten Willen, und das Beste an diesem Willen ist, daß die Arbeit vom inneren Menschen erobert werden soll. Nur wenn das auf irgendeinem Wege gelingt, haben wir die Tragik der Zeit überwunden — und können hoffen, daß einst Tage kommen, in denen Mensch und Arbeit nicht so auseinanderfallen wie heute.

Literarische Rundschau

Werner Sombart, unter Mitwirkung von Dr. H. L. Stoltenberg, **Soziologie.** 228 S. Kurt Sternberg, **Staatsphilosophie.** 241 S. Beide in der Sammlung Quellenhandbücher der Philosophie, herausgegeben von Prof. Artur Liebert. Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin 1923.

Es sind jetzt die beiden ersten Bände der Quellenhandbücher der Philosophie erschienen — Sombarts Soziologie und Sternbergs Staatsphilosophie. Professor Liebert, der Geschäftsführer der Kantgesellschaft, ist nicht nur Herausgeber dieser Sammlung, sondern hat es auch verstanden, die Mitwirkung der Kantgesellschaft für diese Veröffentlichung zu sichern. Soweit sich aus der Ankündigung ersehen läßt, hat Liebert es mit Hilfe seiner ausgezeichneten Verbindungen durch seine Stellung in der Kantgesellschaft verstanden, sich vorzügliche Mitarbeiter zu sichern. Jedenfalls ist es eine gute Idee, nicht eine kurze Zusammenstellung über einige Denker zu geben, sondern brevierartig in kurzen typischen Abhandlungen oder in Teilen aus ihren Werken diese selbst zu Worte kommen zu lassen. Selbstverständlich dürfen solche Zusammenstellungen nie das ernste Studium der Werke selber ersetzen, aber als Hinweis auf diese dürfen sie gerade dem Suchenden, dem Laien oder dem Studierenden gute Dienste tun.

Sombart — seine gesamte Einstellung, die ja hinreichend bekannt ist, steht nicht zur Kritik, sondern seine Auswahl von Soziologen, die er in seinem Buch „Soziologie“ zu Worte kommen läßt — gibt in der Einleitung selber über dies Prinzip der Auslese Aufschluß. In seiner „Anthologie der Soziologie“ erscheinen nach ihm drei Typen: Die philosophische Soziologie, vertreten durch Comte und den heute in Köln wirkenden Katholiken Scheler; dann die Vertreter „einer ausgesprochenen sozialpsychologischen Betrachtungsweise“ Lindner, Le Bon, Simmel; endlich Schäffle, Spann, Scheler (auch hier anführbar) und Max Weber als Soziologen einer „geistwissenschaftlichen Richtung“. Er macht uns mit Tarde, Breysig und Wundt als „Vertreter der psychologistischen Soziologie bekannt, die sich mit dem Gesetzesproblem befassen und Stammler und Max Weber als Darsteller der rationalen Gesetzmäßigkeit“. „Ebenso . . . habe ich das Problem des Gesellschaftsbegriffes behandeln lassen, an dem man nach meiner Erfahrung am besten die grundsätzlich verschiedene Einstellung studieren kann: Spencer, Tönnies, Stammler, Gierke und im gewissen Sinne auch Ward erörtern dieses Problem.“

Die Auswahl der Soziologen ist gut, die in dem Buch dargebotenen Stellen ihrer Arbeiten sind glänzend ausgewählt und ermöglichen dem Leser, sich ein getreues Bild zu machen. Aber so sehr ich dies anerkenne, so sehr muß ich mich über die Tatsache wundern, daß im eigentlichen Sinne des Wortes kein marxistischer Soziologe zu Worte gekommen ist. Dieses Totschweigen berührt peinlich. Denn, mag man zu den Marxisten stehen wie man will, gegenüber den Lesern bleibt die Pflicht, objektiv ihre Anschauungen zu bringen. Mit Stammler, dem Rechtsgelehrten, und Tönnies, dem Psychologisten, uns abspeisen zu wollen, ist wohl nicht ernst gemeint.

[11]) a. a. O. 1, 51 1922.

Doch das Auslassen geschieht mit System: Denn auch Lorenz von Stein und Franz Oppenheimer (allerdings wird das Fehlen dieses letzteren mit Raummangel entschuldigt) finde ich leider nicht.

Trotzdem — das Buch ist auch für die Sozialisten wertvoll. Dürfte es doch gerade sie interessieren, andere Ansichten kennen zu lernen. Nur durch ein Wissen, was andere geboten haben, versteht man erst die marxistische Soziologie richtig.

Als Gesichtspunkt der Auswahl hätte man, gerade wenn die Unterlassungssünde nicht geschehen wäre, sehr gut einen anderen nehmen können. Man hätte auf Scheler als den hinweisen können, der in der Anschauung des Mittelalters wurzelt, der seine Gewißheit in Gott verankert. Dann Comte, der spekulative Soziologe, welcher alles auf seinen Glauben an die Entwicklung des menschlichen Geistes aufbaut. Es folgen diejenigen, die eine wissenschaftlich feststehende Tatsache für das Gebiet der Soziologie verallgemeinern; ich nenne Ward, der aus der Mechanik und Dynamik sich seine Bilder nimmt, Spencer, den biologisch Orientierten, Schäffle, der psycho-physisch eingestellt ist und das Nervensystem als Symbol verwendet. Dann nähern wir uns mit Tarde der Psychologie; ihm ist Nachahmung der Blickpunkt seiner Betrachtung. Tardes Gedanke, daß einzelne Größen „nachgeahmt werden, diese „genialen . . . Köpfe, welche eine neue Wahrheit, ein neues Aktionsmittel dem hundertjährigen Vermächtnis der Menschheit" hinzufügen, letzten Endes die Geschichte allein vorwärts bringen, ist gleichzeitig ein interessanter Versuch, durch das Prinzip der Nachahmung den historischen Pragmatismus wissenschaftlich zu begründen. So kommen wir zu den Psychologisten, die eigentlich zu der vorhergehenden Gruppe noch gehören, da auch sie verallgemeinern, wenn auch schließlich eine ganze Wissenschaft, eben die Psychologie. Sie scheiden sich wieder in diejenigen, welche alles auf eine psychologische Gesetzmäßigkeit zurückführen, und in jene, die dem Gesetzesbegriff und der allgemeinen gesetzmäßigen Forschung nahestehen. Schließlich die Wertsoziologen in ihren mannigfaltigen Schattierungen. Und dann fehlen eben Lorenz von Stein und die Marxisten. Abseits hiervon liegen die Darlegungen des Juristen Gierke und Stammlers, des juristisch interessierten Erkenntnistheoretikers. Einen fruchtbaren Gesichtspunkt bietet allein die Stellung des Soziologen in bezug auf die Verankerung der Gewißheit und sein Bemühen um gesetzmäßige Erkenntnis des soziologischen Seins und Werdens.

Dr. Kurt Sternbergs Buch „Die politischen Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart" wurde vor kurzem hier (41. Jahrg., I. Band, S. 215) von Viktor Engelhardt besprochen. Seine neue Arbeit dürfen wir in diesem Zusammenhang als Ergänzung ansehen. Sternbergs Betrachtungsweise ist philosophisch, normativ, nicht soziologisch. Seine Auswahl in der „Staatsphilosophie" beginnt mit Platos „Staat", zeigt uns dann den politischen Bourgeois Aristoteles und die Vertreter der Stoa. Vom Mittelalter werden gebracht Teile aus Augustins „Ueber den Gottesstaat" und charakteristische Ausführungen des noch heute für den Katholizismus wichtigsten Denkers Thomas von Aquino. Die Neuzeit wird unter anderem durch Morus, Locke, Montesquieu, Rousseau, Kant vertreten und schließt mit Fichte und Hegel. Das Gebotene ist mit Verständnis gewählt und gut zu nennen. Daß derjenige, welcher von den Staatsphilosophen mehr als Auszüge kennt, manche Lieblingsstelle — so von Fichte einige kernige Sätze für die Republik und über seine Ansicht von den Fürsten — gern wiedergefunden hätte, ist natürlich. Sternberg erklärt ausdrücklich mit dem deutschen Idealismus des beschränkten Raumes wegen abschließen zu müssen. So kann ich ihn leider nicht direkt wegen Unterlassungssünde späterer Denker tadeln. Wäre es nicht gerade lehrreich gewesen, Lassalle, den Begründer der deutschen Arbeiterpartei, als Fichtes Erbe den Lesern zu zeigen?

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß Sombarts „Soziologie" und Sternbergs „Staatstheorie" sich ergänzen und empfohlen werden können. Ein Literaturverzeichnis in jedem Bande über die einschlägige Literatur für ernstes Studium ist noch lobend zu erwähnen. Dr. Walter Israel

Weiß-Goehrke: **Gesetz zum Schutz der Republik.** Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1923.

Wer sich von dem Buche viel versprochen hat, wird nicht enttäuscht werden. Hier haben wir endlich den Kommentar zum Schutzgesetz, gleichermaßen ausgezeichnet durch die juristische Erschöpfung des Stoffes wie durch den wirklich republikanischen Geist, in dem es geschrieben ist. Die Tatbestände des Gesetzes sind erschöpfend erläutert, wobei erfreulicherweise in reichem Maße die Materialien des Gesetzes und die Rechtsprechung des Staatsgerichtshofes mit herangezogen sind. Das allein schon sichert dem Buche den Vorzug vor den bisher erschienenen Schutzgesetzkommentaren. Eine vorzügliche Ergänzung der Erläuterungen zu den einzelnen Tatbeständen liefert die Einleitung, die mit ihren Abschnitten über Entstehung, Zweck und Inhalt des Gesetzes dieses systematisch darstellt.

Da das Buch auch sämtliche Ausführungsbestimmungen des Reiches und der Länder enthält und mit einem reichhaltigen Sachregister versehen ist, erfüllt es alle Voraussetzungen, um bald von jedem Praktiker als unentbehrlich empfunden zu werden. Man kann den Verfassern bestätigen, daß ihnen ihre im Vorwort ausgesprochene Absicht, aus der Praxis ein Buch für die Praxis zu schreiben, vollauf geglückt ist. Marx

---

Ewald Banse, **Die Wage der Herzen.** Menschen und Dinge aus dem Morgenland. Braunschweig und Hamburg, Verlag Georg Westermann.

Ein ausgezeichneter Kenner der Länder des Halbmondes, der mehr als ein Dutzend hervorragender Werke über dieses Gebiet geschrieben hat, hält in dem vorliegenden Buche eine Art Nachlese. Er plaudert von Abenteurern, Glücksjägern und Vagabunden, die ihr Lebensweg nach dem Morgenland führte. Der ganze Zauber des Orients taucht beim Lesen dieser farbenprächtigen, originellen Erzählungen auf: arabische Kaffeehäuser und Basare, verschleierte Frauen und Prinzessinnen, weiße Städte und Palmenoasen, Steppen und Wüste. Eine fremdartige Welt. Sehnsucht nach Sonne und Farben quillt aus den Zeilen. Mit feinem Humor werden die Menschen, ihre Schwächen und Eigenarten beleuchtet. Man versteht ihre Entgleisungen. Und in die Schilderungen sind geologische und ethnologische Belehrungen verflochten, so daß dieses geschmackvoll ausgestattete Buch zugleich den Vorzug hat, neben dem literarischen Genuß Informationen über die Verhältnisse des Orients und reiche Belehrung zu bieten. W. Bromme

---

Gertrud Storm, **Mein Vater Theodor Storm.** Berlin, Verlag von Flemming u. Wiskott. 114 Seiten.

Dieses anmutige Büchlein der in Varel im Oldenburgischen lebenden Tochter Theodor Storms wird vielen eine Freude bereiten. Unbeschwert von jedem philologischen Ballast gibt die Verfasserin, die schon mehrfach durch einschlägige Arbeiten das Andenken ihres Vaters ehrte, ein mit Liebe gezeichnetes, anschaulich wirkendes Lebensbild des norddeutschen Dichters und Novellisten. Wenn das Werkchen auch in erster Linie für die ältere Jugend gedacht ist, so wird es doch auch niemand unter den Aelteren unbefriedigt aus der Hand legen — des Inhalts wie der Form wegen. Kl.

Alice Berend, **Der Floh und der Geiger.** Roman. 272 S. Verlag A. Langen, München.

Ein etwas seltsamer Titel, doch die alten hochgeschätzten Vorzüge des Berendschen Romanschaffens sind auch in diesem Buch in reicher Fülle vorhanden. Der weltfremde Idealist und Träumer, dieser Geiger, und sein anhänglicher Floh, der aus einem Zirkus entwich, — sie wissen uns mancherlei vom Leben zu erzählen, klug und ironisch, immer unterhaltend. Ein Roman mit frohem Humor und klug vorgetragener Lebensweisheit. Auch diese neue Arbeit der so beliebten Verfasserin wird ihren „Weg machen". Kl.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 9 | Ausgegeben am 10. August 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Wie wurde Bebel Sozialdemokrat?*)

Von Heinrich Cunow.

Mit der Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie zu einer großen, das politische Leben Deutschlands in stärkstem Maße beeinflussenden Partei hat sich auch der Weg geändert, auf dem die Masse ihrer Anhänger, Führer wie Geführte, zu sozialistischen Anschauungen und zu ihrem Eintritt in sozialistische Parteiorganisationen kommt. Heute wird, wie man sagen kann, der Sohn eines Arbeiters gewissermaßen in die Partei hineingeboren und wächst unter deren Führung auf. Schon als junger Bub hört er, daß der Vater mit der Mutter, Freunden oder Berufsgenossen über politische Fragen spricht. Er erfährt, daß sein Vater Mitglied der sozialdemokratischen Partei ist und vernimmt, daß dieser in Versammlungen und Vereinssitzungen geht. Vielleicht wird er auch gelegentlich, wenn die Eltern an Vereinsausflügen, Maifeiern, Parteifesten und dergleichen teilnehmen, zu solchen Veranstaltungen mitgenommen. Denkt er zunächst auch kaum über das Gehörte und Gesehene nach, so wird doch nach und nach seine Aufmerksamkeit erregt und seine Neugier geweckt; besonders hinterlassen meist die Parteifeiern mit Umzügen, Fahnen, Musik und Reden nachhaltige Eindrücke, — der Junge fragt und erhält Antwort, naive oder gescheite. Er fragt weiter und beginnt die vom Vater gehaltene sozialistische Zeitung und die ihm zusagenden Broschüren aus dessen kleiner Bibliothek zu lesen. Bei Ferienspielen und sonstigen Kinderveranstaltungen spürt er das Interesse, das die sozialdemokratischen Frauengruppen, die Arbeiterjugend usw. ihm und seinen Altersgenossen entgegenbringen. Wird er dann Lehrling in einer Werkstätte oder junger Fabrikarbeiter, findet er dort gleichvorbereitete und gleichgesinnte Jugendgenossen. Seine politischen Anschauungen erweitern sich; er wird Mitglied des Verbandes der Arbeiterjugend, eines Wanderklubs, eines sozialistischen Bildungsvereins und — schließlich der sozialdemokratischen Partei. Seine politische Lebensbahn ist dem Arbeiter- oder Kleinhandwerkersohn — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — vorgezeichnet; er nimmt meist ohne sonderliches Nachdenken und ohne geistigen Kampf im elterlichen Haushalt sozialistische Anschauungen in sich auf, die dann durch seine weiteren Lebenserfahrungen im Verkehr mit Arbeitskameraden mehr oder minder vertieft und erweitert werden.

*) Der 13. August 1923 ist der zehnjährige Todestag Bebels. Voraussichtlich wird aus Anlaß dieses historischen Tages die gesamte Parteipresse Nachrufe veröffentlichen, in denen die großen Verdienste Bebels um die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie geschildert werden. Wir möchten diese Nachrufe nicht noch um einen weiteren vermehren, zumal den Lesern der „Neuen Zeit" die große Bedeutung Bebels nicht unbekannt sein dürfte. Statt eines Nachrufes bringen wir deshalb die obige kleine Untersuchung zum Abdruck.

Die Redaktion der „Neuen Zeit".

Anders sind meist die „Alten", die einst in unserer Partei eine Rolle gespielt haben, zum Sozialismus gekommen. Ihnen ist das „Sozialistischwerden" nicht so leicht geworden. Soweit überhaupt im elterlichen Hause politisiert wurde und nicht die täglichen kleinen Lebensfragen allein das Gesprächsfeld in Anspruch nahmen, hörte der Junge nur abfällige Urteile über gefährliche Bestrebungen der „Roten". Und in gleicher Richtung wirkte der Unterricht in der Schule, in der höheren noch mehr als in den Volks-, Bürger- und Armenschulen. Trat dann der junge Mann ins Leben hinaus, so sah er naturgemäß im Sozialisten seinen Gegner oder doch so etwas wie einen Verirrten. Seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen mußten erst seine mitgebrachten Vorurteile allmählich überwinden; er mußte sich seine sozialistischen Anschauungen erkämpfen, in hartnäckigem Ringen mit sich selbst und mit seiner Familie, die solche Wandlung oft gar nicht begreifen konnte. So sind denn auch viele der alten Führer und Kämpfer, deren Namen die Blätter unserer Parteigeschichte melden, erst auf Umwegen nach inneren Kämpfen, manchmal sogar erst im reifen Mannesalter, zum Sozialismus gekommen.

Das gilt bis zum gewissen Grade auch von August Bebel. Als er auf seiner Wanderschaft im Mai 1860 als zwanzigjähriger Drechslergeselle in Leipzig einzog, war er noch, wie man heute zu sagen pflegt, ein politisch völlig unbeschriebenes Blatt, ein junger Handwerksgeselle, der sich um Politik bisher nicht gekümmert hatte. Versammlungen, politische Zusammenkünfte hatte er noch nie besucht, und so reizte es ihn eines Tages — es war im Februar 1861 —, als er in der „Mitteldeutschen Volkszeitung" die Einladung zu einer Volksversammlung fand, in diese Versammlung zu gehen. Der Präsident der damaligen Polytechnischen Gesellschaft, Prof. Dr. Hirzel, referierte. Er empfahl, da, wie er meinte, ein sich mit Politik befassender sächsischer Arbeiterverein von der sächsischen Beustschen Regierung auf Grund des Bundestagsbeschlusses von 1856 nicht geduldet werden würde, die Gründung eines gewerblichen Arbeiterbildungsvereins — als besonderer Abteilung der Polytechnischen Gesellschaft. Die späteren sozialdemokratischen Abgeordneten Fritzsche und Vahlteich wie auch Professor Roßmäßler, einst Mitglied des deutschen Frankfurter Parlaments, widersetzten sich dieser Absicht. Die Verfolgung von Unterrichtszwecken, meinten sie, sei Sache der Schule, nicht eines für Erwachsene bestimmten Arbeitervereins; solle der Verein seinen Zweck erfüllen, müsse er als selbständiger politischer Verein gegründet werden.

Bebel imponierte, wie er in seinen Memoiren erzählt*), die Gewandtheit, mit der die beiden genannten Arbeiter in die Diskussion eingriffen; aber politisch völlig unerfahren, wie er war, verstand er ihre Motive nicht. Nach seiner Ansicht hatte Hirzel recht, denn die Hauptsache sei es doch, den Arbeitern durch Abhaltung von Vorträgen und Kursen eine gewisse Bildung zu vermitteln.

Die von Professor Roßmäßler geführte Opposition drang mit ihrer Forderung nicht durch. Der Verein wurde gegründet, aber nicht als politischer, sondern als „gewerblicher Bildungsverein". Bebel wurde sofort Mitglied

*) August Bebel, Aus meinem Leben. Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. Berlin, I, S. 51.

und beteiligte sich rege am Vereinsleben. Er hörte den Vorträgen zu, trat als Mitglied in die Turn- und Gesangsabteilung des Vereins ein und wurde in die Bibliotheks- sowie in die Vergnügungsveranstaltungskommission gewählt, später auch in den vierundzwanzigköpfigen Ausschuß. Nach und nach begann er sich auch mit Politik zu beschäftigen und wurde zum Anhänger des damals in Leipzig ziemlich weitverbreiteten kleinbürgerlich-demokratischen Liberalismus. Sein Leib- und Magenblatt war die von dem Achtundvierziger Dr. Peters redigierte „Mitteldeutsche Volkszeitung". Charakteristisch ist, daß er sich den Bestrebungen von Fritzsche und Vahlteich, den Leipziger Arbeiterbildungsverein in ein rein politisches Fahrwasser zu leiten, nicht anschloß, und als diese bald darauf neben dem Bildungsverein den Verein „Vorwärts" gründeten, in diesen nicht mit eintrat, obgleich Fritzsche wie Vahlteich ihn dazu drängten.

Da Bebel damals noch seine politischen Kenntnisse fast ausschließlich aus der „Mitteldeutschen Volkszeitung" bezog, die über die Lassallesche Agitationstätigkeit nicht berichtete, war ihm auch noch bis zum Beginn des Jahres 1863 der Name Lassalle völlig unbekannt, obgleich dieser bereits am 12. April 1862 seinen später unter dem Titel „Arbeiterprogramm" bekanntgewordenen, aufsehenerregenden Vortrag: „Ueber den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes" im Berliner Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt gehalten hatte und diesem in verschiedenen fortschrittlichen Bezirksvereinen mehrere Vorträge über Verfassungswesen folgen ließ. Soweit sich ersehen läßt, hat Bebel seine Aufmerksamkeit erst dann der Agitation Lassalles zugewandt, nachdem dieser auf Ersuchen der Delegierten des „Leipziger Zentralkomitees zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses" im März 1863 sein „Offenes Antwortschreiben" in die Welt hinausgeschleudert hatte und diese Broschüre nun einen wahren Wolkenbruch von Entgegnungen und Angriffen hervorrief.

Einen nachhaltigen Eindruck scheint das „Offene Antwortschreiben" nicht auf Bebel gemacht zu haben. Noch wenige Tage vor dessen Veröffentlichung hatte er, befangen in den üblichen fortschrittlichen Gegenargumenten, in Leipzig auf dem zweiten Stiftungsfest des Bildungsvereins eine Festrede gehalten, in der er sich energisch gegen das geforderte allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht aussprach — mit der Begründung, die Arbeiter seien für eine solche Maßnahme nicht reif genug. Und bei dieser Auffassung beharrte er trotz Lassalle. Auch die Zwistigkeiten, die Lassalles politische Vorschläge in dem bisher von Fritzsche, Vahlteich und Professor Roßmäßler geleiteten Verein „Vorwärts" hervorriefen, Zwistigkeiten, die zur Spaltung in eine gemäßigte und eine radikale Gruppe — letztere unter Leitung von Dr. Dammer, Vahlteich und Fritzsche — führten, berührten ihn nur oberflächlich. Weit wichtiger dünkte ihm der Kampf der Fortschrittler im Preußischen Abgeordnetenhaus gegen das Bismarcksche Ministerium.

Ebensowenig Eindruck machte auf Bebel die große Rede Lassalles, die dieser auf Einladung des Komitees zur Gründung eines deutschen Allgemeinen Arbeitervereins am 16. April 1863 im Leipziger Odeon hielt, obgleich die große Mehrheit der Versammlungsbesucher Lassalle stürmischen

Beifall spendete und die vom Komitee vorgeschlagene Resolution annahm. Der Gegensatz, in den Bebel alsbald zu den Anhängern Lassalles, den sogenannten Lassalleanern, und dem am 23. Mai 1863 von Lassalle in Leipzig gegründeten „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" geriet, nötigte ihn jedoch, sich etwas näher mit den Reden und Schriften Lassalles zu beschäftigen, gewann doch der Lassalleanische Verein unter den intelligenteren Leipziger Arbeitern trotz aller liberal-demokratischen Gegenmaßnahmen immer mehr Mitglieder, so daß sich deren Zahl binnen Jahresfrist in Leipzig auf ungefähr 300 stellte.

Zur Abwehr der Agitation Lassalles entschloß sich die Leitung der damaligen preußischen Fortschrittspartei, die der Fortschrittsfahne folgenden Arbeiterbildungsvereine unter einheitlicher Leitung fester zusammenzufassen. Zu diesem Zweck gründete sie im Juni 1863 in Frankfurt a. M. den „Verband deutscher Arbeitervereine". Zu den Gründern gehörten neben Eugen Richter, dem späteren Führer der Fortschrittspartei, und Max Hirsch, dem Mitbegründer und Leiter der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, auch Roßmäßler und Bebel. Beide haben wohl damals darauf gerechnet, in dem neuen Verband eine Rolle spielen und ihre Ansichten dort zur Geltung bringen zu können; sie wurden aber nicht in den Ausschuß gewählt.

Der Gegensatz Bebels zum Lassalleanischen Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein verschärfte sich noch, als Lassalle am 31. August 1864 im Duell gefallen war und J. B. von Schweitzer vom 1. Januar 1865 ab (vorher waren bereits einige Probenummern herausgekommen) regelmäßig dreimal in der Woche seinen „Sozialdemokrat" erscheinen ließ. Bebel wurde schnell zum ärgsten Feinde Schweitzers. Aber die Beschäftigung mit dessen Zeitungsartikeln und Reden, besonders aber mit den Lassalleschen Broschüren, führte ihn doch allmählich in die sozialistische Gedankenwelt hinein. Dazu kam die Bekanntschaft mit Wilhelm Liebknecht, der inzwischen seine Mitarbeit an der von August Braß geleiteten „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" aufgegeben und zunächst von Berlin nach Hannover, dann nach Leipzig gegangen war, um von dort aus für verschiedene Zeitungen Korrespondenzen zu schreiben. Im August 1865 durch Dr. Eras, dem damaligen Redakteur der „Mitteldeutschen Volkszeitung", bei Bebel eingeführt, entspann sich zwischen Bebel und dem vierzehn Jahre älteren Liebknecht eine innige, dauernde Freundschaft, obgleich Bebel oft Liebknechts scharfe Kritik der preußischen Fortschrittspartei nicht vertrug. Liebknecht war bis 1860 in England gewesen und hatte dort mit Marx und Engels verkehrt; er brachte eine viel weiter reichende politische Erfahrung mit, als sie Bebel besaß. So machte es sich sozusagen von selbst, daß er bald auf letzteren einen beträchtlichen Einfluß gewann. In liberalen Blättern ist es mehrfach so dargestellt worden, als wenn Liebknecht seinem jüngeren Freunde theoretisch-politischen Unterricht erteilt und ihn gewissermaßen systematisch in den Sozialismus eingeführt hätte. Das stimmt nicht; zum Privatstundengeben fehlte es in den heftigen Tageskämpfen des Kriegsjahres 1866 völlig an der nötigen Zeit. Wohl aber hat Liebknecht oft mit Bebel über englische Verhältnisse und die Ansichten von Marx gesprochen, ihm auch diese und jene sozialistische Schrift zur Lektüre empfohlen, und aus diesen Gesprächen

dürfte gar manches im Gedächtnis des lernbegierigen Bebel haften geblieben sein.

Bebel selbst schildert in seinen Memoiren sein damaliges Verhältnis zu Liebknecht folgendermaßen:*)

„Liebknecht war vierzehn Jahre älter als ich, er hatte also, als wir uns kennenlernten, eine lange politische Erfahrung vor mir voraus. Liebknecht war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der fleißig studiert hatte; diese wissenschaftliche Bildung fehlte mir. Liebknecht hatte endlich in England zwölf Jahre lang mit Männern wie Marx und Engels in intimem Verkehr gestanden und hatte dabei viel gelernt, ein Umgang, der mir ebenfalls fehlte. Daß Liebknecht unter solchen Umständen erheblichen Einfluß auf mich ausüben mußte, war ganz selbstverständlich. Andernfalls wäre es eine Blamage für ihn gewesen, daß er diesen Einfluß nicht auszuüben verstand, oder eine Blamage für mich, daß ich aus dem Umgang mit ihm nichts zu profitieren wußte. Einer meiner Bekannten aus jener Zeit schrieb vor einigen Jahren in der „Leipziger Volkszeitung", er habe (1865) gehört, wie ich im kleinen Kreise von meiner Bekanntschaft mit Liebknecht erzählt und dazu bemerkt hätte: „Donnerwetter, von dem kann man was lernen!" Das dürfte stimmen. Aber Sozialist wäre ich auch ohne ihn geworden, denn dazu war ich auf dem Wege, als ich ihn kennenlernte. Im beständigen Kampfe mit den Lassalleanern mußte ich Lassalles Schriften lesen, um zu wissen, was sie wollten, und damit vollzog sich in Bälde eine Wandlung in mir. . . .

. . . Ich bin vielmehr, wie fast alle, die damals Sozialisten wurden, über Lassalle zu Marx gekommen. Lassalles Schriften waren in unseren Händen, noch ehe wir eine Schrift von Marx und Engels kannten. Wie ich von Lassalle beeinflußt worden war, zeigt noch deutlich meine erste Broschüre „Unsere Ziele", die Ende 1869 erschien."

Nach Bebels eigener Meinung hat denn auch sein Umgang mit Liebknecht nur seine „Mauserung zum Sozialisten beschleunigt". Das dürfte richtig sein, doch hat auch unter Liebknechts Einfluß diese „Mauserung" sich nur langsam vollzogen. Ende 1866 trat Bebel zwar der Internationalen Arbeiterassoziation bei, aber selbst als er bei der Wahl zum Norddeutschen Reichstag im Februar 1867, von der Sächsischen Volkspartei als Kandidat aufgestellt, im Wahlkreise Glauchau-Meerane siegte, war er noch kein Sozialdemokrat im eigentlichen Sinne — vor allem kein Marxist. Von den Marxschen Werken hatte er nur die Inauguraladresse an die Internationale Arbeiterassoziation gelesen. Mit dem Lesen der 1859 erschienenen Marxschen Schrift „Zur Kritik der politischen Oekonomie" hatte er zwar schon früher begonnen, sie aber, da es ihm nicht gelingen wollte, in die schwierige Materie einzudringen, wieder aus der Hand gelegt. Den ersten Band des „Kapital" hat er erst gegen Ende des Jahres 1869 kennengelernt und das Kommunistische Manifest ist ihm erst zu Anfang der siebziger Jahre bekanntgeworden.

Nach diesen Anfängen ging es allerdings mit der Mauserung schneller vorwärts, so daß Marx und Engels in Bebel bald den konsequentesten und begabtesten Führer ihrer Richtung im Deutschen Reichstag erblickten. Als Mitte September 1882 Schweizer Blätter fälschlich die Nachricht brachten, Bebel sei gestorben, schrieb Marx von Vevey aus an Engels: „Im Moment, um an Dich zu schreiben, bringt mir der Garçon das „Journal de Genève" mit der Nachricht über Bebels Tod. Es ist entsetzlich, das größte Unglück für unsere Partei! Er war eine einzige Erscheinung innerhalb der deutschen (man kann sagen: innerhalb der „europäischen") Arbeiterklasse.

*) A. Bebel, Aus meinem Leben, I, S. 129.

Aus der Jugendgeschichte der deutschen Sozialdemokratie

August Bebels Rede in der Reichstagssitzung vom 16. September 1878 gegen das geplante Sozialistengesetz.

Zu den bedeutendsten, aufsehenerregendsten Reden, die Bebel während seiner langen parlamentarischen Tätigkeit im Deutschen Reichstag gehalten hat, gehört unzweifelhaft seine Rede bei der ersten Beratung des von der Bismarckschen Regierung vorgelegten „Gesetzentwurfs gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie". Seine Darlegungen erregten damals allgemeines Erstaunen im Inland wie im Ausland, nicht nur durch die schneidige Schärfe, mit der er die Vieldeutigkeit verschiedener Bestimmungen dieses Gesetzentwurfs aufdeckte und mit der er Beweise für die von Regierungsseite gegen die sozialdemokratische Partei erhobenen Anschuldigungen forderte, sondern auch, weil er, gestützt auf ein reiches Tatsachenmaterial, nachwies, daß dieselbe Bismarcksche Regierung, die nun die Sozialdemokratie zu vernichten gedachte, einst auf einer früheren Stufe ihres Machtstrebens versucht hatte, die sozialistische Bewegung gegen das fortschrittliche Bürgertum auszuspielen. Noch heute hat der Hauptinhalt dieser Rede ein parteigeschichtliches Interesse, zeigt er doch, mit welchen von der preußischen Regierung betriebenen Korrumpierungs- und Lockungsversuchen die junge, noch in den Kinderschuhen steckende, verschiedenartige Strömungen umschließende sozialdemokratische Bewegung zu kämpfen hatte. Dadurch hat dieser Teil der Bebelschen Rede geradezu den Wert eines Quellenmaterials zur Parteigeschichte, und wir glauben, dem Andenken unseres Altmeisters keinen besseren Dienst erweisen zu können, als dadurch, daß wir, obgleich zwischen damals und jetzt ein Zeitraum von beinahe einem halben Jahrhundert liegt, die betreffenden Ausführungen Bebels abdrucken, ist doch leider die ältere Parteigeschichte in der heute aufwachsenden jungen sozialistischen Generation recht wenig bekannt.

Auf die Frage, ob Bebel die Stellung Lassalles und Schweitzers zur Regierung Bismarcks richtig erfaßt und beurteilt hat — eine Frage, um die in der Partei früher heftig gestritten worden ist —, möchten wir nicht näher eingehen und verweisen bezüglich dieser Streitfrage auf die Aufsätze und Schriften von K. Laufenberg, Franz Mehring und Gustav Mayer. Jedenfalls muß Bebel zugestanden werden, daß in den siebziger, achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Ansichten über Ferdinand Lassalle und J. B. von Schweitzer in den weitesten Kreisen der Partei geteilt wurden.

Nachdem Bebel energisch den Versuch der Regierung zurückgewiesen hatte, für das Attentat Nobilings auf Wilhelm I. die sozialdemokratische Partei verantwortlich zu machen, fuhr er fort:

„Meine Herren, ich stehe in der Arbeiterbewegung seit dem Jahre 1861. Im Jahre 1862 trat zunächst, angeregt durch die allgemeine politische Bewegung, welche durch den Deutschen Nationalverein hervorgerufen worden war, auch in den Arbeiterkreisen das Bedürfnis hervor, sich mit den eigenen materiellen Verhältnissen zu beschäftigen. Es wurde ein selbständiges Vorgehen der Arbeiter zunächst in Leipzig angeregt, und zwar deshalb, weil man der Ansicht war, daß von seiten des Nationalvereins nicht das für die Arbeiterinteressen geschähe, was man glaubte als notwendig und berechtigt annehmen zu dürfen. Insbesondere fand man eine Zurücksetzung der Arbeiter in der Art und Weise, wie man die Erwerbung der Mitgliedschaft im Nationalverein festgestellt hatte. Den meisten Arbeitern war es infolge der materiellen Anforderungen unmöglich, einzutreten, und nach politischer Betätigung dürstete man.

Im allgemeinen war man in den Kreisen der Arbeiter zu jener Zeit noch sehr unklar über das, was man wollte, man diskutierte hin und her, sprach von diesem und jenem, worüber wir heutzutage lächelnd die Achseln zucken. Bei den Jüngeren unter uns, wozu speziell auch ich mich rechne, war von sozialistischen Ideen und sozialistischen Zielen auch nicht der geringste Begriff vorhanden. In Leipzig bildete sich ein Komitee zum Zweck der Einberufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses, welcher die Mittel und Wege beraten sollte, in welcher Weise die Arbeiterinteressen gefördert werden könnten. Dem Vorgehen von Leipzig schlossen sich andere deutsche Städte, Berlin, Nürnberg, Frankfurt am Main usw. an. Da, im September 1862, erschien eines Sonntags in der Mitte unseres Komitees ein Herr Eichler aus Berlin, der damals viel in Volks- und Arbeiterversammlungen in Berlin von sich reden gemacht hatte, und erklärte, daß er im Namen und Auftrage der preußischen Regierung komme, speziell des Fürsten Bismarck, und daß er in seinem Namen uns offeriere, falls wir bereit seien, unseren Einfluß aufzubieten, daß die Arbeiter gegen die Fortschrittspartei, speziell bei den Wahlen, Front machten, sie seitens der Regierung materiell in jeder Weise mit Hilfe von Staatsmitteln unterstützt werden sollten, um eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen. Dies war, wohlgemerkt, zu einer Zeit, und das ist sehr bezeichnend, wo den meisten von uns und speziell auch mir, Lassalle noch nicht einmal dem Namen nach bekannt war, wo er überhaupt öffentlich noch nicht aufgetreten war und sein berühmtes Antwortschreiben an das Leipziger Komitee vielleicht nicht einmal dem Gedanken nach existierte. Es wurden uns seitens des genannten Eichler sogar bestimmte Summen in Aussicht gestellt, er sprach davon, daß man 60 000 bis 80 000 Taler zunächst zur Gründung einer Produktivgenossenschaft der Berliner Maschinenbauer hergeben wolle, denen andere folgen sollten.

Wir lehnten die Bedingungen und das Anerbieten überhaupt ab und wiesen den Herrn zurück. Kurze Zeit darauf war er aus der Oeffentlichkeit verschwunden, und wie ich später hörte, ist er Berliner Polizeimann geworden. Einige Monate später erfolgte das öffentliche Auftreten Lasalles, seine Vorschläge bezüglich der Einführung des allgemeinen Stimmrechts und der Gründung von Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe usw. Die Bewegung nahm eine bedeutende, Aufsehen machende Ausdehnung; es wurde der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet. Die Regierung verfolgte die Bewegung sehr aufmerksam, und jetzt geschah es, daß von ihrer Seite und speziell des Fürsten Bismarck Seite die verschiedensten Anstrengungen gemacht wurden, mit Lassalle, der dieses nicht gesucht, in Verbindung zu treten. Es wurden durch einen Prinzen des königlichen Hauses und die Vermittelung der Frau Gräfin Hatzfeld Unterhandlungen mit Lassalle angeknüpft. Man wünschte, er solle mit dem Fürsten Bismarck zusammenkommen. Lassalle lehnte hartnäckig jeden entgegenkommenden Schritt seinerseits ab, wenn er nicht zunächst vom Fürsten Bismarck selbst ausginge. Fürst Bismarck ließ sich, als er die Hartnäckigkeit Lassalles sah, endlich herbei, durch seinen Geheimsekretär Dr. Zitelmann einen Brief an Lassalle zu schreiben, den er selbst kontrasignierte, worin Lassalle zu einer Zusammenkunftsbesprechung mit dem Fürsten Bismarck eingeladen wurde. Infolge dieser Einladung haben im

Winter 1863—64 nicht ein und zwei, sondern eine ganze Reihe von Konferenzen zwischen Lassalle und dem Fürsten Bismarck stattgefunden. (Hört, hört!)

Solcher Zusammenkünfte fanden manchmal drei bis vier in der Woche statt, und Fürst Bismarck gab für diese Gelegenheit die strengste Ordre, daß, wer immer an solchen Abenden käme, nicht zugelassen werden solle. So geschah es, daß, als einmal eines Abends der bayerische Gesandte in einer wichtigen Angelegenheit den Fürsten zu sprechen wünschte, er zurückgewiesen wurde. (Hört, hört! Große Heiterkeit.)

Es drehte sich bei diesen Unterhaltungen und Unterhandlungen um Zweierlei, erstens um die Oktroyierung des allgemeinen Stimmrechts und zweitens um die Gewährung von Staatsmitteln zu Produktivgenossenschaften. Fürst Bismarck war für diesen Plan von Lassalle vollständig gewonnen, er weigerte sich nur, wie Lassalle verlangte, sofort mit der Oktroyierung des allgemeinen Stimmrechts vorzugehen, bevor nicht der schleswig-holsteinische Krieg glücklich zu Ende geführt worden sei. Infolge dieser Meinungsverschiedenheit entstanden tiefe Differenzen zwischen Lassalle und dem Fürsten Bismarck, und es war nicht etwa der letztere, welcher die Unterhandlungen abbrach, sondern es war, wie ich ausdrücklich konstatieren muß, Lassalle, der den Bruch herbeiführte und erklärte, auf weitere Unterhandlungen sich nicht einlassen zu können.

Ich muß hieran anknüpfend die weitere Tatsache anführen, daß im Jahre 1865 von seiten des damaligen Ministers des Innern Grafen zu Eulenburg dem Herrn von Hochstetten, dem damaligen Redakteur des „Sozialdemokrat", mitgeteilt worden ist, daß der Fürst Bismarck bereit gewesen sei, das bekannte Hundertmillionenprojekt Lassalles für die Gründung von Produktivgenossenschaften zu verwirklichen, daß aber er und seine übrigen Kollegen den Fürsten Bismarck überstimmt hätten, daß auch Lassalle selbst eine solche rasche Verwirklichung des Projekts bekämpft habe, einmal weil zuvor das allgemeine Stimmrecht eingeführt werden sollte, und dann, weil er der Ansicht war, daß der Gedanke der Produktivassoziationen durch die politische Agitation erst immer weiter in die Massen hineingetragen und in der Masse selbst lebendig werden müsse, damit um so sicherer Aussicht vorhanden sei, daß das Unternehmen auch wirklich glücke und nicht mißlinge.

Bekanntlich wurde ganz analog diesen Gedanken auch die bekannte Weberdeputation im Jahre 1864 vom König empfangen, an deren Spitze ein Arbeiter, der noch heute hier lebende Arbeiter Paul, stand. Dieser wurde von Seiner Majestät dem König in der Audienz wörtlich mit den Worten entlassen: „Ich sehe, es ist in vieler Beziehung weit trauriger mit der Lage der Arbeiter beschaffen, als mir bis jetzt mitgeteilt worden ist, aber seien Sie versichert, sobald wir mit unseren äußeren Verhältnissen Ruhe haben, dann soll die Arbeiterfrage in gesetzlicher Weise gelöst werden." (Hört, hört!)

Als darauf der erwähnte Arbeiter Paul aus dem Audienzzimmer heraustrat, empfing ihn Fürst Bismarck mit den Worten: „Paul, aber bis zum nächsten Sonntag wird es noch nicht besser", worauf dieser erwiderte: „Exzellenz, ich weiß, daß die Sache nicht so rasch geht." Er wurde weiter vom Fürsten Bismarck befragt, was sie, die dreizehn Arbeiter, die von den liberalen Fabrikanten wegen ihres Schrittes bei dem König gemaßregelt worden seien, jetzt treiben wollten, ob es nicht möglich sei, ihnen irgendwie

zu helfen, vielleicht durch eine Assoziation. Paul antwortete, daß er darüber noch nicht nachgedacht. Auf die weitere Frage des Fürsten, wie viele Mittel wohl für eine Assoziation notwendig seien, zögerte er anfangs mit der Antwort, meinte aber dann, daß vielleicht 4000—6000 Taler dazu reichten. Darauf erklärte Fürst Bismarck wörtlich: „Das ist ja eine wahre Lumperei, die sollen beschafft werden, im übrigen könnten Sie mein Berichterstatter sein, Sie könnten in Schlesien auf Staatskosten umherreisen und mir über die Arbeiterverhältnisse und die sozialen Zustände Berichte einschicken, da meine Geheimräte doch davon nichts verstehen. (Große Heiterkeit!)"

Ich will weiter hinzufügen, daß die Produktivgenossenschaft auch dann, wie Sie meist wissen werden, gegründet worden ist, — ich will hier auf die Geschäfte jener Produktivgenossenschaft nicht näher eingehen, ich fühle mich nur gegenüber den dabei beteiligten Arbeitern verpflichtet, zu konstatieren, daß, wenn dieselbe zugrunde ging, sie nicht durch die Arbeiter zugrunde ging, sondern hauptsächlich wohl durch den die Produktivgenossenschaft überwachenden Landrat, der nach eigener Versicherung Pauls das schlechteste Rohmaterial kaufte und dabei die teuersten Preise für die Waren ansetzte, so daß mehrere Minister diese schlechte Schundware zu teuren Preisen gesandt bekamen, wodurch die Genossenschaft in Mißkredit kam. Auch behauptet Paul, daß die Genossenschaft nicht all das Geld erhalten habe, das angeblich regierungsseitig darauf angewendet wurde. Kurz, meine Herren, Sie sehen, wie die Dinge in Regierungskreisen damals standen, die Sachen gingen immer weiter — (Zurufe rechts: Zur Sache!). — Ich bin schuldig, Ihnen alles das anzuführen und mitzuteilen (Rufe: Ganz richtig! Erzählen Sie weiter!), weil das ein deutliches Licht auf die Beziehungen der Regierung zur Sozialdemokratie wirft und das jetzige Verfahren in das richtige Licht stellt. — Die Sachen gingen, wie gesagt, in dieser Richtung weiter. Nachdem Lassalle im Duell erschossen worden war, sind die Unterhandlungen und die Versuche zu Beeinflussungen nicht abgebrochen worden. Lassalle war selbstverständlich weit entfernt, sich als Werkzeug vom Fürsten Bismarck gebrauchen zu lassen und sich zu reaktionären Regierungszwecken herzugeben. Er hat im Gegenteil bei allen Unterhandlungen fest darauf bestanden, daß er als gleichberechtigte Partei anerkannt werde und daß seine Bedingungen in erster Linie akzeptiert würden.

Nach Lassalles Tode war Dr. Dammer eine Zeitlang Vizepräsident; als dieser dann kurz darauf in Privatverhältnisse zurücktrat, als Mitarbeiter in irgendein wissenschaftliches Institut, wurde unser Kollege Fritzsche Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, und, meine Herren, — ein weiterer interessanter Beweis, wie jetzt die Dinge standen, — Dr. Dammer forderte Kollege Fritzsche auf, er solle bei allen Versammlungen in Sachsen, wohlgemerkt, im Königreich Sachsen, neben den sozialistischen Forderungen auch ganz speziell die Forderung aufstellen lassen, daß Deutschland unter preußischer Spitze und dem Fürsten Bismarck geeinigt werde, und daß er, Fritzsche, über alle diese Versammlungen und ihre Wirkung an den Fürsten Bismarck persönlich Bericht erstatten solle, (Hört, hört! links, Bewegung) oder, falls in anderen Blättern derartige Berichte erschienen, so sollte er diese Berichte anstreichen und dem Fürsten Bismarck unter Kreuzband zusenden. Sie sehen also, wie man hier in direktester Weise die Sozialdemokratie hat

benutzen wollen, die Kleinstaaten allmählich in der ja glücklich gelungenen Weise unter die preußische Spitze zu bringen, wenn dies schließlich auch in anderer Weise gelungen ist, und daß speziell das Königreich Sachsen damals das Hauptobjekt war, welches man zunächst ins Auge gefaßt hatte. Wir, die wir entschieden feindlich jenen Bestrebungen entgegentraten, sind später von der sächsischen Regierung durch den Leipziger Hochverratsprozeß für unsere Bemühungen belohnt worden! (Heiterkeit!)

Als dann Herr von Schweitzer die Leitung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in die Hand bekam, ist es dessen ganzes Bestreben gewesen, in der bezeichneten Richtung immer weiter und weiter für die Bismarcksche Politik zu arbeiten. Im Jahre 1866 ist Dr. von Schweitzer aus einer längeren Strafhaft seitens des Justizministers auf Urlaub entlassen worden, um agitatorische Reisen zu unternehmen, auf welchen er für die damals ausgegebene Parole von seiten der nationalliberalen Partei „durch Einheit zur Freiheit" in dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein Propaganda machen mußte. Er hat seine Tätigkeit im Einverständnis mit der Regierung auch später bei Beratung der Gewerbegesetzgebung fortgesetzt; es sind damals seitens des Dr. von Schweitzer eine Reihe Anträge gestellt worden, die ganz unzweifelhaft zuvor zwischen der damaligen Vertrauensperson des Fürsten Bismarck, Geheimrat Wagener, und dem Dr. von Schweitzer vereinbart wurden. (Hört, hört! links.)

So unter anderem ein Antrag in bezug auf die Fabrikinspektoren, und ich erinnere hier den Herrn Abgeordneten Dr. Friedenthal daran, daß er es damals war, der bei Gelegenheit der Debatten über diesen Antrag unter anderem an seine konservativen Freunde, zu denen der Geheimrat Wagener gehörte, welcher den Antrag Schweitzers warm befürwortete, die Mahnung richtete, mit dem Feuer nicht zu spielen. Gleichwohl ist dieses Spielen mit dem Feuer noch Jahre lang fortgesetzt worden; man glaubte, die deutsche Sozialdemokratie in der angedeuteten Richtung gegen das Bürgertum weiter benutzen zu können, und Herr von Schweitzer hat sich bereitwillig als Werkzeug dazu hergegeben. Im Jahre 1869 sind wieder ganz ähnliche Agitationen, wie die bezeichneten, ins Werk gesetzt worden. Als dann um jene Zeit Herr von Schweitzer infolge eines Preßvergehens eine kurze Haft in Rummelsburg antreten mußte, beauftragte er das Vereinsmitglied Herrn Tölcke mit seiner Vertretung. Das Charakteristische aber hierbei ist, er führte Herrn Tölcke persönlich auf das Präsidium der Berliner Polizei und stellte ihn dem Polizeipräsidenten Herrn von Wurmb als seinen Stellvertreter im Präsidium des Vereins vor. Die im Hause und auf den Höfen umherstehenden Polizeioffizianten waren dabei alle gegen Herrn Dr. von Schweitzer sehr freundlich und grüßten ihn sämtlich. (Heiterkeit!) Außerdem machte Herr von Schweitzer Herrn Tölcke die Mitteilung, daß er nicht nur jederzeit bei dem Polizeipräsidenten Zutritt habe, sondern auch ebenso bei dem Minister des Innern, welcher damals bekanntlich der Vorgänger des jetzigen, der Graf zu Eulenburg war. (Hört, hört!)

Sie sehen, wie die Dinge gegangen sind, und das hat gewährt bis 1871; da sind endlich den Arbeitern in dem Verein, nachdem sie schon lange den verschiedensten Verdacht gehegt, die Augen aufgegangen; das allmählich angesammelte Material hatte ihnen die Augen geöffnet, welch frevelhaftes Spiel von seiten desjenigen getrieben wurde, der an der Spitze ihres Vereins

stand, dem sie Jahre lang ihr Vertrauen geschenkt, und der, wie nicht zu leugnen ist, mit großem Geschick es verstanden hat, die Arbeiter zu leiten und zu täuschen, selbst die tüchtigsten seiner Anhänger bis zu einem gewissen Grad zu hintergehen. Als endlich die Einsicht von der wahren Stellung Schweitzers allseitig im Verein durchgedrungen war, wurde Herr von Schweitzer als Präsident abgesetzt, und von diesem Augenblick wurde allerdings auch die Taktik der preußischen Regierung gegen den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein und die Sozialdemokratie überhaupt eine andere. Daß man aber fortgesetzt dennoch in dieser Richtung tätig war, beweist, glaube ich, die Konferenz mit Oesterreich 1873, die Sendung des Dr. Rudolf Meyer und Geheimrats Wagener nach Eisenach im Jahre 1875, und endlich sind erst in den letzten Wochen, wenn auch nicht von Regierungsseite, so doch von einer Seite, die gegenwärtig ziemlich nahe mit der Regierung in Fühlung steht, der Berliner Sozialdemokratie bezeichnende Offerten gemacht worden. Man hat von maßgebender schutzzöllnerischer Seite anläßlich der letzten Reichstagswahl uns das Anerbieten gemacht, daß, wenn wir unseren Kandidaten im zweiten Berliner Wahlbezirk zurückzögen und einen Schutzzöllner aufstellen ließen und unterstützten, und zwar den bekannten Herrn Glagau, man umgekehrt bereit wäre, auf alle Forderungen in bezug auf das Arbeiterschutzgesetz, also in bezug auf den Normalarbeitstag, die Verkürzung der Frauenarbeit, Verbot der Kinderarbeit usw. usw., einzugehen und uns zu unterstützen. (Hört, hört!)

Sie sehen, meine Herren, daß man trotz aller Bekämpfungen und Anschuldigungen von allen Seiten doch verschiedenerseits die 500 000 Stimmen der Sozialdemokratie recht gut glaubt brauchen zu können und bereit ist, mit uns zu verhandeln und Gebote zu machen. Ich garantiere durchaus nicht dafür, daß, wenn man einige Zeit mit diesem Gesetz gegen uns vorgegangen ist, trotzdem, oder nunmehr erst recht, von verschiedenen Seiten ähnliche Versuchungen an uns herantreten werden. . . .

. . . Meine Herren, weiter will ich zu dem oben Bemerkten noch anführen, daß gleichzeitig neben den mit Herrn v. Schweitzer gepflogenen Verbindungen, die insbesondere von seiten des Geheimrats Wagener vermittelt wurden, noch von einer zweiten sehr einflußreichen Seite Verbindungen mit den Sozialdemokraten gesucht werden. Und zwar geschah dies durch eine Hauptvertrauensperson des Fürsten Bismarck, die früher, bevor sie in seine Dienste trat, in sehr naher Beziehung zur Sozialdemokratie gestanden hat, nämlich den Geheimrat Lothar Bucher."

Vom Völkerbund

Von **H. Fehlinger.**

Die neue internationale Ordnung, durch die Pariser Friedensbedingungen geschaffen, führt die „Gesellschaft der Nationen", in Deutschland gewöhnlich „Völkerbund" genannt, als einen Faktor der Weltpolitik ein. Das Pariser Völkerbundabkommen ist den Friedensverträgen als Einleitung vorangestellt und dem Völkerbund das Eingreifen in vielen und schwierigen Fragen der Ausführung der Friedensverträge zur Aufgabe gemacht. Er ist mit diesen umfangreichen, komplizierten und nicht gerade friedensförderlichen Dokumenten in enge Verbindung gebracht, — was als schwerer Nachteil aufge-

faßt werden muß. Abgesehen von der Verkettung mit den Friedensverträgen enthalten die Völkerbundakte auch sonst viele Mängel, Einseitigkeiten und Ungerechtigkeiten. Trotzdem muß zugegeben werden, daß mit dem Völkerbund eine zwischenstaatliche Organisation geschaffen wurde, wie sie bisher nicht vorhanden war, eine Institution, als deren Pflicht es bezeichnet wird, sich mit internationalen Fragen zu befassen. Das ist zweifellos ein Umstand von großer Bedeutung. Bedauert muß jedoch werden, daß der Bund nicht alle Staaten umfaßt. Die Vereinigten Staaten von Amerika, Deutschland, Rußland und die Türkei sind große und politisch wie wirtschaftlich wichtige Gemeinwesen, die bisher noch außerhalb des Bundes stehen. Von den Kriegsgegnern der Entente wurden bis jetzt Oesterreich, Ungarn und Bulgarien — gegenwärtig unbedeutende Kleinstaaten — in den Völkerbund aufgenommen. Ob ein Antrag Deutschlands, Mitglied des Bundes zu werden, Erfolg hätte, muß mindestens als zweifelhaft gelten. Jedenfalls würde die Aufnahme unter den bestehenden Verhältnissen für Deutschland eine uneingeschränkte Anerkennung des Friedensvertrages bedeuten; andererseits würde durch Deutschlands Beitritt der Einfluß der Ententemächte wenigstens etwas verringert werden. Das Fernbleiben Amerikas hat auf die Haltung der öffentlichen Meinung dem Völkerbund gegenüber entschieden nachteilig gewirkt, seine Autorität eingeschränkt und viel dazu beigetragen, daß vier Jahre nach dem Abschluß des Waffenstillstandes noch immer keine wesentliche Beruhigung Europas eingetreten ist. Die politische Lage Europas würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach doch etwas anders gestaltet haben, als sie heute ist, wenn das an Reparationen und Gebietserweiterungen nicht interessierte Amerika an der Regelung der Zustände nach dem Krieg tätigen Anteil gnommen hätte.

Der Grundgedanke der Völkerbundakte ist die Schaffung eines allumfassenden zwischenstaatlichen Verbandes, dessen vornehmste Aufgabe darin zu bestehen hat, die Wiederkehr von Kriegen möglichst zu erschweren. Artikel 11 der Akte erklärt ausdrücklich, „daß jeder Krieg und jede Kriegsdrohung, mag davon unmittelbar ein Bundesmitglied betroffen werden oder nicht, eine Angelegenheit des ganzen Bundes ist und daß dieser die zum wirksamen Schutz des Völkerfriedens geeigneten Maßnahmen zu ergreifen hat". In den folgenden Artikeln 12, 13 und 15 sind ausführlich die Maßnahmen dargelegt, die im Falle von Kriegsgefahr oder nach Ausbruch von Kriegen zwischen Bundesmitgliedern angewendet werden sollen. Die Mitgliederstaaten sollen alle Streitigkeiten untereinander, die zu einem Bruche führen könnten, einem Schiedsgerichte oder dem Völkerbundrat unterbreiten. Sie kommen überein, „in keinem Fall vor Ablauf von drei Monaten nach dem Spruch der Schiedsrichter oder dem Berichte des Rates zum Kriege zu schreiten". Im Fall von Streitigkeiten, die vor ein Schiedsgericht gebracht wurden, verpflichten sich ferner die Bundesmitglieder, „den erlassenen Schiedsspruch nach Treu und Glauben auszuführen und gegen kein Bundesmitglied zum Kriege zu schreiten, das sich dem Schiedsspruch fügt". Wird kein Schiedsgericht angerufen, so genügt es, die Streitfrage zu erschöpfender Untersuchung und Prüfung vor den Völkerbundrat zu bringen, wenn eine der Parteien den Generalsekretär des Bundes von dem Streit benachrichtigt. Wird der Bericht des Rates mit den zur Lösung der Frage gemachten Vorschlägen von allen seinen Mitgliedern

angenommen, die nicht Vertreter der beteiligten Parteien sind, „so verpflichten sich die Bundesmitglieder, gegen keine Partei zum Kriege zu schreiten, die sich dem Vorschlage fügt". Ist der Bericht des Rates nicht einstimmig erstattet worden, so mögen die Mitgliedstaaten tun, was sie zur „Wahrung von Recht und Gerechtigkeit für nötig halten"; sie können also den Streit mit Waffen austragen. Schreitet ein Mitgliedstaat in einem sonstigen Fall zum Krieg gegen einen anderen Mitgliedstaat, so wird das als Kriegshandlung gegen alle übrigen Bundesmitglieder betrachtet, die verpflichtet sind, alle Finanz- und Handelsbeziehungen mit ihm abzubrechen usw. Um „den Bundesverpflichtungen Achtung zu verschaffen", soll sogar mit bewaffneter Macht gegen den vertragsbrüchigen Staat vorgegangen werden können, der auch aus dem Bund ausgeschlossen werden kann.

In bezug auf die außerhalb des Bundes stehenden Staaten sieht Artikel 17 vor, daß sie im Fall von friedensgefährdenden Streitigkeiten untereinander oder mit bundesangehörigen Staaten aufgefordert werden sollen, sich den Verpflichtungen zu unterwerfen, die hinsichtlich solcher Streitigkeiten für Bundesmitglieder gelten. Zugleich mit dem Erlaß einer dahingehenden Aufforderung soll der Völkerbundrat eine Untersuchung über die Streitfrage eröffnen und die Schritte vorschlagen, die er in dem besonderen Falle für die besten und wirksamsten hält. Lehnt der aufgeforderte Staat es ab, für den Zweck der Beilegung des Streites die Verpflichtungen eines Bundesmitgliedes auf sich zu nehmen und schreitet er gegen ein Bundesmitglied zum Kriege, so wird die Handels- und Finanzblockade gegen ihn verhängt und es kommt auch das Vorgehen der bewaffneten Macht der Bundesmitglieder in Frage.

Das sind gewiß Mittel, die geeignet wären, Kriege zu Seltenheiten zu machen und sie im Laufe der Zeit überhaupt zu vermeiden; in Wirklichkeit aber hat der Völkerbund bisher wenig zur Verhütung von Kriegsgefahr und Krieg beizutragen vermocht. Die Hauptschuld hieran trägt vielleicht der Umstand, daß der Bund zu einer Zeit ins Leben trat, die ganz von den politischen Wirrnissen ausgefüllt ist, die uns die Friedensverträge gebracht haben. Der Bund steht Verhältnissen gegenüber, die ganz anders sind als jene, welche seine Urheber sich vermutlich beim Vertragsentwurf ausgemalt haben. Sie unterlagen allem Anschein nach der Täuschung, der neue Friede werde für die große Mehrheit der Staaten und die überwiegende Mehrzahl der Menschen ein befriedigender Zustand sein und die Unterlegenen, eine verhältnismäßig kleine Minderheit, würden sich, wohl oder übel, mit dem abfinden, was man ihnen diktiert hatte.

Doch die neuen Grenzen, welche die Friedensverträge zogen, haben tatsächlich auf keiner Seite befriedigt. Sie haben nur zu Reibungen unter den Völkerbundstaaten und zu Kriegen von Völkerbundstaaten gegen andere Staaten geführt, zumeist, ohne daß die vorher bezeichneten Maßnahmen der Völkerbundakte zur Verhütung von Kriegen angewendet worden sind. Und hätte der Bund einzugreifen versucht, so würde der ganze Apparat versagt haben, weil allzu viele Völker und ihre Regierungen noch nicht bereit sind, ihren nationalen Egoismus gegen Erwägungen der internationalen Wohlfahrt zurückzustellen.

Aus Anlaß des polnischen Einbruchs in Rußland im Jahre 1920, der mit einem vollständigen Mißerfolg endete, wurde im britischen Parlament an die Regierung die Frage gerichtet, ob nicht Vertreter der beiden Staaten zu einer besonderen Sitzung des Völkerbundrates hätten geladen und eine Beilegung des Konflikts versucht werden können. Lloyd George antwortete, daß die Einmischung des Rates nutzlos gewesen wäre, da keine Aussicht auf Einstimmigkeit eines Beschlusses bestände. In bezug auf den polnisch-russischen Konflikt schiene das von vornherein ausgeschlossen, und es wäre der Sache nicht dienlich gewesen, wenn die Mißhelligkeiten und Differenzen zwischen den Alliierten im Völkerbund, statt im Obersten Rat zum Ausdruck gekommen wären. Weiter wies Lloyd George auf die Haltung der russischen Regierung hin, die jede Intervention des Völkerbundes ablehnte und sich sogar weigerte, eine Abordnung derselben zu empfangen. Diese Haltung der Sowjetregierung zwang auch dazu, 1922 eine besondere Konferenz, unabhängig vom Völkerbund, in Genua abzuhalten, um eine Aufgabe zu erledigen, die in den Tätigkeitsbereich des Bundes fiel. Es war nicht daran zu denken, daß die Sowjetregierung an einer Völkerbundskonferenz teilgenommen hätte, während sie bereit war, nach Genua zu gehen.

Im griechisch-türkischen Konflikt war ebenfalls ein Interventionsversuch des Völkerbunds aussichtslos. Selbst wenn es gelungen wäre, die Offensive der Griechen zu vermeiden, hätte nichts die Türken von ihrem Vorhaben abhalten können, den Vertrag von Sèvres mit Waffengewalt zunichte zu machen. Die Politik des Völkerbunds in türkischen Fragen, besonders der armenischen Frage, war durchaus nicht dazu angetan gewesen, bei der Regierung von Angora die Neigung zu erwecken, sich einer Entscheidung des Bundes zu unterwerfen.

Dann kam die deutsch-französische Krise. Der Einbruch ins Ruhrgebiet ist zweifellos eine Kriegshandlung, um so mehr, als französischerseits stets bewaffneter deutscher Widerstand erwartet und sogar russische Hilfe für Deutschland befürchtet wurde. Es war ebenso zweifellos, daß der Völkerbund gemäß Artikel 11 der Akte berufen gewesen wäre, „die zum wirksamen Schutz des Völkerfriedens geeigneten Maßnahmen zu ergreifen". Schon vor der Ruhrinvasion war der Vorschlag aufgetaucht, der Völkerbund solle mit den Fragen bezüglich der Reparationen und interalliierten Schulden befaßt werden. Beide fallen zwar nicht in seinen Aufgabenkreis, aber von ihnen hängt der Friede und das wirtschaftliche Wohl aller Völker in hohem Maße ab. Gegen die Einmischung des Völkerbunds in Reparationsfragen wird u. a. geltend gemacht, daß für diese durch den Friedensvertrag die Reparationskommission als zuständige Stelle eingesetzt ist und gewisse alliierte Mächte, vor allem Frankreich, nicht gewillt sind, von den bezüglichen Vorschriften des Friedensvertrages abzugehen. Von Freunden des Völkerbundes wird eingewendet, daß dessen Befassung mit der Ausführung der auf Kriegsentschädigung bezüglichen Bestimmungen des Friedensvertrages ihn unfehlbar auf jener Seite verhaßt machen würde, zu deren Ungunsten seine Entscheidungen ausfallen würden.

Auf der letzten Völkerbundsversammlung im September 1922 wurde der Beschluß gefaßt, der Völkerbundsrat solle an der Lösung der Fragen der Reparationen und interalliierten Schulden teilnehmen, wenn an ihn von den Signatarmächten herangetreten werde. Seitdem sind etwa drei Viertel-

jahre verflossen, aber keine der Signatarmächte hat ein solches Verlangen gestellt. Auf der letzten Tagung des Völkerbundrats in Paris wollte dessen Mitglied Branting den Versuch machen, die Angelegenheit der Reparationen und der Ruhrbesetzung zu behandeln, doch scheiterte er an dem französischen Widerstand, der die Möglichkeit ausschloß, daß der erforderliche einhellige Beschluß zustandegekommen wäre. Das Erfordernis der Einhelligkeit der Beschlüsse verhindert, daß der Völkerbundrat eine Sache behandeln oder entscheiden kann, die einem einzigen Staat, der im Rate vertreten ist, nicht genehm ist.

Ein kleiner Erfolg des Völkerbunds war es, daß er den Krieg zwischen Serbien und Albanien verhindern konnte. Auch die Alandfrage ist zugunsten Finnlands entschieden worden, das gewisse Zugeständnisse für die Erhaltung der schwedischen Sprache auf den Inseln machte. Die oberschlesische Entscheidung bedarf hier keiner weiteren Erörterung. Eine Vereinbarung zwischen Polen und Litauen anzubahnen, ist aber dem Völkerbund nicht gelungen, doch erreichte er immerhin, daß das militärische Vorgehen der beiden Staaten gegeneinander eingestellt wurde.

Eine wesentliche Aufgabe des Völkerbunds besteht in der Herbeiführung einer Verminderung der Rüstungen. Schon am 17. Juni 1920 sagte Balfour, er zähle sich zu denen, die der Meinung sind, daß der Völkerbund nicht viel nutzen werde, wenn seine Bestrebungen zur Rüstungsverminderung fehlschlügen, denn dann müßte man annehmen, er würde die großen Erwartungen nicht erfüllen, die man in ihn setzte. Diese Auffassung fand vielseitige Zustimmung. Die Brüsseler Wirtschaftskonferenz hat nachdrücklich die Notwendigkeit der Verminderung der Rüstungen zu Lande betont und sie als Voraussetzung der wirtschaftlichen und finanziellen Erholung Europas bezeichnet. Aber die Rüstungen gehen trotz dieser Einsicht weiter. Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Bulgarien sind zwar praktisch entwaffnet und militärische Zwangsrekrutierungen verbieten ihnen die Friedensverträge; die anderen europäischen Staaten dagegen unterhalten größere Heere zu Land als vor dem Weltkrieg, und nirgends kommt der Wille zur Geltung, sie einzuschränken. Die englische Zeitschrift „The Round Table" schreibt in diesem Zusammenhang (Nr. 50 S. 317):

„Das wirkliche Hindernis der Abrüstung auf dem Festland von Europa bilden die Befürchtungen Frankreichs. Es gibt wohl noch andere, weniger bedeutsame Hemmnisse, aber dieser Umstand bildet die Hauptschwierigkeit. Frankreich will eine große Armee haben, teilweise weil es die deutsche Vergeltung fürchtet, teilweise weil es längst empfand, daß es Truppen zur Erzwingung seiner Reparationsansprüche brauchen würde, und teilweise, weil es sich als den Hüter der Friedensverträge betrachtet, die jeden Augenblick durch die unberechenbare Macht Sowjetrußlands angegriffen werden können. Zu diesen Besorgnissen, mögen sie vernünftig oder unvernünftig sein, kommt in Frankreich eine Neigung zu imperialistischer Stimmung, wie sie in den meisten Ländern vorhanden ist, die durch den Sieg angeregt und durch die Macht und den Nimbus der Armeeführer aufrechterhalten wird. Ueberdies ist die im Kriegsgeiste gewählte Kammer zweifellos in ihrem Temperament weniger friedfertig als die Masse der Bevölkerung. Schließlich ist es die allgemeine Meinung der politisch denkenden Kreise in Frankreich, daß ausgiebige Verminderungen der militärischen Stärke unklug sein würden, und es ist um so weniger schwer, dem Steuerzahler diese Auffassung genehm zu machen, als ein großer Teil der Armee in Deutschland steht und auf dessen Kosten unterhalten wird."

Dem Drängen nach Abrüstung wird französischerseits die Forderung nach sogenannten Sicherheitsgarantien entgegengesetzt. Zudem stellte sich die dritte Völkerbundversammlung auf den Standpunkt, daß viele Regierungen einer bedeutenden Rüstungsverminderung nur dann zustimmen könnten, wenn ihnen Sicherheit gegen Angriffe geboten werde, sei es durch einen allgemeinen Vertrag oder durch Sonderverträge, zu denen anderen Staaten der Beitritt offen stehen könnte. Die Rüstungsverminderungen sollten im Verhältnis zu den gebotenen Sicherungen stehen. Es ist zu erwarten, daß auf der diesjährigen Völkerbundversammlung von dem mit dem Studium der Sache betrauten Ausschuß der Entwurf eines Sicherungsvertrages vorgelegt werden wird. Die oben erwähnte englische Zeitschrift bemerkt hierzu:

„Ob die Temperatur Europas im nächsten September kühl genug sein wird, einen allgemeinen Sicherungsvertrag ernstlich zu erwägen, oder ob ein Sondergarantievertrag unter Frankreichs Beteiligung noch möglich ist, bleibt abzuwarten. Die ganze Angelegenheit der Sicherungsverträge ist vielen der kleineren Staaten widerwärtig. Es fragen sich Norwegen und Schweden, ob man von ihnen erwartet, Finnland gegen Rußland zu verteidigen; die Niederlande, ob sie aufgefordert werden könnten, für Frankreich oder Deutschland Truppen zu stellen. Im allgemeinen schrecken die kleinen Staaten vor einem System militärischer Sicherungen zurück und ziehen Vereinbarungen ohne solche Sicherungen vor.... Die Haltung Frankreichs gegenüber jeglichem Plan eines allgemeinen oder Sondervertrages würde vor allem von dem Maße der militärischen Unterstützung abhängen, die es bei gewissen Möglichkeiten von Großbritannien erwarten könnte. Es ist unwahrscheinlich, daß es zu ernsthaften Abrüstungsmaßregeln schreitet, ohne ernsthafte Sicherungen zu haben. Es erwartet tatsächlich, zu erfahren, *wieviel Divisionen Großbritannien zu stellen geneigt ist* — und innerhalb welcher Zeit nach Kriegsausbruch, so daß es seine Vorbereitungen dementsprechend treffen kann. Ein Sicherungsvertrag nach einem Schema des Völkerbunds, selbst wenn er von beschränktem Bereich wäre, würde zweifellos etwas von einem Sondervertrag zwischen Großbritannien und Frankreich Verschiedenes darstellen, aber auch er würde Gegenleistungen weitreichender Art in sich schließen, und niemand kann vorhersagen, welchen Standpunkt Großbritannien oder das Britische Reich im nächsten Herbst einnehmen wird; viel hängt von dem ab, was sich inzwischen ereignet. In Frankreich sind plötzliche Stimmungsumschläge immer möglich, aber bis der September kommt, würde der französische Generalstab wahrscheinlich doch auf jeden Fall anraten, keine vom Völkerbund oder Großbritannien angebotene Sicherung der durch die fortdauernde französische Besetzung des Ruhrtals gegebenen Sicherung als gleichwertig zu betrachten.... Es bleibt inzwischen die Möglichkeit, den Plan der Völkerbundversammlung, betreffend eine internationale Konferenz zur Erörterung der Ausdehnung der Grundsätze des Washingtoner Vertrages über die Beschränkung der Rüstungen zur See auf andere als die Signatarmächte auszudehnen. Die Seestreitkräfte herabzusetzen ist leichter als die Stärke der Armeen zu Lande zu verringern und . . . es würde nicht schwer sein, ein Uebereinkommen zu treffen, das eine erhebliche finanzielle Entlastung für die beteiligten Länder mit sich bringt. Vorher jedoch müssen Frankreich und Italien den Washingtoner Vertrag annehmen und es muß zu einem Ausgleich zwischen der Türkei und Griechenland kommen. In zweierlei anderen Beziehungen kann ohne Mitarbeit Amerikas kein Fortschritt gemacht werden. Die Völkerbundakte erwähnen ausdrücklich die schweren Bedenken, die hinsichtlich der Erzeugung von Kriegsmaterial durch private Firmen bestehen. Es ist jedoch klar, daß keinerlei Plan zur Ueberwachung der privaten Rüstungsindustrie in Europa Annahme finden kann, wenn nicht auch die Vereinigten Staaten dabei mitwirken. Wenn Beschränkungen der Waffenfabrikation einem Lande auferlegt werden, so müssen sie auch für die anderen Länder gelten. Aehnliches gilt

hinsichtlich jedes Planes betreffend den internationalen Handel mit Waffen. Auch hierbei ist Amerikas Mitwirkung wesentlich."

Für Deutschland sind die zuletzt erwähnten Fragen von geringer Bedeutung, es ist vor allem an der Abrüstung seiner Nachbarn zu Lande interessiert, aber es besteht keine Aussicht, daß es dem Völkerbund gelingen wird, in absehbarer Zeit in dieser Hinsicht Erfolge zu erzielen. Sogar wenn Deutschland selbst bereit wäre, neben der bereits bestehenden Entmilitarisierung des linksrheinischen Gebiets und eines Streifens rechts des Rheins Frankreich noch allerlei weitere Sicherungen militärischer Art anzubieten, darf man keine Hoffnungen hegen. In Wirklichkeit hat ja Deutschland viel mehr Ursache als Frankreich, die Forderung nach Sicherungen zu erheben; denn Frankreich ist ihm jetzt militärisch vielfach überlegen und zur Aufrechterhaltung seiner militärischen Kräfte kommen nicht nur die 40 Millionen Einwohner Frankreichs in Frage, sondern ebenso die Bevölkerung seines riesigen Kolonialreichs in Afrika und Asien, die in weitem Maße der militärischen Dienstpflicht unterworfen ist. Welche Aussicht dieser Stand der Dinge für die Sicherheit nicht bloß Deutschlands, sondern aller europäischen Völker eröffnet, läßt sich leicht ausdenken. Die Aussicht wird noch trüber, wenn man das militärische Abhängigkeitsverhältnis Polens, der kleinen Entente und Belgiens von Frankreich erwägt. An dem Bewußtsein dieser militärischen Uebermacht werden vorläufig alle Abrüstungsversuche scheitern, ob sie nun vom Völkerbund oder von anderen Seiten unternommen werden.

Doch auch wenn der Völkerbund seinen wichtigsten Zweck, die allgemeine Abrüstung durchzusetzen, gegenwärtig nicht erreichen kann, darf man ihn keineswegs als völlig überflüssig betrachten. Er ist immerhin eine Einrichtung, die beitragen kann zur gegenseitigen Annäherung, zur Anbahnung internationaler Gesinnung und zum Abbau des chauvinistischen Geistes, der die Welt jetzt gefangen hält. Die Anbahnung internationaler Gesinnung kann nur langsam vor sich gehen, und man darf nicht überrascht sein, auf dem Wege dahin manche Enttäuschung zu erfahren. In demselben Maße aber, als diese Gesinnung sich ausbreitet, werden auch die Aussichten zunehmen, daß der Völkerbund für die Erhaltung des Friedens zu wirken vermag. Wenn einmal die Regierungen und die öffentliche Meinung in den Mitgliedstaaten des Bundes gewillt sind, ihn zu einem wichtigen Faktor des zwischenstaatlichen Lebens zu machen, so wird er auch imstande sein, gegen Störungen des Friedens wirksam aufzutreten. Es ist müßig, Betrachtungen darüber anzustellen, wie weit entfernt wir davon heute noch sind.

Die Flucht der Reichsregierung nach Stuttgart

Von **Wilhelm Blos.**

Unter dem Titel „Württembergische Revolutionstage" brachte die „Neue Zeit" im Juli vorigen Jahres (40. Jahrg., 2. Band, 13. Heft) eine ausführliche Besprechung des kurz vorher erschienenen ersten Teils eines vom Genossen Wilhelm Blos, dem früheren Staatspräsidenten Württembergs, verfaßten historisch interessanten Werkes, betitelt: „Von der Monarchie zum Volksstaat", das einen tiefen Einblick in die politischen Strömungen und ersten Kämpfe der Novemberrevolution im

Gebiet des württembergischen Volksstaates bot. Versprochen wurde damals vom Autor, daß er bald einen zweiten Teil folgen lassen werde, der den weiteren Verlauf der Revolution bis zum Rücktritt der sozialistischen Minister im Juni 1920 behandeln solle. Wie die Verlagsbuchhandlung, Bergers Literarisches Bureau und Verlagsanstalt in Stuttgart, anzeigt, wird dieser zweite Teil demnächst erscheinen. Mit Zustimmung des Genossen Blos und der Verlagsbuchhandlung bringen wir daraus folgenden, die Tagung der Reichsregierung in Stuttgart und den Zusammenbruch des Kapp-Putsches schildernden Kapitelabschnitt zum Abdruck.

*

„An mich gelangte an diesem Tage wie an die Ministerpräsidenten der anderen Bundesstaaten eine briefliche Aufforderung von Kapp, mich zu einer Sitzung am 25. März in Berlin einzufinden. Ich antwortete strikte ablehnend, wie die Bundesregierungen alle. Von Berlin aus wurde verbreitet, daß die Reichsregierung mit Kapp in Unterhandlung stehe. Dies wurde von hier aus amtlich dementiert.

Am gleichen Tage beschloß eine sehr zahlreich besuchte Versammlung der Vertrauensleute der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter- und Angestelltenschaft, am Dienstag früh 9 Uhr in einen zweitägigen Generalstreik als Demonstration gegen alle Putschversuche von rechts einzutreten. Vom Streik blieben ausgeschlossen: alle lebenswichtigen Betriebe, wie die notwendigste Lebensmittelversorgung, Gas- und Wasserwerke, Ortskrankenkasse, Kraftverkehrsamt, Lebensmittel- und Fernzüge. Am Donnerstag sollte die Arbeit wieder geschlossen aufgenommen werden. Schichtarbeit setzt bereits Mittwoch nacht ein. Die Arbeiter- und Angestelltenschaft wurde aufgefordert, Besonnenheit zu bewahren und sich von unverantwortlichen Elementen nicht zu Tätlichkeiten provozieren zu lassen.

Dazu wurde noch erklärt: „Der Beschluß der gestrigen Versammlung der Vertrauensleute der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter- und Angestelltenschaft, neben anderen lebenswichtigen Einrichtungen auch die Fernzüge nicht in den zweitägigen Generalstreik einzubeziehen, ist ausdrücklich mit Rücksicht auf die Mitglieder der Nationalversammlung gefaßt worden, um ihnen die Teilnahme an der Mittwoch beginnenden Stuttgarter Tagung zu ermöglichen."

Dieser Generalstreik hatte zwar keine besondere praktische Wirkung mehr, aber er wirkte immerhin gut als Demonstration, die bewies, daß der Staatsstreich von den Arbeitern durchaus abgelehnt wurde.

Der „Staatsanzeiger für Württemberg" charakterisierte die Situation mit den bedeutsamen Worten:

„Die Reichsregierung hat in Stuttgart die Stätte gefunden, die sie für ihre Arbeit braucht, aus der die Sicherung des Bestandes des Reichs nach neuer schwerer Erschütterung emporwachsen soll. Während im Reich draußen aus der gespannten Atmosphäre der Entrüstung über den gegen die verfassungsmäßige Regierung geführten Berliner Handstreich zum Teil schwere und blutige Unruhen entstanden sind, die da und dort eine noch nicht ganz geklärte Lage geschaffen haben, kann die Reichsregierung in der schwäbischen Hauptstadt ungestört ihres Amtes walten. Darin liegt ein ehrendes Zeugnis für den politischen Sinn der württembergischen Bevölkerung, die weiß, von welcher Bedeutung für heute und für die kommenden Tage alles das ist, was in der zurzeit zum politischen Mittelpunkt des Reichs gewordenen Hauptstadt Württembergs besprochen und beschlossen wird."

Viele Hoffnungen, die an diese Episode geknüpft wurden, sollten sich leider nicht erfüllen, wie sich denn in diesen Tagen manch ungeahntes Zwischenspiel auftat. Aber sie waren interessant, diese Tage vom 15. bis 20. März 1920, an denen

Stuttgart tatsächlich der politische Mittelpunkt Deutschlands war. Das kräftig pulsierende politische Leben drängte sich im Alten Schloß zusammen, dessen altersgraue Mauern erstaunt auf eine ihnen fremdartige auf- und abströmende Bewegung herabsahen, mit der sich nichts aus der Vergangenheit des altehrwürdigen Gebäudes vergleichen ließ. Die feudale Pracht des früheren Hofstaates war völlig verschwunden; im viel bewunderten, so kunstreich geschmückten Schloßhofe, auf der „Reittreppe", auf den langen Korridoren und in den prunkvoll ausgestatteten Sälen tummelten sich die Vertreter einer neuen Zeit, des republikanischen Deutschland. Der Regierungsapparat war in allen seinen Einzelteilen sichtbar. Minister, Staatssekretäre, Ministerialdirektoren, Ministerialräte, Offiziere, Ordonnanzen, Sekretäre, Maschinenschreiberinnen, Diener jeglicher Art — alles das rannte, schwärmte und lärmte durcheinander auf den Vorplätzen, im grauen Saal. Im runden Saal tagte die Reichsregierung und mit Staunen sah ich, wie der frühere Kanzler Scheidemann, der sich doch zur jetzigen Reichsregierung, namentlich zu Noske, in Gegensatz befand, als „Zuhörer" im runden Saal anwesend war und die Verhandlungen kontrollierte.

Die Reichsregierung beschloß in einer mit den süddeutschen Regierungen zusammen abgehaltenen Sitzung gegenüber den Anregungen des nach Stuttgart gekommenen Generals Märcker, daß von Verhandlungen mit den Kappisten keine Rede sein könne. Dieser Beschluß wurde einstimmig gefaßt und auch die Absetzung des Generals Märcker, der zu „Zugeständnissen" geraten, wurde angeregt, aber nicht durchgeführt. In Berlin fanden aber doch Vermittlungsversuche statt, an denen u. a. auch der Vizekanzler Schiffer beteiligt war; ebenso gingen solche vom Oberpräsidenten Winnig in Ostpreußen aus, der daraufhin abgesetzt wurde.

In dieser Situation kam ich zu der Erkenntnis, daß es gut wäre, wenn die Nationalversammlung einige Zeit, vielleicht vierzehn Tage, mit der Reichsregierung in Stuttgart bleiben würde, um so lange gewisse unheilvolle Einflüsse abzuhalten. Aber ich drang mit meinem Ratschlag nicht durch.

Am 16. März trat der württembergische Landtag zusammen und die Regierung gab mir den Auftrag, einige Mitteilungen über die gegenwärtige Situation in die Oeffentlichkeit zu bringen.

Nachdem Präsident Keil auf die unheilvollen wirtschaftlichen und politischen Folgen des Berliner Staatsstreichs aufmerksam gemacht und ermahnt hatte, alle Kräfte zur raschen Beendigung „des Berliner Zwischenspiels" einzusetzen, und nachdem er betont, daß jetzt die Augen der ganzen Welt auf Stuttgart gerichtet seien, nahm ich das Wort.

„Wir haben," sagte ich, „in den letzten Wochen, vielleicht Monaten, eine gewisse Erleichterung empfunden. Es ist zwar nichts Außerordentliches geschehen, allein wir hatten empfunden, daß die Ermahnungen zur Arbeit und der Entschluß unseres Volkes, sich aus diesem tiefen Abgrund emporzuarbeiten, nicht ohne Wirkung geblieben sind. Wir haben gesehen, daß die Arbeit wieder reger geworden ist. Wir haben gesehen, daß der Verkehr nach außen sich gehoben hat. Wir haben gesehen, daß auch, was immer als das sicherste Zeichen günstiger Umänderungen in unseren Verhältnissen zu betrachten ist, die Valuta sich einigermaßen gebessert hat. Gewiß war die Situation nicht dazu angetan, sich überschwenglichen Hoffnungen hinzugeben, allein wir durften doch hoffen, daß der Anfang gemacht werde oder vielleicht schon gemacht sei, uns zu einer besseren Situation emporzuarbeiten. Dazu kamen auch verschiedene Erscheinungen im Auslande. Wir haben mit großer Aufmerksamkeit die Bewegung in Frankreich verfolgt, die darauf gerichtet ist, bessere Beziehungen zwischen den beiden Ländern herzustellen und namentlich wieder wirtschaftliche Beziehungen anzubahnen, deren diese beiden großen Völker so dringend bedürfen. Diese Erwartungen und Hoffnungen sind nun alle zerstört worden durch die Ereignisse in Berlin, deren Urheber nicht scharf genug gebrandmarkt werden können. (Lebhafte Rufe: Sehr richtig!) Was dort in Erscheinung getreten ist, der Staatsstreich der Herren Kapp und Genossen,

das ist eine Aktion, hinter der sich die Reaktion aller Schattierungen verbirgt." (Allgemeines sehr richtig.)

Ich zerstreute dann die bei ängstlichen Bürgern aufgetretene Besorgnis, es möchte durch die Uebersiedelung der Nationalversammlung eine Störung in den Ernährungsverhältnissen eintreten, indem ich mitteilte, die Ernährung der Nationalversammlung werde an einer besonderen Stelle konzentriert und eventuell die Hilfe des Reiches herangezogen werden. Alsdann fuhr ich fort:

„Ich will gleich mitteilen, daß, wie die Minister der anderen Einzelstaaten, so auch ich die Einladung von Herrn Kapp erhalten habe, mich am 25. März in Berlin einzufinden, um dort mit diesen Herren zu beraten. (Lachen links.) Diese Beratungen können nur den Zweck haben, die bestehende Verfassung zu verschlechtern, und wenn ich mich daran erinnere, daß ich hier in diesem Saale auf die Verfassung den feierlichen Eid geleistet habe, ihr Treue zu halten, so kann ich eine solche Einladung nur für eine Frechheit erklären. (Lebhaftes: Sehr richtig!) Nun wird der Angriff auf die Reichsregierung damit begründet, daß die Nationalversammlung ihr Mandat überschritten habe und daß man eigentlich schon längst Neuwahlen hätte ausschreiben müssen. Auf welche staatsrechtliche Theorie diese Annahme sich gründet, ist mir unerfindlich. Ich habe als Historiker die Geschichte vieler derartiger Versammlungen studiert und ich kann nicht finden, daß im Vergleich mit den andern diese Versammlung ihr Mandat überschritten hätte. Es gibt Nationalversammlungen, die viel länger getagt haben; ich will nur daran erinnern, daß der berühmte Nationalkonvent in Paris drei Jahre getagt und daß er in dieser Zeit zwei Verfassungen gemacht hat. Wenn man hier den Vergleich zieht, ist klar, wie lächerlich die Beschuldigung der Mandatsüberschreitung ist. Ich wundere mich nur, daß sie so vielfach ernst genommen worden ist. Auch die große französische Nationalversammlung, die die erste französische Verfassung von 1791 gemacht hat, hat länger als die jetzige Nationalversammlung in Berlin, und auch das Frankfurter Parlament würde länger getagt haben, wenn es nicht hier in Stuttgart durch Waffengewalt auseinandergesprengt worden wäre. Dieser Grund kann unmöglich ernst genommen werden. Ich habe mich darüber gewundert, daß sogar ein Mann, der in Deutschland eine so große Verehrung genießt, wie der Marschall Hindenburg, sich auf diesen Grund eingelassen und empfohlen hat, Neuwahlen vorzunehmen. Mit den Neuwahlen ist es so eine Sache, die werden immer von denen gefordert, welche bei Neuwahlen zu gewinnen hoffen. Im Grunde ist das ja bei allen Parteien der Fall; jede Partei glaubt bei den Neuwahlen etwas neues Terrain zu erobern, aber es gibt solche, die mehr, und solche, die weniger geduldig sind in dieser Frage. So, wie die Geschäfte der Nationalversammlung liegen, kann man doch, wenigstens wenn man sich an die hergebrachten Erscheinungen halten will, sagen: wenn eine Verfassung fertig wird, so ist es doch gewiß notwendig, wenn sie ins Leben treten und sich aufrechterhalten soll, auch noch die erforderlichen organischen Gesetze dazu zu machen, bevor die Versammlung, die Schöpferin einer solchen Verfassung, auseinandergeht. Und in diesem Falle befindet sich eben die Deutsche Nationalversammlung, und es ist keineswegs eine Usurpation, wie da behauptet wird, wenn sie ihre Geschäfte weiterführt und sich noch nicht aufgelöst hat. — Auf alle die einzelnen sonstigen Gründe, die da angeführt werden, will ich nicht eingehen. Soweit man aber die Bewegung, wie sie jetzt in Deutschland sich abspielt, überblicken kann, ist doch wohl anzunehmen, daß die neue sogenannte Reichsregierung sich nicht allzu lange wird halten können, auch wenn sie für den Augenblick da und dort einen Erfolg erzielen wird.

Es haben sich nun verschiedene Leute gefunden, welche bereit sind, mit der Regierung Kapp zu unterhandeln. Ich kann mir denken, wie man dazu gekommen ist, aber ich hätte gewünscht, daß diejenigen, welche den Koalitionsparteien angehören, sich niemals auf solche Verhandlungen eingelassen hätten.

(Sehr richtig! links.) Denn etwas Gutes kann dabei nicht herauskommen. Es handelt sich ja schließlich für die neue sogenannte Regierung nur darum, zunächst Zeit zu gewinnen und durch allerhand demagogische Kunststücke, wie sie jetzt überall versucht werden, sich festzusetzen, respektive den andern Teil möglichst übers Ohr zu hauen und aus den Schwankungen, die in dieser Zeit erscheinen, den möglichsten Nutzen zu ziehen. Für die württembergische Regierung kann ich erklären, daß wir uns niemals auf Verhandlungen mit dieser Kapp-Regierung einlassen werden. (Bravo! in der Mitte und links.) Ich muß ja auch, wie andere, das aussprechen, daß ich befürchte, wenn diese Regierung am Ruder bleiben sollte, daß dann Deutschland in zwei Teile zerrissen würde. (Sehr richtig!) Es ist ja momentan auch ganz genau zu sehen, welche Teile es sind, die sich von diesem Berliner Vorstoß nicht überwältigen lassen wollen. Es sind aber auch noch andere Gefahren im Spiele: Hinter dieser Regierung stehen alle die Elemente, welche sich nicht in die momentanen Zustände fügen können. Wir sind nun einmal besiegt und entwaffnet und wir müssen den Mut haben, dieses einzugestehen, auch wenn es Menschen gibt, die mit sogenanntem patriotischen Ueberschwang es leugnen wollen, daß wir uns in dieser traurigen Lage befinden. (Sehr richtig! links.) Daran müssen wir uns gewöhnen solange, als es nicht möglich geworden ist, ein anderes Verhältnis herbeizuführen. Aber dort befinden sich alle diejenigen, welche in dem Wahn leben, daß wir uns unseren Gegnern, denen wir zu so außerordentlichen und schweren Leistungen verpflichtet sind, mit Erfolg gewaltsam widersetzen könnten. Dort sind die Leute, welche rechnen, daß es bald wieder einen Krieg geben wird. (Sehr richtig! links.) Und das ist das Gefährlichste, was gerade auf unser Verhältnis zu den verbündeten Feinden einen außerordentlich schlimmen Einfluß ausüben wird.

Um auf die Streiks zu sprechen zu kommen, die in ganz Deutschland wieder aufflackern, so kann man selbstverständlich diese Bewegungen nicht so leiten und beherrschen, wie man gerade will. Es wird ja ohne Zweifel, wenn diese Regierung sich länger halten sollte, gegen sie das Mittel des Generalstreiks angewendet werden und ich glaube, daß sie sich dagegen auch schwer wird halten können. Bei solchen Gelegenheiten aber gibt es eine ganze Menge Unternehmungen, die überflüssig sind, wie z. B. der Generalstreik, der sich zurzeit in Stuttgart vollzieht. (Sehr richtig! in der Mitte.) Dieser Generalstreik ist nicht so böse gemeint, wie es vielleicht aussieht, denn der ursprüngliche Gedanke, der ihn zustande gebracht hat, zielt ja dahin, daß man damit jenen finsteren Mächten im Norden beweisen will, daß man auf der Hut gegen sie ist und daß man gesonnen ist, ihnen Widerstand zu leisten. (Sehr richtig! links.) So muß dieser Streik beurteilt werden, der auch eine Gefahr größerer Art nicht in sich birgt, da er ja befristet ist und da ja die Beteiligten alle zugesichert haben, daß er sich in Ruhe und ohne Ausschreitungen abspielen soll. Ein Generalstreik von zwei Tagen, das ist kein solches Unglück, daß wir daran zugrunde zu gehen zu befürchten brauchten, und insofern ist diese Angelegenheit weniger bedeutend für dasjenige, was sich jetzt bei uns abspielen wird.

Wir werden für einige Zeit ein Mittelpunkt der Ereignisse in Deutschland sein und wir werden zunächst mit Stolz es sagen können, daß wir in der Lage sind, der Nationalversammlung und der Reichsregierung bei uns einen ruhigen und geschützten Aufenthalt zu bieten. (Bravo!) Bei uns sind die Zustände glücklicherweise so, daß Militärkonflikte und dergleichen für diesen Zeitpunkt ausgeschlossen erscheinen. Was später einmal kommen kann, das weiß ich nicht, aber momentan können wir auf eine bestimmte öffentliche Sicherheit in unserem Lande rechnen. Und in diesem Sinne wünsche ich der Reichsregierung und der Nationalversammlung, daß ihre Arbeiten bei uns Erfolg haben mögen und daß sie recht bald wieder die Stelle einnehmen mögen, die ihnen von Rechts und Gesetzes wegen gebührt. (Beifall in der Mitte und links.)"

Mit den Stimmen der Mehrheitsparteien ward hierauf beschlossen, die Besprechung der entgegengenommenen Mitteilungen zwecks Stellungnahme der Fraktionen zu vertagen und dem Präsidenten die Festsetzung des Zeitpunkts der nächsten Sitzung zu überlassen. Mir war daran gelegen, jetzt eine Debatte zu vermeiden und die Haltung des dichtgefüllten Hauses als eine einmütige erscheinen zu lassen. Ich hatte deshalb alle unnötigen Phrasen vermieden, um nicht zu einer jetzt überflüssigen Debatte zu reizen. Dies wurde von einigen aus der Gruppe derer, die alles besser wissen, hinterher getadelt. Ich hätte „zu nüchtern" gesprochen, sagten sie. Ich halte es immer für gut, wenn man in kritischen Momenten nüchtern bleibt und sich nicht selbst mit einem Phrasenschwall berauscht oder von andern berauschen läßt.

Die inzwischen in Stuttgart eingetroffenen Mitglieder der badischen Regierung bestanden darauf, nicht mit den Kappisten zu verhandeln und die Mitglieder der hessischen Regierung schlossen sich ihnen an. Dagegen ging der Oberpräsident von Schlesien zu Kapp über, worauf gegen ihn ein Verfahren wegen Hochverrats eingeleitet wurde.

Die Haltung der Bevölkerung überhaupt, der mächtige Widerstand der Arbeiter, die ohne Bedenken sich mit ihrer furchtbaren Waffe, dem Generalstreik, für die Republik einsetzten, das Pflichtgefühl der Beamtenschaft, namentlich die Kundgebungen der mittleren und unteren Beamten, das Festhalten des überwiegenden Teils des Militärs an Reichsverfassung und Reichsregierung ließ nach vier Tagen schon die Herren Kapp und Lüttwitz erkennen, daß es mit ihrer angemaßten Herrschaft in Deutschland nichts sei. Am 17. März kam aus der Reichskanzlei folgende Meldung:

„Nachdem die Regierung Bauer sich entschlossen hat, die wesentlichen politischen Forderungen, deren Ablehnung am 13. März 1920 zur Einsetzung der Regierung Kapp führte, von sich aus zu erfüllen, sieht der Reichskanzler Kapp seine Mission als erfüllt an und tritt zurück, indem er die vollziehende Gewalt dem Militärbefehlshaber zurückgibt. Er läßt sich dabei von der Ueberzeugung leiten, daß die äußerste Not des Vaterlandes den einheitlichen Zusammenschluß aller gegen die vernichtende Gefahr des Bolschewismus verlangt."

Herr Kapp schied sonach mit einer dreisten „Vorspiegelung falscher Tatsachen" aus der politischen Welt. Er wollte, um den schmählichen Zusammenbruch seines frevelhaften Unternehmens zu verdecken, glauben machen, die Reichsregierung habe seine „Bedingungen" angenommen.

Hier in Stuttgart erschien folgende Erklärung:

„Kapp und Lüttwitz sind zurückgetreten. Das verbrecherische Abenteuer in Berlin ist beendet. Vor der ganzen Welt ist im Kampf der letzten Tage der unwiderlegliche Beweis geführt worden, daß die Demokratie in der deutschen Republik keine Täuschung ist, sondern die alleinige Macht, die auch mit dem Versuch der Militärdiktatur im Handumdrehen fertig zu werden versteht. Das Abenteuer ist zu Ende, der verbrecherisch unterbrochene Wiederaufbau von Volk und Wirtschaft muß wieder aufgenommen und zum Erfolg geführt werden. Dazu ist es vor allem nötig, daß die Arbeiterschaft ihre starke Waffe, den Generalstreik, niederlegt. In zahlreichen Städten ist die Arbeit bereits wieder aufgenommen. Nun gilt es, alle Teile der Wirtschaft wieder in Gang zu setzen, zu allererst die Kohlenförderung, ohne die es überhaupt kein Wirtschaftsleben gibt. Arbeiter, seid jetzt ebenso tatkräftig und willfähig zur Stelle, wie bei der Abwehr der Volksverführer! Jedermann an die Arbeit! Die Regierung wird mit aller Kraft die Aufnahme des Wiederaufbaues fördern, die Hochverräter, die Euch zum Generalstreik gezwungen haben, der Bestrafung zuführen und dafür sorgen, daß nie wieder eine Soldateska in das Geschick des Volkes eingreifen kann. Den Sieg haben wir gemeinsam errungen. Ans Werk!

Stuttgart, 17. März.

Der Reichspräsident: Ebert.
Die Reichsregierung: Bauer."

Das historische und das soziologische Gesetz der Erkenntnis

Von Dr. Walter Israel (Schluß)

II.

Nach den Darlegungen in Nr. 7 der „Neuen Zeit" bleibt die Frage: Gibt es für die Naturvölker den Begriff des Ewig-Seienden? Die Frage stellen heißt hier nicht sie bejahen. Denn die historischen Tatsachen beweisen wohl, daß es Götter gibt, die aber keineswegs nach der Anschauung der primitiven Völker ewig schon gewesen sind.

Auf der niedrigsten Stufe sind sie Urahnen. Mit Recht weist Ankermann darauf hin, daß die Vorfahren der eigenen Familie nur verehrt und angerufen werden[12]). In den höheren Formen werden sie zu Göttern größerer Volksverbände. Aber selbst, wenn es den Volksgott schon gibt, bleiben die Familiengötter nebenbei bestehen. Der Volksgott ist der Gott der zum Volk erweiterten Familie. So paßt erweitert auf ihn der Satz Junods über die Religion der Bathonga: „It is a particularistic family religion, each family having its own particular gods"[12]). Infolge der Tatsache, daß die Götter entweder direkt Urahnen sind oder wenigstens unmittelbar aus dieser Anschauung des Ahnenkults stammen, ist es verständlich, daß sie nicht mit dem Prädikat „von aller Ewigkeit an existierend" belegt werden. Der Gott ist kein Ewig-Seiender, sondern, dem Ursprung des Gottbegriffs entsprechend, ein Seiender.

Selbst der Allgemein- oder Weltgott eines schon weit entwickelten Volkes wie der Altperuaner ist noch kein Ewig-Seiender im Sinne des modernen Gottesbegriffs.

„Neben ihren Ahnengottheiten der Volksstämme, Brüderschaften (Phratrien), Geschlechterverbände (in der Keschuasprache „Ayllus" genannt) und Familiensippen, verehrten die Altperuaner einen Allgemein- oder Weltgott. Dieser Gott wird in den alten Gebeten und Anrufungen meist bezeichnet als Ticci, Tijsi oder Tejsi-Viracochan (auch Huiracochan oder Uiracochan geschrieben), ferner: Conitijsi-Huiracochan, Illa-Tijsi-Huiracochan, Cay Tijsi-Viracochan, Caylla-Viracochan, Cay Viracochan, Punchaucochan. Diese Benennungen sind kennzeichnend für die Auffassung der Inkaperuaner. Vira heißt nicht, wie oft in alten Wörterbüchern angegeben wird, Fett schlechtweg, sondern das dick- oder festgewordene Fett, in weiterem Sinne eine festgewordene Flüssigkeit. Das Wort Cochan ist abgeleitet vom Verbum cochay, austrocknen lassen, etwas erstarren lassen. Viracochan ist der, der die „Veste" (die Erde) austrocknen, dickwerden ließ.

Es liegt hier dieselbe Vorstellung zugrunde wie im Alten Testament, Mose 1, 6: Da sprach Gott: „Es werde eine Veste inmitten der Gewässer." Nach Ansicht der Altperuaner war zunächst die Erde eine heiße, flüssige Masse, dann ließ der Schöpfergott bestimmte Teile erstarren. Es entstand das Festland, zunächst leblos (ohne Leben in sich).

Das Wort Tijsi bedeutet Grundlage, Fundament. Demnach ist Tijsi Viracochan mit „Grundlage und Macher des festgewordenen Landes", also

[12]) Bernhard Ankermann, Totenkult und Seelenglaube bei afrikanischen Völkern, Zeitschrift für Ethnologie, Heft II/III, 1918, S. 139.

mit Schöpfer zu übersetzen. Conitijsi heißt „heiße Grundlage". Die Erde war eben anfangs heißflüssig. Illatijsi heißt „Leuchtende" (d. h. Licht gebende) Grundlage". Das Wort „Cay", das oft dem Wort Viracochan vorgesetzt wird, bedeutet „seiend", als Substantiv gebraucht „der, der ist" oder „das, was ist", daher „Cachij", der, der etwas sein (werden) läßt, von den spanischen Missionaren ebenfalls mit „Schöpfer" übersetzt.

„Caylla" bedeutet „der von Anfang an Seiende". Die spanischen Missionare verkehrten dieses Wort in bezug auf den Christengott, da dieser nach christlicher Lehre keinen Anfang hat, in manacaylla Dios, das heißt „keinen Anfang habender Gott", „Dios eterno".

Dieser Schöpfergott hat alles geschaffen, d. h. alles jetzt Lebende (nicht aber das heiße, flüssige Chaos, aus dem die Erde hervorgegangen ist), richtiger „zum Leben erweckt". Er hat die Tageshelle (auch die Sonne und den Mond) entstehen lassen, ebenso Mann und Weib, und der starren Erde Leben (die Seele) eingeflößt. Deshalb wird er auch Pachacamac, d. h. Erdbeleber, Erdbeseeler genannt.

So heißt es in einer Hymne, die am „Großen Erschaffungsfest" bei der Opferbereitung gesprochen wurde:

Viracochan:	Schöpfer!
Punchaucochan:	Tageslichterschaffer,
Tutacochan:	Nachterschaffer,
Nispac Pacarichun:	der du den Morgenanbruch werden ließest,
Illarichun:	der du die Tageshelle werden ließest"[13]).

Wenn jetzt unter dem Gesichtspunkt des hier vertretenen Interesses diese Darlegungen betrachtet werden, so zeigt sich, daß der Weltgott Alt-Perus aus dem Ahnenkult entstanden ist. Aber aus der sozialen und kulturellen Entwicklung sind wesentliche neue Anschauungen des Gottesbegriffs erwachsen. Gott ist der Schöpfer der Natur und der Menschen. Er ist „Der von Anfang an Seiende". Aber er bleibt noch der „Seiende". Der Begriff des „Ewig-Seienden", des „Dios eterno", wird ihm nicht beigelegt. Den Grund hierfür sehe ich darin, daß der Animismus noch nicht — der Entwicklung entsprechend — weit zurückliegt; er ist noch fühlbar in diesen höherentwickelten Anschauungen Alt-Perus. Der Begriff des Ewig-Seienden, des keinen Anfang habenden Gottes, entsteht erst später, vorzüglich durch die Zunahme der Größe der sozialen und kulturellen Kreise wie durch die Berührung mit anderen Kreisen. Wenn sich die mehr oder weniger strenge Abgrenzung eines Kultur- und sozialen Kreises verliert, der Blick räumlich ins Weite, vulgär gesprochen, ins Unermeßliche verliert, gelangt erst das Denken zum Zeitlich-Ewigen auch in bezug auf das, was „vorher" war.

Aber auf einen Wandel des Seienden sei hingewiesen. War Gott, der Seiende, im Anfang des Entstehens des Mythos der verstorbene Urahn, die Seele dieses Menschen, so wird er, wie am Beispiel des Viracochan zu sehen ist, zu dem „von Anfang an Seienden", zu dem, der „zum Leben erweckt", zum Schöpfer des Menschen!

[13]) Diese Ausführungen über Alt-Peru stellte mir Professor Cunow für meine Studien zur Verfügung. Es ist mir ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle ihm hierfür wie für andere Hinweise meinen aufrichtigen Dank zu sagen.

Aber für den Weltgott wie für die Ahnengottheit gibt es noch einen Anfang. Hier bildet der Tod des Urahn, dort — ein zwar wesentlicher Fortschritt — eine nicht näher bestimmte Zeit den Anfang der Existenz, von der ab von dem Sein der Gottheit gesprochen wird. Daß von einem Aufhören des Lebens und Wirkens beider Götter nicht gesprochen wird, ist verständlich, da jede Familie und jedes Volk von sich selber glaubt ewig zu bestehen.

Eine Wandlung des Seienden erleben wir hier: Den Wandel der seienden Seele des Urahn zu dem „von Anfang an seienden" Schöpfer des Menschen. Und die Substanz — wir erinnnern uns der obigen Ausführungen — ist die qualitative Substanz des egozentrischen Standpunktes, die Substanz der Kategorie des Wertens.

Einen Ausblick will ich noch geben: Der Weltgott ist nicht der Schöpfer des heißen, flüssigen Chaos, aus dem die Erde geschaffen ist. Dem ersten griechischen Philosophen Thales ist das Wasser der Urstoff, das Ewig-Seiende, aus dem alles entsteht. Im Mythos bildet sich die Erde als Geronnenes aus dem Flüssigen. Hieran anknüpfend werde ich in einer späteren Arbeit versuchen, die Geschichte der Methode des Denkens und den Wandel des Ewig-Seienden weiter zu klären.

Gouttenoire de Toury

Von Hermann Lutz.

Ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, und einer der besten Söhne Frankreichs. Fernand Gouttenoire de Toury wurde als Offizier erzogen, widmete sich aber bald fast ganz dem Pferdesport und besuchte gelegentlich die Rennen in Berlin. Im September 1915 wurde er bei Souchez schwer verwundet und verlor ein Bein. Am Kriegsende war er Hauptmann. Die Erfahrungen des mehr als vierjährigen Krieges revolutionierten Gouttenoire de Toury vollkommen: er wurde überzeugter Sozialist und gelobte, von nun an den Imperialismus, Kapitalismus und Militarismus als die Hauptursache des Krieges bis aufs äußerste zu bekämpfen.

Gouttenoire hatte die letzten Vorkriegsjahre hell genug verfolgt, um zu fühlen, daß sich damals die öffentliche Meinung Frankreichs bedeutend änderte — namentlich, seitdem Poincaré im Januar 1912 Minister des Aeußern geworden war. So entstand das erste Buch Gouttenoires: „Poincaré a-t-il voulu la Guerre?" (Hat Poincaré den Krieg gewollt?), dem Henri Barbusse ein Vorwort schrieb („Clarté", Paris 1920). In überaus sorgfältiger Weise untersuchte Gouttenoire die Machenschaften der russischen Machthaber, denen der friedliebende französische Botschafter am Zarenhofe, Georges Louis, unbequem war. Auf Veranlassung Poincarés wurde er denn auch im Februar 1913, inmitten der Balkankrise, abberufen und durch Delcassé ersetzt. Als diese Nachricht in St. Petersburg bekannt wurde, löste sie nach dem Zeugnis des Royalisten Ernest Renauld in den dortigen Staatskanzleien nur einen Ruf aus: „Delcassé, das ist der Krieg!" („1914—1919", Bd. II, Paris 1923).

Poincaré setzte sich schon wenige Tage nach dem Erscheinen des Gouttenoireschen Buches im „Matin" zur Wehr; er habe Georges Louis stets die Stange gehalten und dem russischen Botschafter Iswolski gegenüber ganz sicher „immer nur die friedfertigste Sprache geführt". Darauf brachte Gouttenoire de Toury in einem Vortrag vor der Pariser Arbeiterschaft neues belastendes Material herbei, das er in dem Büchlein „La Politique Russe de Poincaré". (Die russische Politik Poincarés. „Clarté", Paris 1921) weiteren Kreisen zugänglich machte. Und nicht

lange danach fand seine Schrift eine glänzende Rechtfertigung in einem Briefe Iswolskis vom 17. Mai 1912, den die Russen aus ihren Geheimarchiven ausgegraben hatten und der im „Livre Noir", dem berühmten „Schwarzbuch", erschien (Paris 1921). Der Brief gab Renauld Gelegenheit, Poincaré unnachsichtig der Lüge zu überführen und zu erklären, er habe Georges Louis die Stange gehalten, „wie der Strick den Gehenkten hält" . . .

Dank dem Eingreifen Poincarés konnte das erste Buch Gouttenoires sechs Auflagen erleben. Bemerkenswert ist noch, daß der sonst wohlgeordnete Briefwechsel George Louis' aus den Jahren 1912 und 1913 spurlos verschwunden ist.

Jean Jaurès ist das leuchtende Vorbild Gouttenoires, der Mann, dessen Andenken er besonders hochschätzt. Jaurès wußte, welche Gefahr dem Weltfrieden durch Rußland drohte. Iswolski, für seine Niederlage in der bosnischen Krise auf Rache bedacht, war für Jaurès der böse Geist der französischen auswärtigen Politik, und Jaurès wurde nicht müde, in zahlreichen Aufsätzen, die heute wie Weissagungen erscheinen, vor dem wuchernden Chauvinismus und dem eroberungssüchtigen Panslawismus zu warnen. Er verfluchte die Marokkopolitik Frankreichs, weil aus ihr der Tripoliskrieg entstand, der wiederum den Balkankrieg hervorrief, und aus dem der Weltkrieg jederzeit entspringen könne. Von diesen und anderen Dingen handelt das dritte Buch Gouttenoires, „Jaurès et le Parti de la Guerre" (Jaurès und die Kriegspartei. Paris 1922). Der Verfasser faßt darin das Ergebnis seiner beiden ersten Schriften zusammen, führt als neu u. a. an, daß auch Philippe Crozier unter der Aera Poincaré von seinem Botschafterposten in Wien weichen mußte, weil er zu einer Politik der Annäherung an Oesterreich hinneigte. Gouttenoire de Toury legt ferner an Hand eines umfangreichen Pressematerials dar, daß es in Frankreich ebenfalls eine Kriegspartei gab, die den Krieg verherrlichte, ihn herbeisehnte, und die die öffentliche Meinung der Republik bewußt aufpeitschte. Wenn man diese Hetzereien liest, wird es schwer, zu entscheiden, ob in Frankreich oder in Rußland oder in Deutschland oder in Serbien oder England die tollsten Hitzköpfe und grimmigsten Eisenfresser lebten.

Jaurès widersetzte sich nach dem Ausbruch des Balkankrieges heftig der von Frankreich unterstützten Politik Rußlands, die im Verein mit der Politik der anderen Mächte zu einem allgemeinen Zusammenstoß führen mußte. In den Krisentagen des Juli 1914 war Jaurès fieberhaft tätig, um den Frieden zu retten. Bekannt ist, daß er damals, als er Iswolski im Ministerium traf, ausrief: „Da ist diese Kanaille von Iswolski! Jetzt hat er ihn, seinen Krieg!" („Jaurès", Seite 150). Obwohl nur unvollkommen unterrichtet, fühlte Jaurès, daß der Schlüssel der Lage in St. Petersburg lag, daß man Rußland zurückhalten mußte, und er hatte die Absicht, am 1. August 1914 in seinem Blatte „L'Humanité" einen Artikel „J'Accuse" (Ich klage an) über die Ursachen und die Verantwortlichkeiten der Krise zu veröffentlichen. Er wollte insbesondere Iswolski bloßstellen. Und Gouttenoire schreibt, die Haltung von Jaurès mache es begreiflich, daß er „am Vorabend der Katastrophe verschwinden mußte". Es besteht guter Grund zur Annahme, daß der pathologische Mörder Villain, der Jaurès am 31. Juli 1914 abends erschoß, durch die Sicherheitspolizei Iswolskis gedungen worden war („Jaurès", Seite 193; siehe namentlich die Studie Jacques Mesnils in der „Revue Communiste" vom Dezember 1920).

Im Schlußwort seines Buches über Jaurès schreibt Gouttenoire de Toury: „Es ist die Pflicht eines jeden gewissenhaften Menschen, unbarmherzig gegen den Vertrag von Versailles und seine Ungerechtigkeiten zu kämpfen, namentlich gegen die §§ 231 und 228." Diese Paragraphen über die deutsche Schuld am und im Kriege (Kriegsverbrecher) empören ihn am meisten. Die erzwungene Unterschrift sei völlig wertlos und verabscheuungswürdig für die Erpresser (Seite 51 und 200—201). Er verlangt, daß die Schuldfrage von einem internationalen und unparteiischen Sachverständigentribunal entschieden werden müsse; denn für ihn ist, wie für Georges Demartial, E. D. Morel, Raymond Beazley u. a., die Schuld am Kriege die Frage aller Fragen:

„Je mehr die Zeit verstreicht, je mehr die Folgen des Krieges zutage treten, desto mehr bin ich von der absoluten Notwendigkeit überzeugt, daß wir diese furchtbare Frage nach der Schuld am Kriege im Sinne der Gerechtigkeit lösen müssen" (Seite 51).

Gouttenoire de Toury verficht, vorsichtig im Urteil, den Standpunkt der geteilten Verantwortung. Nach ihm sind alle Völker an sich unschuldig; auf den Regierungen lastet die Verantwortung, und auf einzelnen Männern. So hat Poincaré, mit anderen in Europa, seit 1912 unentwegt ein Ziel verfolgt: die Vorbereitung auf den Krieg (Seite 99). Und Gouttenoire schrieb schon vor mehr als einem Jahr über Poincarés Nachkriegspolitik:

„Der Mann der Ruhr ist wahrhaftig die logische Fortsetzung des Mannes der Revanche!" (Seite 31).

Für Gouttenoire de Toury haben die tieferen, weit zurückliegenden Kriegsursachen viel höhere Bedeutung als die „Dreizehn Tage" des Jahres 1914. Doch hat er sich auch mit diesen beschäftigt. Wie erinnerlich, haben im Juli 1922 einige französische Kommunisten in der Kammer eine Debatte über die Schuldfrage herbeigeführt, die von ihnen mit wenig Geschick und Sachkenntnis behandelt wurde. Die Gegenrede Vivianis, des früheren Außenministers, strotzte von „Irrtümern" und Entstellungen; sie wurde aber mit Jubel aufgenommen und in ganz Frankreich angeschlagen. Auch Poincaré ergriff das Wort. Ihre Ausführungen widerlegt Gouttenoire in seinem letzten Büchlein „MM. Viviani et Poincaré font fi de la Vérité" (etwa: Viviani und Poincaré treten die Wahrheit mit Füßen. „Clarté", 1922). Auch diese Schrift atmet die vornehme Gesinnung und das hohe Pflichtgefühl des Verfassers, der sich gedrungen fühlt, alles für die Menschheit einzusetzen. Er schließt dort:

„Wir leben vor allem in einer von der Lüge verpesteten Luft. Wir sind auf dem Wege, daran zugrunde zu gehen. Wenn wir leben wollen, müssen wir — gegen den Strom — die Herrschaft der Wahrheit einsetzen."

Gouttenoire de Toury steht im besten Mannesalter. Er befürchtet noch eine beträchtliche Dauer des gegenwärtigen Chaos und schrieb mir, daß nach seiner Ueberzeugung nur der Sozialismus die Welt retten könne. Eine große Aufgabe. Sie kann nur gelöst werden, wenn sich Deutsche und Franzosen und Engländer, kurzum alle, die ungefähr so denken wie Gouttenoire de Toury, zu tatkräftiger Zusammenarbeit vereinigen.

Literarische Rundschau

Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie. Begonnen von Prof. J. Hatschek, fortgesetzt von Karl Strupp. Berlin (ohne Jahreszahl). W. de Gruyter u. Co. Lieferung 1, 2 und 3.

Das Völkerrecht ist durch den Krieg nicht zusammengebrochen, wie viele voraussagten, im Gegenteil, seine Probleme sind ganz bedeutend vermehrt worden, und es findet praktisch in allen Kreisen Aufmerksamkeit, die überhaupt an den Vorgängen des zwischenstaatlichen Lebens interessiert sind, während es vorher ein Reservat der Theoretiker und Diplomaten war. Deshalb ist auch die Zeit für die Herausgabe dieses Wörterbuches besonders günstig, das bestimmt ist, ein Nachschlagebuch zu sein und durchaus nicht die bestehenden Lehr- und Handbücher des Völkerrechts ersetzen will. Auch wendet es sich nicht nur an Fachgelehrte, sondern an alle, die sich über völkerrechtliche Dinge unterrichten wollen. Den Parteiorganisationen und Gewerkschaften kann daher das Werk durchaus empfohlen werden.

Die Darstellung erfolgt nach alphabetisch geordneten Stichworten. Die bis jetzt vorliegenden drei Lieferungen umfassen die Stichworte „Aachener Kongreß" bis

„Droit de Saisie" und „Maccarthy-Fall" bis „Neutralität". Jedem Artikel ist eine Liste der wichtigsten auf den Gegenstand bezüglichen Literatur angeschlossen. Besonders ausführliche Behandlung wird den aktuell-politischen Fragen zuteil, und namentlich jenen, die mit dem Weltkrieg und seinen Ergebnissen in Beziehung stehen. Dem entspricht es auch, wenn die diplomatisch-politische Geschichte der heute wichtigsten und der neu entstandenen Staaten eingehend berücksichtigt wird und wenn zusammenfassende Artikel aufgenommen worden sind, die einen Ueberblick der Rechtsinstitute des Völkerrechts im ganzen geben. Bedauerlich ist, daß kein Artikel über das internationale Arbeitsrecht aufgenommen wurde, das doch ein wichtiges Gebiet des Völkerrechts darstellt und zukünftig beträchtlich an Bedeutung gewinnen wird. Manche Artikel wären vielleicht in Berücksichtigung der gegenwärtigen Lage Deutschlands besser vorsichtiger gestaltet worden, so beispielsweise der Artikel Belgien, der von einem extrem-deutschfeindlichen Blatte in Genf, „La Suisse", gründlich für seine französische Propaganda und als Beweismaterial für Deutschlands alleinige Schuld am Kriege ausgenutzt worden ist.

H. Fehlinger.

Nikolaus Osterroth: **Otto Hue.** Sein Leben und Wirken. Herausgegeben vom Vorstand des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands.

Als Ganzes, nach Inhalt und Aufbau, ist das Buch ein treffliches Werkchen. Wohl mag manchem dünken, daß es zu dem Thema Hue noch vieles zu sagen übrig läßt. Aber das betont das Büchlein selbst. Es will nur das sein, was mit warmem Herzen und hastiger Feder bald nach der Bestattung Hues als dessen Bild festgehalten wurde in dem Gefühl, daß in jetziger oder nächster Zeit wohl niemand vom Bergarbeiterverband zu einer erschöpfenden Darstellung und Würdigung der Persönlichkeit Hues kommen werde, und daß ein großes, kostspieliges biographisches Werk, das solche Würdigung versucht, kaum die Wirkung des Osterrothschen 94 Seiten starken Buches haben könnte, denn dieses Büchlein ist seiner Art nach geeignet, in die Massen einzudringen. Es vermag einem das Herz zu wärmen — wenigstens denen, die die Arbeiterbewegung mit Hue erlebt haben.

Der Schreiber dieses wurde vor reichlich 25 Jahren als Weber in niederrheinischen Fabriken mit dem Namen Hue bekannt. Der eigenartige Kampf dieses Ruhrbergarbeiters wider Zentrum und christliche Gewerkschaften machte auch das Häuflein sozialistisch gesinnter niederrheinischer Weber, die unter den Praktiken des Zentrums und der Kapläne litten, auf den Mann aufmerksam. Persönlich kennen lernte ich Hue dann auf niederrheinischen Gauleiterzusammenkünften. Mancher von uns, jung und fanatisch, war in Fragen der Taktik damals durchaus anderer Meinung als Hue. Aber er war sicherlich der Stärkste in jenem Kreise. Und so wie wir, so erhielten den Eindruck einer starken Persönlichkeit später Reichstag, Preußischer Landtag und Nationalversammlung, sobald Hue erst ein paarmal öffentlich in diesen Parlamenten gesprochen hatte, obschon er nicht das war, was man für gewöhnlich einen bestechenden Redner nennt. Alles Banale und Salbungsvolle war ihm fremd. Aber wenn er gelegentlich ausholte, wenn er, wie in der Spartakistenzeit, von jener dunklen Welle sprach, die nie und nimmer das Reich überfluten dürfe, dann machte der hohe, etwas gebückte, arbeitsschultrige Mann einen solchen Eindruck auf das Parlament, wie nur noch Legien bei wichtigen Anlässen in der Vertretung des Standpunktes der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft.

Hue hat öfters in wichtigen Fragen Teile der Arbeiterbewegung gegen sich gehabt, z. B. bei seinem Eintreten für die Politik der Schaffung von sogenannten Arbeitsgemeinschaften. In der von Osterroth unternommenen Schilderung der Hueschen Beweggründe treten einem wieder in starker Lebendigkeit die vom damaligen Radikalismus und seinen Führergeistern entfachten trüben Bruderkämpfe vor die Seele, und wieder hat man den Eindruck, daß Partei und Gewerkschaften

damals den rechten Weg gegangen sind und im Urteil der Geschichte nicht schlecht abschneiden werden.

Das Osterrothsche Buch ist ein schönes Gedenkbuch für Otto Hue und zugleich eine geschichtliche, agitatorisch wertvolle Schrift, die im Rahmen einer Biographie ein Stück sozialistischer Kulturarbeit schildert. W. R.

Die Feiertage der Christen und Juden, ihr heidnischer Ursprung und ihre Geschichte. Von Alpha Omega. Verlag der Buchhandlung „Arbeiterwille", Graz. 139 Seiten Großoktav.

Der Kampf um die Trennung des Staates von der Kirche und der Kirche von der Schule, durch die Reichsverfassung nicht dem Frieden näher gebracht, hat allenthalben die Gemüter in Bewegung gesetzt. In diesem Kampfe, der noch lang und hart sein wird, kann es nicht genug scharfe Waffen geben. Eine solche ist die vorliegende Schrift, die aus einer Artikelserie der „Wiener Arbeiterzeitung" hervorgegangen ist. Sie enthält weit mehr, als der Titel vermuten läßt, — nicht etwa bloß eine fade Aufzählung von unverstandenen Festtagsgebräuchen, wie sie zur „Belehrung" so häufig in den bürgerlichen Zeitungen zu finden ist. Die Aufsätze durchzieht vielmehr eine freilich nicht systematisch vorgetragene, sondern in ihren einzelnen Teilen an noch heute gefeierte Feste und noch lebende Volksgebräuche anknüpfende Entwicklungsgeschichte der Religion vom ältesten Wildenaberglauben an bis zum heutigen Juden-Christentum. Das Werkchen geht recht genau auf den Grundgedanken der „Erlösungs"religion ein, sie in Wesen und Herkunft erläuternd. Verfasser benutzte die besten und neuesten populärwissenschaftlichen Werke über den Gegenstand und schließt sich, gleich Cunow, der Tylor-Lippertschen Seelenkulttheorie an. Obgleich zunächst für Katholiken berechnet, bekämpft das Buch doch nicht nur den konfessionellen, sondern den gesamten religiösen Aberglauben und ist auch für evangelische und jüdische Kreise gleich gut geeignet.

In einem Schlußkapitel: War Jesus ein Sozialist? betont der Verfasser das gänzlich Unberechtigte der Frage und setzt sich mit den Autoren auseinander, die heute noch einen schon jahrzehntealten Mischmasch aus Sozialismus und leider niemals befolgten Morallehren als „neue Religion" vortragen. — Quellenstudien hat der Verfasser nicht getrieben und arbeitet aus zweiter Hand. Das bewirkt manche Ungenauigkeit in Einzelheiten, die jedoch die Grundlage nicht berühren und auch dem propagandistischen Werte, den wir hoch anschlagen, keinen Eintrag tun.

B. Sommer.

Karl Korn: **Die Arbeiterjugendbewegung.** Einführung in ihre Geschichte. 2. Teil. Berlin. Arbeiterjugend-Verlag. 159 Seiten. Grundpreis 1,50 Mk. mal Teuerungszahl.

Auf den ersten, einführenden Teil dieser Schrift konnten wir schon bei früherer Gelegenheit in diesen Blättern hinweisen. Jetzt liegt der Teil vor, der einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Arbeiterjugendbewegung vom Inkrafttreten des Reichsvereinsgesetzes (1907) bis zum Kriegsausbruch gibt. Es wird uns jene Periode vor Augen geführt, die wir selbst miterlebt haben. Nur sind dem Fernerstehenden die Zusammenhänge des Werdens selbstverständlich weniger klar als einem Manne, der, wie Korn, mitten in der Bewegung stand, die er formen half, und der er mit anderen zusammen Wege der Weiterentwicklung bahnte und ebnete. Die Schrift beginnt mit dem Erlaß des neuen Reichsvereinsgesetzes und mit der Schilderung seiner Wirkung auf die Jugendlichen. Zu den üblen Einwirkungen von außen gesellten sich auch solche von innen, unter denen die junge Bewegung zunächst sehr zu leiden hatte. Durch die Stellungnahme der Gewerkschaften auf dem Hamburger Gewerkschaftskongreß, der den Jugendlichen alle Selbständigkeit nehmen wollte, waren zunächst Zwistigkeiten, die sich in den Reihen der Jugendlichen selbst bemerkbar gemacht hatten, ausgeglichen. Man formierte

zum Abwehrkampf wiederum eine geschlossene Front, bis schließlich der Nürnberger Parteitag die Jugendbewegung als neuen, großen, selbständigen Zweig der gesamten Arbeiterbewegung anerkannte. Nun, da so ziemlich alle inneren Gegensätzlichkeiten überbrückt waren, galt es, sich dem immer rigoroser zur Anwendung gelangenden Vereinsgesetz anzupassen. Und man fand gar bald die geeignete „Bewegungsform" mit einer Zentralstelle und Ausschüssen. Aber auch die Gegner begannen zu rüsten. Die Mucker und Innungsmeister marschierten vorneweg, die „staatliche Jugendpflege" setzte kräftig ein, und wo dem preußischen Innenminister der Atem ausging, da sprang sein Kollege vom Kultus ein, der die Jugendlichen als Pflichtfortbildungsschüler für sein Machtbereich in Anspruch nahm. Jetzt wurden nicht nur die Vereine aufgelöst, sondern auch jegliche Bildungsarbeit wurde rücksichtslos niedergeknüttelt. Aber alle behördlichen Maßnahmen schlugen nur ins Gegenteil um: die einzelnen Glieder der Bewegung wurden enger aneinandergeschmiedet, das, was man zu verflachen bestrebt war, wurde vertieft, veredelt und geläutert. Klar und deutlich baut Korn alle diese Wirkungen in seiner lesenswerten Schrift auf, die auch rein äußerlich sich geschmackvoll und vornehm präsentiert. L.

Der Weg zur Wahrheit (Dhammapadam), deutsch von Paul Eberhardt. Stuttgart-Gotha o. J., F. A. Perthes A.-G.

Eberhardts Uebersetzungen sind dem Liebhaber östlicher Literaturen bekannt. Sie fließen dahin wie Honigseim, klingen wie längst Vertrautes — singen wie Goethe oder sprechen wie Christus, wie Matthäus und Markus. Sie machen uns das Leben leicht, indem sie Verwandtes betonen, hinter der Kultur die „Menschheit" suchen und dabei uns und unsere Probleme finden. Die Berechtigung solchen Verfahrens ist nicht abzuleugnen. Es gibt Dinge, die alle Menschen berühren. Wer sie — zu seiner Erbauung — auch im fernen Osten entdecken will, wird entzückt sein von Eberhardts Büchern. Wer aber in anderen Ländern gerade die Ergänzung seiner westlichen Daseinsmöglichkeiten sucht, muß zu Uebersetzungen greifen, die vielleicht härter klingen, aber uns doch näher an das Wesen fremden Geistes heranzuführen vermögen. Versuche, wie Eberhardt sie unternimmt, darf man nicht einfach ablehnen oder bejubeln. Sie erhalten erst an der Absicht des Lesers gemessen ihren Wert. Nur dem, der gleiche Ziele verfolgt wie sie, seien sie empfohlen — dem aber ganz. Viktor Engelhardt

---

Dr. Victor Engelhardt, **„Die deutsche Jugendbewegung als kulturhistorisches Phänomen."** 132 Seiten. Berlin. Arbeiterjugend-Verlag. Grundpreis broschiert 1 Mk., gebunden 1,50 Mk.

Schon das ist verdienstvoll an dem vorliegenden Buch, daß es eine Zeiterscheinung, wie es die deutsche Jugendbewegung ist, als etwas Zusammenhängendes, in der Zeit Begründetes und über die Zeit Hinauslebendes zu erfassen versucht. Jede tendenziöse Auffassung ist vermieden. Die Bewegung selbst wird aus der Psyche der Jugend heraus erklärt, die gegen die ethischen und sozialen Auffassungen der älteren Generation revoltiert. Der leitende Gedanke dieser Bewegung — sowohl der bürgerlichen, wie der proletarischen — ist der: der Zeit einen anderen Inhalt zu geben, das gesellschaftliche Zusammenleben über den materiellen Individualismus hinaus zur bewußten Menschheitsgemeinschaft zu erheben.

Die Gründe für dieses Streben legt Engelhardt auf zweierlei Weise dar. Er erläutert erstens das Wesen des jugendlichen Menschen; dann untersucht er die kulturellen Grundlagen unserer Epoche. Erst nachdem er beides klar umrissen hingestellt, geht er zur geschichtlichen Betrachtung über. Es ist eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit — kaum mehr als ein Vierteljahrhundert —, die er historisch beleuchtet. Er schildert die Revolution der Jugend gegen den „Geist der Väter" und die unmittelbar darauf einsetzende Reaktion der Alten (Jugendpflege usw.), er untersucht

die zersetzenden Einflüsse des Krieges und der Revolution auf die Bewegung der Jungen. Er gibt Ausblicke und Richtlinien für die Aufgabe unserer Tage. Seine Schlußfolgerungen sind etwa die: eine neue soziale Ethik ist im Werden begriffen, ihr Träger ist die Bewegung der Jungen. Aufgabe der Jugend wird es sein, diese Ethik in Lebenspraxis umzusetzen, sobald die Jungen von heute in das schaffende Mannesalter eingetreten sein werden. Eine ungeheure Fülle von Anregungen und Aufklärungen steckt in dem Buche, das nur einer geschrieben haben kann, der selbst jung geblieben ist und es verstanden hat, freundschaftliche Fühlung mit der Jugend zu behalten.

Es ist erfreulich, daß sich jetzt die Bücher mehren, die sich in ernster und eingehender Weise mit der deutschen Jugendbewegung befassen. Engelhardts Buch sollte in viele Hände kommen; es verdient es in hohem Maße, nachdenklich gelesen und gründlich durchdacht zu werden. Anerkennend verdient es auch hervorgehoben zu werden, daß ein sozialistischer Verlag sich an die Herausgabe dieser wertvollen Arbeit herangewagt hat. L.

Gustav Wyneken, **Wickersdorf.** Lauenburg-Elbe 1922, Verlag Adolf Saal.

Gustav Wyneken, der größte pädagogische Anreger der Gegenwart, hat ein neues Buch geschrieben. Der von der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland verfemte Mann, der wegen Unsittlichkeit zu einem Jahr Gefängnis verurteilt ist, schrieb dieses Buch im Auftrag der Sowjetregierung, und es ist gut, daß es geschrieben wurde. Wer ihn aus seinen manchmal fast dithyrambischen Aufsätzen von „Schule und Jugendkultur", aus seinem „Kampf für die Jugend" oder seinem „Eros" kennt, der lernt ihn hier von einer neuen Seite sehen. Denn hier handelt es sich nicht um die Entwicklung neuer Erziehungsideen, sondern der Schöpfer spricht von seinem Werke, gibt Rechenschaft von der Tat seines Lebens, von dieser einzigartigen Stätte des Jugendlebens, als die Wickersdorf, die Schauung Wickersdorf, auch dann noch leben wird, wenn seine Erscheinung einmal verschwinden sollte. Er tut es ruhig und sachlich. Immer wieder hören wir: Das wollte ich, das tat ich, das ist geglückt, das erreichte nicht die Höhe der Idee, das sind die Männer, die mit mir Wege bahnten, ein Hafner, ein Hahn, ein Luserke, das ist die Jugend, die mit uns die Einrichtungen schuf, die heute Wickersdorf heißen. Aber über dem ganzen Buch scheint mir eine elegische Stimmung zu liegen, als wollte der Verfasser sagen: Ich war es, der Wickersdorf schaute, nur durch meine schöpferische Mitarbeit konnte sich dieser Bau vollenden, konnte einmal dieser Orden einer adligen Jugend Wirklichkeit werden, nun ich fort bin, kann vielleicht etwas Tüchtiges daraus werden, die Größe und Höhe meiner Schau aber wird sich nicht verwirklichen. Wer hätte den Mut, ihm zu sagen, daß es anders sein wird, anders sein kann? Kärsen

---

Artur Heye, **Wanderer ohne Ziel.** Berlin, Safari-Verlag.

Ein Globetrotter-Buch. Keines, das von Automobilfahrten und Erste-Klasse-Kajüten erzählt, sondern die Wanderfahrten eines Tramps schildert, der sich nach Handwerksburschenart in der Welt umschaut. Wo er ein modernes Beförderungsmittel benutzt, da tut er es als „blinder Passagier" oder als Kohlentrimmer. Sonst verläßt er sich am liebsten auf seine Füße, die meistens in recht durchlöcherten Schuhen stecken. In den verschiedensten Arbeitsgelegenheiten versucht er sich: in den Vereinigten Staaten meistens als Farmarbeiter. Afrika durchquert er von Kairo bis zum Viktoria-Njansa waffenlos mit dem Rucksack auf dem Rücken. Ein deutscher Verlag zahlt ihm die Abenteurerfahrt — ganze zweihundert Mark monatlich. Für seine Bedürfnisse genügt's. Er lernt dabei Land und Leute gründlich kennen. Und was er geschaut, das hat er in dem vorliegenden Buche niedergeschrieben. Niemals wehleidig und schwülstig. Immer mit offenen Sinnen und einer für alles Schöne empfänglichen Seele. Quellfrisch und plastisch strömen und formen sich Sprache und Bilder. Alles phantastische und philosophierende Beiwerk

ist ausgeschaltet. Nur das ungeschminkte Erlebnis spricht — das selbst in gefährlichen und ungemütlichen Situationen ein goldiger Humor warm umsonnt. Sächsische Parteiblätter wiesen auf den Autor schon früher hin; auch die „Neue Zeit" verweilte bei einer ähnlichen Buchveröffentlichung des gleichen Autors („Vitani", Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika) bereits gelegentlich ausführlicher. Walter Rosch hat die abenteuerlichen Zwei- und Vierbeingeschichten charakteristisch illustriert. Sie erhöhen den eigenartigen Reiz des Buches, dessen Lektüre als ein wirklicher literarischer Genuß angesprochen zu werden verdient. L

Svend Fleuron, **Meister Lampe.** Roman. 230 Seiten. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Dieses Buch Sven Fleurons, des anerkannten dänischen Tierschilderers, nennt sich „ein Roman von den dänischen Feldern". Zu vergleichen ist Fleuron etwa mit dem Deutschen Löns. Gleich diesem hat er in eindringlichen und liebevollen Studien die Tiere des Feldes und des Waldes belauscht und gleich diesem versteht er es, uns das äußere und „innere" Leben der Tiere plastisch zu schildern. Diesmal ist es ein schnellfüßiger Hase, dessen Erdendasein er gestaltet, naturhaft und fesselnd. Wer Freude an der Natur und an der Tier„seele" hat, dem kann das zweifellos tiefsinnige Buch zu einem Erlebnis werden. Kl.

Zusammenschluß sozialwissenschaftlicher Forscher Deutschlands. Die Not der Zeit hat die vor dem Kriege überaus reiche staatswissenschaftliche Literatur, welche in gegen 20 Sammlungen staats- und sozialwissenschaftlicher Abhandlungen Unterkommen fand, zum Erliegen gebracht. Den noch erscheinenden Fachzeitschriften fehlt der Raum für größere Untersuchungen. Um eine schwere Schädigung von der sozialwissenschaftlichen Forschung abzuwenden, haben deshalb die auf diesem Gebiet in Deutschland tätigen Hochschullehrer und sonstige Gelehrte eine Arbeitsgemeinschaft zur Herausgabe einer gemeinsamen Sammlung, der „Sozialwissenschaftlichen Forschungen", gegründet. Die aus Wahlen hervorgegangenen Vorsteher der verschiedenen Abteilungen sorgen für eine scharfe Auslese der besten Arbeiten. Dazu wurden durch das Vertrauen ihrer Fachgenossen berufen: Diehl, Freiburg, für allgemeine Nationalökonomie; Sering, Berlin, für Agrar- und Siedlungswesen; Herkner, Berlin, für Gewerbe und gewerbliche Sozialpolitik; Eckert, Köln, für Handel und Verkehr; v. Eheberg, Erlangen, für Finanzwissenschaft.

Die Verlagsbuchhandlung Walter de Gruyter u. Co., Berlin, hat auf jeden Gewinn aus den sozialwissenschaftlichen Forschungen verzichtet. Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft leistet Zuschüsse zu den Herstellungskosten. So können die Hefte zu mäßigen Preisen abgegeben werden. Subskribenten erhalten Vorzugspreise.

Es liegen jetzt die ersten sieben Hefte vor, und zwar: Joseph F. Feilen, Die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes; Robert Knaus, Die deutsche, englische und französische Kriegsfinanzierung. Zwei frühere Seeoffiziere behandeln maritime Fragen: Rudolf Firle, Einfluß des Weltkrieges auf Schiffahrt und Handel in der Ostsee; Fritz v. Twardowski, Das amerikanische Schiffahrtsproblem, unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung von Schiffahrt und Schiffbau durch den Weltkrieg und die Tätigkeit des „USA. Shipping Board". Schließlich drei gewerbs- und sozialpolitische Untersuchungen: Privatdozent W. Röpke, Die Arbeitsleistung im deutschen Kalibergbau, unter besonderer Berücksichtigung des hannoverschen Kalibergbaues; Gerhard Braun, Der Soziallohn und seine wirtschaftliche Bedeutung; Wilhelm Häfner, Motive der internationalen Sozialpolitik. Untersuchungen über ihre Entwicklung.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Die Neue Zeit

Halbmonatsschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 10 | Ausgegeben am 25. August 1923 | 41. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

England und Frankreich*)

Von H. N. Brailsford, London.

Mr. Baldwins Bericht über die Ruhr hat in der Presse aller Länder eine überraschend freundliche Aufnahme gefunden. Baldwin hat etwas persönlich Liebenswürdiges, und dies kommt in seiner Rede deutlich zum Ausdruck. Zudem spiegelt sie ziemlich genau die allgemeine Haltung Englands wider. Die meisten von uns verurteilen das Vorgehen von Frankreich, doch nur wenige behaupten zu wissen, welche Schritte wir zu unternehmen haben. Wenn einer in Verlegenheit geratenen Demokratie ein verlegener Premierminister entspricht, ist Mr. Baldwin ein idealer Führer.

Betrachtet in der Beleuchtung fremder Kommentare scheint nichtsdestoweniger die Rede, ehrlich und wohlgemeint, wie sie ist, eine der unglücklichsten zu sein, die jemals von einem britischen Ministerpräsidenten gehalten wurde. Sie war eine Antwort an Herrn Poincaré nicht des Herrn Baldwin als Person, sondern des Herrn Baldwin, der in Ausübung seines Amtes für die britische Nation spricht. Herr Poincaré ist keine sympathische Person, aber er hat seine Fähigkeiten. Er ist immer klar und deutlich, wie die Sprache, die er gebraucht. Er zweifelt niemals. Er hat gehandelt — und wir alle verstehen vollkommen, daß er niemals zurückweichen wird. Er hat seinen „Fall", der, wenn man ihm seine Prämissen zugibt, sich nach Advokatenart in plausibler Weise begründen läßt. Acht Monate lang hat er seinen Pflug vorwärtsgetrieben und es ist ihm vollkommen gleich, welche Verwüstungen er beim Vorwärtsdringen hinterläßt. Keiner von uns kann behaupten, ihn mißzuverstehen. Vergleiche man diesen Mann und seine Reden mit der offiziellen britischen Haltung. Auf unserer Seite herrscht weder Klarheit noch Präzision, noch Bereitschaft. Der wirkliche Sinn von Mr. Baldwins Worten ist vielen von uns zweifelhaft. Hat er Deutschland empfohlen, den passiven Widerstand aufzugeben? Oder gab er nur als Versuch einen Rat, der lediglich dann befolgt werden soll, wenn Herr Poincaré einwilligt und sich zu einem Quid pro quo versteht (was er ja nicht tun wird)? Mr. Baldwin verspricht, sich an die breite Oeffentlichkeit zu wenden, aber mehr als eine Woche vergeht, obgleich nach seinem eigenen

*) Der obige Aufsatz des Genossen H. N. Brailsford, des leitenden Redakteurs des „New Leader", sollte gleichzeitig in diesem Blatt und in der „Neuen Zeit" erscheinen, doch traf der Abzug hier zu spät ein, um noch in der letzten Nummer der „Neuen Zeit" Aufnahme finden zu können. Obgleich sich die politische Spannung zwischen England und Frankreich inzwischen etwas geändert hat, bringen wir doch noch den Artikel Brailsfords, unzweifelhaft einer der fähigsten Politiker der englischen Arbeiterpartei, zum Abdruck, da er die Schwäche der Baldwinschen Politik treffend kennzeichnet und zugleich in voller Offenheit die Machtmittel Englands in seinem Kampf gegen Poincarés Ruhrpolitik darlegt.

Die Redaktion der „Neuen Zeit".

Nachweis die Zeit drängt; die Veröffentlichung unserer Schriftstücke wird noch immer verzögert, so daß Frankreich und Belgien ihre Dokumente vor unseren herausgeben können.

Es fehlt an Aktionsfähigkeit, nicht mal ein Ansatz ist vorhanden. Lord Curzon gibt zu, daß er nicht weiß, was zu tun ist. Auch offen aussprechen, was ist, ist in solcher Krisis Aktion. Doch eine Aussprache, eine klare, durchdringende, logische Aussprache sucht man vergebens. Nur einige nebelhafte Prophezeiungen von Chaos und Ruin, die dem gegenwärtigen Kurs der französischen Politik folgen müssen, findet man. Auch eine vage sentimentale Stelle, in welcher Frankreich verkündet wird, daß, wenn es auf seinem Standpunkt besteht, unsere Freundschaft abgeschwächt werde, befindet sich darunter. Aber das ist alles. Es wird niemand erregen. Wohl mag das dem englischen Gemüt angepaßt sein, aber es war der schlimmste aller möglichen Wege, sich auf diese Art an die Franzosen zu wenden. Ihre Verachtung kommt in allen Zeitungsartikeln zum Ausdruck, und man kann nicht sagen, sie sei unverdient.

Es ist leicht, die Gründe dieser Schwäche anzugeben. Von den fünf konservativen Morgenblättern Londons sind drei gegen Baldwins Politik. Sein Kabinett enthält Männer wie Lord Derby, der nicht mit ihm übereinstimmt. Er ist ferner behindert durch die Richtung, die Bonar Law im Januar eingeschlagen hat.

Die Wurzel aller Schwäche ist aber, nach unserer Auffassung, daß die britische Regierung noch niemals Frankreich das Recht bestritten hat, zu tun, was es jetzt tut. Wie Frankreich den Friedensvertrag versteht, hat es das Recht, das Ruhrrevier zu besetzen, dort nach seinem Belieben zu bleiben und ähnlich in irgendwelchen anderen Teilen Deutschlands zu verfahren, wenn ungeheure Forderungen auf mangelndes Entgegenkommen stoßen. Wie es heißt, bestreiten die Kronjuristen diese Auslegung des Friedensvertrages. In jedem Fall, was auch der Text besagen mag, bedeutet eine solche Auslegung der Klausel die Anbringung einer Ladung Dynamit unter die soziale Struktur Europas. Bis unsere Regierung dazu kommt, gegen solche Rechtsauffassung Frankreichs Einspruch zu erheben und sie vor einen Weltgerichtshof oder eine Weltkonferenz zu bringen, bleibt unsere Opposition gelähmt. Wir mögen argumentieren, Beweise aufhäufen oder schmerzliche Prophezeiungen loslassen, wir werden immer wieder auf die Replik stoßen, daß Frankreich der Hauptgläubiger ist und es daher seine Sache sei, über die Mittel zur Eintreibung seiner Schuldforderung zu entscheiden.

Der Hauptgrund der Passivität und Schwäche der britischen Politik ist jedoch meiner Ansicht nach der in vielen Gemütern wurzelnde Glaube, daß im weiteren Verlauf, wenn der diplomatische Streit allzu hartnäckig wird, keine andere Art des Widerstandes mehr übrig bleibt als der Krieg. Moralisch ist keiner von uns dazu bereit, und überdies haben wir in physischer Hinsicht nicht die Mittel, der französischen Luftflotte entgegenzutreten. Ist dem aber so — und hierin ist sich die ganze Nation einig —, was soll dann getan werden? Die Franzosen kennen ihre Stärke und haben keine Skrupel, sie zu mißbrauchen. Sie mögen uns nicht und es verursacht ihnen offensichtlich keinen inneren Schmerz, unsere Gefühle zu verletzen. Unsere Argumente erreichen sie gar nicht (es ist eine Aufgabe ihrer patriotischen Presse, uns das vorzuhalten), und so weit, als sie doch bis zur herr-

schenden Partei Frankreichs dringen, scheinen sie zurzeit keinen Eindruck auf diese zu machen. Denn die Aussicht, daß Deutschland ruiniert wird, berührt, milde ausgedrückt, den nationalistisch gesinnten Franzosen nicht. Und daß wir ruiniert werden, glaubt er nicht (bezahlen wir denn nicht unsere Schulden?), und wenn er es glauben würde, so würde es ihn kaum beunruhigen.

Wenn es sich tatsächlich so verhielte, daß nichts geschehen könnte, abgesehen vom Krieg, die französische Politik zu ändern, so würde die Neigung zum Appell an den Militarismus beträchtlich gestärkt werden. Denn wenn die nicht nur von der Arbeiterpartei, sondern auch von einsichtigeren konservativen und liberalen Schriftstellern gebrauchten Worte ernst zu nehmen sind, dann ist dies für uns eine Sache auf Leben und Tod. Wir können keinen Augenblick zugeben, daß es keinen Weg gibt, Arbeit für eine Million oder anderthalb Millionen Arbeitslose zu finden. Manches kann sicherlich geschehen durch eine veränderte Finanzpolitik, Herabsetzung der Bankrate und Stabilisierung der Preise, manches auch durch eine Neufestsetzung der Steuern und durch Gewährung angemessener Kredite für heimische Bauzwecke; aber sicherlich besteht der natürlichste und wünschenswerteste Weg darin, Mitteleuropa wiederaufzubauen und seine Kaufkraft wiederherzustellen. Wenn daher Frankreich sich für immer dem Wiederaufbau in den Weg stellt, dann treibt es uns wirklich dazu, uns die Tatsache vorzuhalten, daß wir drei oder vier Millionen überflüssige Mäuler in unserer Bevölkerung haben. Das ist ein Faktum, das wiederholt zum Kriege geführt hat, und sicherlich ein gewichtigeres Faktum für uns, als die Neutralität Belgiens oder die nationalen Rechte der Jugoslawen.

Wenn der Krieg der einzige Weg ist, solchen Widerspruch der Interessen zu lösen, dann stehen uns nur zwei klare Auswege offen. Der eine ist, uns bereit zu halten für einen Wirtschaftskrieg. Das würde aber schließlich zum Ruin der Zivilisation führen. Der andere Weg würde darin bestehen, den Rat Lord Birkenheads zu befolgen, unseren Rücken Europa zuzukehren, uns nicht nur von Köln, sondern von jeder Art gemeinsamer Verantwortlichkeit mit Frankreich zurückzuziehen, ihm törichterweise zu gestatten, unbehindert seinen Lauf fortzusetzen, und währenddessen unseren Garten, hier und über See, zu bestellen. In ihrem schließlichen Verlauf sind, glaube ich, diese zwei Arten der Politik einander gleich. Wir sind unsere ganze moderne Geschichte hindurch eine Großmacht gewesen, ausgenommen während der traurigen Regierungszeit Karls II. Früher oder später würde sicherlich eine Reaktion gegen die Politik der Passivität und Nichtintervention einsetzen. Sie wird einsetzen, wenn Europa ein Chaos von Krieg und Revolution geworden ist. Stolz, Pflicht und Furcht würden sich vereinigen, uns hineinzuziehen.

Was ist demnach zu tun, wenn wir nicht wollen, daß wir zwischen Krieg und Verzicht auf unsere Rolle als europäische Macht wählen müssen?

Der erste Schritt ist, uns klarzumachen, daß dies nicht das direkte Streitobjekt ist. Acht Monate hindurch ertragen schon die Ruhrarbeiter den Anprall. Sie werden nicht zurückweichen, solange das übrige Deutschland sie mit einer einigermaßen genügenden Menge Nahrung zu versorgen vermag. Die Gefahr besteht in einem völligen finanziellen Zusammenbruch. Die einfache Folge ist daher, daß während der Dauer der Krise Deutschland

eine finanzielle Hilfe gewährt wird, — entweder muß die stürzende Mark gestützt werden oder Deutschland muß bei der Anschaffung von Nahrung, Kohlen, Rohstoffen im Auslande geholfen werden. MacDonald schlägt zu diesem Zweck eine Anleihe von 1 Million Pfund Sterling vor. Das ist eine zu geringe Summe, wenn die Lage einer derartige ist, wie die Regierung sie ansieht.

Zweitens, wir müssen fordern, daß dem Haager Tribunal die Rechtsfrage vorgelegt wird, ob die Franzosen zu ihrer Auslegung des Friedensvertrages berechtigt sind. Sollte der Gerichtshof zu ihrem Gunsten entscheiden, dann haben wir uns an die Völkerbundversammlung zu wenden, damit sie eine Revision des Friedensvertrages veranlaßt.

Drittens müssen wir auf eine klare Aussprache in einem Ton dringen, der völlig verschieden von dem Ton Mr. Baldwins ist. Es muß so gesprochen werden, daß sich die Rede mit überzeugender Nachdrücklichkeit an das französische Gemüt wendet. Sie kann in möglichst höflichem und freundschaftlichem Ton gehalten sein, aber sie muß so scharf zugespitzt und so kategorisch sein wie Herrn Poincarés Redeleistungen. Sie muß es deutlich machen — nicht ihm, denn er wird sich niemals rühren lassen —, wohl aber der französischen Opposition, daß wir niemals in eine Verlängerung der Ruhrokkupation einwilligen werden, auch dann nicht, wenn der militärische Charakter der Okkupation abgeschwächt wird, und daß es mit aller freundschaftlichen Zusammenarbeit aus ist, wenn Frankreich uns weiter widerstrebt. Besser noch wäre, es würde darauf bestanden, daß die Freigebung der Rheinlande ebenfalls für den europäischen Frieden lebensnötig ist.

Viertens, der Sachverständigenausschuß zur Feststellung der Haftung und Zahlungsfähigkeit Deutschlands sollte sofort zusammenberufen werden, auf britische Anregung, oder besser noch mit der Unterstützung von Mr. Hughes und Amerika, dessen Plan das ursprünglich war. Wenn Frankreich nicht mittun will, dann mag die Sache ohne es vor sich gehen.

Schließlich bleibt noch die Einziehung der französischen Schuld. Weder Frankreich noch Italien kann zahlen oder daran denken zu zahlen. Doch ihre Schulden ärgern sie, da sie ihnen die Fähigkeit nehmen, anderswo zu borgen. Wir müssen bereit sein, die Schulden zu streichen, aber nur unter der Bedingung der Räumung des Ruhrgebiets (ich möchte hinzufügen: auch der Rheinlande) und der Annahme des vom Sachverständigenausschuß festgestellten Reparationsbetrages.

Hier ist eine mögliche Politik gegeben. Läßt man Deutschland ohne Hilfe, dann kann es wahrscheinlich bis Januar aushalten, vielleicht auch etwas länger. Doch wenn der Widerstand zusammenbricht, folgt das Chaos. Wenn unsere Unterstützung den Widerstand bis zu den französischen Wahlen im Mai nächsten Jahres zu verlängern vermag, ergibt sich die Hoffnung, daß die französische Opposition Herrn Poincaré von seinem Platz zu entfernen vermag. Sein Triumph an der Ruhr aber würde während eines Zeitraumes von vier Jahren irgendwelche Erledigung der Ruhrfrage unmöglich machen. Alles hängt von seiner Fähigkeit ab, seinen Wählern einen scheinbaren Sieg vorspiegeln zu können. Die Aufgabe der britischen Diplomatie ist also keine unbestimmte: es gilt, den Aufschub von vier oder fünf Monaten zu erreichen.

Die Politik*) in dem Heinzeschen Strafgerichtsgesetzentwurf vom 29. Mai 1923

Von Dr. **Ludwig Bendix**, Rechtsanwalt und Notar, Berlin.

Ein Vergleich des Heinzeschen Strafgerichtsgesetzentwurfes (Nr. 5884 der Reichstagsdrucksachen 1920/23) mit dem Radbruchschen (Reichsratsdrucksachen Nr. 173, Tagung 1922) ergibt, daß in den Fragen der Strafprozeßreform die politische Einstellung den Ausschlag gibt. Auf sie sind die grundlegenden Verschiedenheiten in den beiden Gesetzesvorschlägen zurückzuführen.

1. Im Einführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz will Heinze den § 6 streichen, Radbruch dagegen nicht. Nach § 6 bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften über die Zuständigkeit der Schwurgerichte für die durch die Presse begangenen strafbaren Handlungen unberührt. Die Streichung bedeutet im Heinzeschen Entwurf, daß in Bayern, Württemberg, Baden und Oldenburg die Pressedelikte vor die kleinen Schöffengerichte kommen sollen, daß also über die Schuldfrage nicht mehr allein die Laienrichter zu entscheiden haben. Hieraus spricht ein tiefes Mißtrauen gegen die Sprüche der Volksrichter und ein großes Vertrauen zu der Mitwirkung von gelehrten Richtern. Das steht im unvereinbaren Widerspruch zu den Sätzen der allgemeinen Begründung: „Weite Kreise der Bevölkerung stehen der Strafrechtspflege ablehnend gegenüber; die Sprüche der Strafgerichte genießen vielfach nicht das Ansehen, dessen sie zu ihrer Wirkung bedürfen. Diesem Zustand kann nur dadurch abgeholfen werden, daß die Bevölkerung in noch weiterem Umfange als bisher zur Mitwirkung bei der Rechtsfindung in Strafsachen herangezogen wird."

Danach ist also die Verringerung der Mitwirkung von Laien bei Aburteilung von Preßdelikten ungerechtfertigt. Vielmehr muß die Ausdehnung der bewährten Regelung in Süddeutschland auf das ganze Reich gefordert werden. Auf dieser Grundlage wird dann der § 6 zu streichen sein, weil die landesgesetzlichen Vorschriften zu reichsgesetzlichen geworden sind.

Die Entscheidung der Frage ist keine juristisch-technische, sondern eine politische und hängt davon ab, ob man das Volk in der Strafrechtspflege obrigkeitlich weiter regieren oder selbst die Verantwortung tragen lassen will.

2. Radbruch will den § 18 Abs. 2 Gerichtsverfassungsgesetzes streichen, Heinze läßt ihn unberührt. § 18 Abs. 2 nimmt die Chefs und Mitglieder der bei einem Bundesrat (jetzt Lande) beglaubigten Missionen und die Mitglieder des Bundesrats, soweit sie nicht von dem Staat abgeordnet sind, in dessen Gebiet der Bundesrat (jetzt Reichsrat) seinen Sitz hat, von der Gerichtsbarkeit dieses Staates aus. In der Begründung hebt der Radbruchsche Entwurf mit Recht hervor, daß die Weimarer Verfassung nach ihren Grundgedanken eine solche Ausnahmevorschrift, wie sie in Art. 10 der alten Reichsverfassung vorgesehen sei, geradezu verbiete.

*) Unter Politik verstehe ich hier die weltanschauungsmäßige, letzten Endes immer politische Einstellung zu dem Verhältnis von Staat und Einzelnen.

Die Entscheidung ist auch hier keine juristisch-technische, sondern eine politische. Mit dem „Verreichlichungsgedanken" ist der Fortbestand des Art. 18 Abs. 2 GVG. unverträglich, während der Föderalismus ihn fordert.

3. Heinze will für die sogenannte kleine Kriminalität den Einzelrichter einführen, der Radbruchsche Entwurf sieht diese Möglichkeit überhaupt nicht vor.

Der Gedanke hat etwas Bestrickendes, obgleich er die Laienbeteiligung völlig ausschließt, weil er an Stelle des anonym wirkenden Kollegiums den allein für seine Entscheidung verantwortlichen Strafrichter schafft und dem gelehrten Richtertum die Möglichkeit gibt, das gerade ihm gegenüber geschwundene Vertrauen des Volkes zu seiner Rechtsprechung in Strafsachen wieder zu gewinnen. Trotzdem kann und wird es ein Danaergeschenk werden, wenn die gesetzgeberische Verwirklichung nicht elastisch alle Möglichkeiten und Interessen berücksichtigt.

a) Die Beschuldigten müssen vor Ansetzung des Termins zur Verhandlung dem Verfahren zustimmen und über ihr Recht genau belehrt werden, in wichtigen Sachen ist ihnen ein Verteidiger zu stellen. Ein einseitiges Antragsrecht der Staatsanwaltschaft ist als Ausfluß des alten Obrigkeitsgeistes unmöglich. Der Beschuldigte muß verlangen können, daß über den Antrag der Staatsanwaltschaft mündlich verhandelt wird; mit seiner Zustimmung kann in diesem Termin auch zur Sache verhandelt werden.

b) Das Amtsgericht kann nach seinem freien Ermessen unabhängig von der Höhe der zu erwartenden Strafe Schöffen zuziehen.

Es wird Richter geben, die allein die Verantwortung nicht tragen wollen, die vielleicht meinen, nur unter Mitwirkung des Laienrichters das richtige Strafmaß finden zu können. Auch hier handelt es sich nicht bloß um eine technisch-juristische Frage. Die Entscheidung hängt von dem Vertrauen zur Justizverwaltung und den von ihr zu bestellenden gelehrten Einzelrichtern, insbesondere aber auch davon ab, ob man nicht grundsätzlich aus dem Wesen der Rechtsfindung heraus glaubt, auf die Mitwirkung von Laien bei der Strafrechtspflege überhaupt nicht verzichten zu sollen. Ich gestehe offen, daß ich als Einzelrichter regelmäßig Laien zuziehen würde, um in der Aussprache mit ihnen mir selbst klarer zu werden.

4. Zur Begründung der Gerichtsverfassungsvorschläge heißt es im Heinzeschen Entwurf: „Diese Uebersicht zeigt, daß für die Vorschläge des Entwurfs nicht das Bestreben maßgebend gewesen ist, der Gruppe der Berufsrichter oder der Gruppe der Laien grundsätzlich das Uebergewicht zu verschaffen."

Das klingt nicht sehr überzeugend. Und wenn man sich die vorgeschlagene Gerichtsverfassung näher ansieht, ist man versucht, Peter Altenberg gegen diese rein zahlenmäßige Betrachtungsweise und ihre Unwahrhaftigkeit und Irreführung zu Hilfe zu rufen. Ein Gericht, in dem drei Berufs- und sechs Laienrichter über Schuld- und Straffrage gemeinschaftlich entscheiden, ist kein Schwurgericht! Und wenn Fachleute es in einem amtlichen Schriftstück so bezeichnen, so kann man sich nur darüber wundern, daß sie den alten Namen beibehalten, obgleich sie an versteckter Stelle (Begründung zu Art. II Nr. 48) das Kind beim rechten Namen nennen, indem dort von der Umwandlung der Schwurgerichte in Schöffengerichte gesprochen wird. Aehnliches gilt für die Bezeichnung der mit

drei Berufs- und zwei Laienrichtern zu besetzenden Strafgerichte als große Schöffengerichte.

Der versteckte Geist dieser Vorschläge ist für den Kundigen ein offenbar politischer. Und wenn der Heinzesche Entwurf in der überlieferten und allzu bekannten Besorgnis vor der Politisierung der Strafrechtspflege warnt, so ist das nur dahin zu verstehen, daß seine Verfasser und Vertreter mit dem politischen Geist der überkommenen Strafrechtspflege sehr zufrieden sind und alle Bestrebungen, diesen Geist — und damit die Rechtsprechung selbst — zu ändern, als nach ihrer Auffassung gefährliche Störung empfinden. Sie möchten sie mit dem sehr verdächtigen Werturteil der Politisierung abtun und glauben, damit einer sachlichen Auseinandersetzung enthoben zu sein. So einfach liegen aber die Dinge nicht. Es ist überhaupt keine juristisch-technische Frage, wie das Verhältnis von gelehrten und ungelehrten Richtern und ihre zahlenmäßige Zusammensetzung geordnet werden soll. Es ist deshalb auch einfach nicht wahr, daß für ein größeres Gericht eine Besetzung mit drei Berufsrichtern unerläßlich sei, um die Arbeitsfähigkeit zu sichern. Diese kann durch sehr viele technische Mittel (z. B. einen nicht stimm- und nicht beratungsberechtigten Hilfsrichter oder stenographiekundigen Hilfsarbeiter des Verhandlungsleiters, vor allem aber durch die Besetzung mit erstklassigen Berufsrichterkräften) unbedenklich sicher gestellt werden, wenn der ernste Wille dahinter steht. Aber daran fehlt es eben in dem Heinzeschen Entwurf, weil er das Uebergewicht der Berufsrichter will, wenn er es auch leugnet. Und er will dieses Uebergewicht, weil er zu den Berufsrichtern aus der alten Zeit das größere Vertrauen hat. Und umgekehrt wird dieses Uebergewicht von solchen bekämpft, denen dieses Vertrauen eben fehlt, und die deshalb deren Kontrolle durch das allein sich darbietende Mittel der Laienrichter für erforderlich halten. Um sich den Streitstand einmal klarzumachen, denke man sich, daß unsere Strafrechtspflege wesentlich in den Händen der Berufsrichter liegt und diejenigen Gruppen befriedigt, die jetzt Kritik üben, dagegen diejenigen nicht, die jetzt für sie eintreten. Alsdann würden diese letztgenannten höchstwahrscheinlich die Vorschläge der erstgenannten vertreten und umgekehrt. Die Forderung nach größerem Einfluß der Laienrichter bei der Strafrechtspflege ist nichts anderes, als der Ausdruck der Unzufriedenheit mit der Tätigkeit der Berufsrichter und umgekehrt. Diese Unzufriedenheit ist aber wieder ein Werturteil auf Grund der politischen Stellungnahme im oben mitgeteilten Sinne.

Wer mit der jetzigen Strafrechtspflege unserer Berufsrichter unzufrieden ist, muß die Heinzeschen Vorschläge, die ihre Stellung stärken, zurückweisen. Daß die Vorschläge eine solche Stärkung bedeuten, bedarf für den Kundigen keines Wortes.

Alles Jonglieren mit den Zahlen 3 und 2 und 3 und 6 redet an der Sache vorbei. Solange unsere Berufsrichter ihre eigenen Sprüche und Feststellungen als unangreifbar, weil vermeintlich objektive Wahrheit, erleben und hinstellen, solange ihnen die tiefe Problematik der Rechtsfindung und ihre Abhängigkeit von den irrationalen Mächten des Menschenherzens nicht aufgegangen ist, und sie sich einbilden, in ihrer Tätigkeit den echten Ring zu besitzen, solange ist es politisch unmöglich, die Laienrichter ihrer juristisch-technischen Ueberlegenheit auszuliefern.

Wenn einmal zwischen Volk und Berufsrichtertum die Kluft geschlossen und eine geistige und gefühlsmäßige Einheit über die höchsten Kulturgüter, insbesondere die Freiheit des einzelnen vom Staate, hergestellt ist, dann kann den hier grundsätzlich bekämpften Heinzeschen Vorschlägen vielleicht näher getreten werden; bis zu diesem noch gar nicht erkennbaren Zeitpunkt muß zum wenigsten die zahlenmäßig und hoffentlich auch sachlich sich durchsetzende Stärkung des Laienelements in den Strafgerichten eine als solche jeder weiteren Erörterung entrückte Forderung ein.

Ueber die Schwurgerichte, die in dem letzten Satze nicht berücksichtigt sind, ist noch ein besonderes Wort zu sagen.

5. Für den Geist des Heinzeschen Entwurfes ist nichts bezeichnender, als der Vorschlag, das alte Schwurgericht durch ein neues einheitliches, fälschlich sogenanntes aus drei Berufsrichtern und sechs Laienrichtern zu ersetzen. Hierbei ist offenbar der Gedanke maßgebend gewesen, daß dieses vorgeschlagene neue Gericht besseres, richtigeres Recht sprechen werde, als die alten Schwurgerichte. Das kommt schon dadurch zum klaren Ausdruck, daß in der Begründung fast immer nur von Laien, Schöffen und Geschworenen im Gegensatz zu den Berufsrichtern gesprochen wird, an nur wenigen Stellen aber jene in einem Atem mit diesen als Richter, also als Laien-, Schöffen- und Geschworenenrichtern bezeichnet werden.

Der Grund liegt tiefer, er liegt in einer bestimmten Auffassung der alten Juristengeneration von den Wesen und den Aufgaben der Rechtsprechung überhaupt. Die Verfasser des Heinzeschen Entwurfs sind der überlieferten Ansicht, nach der die Rechtsfindung mehr oder weniger einer mathematischen Aufgabe gleiche, für die es nur eine bestimmte richtige und rational auffindbare Lösung gebe. Für eine solche rein oder doch überwiegend logisch-rationale Rechtsfindungsaufgabe ist der geschulte und geübte Berufsrichter selbstverständlich geeigneter als der Laienrichter. Der Vertreter dieser Ansicht kann diesem kein volles Vertrauen entgegenbringen und muß von seinem Ideal des juristisch richtigen Ergebnisses eines Strafverfahrens aus das Bedürfnis haben und die entsprechende Forderung aufstellen, den Laienrichter nicht sich selbst zu überlassen, ihn vielmehr dem meist überlegenen unmittelbaren Einfluß der Berufsrichter zu unterwerfen, zu deren technischem Können er allein unbeschränktes Vertrauen hat. Nur so wird er die ihn quälende Besorgnis los, die Laienrichter, sich selbst überlassen, könnten und würden die Gesetze falsch anwenden, deren Tragweite und juristische Bedeutung sie nicht oder nicht ganz oder nicht richtig verständen. Diese überlieferte Ansicht von einer logisch-rational aufgehenden Rechtsfindungsaufgabe hält einer ernsten erkenntniskritischen Nachprüfung nicht stand. Die Erfahrung lehrt bereits, daß auch in dem Berufsrichter, der jenem Ideal nachzustreben vermeint, irrationale Mächte am Werke sind, die seine Denkergebnisse, und zwar die tatsächlichen Feststellungen wie die rechtliche Beurteilung, entscheidend bestimmen, wenn sie sich auch in den merkwürdigsten Redewendungen (die Gefährlichkeit des Täters, die Schutzbedürftigkeit der Gesellschaft gegen verbrecherisches Tun, Abschreckung der anderen, Wille und Sinn des stets auslegungsfähigen Gesetzes und ähnliches mehr) zu verstecken und in dieser Maskerade den Schein feierlichen Ernstes und selbstsicherer Objektivität anzunehmen pflegen. Zu

näherer Begründung muß ich hier auf meine anderweitigen Veröffentlichungen[1] verweisen.

Die Folgerungen aus der irrationalen Einstellung zur Rechtsanwendung für die Frage der Organisation unserer Schwurgerichte liegen auf der Hand: Wenn schon für die richterliche Tätigkeit der gelehrten Berufsrichter erkannt und anerkannt wird, daß in allen entscheidenden Fragen die irrational bestimmte Persönlichkeit und ihr politischer, d. h. weltanschauungsmäßiger Standpunkt letzten Endes den Ausschlag gibt, wenn also feststeht, daß nicht das Technisch-Juristische dem Spruch die endgültige Gestalt gibt, daß dieses demnach nicht von der überragenden Bedeutung ist, wie zunächst angenommen wird, wenn endlich die Auguren von der Juristenfalkultät zugeben müssen, daß ständig und nach der irrationalen Natur der richterlichen Tätigkeit auch notwendigerweise intra muros gesündigt wird —, dann verliert die Möglichkeit, daß extra muros, also von den Laienrichtern, in gleicher Weise gesündigt werden könne, ihre gesetzgeberische Schreckgestalt. Wir müssen uns eben endlich freimachen von dem überlieferten, aus der alten Zeit stammenden Ideal logisch richtiger Entscheidungen, das niemals logisch unrichtige und höchst unbefriedigende Fehlsprüche hat verhindern können; wir müssen vielmehr das neue Ideal alogischer, irrational befriedigender Richtersprüche anerkennen, selbst wenn sie, logisch und rationalistisch betrachtet, das Gesetz zu verletzen scheinen. Diesem neuen unverwüstlichen Ideal, das allein mit der modernen Erkenntnistheorie in Einklang steht, entspricht das Schwurgericht in seiner alten Verfassung trotz aller jedem Menschenwerk anhaftenden Mängel. Es ist und bleibt ein unentbehrliches Ventil gegen die Gefahren einer Logisierung und Rationalisierung des Strafverfahrens durch das der Selbstkritik entwöhnte und mit deren Wissenschaft, der modernen Erkenntnistheorie, nicht vertraute, insofern durchaus ungebildete Berufsrichtertum.

Wenn aber durchaus in dem Schwurgerichtsverfahren das Rational-Logische verstärkt werden soll, so darf das nur in der Weise geschehen, daß sein Vertreter von der gelehrten Richterbank unabhängig ist. Wenn durchaus ein Rechtsgelehrter in die Geschworenenberatung entsandt werden soll, so muß es einer sein, der ihnen nicht obrigkeitlich zur Beaufsichtigung beigeordnet wird. Die Regelung kann so getroffen werden, daß dieser Syndikus der Geschworenen von ihnen aus den richteramtsfähigen Personen des Gerichtsbezirks gewählt, oder auch so, daß er gemeinschaftlich von der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung, wenn sie sich einigen können, delegiert wird. Dann muß aber auch die obrigkeitlich-autoritative Rechtsbelehrung durch den Vorsitzenden des Schwurgerichts in Wegfall kommen. Einzelheiten führen hier zu weit.

6. Danach leuchtet die Wichtigkeit des Ausschusses für die Auswahl der Laienrichter ohne weiteres ein; er ist ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger, als die Justizverwaltung, insofern sie, bisher leider noch völlig obrigkeitlich und unkontrolliert, die Richterstellen besetzt. Der Heinzesche Entwurf will es im ganzen bei dem geltenden Rechtszustand belassen

[1] Siehe die Zusammenstellung in meiner „Neuordnung des Strafverfahrens" (Berlin 1921), S. 400 ff., und dieses Werk selbst, auch meine Aufsätze in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie 1922/23.

und macht damit die begrüßenswerten Vorschläge des Radbruchschen Entwurfes wieder rückgängig. Die Rückwärtsrevidierung ist in dem Stimmrecht des Amtsrichters und des Verwaltungsbeamten, der nicht mehr ein staatlicher zu sein braucht, sondern ein kommunaler sein kann, und in dem beibehaltenen Urlistensystem erkennbar. Die Wirkung dieser Ordnung ist die noch größere Gebundenheit des Ausschusses an diese Urliste und die Leitung der Vertrauenspersonen durch die Beamten. Beides haben die Radbruchschen Vorschläge beseitigt; sie würden es ermöglichen, daß der selbständige, von amtlichen Einflüssen ganz freie Ausschuß nach seiner Personenkenntnis die ihm am geeignetsten Erscheinenden zu den Laienrichterstellen auswählt, so wie die Justizverwaltung ebenfalls zu verfahren pflegt.

Die politische Bedeutung der Heinzeschen Vorschläge besteht darin, daß sie gerade diese Möglichkeit der freien Auswahl von Qualitätslaienrichtern verhindern will, offenbar weil sie von der schematischen blinden Reihenfolge der Liste das Heil eines größeren Einflusses des Berufsrichtertums erwartet.

7. Die beiden Entwürfe sind der Meinung, daß bisher der Richter nicht verpflichtet sei, den Schwurpflichtigen über sein Recht zu belehren, den Eid unter Weglassung der religiösen Eidesformel zu leisten. In der Juristischen Wochenschrift 1923, Seite 359, habe ich die Unrichtigkeit dieser Ansicht nachgewiesen. Beide Entwürfe schreiben nun eine Belehrungspflicht des Richters in Form einer Sollvorschrift vor, der Radbruchsche „in angemessener Weise", der Heinzesche, soweit es angemessen erscheint. Der Unterschied in der Fassung ist recht bemerkenswert. Der Heinzesche Entwurf enthält eine wesentliche Abschwächung des Radbruchschen, weil die Belehrung danach ganz in das Ermessen des Richters gestellt wird. Wer die Praxis kennt, weiß, was dabei herauskommen wird und beabsichtigt ist.

Ich halte es für richtig, vorzuschreiben, den Eid allgemein unter Weglassung der religiösen Formel abzunehmen, um den Schwurpflichtigen überhaupt nicht zur Stellungnahme zu zwingen, und es ihm zu überlassen, ob er mit der Formel schwören will. Eventuell aber muß die Belehrungspflicht, wenn sie wirklich praktisch werden soll, zwingend vorgeschrieben werden. Es gibt sehr viele Sollvorschriften, die nicht angewandt werden.

In einem republikanisch-demokratischen Staatswesen folgt aus der Freiheit des Bürgers, daß ihm die Entschließung unbeeinflußt überlassen werden muß, ob er sich zu einer bestimmten Konfession bekennen will oder nicht. Das ist der Sinn der Verfassungsvorschrift, daß alle Staatsgewalt vom Volk ausgeht (Art. 1 Abs. 2 der Weimarer Verfassung).

8. Nach der hier vertretenen Auffassung, daß die hervorragendsten Richterkräfte in der Strafrechtspflege beschäftigt werden müssen, ist auch dem § 119 GVG. ein gleicher Absatz 2 hinzuzufügen, wie dem § 58 Nr. III des Heinzeschen Entwurfes.

9. In § 199 GVG. ist der Satz zu streichen, daß der Berichterstatter zuerst stimmt; richtig muß es heißen: Zuletzt stimmen der Berichterstatter und (nach ihm) der Vorsitzende. Auch ein Schöffenlaienrichter soll Berichterstatter sein können! Ist einer bestellt, so soll das natürliche Uebergewicht, das ihm die genauere Sachkenntnis gibt, nicht noch verstärkt, vielmehr die Möglich-

keit eröffnet werden, daß er auf die Meinung der anderen Richter hören lernt und sich diesen anschließt.

10. Die exklusive Abgeschlossenheit, das Fürsichsein des Berufsrichtertums, ja seine Ueberordnung über die Laienrichter bei Ablehnungen, wie es der Heinzesche Entwurf in Art. IV Nr. 2 und 3 sicherstellen will, kann aus den oben dargelegten Gründen nicht gebilligt werden. Sprachlich muß darauf Wert gelegt werden, daß „richterliches Mitglied" auch der Laienrichter ist, und daß dieser Ausdruck deshalb nicht auf den gelehrten Berufsrichter allein angewandt werden darf.

11. Der Reichsrat hat eine Vorschrift verlangt, nach der die Vorsitzenden der Strafgerichte höhere Bezüge außerhalb der sonst geltenden einheitlichen Regelung der Beamtenbesoldung sollen erhalten können. Der Heinzesche Entwurf spricht sich zu Unrecht dagegen aus.

Als Gegengrund wird die Möglichkeit angegeben, daß sich ähnliche Fälle bei Beamten oder Beamtengruppen wiederholen könnten. In Wirklichkeit steckt hinter diesem Grunde die volle Zufriedenheit mit dem überlieferten obrigkeitlichen Zustande, der auf einer Durchschnitts- wenn nicht Unterdurchschnittsbegabung unserer Strafrichter beruht. Erwarten, ja verlangen wir aber Berufsstrafrichter von überragendem Ausmaße, große Richterpersönlichkeiten, zu denen das Volk und seine Vertreter aufschauen, so dürfen diese auch nicht in der Gehaltsfrage mit einem allgemeineren, nivellierenden Maßstabe gemessen werden. Wenn wir überdurchschnittliche Leistungen wollen, müssen wir auch überdurchschnittliche Bezahlung bewilligen. Dann werden wir, nicht zum wenigsten auch in der Anwaltschaft, die Richterkönige finden, die wir so dringend zum Neuaufbau unseres gesamten Staatswesens als Wegweiser einer neuen Zukunft brauchen.

Im vorstehenden habe ich vom Boden des Heinzeschen Entwurfs aus eine innere Kritik versucht. Von einem ganz anderen Standpunkt aus, wie ich ihn in meiner „Neuordnung des Strafverfahrens" vertreten habe, ergeben sich eine ganze Reihe dringendster Forderungen, die ich hier zurückgestellt habe. (Ich denke dabei z. B. an Schöffen auch in der Revisionsinstanz, an eine ganz andere, von amtlichen Einflüssen freie Zusammensetzung des Ausschusses zur Auswahl der Laienrichter, an eine erhebliche Ausdehnung der notwendigen Verteidigung, an die Einführung eines strafrechtlichen Vergleiches und überhaupt von Parteivereinbarungen im Strafverfahren, an die allgemeine gesetzliche Regelung des Begnadigungsrechts, an die Erleichterung des Wiederaufnahmeverfahrens, Erschwerung der Verhängung und Beschränkung der Untersuchungshaftsdauer und vieles andere[*].

Ich muß mich aber bescheiden; die Zeit für diese grundlegenden, einen anderen neuen Geist voraussetzenden Prozeßreformen scheint noch nicht gekommen zu sein.

Die neueste Entwicklung der dänischen Landwirtschaft

Von **Wilhelm Grotkopp**-Kiel

Die dänische Landwirtschaft vor dem Kriege. Der nördliche Nachbarstaat Deutschlands war bis weit in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein ein Getreide ausführendes Land, dessen wirtschaftliche Basis der Kornanbau

[*] Ich muß für Einzelheiten auf mein in Anm. 1 oben erwähntes Buch verweisen.

war. Als dann infolge der Verbilligung der Transportkosten und der Entwicklung der agrarischen Produktivkräfte der überseeischen Länder diese verschiedene Getreidearten bedeutend billiger anbieten konnten, und die in Europa in den 70er Jahren einsetzende Agrarkrisis auch die Basis der dänischen Volkswirtschaft erschütterte, mußte das Land seine Produktion umstellen: es ging mit einer beispiellosen Schnelligkeit zur Gewinnung tierischer Produkte über, so daß Dänemark schon 1883 aus einem Getreideausfuhrland zu einem Getreideeinfuhrland wurde. Aber trotz dieser Konzentrierung der Hauptkräfte auf die Viehwirtschaft stieg, außer Weizen, absolut immer noch der Getreideanbau, wenn auch nicht in demselben Maße wie die Bevölkerung. So wuchs von 1875 bis 1902 das Gesamternteergebnis um 56 Proz., das Ackerareal aber nur um 24 Proz., d. h. 32 Proz. der Steigerung sind auf die Intensivierung der Getreidewirtschaft zurückzuführen. Wenn der dänische Getreidebau auch seine frühere Bedeutung verloren hat, so verdient er dennoch wegen dieser seiner Ausdehnung und seines intensiven Betriebes die größte Beachtung. Zu der notwendig werdenden Einfuhr von Getreide kam die von Futtermitteln. Wie sehr die Gesamteinfuhr dieser Mittel zugenommen hat und wie sehr Dänemark, besonders seine Viehwirtschaft, darauf angewiesen ist, geht daraus hervor, daß es 1913 16 Millionen Doppelzentner Getreide und Kraftfutterstoffe einführte bei einer Eigenproduktion von 23 Millionen Doppelzentner. Bezahlt wurde diese Einfuhr mit den im wesentlichen nach England gehenden tierischen Produkten, und zwar besonders Butter, Eiern und Speck. Der Wert dieser Ausfuhr tierischer Produkte stieg von 72 Millionen Kronen im Jahre 1880 auf 450 Millionen Kronen im Jahre 1914.

Diese Umstellung der argrarischen Produktivkräfte und diese weltwirtschaftliche Neueinstellung verdankt Dänemark im wesentlichen seinen *Genossenschaften* und seiner *Agrarpolitik*, worauf in diesem Zusammenhang nur kurz hingewiesen werden kann. Die durch die Härte der Agrarkrisis schwer getroffenen Bauern schlossen sich, um geeint besser Widerstand leisten zu können, in Genossenschaften zusammen, die bald zu einem bestimmenden Moment innerhalb der dänischen Landwirtschaft wurden. Aber auch diese in materieller Not entstandenen Genossenschaften hätten wohl nicht viel leisten können, wenn nicht die Volkshochschulen den konservativen Bauern zu einem geistig regen und für Neuerungen empfänglichen Menschen gemacht hätten. Die Bedeutung der Genossenschaften liegt darin, daß sie die „Industrialisierung", die Veredelungswirtschaft innerhalb der Landwirtschaft unter Beibehaltung der Bauernschaft ermöglicht haben, indem sie die Urproduktion von der weiteren Bearbeitung, der Veredelung bzw. dem Versand der Güter, trennten. Die genossenschaftlichen Betriebe haben hier die „natürliche" Ueberlegenheit des Großbetriebes über die Kleinbetriebe schlagend widerlegt. Erwähnt seien die drei größten: die sich mit Butterexport und besonders mit Butterproduktion befassenden Meiereigenossenschaften, die sich im wesentlichen auf die Schweinewirtschaft erstreckenden Schlachtereigenossenschaften, die jetzt auch den Export in ihre Hand nehmen, sowie die Eierexportgenossenschaften. Diese Genossenschaften und nahezu alle anderen landwirtschaftlichen Organisationen sind überdies Ende 1919 in „Landbrugsraadet" zentral zusammengeschlossen. Unterstützt wurden die Genossenschaften ferner durch die allgemeine Agrarpolitik des

Staates, die neben der Hebung des Exports stets darauf gerichtet war, die Entstehung eines Landproletariats möglichst zu verhindern und einen freien, berufstüchtigen Bauernstamm zu schaffen. Das letzte auf dem Gebiete dieser Siedlungspolitik liegende und als „Sozialisierungsmaßnahme" bekämpfte Gesetz wurde Ende 1919 erlassen und bezweckte eine teilweise Zerschlagung der Stamm- und Lehngüter.

*

In der Kriegszeit. Das wesentliche Ziel der dänischen Regierung während des Krieges mußte die Sicherstellung der Ernährung der Bevölkerung sein, ein Gesichtspunkt, der die Agrarpolitik und Wirtschaft beherrschte. Zunächst konnte es in demselben Gleis weitergehen, trotzdem das Jahr 1914 eine Mißernte und am 25. Dezember ein Verfütterungsverbot für Weizen und Roggen als erste staatliche Zwangsmaßnahme brachte. Aber der Regierung glückte es, soviel an Getreide und Futtermitteln, vornehmlich Mais und Oelkuchen, einzuführen, daß die Viehwirtschaft in demselben Umfange wie früher aufrechterhalten werden konnte und die landwirtschaftliche Betriebsweise durch das Verfütterungsverbot und die staatliche Preisregulierung zugunsten der Konsumenten nur wenig beeinflußt wurde. Ja, die ersten drei Kriegsjahre brachten ein Aufblühen der Landwirtschaft; stieg doch der Reinertrag pro Hektar gegenüber der Vorkriegszeit auf mehr als das Doppelte!

Ein wesentlicher Einschnitt bedeutet aber der Eintritt Amerikas in den Krieg, da dadurch die Zufuhr von Getreide, Kraftfutter und Stickstoffdünger unsicher wurde, ja teilweise nahezu völlig aufhörte. Die Landwirtschaft mußte umgestellt werden und auf den Export zugunsten der Sicherung des Innenbedarfs verzichten, d. h., es mußte zunächst die auf die Einfuhr angewiesene Viehhaltung eingeschränkt werden. Ein besonderer Ausschuß setzte eine starke Reduktion des Bestandes an Rindvieh, Pferden und Schweinen durch. Am meisten wurde hiervon die wesentlich zwecks Ausfuhr von Speck (Bacon) betriebene Schweinehaltung betroffen, wurden doch im Kriege 80 Proz. des Bestandes abgeschlachtet. (Näheres in den unten gebrachten Zahlen.) Ferner mußte Dänemark darauf bedacht sein, die Pflanzenproduktion zu heben und den gegenwärtigen Verhältnissen anzupassen. Hierbei war die Hauptsorge die Beschaffung von Dünger, zumal die Belieferung mit Stalldünger immer mehr zurückgehen mußte. Eine Steigerung der Produktion wurde ferner neben der Düngerbeschaffung durch Erhöhung der staatlich festgesetzten Preise erreicht.

Die einschneidendste Maßnahme zur Sicherung der Volksernährung war wohl die Getreideordnung vom 3. August 1917, die dem Landmann nur die unbedingt notwendige Menge an Weizen und Roggen beließ. An diese „Zwangswirtschaft" könnte man sich heute sehr gut einmal im Landwirtschaftsministerium erinnern.

Die Nachkriegszeit. Als nach Beendigung des Weltkrieges eine ruhigere Entwicklung der Weltwirtschaft gesichert erschien, konnte Dänemark, das durch die Störung der internationalen Handelsbeziehungen starke Nachteile erlitten hatte, zwei Wege einschlagen: erstens, seine alte Stellung im Rahmen der Weltwirtschaft als Lieferant von tierischen Produkten wieder einnehmen; zweitens: wie während des Krieges den Hauptwert auf die Ernährung der Bevölkerung, auf die Selbstgenügsamkeit legen und sich vom

weltwirtschaftlichen Getriebe loslösen. Dänemark ging den ersten Weg und ist heute wieder aufs engste mit der Weltwirtschaft verknüpft.

Von den drei wichtigsten Ausfuhrgütern haben eigentlich nur die Eier während der ganzen Zeit ihre Bedeutung im Rahmen des Exports einigermaßen behauptet. Der geringe Rückgang während des Krieges wurde bald ausgeglichen und 1922 konnte die Ausfuhr gegenüber 1913 um mehr als 50 Proz. gesteigert werden. Die Butterwirtschaft litt stark unter der verringerten Einfuhr von Kraftfuttermitteln, erholte sich aber bald nach dem Waffenstillstand von diesem Rückschlag, so daß 1921 sowohl der Bestand an Kühen wie die ausgeführte Buttermenge wieder den Verhältnissen von 1913 entsprach, wobei allerdings der Erwerb Nordschleswigs wie bei allen statistischen Vergleichen berücksichtigt werden muß. Auf Neu-Schleswig entfallen etwa 5 bis 10 Proz. der jeweilig angegebenen Mengen. Wie schon angedeutet, hat unter den Kriegsmaßnahmen am meisten die Schweinewirtschaft gelitten, so daß der Bacon-Export stark zurückgehen mußte. Dieser Ausfall ist ungefähr wieder ausgeglichen, wurde doch 1922 nahezu gleichviel Speck exportiert wie 1913. Diese drei Exportgüter machen also wieder wie früher etwa neun Zehntel der Ausfuhr der dänischen Landwirtschaft und sieben Zehntel des Gesamtexportes aus. Neben ihnen kommen als wesentliche Exportgüter nur noch Rindvieh und Pferde in Frage.

Ausfuhr der drei hauptsächlichsten Agrarprodukte Dänemarks (in Millionen Kilogramm):

	1913	1918	1922
Butter	91,0	14,6 (!)	95,5
Speck	126,4	2,7 (!)	111,4
Eier Mill. Stieg	22,7	16,3	36,5

Uebersicht über den dänischen Viehbestand (in 1000 Stück):

	Juli 1914	Juli 1918	Juli 1921
Pferde . . .	567	545	598
Rindvieh . . .	2,462	2124	2591
Schweine . .	2,496	621 (!)	1430
Hühner . . .	15,154	9884	13997 (Juli 1920)

Wer ist nun der Abnehmer dieser Waren? Hier ist Dänemark, wie zur Zeit der Getreidewirtschaft, auf England als das Hauptabsatzgebiet angewiesen, das fast einziger Abnehmer für den dänischen Speck ist. Der Preis ist zwar von 381 Kronen pro 100 Kilogramm im Jahre 1921 auf 288 Kronen gefallen, aber doch noch immer mehr als doppelt so hoch wie in der Friedenszeit. Aehnliches ist über die bei der Ausfuhr von Butter erzielten Preise zu sagen, die 1922 etwa 4 Kronen pro Kilogramm ausmachten. Auch für Butter ist noch immer England der Hauptabnehmer, wenn sich auch die Konkurrenz der russischen Randstaaten und der englischen Kolonien immer mehr geltend macht. Dänemark strebt deswegen nach neuen Absatzgebieten für seine bekannte Qualitätsware und hat diese besonders in Belgien, Frankreich, der Schweiz, Norwegen und Tschechien gefunden, nicht aber, wie zuerst angenommen wurde, in den Vereinigten Staaten von Amerika. Verbessert haben sich dagegen die Verkaufsmöglichkeiten nach England für Eier, die in kleinen Mengen auch vielfach nach den skandinavischen Nachbarländern verkauft wurden. Deutschland trat nur als Käufer für zwei Waren auf, für Rindvieh und in geringem Umfange auch für Käse.

Ebenso wie beim Export gestaltete sich beim Import das Bild für 1922 ähnlich wie für 1913, wie aus folgender Tabelle hervorgeht:

Einfuhr von (in Millionen Kilogramm):

	1913	1918	1922
Weizen	140,8	0,5	56,8
Roggen	215,6	—	110,2
Mais	403,3	26,5 (!)	436,5
Oelkuchen	595,2	0,3 (!)	417,4

Die Einfuhr von Brotgetreide hat also die alte Höhe noch nicht erreicht, während doch als Ausgleich nur die Anbaufläche für Weizen wesentlich zugenommen hat.

Einen Ueberblick über die günstigen Ernteergebnisse für 1922 gewährt folgende Tabelle (in Millionen Doppelzentnern):

	1909/13	1918	1922
Weizen	1,88	1,72	3,02
Roggen	4,46	3,23	3,18
Gerste	5,44	4,67	6,3
Hafer	7,79	6,03	7,5
Zuckerrüben	7,88	9,44	6,6

Im allgemeinen kann also gesagt werden, daß wir seit den letzten Jahrzehnten für die dänische Landwirtschaft die gleiche Entwicklungstendenz beobachten können: Alles wird in den Dienst der Gewinnung tierischer Produkte gestellt, wobei Dänemark allerdings in starke Abhängigkeit von England gekommen ist, eine Abhängigkeit, die besonders in der liberalen Handelspolitik klar zutage tritt. Zwar hat der Eintritt Amerikas auf diese Entwicklung eingewirkt, sie aber doch nur für ganz kurze Zeit zu unterbrechen vermocht.

Die Landwirtschaft der drei nordischen Nachbarländer hat bei weitem nicht die gleiche Bedeutung, doch sei auf einige infolge des Krieges auftretende Symptome kurz hingewiesen: alle nordischen Länder sind Getreideeinfuhrländer, konnten aber während des Krieges nicht soviel importieren wie in der Vorkriegszeit. Da ferner dieser Einfuhrunterschuß nicht durch eine erhöhte Ernte gedeckt wird, standen und steht der Bevölkerung seit Ausbruch des Krieges weniger für Konsumtionszwecke zur Verfügung. Dies gilt in besonders starkem Maße für Finnland. Wesentlich gebessert haben sich die im allgemeinen gleichgebliebenen Ernteergebnisse nur für Weizen und Zuckerrüben. Der Viehbestand ist fast überall gleichgeblieben und der Verlust aus der Kriegszeit wieder ausgeglichen. Gegenüber 1913 ist jetzt nur noch eine wesentliche Abnahme des Schweinebestandes zu verzeichnen.

Erstarrte Theoretik

Eine Antwort an Karl Kautsky.

Von **Heinrich Cunow**

Als ich im Spätherbst 1920 den ersten Band meines Buches „Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie" veröffentlichte, war mir völlig klar, daß meine Ausführungen von zwei Seiten heftige Angriffe erfahren würden; von seiten der russisch-bolschewistischen Theoretiker und von der

engeren Kautskyschen Schule. Auch rechnete ich damit, daß trotz meiner Bemühungen, meine Darlegungen möglichst allgemeinverständlich zu halten, es in diesen Angriffen an allerlei schönen Mißdeutungen, Unterschiebungen und Verdächtigungen nicht fehlen werde, kenne ich doch aus langer Erfahrung die polemischen Methoden so mancher der in meinem Buch kritisierten Größen. Besonders rechnete ich damit, daß Karl Kautsky als kühner Wortfechter in die Kampfarena hinabsteigen und versuchen werde, mich ebenso hinzurichten, wie vordem Karl Renner.

An Angriffen aus dem bolschewistisch-kommunistischen Lager hat es denn auch nicht gefehlt. Dessen große Theoretiker haben mich armen Opportunisten, Marxfälscher und Sozial-Imperialisten mehrfach gründlich vernichtet. Hinter diesen Exekutoren blieben die Familiaren Kautskys, wenn ich von einigen kleinen polemischen Bosheiten absehe, beträchtlich in ihren Leistungen zurück; auch Kautsky selbst antwortete nicht, sondern beschränkte sich auf einige gelegentliche Stiletstiche, die lediglich verrieten, wie sehr er sich in seiner Selbsteinschätzung gekränkt fühlte. So gingen seit dem Erscheinen des ersten Bandes fast 2½ Jahre hin. Doch seine soeben im Verlag der Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei erschienene Broschüre „Die Marxsche Staatsauffassung im Spiegelbild eines Marxisten" zeigt, daß er auf seinen Racheplan keineswegs verzichtet hat und nur notwendig des langen Zeitraums zur inneren Sammlung bedurfte. Freilich auch jetzt behandelt er noch nicht das ganze Gebiet der aufgeworfenen Fragen. Seine Broschüre betrifft lediglich die Marxsche Staatsauffassung. Vielleicht beabsichtigt er, in längeren Zwischenräumen noch weitere derartige Broschüren folgen zu lassen.

Ich habe bisher auf alle gehässigen Kritiken, selbst auf die perfiden Versuche, mich zum imperialistischen Gewaltpolitiker und Renegaten zu stempeln, nicht geantwortet, nur N. Bucharins „Theorie des historischen Materialismus" habe ich mir für eine Antikritik zurückgelegt, da dieses Buch Gelegenheit dazu bietet, auf einige geschichtstheoretische Probleme näher einzugehen. Warum sollte ich auch jenen, die mein Werk grundschlecht oder oberflächlich fanden, mit Gegenkritiken antworten; ich verlange durchaus nicht, daß jene, die seit Jahren von ganz anderen soziologischen und politischen Gesichtspunkten ausgehen, meine Auffassungen plötzlich für richtig erklären; und ich kann auch nicht verhindern, daß sie mir allerlei niederträchtige Motive unterschieben. Zudem hat mein Buch seinen Weg gemacht. Obgleich der zweite Band erst vor knapp 20 Monaten erschienen ist, sind von dem Werk bereits 9000 Exemplare verkauft, so daß demnächst das 10. bis 12. Tausend erscheint. Ferner hat es nicht nur in der Partei, sondern auch in weiten akademischen Kreisen Verbreitung gefunden und, wie eine Reihe Schriften und Doktordissertationen beweisen, zu manchen Untersuchungen sozialistischer Probleme angeregt. Das ist mehr, als ich beim Niederschreiben erwartet habe.

Ich hatte deshalb auch zunächst, als ich die oben genannte Kautskysche Broschüre las, die Absicht, sie zu ignorieren, zumal sie sich deutlich als eine aus verletzter Eitelkeit entsprungene Schmähschrift charakterisiert; doch habe ich auf den Rat einiger Freunde mich schließlich doch zu einer kurzen Antwort entschlossen, denn noch immer gilt Kautsky bei einem Teil der deutschen Sozialdemokratie als großer Theoretiker, und zweitens handelt es

sich bei unseren Differenzen nicht, wie wahrscheinlich manche Leser wieder meinen werden, um einen bloßen „Theoretikerkrakeel" oder „Rivalitätsstreit", sondern um die Frage, wie sich die deutsche Sozialdemokratie theoretisch zu den Problemen der Gegenwart einstellen soll, — eine Frage, die zugleich für ihre politische Taktik von größter Bedeutung ist. Auf die Abwehr von allerlei Verdächtigungen und gehässigen Unterschiebungen, die Kautsky sich leistet, möchte ich jedoch verzichten.

* * *

Kautsky beginnt seine Kritik mit dem Vorwurf, ich hätte Marx fälschlich beschuldigt, daß er sich bei seiner Staatsbetrachtung von ethischen Motiven, genauer gesagt: von seinem Mitgefühl für die unteren Volksklassen, habe beeinflussen lassen — ein meines Erachtens sonderbarer Vorwurf, denn mir ist unverständlich, wie darin „eine schwere wissenschaftliche Anklage" liegen soll, wenn ich behaupte, daß ein Denker in der Beurteilung sozialer oder staatlicher Verhältnisse nicht nur von rein verstandesmäßigen Erwägungen ausgegangen ist, sondern ihn auch das Mitgefühl mit der Notlage einer unterdrückten Klasse in seinem Gedankengange beeinflußt hat.

Tatsächlich verhält sich diese schwere „Anklage", die ich gegen Marx erhoben haben soll, folgendermaßen:

Seite 308 (I. Band) meines Buches werfe ich, nachdem ich vorher kurz die Hegelsche Staatsauffassung dargelegt und nachgewiesen habe, daß Marx in seinen ersten Schriften völlig Hegels Spuren folgt, die Frage auf, weshalb Marx später, besonders nach seinen Studien in Frankreich und England, zu einer ganz anderen Auffassung des Staates gelangt. Meine Antwort darauf lautet (I. Band, S. 308 ff.):

„Ganz anders Marx. Er übernimmt zwar von Hegel dessen Grundanschauungen; aber er schiebt die Frage, wieweit bisher die Staaten an historischen Mängeln litten, nicht als eine nur die Entwicklungsgeschichte der Staaten angehende Nebenfrage beiseite, er sucht vielmehr in der Gegenwart wie Vergangenheit der Staaten ihr Wesen und ihren Zweck zu erkennen. Und da findet er, daß der Staat zu allen Zeiten eine Herrschaftsorganisation, ein Instrument der Klassenherrschaft gewesen ist. Gegen diesen Charakter des Staates empört sich aber sein politisches Gewissen, seine Parteinahme als Sozialist für die heutige Arbeiterklasse in ihrem Kampf gegen die Bourgeoisie. Mit anderen Worten: Marx betrachtet den Staat vorwiegend politisch, nicht vom Standpunkt des Soziologen, der unbekümmert um Parteiwünsche und -hoffnungen fragt: „Was lehrt die Entstehung und bisherige Entwicklung der Staaten für deren zukünftige Gestaltung; inwieweit war bisher die staatliche Entwicklung durch die allgemein-gesellschaftliche Entwicklung bedingt und welche Momente sind erkennbar, die eine Fortsetzung der Staatsentwicklung in gleicher oder in veränderter Richtung wahrscheinlich machen?". . .

So gelangt Marx zu einer Beurteilung des Staates, die in mancher Beziehung mit jener des englischen Liberolismus an der Wende des 18. Jahrhunderts und der des individualistischen Anarchismus zusammenfällt, wenn auch die Motive, von denen diese ausgehen, anderer Art sind. Wie für jene Liberalen ist auch für Marx der Staat eine die Freiheit beeinträchtigende „Zwangsanstalt", nur macht er dieser vor allem den Vorwurf, daß sie die unteren Klassen unterdrückt und zum Nutzen der oberen durch ihre Zwangsgewalt niederhält, während der englische Liberalismus jener Tage an dem Staat auszusetzen fand, daß er durch seine Reglementierungen das Individuum in seiner wirtschaftlichen Betätigung zu sehr beschränkt, also das

Spiel der freien wirtschaftlichen Kräfte hemmt, und der Anarchismus endlich den größten Fehler des Staates darin erblickt, daß er die freie Persönlichkeit in ihrer Entfaltung und in ihrem Triebleben stört, indem er sie dem Willen und der Gewalt anderer Individuen unterwirft."

In dieser Darlegung, daß Hegel in seiner Staatsauffassung von der sogenannten reinen Staatsidee, Marx hingegen von dem Staat als historische Erscheinung ausgeht, durch diese historische Betrachtung zu dem Ergebnis gelangt, daß der Staat immer ein Instrument der Klassenherrschaft gewesen sei und nun aus Mitgefühl oder Sympathie mit der Arbeiterklasse den heutigen Staat als eine Unterdrückungsinstitution bekämpft, soll die behauptete „schwere wissenschaftliche Anklage" gegen Marx enthalten sein?

Gewiß, in Marxens Schriften findet sich, wie Kautsky hervorhebt, keine einzige Stelle, wo Marx direkt sagt, er sei in seiner Stellungnahme gegen den Staat auch durch ethische Motive beeinflußt worden. Aber Marx spricht überhaupt nirgends von den Untersuchungen und Motiven, die ihn über Hegel hinaus zu seiner späteren Staatsauffassung geführt haben; er hat überhaupt keinen Aufsatz oder Artikel geschrieben, in denen er sich mit der Hegelschen Staatsauffassung auseinandersetzt. Indirekte Beweise seiner Wandlung von der Hegelschen zu seiner eigenen Staatsauffassung finden wir jedoch zur Genüge. Schon aus seinen frühesten Aufsätzen (ich erinnere nur an den Artikel der „Rheinischen Zeitung" aus dem Jahre 1843 über das Holzdiebstahlgesetz und die im Pariser „Vorwärts" erschienenen Kritischen Randglossen zu dem Artikel Der König von Preußen und die Sozialreform) lodert helle Empörung über die traurige Stellung der Arbeiterschaft im damaligen Staate hervor, und teilweise wird auch bereits die Klassenteilung im Staate dafür verantwortlich gemacht. So heißt es zum Beispiel im letzterwähnten Aufsatz (vgl. Mehrings Nachlaß-Ausgabe, II. Bd., S. 51):

„Denn diese Zerrissenheit, diese Niedertracht, dies Sklaventum der bürgerlichen Gesellschaft ist das Naturfundament, worauf der moderne Staat ruht, wie die bürgerliche Gesellschaft des Sklaventums das Naturfundament war, worauf der antike Staat ruhte. Die Existenz des Staates und die Existenz der Sklaverei sind unzertrennlich. Der antike Staat und die antike Sklaverei — offenherzige klassische Gegensätze — waren nicht inniger aneinander geschmiedet als der moderne Staat und die moderne Schacherwelt — scheinheilige christliche Gegensätze."

Und diese Betrachtung des Staates als bloße Klassenorganisation gewinnt immer mehr die Oberhand, je mehr sich Marx mit den Regierungsinstitutionen der einzelnen Staaten bekannt macht. Charakteristisch ist, daß er, nachdem er von London aus für die „New York Tribune" zu korrespondieren begonnen hatte, gleich im ersten seiner Briefe über England die materiellen Klasseninteressen und Klassenpolitik der Torypartei, der Whigs, Manchestermänner und Finanzreformer darzulegen sucht und dann im zweiten Brief im Interesse der Proletarier als der großen Majorität der Bevölkerung die „politische Vorherrschaft der Arbeiterklasse" herbeiwünscht.

Kautsky wendet gegen den von mir konstatierten Einschlag ethischer Motive in die Marxsche Beurteilung des Staates ein, Friedrich Engels habe doch in seinem Anti-Dühring (3. u. 4. Aufl., S. 161) gesagt: „Wenn wir für die hereinbrechende Umwälzung der heutigen Verteilungsweise der Arbeits-

erzeugnisse samt ihren schreienden Gegensätzen von Elend und Ueppigkeit, Hungersnot und Schwelgerei, keine bessere Sicherheit hätten als das Bewußtsein, daß diese Verteilungsweise ungerecht ist, und daß das Recht endlich doch einmal siegen muß, so wären wir übel dran und könnten lange warten."

Sicherlich, das steht dort; aber inwiefern ergibt sich daraus, daß ein Denker die Begründung revolutionärer Forderungen auf bloßen Moral- oder Rechtsansichten ablehnt, ohne weiteres die Folgerung, er hätte sich in seiner Beurteilung von Gesellschafts- und Staatszuständen niemals durch irgendwelche ethischen Anschauungen oder Gefühle beeinflussen lassen? Schließt das eine das andere aus? Kautsky scheint den Unterschied gar nicht zu sehen.

Diese Betrachtung des heutigen Staates als einer bloßen Organisation zur Niederhaltung der Arbeiterklasse beherrscht Marxens Vorstellung derart, daß, wie ich Bd. I, S. 310 meines Buches weiter ausführe, der Staat in den späteren Marxschen Schriften nur noch als Herrschaftsorganisation behandelt wird. Sicher ist der Staat eine Herrschaftsorganisation, aber doch auch noch etwas anderes, nämlich: eine Zusammenordnung von Menschen zum Zweck des Zusammenwirkens, eine öffentliche Gemeinschaft oder, um mit Hegel zu sprechen, ein Organismus, durch dessen ordnende Reglementierung der im sozialen Leben sich bildenden Kräfte und Gegenkräfte erst der Lebens- und Betätigungsraum geschaffen worden ist, in dem sich der Aufstieg der staatenbildenden Stämme und Völker bis zu ihrer heutigen Kulturstufe zu vollziehen vermochte. Davon ist jedoch in der späteren Marxschen Staatsbetrachtung kaum mehr die Rede. Der Staat als Lebensform, als ein System der Zusammenfassung, Einordnung und Zurgeltungbringung völkerschaftlicher Lebenstriebe scheidet aus der Marxschen Staatsbetrachtung aus.

Dagegen wird der Staat häufig von Marx mit allerlei „Sünden" belastet, die nach seiner eigenen Gesellschaftsauffassung aus der Gesellschaftsstruktur entspringen, also gesellschaftliches, nicht staatliches Erzeugnis sind. Obgleich Marx z. B. erklärt, daß der Staat die „Einrichtung der Gesellschaft" ist, und demnach Staat und Gesellschaftseinrichtung vom politischen Standpunkt aus „nicht zwei verschiedene Dinge" sind, macht er doch immer wieder den Staat für soziale Einrichtungen verantwortlich, die in einer bestimmten Gesellschaftsformation wurzeln. So ist die Klassenherrschaft nicht eine staatliche Erfindung und Einrichtung, sondern sie entspringt aus der Gesellschaftsschichtung, und diese wieder aus bestimmten Formen der Wirtschaftsgestaltung, wie es denn auch schon auf wirtschaftlichen Entwicklungsstufen herrschende und beherrschte Schichten gibt, auf denen noch die Staatsorganisation fehlt. Der Staat hat die Klassen nicht geschaffen, er übernimmt sie nur als bestehende soziale Einrichtung. Freilich benutzt dann im Staat die obere Gesellschaftsschicht die Staatsgewalt, um die unteren Schichten niederzuhalten.

Kautsky läßt sich auf die Marxsche Stellung zum Staat gar nicht ein; er antwortet kurzweg (S. 10):

„Wir wollen der Cunowschen Behauptung nicht einen einzelnen Satz entgegenhalten, sondern ein ganzes Werk, das wohl wie kein anderes das Marxsche Denken

repräsentiert, das „Kapital". Wird dort auch „dem Staat allein die Schuld an allen Mißständen des öffentlichen Lebens zugeschoben"? Werden dort der Mehrwert, der absolute und relative, die Verlängerung der Arbeitszeit, die Ausbeutung von Frauen und Kindern, der Kampf zwischen Maschine und Arbeiter, die Schäden der verschiedenen Lohnarten, die Krisen usw. als Erscheinungen behandelt, an denen der Staat, und noch dazu allein der Staat, die Schuld trägt?"

Das ist richtig; aber das „Kapital" beschäftigt sich auch nicht mit der Staatsentstehung und -entwicklung, und noch weniger mit der Klassenherrschaft im Staat und deren verschiedenen Formen. Es ist ein Werk, das uns die kapitalistische Wirtschaftsform erklären will. Vom Staat wird, wie Kautsky selbst sagt, „nur wenig" gesprochen. Wenn dort also keine Kritik des sogen. Klassenstaates und keine Staatsfeindschaft hervortritt, so ist das ganz selbstverständlich. Mit demselben Recht könnte ich behaupten, Kautsky hätte nie die heutigen staatlichen Zustände bekämpft, weil in seinem „Ursprung des Christentums" nichts darüber zu finden sei.

Bei diesem polemischen Ausfall gegen mich passiert übrigens Kautsky ein kleines Malheur, das für seine Argumentationsweise charakteristisch ist. Ich weise darauf hin, daß Marx selbst den Staat als „Einrichtung der Gesellschaft" und als deren „tätigen, selbstbewußten und offiziellen Ausdruck" bezeichnet hat und gebe (1. Bd., S. 264) als Quelle den schon erwähnten Randglossenaufsatz des Pariser „Vorwärts" (wieder abgedruckt in der Mehringschen Nachlaßausgabe, 2. Bd.) an. In seinem polemischen Uebereifer übersieht Kautsky diese Angabe und, da er anscheinend den betreffenden Aufsatz nicht näher kennt, nimmt er einfach an, daß ich eine Stelle aus Marxens „Elend der Philosophie" zitiere, und zwar, da dort der Text etwas anders lautet, ungenau. Froh, wieder eine sogen. Marx-Fälschung entdeckt zu haben, schreibt er:

„Im „Elend der Philosophie" nennt Marx den Staat den „offiziellen Ausdruck" nicht der Gesellschaft, sondern „des Klassengegensatzes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft" (S. 163); das ist etwas ganz anderes."

Tatsächlich habe ich mich gar nicht auf diese Stelle, sondern auf den erwähnten Randglossenaufsatz bezogen und dort (Nachlaßausgabe, 2. Bd., S. 50) heißt es wörtlich:

„Der Staat und die Einrichtung der Gesellschaft sind von dem politischen Standpunkt aus nicht zwei verschiedene Dinge Der Staat ist die Einrichtung der Gesellschaft."

Und weiterhin (S. 52):

„Je mächtiger der Staat, je politischer daher ein Land ist, um so weniger ist es geneigt, im Prinzip des Staates, also in der jetzigen Einrichtung der Gesellschaft, deren tätiger, selbstbewußter und offizieller Ausdruck der Staat ist, den Grund der sozialen Gebrechen zu suchen und ihr allgemeines Prinzip zu begreifen."

Mein Zitat stimmt also aufs Wort; und wenn Kautsky zwischen diesem und seinem Zitat aus dem „Elend der Philosophie" einen Widerspruch entdeckt, dann bezichtigt er Marx eines Widerspruchs. Ein niedlicher Reinfall Kautskys!

Uebrigens ist das durchaus nicht die einzige Stelle, wo Kautsky in blindem Eifer polemische Purzelbäume schlägt. Auf den Seiten 314—319 schildere

ich die Entwicklung des früheren Obrigkeitsstaates zum Verwaltungsstaat, hebe hervor, daß die Entwicklung eine andere Richtung eingeschlagen hat, als Marx und Engels angenommen haben, und füge hinzu:

„Damit fallen nicht die soziologischen Teile der Marxschen Staatslehre, die Marx von Hegel übernommen und auf Grund seiner materialistischen Geschichtsauffassung weiter ausgebaut hat; was fällt, ist die mit seinen eigenen soziologischen Auffassungen im Widerspruch stehende, aus einem halbutopistisch-anarchistischen Revolutionarismus herauskonstruierte Hypothese von der baldigen Abschaffung oder Auflösung des Staates: eine Hypothese, die durchaus keinen integrierenden Bestandteil der Marxschen Staatslehre bildet."

Ueber diese Konstatierung, ganz besonders aber über die Worte „baldige Abschaffung oder Auflösung des Staates" gerät Kautsky in eine geradezu komische Entrüstung. Er scheint anzunehmen, daß ich eine gewalttätige plötzliche Abschaffung, vielleicht nach bolschewistischem Rezept, meine und hält mir den bekannten Satz Engels im Anti-Dühring entgegen: „Der Staat wird nicht abgeschafft, er stirbt ab!"

Hätte Kautsky, statt sich sofort aufzuregen, auf den folgenden Seiten meines Buches nachgelesen, was nach Marxscher Auffassung unter der so häufig erwähnten Abschaffung oder Auflösung des Staates zu verstehen ist — der Kapitelabschnitt führt den Titel: „Wie dachte sich Marx die Auflösung des Staates?" —, er würde alsbald gefunden haben, daß ich dort auf sieben Seiten (S. 319/326) ausführlich Marxens und Engels Aeußerungen über die Staatsauflösung zusammentrage; außerdem aber S. 300/306 aus Marxens und Engels Schriften ihre Aeußerungen über das sogen. Absterben des Staates registriere und, nachdem ich auch die oben von Kautsky erwähnte Stelle aus dem Anti-Dühring zitiert habe, mit den das Ergebnis zusammenfassenden Worten schließe: „Der Staat löst sich also auf; er stirbt ab, da ihm seine Basis entzogen ist."

Ich verstehe also unter „Auflösung des Staates" dasselbe wie Engels. Tatsächlich mache ich denn auch Marx und Engels nicht daraus einen Vorwurf, daß sie überhaupt an ein zukünftiges Absterben des Staates glauben, sondern daß sie dieses Absterben schon, wie man sagen kann, in greifbarer Nähe erblicken. Deutlich sage ich S. 305:

„Ueber diesen modernen Repräsentativstaat hinaus gibt es nach Marx keine Fortentwicklung des Staates mehr zu neuen, höheren Daseinsformen. Wohl kann der Druck der Bourgeoisieherrschaft auf die unteren Klassen noch steigen, die Korruption der Geschäftspolitiker und Regierungscliquen noch zunehmen, der Klassengegensatz zwischen der herrschenden Großbourgeoisie und der Arbeiterklasse sich verschärfen; doch einen Aufstieg zu höheren Staatsformen gibt es nicht. Der Staat hat seinen Entwicklungsgang vollendet. Er steht vor seinem Untergang."

In diesem Rechnen mit einem baldigen Staatsabsterben und der sich meines Erachtens daraus ergebenden falschen Einstellung zum heutigen Staat und seiner sich vor unseren Augen vollziehenden allmählichen Umwandlung zum „Verwaltungsstaat", wie ich sie S. 314/319 schildere, sehe ich einen Hauptfehler der Marxschen Staatsbetrachtung, nicht in dem Glauben bzw. der Hypothese, daß einmal in ferner Zukunft vielleicht der Staat verschwinden könnte.

Kautsky scheint in seiner Rage das nicht begriffen zu haben; denn S. 14 hält er mir entgegen: „Nehmen wir an, die ganze Darstellung Cunows (gemeint ist meine Schilderung des Ueberganges zum Verwaltungsstaat. H. C.) sei einwandfrei, was bewiese sie gegen das Absterben des Staates, das Marx und Engels in der vollendeten sozialistischen Gesellschaft erwarten?"

Sicherlich, gegen die Möglichkeit eines Absterbens des Staates in weiter, fernliegender Zukunft beweisen meine Ausführungen nichts; aber diese Möglichkeit ist mir heute ziemlich gleichgültig — eine Hypothese wie viele andere. Ich will mit meinen Darlegungen lediglich beweisen, daß der Staat noch nicht am Ende seines Entwicklungsganges steht, sondern vielmehr im langsamen Uebergange zu einer neuen Entwicklungsstufe begriffen ist, also die theoretische wie praktische Spekulation auf ein baldiges Absterben des Staates, wie man sie nicht nur im kommunistischen, sondern auch im sozialdemokratischen Lager findet, zwecklos ist.

Selbstverständlich entdeckt Kautsky auch bei dieser Gelegenheit wieder allerhand Cunowsche unrichtige Marx-Interpretationen bzw. Marx-Fälschungen. Solche Entdeckungen gehören nun mal zu den beliebtesten Operationsmitteln seiner Polemik. So spreche ich z. B. S. 319 davon, daß Marx annimmt, der kapitalistische Staat werde sich einst „unter Uebertragung seiner Funktionen auf die Gesellschaft in diese (in die Gesellschaft) auflösen". Das sei, meint Kautsky, eine „Vergröberung" Marxscher Ansichten, durch die „der eigentliche Sinn verloren geht"; denn erstens spräche Marx in seiner Schrift über den „Bürgerkrieg in Frankreich" nur von „berechtigten" Funktionen, und zweitens heiße es dort nicht kurzweg: Uebergabe an die Gesellschaft, sondern an die „verantwortlichen Diener der Gesellschaft".

Eine furchtbare Unterlassungssünde meinerseits! In Wirklichkeit wird mir wohl kein vernünftiger Mensch zutrauen, ich wolle Marx die Ansicht unterschieben, auch die „unberechtigten" Funktionen des absterbenden Staates solle die neue sozialistische Gesellschaft übernehmen. Zum Ueberfluß setze ich aber außerdem S. 309 ausführlich auseinander, was Marx unter Befreiung vom Staate versteht, und dort gebrauche ich denn auch in Anlehnung an Marx nur die Bezeichnung „berechtigte Funktionen".

Noch kurioser ist die Behauptung, in der Weglassung der Worte „verantwortliche Diener" liege ein „Unsinn". Die Gesellschaft als Ganzes, als Kollektivwesen, kann doch gar keine Regierungs- bzw. Verwaltungsfunktionen übernehmen, das können immer nur Personen, beauftragte Funktionäre der Gesellschaft, und es ist meines Erachtens völlig gleichgültig, ob man diese Funktionäre Diener, Beauftragte oder Angestellte nennt.

Deutlicher noch zeigt sich die schöne Eigenart der Kautskyschen Polemik in folgendem Angriff:

Im Abschnitt über die Entwicklung vom Obrigkeitsstaat zum Verwaltungsstaat S. 319 hebe ich hervor, wie mit der Entwicklung des modernen Staates sich auch die Einstellung der einzelnen Staatsbürger zum Staat geändert hat: „Aus dem zunehmenden Gefühl, daß das eigene Wohl in erheblichem Maße mit dem Staatswesen verbunden ist und nur in ihm zur Geltung kommen kann, entstand aber naturgemäß die Erkenntnis einer gewissen Gemeinschaftlichkeit, die im weiteren Verlauf zu einem bewußten und gewollten Teil-

nehmen an der staatlichen Gemeinsamkeit wurde, in den ärmeren Volksschichten freilich erst, nachdem sie einen Anteil an der Staatsgewalt gewonnen haben. An die Stelle des einstigen dynastischen Machtwortes: „Der Staat bin ich!" tritt nun in einem sich mehr und mehr erweiternden Staatsbürgerkreise das erstarkende Bewußtsein: „Der Staat sind wir!"

Aus dieser einfachen Konstatierung einer historischen Tatsache folgert Kautsky kurzweg (S. 17), ich fordere den Anteil der Arbeiterklasse an der Staatsgewalt gar nicht zu dem Zwecke, „damit das Proletariat instand gesetzt werde, seine Interessen gegenüber dem konzentrierten Kapital wirksamer zu vertreten, sondern nur, damit im Proletariat die psychologischen Bedingungen geschaffen werden, die es ihm ermöglichen, zu erkennen, wie sehr sein Wohl durch die eben beschriebene Entwicklung gefördert wird, so daß es offenbar der Eroberung der ganzen Staatsgewalt gar nicht bedarf".

Und nachdem er sich diese boshafte Unterstellung geleistet hat, fährt Kautsky fort:

„Das wagt er heute zu verkünden, wo die Tatsachen auf Schritt und Tritt zeigen, daß für das Proletariat ein bloßer „Anteil an der Staatsgewalt" keineswegs genügt, um mit der ökonomischen Diktatur der Herren Stinnes u. Co. fertig zu werden, daß wir die volle Staatsgewalt brauchen, um der Stinnes-Sozialisierung einen festen Damm entgegensetzen zu können.

Was Cunow hier verkündet, predigte schon vor dem Krieg Maurenbrecher, damals noch Sozialdemokrat. Schon vor 14 Jahren polemisierte ich gegen dessen Auffassungen, die ihm als Brücke zu seinem jetzigen Standpunkt dienten. Seitdem hat sich Lensch zu der Ueberzeugung durchgerungen, Stinnes sei der berufene Führer im Prozeß des Hineinwachsens in den Sozialismus, was nur der öde „Vulgärmarxismus" nicht merkt. In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte er am 9. und 10. Mai 1922 zwei Artikel über das Cunowsche Buch unter dem Titel „Wider den Vulgärmarxismus". Der Chefredakteur des Stinnesorgans kam zu dem Schlusse:

„Die Bedeutung dieses Buches für den deutschen Marxismus und die deutsche Sozialdemokratie ist groß. Die Etappe, die hier das marxistische Denken in soziologischer Hinsicht erreicht hat, wird nicht wieder preisgegeben werden können. Deshalb ist dieses Buch nicht bloß für den Wissenschaftler und Gesellschaftstheoretiker von bleibendem Wert, sondern auch für den tiefer blickenden Kritiker, der nicht glaubt, mit der parlamentarischen Geschäftelhuberei werde Politik gemacht."

Cunow darf in der Tat den beiden, tiefer als der „Vulgärmarxismus" blickenden Politikern Maurenbrecher und Lensch zurufen:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte."

Mich gegen diese Unterstellungen einer rachedürstenden schönen Seele zu wenden, halte ich für überflüssig. Es genügt, sie niedriger zu hängen.

Ebenso verzichte ich auf eine Entgegnung auf Kautskys Gedanken über die Staatsmacht und über seine Auffassung des Verhältnisses der ökonomischen zur politischen Macht, sowie ferner auf seine Lamentationen über meine Neigung zum Umlernen. Die vorstehenden Proben genügen zur Charakterisierung der Kautskyschen Broschüre. Mein Artikel ist ohnehin schon für die Raumverhältnisse der „Neuen Zeit" zu lang geworden. Längst habe ich allen Respekt vor Kautskys retrograder Theorie und Prophetie verloren. Ueberdies habe ich die Genugtuung, daß weite Kreise der sozialistischen

Intelligenz sich mehr und mehr von der marxistisch-kautskyanischen Staatsfeindschaftstheorie abwenden und wieder zu Lassalle und teilweise sogar zu Hegel zurücksteuern.

Dagegen möchte ich nicht darauf verzichten, im nächsten Heft der „Neuen Zeit" die sachlichen Differenzen zwischen meinen und Kautskys gesellschaftstheoretischen Auffassungen kurz darzulegen. Es hat das jedenfalls mehr Zweck, als das Herumdeuteln an einzelnen Sätzen, Worten und Ausdrücken.

(Schluß folgt.)

Max Webers politisches Vermächtnis

Von Dr. Siegfried Marck-Breslau.

Erst nach dem Tode des großen Oekonomen, Soziologen und Politikers ist sein Lebenswerk für das größere Publikum überschaubar geworden. Nachdem das Zerstreute der früheren Jahre gesammelt war und die mächtigen Versuche zur systematischen Konzentration aus seinen letzten Lebensjahren aus dem Nachlasse herausgegeben wurden, wuchs der anerkannte Führer eines kleinen Kreises wissenschaftlich und politisch fortgeschrittenster bürgerlicher Soziologen in das Maß der geistig bedeutendsten Gestalten, die zum mindesten das akademische Leben der letzten Jahrzehnte in Deutschland hervorgebracht hat. Drei Bände, Soziologie der Religionen (1921), eine umfangreiche allgemeine Soziologie unter dem Titel „Wirtschaft und Gesellschaft" (1922), die gesammelten Schriften zur Wissenschaftslehre (1922) und die „Politischen Schriften" (1921) hat Max Weber in den Jahren 1920/23 herausgegeben. Als letztes Werk hat nunmehr die „Wirtschaftsgeschichte" (1923) diesen Kreis beschlossen. Hier soll ein Blick auf die „Politischen Schriften" geworfen werden, deren Inhalt aus den Jahren 1895/1920 doch ganz der Gegenwart und Zukunft angehört. In der unerbittlich klaren Erkenntnis der Tatsachen und Ideologien der Vergangenheit, in der wahrhaft „prophetischen" Einsicht in die grundlegenden Strukturgebrechen der deutschen Politik sind diese Schriften ein politisches Vermächtnis, das die Generation sich erwerben muß, um zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer zukünftigen Aufgaben zu gelangen.

In der Philosophie der Politik interessiert uns natürlich bei Max Weber besonders sein Verhältnis zum Marxismus. In vorurteilsfreier Weise hat Weber (dessen ökonomischer Standpunkt in Ablehnung der Marxschen Werttheorie sich der österreichischen Schule näherte) aus dem System der marxistischen Soziologie entnommen, was ihm (wie auch anderen bürgerlichen Soziologen, wie Scheler oder Sombart) als unverlierbare Einsicht erscheint: die Herausarbeitung einer Kategorie der Wirtschaftsgesinnung in ihrem Zusammenhang mit dem gesamten Zeitgeiste als Ergebnis einer verfeinerten materialistischen Geschichtsauffassung und die Zustimmung zu der marxistischen Analyse der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, unbeschadet der kritischen Haltung zu seiner ökonomischen Theorie des Kapitalismus.

In Max Webers Soziologie hat seine Vertiefung in die kapitalistische Wirtschaftsgesinnung zu ihrer berühmt gewordenen Ableitung aus dem Geiste des Puritanismus geführt, die Einsicht in diese Zusammenhänge bildete den Quellpunkt der ganzen Religionssoziologie Max Webers. Die Struktur des modernen Kapitalismus: streng rationalen, wissenschaftlich gestützten, rechenhaften Betrieb mit Tendenz zur Konzentration und zum Monopol, weist nun Weber auch im politischen Leben des modernen Groß- und Massenstaates nach. Hier tritt die Rationalisierung als zunehmende und unentrinnbare Bureaukratisierung nicht nur des Staates, sondern auch der übrigen politischen Verbände, insbesondere der Parteien, auf. Der Staat und die ihm untergeordneten politischen Verbände sind zu „Betrieben" geworden, nicht nur hat der moderne Staat das spezifische (nicht einzige) Mittel der Politik: die

Anwendung physischer Gewalt erfolgreich für sich zu monopolisieren gewußt, in der Trennung des „Verwaltungsstabes" (Beamtenschaft) von den „Verwaltungsmitteln" (Finanzen usw.) zeigt sich seine Strukturähnlichkeit mit den Betrieben der kapitalistischen Wirtschaft. Entgegen etwa dem Lehnsystem, in dem der Diener des Staates resp. des Fürsten die Mittel des politischen Betriebes in eigener Regie besitzt, und anderen Formen staatlichen Lebens ist es das Wesen des modernen Beamtenstaates, den Verwaltungsstab enteignet und in seine Angestellten verwandelt zu haben. Mit zunehmender kapitalistischer Wirtschaft und aus ihr erwachsenden neuen staatlichen Aufgaben muß nach Weber die Bureaukratisierung sich steigern (natürlich auch mit Sozialisierungsformen) und das gesamte soziale Leben durchdringen. So setzt sich auch im modernen Parteileben der Typus der Massenpartei mit einer straffen Maschine der Organisation und zunehmender Bedeutung der Parteibeamten an Stelle der früheren politischen Gelegenheitsverbände mit ausschlaggebender Rolle (wirtschaftlich) abkömmlicher „Honoratioren" immer stärker durch.

Der Tatbestand der Mechanisierung und Rationalisierung des wirtschaftlichen und politischen Lebens ist bekanntlich von allen romantischen Strömungen in der Sozialphilosophie der Gegenwart als drückend empfunden worden, und man hat Auswege aus dieser Lage der heutigen Gesellschaft gesucht.

Auch Max Weber sieht in ihm nur eine unausweichliche Realität, kein Ideal. Aber als härtester Feind jeder Phrase und Realist aus ethischem Pathos hat er sowohl die Richtungen, die eine Rückbildung der sozialen Wirklichkeit und eine Flucht aus ihr propagierten, bekämpft, wie auch jene Strömung, die diese Wirklichkeit selbst romantisch umzudeuten und zu verklären suchte. Als eine markante Form der Kriegsideologie trat ja eine Richtung auf, die die moderne „Organisation" zu etwas Metaphysischem und Heiligem stempelte (wie einst Hegel den Staat), außerdem zu etwas spezifisch Deutschem, und diese Idealisierung der Organisation vielfach durch ein unkritisches Hinüberwechseln vom Begriff der politischen und sozialen Organisation zu der philosophisch spekulativen Idee des „Organismus" bewerkstelligte. Durch alle politischen Kriegsschriften Max Webers zieht sich der Kampf gegen diese „Literatenkonstruktion" der spezifisch deutschen Organisation und des spezifisch deutschen Staates; die sogenannten „Ideen von 1914" reduzieren sich für ihn auf den nüchternen Tatbestand der „universellen Bureaukratisierung".

An Stelle der Ablehnung illusionistischer Wege des Herauskommens aus dem Druck eines rationalisierten Zeitalters weist Max Weber einen anderen Weg mehr individualistisch-voluntaristischer Art: die Forderung des politischen Führertums auf demokratischer Grundlage. Mit scharfem Dualismus trennt er den politisch verantwortlichen Führer vom Beamten (jeder Art), sieht er in der Auslese und Entfaltungsmöglichkeit von Führernaturen den eigentlichen übertechnischen Sinn der Politik, ein Hinauskommen über die eben ganz und gar nicht metaphysischen, sondern technisch begrenzten möglichen Formen des modernen Massenstaates. In diesem fördern sich der die Ziele des staatlichen Gesamtwillens (und natürlich auch die niedrigerer Verbände) weisende Führer und der ihm untergeordnete Beamtenapparat wechselseitig; das Grundgebrechen des alten deutschen Obrigkeitsstaates erblickte Weber in der mangelnden Differenzierung zwischen Politiker und Verwaltungsfachmann. Als Auslesepringipien für politische Führer aber erscheinen ihm Parlamentarismus und Demokratie allein in Frage zu kommen. Und zwar begünstigt und fordert gerade auch der moderne Betrieb der bureaukratisch organisierten Massenpartei (ebenso wie der Staat) das Emporkommen starker einzelner als Führernaturen. Die Massenpartei entwickelt entgegen dem Nur-Parlamentarismus, der den mit der Masse außer Fühlung geratenden „Notabeln" begünstigt, kraft ihrer emotionalen Momente den „Demagogen" (was entgegen dem abschätzigen Sprachgebrauch hier nur in wörtlicher Uebersetzung Volksführer bedeutet) und kann sich — gerade kraft ihres straffen Apparates — zeitweise in die bedingungslose „Gefolgschaft" des großen Führers verwandeln. Es gibt für Weber

nur die zwei Möglichkeiten des modernen amerikanisierten politischen Großbetriebes: „Führerdemokratie mit Parteimaschine" oder zünftlerische Herrschaft von „Berufspolitikern ohne Beruf". Gegen mögliche „cäsaristische" Konsequenzen solcher Gedankengänge hat Webers kritischer Sinn aber stets neben der Auslese des Führers durch die Demokratie der Massenpartei den Parlamentarismus betont: die sachliche Arbeit im Parlament (das Stück fachlicher Erziehung durch die Arbeit im Parlamentsausschuß insbesondere) ist Schutzmittel gegen die emotionalen Gefahren der Massenpartei; erst aus der doppelten Siebung der außerparlamentarischen Demokratie und des Parlamentarismus geht der Führer hervor, in dem sich „Leidenschaft", „Augenmaß" und „Verantwortlichkeitsgefühl" einen. Auch gegen antiparlamentarischen Cäsarismus, wie er heute durch die Namen Lenin und Mussolini bezeichnet und wiederum ein Sehnen mancher Romantiker und Literaten geworden ist, bildet Max Webers politisches Vermächtnis einen geistigen Schutz.

Was in Webers politischen Briefen aus den Jahren 1906—1920 an klarer Beurteilung der wirklichen Vorausjagen des Kommenden, an Ueberlegenheit einer großen Natur über die Verhältnisse zu finden ist, wird jeden erschüttern. Weder aber die deutsche Katastrophe konnte den weltpolitisch gerichteten leidenschaftlichen Patrioten, noch die von ihm sehr pessimistisch beurteilte Gefahr der Reaktion nach 1919 den radikalen Demokraten in den Tiefen seines Wesens treffen. In diesen Tiefen fühlte er, bei dessen Beurteilung Friedrich Meinecke mit vollem Recht der Name Machiavelli auf die Zunge kam, sich doch außerhalb der politischen Sphäre. Aber gerade darum war er imstande, das zu erkennen, was oft innerlich gerichtete, stark ethische Temperamente nicht erkennen: die Eigengesetzlichkeit des Politischen. Wie er diese gegen die Kriegsliteraten und ihre Vermengung von Politik und Metaphysik verteidigt hatte, so verteidigte er sie später gegen ein radikales Literatentum in der Revolution (das er im damaligen München aus der Nähe betrachten konnte), und dessen Tendenzen die Politik nun endgültig von ihrem bisherigen Betriebe zu reinigen und zu moralisieren und den Sozialismus als tausendjähriges Reich aus der Apokalypse des Weltkrieges aufzurichten. In dieser Richtung bildet insbesondere der große Vortrag von 1919 „Politik als Beruf" neben den Kriegsschriften von 1917 „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland" das Kernstück der politischen Schriften. Mit seiner Unterscheidung von unpolitischer reiner „Gesinnungsethik" und der „Verantwortungsethik" des Politikers wird hier zum vielerörterten Problem der Beziehungen zwischen Ethik und Politik Entscheidendes gesagt.

Neue Volks-Musikbücher

Dr. Alfred Guttmann.

Wenn der Musikfachmann von Freunden aus der Bildungsbewegung oder Arbeiterorganisationen um Rat wegen Beschaffung von guten und billigen Büchern über Musik gebeten wird oder wenn gar eine Arbeitermusikbibliothek unter seiner Mitwirkung geschaffen oder erweitert werden soll, ist er in schwieriger Lage. Die großen „Wälzer", die (meist illustrierten) Musikgeschichten sind sehr, sehr teuer. Zudem so umfassend, daß es eines richtigen Studiums bedarf, soll man wahren Nutzen haben; als Nachschlagebücher für Einzelfragen wiederum für den musikgeschichtlich Unerfahrenen zu wenig ergiebig, ferner mit technischen Ausdrücken, deren Kenntnis (fälschlicherweise) bei den sogenannten Gebildeten vorausgesetzt wird, vollgestopft. Auf der andern Seite stehen jene kleineren, populären Bücher (z. B. aus dem Verlage von Quelle u. Meyer), die Einzelgebiete der Musikgeschichte, der Theorie, Probleme des Musikhörens usw. behandeln. Fast alle sind aber für ein Publikum geschrieben, bei dem Vorkenntnisse vorausgesetzt werden, die im Grunde der Durchschnittsleser nicht hat — geschweige denn der Mensch mit der Vorbildung unserer bisherigen Volksschule. Daher ist es ein Teil der Aufgabe unseres neuen Volkshochschul-

wesens, auch hier anzusetzen und für neue Literatur zu sorgen, die auf der einen Seite den Anforderungen an wissenschaftliche Zuverlässigkeit genügt, andererseits für die bildungshungrige, aber unvorgebildete Masse verständlich ist.

Bisher liegen einige derartige sogenannte Volkshochschulbücher vor, die sich aber im Grunde wenig von den oben skizzierten bisherigen Veröffentlichungen unterscheiden. Eine völlig neue Einstellung tut not. Es wäre ratsam, daß rührige Verleger sich mit führenden Männern der neuen Volksbildungsbewegung oder einer derartigen Instanz (z. B. den betreffenden Dezernenten im Ministerium oder der Beratungsstelle für die Volkshochschulen, die an der Universität bestehen) in Verbindung setzt, um den pädagogischen Gesichtspunkten, die sich durch die Erfahrungen seit der Umgestaltung unseres ganzen Staats- wie Volksbildungswesens ergeben haben, auch auf diesem Gebiete durch Schaffung wahrer musikalischer Volksbücher gerecht zu werden.

In vieler Hinsicht befriedigen hierin neue Veröffentlichungen, die Adolf Spemann im Verlage von J. Engelhorn Nachf., Stuttgart, herausgibt. Es liegen aus den Federn angesehener Fachleute schon zahlreiche dieser hübsch ausgestatteten, handlichen gelben Taschenbüchlein vor, von denen ich einige hier im einzelnen empfehlen möchte, da auch der Preis durchaus im Verhältnis steht. Ihre Wirkung auf mich habe ich auch durch die Urteile zahlreicher Schüler aus Kursen der Musikabteilung der Volkshochschule Groß-Berlin nachgeprüft. Leider kranken auch sie oft noch an einer zu komplizierten Formulierung und dem ungezügelten Mißbrauch von Fachausdrücken. Hoffen wir, daß bei Neuauflagen dieser leicht vermeidbare Fehler, der die Benutzbarkeit in den Kreisen einfacher Leser der Sammlung hindert, ausgemerzt wird.

Als das wertvollste Buch der Reihe erscheint mir die „Musiktheoretische Laienfibel" von Dr. Hermann Unger, einem bekannten Musikwissenschaftler, der als Komponist vertrauter Schüler des großen Künstlers Max Reger war. Und Reger selbst hat gesagt: „Theorie kann nur der Praktiker lehren." Hier lag die Schwierigkeit des Problems darin, daß Unger keinerlei Kenntnis der Musik und ihrer Sprache, ja nicht einmal ihres Alphabets, der Noten, voraussetzte, als er versuchte, seine Leser in das Verständnis der Kunst der Töne einzuführen. So geht er von den einfachsten „Formengesetzen" aller Künste aus, die jedermann verstehen kann, etwa vom Maßverhältnis harmonischer Flächen- und Raumgebilde, die nach dem uralten Gesetz des „goldenen Schnitts" gestaltet sind, wonach also eine Abteilung des Ganzen, wenn sie auf uns wohltuend, harmonisch wirken soll, nicht in zwei gleiche Hälften oder in willkürliche Unterteile erfolgen darf, sondern in Teile, von denen der kleinere sich zum größeren etwa so verhalten muß, wie der größere zum ganzen. Von solch allgemeinen Gesichtspunkten (die unserm ästhetischen Wohlgefallen am Kunstwerk wie auch am Körperbau eines wohlgestalteten Menschen zugrunde liegen), leitet er Gesetze der Musikformung ab. Auf dem psychologisch einfachen Wege der sogenannten „Einfühlung" läßt Unger so langsam die Formenwelt der Musik erstehen. Er lernt die Intervalle als (ungleichmäßige) Tonschritte gefühlsmäßig begreifen und entkleidet so das nüchterne Tatsachenmaterial seines Schreckens, weil der Schüler nun nicht auswendig lernen muß, sondern verstehen lernen kann. In der einfachsten Weise anregend plaudernd, führt er dann zur Einsicht in die komplizierter gebauten Formen. Er zeigt auf, wie das sogenannte „Modulieren" (d. h. das Woanders-hinkommen aus einer Tonart) nur einem gewissermaßen räumlichen Wechseln aus dem Mittelgrunde in den Vordergrund, den Hintergrund, oder seitlich, mit folgender Rückkehr zum Ausgangspunkt entspricht. Die sogenannte „Kadenz", auf der im Grunde alle melodisch-harmonische Formung beruht (dem Wechsel zwischen Grundton, Oberdominante, Unterdominante usw.), wird hier anschaulich und einfach erklärbar.

Auf diese Weise gelangt der Leser an Hand einer lebhaft interessierenden Darstellung in immer verwickeltere Probleme und schließlich zu den Endfragen künstlerischer Formengestaltung in der Musik; er wird in die Liedform, den Sonatensatz, die Kammermusik und alle Gattungen musikalischer Werke eingeführt, ja endlich sogar

in die Probleme zeitgenössischen Schaffens. — Aber auch in diesem meisterhaften Buch fehlen kurze Erklärungen technischer Ausdrücke. Wie leicht kann man neben das Wort „Pastorale", das kein einfacher Leser versteht (oder, wenn er nachdenkt, falsch versteht!) in Klammern schreiben: „Hirtensinfonie", neben „Eroika" „Heldensinfonie", neben „Suite" „Folge (von tanzartigen Stücken)" usw.

Auch der „Musikalische Zeitenspiegel" des Hallenser Universitätslehrers (und Konzertsängers) Dr. Joachim Moser behandelt Probleme allgemeiner Art. Vom Ursprung der Musik, den er „Musik als Zauber" nennt, ausgehend, zeigt er an den Widerspiegelungen musikalischen Geschehens in der Dichtung, der bildenden Kunst, der philosophischen, soziologischen, kunstwissenschaftlichen Betrachtung vieler Völker und Zeiten — von grauer Vorzeit bis zur Gegenwart —, wie die Musik empfindende und verstehende Zeitgenossen und Nachfolger bewegt hat. In wunderschönen Dichtungen läßt er vor dem Leser die Auswirkung der einen Kunst auf die andere sichtbar werden; er lüftet den Schleier von den Geheimnissen des Schaffensglücks, wenn er uns in Briefen und Bekenntnissen großer Musiker Einblick in ihr Seelenleben, ihre eigene Stellung zu ihrer Kunst und Einfluß fremder Meisterwerke tun läßt. Die Gliederung der sorgsam ausgewählten und mit künstlerischer Feinfühligkeit zusammengestellten Proben ist nach den Entwicklungen der kulturellen Umwelt geordnet. So lernen wir an der Hand dieses Zeitspiegels etwa die weit ausholende Gebärde des Barock und den zierlichen Stil des Rokoko ebenso unterscheiden, wie die Strenge der Klassiker und die Betonung des Gefühls in der romantischen Zeit, oder die „Reizsamkeit" der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts.

Man könnte das Büchlein sehr loben, wenn nicht — ja, es ist wieder derselbe Vorwurf! — wenn nicht eine wahre Fremdwortmanie es beschwerte. Welche Leser sollen philosophische Fachausdrücke wie „unsinnlich-spirituelle Gestaltungsprobleme", „spekulatives Interesse" usw. verstehen? Etwa „Leute aus dem Volke"? Warum wird „Diatonik" und „Chromatik" als bekannte Größe hier vorausgesetzt, was soll eine Fußnote helfen, die eine Goethesche Bezeichnung „Canto fermo" mit dem (genau so unverständlichen) Ausdruck „Gregorianische Rezitation" erklären will? Das darf in keinem Volksbuch vorkommen, wenn diese Benennung einen Sinn haben soll. Kann es der Autor nicht, so muß der Herausgeber hier sorgsam nachhelfen. Dann erst würde diese ausgezeichnete Sammlung das sein, was Moser wollte, nämlich „ein möglichst unterhaltsames Lesebuch" und zugleich ein „Beitrag zur Untersuchung des eigentlichen Zentralproblems aller Musikästhetik", der Frage „Was ist, was wirkt, was bedeutet die Tonkunst?" Also radikal verdeutschen, was auch ohne das Rotwälsch der Fachleute klar ausgedrückt werden kann!

Unter keinen Umständen in der Reihe gutzuheißen sind die sogenannten „Erinnerungen" von Siegfried Wagner. Weder die Familientraditionsberichte, noch das ausführliche Reisetagebuch über seine meist nicht auf musikalischem Gebiet liegenden Erlebnisse in Europa und im fernen Asien, noch die Chronik der Bayreuther Festspielaufführungen unter seiner Mutter Cosima sind im Grunde Angelegenheiten, die in dieser Ausführlichkeit andere als Fachleute oder Wagnerianer angehen. So hat ein solches Buch, das unsereiner natürlich nicht ohne Nutzen durchblättert, kein Recht auf Empfehlung als Volksbuch.

Dagegen können viele musikhörende oder ausübende Leser dieser Blätter Gewinn von den Einzelbeschreibungen großer Musiker haben. Das Buch von Willibald Nagel über Johannes Brahms z. B. ist eine sehr ernsthafte Studie. Für diejenigen, die sich schon Einblick in das Leben und Schaffen dieses schwerblütigen, typisch norddeutsch schwer zugänglichen Meisters verschafft haben, bietet es eine Fülle klarer Einführungen in seine Werke (und sein Leben, insoweit dessen Niederschlag in den Werken erkennbar ist) sowie in die Strömungen der Zeit und der musikalisch-künstlerischen Kämpfe, die sich an Brahms' Namen und den (längst ausgefochtenen) Streit der Wagnerianer und Brahmsianer knüpfen. Der warme Ton und die Besonnenheit des Urteils, das auch dem Standpunkt der Gegner gerecht zu werden strebt

und versucht, solche selbstverständlichen Kämpfe in ihrer zeitlichen Notwendigkeit, ja Unvermeidlichkeit zu schildern, erfreut auch Leser, die auf anderem Boden stehen.

Ein höchst lehrreiches und zugleich äußerst amüsantes Buch ist die von Hans Hollerup zusammengestellte Auswahl von „Musikeranekdoten". Das ist ein gefährliches Unternehmen gewesen! Wie leicht konnte man in das Gebiet des Klatsches kommen, wie schwer ist das Urteil, ob eine Anekdote, die doch wie mit einem Blitzlicht das Dunkel erhellen soll, gerade durch eine Verzerrung erst recht irreleiten kann. Hollerup hat in feinfühliger Weise verstanden, alle Klippen zu vermeiden. Durch eine geschickte Gruppierung des Stoffes (Kapitel über Komponisten, Dirigenten, die Gruppen der Instrumentalisten, Sänger, „die Herren vom Orchester" usw.) vermeidet er Einförmigkeiten und Wiederholungen wie Weitschweifigkeiten und zeigt die verschiedenen Formen menschlicher Schwächen und Vorzüge innerhalb der so gewählten Gruppen von Musikern. So kann man bei aller Uebertreibung, die ja zum Wesen der Anekdote wie des Witzes gehört, in der so viele Anekdoten auslaufen, eine Unmenge von Einsichten bei aufmerksamer Lektüre dieser zum Teil sehr schnurrigen Sammlung gewinnen. Freilich — etwas von Musik muß man schon kennen, wenn man alle „Pointen" verstehen will. Zwar die Postkarte von Max Reger an einen Kritiker: „Ich sitze im kleinsten Zimmer meines Hauses und lese Ihre Kritik. Noch habe ich sie vor mir — —" versteht jeder; aber man muß die Dürftigkeit Koschatscher Chorkompositionen in harmonischer Hinsicht kennen, um den Hellmesbergerschen Scherz zu verstehen: „Koschat ist etwas sehr Schweres zugestoßen; er ist beim Komponieren verschiedentlich aus C-dur nach G-dur geraten und kann nicht mehr zurück." (Man lese erst die Laienfibel von Unger, ehe man sich dies Büchlein besorgt!)

In das Gebiet der praktischen Musikausübung führt das Buch „Laute und Gitarre" von Hermann Sommer. Diese „Laienkunst", die schon im Mittelalter als solche gepflegt wurde, hat ja in unserer Zeit (vor allem bei der Arbeiterjugend, die kein anderes Musikinstrument beherrschen lernen kann) sehr an Verbreitung gewonnen. Neben ihrem Wert in seelischer Hinsicht bedeutet sie aber für die meisten Menschen, außer dem Chorsingen, den einzigen Weg, auf dem sie in das Wesen der künstlerischen Gestaltung tiefer eindringen können. Wer nur gelernt hat, in einer oder zwei Tonarten zwei oder drei Akkorde zu greifen, ist und bleibt ein Stümper. Wer weiterstrebt und durch die Beschäftigung mit seiner Klampfe tiefere Einsicht in die Musik gewinnen, dem Instrument reichere Klangschattierungen, neue Kombinationen entlocken will, der muß sich mit Bau und Spielmöglichkeiten ebensowohl näher vertraut machen, wie mit der Musikliteratur aller Zeiten. So gewinnt er auch Stilkunde und vielerlei andere Anregungen in kulturgeschichtlicher Hinsicht. Hier soll dies Buch helfen. Es will und kann kein Lehrbuch zum Selbststudium sein. Dafür bietet es aber neben einer geschichtlichen Darstellung der Entwicklung der Lautenbaukunst und des Lautenspiels Ratschläge für Spielweise und Ankauf, Vortrags- und Stilhilfen und eine vorzügliche Uebersicht über die Literatur der Spieltechnik wie des Notenmaterials für die Lautenmusik, vor allem aus alter Zeit. (Von neuen Bearbeitern vermisse ich Dr. Heinz Schall darin, der, Musikhistoriker und Sänger von Fach, Stilkenntnis und Instrumentaltechnik zu interessantem Satz vereinigt.) Ein ausgezeichnetes Bildermaterial ergänzt den Text.

Diese verdienstvolle Sammlung wird fortgeführt. Vielleicht kann ich später über andere Volksbücher hieraus berichten, z. B. „Goethe und die Musik". Es wäre auch im Interesse unserer musikinteressierten Kreise zu wünschen, daß Themen, wie die „Entwicklung des Chorgesanges" oder „Kunst und Wissenschaft des Singens" in geschichtlich-soziologischer wie ästhetisch-kultureller Beleuchtung beschrieben würden. Oder wenn „Volkslied und Kunstlied" in ihren Beziehungen und Gegensätzlichkeiten dargestellt würden — kurz, wenn der Stoff der musikalischen Volksbücher in nahe Berührung mit der Volksmusik gebracht würde.

Von hier aus führt uns ganz in das Gebiet der praktischen Volksmusikpflege ein kleines Büchlein, das im Verlage der Arbeiterjugend erschienen ist. Es nennt sich „Das

Volkslied" und ist die zweite Auflage der zuerst erschienenen Sammlung von Volksliedern und volkstümlichen Liedern, die Hermann Böse (der in der Arbeitermusikbewegung lange tätige Dirigent, Musikschriftsteller und Lehrer in Bremen) verantwortlich zeichnet. Die neue Auflage versucht ein etwas kühnes Experiment: da Böse weiß, daß die Bedeutung der Noten unseren Jugendlichen nicht bekannt ist und verhindern will, daß sie sich mit dem ewigen Schrumm-Schrumm des stumpfsinnigen Lautenbegleitungsschemas primitiver Art die Freude an der Kunst allmählich verderben, so versucht er eine neue Art, mit Buchstaben und Zahlen den Lesern des Buches nicht nur ein neues Alphabet, sondern sogar die Grammatik und Syntax (um im Gleichnis zu reden) beizubringen. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, daß auch begabte und musikalische junge Leute aus diesen auf ein paar kurze Seiten zusammengedrängten Schnellernanweisungen die komplizierte Sprache der musikalischen Technik erlernen können, zu der selbst der gute Schüler Wochen, ja Monate braucht. Böse versichert, es mit seinen Schülern ausprobiert zu haben. Aber nur mit dem Buch ohne die lebendige Hilfe des Lehrers kann das kaum jemand erlernen. Immerhin: es müßte erprobt werden. Und so würde ich mich sehr freuen, wenn ich aus dem Leserkreise dieser Zeitschrift etwas über Erfahrungen erführe, die man mit dieser Methode gemacht hat. (Auch sonst bin ich für Zuschriften, die ich öfters mit Stellungnahme zu den von mir hier erörterten Fragen erhalte, sehr dankbar. Stammt doch z. B. die Anregung zu diesem Artikel aus einer derartig entstandenen Korrespondenz mit einem Leser der „Neuen Zeit"!)

Abgesehen von diesem Bedenken theoretischer Art kann das Büchlein allen Musikfreunden, Alt wie Jung, warm empfohlen werden. Es ist eine Fülle von Stoff hier gesammelt: die ganze Schar von alten und neuen Volksliedern und volkstümlichen Weisen, die uns lieb und vertraut sind — und viele, die nur in einigen Gauen Deutschlands im Schwange sind, dann vor allem die lange aus dem Volksmund verschwundenen Wunderweisen früherer Jahrhunderte, aus dem um 1450 erschienenen Lochheimer Liederbuch und anderen alten Liedersammlungen jener prachtvollen Volksmusikzeit. Alles ist sorgsam geordnet, gruppiert und mit kurzen, treffenden Notizen versehen. Nur fehlen leider vielfach Vortragsbezeichnungen, die — besonders bei unbekannten, fremdartigen Liedern — unerläßlich sind und dem Singenden von Anfang an die rechte Einstellung geben. Zum Unterschied von dem ähnlichen, aber nicht so gut redigierten „Zupfgeigenhansl'" finden sich hier auch die Lieder, die unsere Arbeiterjugend bei jeder Gelegenheit als Kampf- und Trutzlieder singt, die älteren und auch die neuen, erst im Laufe der letzten Jahre aufgetauchten („Wann wir schreiten" usw.). Leider muß man da — ich sage es ungern — oft den guten Willen für die Tat eines Kunstwerks nehmen. Noch fehlt uns, die wir so schöne Dichtungen freiheitlicher Tendenz haben, völlig die entsprechende Musik. Man begnügt sich mit schlechten Allerweltskompositionen oder dichtet unter die Andreas-Hofer-Strophe und andere Lieder neue Texte, mit arger Vernachlässigung von Versmaß und Rhythmus. Vielleicht kommt das alles erst einmal später, wenn die Jugend von heute alt genug geworden sein wird, um dafür zu sorgen, daß wieder — wie einstmals — Musikerziehung die Rolle im Leben der Kinder spielen muß, wie in jener alten Zeit, wo wir in Deutschland eine wahre musikalische Volkskultur hatten. Die fehlt uns heute vollkommen.

Und so erklärt es sich, daß trotz aller Mahnungen aus dem Munde musikalischer Ratgeber es nicht vorwärts gehen will. Ich kann mich aber auch des Gedankens nicht erwehren, daß man bis in die führenden Kreise unserer Arbeiterbildungsorganisationen von der kulturellen Bedeutung einer wahren Volksmusikpflege noch nicht genügend durchdrungen ist. Gerade weil unsere Arbeiterjugend nicht genügend Rat und Unterstützung bei diesen Instanzen findet, sucht sie sich mühsam ihre eigenen Wege zu Gesang, Lautenspiel und Tanz und macht Umwege, kommt auf Abwege, die viel Kraft und Zeit kosten und innerhalb der Entwicklungslinie eine unnötige Hemmung, ja ein zeitweiliges Abbiegen vom Ziele der Kunst, vom Wesen der Kultur be-

deuten. Das alles soll keine Kritik an unserm Büchlein bedeuten — im Gegenteil: es soll zeigen, daß trotz aller dieser Hemmungen gerade ein solches Volksmusikbuch für unsere Jugend von allergrößter Bedeutung ist, das neben jenen unbedeutenden Kompositionen die Singenden und Spielenden in die guten Lieder einführt. So können sie vergleichen und damit ihr Urteil schulen. Allgemach werden sie dann mit geschärften Sinnen unterscheiden können, was gute Musik und was Afterkunst ist. So kann gerade eine solche Sammlung segensreich wirken. Auch für Erwachsene bietet sie viel Stoff zum Genießen und Nachdenken. —

Literarische Rundschau

Alfred Brunswig, **Hegel.** Philosophische Reihe. Herausgegeben von Dr. Alfred Werner. 54. Band. Rösl und Cie. München 1922. 307 Seiten Klein-Oktav.

Unter einem Teil der philosophisch Interessierten in unseren Reihen besteht noch immer, von Marx, Engels und Lassalle her, eine gewisse Verehrung für deren philosophischen Lehrer, den großen G. W. F. Hegel. Aber die wenigsten von ihnen werden eine genauere Vorstellung von der philosophischen Gesamtleistung dieses ohne Frage, wie auch sein Gegner anerkennen muß, genialen Denkers haben; denn es ist nicht jedermanns Sache, ja für einen Nichtfachmann fast unmöglich, sich, noch dazu ohne philosophische Hilfe, durch die achtzehn Bände seiner gesammelten Werke durchzuarbeiten, von dem außerdem Erschienenen oder gar der Literatur über Hegel ganz zu schweigen. Und von den wenigen zusammenfassenden Gesamtdarstellungen ist die bekannteste, die von Kuno Fischer (in dessen Geschichte der neueren Philosophie), für den gewöhnlichen Sterblichen zu umfangreich (über 1300 Seiten!), diejenige Falkenheims in der Sammlung „Große Denker" zu kurz, die von K. Rosenkranz (1844) und besonders die von R. Haym (1857) zwar immer noch wertvoll, indes doch heute einigermaßen veraltet. Daher darf man es mit Befriedigung begrüßen, daß jetzt eine neue, handliche und für ein größeres Publikum bestimmte Gesamtschilderung aus der Feder des Münsterschen Philosophieprofessors Alfred Brunswig erschienen ist.

Der an eine soziologische und ökonomische Betrachtungsweise Gewohnte wird sich freilich an die rein philosophische Denk- und Schreibweise des Verfassers erst gewöhnen müssen. Brunswig ist im allgemeinen Anhänger einer idealistischen Philosophie, er stand früher dem kritischen Idealismus Kants näher und hat sich jetzt, wie manche andere, zu Hegel hin entwickelt, ohne jedoch die Schranken und Schwächen von dessen Philosophie zu verkennen, die er namentlich in ihrer Tendenz zur Uebersteigerung des rein Logischen in der dialektischen Selbstbewegung der „ewigen" Begriffe sowie in der damit zusammenhängenden Tendenz zur Verkennung des Individuellen und zu einem gewissen Quietismus erblickt. (Näheres siehe in dem Schlußkapitel: Kritischer Rückblick auf Hegels Philosophie, S. 290—305.) Darum erscheint ihm auch die innere Zersetzung und der Zerfall der Hegelschen Schule nach des Meisters Tode als „gerechtes Gewicht". Schade, daß Brunswig für die Fragen des historischen Materialismus und Sozialismus nicht näher interessiert erscheint, die nur in einem einzigen Satze (S. 303) kurz erwähnt werden.

Abgesehen davon bietet das Buch für den, der Hegel noch nicht kennt, eine zwar, wie bei einem solchen Denker selbstverständlich, angespanntes Denken erfordernde, aber doch allgemeinverständliche, dabei von einem guten Kenner und warmen Verehrer und daneben doch vorurteilslosen Kritiker herrührende Einführung in die Grundgedanken von Hegels Philosophie. Der Darstellungsstoff ist auf 16 Kapitel verteilt. Die ersten schildern einleitend Leben, geistige Ursprünge und metaphysische Grundgedanken; die nächsten ausführlicher Logik und Naturphilosophie, kürzer von der „Philosophie des Geistes" die Psychologie, Staats-, Geschichtsphilosophie und Aesthetik, eingehender wieder die Religionsphilosophie.

Brunswig möchte „Hegel dem gebildeten Deutschen zurückgewinnen", aber nicht, „um den Hegelianismus neu zu wiederholen". (S. 304.) Seinen folgenden Sätzen kann auch ein Gegner beipflichten: „Das System als solches ist tot. Aber die unermeßlichen Geistesschätze, die in ihm untergebracht sind, leben und können unser Leben befruchten." Was freilich von Hegel, um ein bekanntes Wort des italienischen Hegelkenners Benedetto Croce zu gebrauchen, für die Gegenwart noch „lebendig"; was daran „tot" ist, darüber wird man verschiedener Ansicht sein können und dürfen. Karl Vorländer.

Siegfried Ochs, **Geschehenes — Gesehenes.** Lebenserinnerungen. 428 Seiten. Verlag Grethlein u. Co., Leipzig.

Auf dem deutschen Büchermarkt nimmt die Memoiren-Literatur gegenwärtig einen sehr ausgedehnten Platz ein. Kein Wunder, daß vieles darunter ist, das sich kaum des Lesens verlohnt, selbst wenn der Verfasser ein Mann von Rang ist. Siegfried Ochs', des bekannten Berliner Dirigenten und Musikpädagogen Lebenserinnerungen machen eine rühmliche Ausnahme. Dieser Autor hat wirklich etwas zu sagen. Nicht nur von sich selber, nein, in seinem Buche kommen und gehen eine ganze Reihe der Großen der deutschen Musikwelt. Bruckner, Bülow, Brahms, Wolf, Wagner und viele andere lernen wir im mehr oder weniger ausgedehnten Verkehr mit Ochs kennen. Auch Politikern und anderen Zeitgenossen begegnen wir; selbst August Bebel wird uns als geschätzter Plauderer an gemütvollen Abendtischen vorgeführt. Dazu ist der Verfasser ein zuweilen recht launiger Erzähler. Eindrücke und Erlebnisse eines halben Jahrhunderts ziehen bunt und farbig am Leser vorüber. Das auch sonst gut ausgestattete Buch ist mit neun Photographien und vier faksimilierten handschriftlichen Briefen geziert. Kl.

Arbeiterbanken in den Vereinigten Staaten. Eine der beachtenswertesten Erscheinungen in den Vereinigten Staaten ist die in den letzten zwei Jahren erfolgte Gründung von Arbeiterbanken, die zurzeit über ein Kapital von mehr wie 6 Millionen Dollar verfügen. Die erste und bedeutendste Einrichtung dieser Art ist die Genossenschaftsbank des Verbandes der Lokomotivführer mit einem Kapital von 1 Million Dollar. Sie wurde im Jahre 1920 gegründet und die von ihr aufgestellten Grundsätze wurden auch von den später errichteten Arbeiterbanken übernommen. Eine und dieselbe Person kann nicht mehr als drei Anteile besitzen, ausgenommen die Direktoren, von welchen das Gesetz den Besitz von zehn Anteilen fordert. Die große Mehrheit der Anteile sind im Besitz von Mitgliedern des Verbandes; außerdem besitzen noch einige Sachverständige Anteile, deren Beteiligung wegen ihrer Fachkenntnisse ratsam erschien. Die Dividende auf das Anteilskapital ist auf 10 Proz. im Jahre beschränkt. Gewinne, die den für Dividende und Reserven erforderlichen Betrag überschreiten, werden auf die Spareinleger aufgeteilt.

Arbeiterbanken haben in den Vereinigten Staaten ein gutes Feld der Tätigkeit. Die Nationalbanken allein zählen 19 Millionen Einleger, was im Durchschnitt einen Einleger auf jede Familie ergibt. Es gibt etwa fünf Millionen organisierte Arbeiter, deren Sparguthaben meist recht hoch ist. Den Wohlstand des Landes zeigt auch der Umstand an, daß im Durchschnitt eine Person von je elf ein Automobil besitzt, woraus weiter zu schließen ist, daß viele Arbeiter ihre eigenen Automobile haben. Die jährliche Lohnsumme stellt sich in den Vereinigten Staaten auf 25 Milliarden Dollar. Der Wert der landwirtschaftlichen Produktion ist ungefähr ebenso hoch.

Ausführliche Angaben über die Arbeiterbanken in den Vereinigten Staaten enthält ein Aufsatz der Zeitschrift „Industrial and Labour Information" (vom 29. Juni 1923), die vom Internationalen Arbeitsamt herausgegeben wird.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

